

herausgegeben von

P. A. Rosegger.

WIEDER GYUL
fögyem, tauár
* CSIK-SOMLY



Heimgarten

Peter Rosegger

902
744

Y.2

Library of



Princeton University.

Heimgarten.

Eine Monatschrift

herausgegeben von

P. A. Rosegger.



WIEDER GALT
 fegyva taar
 COPIES ONLY

A. WALDHEIM WIEN.

Druck und Verlag von Leukam-Josefsthäl in Gra;

Preis per Heft 30 fr. = 60 Pf., per Jahrgang 3 fl. 60 fr. = 7 M. 20 Pf.

Inhalt.

	Seite
<u>Die Rose von Bahira. Eine morgenländische Erzählung von Karl May</u>	1
<u>Nach Amerika! Eine Geschichte aus dem steierischen Oberlande von P. K. Hofegger 12</u>	12
<u>Auf eigener Scholle. Gedicht von Ludwig Foglar</u>	29
<u>Sedanken über den Selbstmord. Von Robert Hamerling</u>	30
<u>Barbara von Cilli. Eine Lebensskizze von Prof. Dr. Franz Kroneš</u>	34
<u>Hans Seeling. Ein Erinnerungsblatt von Alfred Weiskner</u>	41
<u>Wiener Vorkadt-Figuren. Von Friedrich Schögl</u>	45
<u>Der Nachsommer. Eine Erzählung von Adalbert Stifter</u>	49
<u>Der Tanz auf der Alm. Ein Bild aus dem Volksleben von P. K. Hofegger</u>	55
<u>Herbstlied des Couristen. Von H. G. Adolf Weis</u>	60
<u>Kleine Laube:</u>	
<u>Die Weltvagabunden. Ein Zwiegespräch, mitgetheilt von Hans Malfer</u>	61
<u>Altböhmische Lieder. Der „Königshofer Handschrift“ frei nachgedichtet von K. W. Dörfely</u>	65
<u>Dorfbriefe</u>	65
<u>Schwätzlein komm' wieder. Herbstlied von August Silberstein</u>	67
<u>Der Bräunwirth zu Abelsberg. Ein Schwank von P. K. Hofegger</u>	67
<u>Ein Jahr aus dem Leben einer Dorfschönen. Zu Papier gebracht von P. K. Hofegger</u>	69
<u>Da ormi Bua. A Dorfskizze von P. K. Hofegger</u>	72
<u>Bücher:</u>	
<u>Allerlei Romane. Von Hieronymus Lorm</u>	73
<u>Innerösterreichisches Stadtleben vor hundert Jahren. Von Dr. Anton Schlokar</u>	76
<u>Leichtsinnige Lieder. Von Alfred Friedmann</u>	76
<u>Salzammergut!</u>	77
<u>Ein Alpenbuch</u>	78
<u>Neue Kärntnerlieder</u>	78
<u>Notizen</u>	78
<u>Postkarten des „Heimgarten“</u>	79

Heimgarten.



Eine Monatschrift

herausgegeben

von

V. K. Rosegger.

II. Jahrgang.



Graz.

Verlag von Leykam-Josefsthal.

1878.

Inhalts-Verzeichniß

des

„Heimgarten“, II. Jahrgang.

Erzählungen.

	Seite
Die Rose von Kahira. Eine morgenländische Erzählung von Karl May	1, 81, 182
Nach Amerika! Eine Geschichte aus dem steirischen Oberlande von P. K. Rosegger	12, 96
Auf Sommerfrische. Novelle aus dem Tragöthale von Luise Lecher	161, 258
Das Verbrechen einer Mutter. Erzählung von Karl Thomas	195
Der Hinterschöpp, oder: Die Geschichte dreier zweifelhaften Personen von P. K. Rosegger	241, 321, 412
Der böse Blick. Eine Geschichte aus dem Süden von E. M. Bacano	264
Die falschen Exzellenzen. Humoreske von Karl May	347, 423
Ein Unheimlicher. Novелlette von L. Anzengruber	401
Hoch hinaus. Eine Erzählung von M. v. Koskowska	481, 561, 652
Das dämonische Gnadenbild. Von E. M. Bacano	493
Der Blöser-Hand. Eine Geschichte aus den Waldbergen von P. K. Rosegger	580
Zwei Kreuze. Eine Erzählung von Anton Horn	641
Annonce Numero Neunundneunzig. Eine Novelle von Hans Malser	721
Gräfin Edmund. Eine Novelle von E. M. Bacano	801, 891
Hier auf dieser Strafen hat mich Gott verlassen. Eine Erzählung von P. K. Rosegger	819
Meister Gottfried's Morgengang. Eine Erzählung von Hans Malser	825

Natur- und Culturgeschichtliches.

Gedanken über den Selbstmord. Von Robert Hamerling	30
Barbara von Cilli. Eine Lebensskizze von Prof. Dr. Franz Kroneš	34
Die Weltvagabunden. Ein Zwiegespräch, mitgetheilt von Hans Malser	61
Paln's letzter Tröster. Authentische Berichte über die Secte der Pöschliauer von Ferdinand Zöhrer	128
Ein böser Schlafgenosse. Von Dr. Cubasch	138
Erste Erscheinungen in der Culturgeschichte. Von Dr. F. Ebner	149
Vom kleinen ewigen Krieg. Studie von F. A. Bacciocco	210
Aus der Naturgeschichte des Weibes	214
Aus alter Chronik. Ein Zeitbild in Umrissen von Dr. Franz Kroneš	270
Aus dem Reiche der Thorheit. Von F. M.	287
Von der deutschen Sprache	308

(RECAP)

0902
44

469497

ANNEXA

	Seite
Zur Geschichte der Sittlichkeit. Von Robert Hamerling	360
Unsere Bienen in Australien	390
Frauenleben in Graz vor 100 Jahren. Von Dr. A. Schloßar	435
Ueber den Teufel. Eine Studie von Th. Bernaleken	443
Ueber den sprachlichen Verkehr des Menschen mit den Hausthieren. Von P. A. R.	463
Zur Statistik der Verbrechen. Studie von Emil Soffé	510
Pius IX. und die Revolution von Prof. Julius Schanz in Rom	524
Früh vor Tagh. Vaterländische Nachrichten aus der guten alten Zeit von Ernst Keiter	600
Die Sprache, die man mit den Thieren redet. Ein Schreiben an den Herausgeber von K. J. Schröer	633
Deutsche Ausdrücke. Von Th. Bernaleken	796
Innere Zustände der Steiermark seit der Reformationszeit. Von Dr. Franz Kroneß	839
Ein Werd im Walde. Von P. A. Rosegger	870
Zigeuner. Von K. J. Schröer	937

Land und Leute.

Wiener Vorstadt-Figuren. Von Friedrich Schögl:	
Streichmacher	45
Der Inagl-Tangl-Warr	378
Eine neue Alpenbahn. Touristenplauderei von P. A. Rosegger	134
Culturbilder aus Amerika. Von Albert Moncourt	284, 375, 614, 770
Orientalischer Quietismus. Von Hieronymus Lorm	450
Keapel auf der Straße. Ein Reisebild von P. A. Rosegger	534
Die Hintersten im Gebirge. Von demselben	606
Aus dem neuen Tirol. Von Dr. Albert Hg	677
Vineta-Wien. Geschichten aus einer versunkenen Stadt von Hieronymus Lorm	755, 935
Eine Leichenverbrennung. Reisebild aus dem Oriente von Louis Gauthier	792
Pariser Kosaken	794
Unser Land im Osten. Von Dr. Anton Schloßar	850

Volksthümliches aus den Alpen.

Der Tanz auf der Alm. Von P. A. Rosegger	55
Der Kirchhofkrieger und Auszüge aus seinem Todtentanz. Von demselben	145
Der taube See. Steirische Sage von Hilarius	307
Die zwölf Richter ihrer Mutter. Vaterländische Sage	472
Das Fischgebet. Ein Sermon von P. A. Rosegger	502
Ueber das Volkslied. Von August Silberstein	668
Freimischen. Eine Skizze aus dem Bauernhose von P. A. Rosegger	941
Ueber das Fremdenbuch in den Alpen. Von H. Walser	945

Kleine Geschichten, Skizzen und Schwänke.

Der Brückenwirth zu Abelsberg. Ein Schwank von P. A. Rosegger	67
Ein Jahr aus dem Leben einer Dorfschönen. Zu Papier gebracht von demselben	69, 156, 227, 302, 393, 466, 551, 630, 707, 780, 872, 951
Die Abelsberger der Majestät. Von demselben	153
Der Musikant. Eine Geschichte aus dem Künstlerleben des Volkes. Von demselben	173
Träume und Ordensgeschichten. Erinnerungen von Eduard Bauernfeld	206

<u>Der Belehrungsüchtige, oder: Nachrichten aus dem Leben des Petrus Michel. Von</u> <u>P. K. Kossegger</u>	<u>223</u>
<u>Auf der Wanderung zur Mutter. Eine Sylvestergeschichte. Von demselben</u>	<u>292</u>
<u>Wie die Geburtshelferin Frau Schlumpe der Frau Stadtschreiberin beistand. Mitge-</u> <u>theilt von K. H.</u>	<u>298</u>
<u>Zum Benefice. Skizze aus dem Leben eines Schauspielers von Hans Malser . .</u>	<u>341</u>
<u>Der Letzte von anno Neun. Von Josef Crler</u>	<u>460</u>
<u>Vom Stamme getrennt. Ein Sagenfang aus dem Weltmeere, übermittelt durch Hans</u> <u>Malser</u>	<u>469</u>
<u>An jenem siebzehnten Juli. Mitgetheilt von demselben</u>	<u>498</u>
<u>Der Brautkranz. Aus meinen Jugenderinnerungen von Franz Cerwenka . . .</u>	<u>539</u>
<u>Der Schellend' Schuster. Ein Schwank von P. K. Kossegger</u>	<u>546</u>
<u>Die ersten Kesseldiebe. Aus der Bibelübersetzung eines alten Wurzelgräbers. In den</u> <u>Druck gegeben von P. K. Kossegger</u>	<u>549</u>
<u>In der Spelunke. Erinnerungen von Eduard Bauernfeld</u>	<u>595</u>
<u>Der Wehndl Noah</u>	<u>627</u>
<u>Bei ihm zu Tische. Eine Erinnerung aus Studententagen von P. K. Kossegger .</u>	<u>662</u>
<u>Wie mit dem Herrgott umgegangen wird. Von Ludwig Anzengruber</u>	<u>685</u>
<u>Der Sessel im Empfangsaale der Marquise von Compadour. Von Don Preston</u>	<u>692</u>
<u>Der Widerspruchsgelst als Heiratscandidat. Ein Schwank von P. K. Kossegger .</u>	<u>703</u>
<u>Drei Touristengeschichten. Von demselben</u>	<u>736</u>
<u>Abenteuer des Kunstenthusiasten Zacharias Friedel. Von Josef Lewinsky . . .</u>	<u>747</u>
<u>Berscheucht. Eine Waldlaune von P. P. Kossegger</u>	<u>777</u>
<u>Der Patriarchen-Tafel. Aus der Bibelübersetzung eines alten Wurzelgräbers</u>	<u>783</u>
<u>Das Bildniß der wunderthätigen Frau. Eine Geschichte von H. K.</u>	<u>787</u>
<u>Die Raube eines Soldaten. (Erinnerungen eines Feldpaters aus dem Jahre 1866) .</u>	<u>789</u>
<u>Handwertergeschichten. Von P. K. Kossegger</u>	<u>831</u>
<u>Wie der Herr Christof ein Zechbruder worden ist</u>	<u>875</u>
<u>Geschichten vom Prinzen Johann</u>	<u>881</u>
<u>Hübchen, wirft Du ein Meckru! Erinnerung aus der Jugendzeit von P. K. Kossegger</u>	<u>908</u>
<u>Studentenwirthschaft. Von Adalbert Stifter</u>	<u>916</u>
<u>Was mir bei einer Pestscherin passirte. Von Robert Hamerling</u>	<u>930</u>
<u>Ein dreifach Glück zertreten. Erlebnis aus jüngsten Tagen, mitgetheilt von H. Hirt</u>	<u>947</u>
<u>Der Wehrmann. Nach einer Begebenheit erzählt</u>	<u>950</u>
<u>Wer kriegt den Zwanziger? Ein Volksschwank</u>	<u>953</u>

Gedichte und Lieder.

<u>Auf eigener Scholle. Von Ludwig Foglar</u>	<u>29</u>
<u>Herbftlied des Touristen. Von H. W. A. Weiß</u>	<u>60</u>
<u>Altböhmische Lieder. Der „Königinhofer Handschrift“ frei nachgedichtet von K. W.</u> <u>Wessely</u>	<u>65</u>
<u>Schwälblein, komm' wieder. Herbftlied von August Silberstein</u>	<u>67</u>
<u>Der ormi Bua. A Dorfg'schicht von P. K. Kossegger</u>	<u>72</u>
<u>Wenn einft mein müder Leib im Grabe ruht. Von Stephan Kuborn</u>	<u>95</u>
<u>An den Dichter der „Hymne eines Glücklichen“. Von Hans Malser</u>	<u>112</u>
<u>Ein Tanz vor der Mahlzeit. Zeitgedicht von Viktor Käfer</u>	<u>113</u>
<u>Sag', liebes Kindchen Gedicht von Robert Hamerling</u>	<u>181</u>
<u>Altweibersommer von A Siedenburg</u>	<u>209</u>
<u>O, einmal noch so froh zu sein Gedicht von Ernst Kaufcher</u>	<u>220</u>

	Seite
Beständiges im Wechsel. Von Paul Kirsch	238
Sei begrüßt, Du himmlischer Knabe! Eine Weihnachtsandacht	234
Ein Rosenblatt aus dem Kranze der Liebsten. Gedicht von Hans Malser	269
Kleine Elegie. Von Ludwig Eichrodt	309
Es wallt das Korn . . . Ein Gedicht von Gottfried Keller	340
Persen. Gedicht von Stephan Kuborn	350
Bequeme Dunkelheit. Gedicht von Luise Lehner	389
Festgruß zur Feier von Karl v. Holtei's 80. Geburtstag. Verfaßt von P. K. Mosegger	398
Liebeslieder. Von Albert Moeser	411
Ein guter Schluß. Gedicht von Rudolf Baumbach	434
Warum? Gedicht von Ada Christen	449
Und jauchzend stieg das Doppellied . . . Gedicht von F. Wagner	462
Was zan Ofrein is, wird ofreid, was zan Leidn is, wird glidn! Gedicht in Steiri. scher Mundart von P. K. Mosegger	474
Der Dombaumeister. Gedicht von K. G. Ritter v. Leitner	492
Saumroskente. Gedicht von Alfred Reifner	501
Ein Gedante in der Charwoche. Von Eduard Bauernfeld	504
Der Zigeuner. Gedicht von Ludwig Eichrodt	514
Es kam ein Lenzsturm über Nacht. Gedicht von F. G. Adolf Weiß	538
Jaggsfräid. Nach einem Motive von Anton Schlagin	548
Raien und Rosen	590
Ward untreu Dir Dein erstes Lieb. Gedicht von Robert Hamerling	599
Lieder von Albert Moeser	605
Auf dem Grazer Schloßberge. Distichen von Alfred Friedmann	613
Mei Läublog. Gedicht in Steirischer Mundart	625
Die Klume im Thale. Gedicht von Robert Hamerling	667
Abschied. Gedicht von E. Obendorf	691
Mein süßes Kind, Du weis't noch nicht . . . Von Hans Malser	694
Ein Mann der Wunder. Von Ludwig Foglar	702
Wit gar schön, singa loss'n! Gedichte in Salzburger Mundart von Dr. Märzroth	707
Philosophie in der Bauernjuppe. Von Otto Ludwig Müller	709
Ich möchte sterben! Serbisches Volkslied	712
In einem Schloßchen, das verlassen. Gedicht von L. Kuzenruber	735
Das Erntekind. Von P. Fels	746
Stilleben. Von Albert Moeser	760
Eisen auf immerdar. Von Rudolf Baumbach	764
Liebeswiedersehen. Von Alfred Friedmann	824
Herbstblumen. Von K. G. Ritter v. Leitner	838
Klingstand. Von August Silberstein	870
Zwei Gedichte in der Egerländer Mundart von Graf E. Zedtwitz	878
Schiffertied. Von Rudolf Baumbach	890
Penkzeilen. Von Ludwig Foglar	934
Schwänke eines osmanischen Entenspiegels. Von Murad Efendi	954

Biographisches, Kunst und Literatur.

*Hans Seeling. Erinnerungsblatt von Alfred Reifner	41
*Der Nachkommer. Von Adalbert Stifter	49
Allerlei Romane. Von Hieronymus Lorm	73
Innerösterreichisches Stadtleben vor 100 Jahren von A. Schloßar	76

Leichtsinrige Lieder von Alfred Friedmann	—
Salzammergut	77
Ein Alpenbuch	78
Neue Kärntnerlieder	—
* Adalbert Stifter. Ein Dichterbild von E. Manzoni	121
Humoristische Poesie. Von Robert Hamerling	158
* Christian Lammfell	235
Anna von Götzing	236
Kunst und Leben. Neuer Almanach für das deutsche Haus von Friedrich Bodenstedt	237
* Wiener Lust. Kleine Culturbilder aus dem Volkleben der alten Kaiserstadt von Friedrich Schögl, besprochen von R. J. Schröder	280
Realismus und Idealismus in der Lyrik. Besprechung von Robert Hamerling	310
* Carl Egon Ebert. Besprochen von Oskar Teuber	311
Agnès von Meran. Von Franz Wiffel	313
Federzeichnungen aus der Thierwelt. Von Ablaia v. Enderes	315
Das Menschenleben in seiner sittlichen Erscheinung. Von Johannes Krent	316
Paaische Dorfgeschichten. Von Hans Hopfen	317
* Ueber dramatischen Unterricht. Von Dr. M. Tyrolt	386
Lectüre am Kamin. Besprechung von Robert Hamerling	399
* Oesterreich im Süden	474
Handbuch der Geschichte Oesterreichs von Prof. Franz Kronek, besprochen von Franz Wöfstel	476
Homo sum! Roman von Georg Ebers	477
* Bekenntnisse eines großen Schauspielers. Von Karl v. Holtei	515
Herbstblumen. Gedichte von R. G. Mit. v. Leitner, besprochen von F. K. Kofsegger	559
* Gustav Federnast. Von F. K. Kofsegger	618
Gedanken über das neueste Sensationsbild	635
Feld Janos. Ein ungarisches Märchen von Petöfi	636
Zudengeschichten. Humoristische Erzählungen von Sacher-Masoch	637
Guzkow und Hebbel. Besprochen von R. J. Schröder	—
Unter Tannen und Pinien. Von Carl du Prel. Besprochen von Ernst Kaufher	638
* Der Naturforscher auf dem Pegasus	710
*'s Jungferngift	710
Berliner Witz	718
Schlichwang. Roman von Adolf Glaser	714
Am Pochtar. Novelle von Ernst Kaufher; besprochen von Ernst Reiter	715
* Ueber die Kunst des mündlichen Vortrages. Von Robert Hamerling	761
Wilhelm Gerhards Gesänge der Serben. Besprochen von Franz Wöfstel	798
Gaßner's Novellen von Heinrich Roß; besprochen von Ernst Reiter	879
Topographisch-statistisches Vericon von Steiermark mit historischen Notizen und Anmerkungen, herausgegeben von Jos. And. Zanisch, besprochen von Franz Wöfstel	954
Bertauschl. Novelle von Alfred Friedmann	955
Notizen 78, 159, 237, 317, 400, 478, 560, 639, 716, 799, 879, 956	

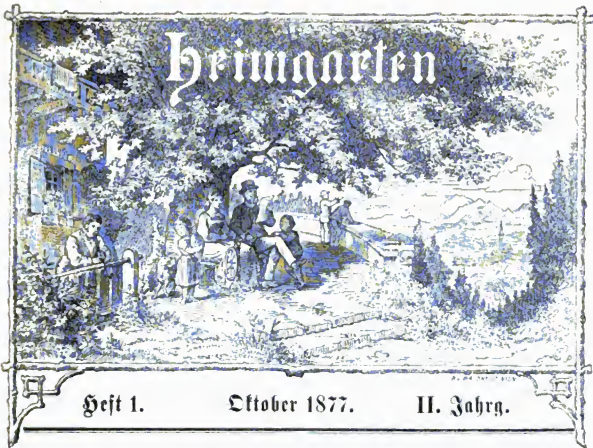
Die mit einem * bezeichneten Aufsätze sind ausführlichere Arbeiten.

Verschiedenes.

Dorfbriefe	65, 152, 231, 305, 396, 472, 554
Johannes Kepler auf dem Schödel. Von Dr. Richard Feilulich	201
Die Nacht der Weiße. Von Robert Hamerling	221

	Seite
Victor Emmanuel auf der Jagd. Von Julius Schanz	367
Der Lawinensturz im Lahnthale. Nach Mittheilungen des Herrn Pfarrers Dolinar in der Freie geschildert von P. K. Hofegger	454
Realismus und Idealismus. Erinnerungen aus dem Revolutionsjahre von Baron Josef Kalchberg	505
Vom Vater des Kaisers	556
Ein Rettungshaus	698
Moderne Frauen-Typen. Von Luise Lecher	765
Eine Anklage in Bezug auf die Kinderpflege der Welpen	778
Unser tägliches Brot und dessen Verhältnis zu unseren modernen Bestrebungen, Zu- ständen und Krankheiten. Von Dr. Franz Bissler	859
Von der göttlichen Gesellin. Eine Plauderei von K.	865
Postkarten des Heimgarten 79, 160, 240, 320, 400, 480, 560, 640, 720, 800, 880, 956	





Die Rose von Kahira.

Eine morgenländische Erzählung von Karl May.

Es war um die Zeit, in welcher die ägyptische Sonne ihre Strahlen mit der gesteigertesten Gluth auf die Erde sendet und jeder, den nicht die Noth hinaus unter den freien Himmel treibt, sich unter den Schutz seines Daches zurückzieht und nach der möglichsten Ruhe und Kühlung strebt. Auch ich lag auf dem weichen Divan meiner gemietheten Wohnung, schlürfte würzigen Koffa und schwelgte in dem Dufte des köstlichen Djebeli, welcher meiner Pfeife entströmte. Die starken, fast fensterlosen Mauern boten dem Sonnenbrande einigen Einhalt und die aufgestellten porösen Gefäße, durch deren Wände das Nilwasser verbunstete, machten die Atmosphäre so erträglich, daß ich von der gewöhnlichen Abspannung des Menschen während der Mittagszeit wenig oder gar nichts bemerkte.

Da erhob sich draußen die scheltende Stimme Omar-Arha's, meines Dieners, der zugleich die Stelle eines

Ministers aller inneren und äußeren Angelegenheiten bei mir vertrat und mit einer Liebe und Ergebenheit an mir hing, die von einem Araber einem Christen gegenüber fast beispiellos genannt werden konnte. Er war früher Soldat seiner vicelöniglichen Majestät gewesen und nach langjähriger Dienstzeit in Folge seiner Invalidität ohne Weiteres fortgejagt und fast dem Hungertode in die Arme getrieben worden; damals nahm ich ihn zu mir, heilte ihn von seinen Gebrechen und fand mich in der Folge reichlich dafür belohnt. Er bekam gute Kleidung und trug ausgezeichnete Waffen, zwei Dinge, welche ihn mit unendlichem Stolz erfüllten, und als ich ihm später noch die Vollmacht gab, mit dem königlichen Firman (Reisepaß, Empfehlung) in der Hand mich in den meisten geschäftlichen Angelegenheiten zu vertreten, da fühlte er die ganze Größe seiner Würde und wiederholte mir fast täglich die Verheuerung:

„Was war ich, o Herr, als Du mich fandest und Dich mein erbarmtest? Eine tobte Ratte, ein Hund, den man von sich stößt! Und was bin ich bei Dir geworden? Ein Sihbi (Herr), vor dem sich der Fellaß fürchtet und der Türke zittert. „El hamdi lillahi, Gott sei Dank!“

Außer seiner Treue und Zuverlässigkeit besaß er noch eine ganz besonders schätzenswerthe Eigenschaft in einem Humore, der nie zu versiegen schien, bei jeder Gelegenheit hervorprudelte und selbst der ernstesten und schlimmsten Lage noch eine heitere Seite abzugewinnen wußte. „Mulle,“ Spatzvogel, wurde er deshalb von allen Denjenigen genannt, denen er eine solche Vertraulichkeit gestattete; und da er, wie die meisten Araber, bei jedem Selbstgespräche sich eine Person vorstellte, mit welcher er sprach, so hielt er oft unter seinen eigenen zwei Augen die köstlichsten Reden, über welche das Zwerchfell eines etwaigen Zuhörers in die größte Gefahr gerathen wäre, zu zerpringen.

Jetzt freilich schien seine Stimmung nicht die beste zu sein, denn mit zornigem Tone hörte ich ihn rufen:

„Was, den Effendi el kebîr, den großen Herrn und Meister willst Du stören — jetzt — in seinem Ref — in seiner Mittagsruhe? Hat der Teufel — Allah beschütze mich vor ihm — Dir den Kopf mit Niltschlamm gefüllt, so daß Du nicht begreifen kannst, was ein Effendi zu bedeuten hat, ein Mann, den der Prophet mit Weisheit speist und der Alles kann, sogar die Todten wieder lebendig machen, sobald sie ihm sagen, woran sie gestorben sind!“

„Gott erhalte Deine Rede, Sihbi,“ ertönte die Antwort, „aber ich muß Deinen Effendi, den großen Arzt aus Frankistan sehen; denn mein Herr, der mächtige und reiche Abraham-Archa — Allah möge ihm tausend Jahre schenken — hat mich gesandt, um ihn zu sich zu rufen.“

„Abraham-Archa? Zu sich rufen? Wer ist denn Abraham-Archa und wie hieß sein Vater? Von wem wurde er geboren und wo leben die, denen er seinen Namen verdankt? Niemand kennt ihn, selbst ich, Omar-Archa, der tapfere Freund und Beschützer meines Gebieters, habe noch nie die Spitze seines Tarbusch gesehen. Gehe fort und komme in drei Tagen wieder. Morgen reisen wir ab!“

„So höre, Du Mann mit den verstopften Ohren, was ich Dir zu sagen habe! Der Effendi soll kommen zu —“, hier wurde die Stimme des Sprechers unhörbar, und erst die letzten Worte seiner Rede konnte ich wieder verstehen: „Reicher Lohn wartet sein, wenn es ihm gelingt, den Tod von dem Hause meines Gebieters fern zu halten!“

„Allah akbar, Gott ist groß! Und ich, Omar-Archa Ben Afrabin, stehe da, mit der Nilspitze in der Hand, und vergesse doch, ihr Deinen Rücken zu zeigen. Bei dem Barte des Propheten, Dein Mund spricht solche Weisheit, als wäre der Verstand Dir bei der Fahrt in's Wasser gefallen. Weißt Du nicht, daß ein Weib gar keine Seele hat und deshalb auch nicht in den Himmel darf? Mein Herr kennt den Koran und verachtet die Frauen. Die schönste Perle des Harems ist ihm wie der Scorpion im Sande und seine Hand hat noch nie das Gewand eines Weibes berührt, denn er weiß, daß ich es für ihn thue. Komme in drei Tagen wieder. Morgen reisen wir ab!“

„Du mußt wissen, o Unbarmherziger, daß er ihr Gewand nicht berühren und ihre Gestalt nicht sehen wird, denn die Gesetze des Harem sind streng. Er wird durch das Gitter mit ihr sprechen!“

„Ich bewundere die Weisheit Deiner Rede und die Klugheit Deiner Worte, o Mann! Merkst Du denn nicht, daß die Gesundheit, welche der Effendi spendet, an dem Gitter hän-

gen bleiben würde? Komme in drei Tagen wieder!“

„Ich darf nicht gehen; denn ich werde hundert Schläge auf die Schulden bekommen, wenn ich den weisen Effendi nicht bringe!“

„Danke Deinem gütigen Herrn, Du Sklave eines Egypters, daß er Deine Beine mit Gnade erleuchtet! Ich will Dich nicht um diese Seligkeit betragen und Dich deshalb allein ziehen lassen. Wir reisen morgen ab. Salem aleikum, der Herr sei mit Dir; er lasse Dir die Streiche wohl bekommen!“

„So laß Dir noch Eins sagen, tapferer Artha, der Herr unseres Hauses hat mehr Beutel in seiner Schatzkammer, als Du jemals zählen kannst. Du sollst auch mitkommen, hat er mir befohlen, und Du wirst ein Bakshisch haben, ein Geschenk, wie es selbst Hafsh-Bafsha, der Diamantenspendende, niemals gegeben hat.“

Jetzt wurde der Mann endlich klug und faßte meinen guten Omar bei dem Punkte, an welchem man den Morgenländer zu packen hat, wenn man ihn günstig stimmen will. Der gelbluftige Haushofmeister änderte auch sofort den Ton seiner Stimme und gab die etwas weniger harte Antwort:

„Allah segne Deinen Mund, mein Freund! Aber ein Pfaster in meiner Hand ist mir lieber als zehn Beutel in der Deinigen. Ich will mir es überlegen, ob ich den Herrn fördern darf.“

„Laß den Rath Deines Herzens nicht zögern; hier nimm die Gabe Deines Brubers!“

„Deine Hand ist mager wie der Schakal hinter der Schlange und dürr wie die Wüste jenseits des Mottadam. Wie kann das Feld Frucht bringen, wenn nur zwei Tropfen Thau vom Himmel fallen!“

Nach dieser sehr deutlichen Aufforderung vernahm ich zum zweiten Male den klammernden Ton des Silberers, und nun erst war Omar bereit, mich zu fördern. Ich konnte ihm un-

möglich böß sein. Er handelte nur nach der allgemeinen Unsitte, und übrigens sind hier oben in Rubien die deutschen Ärzte nicht so öfters zu finden, als daß ein reicher Türke, wie Abraham jedenfalls war, mit einem kleinen Bakshisch hätte knausern dürfen.

Was mich aber bei der Angelegenheit mit Bewunderung erfüllte, war der Umstand, daß ich — wie ja aus den Reden der Weiben zu ersehen war — nicht zu einem männlichen, sondern zu einem weiblichen Patienten verlangt wurde. Obgleich ich schon mehrere Jahre im Oriente verweilt hatte, besaß das Wort Harem doch immer noch den Reiz des geheimnißvoll Romantischen für mich, und wenn ich auch den Charakter der morgenländischen Frauen nicht achten konnte, so mußte ich doch ihre oft unvergleichliche Schönheit bewundern, von der ich schon öfters hinter einem fortgewehten Schleierzipfel eine kleine, aber überzeugende Probe bemerkt hatte. Da aber der Muselman die Bewohnerinnen seiner Frauengemächer sogar in den dringendsten Fällen nicht den Augen eines Fremden, auch nicht des Arztes freigibt, so handelte es sich hier jedenfalls entweder um eine alte Dienerin, oder ich bekam nichts weiter zu sehen, als die Fingerspitzen der Patientin. Deshalb sah ich dem Eintritte Omars mit ziemlicher Gleichgiltigkeit entgegen.

„Herr, ein Mann will mit Dir sprechen, welcher draußen steht. Er hat ein Boot im Nil und sagte, ich müsse auch mitkommen!“

Fast hätte ich lachen müssen über die letzte Bemerkung, mit welcher sich der schlaue Bursche ein weiteres Trinkgeld sichern wollte. Doch mochte ich ihn nicht in Verlegenheit bringen und befohl ihm deshalb kurz, den Boten herein zu schicken.

Dieser verbeugte sich bei seinem Eintritte bis herab zur Erde, zog die Schuhe aus, trat um etnige Schritte

näher und begann unter wiederholter Verbeugung:

„Salem aleikum, Allah sei mit Dir, o Herr, und lasse Deine Ohren offen sein für die Bitte des geringsten Deiner Knechte.“

Meine Antwort erwartend, schwieg er. Ich erwiderte seinen Gruß mit einem kurzen Nicken des Kopfes und befahl:

„Sprich!“

„Es ist großes Herzeleid gekommen über das Haupt Abraham-Archa's, meines Gebieters, denn Lisset, die Krone seines Herzens, schwindet hin in die Schatten des Todes und kein Arzt, kein Fakir und auch kein Zauberer vermag die Schritte ihrer Krankheit aufzuhalten. Da hörte mein Herr — den Allah erfreuen möge — von Dir und Deinem Ruhme, und daß der Tod vor Deiner Stimme flieht. Er sandte mich zu Dir und läßt Dir sagen: Komm und gib mir meine Blume wieder; mein Dank soll süß und hell sein, wie der Glanz des Goldes!“

„Ich kenne diesen Ort und habe doch Deinen Herrn noch nicht gesehen. Wo wohnt er?“

„Er wohnt am Strom und sendet Dir ein Boot. In einer Stunde hast Du ihn erreicht.“

„Ich komme!“

Er zog sich zurück und ich erhob mich, nicht ganz frei von einer erwartungsvollen Spannung, die sich während der kurzen Unterredung meiner bemächtigt hatte. Alt und häßlich war sie nicht, das wußte ich jetzt; ihr Name war Lisset, d. h. Nacht, und da der Orientale den Namen gern den Eigenschaften anpaßt, so sah ich vor meiner lebhaften Einbildungskraft sofort eine jener mächtig-prächtigen-nächtigen Erscheinungen stehen, wie sie sich vorzugsweise gern im Morgenlande entwickeln. Auch die Wohnung war nicht ganz ungeeignet zu einem Zummelplatze für die Erfindungen der Phantastie. Vor einigen Monaten hatte ich sie bei der Reise nach dem Süden

im Vorüberfahren liegen sehen und damals gehört, daß sie von einem verbannten Großen des Reiches erbaut worden sei und nun seit dem Tode desselben verlassen liege. Wie kam der jetzige Besitzer dazu, den einsamen Ort zu bewohnen?

Hatten auch ihn politische Gründe hergeführt, oder gab es sonstige Geheimnisse, die er zu verbergen suchte?

Ganz ungefüht traten diese Fragen an mich heran, und wenn ihre Beantwortung auch kein Interesse für mich haben konnte, so sah ich doch ebensowenig Veranlassung, sie gewaltsam von mir abzuwehren, und ging dem Kommenden mit etwas mehr als gewöhnlicher Theilnahme entgegen.

In kurzer Zeit saßen wir bei den Ruderern im Rahne, ich in tiefer, wunderbare Gedanken versunken, Omar ernst und stolz, wie ein Pascha von drei Rostschneisen, im Gürtel die silberbeschlagenen Pistolen und den scharfen, glänzenden Dolch, in der Hand aber die unvermeidliche Milpeitsche, das beste Mittel, sich unter der dortigen Bevölkerung Achtung und Berücksichtigung zu verschaffen. Zwar war die Hitze nicht angenehm, aber die stromabwärts gehende Bewegung unseres Fahrzeuges brachte uns mit einem kühnenden Lustzuge in Verührung, und bei der kurzen Dauer unserer Fahrt war dieselbe mehr eine Spaziertour, als eine Anstrengung zu nennen.

Es ging eine Strecke weit an Durrha-, Tabak-, Sesam- und Senesfelbern vorüber, aus deren Hintergrunde schlanke Palmen emporragten, dann folgten unbebaute Flächen, über welche sich ein niederes Gestrüpp von Mimosen und Sykomoren hinstrckte, endlich nacktes Gestein, und mitten aus den wohl schon seit Jahrtausenden hier umhergestreuten Felsenblöcken erhob sich die hohe quadratische Mauer, durch welche wir uns den Eingang suchen mußten.

Als wir anlegten, bemerkte ich, daß ein Kanal aus dem Flusse unter der Mauer hinführte, jedenfalls um die Bewohner mit dem nöthigen Wasser zu versehen, ohne daß dieselben sich außerhalb ihrer Wohnung zu bemühen brauchten. Unser Führer schritt uns voran, führte uns um zwei Ecken zu der dem Wasser abgekehrten Seite und gab an dem dort befindlichen Thore ein Zeichen, auf welches uns bald geöffnet wurde.

Das Gesicht eines Schwarzen grinste uns entgegen; doch beachteten wir seine bis zur Erde herabgehende Reverenz gar nicht und schritten vorwärts. Architektonische Schönheiten durfte ich von einem orientalischen Privatgebäude nicht erwarten, und so fühlte ich mich auch gar nicht überrascht über die kahle, nackte und fensterlose Fronte, welche das Haus mir zukehrte, aber das Klima des Landes hatte doch einen etwas zu auffälligen Einfluß auf das alte Gemäuer geübt, als daß ich es zur Wohnung eines jungen schönen und dabei kranken Weibes hätte empfehlen mögen.

Die Pflanzpflanzen, welche den schmalen Raum zwischen Mauer und Wohnhaus früher geschmückt und den Bewohnerinnen eine Erholung geboten hatten, waren längst verwelt und verdorrt; wohin das Auge nur blickte, fand es nichts als leere, kahle Debe, und nur Schaaren von Schwalben, welche in den zahlreichen Rissen und Sprüngen des verfallenden Gebäudes nisteten, brachten einigermaßen Leben und Bewegung in die traurige, todt Scene.

Durch einen dunkeln, niedrigen Thorgang führte uns der voranschreitende Bote in einen kleinen Hof, dessen Mitte ein Bassin einnahm. Also bis hieher führte der Kanal, welchen ich vorhin bemerkt hatte, und der Erbauer des einsamen Hauses war klugerweise vor allen Dingen darauf bedacht gewesen, sich und die Seinigen reichlich mit dem zu versorgen, was

in dem heißen Klima jener Länderstriche das Nothwendigste und Unentbehrlichste ist. Zugleich bemerkte ich nun auch, daß der ganze Bau darauf gerichtet war, die jährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen schablos aushalten zu können.

In diesen Hof herab gingen mehrere hölzerne Gitterwerke, hinter denen jedenfalls die zum Aufenthalte dienenden Räume lagen. Ich konnte ihnen jetzt keine große, zeitraubende Beachtung schenken, sondern gab Omar einen Wink, mit der Reiseapotheke, welche er umhängen hatte, hier des Weiteren zu harren, und folgte dem Wegweiser in den Divan des Hausherrn.

Es war ein geräumiges, halbdunkles und hohes Zimmer, durch dessen vergitterte Fensteröffnungen ein wohlthuetendes Licht fiel. In Folge der aufgeklebten Tapeten, Arabesken und Ornamente hatte es einen wohnlichen Anstrich erhalten, und die in einer Nische stehenden Wasserkühlgefäße erzeugten eine recht angenehme Temperatur. Ein Geländer trennte den Raum in zwei Hälften, deren vordere für die Dienerschaft, die hintere aber für den Herrn und die ihn besuchenden Gäste bestimmt war. Den erhöhten Hintergrund zierte ein breiter Divan, welcher von einer Ecke bis in die andere reichte und auf welchem Abraham-Ärha, „der Besitzer von vielen Beuteln“, mit untergeschlagenen Beinen saß.

Er erhob sich bei meinem Eintreten, blieb aber der Sitte gemäß vor seinem Sitze stehen. Da ich nicht die gewöhnliche Fußbekleidung trug, so konnte ich mich ihrer auch nicht entledigen, sondern schritt unbekümmert um meine Lederstiefel über die kostbaren Teppiche und ließ mich an seiner Seite nieder. Die Diener brachten den unvermeidlichen Kaffee und die noch nothwendigeren Pfeifen und nun konnte das Weitere folgen.

Mein erster Blick war natürlich nach seiner Pfeife gewesen, denn jeder

Kenner des Orients weiß, daß man an derselben sehr deutlich die Verhältnisse ihres Besitzers zu erkennen vermag. Das lange, wolkriechende und mit starkvergoldetem Silberdraht umspinnene Rohr hatte gewiß seine tausend Piafter gekostet. Theurer aber noch war das Bernsteinmündstück, welches aus zwei Theilen bestand, zwischen denen ein mit Edelsteinen besetzter Ring hervorschimerte. Der Mann schien wirklich „viele Beutel“ zu besitzen, nur war dies kein Grund, mich gefangen zu machen, da mancher Inhaber einer Pfeife im Werthe von zehntausend Piaftern seinen Reichtum doch nur den geknechteten Untertanen entwendet oder geraubt hat. Lieber also einen Blick in das Gesicht!

Wo habe ich doch nur diese Züge schon einmal gesehen, diese schönen, feinen und in ihrer Mißharmonie doch so diabolischen Züge? Forschend, scharf, stehend, nein, förmlich bohrend senkt sich der Blick des kleinen, unbewimperten Auges in den meinen und kehrt dann kalt und wie beruhigt wieder zurück. Glühende und entnervende Leidenschaften haben dem Gesichte ihre immer tiefer eindringenden Spuren aufgravirt; die Liebe, der Haß, die Rache, der Ehrgeiz sind einander behilflich gewesen.

„Salem aleikum!“ tönte es langsam zwischen dem vollen prächtigen, aber schwarzgefärbten Barte hervor. „Möge Allah Balsam wachsen lassen auf den Spuren Deiner Füße und Honig träufeln von den Spitzen Deiner Finger, damit mein Herz nicht mehr höre die Stimme seines Kummer!“

„Gott gebe Dir Frieden und lasse mich finden das Gift, welches an dem Leben Deines Glückes nagt“, erwiderte ich seinen Gruß, da nicht einmal der Arzt nach dem Weibe eines Muselmannes fragen kann, ohne den größten Verstoß gegen die Höflichkeit und Sitte zu begehen.

„Du bist ein weiser Arzt und Deine Hand ist mit Erfolg begabt,

als hätte sie der Prophet gesegnet. Du wirst die Krankheit finden und besiegen.“

„Der Herr ist allmächtig; er kann retten und verderben; nur ihm gehört die Ehre. Doch wenn ich helfen soll, so sprich!“

Diese directe Aufforderung, ein — und wenn auch unbedeutendes — Geheimniß seines Harems preiszugeben, schien ihn unangenehm zu berühren, trotzdem er darauf vorbereitet sein mußte; doch versuchte er sofort diese Schwäche zu verbergen und befolgte meine Aufforderung.

„Du bist aus dem Lande der Ungläubigen, wo es keine Schande ist, von der zu sprechen, welche die Tochter einer Mutter ist?“

Ich nickte zustimmend, innerlich sehr amüfirt über die Art und Weise, mit welcher er es umgehen wollte, von seinem Weibe zu sprechen.

„Auch der Gläubige darf ohne Aergerniß von den Frauen in Frankhistan sprechen. Erlaube, daß ich es thue!“

Ein zweites Neigen des Kopfes war meine Antwort.

„Wenn das Weib eines Franken keine Speise zu sich nimmt —“

Er sah mich bei diesen Worten an, als ob er eine Bemerkung von mir erwarte. Ich winkte ihm nur fortzufahren.

„Den Glanz ihrer Augen und die Fülle ihrer Wangen verliert — müde ist und doch den Gruß des Schlafes nicht mehr kennt — nur lehnenb steht und langsam geht — vor Kälte schauert und vor Hitze brennt — nichts wünscht, nichts haßt und unter dem Schläge ihres Herzens zittert — nicht lacht, nicht weint, nicht spricht — kein lautes Wort der Klage hören läßt und ihre Seufzer selbst nicht mehr vernimmt —“

Wieder blickte er mich an und in seinen Augen war deutlich eine Angst zu erkennen, welche sich von jedem der aufgezählten Krankheitsmerkmale zu nähren und zu vergrößern schien. Er

musste die Kranke mit der letzten, trüben Bluth seines fast gänzlich ausgebrannten Herzens liebhaben und hatte mir, ohne es zu wollen und zu wissen, sein ganzes Verhältniß zu ihr offenbart. Ich mußte ihm die Strafe sofort zu kosten geben und antwortete schnell einfallend:

„So wird sie sterben!“

Raum hatte ich die Worte ausgesprochen, so stand er hoch aufgerichtet vor mir. Der rothe Fez war ihm vom lathgeschorenen Kopf geglitten, die Pfeife seiner Hand entfallen; in dem Gesichte suchte es von den widerstreitendsten Gefühlen und das Auge ruhte mit einem Ausdruck des Entsetzens auf mir, der sich nach und nach in einen zornigen und zuletzt in einen drohenden verwandelte.

„Giaur!“ donnerte er mich an, „wagst Du, mir das zu sagen, Hund? Die Peitsche soll Dir lehren, wer ich bin und daß Du thust, nur was ich Dir befehle. Stirbt sie, so stirb Du auch; doch machst Du sie gesund, so darfst Du gehen und kannst verlangen, was Dein Herz begehrt!“

Langsam und in tiefster Seelenruhe erhob auch ich mich, stellte mich in meiner ganzen Länge gerade vor ihn hin und sprach, auf den am Boden liegenden Fez deutend:

„Abrahim-Archa, was sagt der Prophet dazu, daß Du die Scham Deines Scheitels vor einem Ungläubigen entblößest?“

Im nächsten Augenblicke hatte er sein Haupt bebedt und vor Grimm dunkelroth im Gesicht, den Dolch aus der Schärpe gerissen. Doch ruhig, wie zuvor, fuhr ich fort:

„Ich habe den Bären gejagt und bin dem Nilpferd nachgeschwommen, der Elefant hat meinen Schuß gehört und meine Kugel hat den Löwen, den „Geerdenwürgenden“, getroffen. Danke Allah, daß Du noch lebst und bitte Gott, daß er Dein Herz bezwinge. Du kannst es nicht, Du bist zu schwach

dazu und wirst doch sterben, wenn es nicht sofort geschieht!“

Das war eine neue, eine schwerere Beleidigung, als die andere und mit einem zuckenden Sprunge wollte er mich fassen, fuhr aber sofort zurück, denn jetzt blühte auch in meiner Hand die Waffe, die man in jenen Ländern niemals von sich legen darf. Wir standen einander allein gegenüber, denn er hatte sofort nach der Darreichung des Kaffee's und der Pfeife die Dienerschaft hinausgewinkt, damit sie nichts von unserer zarten Unterhaltung vernehmen solle.

Mit meinem tapferen Omar-Archa hatte ich nicht den mindesten Grund, mich vor den Bewohnern des alten Hauses zu fürchten; nöthigenfalls hätten wir Weiden die wenigen hier wohnenden Männer zusammengeschossen, aber ich ahnte zu viel von dem Schicksale der Kranken, für die ich mich ungemein zu interessieren begann und zog es deshalb vor, den Weg der Güte zu betreten.

„Lebe wohl; es sei der Herr mit Dir und Deinem Hause! Du willst es nicht, daß ich den Tod bezwinge; Dein Wunsch mag sich erfüllen, rabbona chalik, der Herr erhalte Dich!“

Noch immer den Revolver in der Hand, machte ich Miene, dem Ausgange zuzuschreiten.

„Halt, halt, Effendi!“ rief er und jetzt klang aus seiner Stimme mehr Angst als Muth. „Du hast die Seele eines Gläubigen beschimpft und darfst nicht gehen, ohne mir Genugthuung zu geben und meinem Willen Gehorsam zu erweisen!“

Ich trat zu ihm zurück, sah ihm lächelnd in das zuckende und blüthende Auge und antwortete so langsam, wie nur immer möglich:

„Merk auf, was ich Dir sage, mein Wort erklingt nie zweimal: Beim heiligen Leben Isa Ben Marryam, den wir Jesus, Sohn Maria's nennen — Du hast einen seiner Gläubigen Giaur geheißen und ihn mit der Peitsche

bedroht — bitteſt Du mich nicht um Verzeihung und zwar ſogleich, ſo gehe ich und Leilet mag ſterben!“

Mit Abſicht ſprach ich jetzt den Namen aus, welchen mir der Bote genannt hatte. Bei ſeinem Klange ſuchte es über die erregten Züge des Egypters; es erwachte die Erkenntniß in ihm, daß er einen falſchen Weg eingeleitet habe und umkehren müſſe, wenn er mich geneigt erhalten wolle. Aber ſein Stolz empörte ſich bei dem Gedanken, einem Chriſten Abbitte zu thun. Zwang, wie bei einem arabiſchen Quackſalber, war bei mir nicht möglich und ich ſah deutlich, daß der Gedanke, aus dieſem Labyrinth nicht herauszukommen, ihn in neue Wuth verſetzte.

Da drehte ich mich um, ſchritt durch die Oeffnung des Geländers und befand mich ſchon der Thüre nahe, als es angſtvoll hinter mir erſcholl:

„Bei dem Darmberzigen, bleib!“

Langſam drehte ich mich um und konnte nun die Züge des Erregten in ihrer häßlichſten Entſtellung ſehen. Die Spuren der Leidenschaften ſprachen ſich jetzt mit einer ſo widerwärtigen Deutlichkeit in ihnen aus, daß ich meinen Sieg ſaß bereute und ihm mit einer raſchen Handbewegung alle weiteren Worte abſchnitt.

„Laß' Deine Rede ſchweigen! Der Chriſt vergibt auch ohne laute Sühne; es iſt ſo gut, als hätteſt Du geſprochen. — Nun laß' uns Deines Herzens Kummer heilen und zu der Kranken gehen, um ſie zu ſehen.“

Wie von einem Stoße getroffen, fuhr er zurück.

„Maſchallah, biſt Du toll? Der Geiſt der Wüſte hat dein Hirn verbrannt, daß Du nicht weiſt, was Du forderſt. Das Weib muß ſterben, auf welchem das Auge eines fremden Mannes ruhte!“

„Sie wird noch ſicherer ſterben, wenn mein Auge ſie nicht ſehen darf. Ich muß den Schlag ihres Pulſes meſſen und Antwort von ihr hören

über Vieles, was ihre Krankheit betrifft. Nur Allah iſt allwiſſend und braucht Niemand zu fragen.“

Wieder erhob ſich ein heftiger Kampf in ihm und es dauerte lange, ehe er unter allerdingſ ſehr beſchränkten Bedingungen auf mein Verlangen einging.

Ich durfte ſämmtliche Frauenge-mäcker ſehen, da ich ſehr abſichtlich die Behauptung ausgeſprochen hatte, daß der Grund des Uebels in irgend einem ungeſunden Zuſtande der Wohnung liegen könne. Natürlich ſchien ich an eine rein körperliche Erkrankung zu glauben, obgleich ich ſchon ſeit der erſten Aufzählung der Symptome wußte, daß eine Herzens- und Gemüths-krankheit vorliege und ich war ſehr geneigt anzunehmen, daß die Urſache in einem Zwange zu ſuchen ſei, der die Patientin in die Hände Abraham-Arha's gebracht hatte.

Ferner durfte ich ſie gehen ſehen und die erſten drei Finger meiner rechten Hand um ihr Handgelenk legen, um den Puls zu fühlen. Sodann durfte ich ihr diejenigen Fragen vorlegen, welche ich für ganz und gar unumgänglich hielt, doch mußte ſie mit jeder Antwort warten, bis ſie von ihm die Erlaubniß dazu erhielt.

Ich war ſehr zufrieden mit dieſen Zugeständniſſen, denn ſie gewährten mir mehr, als jemals wohl einem Europäer zugeſtanden worden iſt. Die Liebe des Egypters und in Folge deſſen auch ſeine Sorge mußte wohl eine ſehr ungewöhnliche ſein, da er ſich zu ſolchen Opfern verſtand. Freilich konnte ich die ingrimmigſte Erbitterung gegen mich aus jeder ſeiner Mienen leſen, denn ihm war ich ein leider unabweiſbarer Eindringling in die biſher unentweichten Myſterien ſeiner inneren Häuſlichkeit und ich hegte die Ueberzeugung, daß ich ihn auch ſelbſt im Falle einer vollſtändigen Heilung als unverföhnlichen Feind zurücklaſſen würde.

Jetzt war er gegangen, um das Nöthige ſelbſt anzuordnen, denn keiner

seiner Diener durfte ahnen, daß er einem Fremden Eintritt in das Heiligthum verstatte. —

Endlich lehrte er zurück. Es lag ein Ausdruck fester, trotziger Entschlossenheit um seinen zusammengekniffenen Mund, und mit einem Blicke voll verächtlich sein sollendem und doch hervorbrechendem Hass drohte er:

„Bei der Seligkeit aller Himmel, Effenbi, sobald Du ein Wort sprichst, was ich nicht wünsche, oder nur das Geringste mehr thust, als Dir erlaubt ist, stoße ich sie nieder. Ich schwöre es Dir bei jedem Worte des Korans und bei allen Kalifen, deren Andenken Allah segnen möge!“

Er hatte mich also doch kennen gelernt und wußte, daß ihm diese Versicherung mehr nützen würde, als die sanguinischsten Drohungen, wenn sie gegen mich selbst gerichtet waren. Uebrigens war es mir ja gar nicht in den Sinn gekommen, ihn in seinen Rechten zu kränken, nur konnte ich mich bei seinem Verhalten je länger, desto weniger einer Ahnung entschlagen, daß sein Verhältniß mit der Kranken irgend einen dunklen Punkt habe.

Wir gingen. Er schritt voran und ich folgte.

Zunächst kamen wir durch einige fast in Trümmern liegende Räume, in denen allerlei nächtliches Gethier sein Wesen treiben mochte; dann betraten wir ein Gemach, welches als Vorzimmer zu dienen schien und nun folgte der Raum, welcher allen Anzeichen nach als eigentlicher Frauendivan benutzt wurde. All' die umherliegenden Kleinigkeiten waren solche, wie sie von Frauen gesucht und gern in Gebrauch genommen werden.

Eine größere Ausdehnung schien das Harem außer einem nah anstossenden Raume nicht zu haben und das unentbehrliche Bad lag jedenfalls unten zur ebenen Erde.

„Nun sieh, ob Du den Dämon der Krankheit hier findest!“, forderte mich Abraham mit einem halb spöttischen,

halb gläubigen Lächeln auf, „ich will sehen, ob die Sonne ihr Angesicht verhüllt hat vor dem Auge des Fremden. Wage nicht, mir nachzufolgen, bis ich wiederkomme!“

Ich war allein. Wo war sie? War sie da draußen? Ganz gewiß; seine Worte waren ja deutlich genug. Wer sie doch sehen könnte, Lelset, die Nacht, die Kranke, todesmatte! Welch' süßer, lieblicher, sinnbethörender Duft strömte und stuthete doch hier um mich! Waren das die sterbenden Wohlgerüche der hier gepflegten und verwelkten Blumen, oder war es der würzige Hauch ihres reinen, jungfräulichen Mundes, der sich bisher gegen die Küsse des Verhassten gewehrt hatte? Es war mir so wunderbar, so märchenförmig zu Muth, gerade so, als käme eine jener Feen, wie sie in den Märchen leben, hereingeschwebt, um meine Kühnheit zu erproben, die dann gefeit ist und Alles vollbringen kann ohne selbst Schaden zu leiden.

Mit Anstrengung mußte ich mich aus dieser Stimmung herausreißen und ließ mein Auge durch den Raum schweifen. Ich hatte ja gewußt, daß der Herd der Krankheit hier nicht zu suchen sei und war nur von dem Wunsche hergeführt worden, einmal das Innere eines Harems zu sehen. Es war hier ganz dieselbe Einrichtung getroffen, wie im Zimmer des Hausherrn: das Geländer, der Divan, die Nische mit den Kühle —, doch halt, was ist das?

Auch hier, grab' so wie dort, befindet sich grab' über diesen Gefäßen ein Zugloch in der Mauer, damit die Abkühlung des Wassers rasch vor sich gehe und auch den Nebengelassen mit zu Gute komme und diese Oeffnung, sie führt —

Mit einigen raschen Schritten bin ich an der Mauer, neige das Auge an die Oeffnung und — ja, das ist sie, das ist Lelset, die Nacht, die Nacht des Südens, wie sie dem Thore des Abendrothes entschweben mußte, wenn

ihr der Schöpfer die Erlaubniß gäbe, in menschlicher Gestalt wieder auf die traumbefürftige Erde zu steigen! Das ist die Nacht, die himmlische, das ist Letzet mit den dunklen, fast an der Erde schleifenden, sie wie ein Schleier umwallenden Loden, Letzet mit dem reinen, blassen, schmermuthsernst und doch so milden, unvergleichlich schönen Angesichte, Letzet mit Augen so offen und groß, so tief und klar, in deren Blicke sich die ganze unberührte Unschuld eines Kindes mit dem Herzensglühen des beglückenden Weibes vermählt, Letzet mit der weichen, herrlichen Gestalt, wie sie kaum der Reißel des Künstlers dem Marmor zu entlocken vermag, Letzet, die thauzerfließende, die weinende, an deren Wimpern die Diamanten des Schmerzes glänzen, Letzet — doch nein, das ist nicht eine gottgewollte Incarnation jener sterngeschmückten Göttin, deren Kommen und Scheiden der Himmel mit purpurnen Flammen und goldenen Reflexen feiert, sondern das ist ein vom tiefsten Gramme zerrissenes Menschenkind, welches keinen Seufzer auf der Lippe trägt, weil sein ganzes Dasein eine einzige, ungefüllte und ungehörte Klage ist.

Sie hat seinen Befehlen noch nicht Gehorsam geleistet, in der Tiefe ihres Schmerzes vielleicht noch gar nicht wieder an dieselben gedacht und sieht nun da im leichten, sich innig an die Glieder schmiegenden Gewande, während er unter allen möglichen Drohungen sich bemüht, sie zu schnellerem Anlegen der entstellenden Hüllen zu bewegen.

Ich habe genug gesehen, trete zurück und begeben mich, um nicht den leisesten Verdacht zu erregen, auch noch zurück in das vorbereite Gemach. Ich habe noch nie die Liebe gekannt, habe geschertzt, gespottet und gelacht über die Schwächlinge, die ihre goldene Freiheit für einige Tage des Ländelns verkaufen, in Ketten und beengenden Banden zu erwachen; nie sollte mein Herz anders klopfen, als unter

dem Knalle meiner Büchse oder der Arbeit eines begeisterten Schaffens und jetzt —? Ein einziger Augenblick, ein einziger kurzer Moment hat tief hinunter in das starre Herz gegriffen um ein Leben, Knospen, Treiben, Blühen, ein Sehnen, Verlangen und Begehren zu erwecken, von dessen Dasein ich bisher keine Ahnung hatte, dessen Größe ich jetzt noch gar nicht ermessen kann und dessen Reichthum sich mir erst in der Zukunft zu zeigen vermag. Nur das Eine fühle ich — nein, das weiß ich mit der heiligsten und unumstößlichsten Sicherheit: daß die Stunden ihres Aufenthaltes in diesem Hause gezählt sind.

Doch hier gilt es nicht, zu träumen und zu säumen; es will gehandelt sein! Das Gitter, welches die Stelle des Fensters vertritt, besteht aus zwei senkrecht an einander geschobenen Theilen, welche aus einander gezogen oder geschoben werden können, falls es einmal nothwendig ist, die Oeffnung frei zu geben. Bei näherer Betrachtung bemerkte ich einen schmalen Holzriegel, welcher die beiden Hälften zusammenhält; rasch ist er, ohne die Stellung des Gitters zu verändern, beseitigt, und das Glück mag alles Uebrige besorgen! —

„Tritt herein, Effendi!“ tönte die Stimme Abrahims.

Ich trat wieder ein. In weite Gewänder gehüllt, stand sie tief verschleiert an der hinteren Wand des Zimmers. Nichts war von ihr zu sehen, als die kleinen, in Sammetpantoffeln stehenden Füße.

„Einige Schritte gehen!“ wandte ich mich an den Egyptianer.

Bei dem Klange meiner Stimme fuhr ihr Kopf mit einem raschen, jähen Ruck empor und es schien mir, als ob die dunklen Augen mit einem überraschten und ängstlich forschenden Ausdrücke durch die Schleierlücke hindurch auf mir ruhten. Ich bedurfte meiner ganzen Kaltblütigkeit, um ruhig zu scheinen.

Auf das Geheiß ihres Gebieters vollführte sie einige Bewegungen, deren Unsicherheit ich aber mehr auf Rechnung der Befangenheit als der Schwäche schrieb; dann begann ich meine Fragen, deren Enthaltfamkeit Abraham vollständig befriedigte.

Endlich ließ ich mir die Hand reichen und fast wäre ich trotz der ernstesten Situation in eine laute Leiterkeit ausgebrochen, als ich sah, daß die Hand so vollständig in ein dickes Tuch gebunden war, daß es unmöglich war, auch nur die Lage oder Form eines Fingers durch dasselbe zu untersuchen. Der Arm war in der Weise ebenso verhüllt, daß am Handgelenke gerad' genug freier Raum blieb, um meinen kleinen Finger zu placiren. Und bei so eingeschnürtem Arme und so zusammengepreßter Hand sollte ich aus dem Pulse meine richtigen Schlüsse ziehen!

Ich gab mir doch den Schein dazu und obgleich mein Gesicht die strengste Unempfindlichkeit bewahrte, war es mir bei der Berührung der kleinen, weichen, weißen Stelle doch, als fließe ein unbeschreibliches Etwas auf mich über und gebe mir Verständniß für die geheimnißte Regung des hinter den dichten Gewändern klopfenden Herzens. Es war, als sei ich jetzt nicht mehr ich, sondern Eins mit ihr, als fühlte ich jeden Tropfen ihres Blutes rollen und jeden Gedanken erwachen und jetzt — ja, jetzt wollte sie mir etwas sagen — ich sah nichts, kein Zeichen, nein, aber ich wußte es und neigte mein Ohr tiefer, wie um den Puls ihres Handgelenkes nicht bloß zu fühlen, sondern auch zu hören, und — wirklich, da wehte es leise, leise, fast unhörbar durch den Schleier:

„Nette mich!“

Das war Alles so schnell und wie unter dem Einflusse eines unwiderstehlichen sympathetischen Gesetzes geschehen, daß Abraham nichts gemerkt hatte, trotzdem er dicht an meiner

Seite stand. Ich mußte ihr eine Antwort geben und noch ehe der Tyrann sie fortschicken oder sich selbst mit mir entfernen konnte, gab ich den kurzen Bescheid:

„Allah kerihm, Gott ist gnädig; bald wird die Krankheit dieses Haus verlassen. Mein Trank muß Schlaf und tiefe Ruhe bringen und dann wird neue Kraft einziehen in die kranke Seele. Leikum saaido, glückliche Nacht!“

Ich konnte im Geheh diesen Gruß jetzt aussprechen; während der langen Verhandlungen mit Abraham war der Nachmittag vergangen und jetzt dunkelte der Abend in seiner süßlich schnellen Weise schon herein. Omar Arha wurde gerufen, da ich ein Opiat geben mußte, und dann brachen wir auf.

Meine Versicherung, daß ich die Patientin in kurzer Zeit vollständig herstellen werde, hatte Abraham-Arha bewogen, das Vorhergegangene einzuweilen zu vergeffen und so bot er mir für die Nacht seine Gastfreundschaft an. Ich schlug diese ebenso aus wie jedes Geschenk, zu welchem er sich geneigt zeigte; doch konnte und wollte ich auch gar nicht verhindern, daß mein treuer Omar mit einem Tatsächlich beglückt wurde, wie er es wohl seit langer Zeit nicht bekommen hatte.

Als wir das Boot bestiegen, welches uns unter der Leitung unseres vorigen Führers wieder zurückbringen sollte, wandte er sich deshalb mit stolzem Selbstbewußtsein zu dem Diener:

„Wir werden das Weib Deines Gebieters gesund machen, trotzdem sie keine Seele hat. Dafür hat der Mann, den Du Abraham-Arha nennst, meine Hand mit Segen gefüllt, was mir lange nicht so wehe thut, wie daß Du deshalb Deine guten hundert Streiche eingebüßt hast. Ich bin gern bereit, sie Dir aus unseren eigenen Mitteln zu erstatten, und paßt es Dir auch jetzt nicht gleich, so komme in drei Tagen wieder. Wir reisen morgen noch nicht ab!“

(Fortsetzung folgt.)

Nach Amerika.

Eine Geschichte aus dem steirischen Oberlande von **J. A. Rosegger.**

Das ewige Leiden von Lieben und Meiden.

Im Heilhofe sprang rasch ein Mann zur Thür heraus.

Und wie hinter ihm die Thür in's Schloß fiel, da zitterte das ganze Gebäude. Am letzten Ausfahrtsthore blieb er stehen, wendete sich um und knirschte: „Zeitlofer, das wird Dir Neu' thun, so lang Du ein Haar auf dem Kopf hast!“

Dann ging er hinaus auf die Straße.

Es war ein strammgewachsener Bursche in einer halb bäuerlichen, halb städtischen Kleidung mit einer blauen Soldatenmütze auf dem Haupte.

Unter der Linde im Schatten saßen drei Knechte in reitender Stellung auf drei Hänklein, die voran einen Holzbock mit einem kleinen Amboß hatten. Auf diesem Amboß hatte Jeder eine Futterseife wagrecht liegen und Jeder klopfte mit einem Hammer die Schneide aus. Als sie den Burschen vom Hause springen sahen, hielten sie in ihrem Dängeln ein und der Eine sagte: „Schau, Du, der Hauptmann! Was mag's denn geben haben?“

„Lieber den muß heut' ein viel Stärkerer gekommen sein“, sagte der zweite Knecht, „der läuft sonst nicht davon.“

„Der Ochsenziemer wird über ihn gekommen sein.“

„Ist einer im Haus?“

„Ich hab' noch keinen gesehen, aber wenn unserem Bauer einmal die Gall' aufsteigt, nachher kann ich mir's denken, daß er leicht einen findet.“

Sie dängelten weiter und in den weitläufigen Gebäuden des Hofes hallte das Geklopfe nach, als wie wenn hinter allen Wänden und unter allen Giebeln emsige Dängler säßen.

Bald wieder setzte der zweite Knecht ab und sagte: „Möcht' nur wissen, wie er mit dem Hauptmann sollt' über Wegs gekommen sein?“

„Weißt“, antwortete der eine Knecht, „heut ist Samstag und da kehrt man gern einmal den Hof aus.“

Sie dängelten wieder und nach einer Weile fragte der andere Knecht: „Wie meinst Du das?“

„Der Lump schleicht neuzeit viel um den Hof herum.“

„Wird uns beim Heu helfen wollen.“

„Ja, liegen drauß vielleicht und alle Biere hinausrücken. Das ist dem sein Heuen. Arbeit sucht Der keine im Hof, das weiß ich.“

„Kunnt mir's nit denken, was er sonst bei uns wollt' suchen.“

„Kannst Dir's nit denken, so frag' bei den Weiberleuten an.“

So der Knecht und klopfte mit Eifer auf die Sense drein.

„Möcht' nur wissen, warum sie den Urlauber Nikodem alleweil den Hauptmann heißen“, bemerkte jetzt der dritte Knecht, der noch nicht lange in der Gegend war, „ist ja kein Hauptmann.“

„Kunnt aber einer sein!“ rief der erste Knecht zu ihm herüber. „Und lieber wirft leicht doch Herr Hauptmann heißen, als wie Schinder-Demi.“

Und dängelte weiter.

„Weißt, Toni“, sagte der Altknecht, der hinzugetreten war, „jetzt

sind die Sensen scharf, jetzt gehen wir auf die Wiesen."

"Laf' Zeit, Toni, bis zum Feierabend", rief der zweite Knecht. "Wirft schon was hören vom schönen Demi."

Noch ein paar Klopfer und sein war's, gut war's.

Im Stalle, wo in zwei langen Reihen die semmelsalben, gut genährten und gut gepflegten Kühe an den Ketten standen, saßen unter den Bänken von zweien, auf einfüßigen Stühlen zwei Mägde und molken.

Als die Eine der Mägde durch die offene Stallthür den Burschen mit der Soldatenmütze aus dem Hause springen sah, verfehlte der Milchbrunnen einen Augenblick den Zuber und sprang auf die Streu hin.

"Jesses, Sandl, Dein' Milch!" rief die Andere, "wo haßt denn Deine Augen?"

"Ich schau' halt die sauberen Leut' so viel gern an", gestand die Sandl. "Der Demi ist vorbeigangem."

"So, der ist vorbeigegangen?" entgegnete die Andere gleichgiltigen Tones und moll emsig in ihren Behälter.

"Drauchst Dich nit so zu verstellen, Kathrin", sagte die Sandl, "müßt's schon vergessen haben, daß Du mich vornächst' Nacht im Schlaf schier erstickt haßt vor lauter Halsen."

"Weil ich Dich gern hab'", antwortete die Kathrin.

"Ja Du, mich wird's nicht angegangen sein; hab' gehört, daß Du dabei alleweil einen ganz andern Namen gesagt haßt."

"Geh', im Schlaf hätt' ich was g'redet? — Runnt mir's nit denken. — Ist's wahr auch?" Und sie war über und über roth geworden im Gesicht, moll aber emsig weiter.

"Wie's schon ist, wenn Einem närrisches Zeug zusammenträumt", meinte die Sandl schalkhaft, "der Nilotemi muß Dir untergekommen sein."

"Ja Du, verfehte die Andere rasch, "der ist mir auch untergekommen;

und daß er so viel schlecht wär'. In gar keine Kirchen wollt' er mehr gehen, hat mir träumt, und so viel schelten und fluchen thät' er, hat mir träumt und hoffärtig wär' er mit seiner Schönheit und Kräftigkeit und halt so viel sündhaft, hat mir träumt."

"Thust Du die sündhaften Leut' halsen?"

"Just haßt es selber gesagt, daß ich Dich hab' g'haßt. Und daß ich von ihm träumt hab', wie er halt so gar nit wollt' in die Kirchen gehen, lieber alleweil im Wald unterm Schatzen liegen, wo er Unfernein gar nit vorbeilaßt — dafür kann ich nit."

"Mußt in die Lotterie setzen", rieth die Sandl.

"Wenn er nit in die Kirchen gehen will, gewinnst nichts mit ihm", rief die alte Großmagd von der Futterkammer heraus. Sie hatte es doppel-sinnig gemeint, aber die Kathrein sagte: "Wart', ich probir's; auf den sek' ich was. — Nau, Braune, ist's heut' schon gar?"

Mit Schweifgewedel winkte die Kuh: es wäre heute eben schon gar. —

In seiner Stube saß der Zeilhofer. Nicht auf dem gepolsterten Lehnstuhl saß er, sondern am äußersten Ende der Holzbank, mit einem Fuß fast auf dem Boden knieend, als wäre er im Vorübergehen an dieser Stelle zusammengebrochen.

Mit geballten Fäusten und eingeknickter Gestalt sah er jetzt noch kleiner aus, als er sonst war. Er war noch nicht alt, war glatt rasirt und hatte schwarze Haare, die vorne über die Stirne hinabgestäubt und einen Zoll hoch über den scharfgezeichneten Augenbrauen gleichgestutzt waren. Dem Gesichte sah man's wohl an, daß vor kurzem erst ein wildes Jornwetter darüber hingefahren war. Es waren auf der Stirne noch die Gräben gerissen und es wetterleuchtete noch stark.

Plötzlich sprang der Mann auf und schritt mit Hast durch mehrere

Stuben und Gänge, riß eine kleine Thür auf und stand in dem Gemache seiner Tochter.

Das war schneeweiß übertüncht, hatte weiße Fenstervorhänge mit blauen Quästen. An den Wänden hingen mehrere in Goldrahmen gefaßte Kupferstiche religiösen Inhaltes und ein in Silberrahmen gefaßtes Glaskästchen, in welchem ein geflochtener, brauner Lodenkranz war, der eine auf weißer Seide gestickte Jahreszahl umgab. Die Fenster waren mit einem zellenförmigen, schön gewundenen Gitter versehen, hinter welchem das dichte Laubwerk einer Linde wogte, so daß im Zimmer eine mattgrünliche Dämmerung lag. Eines der Fenster war offen und durch dasselbe flatterte ein bunter Falter herein. Er tanzte im Zimmer herum, flog zum Fenster hinaus und kam bald wieder zurück. Es war ihm lieber hier, als draußen. Ein weiß überhülltes Bett und mehrere braun polirte Möbelsüße, darunter ein Tischchen mit einem thauigfrischen Blumenstrauß vervollständigten das freundliche Bild. Es war keine Bauernstube, es war kein Herrngemach; es war wie ein treu verwahrtes, heilig gehaltenes Schatzkästchen des Hauses.

Mitten im Zimmer vor einer ausgebreiteten Tafel, auf welcher Stöße von schneeweißen Linnen lagen, stand eine schöne Mädchengestalt in lichtblauem Kleide. Das Kleid schmiegte sich zart an die Gestalt und ging von der weißen Krefe des Halses züchtig über den leichten Busen und dann in mäßigen Falten bis hinab zu dem rein geschuerten Boden. Das Gesichtchen schien — wohl von dem grünen Schatten der Linde — etwas blaß; aber die Lippen waren roth, wie das Nesselchen im Blumenstrauß, und die Augen waren lichtblau, wie das Vergißmeinnicht. Die nußbraunen Locken ihres Hauptes waren ähnlich geflochten, wie jene im kleinen Glaskasten.

Das Mädchen glättete die Leinwand.

Es sah fast träumerisch drein. Vor einigen Minuten noch, während das Glätteisen im Feuer war, hatte sie ein halbwelkes Kleeblatt und einen Kümmelstängel betrachtet. Sie hatte diese Pflänzchen gestern Abends von Jemandem zum Geschenk erhalten. Da that sie nun aus einem Schranke ein weit im Hintergrunde verstecktes Büchlein hervor und blätterte darin. Es war das Brevier so mancher schönen Mädchen, der Dolmetsch so mancher Liebesleute, so lange sich dieselben noch durch die Blume lieben — es war die „Blumensprache“. Sie suchte im Büchlein den Kümmel und den Klee. Bei ersterem standen die Worte: „Noch soll es Niemand wissen, daß ich und Du uns küssen.“ Beim Kleeblatt: „Ich liebe Dich immer, ich liebe Dich heut', und werde Dich lieben in Ewigkeit.“ — Sie drückte das Sträußchen an ihr Herz.

Und das Eisen war heiß.

Nun trat ihr Vater, der Zeilhofer, zur Thür herein. Einen Augenblick stand er still, als wäre er selbst überrascht von der Lieblichkeit des Bildes. Dann sagte er: „Bist immer fleißig, Helene. Eine ganze Hausfrau. Bin zufrieden mit Dir.“

Der Ton dieser Worte war so bitter, daß das Mädchen zum Vater aufblickte, dann aber freilich das Auge sogleich wieder niederschlug und heftig erröthete.

„Bist noch nicht siebzehn Jahr und hast mir schon einen Freier in's Haus geschickt“, fuhr der Mann fort.

„Vater“, hauchte Helene, „ich versteh's nicht.“

„Nachher weißt es nicht, wie geschickt Du bist. Du verstehst es recht gut. Hast ihm's ja selber gerathen, daß er Dich zum Weib nehmen soll.“

Das Mädchen wuckte mit der Hand gegen den Mund und biß sich in den Finger.

„Kind“, rief der Bauer schmerzlich, „von Dir hält' ich das nicht gebacht — von Dir nicht. — Und wenn

jetzt der Beste und der Bravste kommt und um Dich anhält, so muß ich sagen: Es gefreut mich, Vetter, aber meine Helene kann ich jetzt nicht von mir geben. Die Mutter, die ist verstorben vor drei Jahren, das Mädel ist mein einziges Kind, das mir das Haus muß besorgen und an das ich zu viel gewohnt bin, allzuviel gewohnt, — als daß ich's lassen kunnt. — So müßt' ich zum Bravsten sagen. Und wie soll ich erst diesen — diesen — Du geh' mir weg mit Deinem Liebsten! wenn Du keinen Bessern kriegst, als den da, hernachen —"

Jetzt konnte sich das Mädchen nicht mehr halten. Nach solchen Worten gab's kein Verleugnen mehr. „Vater, sagte sie, „ich weiß, was die Leut über ihn reden; sie mögen ihn wohl auswendig schlecht machen; aber inwendig, da kunnt wohl Mancher froh sein, wenn er so rechtschaffen wär', wie der Nikodem.“

„Du junges Ding, willst ihn besser kennen als wie ich? Weißt Du was vom Schinder-Benz? Hast das saubere Söhnlein von ihm als Kind gekannt? Ich will Dir's nicht sagen, was ich weiß. Schlaue ist er, das muß man ihm lassen, — nichtsnutzige Leut' sind's immer.“

„Der Kaiser hat ihn doch mögen“, wagte das Mädchen einzuwenden.

„Ja, der ist gerad' so wie ihr Weiberleut', wenn Einer nur schön gewachsen ist, auf's Weitere schaut er nicht. Für Manchen ist's ja recht gut, wenn er zum Militär kommt, aber nichtsnutzige Leut' werden beim Soldatenleben nur noch nichtsnutziger.“

Helene war sonst gewohnt, sich unter den Worten des Vaters zu beugen; aber jetzt, da plötzlich ihre Fraulichkeit in all' ihren Tiefen aufgerüttelt war, fühlte sie sich kein Kind mehr — und mannbar wollte sie einstehen für den arg Verleumbeten, den sie wie ein Ideal im Herzen trug.

„Von Euch selber, Vater, hab' ich's ja gelernt“, sagte sie, „daß man

über Leut', die Einem nichts Böses gethan haben, nicht lieblos urtheilen soll.“

„Den heutigen Tag verzeih' ich ihm nimmer“, rief der Bauer. „Ich halt's für einen Schimpf, der mir angethan worden, daß dieser Mensch mit solcher Absicht in mein Haus gekommen ist.“

„Ist es denn so schlecht, daß wir heimlich keine Liebchaft haben wollen? Ist's denn so schlecht, daß er mich gern hat?“

Der Zeilhofer starrte dem Mädchen in's Gesicht. — „Dirn“, sagte er, „Du bist eine Hitzige. — Wann ist's gewesen? vor etlichen Monaten erst, da hast noch ins Kloster zu den Elisabethinerinnen gewollt. Wie hat's der Strolch denn ange stellt — ? — Schau mir in die Augen, Kind!“

Seine Stimme zitterte, sein Athem starrte; Helene blickte ihm ruhig in das Gesicht.

„Ich leugne es ja nicht, daß wir seit fünf Wochen im Gartenhaus oder unter der Linde sitzen.“

„Und sag' mir einmal, mein Töchterlein, wie hat denn die ehrenwerthe Bekantschaft angehebt?“

Und in ihrer Herzenseinfalt antwortete Helene: „Er hat mir nichts Gutes gethan und ich hab' ihm nichts Gutes gethan. Wir haben uns gesehen und haben uns gern gehabt. Einen Bruder, wenn ich hätt', kunnt ich gar nicht lieber haben.“

„O Gott, o Gott!“ rief der Zeilhofer, „was ist es ein Unglück, wenn das Weib stirbt! Die Kinder haben keine Zucht und werden leichtsinnig. — Ist wahrscheinlich schon am ersten Tag vom Heiraten gesprochen worden!“

„Erst am zweiten“, sagte das Mädchen.

„Daß er Dich lieben mag, glaub' ich gern; daß er Dich heiraten will, glaub' ich noch lieber. Da säß' der Thunachts, der Habnachts warm im Nest — ja, das glaub' ich! — Mit seinem Soldatenrock hat er sich brüsten

wollen, der Lüderlich. Da hab' ich ihm's gesagt, was die Leut' von ihm reden. Drauf schwächt er was vom Gericht und dort wollten wir's miteinander ausmachen. Auf das kommt mir der Jorn und mit dem Stecken jag' ich ihn zur Thür hinaus. — So, jetzt hast sie gehört, die Geschichte' von Deinem Liebsten.“

Das Mädchen war auf einen Stuhl hingesunken und schluchzte bitterlich in den Armling ihres Kleides.

„Du bist eine mißrath'ne Dirn!“ schrie ihr der Bauer zu und verließ wüthend das Zimmer.

Helene hatte bei den letzten Worten laut aufgestöhnt, dann war das Weinen gebrochen, die Thräne versiegt. Fast wirtt starrte sie umher in dem freundlichen Gemache, in welchem, seit sie es bewohnte, kein böser Gedanke gedacht, kein böses Wort laut geworden war. In diesem Zimmer hatte man ihr den grünen Kranz in's Haar geflochten, als sie zur ersten Communion ging. In diesem Zimmer war sie einmal schwer krank gelegen und die Eltern hatten sie bewacht und der Vater hatte kein Auge gewendet von dem blassen Angesichte seines einzigen, heißgeliebten Kindes. In diesem Zimmer war ihre Mutter gestorben. . . .

Das stille, das süße und wehmuthsreiche Heiligthum war nun zerstört. Helene erhob sich, ihr war, als müsse sie zur Stunde fort aus diesem — fremden Hause.

Das kleine Sträußchen mit dem Kleeblatt und dem Kimmelftamm hob sie vom Tische, sah es an und ließ es zu Boden fallen.

Dieses Gemach war der Jungfrau so wonnig durchhaucht gewesen von der Liebe zum Vater, von der Ahnung des Glückes.

In diesem Gemach war, bethaut und durchwärmt von dem steten Bedenken an den einzigen Mann, die Liebe gereift bis zu jener Größe und Gluth, in der sie sich derselben mit Entzücken

und Schauern selbst bewußt wurde. — Und nun auf einmal war mit unbarmherziger Hand ein Miß geschehen in den zartesten Saiten ihres jungen Herzens.

Helene verließ das Zimmer, ging langsam am Gange dahin, an der Stube ihres Vaters vorbei, hinaus in den heißen Sommertag.

Der Liebe Regenbogenfarben im Mühlbachthau.

Der Zeilhofer hielt sich eingeschlossen und war gepeinigt vor Wuth und Schmerz. Ihm war, als habe er dem verhassten Freier zu wenig gethan und seiner Tochter zu viel. Er mußte sich wohl gestehen, daß dieser Mensch dazu angethan war, junge Mädchen zu bethören. Seine Gestalt war schlank und glatt, seine Worte klangen herzlich, offen, wie die reinste Wahrheit. Es waren Viele in der Gegend, die dem Nikodemi auf Treu und Glauben Geld geborgt hatten und die heute, nach Jahr und Tag, noch sagen: er lebt ja und wird noch zahlen. Gleichwohl sie heute nicht mehr Lust hatten, ihm weitere Geldschulden aufzubürden. Einige sagten gar: der Demi stünde ganz anders da, wenn er nicht der Sohn des Schinder-Wenz wäre, der sich so verhasst gemacht, weil er den Leuten die Hunde und Katzen von den Häusern wegstibigt habe. Aber Andere behaupteten immer wieder, der Apfel siele nicht weit vom Stamm und zählten Beispiele auf, so viel man wollte.

Zu diesen Leuten gehörte der Zeilhofer.

Gegen die Tochter nun waren heute seine Worte allerdings härter gewesen als seine Meinung.

Das arme Mädchen liebt wie ein Kind — so einfältig und offen. Sie weiß es kaum, daß erste Liebe ein Geheimniß ist. — Um so nachdrücklicher muß sie gewarnt werden.

Der Mann dachte und sann; und Eines ahnte er nicht. Er ahnte nicht die unenbliche Vermüthung, die sein letztes Wort im Gemüthe des Mädchens angerichtet hatte.

Gegen Abend suchte er Helene — und fand sie nicht. —

Das Mädchen war planlos herumgeirrt.

Es hatte sich nie an Jugendfreundinnen geschlossen, so hatte es jetzt Niemand, um das Leid zu klagen. Hätte vielleicht auch keine Worte dazu gefunden. Helene war seit der Mutter Tod zumeist mit sich allein gewesen, so hatte sich ein inneres Leben und Träumen in ihr entwickelt, das mit ihrer Umgebung nicht vereinbar war. Man hieß sie daher gerne die Verschllossene und die Stolze. Sie löste sich immer mehr von den Nachbarinnen los, die sie oft neckten und ihrer Klösterlichkeit wegen bespöttelten. Die kalten Blicke der jungen Burschen hatte ihre kalte Entschiedenheit und Ernsthaftigkeit stets zurückzubämmen gewußt. Ihr inneres Glück bestand in dem Bewußtsein, die Liebe und Zufriedenheit ihres Vaters zu besitzen.

Dieser Halt war nun gebrochen; der Vater nannte sie ein mißrathenes Kind. — Und sie war es vielleicht, gleichwohl sie nicht wußte warum . . .

Träumend war sie durch den Wald gegangen und war endlich hinabgekommen in die Thalschlucht, wo das Wasser der Zeitlohmühle rauschte.

Ueber der Schlucht lagen schon die Schatten des Abends. Unter dem Dache der einsamen Mühle wollte sie ruhen. Schläft man nur erst, dann ist Alles gut.

Sie war doch nicht allein. Als sie den Blick wendete, sah sie mitten im Mühlbache einen Mann stehen, der sich eben eine Pistole an die Brust setzte. — Helene that einen wilden Schrei — denn der Mann war Nikodem. — Der Hahn knackte, sie stürzte hin und riß ihm die Waffe aus der Hand.

Der Mann blickte sie traurig an. — „Warum?“ fragte er tonlos, „warum, Helene, willst Du mich nicht sterben lassen? Weißt Du denn nicht, daß ich nicht mehr leben kann?“

Sie zog ihn mit sich zur Baul, die an der Wand der Mühle war. Dort erhob sie ihre Stimme und rief ihm zornig zu: „Jetzt weiß ich, daß Du schlecht bist!“

„Das weiß ich auch“, entgegnete er und starrte mit blassem Antlitz auf den Sandboden.

Sie schwiegen lange. Helene be-reute das Wort. War doch auch sie selbst gekommen mit der Sehnsucht, zu sterben. Das war ein Selbstmord in Gedanken, weil sie vielleicht zu einem Selbstmord in der That zu feige ist. Wenn er mannhafter ist und ein Leben kurz enden will, das ihm und Anderen Unglück bringt — Gott im Himmel frägt sie, ob das schlecht sein kann.

Sie sieht den Burschen an. Sein Gesicht ist so kummervoll, sein dunkles, tiefes Auge so betrübt, die feuchten Locken hängen ihm wirr über die Stirne. Die blassen Lippen beben unter dem Schatten seines Schnurbartes wie in Todessehauern. — Da konnte sich das Mädchen nicht mehr fassen. Denselben Mann, der ihr heute so verhasst geworden war, den für alle Zeit zu fliehen sie sich vor einer Stunde noch vorgenommen hatte, nahm sie bei der feinen, weichen Hand. Und in demselben Augenblicke, als sie ihn berührte, brach sein Haupt nieder auf ihren Schoß.

„So schwer hab' ich zu tragen“, stöhnte er; weiter konnte er nicht reden.

Der Thau des Wassers, das vom Floß über das Mühlrad hinab goß, wehte heran und die rothen Abendwolken, die über den Bergen standen, legten einen feurigen Schein in die Fluth.

Helene strich dem Burschen die Haare aus der weißen, schön gewölbten Stirne. Ihr war, als hätte sie das

Leib nun erst ewig mit ihm verbunden. Dann schrak sie wieder zusammen.

„Nikodem“, sagte sie mild, „auf das mußt Du nicht mehr denken!“

„Auf das, meinst?“ versetzte er und stieß mit der Fußspitze an die Pistole, die auf dem Boden lag. „Wenn ich mir was Besseres weiß, gewiß nicht. — Du siehst ja, wie ich dran bin. Ueberall auf der Welt bin ich fremd, und in der Heimat wollen sie mich gar verderben. Wenn ich mich umbring', so kommt der Mord auf Diejenigen, die meinen ehrlichen Namen haben umgebracht. Was kann ich dafür, daß mein Vater ein verachtetes Gewerbe hat führen müssen? Was kann ich dafür, daß sie mich als Knaben wegen Diebstahls eingesperrt haben? Kein Mensch hat mir gesagt, daß es Unrecht ist, seinen Lebensbedarf zu nehmen, wo man ihn findet. Meine Mutter war krank, wir hatten kein Brot; mein Vater und ich gingen in der Nacht zum Nachbar und zogen ihm ein Lamm aus dem Stall. — Als sie mich aus dem Arrest ließen, sagte der Richter zu mir: Deinen Fehltritt hast Du erkannt und gebüßt, den darf Dir kein Mensch mehr vorhalten. — Was hat's geholfen? Die Leute haben mich verachtet, und als ich erwachsen war, gefürchtet und haben sich beeilt, mich unter die Soldaten zu bringen. Freilich ist das mein Glück gewesen. Beim Militär habe ich Gelegenheit gehabt, Schulen zu besuchen und auch sonst Vieles zu lernen.“

Zweimal bin ich in der Feldschlacht gestanden. Daß ich jetzt etwa Verdienste aufzählen wollt'? — Ich sag' nur, daß ich avancirt bin. Ich bekomme Urlaub, freue mich nach der Heimat und denke, jetzt werden mir die Leut' wohl wieder ehrlich in's Gesicht schauen mögen. Was wird denn? Lächerlich machen sie mich, als Heuchler und Prahlhans und als verlogener Mensch seh' ich da — ich weiß nicht wie. — Nur ein Einziges ist geworden, das

mich alles Andere vergessen gemacht hat, das mir wieder das Vertrauen zu mir selber gegeben hat und das mich so muthig gemacht hat, daß ich gemeint, ich könnt mir mein Glück mit Einem Ruck vom Himmel reißen. — Daß Du mich gern hast gehabt, Helene!“

Er wendete sich von ihr weg, stand endlich auf in seiner ganzen stolzen und doch schmiegsamen Gestalt. Seitwärts hin murmelte er: „Ja freilich hab' ich's mit Einem Ruck vom Himmel gerissen. Aber das gefehlt' Trumm hab' ich erwischt.“

Das Mädchen suchte ihn zu besänftigen.

„Ich weiß wohl, daß man vornehm und reich sein muß“, fuhr er fort, „wenn man den Zeilhofer um die Tochter angehen will. Aber, weil Du mich närrisch gemacht hast, Mädel, so bin ich doch hingegangen und hab' mich aus dem Hause werfen lassen. — Jetzt bist da und schaust mich an. Willst mich nicht, so wärest lieber ausgeblieben.“

„Ich bin Deinetwegen nicht herabgekommen“, sagte das Mädchen.

„So hättest Dich nicht mehr eingemischt! wollt' im Mühlbach ruhig liegen.“

Da fiel sie ihm an die Brust und schluchzte: „Peinige mich nicht, Nikodem — Du bist mein Leben und mein Verderben!“

Er riß ihr Haupt empor und preßte einen kümmischen Kuß auf ihren Mund. Sie wand sich los und stoh davon.

**Grüß' Dich, Bachwirthin, ei schon,
Du wirst ja allweil jünger!**

Die Knechte lagen in ihren Betten, jeder in einer andern Ecke des Stallbodens. Der Eine rauchte vor dem Einschlafen noch eine Pfeife Tabak; der Andere kaute an einem Wehlfloß, den er vom Nachtmale mit sich gerettet hatte; der dritte war kein

Raucher und kein Effer — wollte aber doch auch seinen Genuß haben und fog an einem Rispenhalm.

Und der Vierte, der weder schmauchte noch laute, noch fog, that den Mund auf und sagte: „Wo der Hauptmann heut wieder schlafen wird?“

Der Effer gab eine Antwort, aber diese verstrickte sich so sehr im Kloß, der gerade in den Backen war, daß sie unverstanden blieb.

„Jetzt möcht' ich doch einmal wissen, warum sie diesen Urlauber den Hauptmann heißen?“ fragte der neue Knecht wieder, dem Mittlags beim Dängeln der Bescheid verweigert worden war.

Der Raucher, es war der Altnecht, nahm die Pfeife aus dem Munde und meinte: „Sucht ihn auf und fragt ihn selber.“

„Für den guten Rath brauch' ich Dich nicht“, gab der Andere zurück.

Der Kloß war vertilgt, so sagte der Effer: „Bereits ein Jahr wird's her sein, daß der Brief kommen ist. Dem Schuster-Peter hat er zugeschrieben — der ist fort sein Kamerad gewesen, wenn's ein Spihbubenstückel gefest hat. Sonst hat sich mit ihm Keiner gern abgeben. Halt zugeschrieben, daß er Hauptmann worden wär'. Daß er Korporal ist, haben wir schon gewußt; und es ist auch gar keine Kunst, daß Du Korporal wirst, wenn Du die Kameraden verschergst und vor dem Obersten recht geschmiert thun kannst. — Aber Hauptmann, du haben wir gleich einen Pfiff gethan, daß es nit wahr ist. In etlichen Monaten drauf kommt er heim und hat richtig seine drei Sterne am Kragen. — Wie er aber gesehen hat, die Leut' wollten auch mit dem Hauptmann nichts zu thun haben, wenn er in der Haut vom Schinderbuben steckt, ist er gleich abgefahren mit seinem falschen Kragen — und das ist hohe Zeit gewesen, sonst wär' ihm wer Anderer an den Kragen gegangen. Aber wir Ober-Eichendorfer, wir sind

schon so höfliche Leut' und lassen den Hauptmann nicht mehr abkommen.“

„Was liegt denn dran“, sagte jetzt der mit der Pfeife, „jeder Mensch ist ein Hauptmann, der einen Kopf hat. Und weil der Demi nun zehnmal geschheidter ist, als wie andere Leut', so machen ihn die anderen Leut' um zehnmal schlechter, als sie glauben, daß sie selber sind. Ich sag' nur das: Die gang' Hauptmanngeschichte ist vom Schuster-Peter angespielt, und jetzt will ich Ruh'!“

„G'reb't ist's und aus ist's!“ spottete der Kloßvertilger, „und unser Altnecht strengt sich schauderhaft an, daß er auch ein Hauptmann kunnt sein.“ —

Da ging es in der Futterkammer, wo die Mägde schliefen, doch friedlicher zu. Auch dort naschten sie an Mehlkloßchen, die sie heimlich aus der Küche bezogen hatten, damit sie beim Nachtmahle vor den Knechten enthaltamer hatten sein können — weil ja das Sprichwort geht, daß schöne Leute wenig essen. Und als sie sich nun in der Futterkammer gefättigt hatten, bat die Sandl ihre Bettgenossin Kathrin, diese möchte doch nicht allzuviel vom Demi träumen; die Kathrin versprach es und so sanken sie bald in den Schlummer. —

Alles war im Frieden, nur der Herr des Hauses nicht. Er schritt die halbe Nacht in seiner Stube auf und ab, öffnete die Fenster und schloß sie wieder zu.

„Mutter!“ rief er aus.

Er meinte die Hausfrau, die er verloren hatte, nach der er sich heute so sehr sehnte — daß er nicht allein und nicht beistandslos sei.

Helene war wohl noch spät in sein Zimmer getreten und hatte ihm eine gute Nacht gesagt. Aber vor diesem „Gute Nacht“ hatte er sich entsetzt. Es war eine ganz fremde Stimme gewesen.

Und als die Hälfte der Nacht vorbei war und über den Bergen der Halbmond aufging, da zog der Bauer

sein Feiertagsgewand an, nahm einen Stod und verließ das Haus. — Er ging durch das Thal hinein, ging über das Gebirge, und als die Sonne hoch am Himmel stand, war er drüben im Murboden. Dort wußte er ein Wirthshaus, in welchem er manchmal, wenn er in Geschäften aus war, zugesprochen hatte. Auch heute kehrte er dasselbst wieder ein. Die Wirthin war eine stattliche, behendige und schneidige Frau.

„Der Zeilhofer!“ rief sie ihm entgegen, „wenn Du heut' schon von Eschenbors herüber kommst, so bist auch noch nicht auf Deinen letzten Füßen.“

„Das noch lange nicht“, antwortete er und gab ihr die Hand: „Grüß Dich, Wirthin! Ei schau, Du wirst ja alleweil jünger?“

„Thät mich freuen. Was magst, Zeilhofer?“

„Dieweilen gib mir ein Glas Wein. Nachher werden wir's schon sehen.“

Sie eilte selber in den Keller und brachte ihm den Wein im Trinkglaste ihres seligen Mannes. — Sie setzten sich in's Ertrastübel hinein und plauderten lange und über allerlei.

Zu Mittag wurde für den Zeilhofer ein Huhn geschlachtet. Zwei Stunden nach dem Essen wurden draußen im Hofe die Pferde an den zweifüßigen Wagen gespannt. —

Helene war im Garten und begoß die Blumen, als der Wagen in den Zeilhof einfuhr. Sie sah im Wagen ihren Vater sitzen und eine fremde Frau, die, als sie ausstiegen, fast größer dastand, als der kleine Zeilhofer. Sie gingen nebeneinander her und besahen sich den Hof. Sie kamen am Garten vorüber; der Vater blickte über den Zaun auf seine Tochter und sagte nichts. Die Frau rief herein: „Nur brav gießen! Die Blumen werden schon genug haben, aber der junge Kofl wird was brauchen.“

Und gingen fürbaf.

Helene blickt ihnen nach. In welchem Tone hatte nur diese fremde Person mit ihr gesprochen? Sie stellte die Wasserkanne auf den Boden und begoß weber die Blumen, noch den Kofl. — Eine alte Magd kam mit Wasser, diese fragte Helene, wer denn das fremde Weib sei, welches mit dem Vater gekommen wäre.

Die Alte legte die Hand an den Mund und küßerte über das Kettichbeet herüber: „Feine Stiefmutter.“

Als das Mädchen in's Haus zurückkehrte, trat ihr der Vater entgegen. Er hatte sich vorgenommen, recht lieblich mit seinem Kinde zu sprechen. Doch als er jetzt ihren kalten Blick sah, mit welchem sie ihn anschaute, der halb vorwurfsvoll und halb trotzig war, fand er den warmen Ton nicht.

„Helene“, sagte er, „Du wirst heut' schon in der Kreuzkammer schlafen müssen. Die Frau, welche mit mir gekommen ist, wird bei uns über Nacht bleiben und ich will ihr Dein Zimmer anweisen.“

„Mir ist es recht“, antwortete Helene und es war ihr, als solle sie sich bedanken, daß man ihr überhaupt noch einen Platz in diesem Hause einräume. Aber sie ging still die Stiege hinauf.

Ihr Bett in der hölzernen Kammer war fein und weiß hergerichtet worden; der Zeilhofer selbst war hinaufgestiegen, um zu sehen, ob das Geräthe wohl in jenem Stande wäre, wie Helene es gewohnt. Die Unfreundlichkeit der Kammer ließ sich freilich für diese Nacht nicht mehr ändern. Es war eine Art Dachzimmer, das von den anderen Wohnungen getrennt lag. Das einzige Fenster ging an die steile Berglehne hinaus. An der Wand hing ein großes, aus Holz geschnitztes Kreuzifix, unter welchem eine lange Bank stand. Helene schauerte, als sie diese Bank sah; es war der Leichnam ihrer Mutter darauf gelegen, es waren alle Todten darauf gelegen, die in dem Zeilhose verstorben waren.

Daß sie von der fremden Frau verdrängt worden war, that ihr unsäglich weh. Daß ihr mit Bestimmtheit gerade dieses Zimmer angewiesen worden war, glaubte sie sich erklären zu können. Sie war ja das mißrathene Kind, das in die Buxstammer gehörte. Vor diesem Kreuzstiz sollte sie etwa knien mit aufgelösten Haaren, wie Maria Magdalena. — Ihre Natur bäumte sich dagegen auf — sie hatte nichts zu büßen. Der Vater konnte sie wohl hinausstoßen von seinem Hause, wenn er glaubte, daß sie entartet war; aber die Sühne der Schuld war ihre Sache. Welcher Schuld? Daß sie den armen Burschen lieb hatte, da sich doch die Leute das Wort gegeben hatten, ihn zu verachten. — Helene bebte vor Aufregung. In später Nacht noch verließ sie die Kreuzkammer und suchte die kleine Laube im Garten auf, um sich dort auf der Lehnbank auszurufen.

Die Stimme aus der neuen Welt.

Die Frau Bachwirthin hatte aber auch nicht gut geschlafen im Zimmer Helenens. Das Gemach gestiel ihr. Nur der Lodenkranz im Glasfaß that ihr unangenehm. Der ist sicherlich von der ersten Frau. Den kann der Zeilhofer ganz dem Mädel schenken, als Gedanken an ihre Mutter. Der Bauer, meinte sie, bedürfe ein solches Gedanken nicht mehr. Das könne sie nicht brauchen, wie es in manchem Hause zugehe, daß der Mann mit der zweiten Frau verheiratet sei, mit der ersten, tobt aber noch die Liebchaft fortführe.

Als sie das Licht ausgelöscht hatte und einschlafen wollte, erschreckte sie ein Klopfen am Fenster. Sie richtete sich auf, und da das Klopfen mit einem Stäbchen sich wiederholte, stieg sie aus dem Bette, um zu sehen, was es wäre. Da sah sie trotz der Dunkelheit, daß vor dem Fenster draußen auf einem Ast des Lindenbaumes eine männliche Gestalt saß.

Ei so, denkt sie, da gibt es gleich eine saubere Arbeit — reißt den Fensterflügel auf und zetert einen Schod Schmachworte hinaus, ausgefuchte Lästerungen, wie sie in dieser Stube gewiß schon lange nicht mehr erklingen waren.

Der Mann stieg ziemlich sachte vom Baume hinab und schritt über den Anger davon.

Wie ein Gelddieb sieht er nicht aus. Das reimt sich mit dem, was der Zeilhofer hat gesagt, 's wird derselbe Strolch sein. Da muß ein strengeres Regiment sein, das seh' ich schon! Und das ist kein Zimmer für junge Mädchen! — So war das Denken der waderen Frau, dann zog sie sich die Decke bis über die Ohren — und ist hoffentlich bald eingeschlafen. —

Der Mann, welcher auf der Linde saß, war der Mikodem. Er war nicht eben erschrocken über die so ungeahnte Abfertigung; aber ärgerlich war er, gerade heute, da er so Wichtiges zu besprechen gehabt hätte, das Mädchen nicht zu finden.

Als er an dem Garten vorbeiging und das Thor halb offen fand, fiel ihm ein, daß in der Laube eine bequeme Bank zum Ruhen wäre. Es war eine so warme, wohlige Sommernacht; die Heimgen sangen und die Johannismwürmchen schwammen in der milden Luft. Mikodem trat in den Garten, in die Laube und erschraf nun Anfangs, als er einen Menschen liegen fand auf der Lattenbank. Und als er sich vorsichtig hinbeugte und gewahrte, wer es war, der heute hier schlief, da hätte man bei Licht wohl sehen mögen, wie er blaß wurde im Angesicht, und wieder glühend roth, und wie sein Athem fast still stand.

Helene hatte den rechten Arm als Kissen gelegt unter ihr Haupt, und das Antlitz halb in den Arm verborgen, so schlummerte sie. Die andere Hand ruhte über ihrem Busen; das Kleid ergoß sich hin über die Lehnbank. — Jetzt tauchte ein Leuchtlästerchen auf

und flog in einem Bogen über die Mädchengestalt und kreiste über ihrem Haupte.

Nikodem hatte sich niedergelassen auf's Knie und beugte sein Gesicht so tief, daß er in demselben ihren Athem fühlte. — Plötzlich durchjuckte es das Mädchen und es fuhr empor.

„Helene!“ lispelte der Urlauber.

Sie sprang von der Bank und wollte davoneilen; er erfaßte ihren Arm: „Kennst Du mich nicht? Der Nikodem!“

„Laß mich los!“ rief sie, „das leid' ich nicht, daß Du mir nachstellst auf solche Weis'. Geh' weg.“

„Helene, Du thust mir Unrecht. Es kann ein Glück sein, daß wir uns hier treffen. Ich hab' Dich lang' gesucht, ich hab' Dir was zu sagen.“

„Da nicht,“ versetzte sie abwehrend, „kein einziges Wort red' ich mit Dir — um solche Zeit . . .“

„Du bist noch im Schlaf“. Helene. Wir sind ja öfter so beisammengesessen.“

„Beim lichten Tag. So nicht ein einzigmal.“

„Ich hab' Dich nur erschreckt; und im Schreck schaut Alles ganz anders aus. Besinn' Dich.“

„Da brauch' ich kein Besinnen. Du kannst mir der liebste Mensch sein auf der Welt, aber so bleib' ich keinen Augenblick mit Dir allein. Hast mir was zu sagen, so geh' auf die Gassen, und sag's mir über den Zaun herein. Auf die Weis' will ich Dir Red' seh'n.“

„Daß auch Du mir nicht vertraust, Helene,“ sagte er betrübt, „das thut mir weh'. Wollt' ich's nicht redlich mit Dir meinen, ich wär' Deinetweg gewiß nicht zum Zeilhofer gegangen, daß er mich konnt' schmähen und treten, wie einen Hund. Und daß Du's noch einmal siehst, ich bin Dir aufrichtig, so geh' ich Dir zu Lieb' jetzt auf die Gassen.“

Aber nicht erst zum Thore machte er den Umweg; mit einem einzigen, sinken Sätze war er über den Zaun.

Jetzt faßten sie sich an der Hand, und die Bretterschranke war dazwischen, mit ihren Dornhecken und ihren Rosenknospen.

„Für's Erste, mein Mädchen,“ flüsterte Nikodem, „mußt Du mir sagen, warum Du heut' Deine Schlafkammer verwechselt hast.“

Helene schweig ein Weilschen, die Antwort war schwer. „Man kann ja bis spät Abends im Garten arbeiten, die Pflanzen gießen — ein wenig rasten in der Laube und unversehens einschlafen.“

„Das kann man freilich,“ sagte er, „aber es kann auch anders sein; es kann eine Stiefmutter in's Haus kommen und die Tochter aus ihrem Schlafstübel vertreiben.“

„Wie kannst denn Du das wissen?“ versetzte das Mädchen.

„Helene,“ fuhr er fort, „Du bist eines reichen Bauers Kind, aber Dir geht's nicht besser, wie mir, Du bist auch verlassen, wie der Stein auf der Straß.“

„Es ist nicht wahr!“ rief sie rasch, „mein Vater . . .“

„Dein Vater thut Dir das größte Uebel an, das er vermag; er gibt Dir eine Stiefmutter. Wärs Du die unterste Magd im Haus, Du kämest besser weg. Aber Du bist die Tochter von seinem ersten Weib — das verzeiht sie Dir nicht. Mit lauter Red' wird sie Dich lieber haben, als wie ihre eigenen Kinder; im Stillen wird sie Dich verfolgen und peinigen auf alle Art. — Deinem Vater bist gewiß ein liebes Kind, aber sie wirb's so wenden, daß Du ihm ein unliebes wirst.“

„Was hast denn davon, Demi, daß Du mir das Alles sagst,“ antwortete das Mädchen, „wenn's so kommt, so werd' ich's schon früh genug erfahren.“

„Dem weich'st aus, Helene,“ sagte er mit Nachdruck. „Auch ich hab' mir vorgenommen, daß ich meinen Feinden aus dem Weg' geh' und mich dort niederlaß', wo ich ein gutes Leben weiß. Helene, Du hast mir vor zwei Tagen das Leben gerettet; heut' möcht' ich

nimmer im Mühlbach' liegen. Und weil es von Dir ist, so werf' ich's mein Lebtag nimmer leichtsinnig weg. Das versprech' ich Dir. Und das hab' ich mir auch vorgenommen. Aus Deinem Geschenk will ich jetzt was machen. Du, ich sag' Dir's, Helene, ich erleb' den Tag, wo alle Eschenborfer die Hüt' vom Kopfe reißen werden, wenn wir durch die Gassen fahren."

"Das müßten andere Eschenborfer sein," meinte das Mädchen.

"Das werden dieselben sein," sagte er, "aber wir zwei werden andere sein, als wir heute sind, wenn wir mit Gut und Ehr' zurückkommen aus Amerika."

Er schwieg.

Das Mädchen schwieg auch, weil es ihn nicht verstanden hatte.

Der Zaun krachte zwischen beiden, denn der Nikodem beugte sich zu weit herüber, als er ihr sagte: „Helene, wir wandern aus.“

„Auswandern? wer?“

„Du und ich. Wir sind einmal beisammen und verbleiben beisammen. Du haßt mir mein Leben zurückgegeben und ich will Dich damit glücklich machen auf dieser Welt. Aber weil Freund und Feind dagegen sein werden, aus Reid und aus Vorurtheil, daß wir nicht sollten Ein's werden — Helene, so vertrauen wir auf uns selber, nehmen uns bei der Hand und gehen nach Amerika.“

Sein Puls war heiß, seine Stimme zitterte vor Bewegung, als er dieses sprach.

Das Mädchen war verzagt und hauchte: „Mein Gott, Nikodem, wie kommt Du auf einmal zu diesem Gedanken?“

„Der Gedanke ist schon lange in mir gefest, ich hab' ihn gehabt seit Jahr und Tag. Die neue Welt ist für solche Leut', die in der alten keinen Platz mehr haben. Ich bin heimatlos — aber dennoch muß die Auswanderung tausendmal überlegt werden. — Sie wäre vielleicht nicht zu Stande gekommen; da ist Dir gestern auf ein-

mal ein Brief da — der ruft mich hinüber.“

Das Mädchen legte die Hand an die Stirne: „Mir wird gar der Kopf schwindlig von dem, was Du jetzt redest.“

„Da ist der Brief," sagte er und legte ein zusammengelegtes Papier in ihre Hand, in der es liegen blieb, so wie es hingegeben war.

„Mein Vater ist aus Böhmen eingewandert," sagte der Nikodem, „und daß er dort einen Bruder hinterlassen hat, der nachher in Verlust ging, das wirst Du wissen?“

„— weiß es nicht," antwortete Helene.

„Nun, so hab' ich Dir's jetzt gesagt. Er ist in Verlust gegangen und die Leute — die glauben überall das Schlechteste am liebsten — haben gemeint, es hätt' ihn der Teufel mitgenommen. Meines Vaters Bruder haben sie für einen Zauberer gehalten, weil er Brunnen finden und Wetter vorherfagen hat können. In seiner Jugend hat er studirt, ist aber kein Geistlicher worden, hat sich mit seinen Wissenschaften Geld verdient. Er ist gerade so verachtet gewesen, wie mein Vater und man hat ihm auch nachgesagt, daß er den Leuten die Feldgrenzen so verrückt hätt', daß für ihn Grund herausgekommen wäre, und daß er die Nachbarn so verblendet, daß sie es nicht gemerkt hätten. — Du siehst wohl, Helene, wie dumm die Leute denken und reden können, wenn sie Einen nicht leiden wollen. Nun so ist der Mann auf einmal verschwunden gewesen, und in seiner Heimat — ja, Du wirst lachen — in seiner Heimat zeigen die Leut' noch jetzt ein Stück von seiner Haut, die gefunden worden wäre, nachdem ihn der Teufel zerrissen hätte.“

„Jetzt laß' mich aus", hat das Mädchen und suchte ihre Hand der seinigen zu entringen, „ich geh', Du reb'st mir heut' schon zu wunderbar.“

„Nicht ich, die Leut', mußt Du wissen!" verjette der Burfche, „die

Leut', die den ehrlichen Namen von meinem Vetter zu Grunde gerichtet haben, wie sie den von meinem Vater und den von mir noch heute umbringen. Meinen Vetter hat nicht der Teufel geholt, sonst könnte er mir jetzt diesen Brief kaum schreiben, den ich nicht um zehntausend Gulden hergeb'."

Da wurde dem Mädchen die Neugierde rege; sie ließ ihre Hand wieder ruhig in der seinen und fragte, was denn hernach in dem Briefe Schönes stünde.

"Der kommt aus Amerika, Helene, aus dem Lande, wo der Zucker und das Gold wächst. Mein Vetter ist vor zwanzig Jahren dort hingegangen und hat sich mit der Zuckermirthschaft und mit der Goldgräberei so viel Geld gemacht, daß er selber nicht weiß wie reich er ist, und daß es ihn traurig macht — weil er keinen Erben hat, der mit und nach ihm den Reichtum genießen könnte. So hat er nachgeforscht, ob nicht von seinem Bruder wer da wäre, und ist auf mich gekommen. Jetzt fordert er mich auf, daß ich zu ihm hinüberkommen soll. Und wenn's Dir dort auch gut geht, Nefse, heißt's in dem Briefe, gehe doch zu mir, denn hier wird es Dir noch besser gehen. Komme bald, komme mit Weib und Kind, wenn Du hast, und wähle Dir hier den Aufenthalt in einem meiner Stadthäuser, oder auf einem meiner Landgüter. Das Land ist hier so fruchtbar und so herrlich, die Menschen leben nicht in jenem Wahn, wie drüben in der alten Welt, wo sie mit den Vorurtheilen einander peinigen und zu Grunde richten. Schiffe Dich in Hamburg ein; ich werde Dir bei dem Hamburger Kaufmannshause Mengold's Erben das Reisegeld anweisen, weil ich Deinen jetzigen Aufenthalt nicht so bestimmt weiß, als daß ich Dir die Summe schicken wollte."

"Und das kannst Du Alles schon so auswendig?" fragte das Mädchen.

"Daß ich dieses Schreiben schon hundertmal gelesen hab', das kannst

Du Dir wohl denken. Morgen wirst es auch Du so oft lesen. Denn es ist ebenso für Dich geschrieben. — Helene, so ändern sich die Tage. Vorgeftern haben wir noch gemeint, es gäbe keinen Ausweg mehr für uns — und heute ist uns ein Leben offen, wie wir es so glücklich nimmer hätten denken können. — Wir reisen bald, Helene."

"Wer? ich? ich und Du?" stieß das Mädchen hastig hervor — man wußte nicht, war das Angst oder Entzücken.

Er beugte sich noch mehr über den Zaun und hob Helene fast empor und küßerte: "Wir reisen bald."

"O Gott," sagte sie, "das ist ja unmöglich — ich kenne meinen Vater!"

"Den kenne ich auch. Der wird nicht einverstanden sein. Leicht, daß er sagt: was brauchst Du einen Mann, wenn Du eine Stiefmutter kriegst! Daß das Weib Vater und Mutter verlassen soll, um dem Manne zu folgen — auf das zu denken, so christlich ist der Zeilhofer freilich nicht. Darum — ich habe mir das Alles zu Deinem und zu seinem Wohle genau überlegt — ist es am Besten, Helene, Du fragst gar nicht, hältst Dich an mich und thust, wie es sein muß."

"Nikodem," hauchte sie und schloß sich einen Augenblick fast krampfhaft an ihn, "ich bitte Dich, laß' mich fort, mein Kopf kann ein solches Reden nicht vertragen."

"— Und schreibt ihm erst von Amerika aus, daß Du ihn um Verzeihung bittest, daß Du glücklich wärest — und schickst ihm Gold — Gold, Helene, ich weiß es, das söhnt ihn aus."

Da schrieb das Mädchen, daß es gelte in der Nacht: "Du bist schlecht, Nikodem!" und riß sich los und lief dem Hause zu.

Er blieb eine Weile noch lehnen am Gartenzaun und zupfte in Gedanken verfunken Flechten von den Brettern. Dann ging der Mond auf. Nikodem hob den zu Boden gefallenen

Brief auf und schritt die Gassen dahin; und sein langer Schatten schwankte über den Hecken.

Du bist der einzige Mensch, auf den ich vertraue.

Am andern Morgen saßen sie in der Stube des Bauers beim Frühstück, der Zeilhofer und die Bachwirthin vom Murboden. Auch Helene war beigezogen worden. Die Bachwirthin war recht sauber zusammengeputzt und ihre Haare lagen glatt und glänzend gekämmt, theilten sich in der Mitte des Hauptes und gingen an beiden Schläfen zierlich in kleinen Bogen herab, um sich dann hinter das Ohr zu schlingen und dort in einer dreifach geflochtenen Krone mit einem fein durchbrochenen Kamme befestigt zu sein. Dieser Krone wegen war sie ziemlich spät zum Frühstück gekommen, hingegen war sie nun um so aufgeräumter. Sie schenkte den Kaffee in die Schalen; in die Helenens goß sie viel Milch und warf ein Stück Zucker hinein; den Bauer fragte sie, wie er den Kaffee liebe: schwarz oder licht, süß oder stark.

Der Zeilhofer hatte auch heute sein Feiertagsgewand an; that sehr heiter und als er der Bachwirthin den Semmelkorb über den Tisch hielt, schob er mit dem Ellbogen wie unversehens das Zuckerkästchen etwas gegen die Schale seiner Tochter hin.

„Ja, und was ich sagen wollte,“ unterbrach die Bachwirthin plötzlich das Gespräch, welches sich um gleichgiltige Dinge gedreht hatte, „wenn ich in diesem Hause einmal ein Recht habe, der Lindenbaum muß mir weg, der im weißen Stübel vor dem Fenster steht.“

Der Bauer wurde etwas verlegen, denn er hatte Helene noch gar nicht mitgetheilt, daß diese Frau einmal ein Recht im Hause haben würde.

„Ober das Mädel muß in eine andere Schlafkammer,“ fuhr sie fort. „Ruht es nicht wissen, Zeilhofer, was Deine Linde vor dem Mädchenzimmer für schöne Blüten treibt.“

Er sah sie fragend an.

„Saubere Mannerleut' wachsen auf dem Lindenast!“ sagte die Bachwirthin beißend und ihr Auge zuckte gegen das Mädchen hin, „solchen ist es un-gelegen, Zeilhofer, daß Du mich in's weiße Stübel einquartierst.“

Ohne noch einen Bissen angerührt zu haben, erhob sich Helene und ging hinaus.

Auch die Bachwirthin sprang auf, eilte ihr nach und rief: „Schau Du, verübelhafte (empfindsamer) Jungfrau! Geh' nur her zu uns und trink' Deinen Kaffee. Das muß ich Dir gleich sagen, wenn Du mit mir truken willst, so wie mit Deinem Vater, da kommst an die Unrechte! Ich will Dir die Lieb' und Ehr' zu Deinen Eltern schon lernen.“

Jetzt richtete sich das Mädchen auf und mit jenem unheimlich kalten Blick, der seit einigen Tagen in ihrem Auge lag, wie eine trübe Eisdecke über jenem See, der sonst so tief und klar und mild gewesen war — mit diesem Blicke sah sie auf die Bachwirthin hin und sagte die Worte: „Was habt denn Ihr mit mir zu schaffen?“

Nun stand auch der Bauer vom Tische auf und die eingetunkte Semmel-schnitte noch zwischen den Fingern, sprach er streng: „Schweig, Helen'! Diese Frau wirst Du in Ehren halten! Sie wird Deine Mutter sein. — Und jetzt setze Dich zu Deinem Frühstück!“

Sie setzte sich hin, genok aber nichts. Und als die beiden Verlobten — sie schienen es doch schon zu sein — aufstanden, erhob auch sie sich und ging in den Garten zu ihrer Arbeit. Die Beschäftigung mit Salat und Bohnen wollte aber nicht recht vorwärts gehen. Ein Stämmchen Thymian riß sie ab und ein Sträußchen Reseda. Das eine sagte nach der „Blumensprache“: „Was ich that, verzeihe, denn mich brennt die Reue.“ Das Resedchen hieß: „Ich glaube Dir, Du meinst es

gut mit mir.“ Die „Blumensprache“ hatte ihr Nikodem gekauft, so wie er, da sie zuweilen gerne las, sie auch mit andern Büchern versah. Eines dieser Bücher enthielt die Geschichte von einem jungen Mann, der von den Leuten gemieden, vieler Lasten und Verbrechen angeschuldigt war, und doch das beste, treueste Herz im Busen trug. Nur allein sein Liebchen glaubte an seine Unschuld, folgte ihm durch Elend und Noth bis zum Hochgerichte hin, wo durch einen glücklichen Zufall noch im rechten Momente seine Schuldlosigkeit offenbar wurde. — Wie Helene davon bewegt wurde! Das war ja schier die Geschichte ihres Nikodem. Und darum hatten heute auch ihre Blümchen von Thymian und der Keseba so tiefe Bedeutung. Sie steckte das Sträußchen an den Gartenzaun bei jener Stelle, wo sie ihm in der Nacht das harte Wort gesagt hatte.

Bis Mittag war das Sträußchen welk und legte seine Köpfechen auf das spröde Moosgeflecht, das an den alten Brettern wucherte. Am Abende, als Helene wieder an der Stelle vorüberging, waren Thymian und Keseba verschwunden.

Der Zeilhofer und die Bachwirthin aus dem Murboden waren an demselben Tage wieder fortgefahren, und im Hofe ging es an solchen Tagen, da der Bauer nicht zu Hause war, lockerer und heiterer zu als sonst. Die Knechte trieben allerlei Gallobria und die Mägde sangen Schelmenliedchen, wo sie gingen und standen. Sonst war es die Gegenwart der Tochter des Hauses gewesen, welche das allzufreie Treiben stets etwas mäßigte; heute war Helene nicht zu sehen. Bis spät in die Nacht hinein saß sie einsam auf der Gartenbank unter einem Hollunderstrauch und träumte. Das Blitzen und halberstickte Donnern eines nahenden Gewitters schien sie nicht zu sehen und nicht zu hören. Erst etliche schwere Tropfen, die durch das Laubwerk schlugen, schreckten sie auf, daß sie in das Haus ging. Durch die stillen, nächtigen Gänge tastete sie

sich langsam fort, bis sie hinaufkam in die Kreuzkammer, wo ihr Bett auch heute noch aufgerichtet war. Die Thür der Kammer war nur angelehnt, doch war es, als würde sie von innen zugehalten, denn durch das gegenüberliegende offene Fenster ging der Wind herein und drückte auf die Thür.

Helene schloß Pförtlein und Fensterglas und wollte sich eben anschicken, zur Ruhe zu gehen, als ein scharfer Blitz die Kammer grell beleuchtete. Das Mädchen that einen Angstschrei. Aber nicht vor dem Blitze hatte es sich entsetzt, sondern vor dem, was der Blitz gezeigt hatte. An einer Ecke der Kammer stand ein Mann — stand der Nikodem.

Bevor das Mädchen die Flucht ergreifen konnte, trat er hervor und sagte: „Helene, worhin hast Du mich um Verzeihung gebeten, jetzt bitte ich Dich darum.“

Sie zündete rasch ein Licht an. „Demi“, flüsterte sie siebernd. „Wie kommst Du da herein? Wenn Du mich lieb hast, so geh.“

„Du denkst nicht daran,“ entgegnete er, „daß vor diesem Fenster kein Lindenbaum steht, von dem aus ich mit Dir sprechen könnte.“

„Um Gotteswillen, Nikodem, geh' fort!“ befahl sie.

Draußen rauschte der Sturm und dichter Regen schlug an's Fenster; so sagte der Nikodem: „Jetzt willst mich hinausstoßen? jetzt?“

„Bleib' im Vorgang', bis das Wetter vorbei ist — nur aus diesem Zimmer geh'!“

— daß ich entdeckt würde im Hause, und mißhandelt, als wie ein Einschleicher und Dieb. Ja, ja, ich gehe, Helene, und weiß, wie es steht mit Deiner Lieb' zu mir, und daß Du mich verderben willst.“

Sie schwieg.

„Das erste Zeichen einer treuen Lieb' ist das Vertrauen,“ sagte er bitter, „Du hast kein's zu mir.“

Helene hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, hielt die Hände gefaltet und hauchte: „Wenn Du wüßtest, Nikodem, wie mir ist!“

Er legte die Hand langsam an die Thürflinte und blickte mit seinen schönen, aber jetzt so betrübten Augen auf das Mädchen. Dieses rang mit sich selber. Ihre Hände bebten, ihr Busen wogte, ihr Haupt und ihre ganze Gestalt neigte sich vor, bis sie auf den Knien lag vor Nikodem und in die Worte ausbrach: „Du bist ja der einzige Mensch jetzt, auf den ich vertrau!“

Sie fiel mit den Ellbogen auf den Fußboden hin und weinte.

Er hob sie auf. Dann setzte er sich ihr gegenüber am Tischchen auf die Bank, so daß gerade über seinem Haupte das Kreuzifix hing. Und nun sagte er es noch einmal mit Entschiedenheit, ja mit der Feierlichkeit eines Schwures, daß er mit ihr nach Amerika auszuwandern werde.

Als sie darauf nichts erwidert hatte, begann er den Plan näher auseinanderzulegen. In dieser nächsten Zeit wird der Zeilhofer tagelang nicht zu Hause sein, denn das Heiraten macht viele Fahrten in verschiedene Gegenden und viele Gänge zu Befreunden und Verwandten nöthig. In dieser Zeit muß Alles geschehen, auf daß die neue Hausfrau ihr Haus geleert findet und kein Stiefkind mehr da ist, das sie peinigen kann. Helene verläßt am bestimmten Tage Morgens das Haus mit dem Anscheine, als ginge sie nach Eschenhof in die Kirche. Auf der Föhrenhöhe schlägt sie aber anstatt rechts nach Eschenhof hinabzugehen, den Weg links gegen Kürberg ein. Hinter Kürberg beginnt der Kürwald, in welchem die Rupertilpelle steht. Durch diesen Wald führt der Weg, den Helene zu gehen hat; bei der Kapelle wird sie Nikodem erwarten. Dann werden sie mitammen über Oberfachsen und Sewald der Eisenbahn zutrachten. Das ist aber nicht der nächste Weg zur nächsten Eisenbahn-

station, sondern ein weiter Umkreis. Am Orte der Eisenbahnstation Sillthal hat Helene eine Ruhme, bei der sie an ihren Vater einen liebevollen Brief schreiben kann, um ihn und sich selbst zu beruhigen. Ja, von dort aus kann sie noch umkehren, wenn die Sehnsucht nach Vater und Mutter zu groß, die Liebe zum Manne aber zu klein werden sollte. Von Sillthal sind sie nach zwei Tagen in Hamburg und nach drei Wochen in Neu-York, wo für die Weiterreise in's Land hinein der Vetter sorgen wird. Für die kirchliche Trauung kann nach Wunsch des Mädchens in Neu-York oder schon in Hamburg geforgt werden.

Helene hatte diese Auseinandersetzungen gehört und wendete dagegen kein einziges Wort ein. Mit Bewunderung blickte sie auf den Geliebten, der mit männlicher Umsicht und Entschlossenheit den großen Schritt plante, der sie und ihn befreien und zum Glücke führen soll. Und sie blickte auf das Kreuzifix über seinem Haupte, das wie zum Schutze die Arme ausbreitete über ihn und das Unternehmen.

Er hielt ihr bittend die Hand über den Tisch, daß sie einschlage. Sie erhob ihren Arm nicht, sondern sagte: „Ich sehe wohl, daß es so gut ist und daß es nicht anders sein kann. Aber ob ich's über's Herz bring', das weiß ich nicht.“

„Wir denken nicht daran,“ fuhr Nikodem fort, „die Heimat auf immer zu verlassen. So bitter sie mir Unrecht thut, aber beim Gewissen gesprochen, ich hänge doch an ihr, an jedem Baum, an jedem Stein. Nach wenigen Jahren werden wir wieder zurückkehren und hier unser Haus aufschlagen, um in demselben zu leben und zu sterben. Und Du wirst Wunder sehen, meine Helene, wie unser Reichthum die Feinde zu Freunden verwandeln wird; wie das Gold die Härte Deines Vaters brechen wird und wie er sich hernach freuen wird darüber, daß wir mit eigener Kraft die Hindernisse über-

wunden und unser Glück aufgebaut haben. Ja, wir werden schon nach etlichen Wochen zeigen können, wie treu wir zu ihm gesinnt sind; ich habe vor, ihm aus Amerika eine Geldsumme zu schicken, mit der Bitte, daß er dieselbe irgendwie zu seinem Besten verwende, oder, wenn er das nicht will, sie für uns aufbewahre. Du glaubst es nicht, Helene, wie glücklich ich sein werde, wenn ich Deinen Vater überzeugen werde können, wie aufrichtig ich ihm bin, wie gut ich es mit Dir meine!"

Mit großer Bewegung hätte er gesprochen; seine Wangen hatten sich geröthet, sein Auge leuchtete, seine Lippen schienen zu zittern.

Jetzt erst erhob Helene ihre Hand, legte sie in die seine und sagte mit feuchten Augen: „Wie Du gut bist, Nikodem! Aber meinst, daß es denn gar nicht möglich wäre, meinen Vater anders zu stimmen, wenn Du ihm den Brief aus Amerika zeigen wollest, und daß das heimliche Abreisen nicht sein müßte?“

„Meinst Du es, daß es möglich wäre?“ fragte Nikodem.

Nach einem längeren Schweigen und Nachdenken antwortete sie: „Wenn er nicht gar so gegen Dich wäre, und wenn er nicht so jähornig wäre! Wie ich meinen Vater kenne, große Hoffnung ist nicht.“

„Siehst Du. Dann ist für uns aber auch Alles verdorben. Weiß er unsere Absicht einmal, so wird er Dir jeden Weg abschneiden, bei mir zu sein. Er wird Dich einsperren, er wird Dich in's Kloster stecken; Du kannst Dich nicht wehren, bist noch nicht alt genug und ich muß allein in's Amerika hinüber. Wir sind auseinander gerissen und Gott weiß, ob wir uns jemals wieder sehen.“

Sie hatte seinen Arm mit beiden Händen erfaßt, als wollte sie ihn halten und an sich ziehen. — Ein Windstoß riß das Fenster auf und verlöschte die Lampe. Nikodem hatte bald ein Streichhölzchen zur Hand und zündete das

Licht wieder an. Sie gab ihm einen dankenden Blick.

Nikodem saß nachdenklich da und sagte lange kein Wort.

„Wenn ich nur Einen Freund hier hätte!“ murmelte er schließlich, „nur einen einzigen!“

„So blieben wir?“ fragte das Mädchen.

„— Und wenn's ein Jude wäre, der zweihundert Percent verlangte — oder tausend, oder einen Finger von meiner rechten Hand!“

„Nikodem, Du redest wie närrisch,“ flüsterste sie, „Du hast noch ein Anliegen.“

„Laß' Du das gut sein, Helene, das ist Sache des Mannes.“

„Nicht aus Neugierd' ist's, Nikodem, nur daß ich Dich bitte, daß Du Alles, was Dich drückt und kränkt mit mir theilst. Ich will Dir treulich tragen helfen.“

Er sprang auf und ging über das Zimmer auf und ab.

„Der armseligen paar Gulden wegen!“ stieß er heraus. „Nicht einmal telegraphiren kann ich dem Vetter, daß er uns das Reisegeld hier anweisen ließe. Und im Grunde —“ setzte er gelassener bei, „wäre das nicht gut. Da wäre gleich Verdacht. Es ist besser in Hamburg. Aber wie nach Hamburg kommen! Ich besitze keinen Groschen Geld.“

Sie fragte, wie viel denn nöthig wäre. Er antwortete, daß zweihundert Gulden nicht überflüssig sein dürften. Nun hielten sie Rath. Helene meinte, wenn sie nur schon großjährig wäre, daß sie über ihr von der Mutter säkliches Gut verfügen könnte.

Nikodem sagte, wenn sie auch großjährig wäre, die Stiefmutter würde es schon zu verhindern wissen, daß ihr die Erbschaft in die Hand käme. Ja vielleicht wäre die Stiefmutter für ihre eigenen Kinder so sorgsam, daß es schließlich hieße, für das Kind aus erster Ehe sei von Mutter's Seite nicht viel bagewesen, und das Wenige hätte

die Krankheit und das Begräbniß aufgezehrt.

Ueber Helenens Angesicht flog eine Zornröthe. Sie sah das Weib vor sich, von welchem sie an diesem Tage schon so tiefe Demüthigung erlitten hatte.

„Am besten wäre es,“ meinte Nikodem, „man wisse seinen Antheil genau —“

„Den weiß ich. Mir fallen von der Mutter zwölfhundert Gulden zu.“

— und brächte ihn bei Zeiten in Sicherheit, bevor noch die neue Hausfran das Regiment antrete.“

Helene versetzte: „Wie könnt' man das nur anfangen?“

„Ich in diesem Falle würde mein Eigenthum ruhig nehmen, wo ich es fände,“ sagte Nikodem.

„Das wäre auch am besten,“ versetzte das Mädchen.

„Damit wäre die Sache geschlichtet und aller spätere Zwist hätte ein Ende. Ja siehe, wie bei diesem Plaudern mit Dir die Zeit vergeht. Es schlägt zwölf Uhr. Mein liebes Herz —“ er legte seinen Arm um ihren Nacken, „leb' wohl, schlaf' süß!“ er küßte sie auf die Stirne, auf die Augen, „Halt' mich lieb, Helene, bis wir zusammen sein verbunden!“ Er küßte sie auf den Mund. — „Gute Nacht! — Gute Nacht!“

Er verließ die Kammer. Sie stüßte ihm noch nach: „Nur rechts halten, der Stiege zu. Der Hausthorschlüssel liegt unter dem Pfosten.“ —

Und schloß sich ein und weinte vor Glück.

(Fortsetzung folgt.)

Auf eigener Scholle.

Ein Apfelbaum, ein Rosenbeet,
Zwölf Schritt' nur im Gevierte —
Ich wußte nicht, was drüber geht,
Zeit mir's die Schwelle zierte.

Aus meines Häuschens Fensterlein
Begrüß' ich Helfenwände,
Des Traungebirges Miesenstein,
Des Gmundnersee's Gelände.

Ob Regenturm, ob Sonnenschein,
Es schweigen Sorg' und Kränkung,
Der Erde Bestes blüht allein
In einfacher Beschränkung.

Versteckt, wie Vöglein, Weib und Kind
In dichter Rebenlaube,
Und ihre lieben Nachbarn sind
Die Schwalbe und die Laube.

Die Jungen flattern ein und aus,
Das Jüngste gar blieb hangen,
Ein Schwäbtlein segnet unser Haus,
Halb frei und halb gefangen.

Ludwig Foglar.

Gedanken über den Selbstmord.

Von Robert Hametling.

Man hat die in unseren Tagen hervortretende Neigung zum Selbstmord aus der Verderbtheit des Zeitalters herzuleiten versucht: aus der Genußsucht, die, wenn sie die Mittel der Befriedigung nicht erreicht, oder die erreichten leichtsinnig vergeudet hat, das Leben wie ein werthloses Geschenk hinwirft, oft auch durch den freiwilligen Tod sich der Verantwortlichkeit für Fehlstritte und Verbrechen entzieht, mittelst deren sie der Befriedigung zustrebt. In einer statistischen Angabe, die mir eben zur Hand ist, stellt in der That unter 43 Selbstmördern die Classe der Lebensüberdrüssigen das größte Contingent mit 14 Personen; zunächst folgt das Contingent der von der Noth zu dem verzweifelten Schritte Getriebenen mit 13, der von finanziellen Katastrophen oder mißlichen Familienverhältnissen Betroffenen mit 9, der unglücklich Liebenden oder Eifersüchtigen ebenfalls mit 9, der einer Verantwortung sich Entziehenden mit 5 und der Irrsinnigen mit 2. Bei 14 Personen blieb die Ursache unbekannt. Man sieht, wie häufig auch die Selbstmorde aus Liebe sind, aus Eifersucht, aus Empfindungsmotiven also, die mit der Genußsucht, mit der Sittenverderbtheit keinen directen Zusammenhang haben. Neun Selbstmordfälle führt die obige Statistik als durch Liebesleidenschaft veranlaßt auf. Ei, sind wir wieder so empfindsam geworden? Häufig sind diese Selbstmörder aus Liebe Personen, denen man gar nicht die Anlage zu modernen Werthers zutrauen sollte. In einem Flecken der Steiermark entlebte sich ein Gendarm mit seiner

Geliebten, weil er von dem Aufenthaltsorte derselben, wo er seit längerer Zeit stationirt war, an einen anderen Ort versetzt werden sollte. Weber eine handfeste Natur, noch Alter, noch zarte Jugend scheint in jüngster Zeit vor den Consequenzen bitteren Liebesleids zu schätzen. Man las in den Zeitungen von einem sechzigjährigen Manne, der sich das Leben nahm, weil er zu bemerken glaubte, daß seine gleichfalls schon den Sechzigern nahe Ehefrau „kühler“ gegen ihn zu werden anfing. Ein anderes von den Blättern erwähntes Opfer des Liebesgramms war ein fünfzehnjähriges Mädchen, das die Rolle der Sappho spielen wollte, weil seiner Neigung für einen studirenden Jüngling von väterlicher Seite mit der Drohung begegnet wurde, es zu einer Tante nach Steiermark zu bringen. Eine Magd gab sich den Tod, weil ihr Liebhaber sie nicht, wie er versprochen hatte, zum Tanze abholte. Zu Prag arrangirte kürzlich eine fröhliche Gesellschaft anlässlich einer Taufe ein Pfänderspiel, bei welchem ein Schustergejelle, der Bruder des Festgebers, von einem Mädchen drei Küsse erhalten sollte. Das Mädchen weigerte sich hartnäckig und dies nahm der junge Mann sich so zu Herzen, daß er hinauseilte und sich vom zweiten Stock auf das Pflaster hinabstürzte, wo er sofort den Geist ausgab. Die Doppelselbstmorde der Liebenden gehören, wie die Familienselbstmorde, heute schon fast zu den alltäglichen Dingen. Warum nur diese unglücklichen jungen Liebespaare, statt sich zu tödten und so der Liebe zugleich mit dem Leben zu entsagen, nicht

lieber in die weite Welt laufen und sehen, wie sie neben- und miteinander nöthigenfalls durch harte Arbeit ihr Dasein fristen können? — Was soll man ferner von dem öfteren Vorkommen des Selbstmordes unter Kindern denken? Man liest von Knaben, die einer gefürchteten häuslichen Züchtigung sich auf diesem Wege mit Spartanermuth entziehen, und immer zahlreicher werden die jugendlichen Trostköpfe, die, wenn sie im Schulzeugnisse eine schlechtere Note erhalten als sie gewünscht, sich das Leben nehmen, bloß um den allzu strengen Lehrer zu ärgern. Nicht gar selten sind die Selbstmörder, welche mit Hinterlassung eines Zettels aus der Welt gehen, auf welchem geschrieben steht: „Aus Langeweile“. Zu Polstrau in Steiermark erhängte sich 1871 ein Lötzer, nachdem er zu seinen Kindern gesagt: „Gebt mir einen Strick, ich will sehen, wie viel Teufel es in der Hölle gibt!“

Wenn wir nun in solcher Art binnen kurzer Frist Personen jedes Alters, Personen der verschiedensten Rang- und Bildungsstufen, auf die verschiedenartigsten, oft unbedeutenden, zuweilen selbst an's Lächerliche streifenden Veranlassungen, mit leichtem Entschluß zum Strick, zum Giftbecher, zur Pistole, zum Messer greifen, sich die Glieder auf dem Steinpflaster zerschmettern oder den Tod in Wasser-tiefen suchen sehen, so muß der Grund noch tiefer liegen als in mangelnder Religiosität oder sittlicher Verderbtheit.

Wie die Entwicklung eines epidemischen Krankheitskeimes immer bedingt ist durch eine subjective Empfänglichkeit, und der Pesthauch einer verderbten Luft wirkungslos an thierischen Organismen vorüberstreift, die ihm nicht eine bestimmte Disposition entgegenbringen, so muß auch der Selbstmord die gegenwärtige Generation in bestimmter Weise für sich disponirt finden. Diese Disposition in der Gegenwart aufzuzeigen und näher zu kennzeichnen, ist nicht schwer: sie liegt

in der weiten, fast allgemeinen Verbreitung einer pessimistischen Stimmung und Niemand wird in Abrede stellen, daß diese wohl geeignet ist, eine gegen das Leben selbst feindlich gewendete Tendenz zu begünstigen. Wir würden das Leben nicht so leicht hinwerfen, wenn wir eine bessere Meinung von seinem Werthe hätten. Kaum war einem Zeitalter die Ueberzeugung vom Elend des Lebens so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, als dem unfrigen. Der Selbstmörder Luvora hatte gewiß nicht den Schopenhauer gelesen, und doch richtete er an sein Söhnlein, als dasselbe den Giftbecher mit ihm zu trinken sich weigerte, den bedeutsamen Ausspruch: „Nun, so laß es denn; aber glücklicher wärest Du gewesen, wenn Du getrunken hättest!“ — Liegt in diesen Worten nicht eine über das persönliche Geschick hinausgehende philosophische Verneinung des Werthes und der Süßigkeit des Lebens, eine Verneinung, die freilich schon bei Dichtern und Denkern der ältesten Zeiten gefunden wird, aber nur in müde-gehekten Zeitaltern, wie das unsere, lebendig wird, die Massen durchbringt und, wie die Selbstmorde bei Kindern zu beweisen scheinen, schon vererbt oder mit der Muttermilch eingefogen wird?

Ja, wir sind müde gehekt vom ungezügelten Lebensdrang in der eigenen Brust, wir sind blasirt, und je mehr wir vom Leben verlangen, desto mehr verliert das, was es uns bieten kann, seinen Werth und Reiz. Das einfache Dasein scheint uns nicht mehr begehrenswerth genug, um es mit dem ganzen Aufwande moralischer und physischer Kraft gegen die Launen und Schläge des Schicksals zu behaupten. Wenn wir uns nicht ganz besonders gut „amüsiren“, so haben wir keine Freude am Dasein. Vielleicht ist auch der Umstand nicht ohne Einfluß, daß wir so oft genöthigt sind, aus der Gleichgiltigkeit gegen das Leben eine Tugend zu machen. Die häufigen Seuchen,

die großen Kriege, sie erzeugen eine gewisse Lethargie, eine stumpfsinnige Indolenz, eine Todesverachtung, die uns als Panzer dienen muß gegen die Angst, gegen die immerwährende Bedrohung des Lebens. Es gibt einen Muth, der ebensowohl demoralisirt als die Feigheit.

Es wirkt verstimmend auf uns Zeitgenossen, daß trotz aller großartigen Hilfsmittel, welche die Civilisation und der Fortschritt des Wissens eröffnet, trotz der immer mehr sich ausbreitenden Herrschaft des Geistes über die Natur, es doch mit uns in manchen Beziehungen abwärts geht und das gemüthliche Behagen des Lebens immer seltener wird. Victor Hugo schrieb einen Zeitroman: „Les Misérables“. Unsere Zeit ist in der That das Zeitalter der Misérables. Daher kommt es auch, daß die Schopenhauer'sche Misérabilitäts-Philosophie gegenwärtig zu so hohem Ansehen gelangt ist, nachdem sie die früheren Jahrzehnte hindurch todt gelegen, wie ein epidemischer Krankheitskeim, für welchen die rechte Disposition noch fehlte, oder wie ein Zündstoff, in welchen erst der Geist unserer Zeit den Funken warf. Es wird auch kein Unbefangener leugnen wollen, daß die Schopenhauer'sche Doctrin von der Dual des Daseins und von der „Selbstverneinung des Willens“, zu welcher die Erkenntniß von der Nichtigkeit des Daseins führt, den Selbstmord nahe legt. Wenn unser Philosoph sich dagegen ausdrücklich verwahrt, ja sich alle erdenkliche Mühe gibt, aus seiner eigenen Lehre nicht eine Empfehlung, sondern eine Verwerfung des Selbstmordes herauszudemonstriren, so beweist dies viel guten Willen und eine Besorgniß des sonst kühnen Denkers, er könne durch sein System einen großartigen Massenselbstmord des menschlichen Geschlechtes veranlassen. Aber die von ihm so bitter geschmähten „Katheeder-Philosophen“ könnten ihm in diesem Falle den Vorwurf zurück-

geben, die Wahrheiten seines Systems mit den Rücksichten auf die landläufige Moral in einen nothdürftigen Einklang gebracht zu haben. Denn wäre der Satz: daß Nichtsein besser sei als Sein, von absoluter, unarschbarer Wahrheit, enthielte er eine ohne Clausel, ohne „Wenn“ und „Aber“ gültige Thatsache, gälte er in der That nicht bloß als eine vom rein-individuellen Standpunkte aus berechtigte poetische Klage, sondern als ein philosophisches „Axiom“ — dann ließen sich freilich noch immer hundert schöne philosophische Gründe gegen den Selbstmord ersinnen, aber kein einziger von wirklich praktischem Werthe. Wer einmal auf dem Punkte angelangt ist, die Nichtexistenz der Existenz entschieden vorzuziehen, den wird die philosophische Erwägung, daß er ja nur sein individuelles Leben, nicht das allgemeine, erlösten könne, ja daß er selbst unter irgend einer Form doch noch fortleben werde, sich schwerlich abhalten lassen, im individuellen Tode eine ganz annehmbare Erleichterung zu erblicken. Zum mindesten wird es ihm als eine angenehme Abwechslung erscheinen, für die nächsten Jahrtausende nicht mehr als Mensch, sondern als Erdentloß, als Weilchen, als Monere, oder als Amphioxus weiter zu leben . . .

Eine Erörterung des Pessimismus und seiner Berechtigung oder Nichtberechtigung liegt übrigens weitab vom Endzwecke dieser Zeilen. Es sollte hier nur darauf hingewiesen werden, daß die pessimistische Weltanschauung, bewußt und unbewußt, theoretisch und praktisch, sich immer mehr bis in die feinsten Lebenspulse der gegenwärtigen Generation einschleicht, und daß zwischen den Theorien und Gedankensystemen, mit welchen sich die Gebildeten der Nation beschäftigen, namentlich der Schopenhauer'schen Philosophie und der blasirten Lebensmüdigkeit in so Vielen — die Mehrzahl der Selbstmorde, sagt obige Statistik ausdrücklich, kommt auf die Lebensüberdrüssigen

— nicht gerade ein urfächlicher Zusammenhang, aber doch eine enge Verwandtschaft besteht. Es sind Hauche einer und derselben geistigen Strömung.

Wir müssen an krankhafte Seelenaffectionen glauben, die sich, wie physische Seuchen, zeitweilig über eine Epoche, lokal über eine Region verbreiten können und die wir darum wohl mit dem Namen einer Epidemie bezeichnen dürfen. Der Gedanke einer geistigen oder moralischen Epidemie ist gewiß ebenso wenig absurd als neu. Wer darf sich anmaßen, die physiologischen Tiefen des Seelenlebens ergründet zu haben, insbesondere auf dem geheimnißvollen Punkte, wo das individuelle Leben sich mit dem der Gattung, des allgemeinen Lebens berührt? Geht durch die Geisterwelt nicht oft ein geheimer Zug, der die Einzelwesen zur Gemeinsamkeit des Denkens und Empfindens — warum nicht auch des Lebens und des Leidens, des Gesundens und des Erkrankens verbindet und Zeugniß gibt von der ursprünglichen Einheit alles Daseins? Die Geschichte ist voll von Beispielen mehr oder weniger verbreiteter gemeinsamer Seelenaffectionen. Man denke an die pathologischen Erscheinungen im Schoße religiöser Secten. Einer unter den Versammelten tritt auf, wird erst begeistert, dann ekstatisch, verfällt in Zudungen; bald folgt ein Zweiter, ein Dritter, und zuletzt sind Alle von demselben Geiste ergriffen. Das Auftreten der Fanatiker, der Visionäre in Masse, und mancher vorübergehende psychische Zustand im Leben der Völker, der auf die Gestaltungen der Weltlage nicht selten einen dauernden Einfluß nimmt, ist

auf eine Geistesepidemie zurückzuführen. Nichts ist ansteckender als geistige Stimmungen und Affectionen und es bedarf zur Mittheilung derselben keiner directen persönlichen Verührung und Anregung; sie verbreiten sich, wie Miasmen oder wie elektrische Wirkungen, durch die Luft. Ausbrüchliche Lehren und Begründungen sind überflüssig, das bloße Beispiel reißt mit fort. Schon die Deffentlichkeit, welche alle Selbstmordfälle durch die Zeitungen erhalten, leistet dem Umsichgreifen des Uebels Vorschub, genau so, wie die unvermeidliche Constatirung des Ausbruches einer physischen Epidemie auf die Intenität und Verbreitung derselben nicht ohne Einfluß bleibt.

Der Selbstmord ist das einzige Verbrechen, gegen welches alle Gesetzgebung ohnmächtig ist, weil das ausgeführte Verbrechen selbst schon eine Flucht ist, durch welche der Thäter sich der irdischen Verantwortlichkeit entzieht. Auf das Volk kann vielleicht der Prediger wirken; für diejenigen, die außerhalb des Bereiches dieser Wirkung stehen, wird eine zeitweilige denkende Einkehr in sich selbst, ein öfterer Aufschwung über die drückende Sphäre matereller Wirklichkeit, eine Pflege des Besseren und Ehleren im Gemüthe, ein Zusammenraffen der moralischen Kraft und eine Waffnung mit besserem Muthe als dem einer stumpfsinnigen Gleichgiltigkeit, ein Schutzmittel abgeben gegen jene Art von geistiger Epidemie, die sich zwar erst verhältnißmäßig unbedeutend ankündigt, von der man aber recht wohl sich vorstellen mag, daß sie einmal noch weit größere, verhängnißvolle Dimensionen annehmen könnte.

Barbara von Cilli.

Eine Lebensskizze von Prof. Dr. Franz Kronek.

Jedem von uns begegneten im Leben das eine und andere Mal Persönlichkeiten, für welche die Bezeichnung „problematische“ Naturen ganz geeignet erscheint; — denn, sich selbst eine schwierige Aufgabe voll innerer Widersprüche, bilden sie auch für den Beobachter kein leichtes Problem psychologischer Erkenntniß.

Auch der Historiker hat mit den problematischen Naturen nicht wenig zu schaffen und je weiter zurück in den Jahrhunderten der Vergangenheit, desto problematischer — im letzteren Sinne — gewahrt er die Naturen einzelner hervorragender Persönlichkeiten, aus Mangel zureichender Quellen einer tieferen Kunde von ihrem innersten Wesen.

Denn, wenn heutzutage, trotz all der Fülle dessen, was an geschriebenen Nachrichten, mündlichen Ueberlieferungen, eigenen vertraulichen Correspondenzen, tagebücherlichen Aufzeichnungen u. dgl. über eine bedeutende Persönlichkeit unserer Tage oder jüngstvergangener Zeit vorliegt, — letztere dennoch ein halbes Räthsel bleibt; wenn wir auch mit Hilfe trefflicher Bildnisse, naturgetreuer Photographien, ja selbst ungeachtet täglichen Verkehrs mit bedeutenden Zeitgenossen, — zu keinem sicheren Urtheile über ihr Wesen gelangen können, — darf es Wunder nehmen, wenn wir aller vorangeführten Hilfen entbehrend, die Gestalten längst entschwundener Jahrhunderte aus wortkargen, widerspruchsvollen und verständnißlosen Andeutungen jener Zeiten nur schemenhaft vor unserem geistigen Auge emporsteigen sehen und der Historiker mit aller Mühe höchst zweifel-

hafte, ideale Porträte von ihnen entwerfen kann; im günstigsten Falle solche, wie sie der Maler nach Zeichenmasken zu liefern in der Lage ist?

Aber nun genug der Einleitung. Zu den problematischen Naturen der Vergangenheit zählt das fürstliche Weib, dessen Familiennamen die Ueberschrift unseres Lebensbildes aufweist und im „Heimgarten“ darf ihre Charakteristik eine Stelle beanspruchen, denn das Haus, dem sie entstammt, wurzelt in unserem Lande, mit seinen Anfängen und seiner steigenden Machtfülle.

Rasch war das Haus der Souneker, der Freien von Sounek (Sanek) emporgestiegen, als sie reiches Erbe, die Herrschaft der Heunburger antraten und Friedrich von Sounek seit 1341, laut kaiserlichen Freibriefes, als der erste seines Geschlechtes sich „Graf von Cilli“ schrieb. So wurde Cilli, das seltorömische Celeja, dessen antike Trümmerwelt während des Mittelalters nur ein bescheidenes städtisches Gemeinwesen umschloß, Mittelpunkt der Gütermacht einer hochstrebenden Dynastie — ihr Hauptsiß. Die Burg Ober-Cilli, deren gewaltige Reste das Dasein eines seiner Herrn würdigen Baues bezeugen, die vormalige Minoriten- jetzt Pfarrkirche von Cilli, mit ihrer Gruft, mahnen am besten an die Lebenshöhe und den Ausgang des Geschlechtes, das zwei Menschenalter hindurch an Bedeutung weithin seines Gleichen nicht fand und zu den seltenen Abelsfamilien zählt, die ihren alten Geschichtschreiber fanden. Die „Chronik der edeln Grafen von Cilli“, von geistlicher Feder bald nach dem Erlöschen der Mächtigen (1456) verfaßt, erzählt in schlichter

warmherziger Darstellung die Lebensläufe der „Grafen von Cilli, Ortenburg und in dem Seger“ (d. i. Jagorien), wie sie sich in der Zeit ihrer Machtfülle schrieben. Einer der bedeutendsten Geschichtsschreiber des ausgehenden Mittelalters, der Humanist, Höfling und Kirchenfürst, Enea Silvio de Piccolomini (Aeneas Silvius) — nachmals Papst Pius II. (1458—1464) — eröffnet uns den tiefen Einblick in das Wesen und die Geltung der letzten und bedeutendsten Glieder des Hauses Cilli, mit geistvollen aber meist gehässigen Worten; die gesammte maßgebende Chronographie jener Zeiten und Lanbe gedenkt dieser Gestalten auf der großen Schaubühne der Geschichte, und zahlreiche Urkunden entrollen das Zeugniß von dem Emporkommen der Grafen von Cilli in Gütermacht und Würden.

Es ist ein Geschlecht, dessen physische und geistige Eigenthümlichkeit scharf hervortritt. Dies zeigen die Leichenschädel der letzten Geschlechtsreihe, Andeutungen der Zeitgenossen von dem hohen Wuchse, dem hageren aber kräftigen Leibe der Cillier Grafen, von ihrer Langlebigkeit. Reich an Begabung, an eiserner Willenskraft, Beharrlichkeit und klug berechnendem Wesen — aber auch voll starker Triebe, verzehrender Leidenschaften, verfügen die Cillier nur über die verhängnißvollen Gaben, welche das Leben äußerlich glänzend gestalten, keineswegs dagegen über die Bürgschaften inneren Glückes, Reinheit und Frieden der Seele, Maß und Gleichklang der Gemüthskräfte. Als sie das Glück, unerfättlicher Ehrgeiz und die Lebenskunst, viel zu erwerben, den Besitz klug zusammenzuhalten und zu mehren — am höchsten emporhoben, — kreuzten all' dies Errungene Thaten des Hasses im Schoße der Familie. Die goldenen Sterne im Wappen der Cillier waren nur ein Symbol der zweifelhaften Gunst des Geschickes, denn sie verglommen jähe, als sie am hellsten strahlten und ihr Glanz stach um so greller ab von der

dunkeln, gewitterhaften Nacht, die sie umgab.

Wenig weiß, wie so oft, die Geschichte von den Frauen dieses Hauses zu melden. Chroniken, Todtenbücher, Urkunden erwähnen meist nur Namen, Heirat, Todestag derselben. Bloss Eine des Geschlechtes fand in den Blättern der Geschichte ihren geräumigeren Platz und eine bedeutendere Geltung; ihr Name steht an der Spitze dieser Studie, sie ist die problematische Natur, mit welcher wir uns beschäftigen wollen, problematisch durch das, was der schlimme Leumund von diesem bedeutend angelegten Weibe überliefert.

Im Jahre 1385 standen die Grafen Hermann II. und dessen Vetter Wilhelm an der Spitze des Cillier Grafenhauses. Altgraf Hermann I. war damals gestorben; aus seiner Ehe mit der bosnischen Fürstentochter war der gleichnamige Sohn entsprossen, dem es beschieden war, sein Haus dem Höhepunkte glänzender Machtstellung zuzuführen und dessen Geschick länger als ein Menschenalter mit starker Hand und hartem Sinne zu leiten. Wilhelm war der Bruderohn Ulrich's († 1368), des berühmten Waffengenossen K. Ludwig's d. Gr. von Ungarn und anderer Mächtigen dieser Zeit, von dessen weiten Ritterfahrten im Süden der Donau, auf wälscher und deutscher Erde, die Spruchdichtung des Zeitgenossen Peter „Suchenwilt“ Rühmliches berichtet. Hermann II. hatte 1377 mit dem Vater und Vetter die Preußenfahrt Herzog Albrecht's III. von Habsburg-Österreich mitgemacht, auf welcher der letztgenannte den Ritterschlag von der Hand des Cillier Altgrafen empfing. Das ist das früheste uns bekannte Ereigniß seines bewegten Lebens. Fünf Jahre vorher bestiegte die Kaiserurkunde Karl's IV. von Luxemburg die Rechte und Freiheiten der „Grafschaft“ Cilli, welche ein schönes Stück des heutigen Unterlandes der Steiermark zwischen der Drau, Save und Sotkla in sich schloß — mit dem schönen Santhale

als Kerngebiete und dem Schlosse Sounel (Saneč) als der Wiege der Souneker-Cillier. Hermann II. nahm Elisabeth aus dem altangesehenen Adels- haufe der oberösterreichischen Schaunberger zur Frau; noch glänzender schien die Ehe des älteren Veters Wilhelm, denn ihm verschaffte der Gönner seines Vaters, K. Ludwig von Ungarn und Polen († 1382) die Hand Annens, der letzten Tochter des Pfaffenherrschers im Reiche der Lehen, Kasimirs des Großen oder Gerechten. Aber aus dieser Ehe entsproß nur eine Tochter, der es allerdings beschieden war, (1400) die zweite Gemalin des ersten Jagellonenköniges Polens, Wladislaw's zu werden während aus der Verbindung Hermanns II. drei Söhne und vier Töchter hervorgingen. Graf Wilhelm fand auf dem Rückwege von der Türkenfahrt (1392) einen frühzeitigen Tod und so lag die ganze Zukunft des Hauses seither auf den Schultern Hermanns II. — Seit dem Jahre 1396, in welchem er an der Seite des Luxemburgers Sigismund, des Ungarköniges, die unselige Türken Schlacht bei Gr. Nikopolis mitfocht und dessen Begleiter auf der Flucht aus dem Schlachtgetümmel nach Konstantinopel und heimwärts wurde, knüpften ihn wichtige Dienste an die Person des genannten Herrschers, welcher mit großen Fehlern glänzende Geistesgaben, mit ewiger Gelbnoth verschwenderische Freigebigkeit, vor Allem aber mit räthelvollem Wesen unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, unbegrenztes Vertrauen und schrankenlose Dankbarkeit für Günstlinge und Freunde verband. Zu diesem bedorzugten Kreise zählte voran Graf Hermann II. von Cilli und er verstand es, diese Stellung auszuwerthen. Einflußreiche Würden, wie das slawonische Banat, große Gütererwerbungen, wie z. B. die Pfandherrschaft der Murinsel, sind das Ergebniß dieser Beziehungen zu K. Sigismund; doch stand noch Größeres bevor. Gerade die jüngste seiner Töchter sollte ihn dem Luxemburger am nächsten stellen.

Wir kennen das Geburtsjahr Barbaras nicht; doch dürfte sie um das Jahr 1393/4 zur Welt gekommen sein. Ihrem Bruder Ludwig, 1417 jung verstorben, war die große Ortenburger Erbschaft in Krain und Kärnten bestimmt, welche dann 1422 dem Cillier Hause thatsächlich zufiel. — Graf Friedrich II., der Erstgeborne, schloß das unselige Eheband mit Elisabeth, der Tochter des reichen Geschlechtes Frankopan oder der Grafen von Beglia-Modrusch-Winodol, der angesehensten Dynasten Croatiens; — Hermann III. nahm in erster Ehe eine Adensbergerin zur Frau. Von den Schwestern ehelichte Katharina den Störzer Grafen Heinrich IV., Anna den mächtigen Magnaten Ungarns, Niklas Gara den jüngeren, Sigismunds Günstling; ihr selbst, Barbara, war es beschieden, die Gattin König und Kaiser Sigismunds zu werden, das glänzendste Schlußglied in die Kette der weitläufigen und einflußreichen Schwägerschaften und Ver- sippungen des Hauses zu fügen.

Wir können mit Bestimmtheit behaupten, daß bald nach 1401 der Entschluß des Ungarkönigs reifte, Barbara von Cilli als zweite Gemalin heimzuführen. Ihr Vater, Altgraf Hermann, hatte ihm einen wichtigen Dienst erwiesen, seine Befreiung aus der Haft vermittelt, welche Sigismund als Gefangener der unzufriedenen Stände Ungarns auf der Felsenburg der Garas, Sittlós, erlitt.

Die allzugroße Jugend Barbara's bewirkte, daß der Verlobung nicht alsbald die Ehe sich anschloß. Wohl nennt urkundlich schon um 1406 der Ungarkönig den Altgrafen Hermann seinen Schwiegervater, Barbara seine Gattin, — der eigentliche Ehebund scheint jedoch erst 1408 vollzogen worden zu sein, in demselben Jahre, in welchem der Luxemburger den Drachenorden in's Leben rief, einen höchsten Ritterorden, unter dessen Mitgliedern an der Spitze der ungarischen Magnatenerschaft der Graf von Cilli erscheint. So war

die kaum sechzehnährige Tochter Hermanns einem Könige verbunden, der, wengleich der jugendlichen Gattin an Jahren weit überlegen, in der Vollkraft des Lebens stand und reife männliche Schönheit, mit äußerlicher Würde und regem Sinne für den Glanz und die geselligen Freuden des Hofwesens verknüpfte. Aber Sigismund war nicht der Mann, einem Weibe von Barbara's Schläge Achtung und hingebend treue Liebe einzulösen.

Die jüngste Tochter Hermann's brachte in die Ehe keineswegs Schmiegsamkeit, selbstlose Ergebung in den Willen ihres Gatten und das demüthige Gefühl der Dankbarkeit mit, daß sie, die Grafentochter, auf einen Thron erhoben sei. Ihr war ein starker Geist gegeben, der einer überlegenen männlichen Führung bedurfte — mächtiger Ehrgeiz, der nach einem Wirkungstreife Verlangen trug — und jene weibliche Sinnlichkeit, deren feste Schranken nur eine glückliche Ehe, das Bewußtsein, dem pflichttreuen Gatten Herz und Sinn auszufüllen, ziehen kann. Bei allen glänzenden Geistesgaben konnte der launenhafte abspringend vielgeschästige Luxemburger, der gerne zu kleinen Künsten griff und das Einfache, wahrhaft königliche einer groß angelegten Herrschernatur nicht besaß, — seiner Umgebung das Gefühl bewundernder Ergebenheit nicht einflößen und so auch dem scharfen Blicke seines Weibes die Schwächen des Herrschers nicht entziehen. Die Cillierin, welche, wie die Dinge lagen, ohne Herzensneigung dem weit älteren Manne zum Altare folgte, empfand nicht jenes Gefühl der tiefen Achtung, das den haltbarsten Ersatz für Jugendliebe bieten muß. Wenn sie der Gatte als Spielzeug wandelbarer Begierden ansah und vermeinte, sie werde sich begnügen, Königin Ungarns, seit 1411 auch Königin des deutschen Reiches zu heißen — und voll Entfugung und Selbstgenügsamkeit zuzusehen, wie der rast- und ruheloze Gatte Wochen, Mo-

nate auf Reisen in Staatsangelegenheiten verbrachte, ohne seines ehelichen Herdes zu gedenken, — so irrte er da gewaltig. Barbara, das schöne, üppige Weib, erfuhr aber auch bald, daß die Neigungen des weit älteren Gatten einem starken Wechsel unterworfen seien; die Beweise seiner Untreue wirkten nun auch nachtheilig auf ihre Gefühlsrichtung ein. Sigismund selbst charakterisirte sein Wesen in vorgerückten Jahren durch eine scherzhafte Aeußerung, welche er dem P. Eugen IV. gegenüber bei seiner Romfahrt um die Kaiserkrone gemacht haben soll. In drei Stücken seien sie, die höchsten Gewaltträger der Christenheit, einander unähnlich, — im vierten gleich. „Ich stehe früh auf, sprach der Kaiser zum Nachfolger des h. Petrus. Du schläfst lange; ich liebe den Wein, Du scheuest ihn; Du stiehst die Weiber, ich laufe ihnen nach. In Einem aber treffen wir zusammen; ich richte das Reich, Du richtest die Kirche zu Grunde.“

So sammelten sich bald Wolken am ehelichen Himmel und obschon auch ein wichtiges Unterpfand des Gattenglückes — ein Kind dem Paare beschieden war: — Elisabeth, nachmals die Erbin des Vaters, der einzige Sprößling und kein Knabe, was unter solchen Verhältnissen weiteren unbefriedigten Wünschen Raum ließ, — die Anzeichen tiefen inneren Unfriedens ließen nicht lange auf sich warten. Zur Zeit als die glänzende Kirchenversammlung ihre unfruchtbare Thätigkeit in den Mauern der Stadt am Bodensee begann (1414) und Kaiser Sigismund, lange noch — bevor der Scheiterhaufen Hussens flammte — mit der Gattin und glänzendem Gefolge den Einzug in Konstanz hielt, — scheint dies noch nicht an den Tag getreten zu sein. Alles bewunderte das schöne Paar, der Reimbichter Prißhuch von Augsburg pries „Schönheit und Tugend“ der Königin und vielleicht wiegte sich damals noch Barbara, halb zufrieden, in all der Fülle des Glanzes

und der Ehren, welche sie ebenso gut als den Gatten umgab.

Nun aber folgen lange Monde der Verlassenheit; der Luxemburger durchkreuzt halb Europa, um seine kirchlich-politischen Pläne zu verwirklichen und sein ungebundenes Leben in der Fremde bleibt der Gattin nicht verschleiert. „Der treulose Gatte macht das Weib untreu“, schreibt der Zeitgenosse Enea Silvio, der erfahrene Kenner der Frauenwelt, in jenem kostbaren Werkchen, das auch der Cillierin eine biographische Skizze widmet; er entschuldigt damit die Kaiserin, deren Körperbau und Antlitz — einige Leintfehler abgerechnet — von ihm gleichfalls als schön gerühmt werden, — oder richtiger gesagt, er erklärt damit die Verirrungen Barbara's, welche für die Welt kein Geheimniß blieben.

Bald nachdem Sigismund von den langen Staatsreisen und Kriegsunternehmungen im Westen und Süden Europa's nach Deutschland heimkehrend zur Bekämpfung der Hussiten sich anschickt, tritt ein förmlicher Bruch zwischen den Gatten zu Tage. Als Hauptgrund wird gemeinhin das ziemlich offene Verhältniß Barbara's mit einem deutschen Ordensritter, in Abwesenheit Sigismund's, bezeichnet. Es kommt so weit, daß der König die Gattin und die zarte Tochter mit geringem Frauengefolge auf eine Pukta in der Nähe Großwardein's verbannt, wie uns dies sein vertrauter Höfling, Eberhard Windeck, erzählt, und so karg hält, daß sie oft an dem Nothwendigsten Mangel litten. Um den Bitten und dem Einflusse der Reize Barbara's zu entgehen und jeder Begegnung mit dem verhaßt gewordenen Weibe auszuweichen, verfügt Sigismund, als ihn die Wege durch Oßungarn nach Siebenbürgen führen, daß seine Gattin aus der Großwardeiner Gegend nach Ofen geschafft werde und bei seiner Rückkehr dahin, soll Barbara wieder nach Großwardein die Strafe nehmen. Sigismund schien unverzöhnlich; als man gegen ihn entschuldigend äußerte, die

Verirrungen der Frauen rühren oft davon her, daß sie ein Pantherhaar verschluckt hätten — denn der Panther galt damals als Symbol der Geißheit, — ließ sich der König mit bitterem Hohne vernehmen: dann müsse dies seiner Gattin mit einer ganzen Pantherhaut begegnet sein. Barbara fand begreiflicher Weise diese Verbannung unerträglich und endlich siegten ihre Bitten, fremde Vermittlung und — der Anblick der Verzerrung heißenden Frau. Die Aussöhnung findet statt und nahezu 16 Jahre bleibt uns der Einblick in das weitere eheliche Leben Weider verschlossen.

Wir dürfen nicht an eine Wandlung der Gegensätze und des beiderseitigen Mißtrauens denken; Sigismund vergaß des Vorgefallenen nicht und war am wenigsten in die Lage gekommen, die lautere Treue edler Frauennaturen zu würdigen, an sie zu glauben, — Barbara behielt den Stachel in ihrer Seele und starkem Ehrgeize hielten starke Begierden gleichen Schritt. Den alternden Gemahl hielt sie am wenigsten für berufen, über ihre Fehler des strengen Richteramtes zu walten. Sie zur Messaline zu stempeln entbehrt es jedoch sicherer Belege; denn Ehrgeiz und Freude an der Herrschaft hielten der Sinnlichkeit die Wage und überwogen mit den Jahren. Barbara findet Gelegenheit, den Gatten als Königin im Ungarlande zu vertreten, die Kaiserkrone schmückt ihr Haupt; ihr Einfluß kommt dem eigenen Hause zu gute; vermittelnd und fördernd in seinen Lagen und Zielen.

Als sich (1422—1428) die Familientragödie der Cillier entwickelt, Barbara's älterer Bruder, Friedrich, seine Gattin Elisabeth ermordet, um dann zur heimlichen Ehe mit dem kroatischen Edelfräulein Veronika von Deschenitz (Leschenitz) zu schreiten — als den Gattenmörder zu Ofen unter den Augen des Königs paares und fürstlicher Gäste der Vetter der Gemordeten, Hanns von Beglia-Modrusch, zum gerichtlichen Zweikampfe auffordert und Si-

gismund den Schwager seinem zürnen- den Vater, dem Altgrafen, in Ketten und Banden ausliefert, dieser seinen Erstgeborenen gefangen hält und das Opfer seines Hasses, Veronika, fangen und im Bade zu Dornen ertränken läßt, da der Gerichtshof zu Cilli die Unglückliche als Heze zu verurtheilen scheute — gelingt es wohl schließlich dem unleugbaren Einflusse Barbara's, die Ausöhnung des Altgrafen Hermann und ihres Gatten Sigismund mit dem Bruder zu bewirken und die zerfahrenen Verhältnisse des eigenen Hauses wieder einzurenken. Denn Altgraf Herman II. besaß damals nur Einen Sohn mehr; der andere gleichen Namens, in zweiter Ehe mit einer bairischen Herzogstochter verbunden — hatte (um 1426) durch einen Sturz vom Pferde das Leben eingebüßt.

Auch die wichtige Ranagerhöhung der Cillier, ein Jahr nach dem Tode des Altgrafen, als Graf Friedrich II. und dessen Sohn Ulrich II., der Gatte der serbischen Fürstin und in solcher Weise mit Sultan Murad verschwägert — an der Spitze des Hauses standen; — ihre Erhebung in den Reichsfürstenstand (1436) — entzog sich gewiß ihrer Mitwirkung nicht.

Das Verhältniß zur eigenen Tochter ist unklar. Elisabeth war seit 1422 Gattin des Habsburgers Albrecht V. geworden; früh schon dachte K. Sigismund an die Thronfolge dieses Ehepaars. Als er jedoch am Abend seines Lebens, damals, als auch die dritte Krone, die böhmische, thatsächlich ihm zugefallen, — (1435—1436) diesen Gedanken zu verwirklichen sich entschloß, — fand Sigismund an der eigenen Gattin den geheimen Gegner. In Barbara überwog der Ehrgeiz, die Begierde, die Herrschaft nach dem Tode des greisen Gatten in eigener Hand zu behalten, jede Rücksicht, aber auch alles mütterliche Gefühl für die Tochter. Sie war ihr durch die Ehe mit dem Habsburger ganz entfremdet worden; denn diese Ehe kreuzte ihre

eigenen Wünsche. In dem Gemache der Kaiserin zu Prag versammeln sich die Führer der nationalen Ultraquistenpartei Böhmens, welche den katholischen Habsburger und deutschen Hussitenfeind nicht als Nachfolger wünschlen; hier führt Barbara das große Wort und arbeitet gegen den Schwiegersohn.

Ob ihr der Gedanke, nach Sigismunds nahendem Tode die Hand dem jungen Polenfürsten zu reichen und mit ihm auf dem Throne zu bleiben, rückhaltslos zugeschrieben werden kann, ist schwer nachweisbar, aber ebenso schwer in Abrede zu stellen. K. Sigismund wird jedoch der Ränke seiner Frau und ihrer Verwandten inne; er läßt Barbara gefangensetzen und verläßt mit ihr schleunigst Prag, um nach Ungarn den Weg zu nehmen. In Znaim jedoch erfassen ihn die Schauer des Todes; noch auf dem Todtenbette verfügt er die Thronfolge der Tochter und ihres Gatten in den Reichen Böhmen und Ungarn, dann stirbt er sorgenvoll (Dec. 1437). Mit seiner Gattin zerfallen, scheidet er aus dem Leben; auch in der Sterbestunde fand, nach Allem zu schließen, kein Ausgleich statt.

Wir begleiten die Kaiserwitwe als Gefangene des Schwiegersohnes nach Ungarn; von da halb flüchtig nach Polen, wo sie gastliche Aufnahme gefunden haben soll und endlich — auf ihr Leibgebirge Melnik in Böhmen, wo sie ihren ständigen Aufenthalt nimmt. Sie hatte ihren Schwiegersohn († 1439), ihre Tochter († 1442) — überlebt. Mit den böhmischen Ultraquisten befreundet, nahm sie auch an dem Emporkommen ihres Führers, Georg von Podiebrad, regen Antheil. Leider sind wir über die geräuschlose, politische Thätigkeit dieser begabten, energischen Frau wenig unterrichtet. Um so reichhaltiger sind die Aufschlüsse über ihr Privatleben aus der Feder des Aenea Silvio, der freilich kein anderes Ziel verfolgt, als die Geschichte der letzten Cillier schwarz in

Schwarz zu malen. Nach ihm lebt Barbara trotz vorgerückten Alters im Kreise ihrer Lustgenossen das Leben der Messaline. Ein vollendeter Freigeist, eine Gott leugnende Materialistin spottet sie der Jungfrauen, die ein heiliges Leben erwählten, denn nur im Genuße bestünde die Freude des Daseins; jene hätten als Thörinnen gehandelt. Es sind so ziemlich die gleichen Farben, mit denen Enea Silvio auch das Sündenleben des Bruders Barbara's, Friedrichs II. und ihres Neffen Ulrichs II. — so grell auszumalen versteht. Es ist dies um so auffälliger und steigert unser Mißtrauen, da unser Kirchenmann, der Kardinalbischof von Siena, in jenem angeblichen Glaubensbekenntnisse Barbara's so ziemlich das angibt, was die orthodoxe Kirche den hussitischen Secten extremer Richtung und früher der patarenischen Ketzerei, den Albigenfern, Waldensern oder „Armen von Lyon“, den Beggarden-Begginnen oder Brüdern und Schwestern „vom freien Geiste“ zur Last legte. Die eigenthümlichen socialen und religiösen Ideen des 14. u. 15. Jahrhundertses in ihrer Verzerrung und auf ein Weib angewendet, erscheinen in dieser tendentiösen Darstellung des katholischen Italieners, der selbst eine

sehr bewegte, genussheischende Vergangenheit hinter sich hatte und sie gerne vergessen machen wollte. Enea Silvio liefert da eine Studie auf Kosten der nüchternen Wahrheit, mehr Karrikatur als Charakteristik. Er ist entrüstet darüber, daß, als Barbara 1451 den 16. Juli, zu Melnik — grau in Sünden — starb, die Hussiten ihren Leichnam mit fürstlichen Ehren bestatteten. Jedensfalls dachte man hier über die Verstorbene anders als unser Gewährsmann.

Eines aber ist unleugbar. Aus freudenloser Ehe tritt Barbara in einen nach Thätigkeit und Genuß verlangenden Witwenstand. Ihr starker, weiblichen Sittlichkeitsgefühl, entsagungsfreudiger Religiositätbarer Geist spiegelt in seinen Anschauungen das ab, was man die freigeisterische Seite des damaligen Zeitgeistes nennen kann. Besser als ihr Ruf, will sie doch das Leben bis zur Reife genießen und darin in diesem ruhelosen, selbstgenügender Gemüthsfülle fremden Drange nach Thätigkeit und Genuß, in diesem dämonischen Zuge der Cillier — liegt der Schlüssel zu dieser „problematischen“ Natur der Frau, welcher es noch vergönnt war, vor dem Erlöschen des eigenen Hauses (1456) zu sterben.

Hans Seeling.

Ein Erinnerungsbild von Alfred Meißner.

Es ist mir unbekannt, inwieweit der Name, den ich diesen Zeilen voranstelle, noch lebendig ist im Gedächtnisse der Zeitgenossen, und welchen Platz ihm die speciell Musikverständigen einräumen. Aber darnach frage ich auch nicht. Ich weiß nur zu gut, daß in dieser Welt das Talent allein nicht genügt, um Erfolge zu erringen, sondern daß äußere Verhältnisse, sowie die Gabe, sich geltend zu machen, dazu treten müssen. Reclamenkundige Histrionen durchziehen die Welt unter Pauken- und Trommelschall, mit einem Gefolge journalistischer Bedenschläger, während echte Poeten nicht selten, einer edlen Blume gleich, die ihre Düfte nur auf einen kleinen Umkreis entsendet, sich nur einem geringen Kreise von Freunden offenbaren und wenn der Lob sie früh abgeholt hat, selbst in der Erinnerung dieser Freunde verlöschen.

Er, von dem ich spreche, war ein solcher Poet in Tönen. Als solchen führt ihn mir das Buch seiner musikalischen Dichtungen vor, das allerdings jahrelang unaufgeschlagen auf meinem Notenkasten liegt. Ich höre sie nur dann wieder erklingen, wenn ein Pianist von Beruf die Freundlichkeit hat, sie mir auf dem Klaviere vorzuführen. Dann leben sie für mich wieder auf, mir selbst bieten sie, wenn ich sie spielen möchte, allzu große Schwierigkeiten.

Es war in Prag, im Frühjahr 1850, als ich Hans Seeling kennen lernte. Ich war nach den Stürmen der vergangenen Jahre nur zögernd in meine Vaterstadt heimgekehrt und hielt mich dort sehr still: die „Mili-

tär-Commission“ saß ja noch immer in ungehörter Thätigkeit auf dem Grabstein. Ich hatte wenig Umgang. Die kleine dortige Kunstgemeinde, mit der ich früher verkehrt hatte, war sehr wohlgesinnt geworden: vorher bestandene Freundschaftsbeziehungen waren durch die Ereignisse von 1848 in einer Weise zerstückt, wie man es heutzutage schwer begreift. Was hatte ich nicht für Erfahrungen machen müssen! Ein früherer Jugendfreund, ein Musiker, nebenbei Staatsanwalt, hatte einer Druckschrift wegen eine Klage gegen mich eingebracht, aus der hervorging, daß ich innerhalb hundert Zeilen die strafwürdigsten Verbrechen begangen — es lag wahrlich nicht an ihm, wenn ich nicht in irgend einer Festungs-Casematte saß! Ein zweiter Jugendfreund, Musiker und Kunstmäcen, hatte mir seine Gefinnungen in ähnlicher, wenngleich minder gefährlicher Art dargethan. Er war Besitzer eines Albums, das immer in seinem Salon auflag. Jede durch Prag reisende Celebrität mußte sich darin einschreiben, auch Moriz Hartmann und ich hatten uns mit Versen eingezeichnet. Da sich die zwei mißliebigen Blätter nicht gut entfernen ließen, hatte der Albumbesitzer ein eigenthümliches Auskunfts-mittel ergriffen. Er hatte zu jedem Blatte ein kleines Bildchen gezeichnet. Es stellte uns beide, Hartmann und mich, porträtähnlich am Galgen hängend dar. Die Zeit der Henkungen, auch derer in effigie, lag nicht gar weit zurück. . . . Das war so die Art, wie damals gebildete Conservative ihren Gefinnungen Luft machten. . . . Kurz, um den alten Freundschaftstempel sah es übel aus, er hatte allenthalben Risse bekommen:

es war durchaus nöthig, Reparaturen an ihm vorzunehmen.

Unter solchen Umständen schloß ich mich um so wärmer dem neuen, um einige Jahre jüngeren Freunde an. Er war damals ein schöner, schlanker, junger Mann von etwa zwei- oder dreiundzwanzig Jahren, von einem Neuhöheren, wie ein schöner Spanier, mit dunklem Haar und wunderschönen braunen Augen. Er war herzlich, von natürlicher Liebenswürdigkeit, allen geselligen Freuden hold; wir besuchten uns rasch und innig.

Es hatte ihn schon früher zum Klavier gezogen. Melodien von edlem Zuschnitte und feinstem musikalischen Reiz flogen ihm zu, dabei hatte er ein feines poetisches Spiel. Er übte raschlos. Nach absolvirten juristischen Studien durch das Ableben seines Vaters vom Zwange eines ihm widerstrebenden Berufes befreit, begann er sich voll und ganz der Musik zuzuwenden.

Aber die Zeit jugendlichen Frohsinnes sollte für ihn nur von kurzer Dauer sein. Schon stellten sich bei ihm die ersten Anfälle eines schweren Brustleidens ein, der bösen Krankheit, die ihn von da ab nie wieder losließ. Die Aerzte sandten ihn nach Venedig.

Trauriger Eingang in die ersten Jugendjahre! In der Stadt, die selbst an Schwindsucht hinfiel und ein ungesundes Wasser in der Brust hat, unter Menschen, die eine ihm fremde Sprache rebeten, vergingen ihm fortan Jahre. Er hatte sich zum executirenden Künstler ausgebildet, aber seine Kränklichkeit hinderte ihn, sich wie Andere, öffentlich zu zeigen und längere Reisen zu unternehmen. Während andere Pianisten große Städte und eine rauschende Welt aufsuchten, mußte er Ruhe und Stille haben. Sein Boden konnte nicht der Concertsaal, höchstens der Salon sein. Als er einmal in Leipzig im Gewandhause spielte, fühlte er, daß ihm die physische Kraft mangle,

seine Aufgabe so zu bewältigen, wie er es von sich verlangte: in's Nebenzimmer zurückgekehrt, brach er in einen Weinkrampf aus!

Im Juni 1856 hatte ihn der Tod seiner Mutter nach Prag zurückgeführt. Da sah ich ihn wieder. Seine Gesundheit hatte sich scheinbar gebessert. Bald darauf hatte sich eine kleine Gesellschaft zusammengefunden, die möglichst strapazenlos eine Reise in den Orient unternehmen wollte. Er schloß sich ihr an. So viel ich weiß, gehörte Ferdinand Lafalle mit zu dieser Touristenchaar. Lafalle's Schwager machte den Reifemarschall.

In Bukarest, wo man des schlechten Wetters wegen eine zeitlang blieb, fühlte sich Hans aufgefordert, den eblen Bojaren ein Köllchen Dukaten abzunehmen, das im Orient wohl zu verwenden war und ging an die Veranstaltung eines Concertes. Es war auf eine Nachmittagsstunde angesetzt. Bei der Ausfahrt aus dem Gasthose verspätete er sich etwas, rief dem Fiaker den Namen der Straße, wo der Concertsaal lag, zu und befahl ihm, schnell zu fahren. Aber das ist in Bukarest nach langer Regenzeit nicht so leicht auszuführen. Ueber alle Gebühr lang dauerte die Fahrt auf der ungepflasterten Straße, die sich in ein Rothmeer ersten Ranges verwandelt hatte. Nachdem man enbloße Häuserzeilen durchfahren, wo stolze Paläste mit ärmlichen, theilweise strohbedeckten Gärten wechselten, kam man endlich in ein Viertel von ganz proletarischem Aussehen. Hans erschrak. Er ließ den Kutscher halten und äußerte seine Bedenken, ob dieser auch den rechten Weg eingeschlagen? Schrecken aller Schrecken! Der Mann hatte ihn mißverstanden: und ihn in eine Straße von ähnlich lautendem Namen geführt, die in diametral entgegengesetzter Richtung lag. Es hieß umkehren und den Weg nochmals zurücklegen. Die zu Rathe gezogene Uhr zeigte eine geradezu horrende Verspätung an. Dem

Pianisten ward gräulich zu Muth. „Wenn ich im Hause eintreffe“, sagte er zu sich selbst, werden die Leute, des Wartens überdrüssig, den Saal schon verlassen haben. Welche Beschämung: morgen wird es in der Zeitung heißen: ein Schwindler hat das kunstfinnige Zukunfts zum Besten gehabt!“ Endlich, endlich war das Concerthaus erreicht, der eintretende Künstler hörte schon auf der Treppe ein Getrommel und Gestampfe, den Lärm eines wilden Tumults; das Publikum hatte ausgebauert, befand sich aber in vollem Aufzuge. Unter diesen erschwerenden Umständen trat der Künstler vor die Lampen, ein paar erklärende Worte fruchteten nichts, die erste Nummer wurde unter noch andauerndem Unwillen angehört. Allmählig siegte sein Spiel, die Opposition verstummte, die Theilnahme stellte sich ein, der Künstler schloß unter stürmischen Beifall.

Von Konstantinopel begab sich die Reisegesellschaft nach Kleinasien. In Smyrna, wo ein Ausritt in die Umgegend unternommen wurde, hatte der unerfahrene Reiter das Unglück, vom Pferde zu stürzen. Er hatte den Arm gebrochen. Seine Reisebegleiter verließen ihn, er brachte unter der Heilpflege französischer barmherziger Schwestern eine lange Leidenszeit zu. Ueber Kairo und Athen lehrte er endlich, den Arm in der Schlinge, nach Venedig zurück, das ihm nach und nach eine zweite Heimat geworden war.

Anfangs 1859 trieb ihn der Ausbruch kriegerischer Bewegungen aus der Lagunenstadt; er nahm seinen Aufenthalt in Paris. Aber die Pariser Luft und das Pariser Leben in Verbindung mit einem anstrengenden Berufe — er hatte Klavierunterricht zu erteilen angefangen — verschlimmerten seinen Gesundheitszustand. So sahen wir ihn 1861 nach Prag zu seiner Familie zurückkehren. Er war in unglücklichem Grade abgezehrt, tief melancholisch hing der Schnurbart

auf die Brust herab, der ihm in Venedig den Namen des „Deutschen mit dem langen Barte“ verschafft hatte.

Er componirte nun eifriger als je. In seinem Talente hatte sich eine merkwürdige Entwicklung vollzogen. Ein ursprünglich bloß grazioses und elegantes Talent hatte sich zu den tiefsten Kundgebungen, zu der beredtesten und eigensten Tonsprache herausgebildet. Was er dichtete, war Schwanengesang, Klage eines dem Tode Verfallenen, der doch das Leben unendlich lieb gehabt hatte, die Sprache eines mit den Stürmen des Lebens ringenden Kämpfers, die mit der tiefsten Elegie abschließt.

Vom Krankenbette hinweg schleppte er sich an das Piano und dichtete eine *Marcia funebre*, unter deren Klängen er bestattet sein wollte. . . . Der Mittelsatz derselben wollte sich die längste Zeit nicht finden lassen. Da erkrankte er schwer am Faschingssonntag des Jahres 1862, nachdem er den Seinigen den noch immer unvollendeten Trauermarsch vorgespielt. Monate lang schleppte sich ein schreckliches Leiden hin. Am 25. Mai schien er schon ganz dem Dampfen, dem Tode vorangehenden Schummer verfallen. Der Trauermarsch schien Fragment bleiben zu sollen. Da raffte sich der bereits Todtgeglaubte plötzlich wieder auf und verlangte Papier und Bleistift! Er konnte, scheint es, nicht sterben, so lange seine Composition nicht vollendet war. Nun schrieb er eilig, mit mühsam zusammengeraffter Kraft. Der Mittelsatz war fertig. Nachdem der Künstler seine Aufgabe erfüllt, hauchte er den letzten Seufzer aus.

Am 27. Mai 1862, bei einem wild niederströmenden Regen, besahten wir ihn, eine kleine Schar von Freunden, auf dem Wolschaner Kirchhof.

Er war dreißig Jahre alt geworden.

Seine letzten Compositionen wurden in zwei Heften zusammengestellt, die nach seinem Wunsch den Titel:

„Memoiren eines Künstlers“ erhielten. In diesen Hefen, scheint mir, hat Seeling den Höhepunkt seiner musikalischen Entwicklung erreicht. Hier stehen, ein köstliches Vermächtniß, seine tiefsten und schönsten Weisen beisammen. Aus ihnen sei erwähnt eine kurze, die Stimmung stillen Glückes athmende Piece in D dur (Op. 13. Nr. 2.), ferner die bewunderungswürdig erfundene, weit gespannene, von zarterster Empfindung angehauchte Melodie (Op. 13., Nr. 3., sodann der auf sein eigenes Ende gebichtete Trauermarsch, ein offenbar für Orchester gedachtes, mächtig wirkendes Tonstück in Es moll, das namentlich in der gangartigen Weiterentwicklung des zweiten Theiles und insbesondere in den ansteigenden, mit tragischer Gewalt einher-schreitenden Bassen das Gepräge der Großartigkeit an sich trägt. Dem Trauermarsch folgt eine gerabezu wunderbare Dichtung, die vom Herausgeber „Apotheose“ getauft wurde, die aber meiner Meinung nach einen noch bezeichnerden Namen verdient. Ich nenne sie „Nirvana“ und mir wird immer ganz eigens zu Muth, wenn ich sie höre. Eine gerabezu himmlische Melodie drückt die Seligkeit der Auflösung, des Ausruhens nach langer Erdenqual aus. Ich sehe blaue Gewässer sich dehnen, die Lotosblume schwimmt auf ihnen, Gesichtszüge, wunderbare Erscheinungen tauchen aus der Tiefe, wie Arme reicht es herüber. Hinüber! Hinüber! Die Seele zieht über die Grenzen der Welt, in die Urstille, die Urtiefe! Hier beginnt die Nirvana, Ausruhen ist Erlösung und Trost

Es leben in diesen letzten Hefen unaussprechlich schöne, seelenberühmte Stimmungen. Ich kenne musikalische Naturen, die, auf diese Compositionen aufmerksam gemacht, so tief an sie gefesselt wurden, daß sie nie mehr von ihnen ließen.

Aus Hans Seelings sonstigen Compositionen*) heben wir noch hervor: „Idylle“ (Op. 6.), ein freundliches Tonstück mit reizend schönem Hauptthema, sodann Nr. 2 aus den „Poesien“ (Op. 7) ein wild dahinbrausendes, stürmisches, rhythmisch scharf ausgeprägtes Thema in Cis moll mit wunderbar poetischem Zwischensatz; ferner die „Romanz“ in Ges dur (Op. 8. Nr. 2.) ein für den feinen Spieler höchst dankbares Tonstück, dessen rührend schöne Melodie, in der höhern Lage von einer ruhigen Triolenfigur und im Tasse von einer auf- und niedersteigenden Viertelbewegung umspielt wird. In den „Schilfliedern“ (Op. 11.) sind mehrere von hoher Schönheit, so namentlich Nr. 3 G moll und Nr. 4 B moll, von denen letzteres durch seine leidenschaftliche Melodie als besonders hervorragend bezeichnet werden muß.

Hans Seeling war eine tief beschaidene Natur. Nie ging er über die Grenzen seines Talents hinaus. Er versuchte sich nicht in Instrumentalcompositionen und dachte nicht daran, eine Oper zu schreiben. Er blieb ein Lyriker am Piano. Was Melodist anbelangt, war er ein Genie. Seinem Namen, seinem Rufe war es hinderlich, daß er seine schwer zu spielenden Werke nicht öffentlich zu Gehör bringen konnte und so ist ihm das Mißgeschick widerfahren, daß, während die schwächste seiner Compositionen, die „Loreley“ populär wurde, seine edelsten Werke fast unbekannt blieben. Die elegische Grundstimmung seiner Musik ist durch seine früheintretende Krankheit bedingt worden; innerhalb des Gebietes, das er beherrscht, hat er das Edelste geleistet.

*) Sämmtliche im Verlage von Barth. Senf in Leipzig erschienen.

Wiener Vorstadt-Figuren.

Von Friedrich Schlegel.

Streichmacher.

Eine weitaus lärmendere Species, als jenes stillvergütete Pärchen, das ich unlängst meinen theuren Lesern vorzuführen die Ehre hatte, ist in der bunten Reihe der drahtischen Vorstadt-Typen unserer Weltstadt — das Geschlecht der „Streichmacher“, „Aufhauer“, „Großthuer“ und brutal-offensiblen „Verschwender“. Vor länger als dreißig Jahren hat schon Adalbert Stifter sich diese Sorte für eine seiner so hübsch geschriebenen Studien auserkiesen, aber das Auge des sinnigen Poeten umfaßte das ganze Gebiet der weitverzweigten Gattung, er schilderte: Stadt-, Mode- und sonstige Geden, er skizzirte die Prahlhänse und eitlen Narren, die mit ihrem Reichthum, ihrem Wissen, ihren illustren Bekanntschaften prunken und was dergleichen Hohlköpfe mehr sind. Die Leute, die ich meine, sind anderer Qualität, das Genre ist ein begrenztes, der Sport, den sie treiben, ist auf wenige Kniffe und Kunststücke beschränkt, ihr Ehrgeiz begnügt sich, den Gleichgestellten — und nur diesen — auf einen Tag, ein Stündchen, einen Moment zu imponiren und in ihrer Geringschätzung, ihrer Nichtachtung des Geldes, so zu sagen: in ihren „Selbhinauswerfungs-Bravouren“ — von simplen Menschen angestaunt, bewundert zu werden.

Ich habe oben betont, daß derlei läppische und läppische Gefellen ihre Manöver nur vor Gleichgestellten

produciren und sie sich hüten, in höheren Gesellschaftsklassen Aufsehen erregen zu wollen. Nein, ihr rohes Gelüste ist befriedigt, wenn sie von der lieben Einfalt mit weit aufgerissenen Augen angeglokt werden und die Summe ihres Strebens beziffert sich darin, in ihrer Sphäre Siege zu erringen, wo man es nicht wagt, die „Flausen“-machenden Tölpel zu verachten oder nur zu verlassen, welchem Ergebnisse sie in weislicher Kenntniß ihres eigentlichen „Nichts“ insofern aus dem Wege zu gehen wissen, als sie die besseren und gebildeteren Kreise mit der Schaustellung ihrer Leistungen versehenen.

Ein Sieg über Schwachköpfe, ein Triumph über die Dummheit — wahrlich, „ein Ziel auf's innigste zu wünschen“ für — gleichgeartete Naturen und simile Geister! Ich kannte einen klassischen Thunichtgut und exemplarischen Faulpelz, ein wahres Muster von Lieberlichkeit, ein hochausgeschlossener, robuster, in Jahren bereits vorgerückter, nach gewisser Façon „eleganter“ Bengel, der seiner hochachtbaren Familie im Laufe der Zeit effektiv an hunderttausend Gulden kostete und unsagbaren Kummer und Verdruß und Schmerz und schließlich Schande bereitete, aber dennoch nicht müde wurde, das Geld mit vollen Händen zu vergeuben und auf die aberwitzigste, sinnloseste, trivialste Weise zu verprassen und zu verschlemmen. Jeder anständige Mensch wendete sich von ihm ab und floh sorgfältig seine Annäherung;

nur ein Häuflein vorfädtischer Ibioten begaffte offenen Mauls seine täglichen und unerhöpflischen Großthaten. Man saß beim Tarockspiel in der bescheidenen Kneipe, als plötzlich vehementes Wagengerassel vor der Thür hörbar wurde. Was war's, wer kam? Der „reiche X.“, der mit drei Fiakern gefahren, weil es ihm zu langweilig gewesen, die ganze Strecke von Diezing oder von Hütteldorf immer in einem Wagen zu sitzen. Er wollte Abwechslung. Welches Staunen über den kostspieligen und barocken Einfall! Nun ging der Spektakel an. Drei Maß „drei Gulden-Wein“ für die Kutscher — er selbst trank aus Passion nur einen Pfiff „48ger“ — und ein halbes Duzend Bachhühner, mit denen dann Fangball gespielt oder die den anwesenden Hundten apportirt wurden. Welch Gelächter, wenn sich die diversen Köter um die prächtigen Bissen balgten! Es machte ihm Spaß und der „reiche X.“ konnte sich den Spaß gönnen und außerdem benutzte er einem höchst dankbaren Publikum, welches sich an diesen generösen Launen des vermeintlichen Eröfus gar nicht satt sehen konnte. Aber noch nicht genug! Er lud die Gesellschaft sammt deren Frauen und Kindern zc. zc. ein, Tags darauf mit ihm nach Lanzendorf zu fahren — man war so gemein, die Einladung anzunehmen, fünfzehn Fiakler standen zur Disposition, deren Wagen er, als die Karavane im Wallfahrtsorte angekommen, mit Bier waschen ließ, zu welchem Zwecke er ein paar Fässer voll des delikatesten „Lagers“ spendete. Was das für Aufsehen machte und wie oft man die Geschichte erzählte! Ja, der „reiche X.“ konnte es thun! Und er that noch mehr. Er kaufte wiederholt sämmtlichen erscheinenden „Krainern“ ihre Körbe mit Zuckerwerk und Pomeranzen ab und ließ den Inhalt auf die Straße schütten, zum Gaudium der darum sich raufenden Duden. Er zwang einen mühselig daher humpelnden kranken Bettler, eine

Zehn gulden-Note zu verschlucken und schenkte ihm dafür einen Fünfer. Er ließ armen Teufeln den Bart auf einer Seite abnehmen und Lehrlingen den Kopf zur Hälfte kahl scheeren — alles im Gasthause — und gab ihnen drei Zwanziger, mit der Weisung, das Uebrige beim Rascur oder Friseur fertig machen zu lassen. Er schnitt einem Hausfircr einen Rockschöß ab und ließ ihm dafür bei seinem Leibschneider einen modernen hochfeinen schwarzen Frack anmessen, in welchem unbequemen Galastücke sich alsdann der Beschenkte bei seinem Söner noch vorstellen und bedanken mußte. Und so fort in's Unendliche. Er war kein Narr, sondern nur der plumpeste Streichmacher und Großthuer, der „keine Leute“ verblüffen wollte und — nach Jahren in Schuldenarreste starb, wiewohl behauptet wurde: auf einem Düngerhaufen.

Dieser Lumpazius der Bierziger-Jahre war übrigens nur ein getreues Ebenbild, ein würdiger Epigone jener berüchtigten Sippe übermüthigster Taugenichtse aus den ersten zwei Decennien unseres glorreichen Jahrhunderts, die der ohnehin stets leichtlebigen Phäakenstadt auch noch den Ruf und die Gloriole des tollsten und ungemessensten und sträflichsten Leichtsinnes aufbürdeten. Es war nämlich damals, als einige glückliche Zufälle und Umstände ein paar Geschäftszweigen das Gold thatsächlich in die Sade regnen ließ, worauf der Nachwuchs, die „Herren Söhne“ dieser Fabrikanten des (Er-)„Brillanten-Grundes“ selbstverständlich nichts Anderes zu thun hatten und zu thun wußten, als das in den Kästen ihrer prozigen Väter vorgefundene Geld wieder eiligst — zum Fenster hinauszuwerfen, d. h. auf die möglich dümmste, aber auffälligste Weise zu „verhauen“. Ein großer Theil der Bevölkerung litt noch an den fühlbarsten Nachwehen der letzten Kriegereignisse und dieser Finanzoperationen und schmachtete in Armuth

und in Entbehrungen drückendster Art. Da galt es, zu zeigen, daß wenigstens der „Fabrikantenhand“ trotz alledem und alledem noch auf der alten Höhe sei, daß es noch Geld in Fülle und Fülle gebe, wenn es auch nur Einige befäßen, aber diese Beneidenswerthen wären eben sie. Und das ließ man im „gemüthlichen Wien“ die ärmeren Genossen auf die empörendste Weise sehen und fühlen, man zündete sich die gestopften Tabakpfeifen mit Zehnerbanknoten an, man bewarf sich im Prater beim „Eisvogel“, beim „Paperl“ oder beim „wilden Mann“, namentlich zur Verhöhnung des arg gedrückten Beamtenstandes mit „Cervelatwürsten“ und schrie: „Die Beamten sollen's nachher z'sammklauen, daß's was z'essen hab'n!“ Man machte den Regelschub um einen Hundert, „schmiß“ der ab sammelnden Garfenistin einen werthvollen Ring auf den Keller und schenkte dem „fermsten Fingergeiger“ für einen einzigen „Ganztiefen“ die goldene Uhr sammt Kette. Und so weiter. Man wollte Aufsehen erregen, von der blöden Menge angestaunt werden, man erkaufte sich dieses eble Vergnügen um die höchsten Preise. Erst vor ein paar Jahren traf ich auf einem Fiaker-Standplatze einen zerklumpten Greis, der allerlei närrische Poffen machte, bei dem's im Kopfe nicht recht richtig schien und mit dem die etwas angetrunkenen Kutscher, wie der Volksausdruck lautet: „Schindluder“ trieben. Der Alte lachte unverständliches Zeug und lachte, als man ihm Bier in's Genick goß — er war einst der übermüthigste der Uebermüthigen und setzte eine Force darein, allabendlich hundert Gulden im Wirthshause „sitzen“ lassen zu können. Er war damals in seiner Blüthe, circa 25—30 Jahre alt, verschwendete in denkbarst kurzer Frist ein Riesenvermögen und war fünfzig Jahre lang Bettler, der sich nachmals an der Stätte seiner weiland Triumphe

für eine Halbe „Gemischtes“ von dem gleichfalls lustigen Nachwuchs ein paar Ohrfeigen geben ließ. Davon lebte er...

Und erst ein paar Decennien sind es, daß ich — wie gewohnt — still und anspruchlos in der Ecke einer Gaststube saß und mein bescheidenes Tröpflein bei einem mitgebrachten Bische trank, in dem ich eifrig las. An der anderen Ecke war toller Lärm, johlenbes Gelächter — ein Consortium von Stammgästen, unter denen Einige sogar meine Schulgenossen aus der A-B-C-Aera waren, zechte eben und ließ den perlenden „Grinzinger“ in erhebender Anzahl von Maßflaschen zufließen. Man war wieder, wie schon so oft, guter Dinge und berathschlagte lustig, wie der morgige Sonntag auf die vernünftigste Weise todtzuschlagen wäre. Ich fühlte es, man rebete mir zu Gehör und debattirte laut und heftig über die Zahl der Fiaker, die die prop're Gesellschaft nach Breitenfurt speidern sollte. „Zimm viere, rief Einer, ein' für mi, ein' für die Meinige und zwa für die Madeln — warum soll m'r denn in der Hitz nit commod sitzen, wann m'r 's thun kann?“ Der Entschluß machte Effect und wurde, wie ich vernahm, Tags darauf, zur großen Bewunderung der Nachbarn vom „Grund“, auch strikte ausgeführt. Im Vorbeigehen zu mir gewendet, warf mir aber der angeblische Nabob nachlässig die Worte zu: „Allerweil lesen und immer lesen? Allerweil a Büchl in der Hand? Sezen's Ihner lieber zu uns und fahren's morgen mit — i nimm halt no ein' Wagen, was liegt denn d'r an, kost's, was kost' — aber mit'n Büchl dürfen's m'r nit kommen!“ Ich lehnte beide Einladungen dankbarst ab. . . . Ach Gott! Bald darauf und sogar in erschreckender Eile ging 's mit dem „Großthuer“ stark bergab, er verdarb und starb, seine Gattin ergriff ein dunkles Gewerbe und seine beiden Töchter — nun, sie hatten später auch „Bücher“, aber Jede nur Eines. —

Heute ist Wien, wie es heißt: verarmt — wenigstens ist es still und kleinlaut geworden und gigantische Excesse von passionirten „Streichmachern“ gehören bereits zu den undenkbarbaren Dingen. Aber wie die Rage das „Mausen“ nicht läßt, so läßt die übrige's stark zusammengesmolzene Race der echten und unvermischten und unverfälschten „Urwien'er“ auch von den altererbten Gewohnheiten nicht ganz und völlig ab und sie erzeugt und zeitigt noch immer einzelne Exemplare, welche — trotz Krach und Aber-Krach, trotz unerschwinglicher Zinse und Steuern, trotz schlechten Geschäftsganges und sonstiger socialer Misère, mit einem Worte: trotz der eingestandener Ungunst der Zeiten und des allgemeinen Jammers — im Fache der Großthuererei und Streichmacherei immerhin Anerkennenswerthes leisten. Denn eben in der Zeit des allgemeinen Jammers drängt es den Prahler, seinem Nächsten zu zeigen, wie gerade Er von der öffentlichen Calamität nicht betroffen und wie ihm das ganze Gewinsel der „Gfrettbrüder“ eine unverständene Sache sei. In der satfam bekannten Epoche des sogenannten „volkswirtschaftlichen Aufschwunges“ zog sich der vorstädtische Streichmacher zurück und hielt sich von dem Trubel der Neu-Millionäre ferne. Wo jeder lumpige Börse-Parvenue mit Willen, Vollblut-Rennern, kostbaren Bildern und betto Maitressen paradierte, da war die Zeit unseres Mannes nicht, an jenem wahn sinnigen Treiben that er nicht mit, damals überließ er das Feld den schnuppernden Differenzen-Matadors und wartete geduldig die kurze Spanne Zeit, bis diese Helben der „glücklichen Speculation“ von ihren marmornen Altanen herabgepurzelt, bis sie aus ihren Lustschlössern verjagt oder selbst durchgebrannt, bis sie sich die Gurgel abgeschnitten oder sich mittelst Cyankali in ein schuldenloses Jenseits befördert, oder in Stein und Suben ihr geräusch-

loseres Domicil aufgeschlagen hatten. Mit diesem Trost der widerlichsten Nobeltthuer machte sich unser Mann nicht gemein. Aber heute, wo jene Götter des Tages verschwunden, heute, wo es fast zum Bonton gehört, den klüglichen Ton anzustimmen, heute, wo Alles „lamentirt und raunzt“ — heute erhebt er wieder sein Haupt, lehnt in wohlkubirtirter Pose am Billard, tänzelt an der breitgliederigen Goldkette, die an seiner blendend weißen Weste herabbaumelt und meint, in blasirtester Stimmung zu seinem intimsten „Spezi“ gewendet: „A recht a jab's Leb'n! Nix da — gar ka Jux und ka Hez und ka Unterhaltung, wann m'r a a Geld ausgeb'n möcht!“ Das verblüfft im Kreise der Hörer!

Der Mann hat also die Mittel, an allen Genüssen des Lebens Theil zu nehmen, hat an ihnen schon Theil genommen und steht nun rathlos, wie er sein vieles Geld „auf neue Art verthun“ soll. „Am Geld liegt ihm ja nix“ — wie er wiederholt erinnert und so bemerkt er denn auch nur so nebenbei, daß seine zwei „neuchen Goldsüßeln“ achtzehnhundert Gulden gekostet, daß er sie aber gegen „zwa russische Schecken — Morbschießer“ — vertauschen will, wann der „Jub“ mit ein' Tausender Zwunag z'frieden is.“ — Ach, wie da Alles horcht!

Und wie da Alles staunt, wenn er in Gairnbach oder im „rothen Stadl“ oder beim „grünen Baum“ mit dem „Zuckerzeugl angebrems't“ kommt, wenn er seine aufgedonnerte Gattin oder Interims-Donna aus dem Wagen hebt, diese die Straußfeder auf dem echten Pariser Hüßchen verbokkett wallen läßt und die Seidenschleppe im Grafe nachlässig nachzieht, wenn er im mandesternen „Jaquell“ und großkarrirten Pantalons durch die Sitzreihen stolzirt, den „Jean“ herbeiruft, ihm vor aller Welt ein „Einsel“ als Anticipando-Douceur zußtedt und laut und vernehmbar ruft: „Urblich

bedienen, sunst is's aus mit der Freundschaft!" Jean verbeugt sich zerknirscht, entfernt sich „hochachtungsvoll“ und servirt unter steten Bücklingen, Kräftchen und artigstem Lächeln dem vornehmen Pärchen.

Dieses ist natürlich wählerisch. Von den Solo-Krebsen werden nur die „Schweiferln“ gegessen, von den Hühnern nur die Flügelchen, vom Dessert wird nur eine Traube und vom frapirten „Champes“ nur die Hälfte der Flasche versucht — den Rest läßt man unter großem Gelächter der Nächstsitzenben von einem alten Werkelweib trinken. Allseits bewundert man die Beiden und erschöpft sich in Vermu-

thungen über Stand und Herkunft z. solch auffallender Gäste. Nur Jean lächelt. Auch der „Eishundertelser“, der im Vorhause draußen steht, lacht auf seine Weise und scheint von dem Erschauteu nicht im Geringsten erschüttert, denn der unerbittliche Kritiker faßt sein scharfes Urtheil in die knappe Nebeformel zusammen, indem er seinem „Gspan“, dem „Siebenhundert-siebenundsiebenziger“ Schmunzelnd zuflüstert: „Hast 'n jungen Herrn von Bi z mit der Seinigen drinnet g'geg'n? Dö machen so heut lan Papp! Was Nagl?“ — „Papp!“ Und darum all diese Anstrengung und diese Opfer? . . . Papp! . . . Papp! . . .

Der Nachsommer.

Eine Erzählung von Adalbert Stifter.

(Gustav Hedera, Preßburg, Leipzig.)

An diesem Buche hat sich schon manche liebenswürdige Leserin halb zu Tode geärgert. Sie glaubte die großen drei Bände hindurch vor Langeweile vergehen zu müssen und vermochte es doch nicht, die Lectüre aus der Hand zu legen. Sie war vielleicht erst in dem bunten, lebendigen Frühling ihres Lebens und für den „Nachsommer“ noch viel zu jung und sie war anderseits doch wieder zu seelenvoll, als daß sie der wunderbare Geistesadel dieses Buches nicht tief angeheimelt hätte.

Stifters „Nachsommer“ ist nichts weniger als ein Roman, wie ihn die Leute haben wollen.

In dem ganzen Werke kommt keine einzige Intrigue, kein Verbrechen, ja nicht einmal ein Vergehen vor. Alles ist wie aus stillen Herbstfäden gewoben. Selbst die Liebe des jungen Heinrich zu Natalien ist so still und zart und blaß wie ein ver-gessenes Heideblümchen. Wer aber

diese Liebe einmal recht ansieht, ihr tief in's Herz blickt, der mag erschrecken vor ihrer Leidenschaft und Gewalt. Und so ist es bei Stifter immer; über die innere Gluth der Rose legt er den kühlenden Schleier des Thaues; über die heißen, starren Conflictte webt er die Duldung, die Milde und die Veröhnung. Und das dünkt uns, wäre eines echten Dichters Art. Wer das Leben schildert, wie es ist, der ist erstens ein bloßer Abschreiber, zweitens ein Hezer, denn die Wirklichkeit entzweit uns stets und immer wieder mit uns selbst und den Idealen. Wer uns aber Gestalten schafft, wie sie sein sollen und auf Grundlage einer natürlichen Entwicklung sein könnten, der ist ein Schöpfer, der veröhnt. — Ein Dichter, der uns zeigt, welcher Weg zum Untergange führt, befolgt sicher auch einen sittlichen Grundfaß; aber ein Poet, welcher uns die Wade zur Höhe weist, wirkt im Dienste der Ethik

und Aesthetik unmittelbarer. Ersterer kommt von unten, Letzterer von oben. Letzterer muß deshalb aber kein Lugendprediger sein — ja, darf es gar nicht sein; er hat als Künstler die strengste Objectivität zu wahren. Er darf den menschlichen Conflicten nicht aus dem Wege gehen; aber er darf sie auch nicht herbeizerrn, er muß sie mit züchtigem Ernste enthüllen, wo sie sind, und er muß sie lösen. Doch alle Conflicte sind nicht lösbar! — Wohl, und darum ist der größte Kunstgriff eines Dichters die Wahl seines Stoffes.

Abalbert Stifter hat die Grenzen der Poesie einerseits und die Art seiner Begabung anderseits zu wohl erkannt, als daß er sich in der Wahl seiner Stoffe auch nur ein einzigesmal geirrt hätte. Und bei der Milde und Reinheit seines geistigen Wesens hat er mit Vorliebe solche Stoffe gewählt, in denen der Adel der Menschen und der Lebensgenuß in seinen schönsten Formen in der Vorbergründ tritt, die Leiden und Widerwärtigkeiten aber in den Hintergrund gedrängt sind.

Solcher Art ist der „Nachsommer“, in welchem das Streben und das Glück zweier Familien entfaltet wird, in welchem das herrlichste Stilleben eines betagten Mannes geschildert ist, der nach einem ziemlich bewegten Leben, durch das ein tiefer, fast tragischer Conflict zieht, sich in einer stillen und lieblichen Gegend des Landes unter Rosen, Früchten und Kunstwerken aller Art ein reizendes Heim gebaut hat; in welchem endlich das Keimen und Sichentwickeln einer zarten und innigen Liebe zwischen zwei jungen, edlen Menschen mit aller Anmuth Stifter'scher Seelenmalerei geschildert wird. — Dort in der Vergangenheit das Verzichten und Entfagen einer unglücklichen Liebe, hier die reinste und süßeste Erfüllung. Und der Genuß an dem Glücke Anderer ist die tiefste Befeligung in dem so lichten, friedenreichen Nachsommer des alten Mannes.

Das ist aber nur die eine Seite des Buches. Es entfaltet sich nämlich nebst den ange deuteten Herzens-Angelegenheiten in den vorzüglichsten Heimstätten des „Nachsommer“, im Rosenhause, im Sternenhofe und im Kaufmannshause der großen Stadt ein ganz seltsamer Cultus alles Reinen und Schönen, bei welchem der sich versenkende Leser nicht allein einen tiefen poetischen Genuß, sondern auch die vielseitigste Anregung und gründlichste Belehrung schöpft. Die Rosen und die Edelsteine, die Malerei und die Bildhauerei, die Architektur und die Musik, die Gartenpflege und die Landwirthschaft, die Naturwissenschaften und die Naturpoesie finden im „Nachsommer“ die Behandlung eines erfahrenen, weisen Meisters. Der alte Mann im Rosenhause hängt sein Herz nicht mehr krampfhaft an einzelne Gegenstände dieser Welt, er umfaßt Alles mit Liebe, was edel und schön ist und gibt sich doch wieder jedem Einzelnen mit dem ganzen milden Ernste seines Wesens hin.

Die erste Auflage des „Nachsommer“ erschien vor zwanzig Jahren. Als der Dichter dieses sein Werk in späteren Jahren las, schrieb er seinem Freunde und Verleger Gustav Hedenast, daß es ihm besser gefalle, als die „Studien“, daß er aber bei einer nächsten Auflage Einiges daran zu kürzen wünsche. Doch der Dichter starb, ohne die beabsichtigten Kürzungen vollführt zu haben. Dieselben sind nun aber bei der dritten, vor kurzem erschienenen Auflage vorgenommen worden und zwar von Einem, der, vermöge seiner innigen Freundschaft mit Stifter, vermöge seiner tiefen Verehrung für diesen Dichter und seines vollen Verständnisses für dessen Werke vor allen anderen dazu berechtigt war — von Gustav Hedenast. Es kamen in dem Buche thatsächlich Längen vor, welche aber nicht in der bekannten Stifter'schen Manier, der weitläufigen Ausmalung bestanden — die eigentlich nicht

„Länge“ genannt werden kann, weil sie bei dem Stifter'schen Stoffe und Style in der Natur der Sache liegt. Die Längen bestanden in Wiederholungen einzelner Schilderungen und Abhandlungen. Durch das Weglassen solcher Stellen, die oft Seiten füllten, hat das Buch entschieden gewonnen und Deckkraft hat sich durch die gewissenhafte Sichtung, Kürzung und die neue, höchst geschmackvoll ausgestattete und billige Ausgabe des „Nachsommer“ ein schönes Verdienst um eines der bedeutendsten Werke der vaterländischen Literatur erworben.

Stifter schrieb an seinen Freund über den „Nachsommer“ unter Anderem:

„Ich hoffe, daß die Reife des Mannes und der weitere Blick in diesem Werke ist, nebst der Ruhe, der Feinheit und der Innigkeit der Kunst, welche breite Theile des menschlichen Lebens umfaßt. So schwebt es mir vor, Ist es so, ist es nicht? In der Form habe ich die Einfachheit der Antike vor mir gehabt. Viele, besonders moderne Leser werden verblüfft sein, denn es sind die heutigen Redekünste gar nicht vorhanden und ich muß gestehen, daß ich sie verachte, wie einen guten Theil der heutigen gespreizten, aber leeren Kunst.“

Und ein andermal:

„Ich habe wahrscheinlich das Werk der Richtigkeit willen gemacht, die im Allgemeinen, mit einigen Ausnahmen, in den Staatsverhältnissen der Welt, in dem sittlichen Leben derselben und in der Dichtkunst herrscht. Ich habe eine große, einfache, sittliche Kraft der etenden Verkommenheit gegenüberstellen wollen. — Heute wird wilde Lust gezeichnet, die die Welt bewegt, oder Leidenschaften und Erregungen. Das halten sie für Kraft, was nur klägliche Schwäche ist. Das Sittengesetz allein ist in seiner Anwendung Kraft; darum, weil es in Shatespeares Stücken über den Leidenschaften thront, sind sie groß, nicht weil Leidenschaften darin sind. — Ich habe ein tieferes und reicheres Leben, als gewöhnlich vorkommt, in dem Werke zeichnen wollen und zwar in seiner Vollenbung. — Wer das nicht sieht und nicht sehen lernt, sondern eine Heiratsgeschichte liest und dabei rückwärts eine veraltete Liebesgeschichte erfährt, der weiß sich mit dem Buche ganz und gar nicht zu helfen und muß endlich den Autor bedauern. — So wird es wohl mit der Tagblatt-Kritik sein. — Vor der Meinung bestimmter höhe-

rer Menschen habe ich eine sehr große Ehrfurcht und nehme ihr Urtheil mit Unterwerfung an. Lob von niederen Menschen erschreckt mich; denn ich muß dann auf ihren Wegen gewandelt sein; von mittelmäßigen ist es mir langweilig, von höheren entzückt es mich — Ich habe für dieses Werk eine gereifte Männlichkeit gespart, seine Ruhe sollte Manneskraft sein und seine Einfachheit ein Gegensatz zu der Vereiztheit und zu dem Verfall, dem unsere Dichtkunst zugeht. Wenn Einiges in der Fassung abgeklärt, gerundet oder zugespitzt hätte werden können, wie ich noch gewünscht hätte, wenn ich nicht von der Druckerei wäre gedrängt worden, so würde ich fast glauben, daß dieses Buch einiger Dauer werth sei, während meine früheren Jugendarbeiten, wenn auch mit einiger Frische und Färbung, im Zeitgeiste wurzeln und mit ihm vergehen.“

Diese Ansichten des Verfassers über das Werk sind uns umsomehr interessant, als sie uns die bestimmte Subjectivität des Menschen zeigen, welcher der Dichter mit wahrhaft olympischer Ruhe aus dem Wege gegangen ist. Keine Spur im „Nachsommer“ von irgend welcher Bitterkeit und Schärfe gegen die Zeitrichtung; welche Milde und welches Maß, wo doch von modernen Erscheinungen die Rede ist, die Stifter für sich so strenge verurtheilte! Eher wie Wehmuth klingt es, wenn er den Kunstsinne vergangener Zeiten mit dem von heute vergleicht; z. B. dort, wo von der Architektur der Kirchen die Rede ist, läßt er den alten Rißsch sagen:

„Es haben sehr tief sinnige Menschen vor uns gelebt; man hat es nicht immer erkannt und fängt erst jetzt an, es wieder ein wenig einzusehen. Ich weiß nicht, ob ich es Rührung oder Schwermuth nennen soll, was ich empfinde, wenn ich daran denke, daß unsere Voreltern ihre größten und umfassendsten Werke nicht vollendet haben. Sie mußten auf eine solche Ewigkeit des Schönheitsgefühles gerechnet haben, daß sie überzeugt waren, die Nachwelt werde an dem weiter bauen, was sie angefangen haben. Ihre unfertigen Kirchen stehen wie Fremdlinge in unserer Zeit. Wir haben sie nicht mehr empfunden oder haben sie durch häßliche Afergebilde verunstaltet. Ich möchte jung sein, wenn eine Zeit kommt, in welcher in unserem Vaterlande das Gefühl für diese Anfänge so groß wird, daß es die Mittel zusammenbringt, diese Anfänge weiterzuführen.“

Stifter ist ein Dichter, wie er sich ihn selbst denkt und wie er von dem Poeten den alten Nisach sprechen läßt.

„Ich habe im Verlaufe meines Lebens gelernt, daß die Dichter, wenn sie es im rechten Sinne sind, zu den größten Wohltätern der Menschheit zu rechnen sind. Sie sind die Priester des Schönen und vermitteln als solche bei dem steten Wechsel der Ansichten über Welt, über Menschenbestimmung, über Menschenschicksal und selbst über göttliche Dinge das ewig Dauernde in uns und das Allzeit Beglückende. Sie geben es uns im Gewande des Reizes, der nicht altert, der sich einfach hinstellt und nicht richten und verurtheilen will. Und wenn auch alle Künste dieses Göttliche in der holden Gestalt bringen, so sind sie an einen Stoff gebunden, der diese Gestalt vermitteln muß: die Musik an den Ton und Klang, die Malerei an die Linien und Farben, die Bildnerkunst an den Stein, das Metall und dergleichen, die Baukunst an die großen Massen irdischer Bestandtheile, sie müssen mehr oder minder mit diesem Stoffe ringen. Nur die Dichtkunst hat beinahe gar keinen Stoff mehr, ihr Stoff ist der Gedanke in seiner weitesten Bedeutung, das Wort ist nicht der Stoff, es ist nur der Träger des Gedankens, wie etwa die Luft den Klang an unser Ohr führt. Die Dichtkunst ist daher die reinste und höchste unter den Künsten.“

Mittelpunkt des Kunstcultus im „Nachsommer“ ist eine Marmorstatue, die in der Stiegenhalle des Rosenhauses steht. Der junge Gast, welchen ein drohendes Gewitter in das Rosenhaus geführt hatte und welcher erst nach wiederholtem Besuche und längerem Weilen die Schönheit dieser Statue entdeckt, sagt eines Tages zum alten Nisach, seinem Gastherrn:

„Warum habt Ihr mir denn nicht gesagt, daß die Bildsäule, welche auf eurer Marmor-
treppe steht, so schön ist?“

„Wer hat es Euch denn jetzt gesagt?“ fragte er.

„Ich habe es selber gesehen.“

„Aun dann werdet Ihr es um so sicherer wissen und mit desto größerer Festigkeit glauben“, erwiderte er, „als wenn Euch jemand eine Behauptung darüber gesagt hätte.“

„Ich habe nämlich den Glauben, daß das Bildwerk sehr schön sei“, antwortete der junge Mann.

„Ich theile mit Euch den Glauben, daß das Werk von großer Bedeutung sei“, sagte Nisach.

„Und warum habt Ihr denn nie zu mir darüber gesprochen?“

„Weil ich dachte, daß Ihr es nach einer bestimmten Zeit selber betrachten und für schön erachten werdet.“

„Wenn Ihr mir es früher gesagt hättet, so hätte ich es früher gewußt“, erwiderte der junge Mann.

„Jemanden sagen, daß etwas schön sei, heißt nicht immer, jemanden den Besitz der Schönheit geben. Er kann in vielen Fällen bloß glauben. Gewiß aber ver kümmert man dadurch demjenigen das Besitzen des Schönen, der ohnehin aus eigenem Antriebe darauf gekommen wäre. Dies setzte ich bei Euch voraus und darum wartete ich sehr gerne auf Euch.“

„Aber was müßt Ihr denn die Zeit her über mich gedacht haben, daß ich diese Bildsäule sehen konnte, und über sie geschwiegen habe?“ fragte der junge Mann.

„Ich habe gedacht, daß Ihr wahrhaftig seid“, sagte der Greis, „und ich habe Euch höher geachtet als die, welche ohne Leberzeugung von dem Werke reden, oder als die, welche es darum loben, weil sie hören, daß es von andern gelobt wird.“

„Und wo habt Ihr denn das herrliche Bildwerk hergenommen?“

„Es stammt aus dem alten Griechenland“, antwortete Nisach, „und seine Geschichte ist sonderbar. Es stand viele Jahre in einer Bretterhude bei Cumä in Italien. Sein unterer Theil war mit Holz verbaut, weil man den Platz, an dem es stand, zu häufigem Ballschlagen verwendete, und die Bälle nicht selten in die Hude der Gestalt flogen. Deshalb legte man von der Brust abwärts einen dachartigen Schutz an, der die Bälle geschickt herabrollen mochte, und über dem sich die Gestalt wie eine Büste darstellte. Es waren in dem Raume noch andere Gestalten angebracht, ein kleiner Hertules, mehrere Köpfe und ein alterthümlicher Stier von etwa drei Fuß Höhe; denn der Platz wurde auch zu Tänzen benützt, und war an den Stellen, die keine Wand hatten, mit Eslingengewächsen und Trauben begrenzt, an anderen war er offen und blickte über Myrthen, Lorbeer, Eichen auf die blauen Berge und den heiteren Himmel dieses Landes hinaus. Mich brachte ein günstiger Zufall nach Cumä und zu diesem Ballplatze, auf dem sich eben ein junges Volk belustigte. Egen Abend, da sie nach Hause gegangen waren, besichtigte ich das Mauerwerk, welches aus Resten alter Kunstbauten bestand, und die Gestalten, welche sämtlich aus Gyps waren, wie sie in Italien so häufig alten edlen Kunstwerken nachgebildet werden. Den Hertules kannte ich insbesondere sehr gut, nur war er hier viel kleiner gebildet. Die Büste des Mädchens — für eine solche hielt ich die Gestalt — war mir unbekannt; allein sie gefiel mir sehr. Da ich mich über die reizende Lage dieses Platzchens aussprach, sagte die Besizerin, eine wahrhaftig altromische Sybille, es werde hier in Kurzem

noch viel schöner werden. Ihr Sohn, der sich durch Handel Geld erworben, werde den Platz in einen Saal mit Säulen verwandeln, es werden Tische herum stehen, und es werden vornehme Fremde kommen, sich hier zu ergötzen. Die Gestalten müssen weg, weil sie ungleich seien und weil Menschen und Thiere unter einander stehen, ihr Sohn habe schon die schönsten Gypsarbeiten bestellt, die alle gleich groß wären. Sie führte mich zu dem Mädchen, und zeigte mir durch eine Spalte der Bretter, daß daselbe in ganzer Gestalt dastehe, und also die andern Dinge weit übertrage. Ich fragte, wann ihr Sohn hieherkomme, und wann das Umbauen beginnen würde. Da sie mir das gesagt hatte, entfernte ich mich. Zur Zeit des Umbaues fand ich mich auf dem Plage wieder ein. Ich traf den Sohn der Witwe — eine solche war sie. — hier an, und der Bau hatte schon begonnen. Die alten reizenden Mauerstücke waren zum Theile abgetragen, und ihre Stoffe waren geschichtet, um zu dem neuen Baue verwendet zu werden. Die Gestalt des Mädchens, von der man die Pallenserhüllung weggenommen hatte, lag in einer Hütte, welche größtentheils Baugeräthe enthielt. Mir gefiel nun auch die früher nicht gesehene übrige Gestalt des Mädchens außerordentlich, und ich erbandelte sie, da die Dinge zum Zwecke des Verkaufes in der Bretterhütte lagen. Aber der Verkäufer sagte, er gebe von der Sammlung nichts einzeln weg, und ich mußte den Stier, den Hercules und die Köpfe mit laufen. Der Kaufschilling war nicht gering, da mein Gegenmann die Schönheit der Gestalt recht gut kannte und sie geltend machte: aber ich fügte mich. Den Stier, den Hercules und die Köpfe verkaufte ich in Italien um ein geringes, die Mädchengestalt sendete ich wohlverpackt, daß der Gyps nicht leide, an meinen damaligen Aufenthaltsort. Mir fiel schon damals auf, daß das Fahrgehalt für die Gestalt sehr hoch sei, und daß man sich über ihr Gewicht beklagt habe; allein ich hielt es für italienische List, um von mir, dem Fremden, etwas mehr heraus zu pressen. Als ich aber nach Deutschland zurückgekehrt war, und als eines Tages die Gypsgestalt in dem Asperhofs (dem Rosenhause) ankam, überzeugte ich mich selber vor dem ungemainen Gewichte der Last. Da der Bretterverschlag, in welchem sich die Gestalt befand, nicht so schwer sein konnte, so entstand in mir und Eustach, der schon damals in dem Asperhofs war, der Gedanke, die Gestalt möchte etwa naß geworden sein, und durch die Rässe gelitten haben. Wir ließen das Standbild in die Hütte schaffen, welche ich vor dem Eingange in den Garten hatte aufbauen lassen. Da es dort von den Brettern und von allen seinen andern Hüllen befreit worden war, sahen wir, daß sich unsere Furcht nicht bestätigte. Die Gestalt war so trocken, wie Gyps nur überhaupt zu sein vermag. Wir septen

nach und nach die Vorrichtungen in Gebrauch, durch die wir die Gestalt in die Nähe der Glaswand der Hütte auf eine drehbare Scheibe stellen konnten, um sie nach Bequemlichkeit betrachten und reinigen zu können. Eustach war über ihre Schönheit entzückt, und machte mich auf manches aufmerksam, was mir auf dem Tanz- und Ballplaze bei Cumä und später in der Bauhütte entgangen war. Da wir die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß ein edles Werk in das Haus gekommen sei, beschloßen wir, sofort zu dessen Reinigung zu schreiten. Eines Tages kam Eustach zu mir herauf und sagte, er müsse mich auf einen sonderbaren Umstand aufmerksam machen. Er sei auf dem Schulterblatte mit dem feinen Messer auf einen Stoff gestoßen, der nicht das Laube des Gypses habe, sondern das Messer gleiten mache, und etwas wie die Ahnung eines Klanges merken lasse. Wenn die Sache nicht zu unwahrscheinlich wäre, würde er sagen, daß der Stoff Marmor sei. Ich ging mit ihm in die Bretterhütte hinab. Er zeigte mir die Stelle. Ich ließ das Messer auf dieser Stelle gleiten, ich ließ es an ihr erklingen, und auch ich hatte das Gefühl, daß es Marmor sei, was ich eben behandle. Nun begannen wir, um das Unglaubliche völlig zu beweisen, oder unsere Meinung zu widerlegen, auch an andern Stellen Untersuchungen. Wir sungen an Stellen an, welche ohnehin ein wenig schadhast waren, gingen nach und nach zu andern über und kamen zu dem Ergebnisse, daß an allen Stellen der Gyps über Marmor liege. Durch welchen Zufall oder durch welch' seltsames Beginnen die Marmorgestalt mit Gyps könne überzogen worden sein, war uns unerklärlich. Am wahrscheinlichsten dünkte uns, daß es einmal irgend ein Vexier gethan habe, damit ein fremder Feind, der etwa seine Wohnstadt und ihre Kunstwerke bedrohte, die Gestalt als aus werthlosem Stoffe bestehend nicht mit sich fort nehme. Wir sungen nun auf dem Wirbel des Hauptes an, den Gyps nach und nach zu beseitigen. Durch den Gyps war der Marmor von den Unbilden folgender Zeiten geschützt worden, daß er nicht das trübe Wasser der Erde oder sonstige Unreinigkeiten einfangen mußte, und er war reiner, als ich je Rarmore aus der alten Zeit gesehen habe, ja er war so weiß, als sei die Gestalt vor nicht gar langer Zeit erst gemacht worden. Da aller Gyps beseitigt war, wurde die Oberfläche, welche doch durch die feinsten zurückgebliebenen Theile des Ueberzuges rauß war, durch weiche wollene Tücher so lange geglättet, bis sich der glänzende Marmor zeigte, und durch Licht und Schatten die feinste und zartest empfundene Schwingung sichtbar wurde. Jetzt war die Gestalt erst noch viel schöner, als sie sich in Gyps dargestellt hatte, und Eustach und ich waren von Bewunderung ergriffen. Daß sie nicht aus neuer Zeit stamme,

sondern dem alten Volke der Griechen angehört, erkannten wir bald. Von wem und aus welchem Zeitabschnitte aber unser Standbild herrühre, konnten wir nicht ermitteln. Das war jedoch gewiß, daß es nicht der strengen Zeit angehört, und von der späteren weichen Stamme. Ehe ich aber das Bild aus der Hütte, in welcher es stand, entfernte, ja ehe ich an den Platz dachte, auf welchen ich es stellen wollte, mußte etwas anderes geschehen. Ich reiste nach Italien, und suchte bei Cumä den Verkäufer meines Standbildes auf. Er war mit den Umänderungen seines Platzes beinahe fertig. Ich erzählte ihm von der Entdeckung, welche ich gemacht hatte, und sagte, er möge nun nach derselben den Preis des Bildes bestimmen. Er könnte es zu diesem Zwecke selber in Deutschland besehen oder es besehen lassen. Er fand beides nicht für nöthig, sondern forderte sogleich eine ansehnliche Summe, die den Werth eines solchen Gegenstandes darstellen mochte. Ich war damals schon in den Besitz meiner größeren Habe gekommen, die mir durch eine Erbschaft zugefallen war, und zeigte mich bereit, die Summe zu erlegen, nur möchte ich mich über das Perkommen des Standbildes noch näher unterrichten, und mir die Gewißheit über das Recht verschaffen, das mein Vornam bei so veränderter Sachlage über das Bild habe. Nachdem ich mit noch einen Kaufvertrag über das Marmorbild von einem Notar hatte verfassen lassen, erlegte ich die geforderte Summe, und reiste wieder nach Hause. Hier wurde berathen, wohin das nun mit allem Rechte mein genannte Standbild kommen sollte. Es war nicht schwer, die Stelle auszufinden. Ich hatte auf der Marmortreppe schon einen Absatz errichtet, der einerseits die Treppe unterbrechen und ihr dadurch Bierlichkeit verleihen, und andererseits dazu dienen sollte, daß einmal ein Standbild auf ihm stehe, und der Treppe den größten Schmuck verleihe. Wir standen nun oft vor der Gestalt und betrachteten sie. Die Wirkung wurde statt schwächer immer größer und nachhaltiger, und unter allen Kunstgegenständen, die ich habe, ist mir dieser der liebste. Das ist der hohe Werth der Kunstdenkmale der alten heitern Griechenwelt, nicht bloß der Denkmale der bildenden Kunst, die wir noch haben, sondern auch der Dichtung, daß sie in ihrer Einfachheit und Reinheit das Gemüth erfüllen, und es, wenn die Lebensjahre des Menschen nach und nach fliehen, nicht verlassen, sondern es mit Ruhe und Größe noch mehr erweitern, und mit Unscheinbarkeit und Geschnitzigkeit zu immer größerer Bewunderung hinreißt. Dagegen ist in der Neuzeit oft ein unruhiges Ringen nach Wirkung, das die Seele nicht gefangen nimmt, sondern als ein Unwahres

von sich stößt. Es sind manche Männer gekommen, das Standbild zu betrachten, manche Freunde und Kenner der alten Kunst, und der Erfolg ist fast immer derselbe gewesen, ein Ernst der Anerkennung und der Würdigung. Wir, Cusack und ich, sind in den Dingen der alten Kunst sehr hiedurch vorgeritten, und beide sind wir von der alten Kunst erst recht zur Erkenntniß der mittelalterlichen gekommen. Wenn wir die unauchähnliche Reinheit, Klarheit, Mannigfaltigkeit und Durchbildung der alten Gestaltungen betrachtet hätten und zu denen des Mittelalters gingen, bei welchen große Fehler in diesen Beziehungen walten, so sahen wir hier ein Inneres, ein Gemüth voll Ungeziertheit, voll Glauben und voll Innigkeit, das uns fast im Stammeln so rührt, wie uns jenes dort im vollendeten Ausdrucke erhebt."

Das sind etliche Beispiele, mit welchem Ernste und mit welcher Innigkeit das Kunstleben im „Nachsommer“ zum Ausdrucke kommt. — Beschäftigt mit solchen Dingen der Schönheit, umgeben von einer herrlichen Natur, umweht von dem Frieden des Gemüthes und von der Vorahnung eines großen Glückes — so gehen die Tage des Nachsommers still und heiter hin; den Leser überkommt es, als wäre er Einer der Zufriedenen — und der Dichter hat seinen Zweck erreicht.

Abalbert Stifter, der nur durch seine „Studien“ volksthümlich geworden ist, dem die Kritik manches Unrecht angethan hat, an dem aber alle Freunde seiner Dichtungen innig und inniger halten, weil diese in ihrem Adel immer vereinzelter in unserer Bücherwelt dastehen — Abalbert Stifter gewinnt in neuester Zeit in Deutschland wie in Oesterreich neu an Anerkennung. Demnächst gelangt in Wien durch Prof. Hein ein Stifteralbum zur Ausgabe, das mit einer Biographie in Wort und Bild Alles bringen will, was auf den Dichter Bezug hat. Und eben jetzt klingen die letzten Reichelschläge an Denkmale, welches dem größten Erzähler Oesterreichs in seiner Heimat im Böhmerwalde errichtet worden ist.

A.

Der Tanz auf der Alm.

Ein Bild aus dem Volksleben von **V. A. Kofegger.**

So thäten sie denn wieder einmal auf die Alm gehen, der Dorl und der Leonhard. Es ist der Sonnenwendtag, da dreht sich's am Himmel um, da muß sich auch auf der Welt herunter etwas umbreihen. Am Sonnenwendtage ist allemal ein Tanz auf der Alm. Der Senner führt Wein hinauf, die Zithernschlager gehen zu Fuß hinten drein. Und der Wein ist ein guter Wegweiser, dem die Musikanten gern vertrauen. Sonst sind auch die Herren von Brunck hinaufgestiegen und Andere aus der Stadt Bozen, Innsbruck und aus dem „Reich“ herein, die des Sommers und der wilden Berge halber in's Pustertal gekommen sind. Da war aber vor ein paar Jahren Einer dabei, der ist auf den Herd gestiegen und hat gepredigt, da die Bauersleute doch gekommen waren, um zu tanzen. Ist aber keine Predigt gewesen, wie sie der Herr Pfarrer zu Sanct Vigil hält — nein, gekneipt machen hat er die Leut' wollen. Und das hat sie verdrossen. Hätt' er's anders angepact, der Stadtherr, hätt' er gesagt: Jetzt haltet einmal still, meine lieben Almer, thät euch gern ein Sichts dumm machen! Alle hätten ihm lachend zugehört und hätten bei sich gedacht, der kann lang' reden, so werden wir nicht dumm, wir nicht!

Es ist aber Einer aufgestanden während der Rede über Aufklärung, Viehzucht und Fortschritt — der Kaufner Zirk, der blatternarbige Zirk ist aufgestanden und hat mit der Faust auf den Tisch geschlagen.

Ist der Redner einen Augenblick still gewesen und hat den Burschen sinnend angeblickt; hierauf ergreift er

wieder das Wort. Aber da springt der Zirk wie ein Tiger auf den Tisch, reißt eine Wandplatte los, und seine Augen sind gerade, wie zwei glühende Messer.

Der Redner hat nicht weiter ge-redet und bald sind die Stadtherren zu Thal gestiegen, weil ihnen dieses wilde Gebirge zu gefährlich gewesen war. Der Zirk hatte nicht ein einziges Wort gesagt. Der Stadtherr hielt eiliche Tage später in einem Saale der Stadt eine Rede mit der Devise: Auf der Alm herrscht die That.

Seither war am Sonnenwendtage die Bauerngesellschaft rein und echt — und das war ein Leben. Schöne Dirndl beifammen — das versteht sich. Aber Ein's ist darunter, und das ist gerade das aller schönste „verteufelt sauber!“ wie der Leonhard sagt — und das ist so spröde und so gottlos hochmüthig, daß es kein Engel im Himmel herumkriegen konnt.

„Der Engel im Himmel freilich nicht,“ meinte unser Dorl, „aber der Mensch auf Erden.“

„Dem Menschen auf Erden gibt diese Sennin eine dreifache Ohr-seigen hinein!“ weiß der Leonhard zu berichten.

„So wird sie des Teufels sein,“ meint der Dorl.

„Das laß' ich Dir gleich gelten. Wie heißt sie denn?“

„Frag' einen Andern.“

„Kein Mensch weiß, wie sie heißt; und sie ist jetzt schon das dritte Jahr auf der Alm. Im ersten Jahr ist sie die Nitzl gewesen, im zweiten die Ganele und heuer hört sie auf den Namen Margerl.“

„Heißt das, wenn sie der Rechte locht.“

„Ja, wenn ihr aber Keiner recht ist! — Ich sag's selber: Ein Teufelsmaible.“

So thäten die beiden Burschen miteinander reden, als sie auf Kreuz- und Krummwegen hinanschritten zur Alm. Auf einem Baumstod saß der Gobing. Der Gobing war ein alter pensionirter Forstgehilfe, der's vor lauter Lustigsein niemals zum Oberförster gebracht hatte. Wildschützen hatten ihm an der rechten Hand zwei Finger abgeschossen. Seitdem er nicht mehr schließen kann, ist er eigentlich ein alter Griesgram, der in seinem weißen Schnurbart beißt, in denselben Schnurbart, der sonst seine prächtige Pier und sein Vergnügen gewesen. Weil's ja wahrhaftig Leut' gibt, deren ganzes Glück an einem Haar hängt, an demselbigen Haar, das dem Menschen an der Oberlippe wächst, oder an sonst einer schicklichen Stelle des Gesichtes. — Vom „Busseln“, heißt es, kriege Einer Bart; so käme es darauf an, daß wir das Jugenleben des Gobing untersuchten.

Die Burschen banden richtig mit ihm an. Der Leonhard rief ihm zu: „Dho, Gobing, nichts Fingerhakeln, heut'?“

Der Dorl lachte. Der Gobing war ein berühmter Fingerhäkler gewesen; an Sonntagen und Kirchweihen suchte er Orte auf, wo die kernigsten Ringer und Fingerhäkler zusammenkamen. Dersel Körperübungen waren in Tirol ein beliebtes Spiel, es waren Zweikämpfe harmloserer Form, bei welchen sich die Streitenden nach einigem Umlauern plötzlich Brust an Brust anhielen, mit den Armen umspannten und durch allerlei Wendungen und Finten bemüht waren, sich gegenseitig zu Boden zu werfen. Beim Fingerhäkeln hatte der Kämpfer einen Finger in den seines Partners und es galt, diesen solchermaßen an sich heranzuziehen, wollte er nicht selbst zum Andern hingejert

werden oder den Haken seines Fingers auflassen. An Zuschauern fehlte es bei derlei Zweikämpfen niemals und man merkte es leicht den Gesten derselben an, daß sie innerlich den Streit mitführten, daß dieser Streit ein Bedürfniß ihres Blutes war.

Also: „Nichts Fingerhakeln, Gobing?“ spottete der Leonhard, denn die Hakelfinger des Alten waren ja eben die abgeschossenen.

„Wohl, wohl!“ antwortete der Gobing, „mit euch Jungen von heutzutage nehme ich's alter Krüppel noch auf. Her damit!“ — Und er streckte ihnen die linke Hand entgegen.

„A na,“ meinten die Burschen, „mag mir keinen Finger aussegneln lassen,“ und drehten sich abseits.

„Halt mit dem Redwert' seid ihr so viel stark,“ brummte der Gobing, „wenn ihr aber einmal was Rechtes ausrichten sollt, da thut's ihr Einem bis in's Herz hinein verbarmen. — Voreh, bei meinem Aufwachsen, da sind wir besser bei Kraft gewesen, als wie ihr vor heut', da ist's anders zugegangen. Da haben wir zusamm' gehalten und haben was gemacht. Was wir für Lustbarkeiten haben gehabt — Herr Jesses! Schießen und Scheiben, Ringen und Tanzen und allerlei Gespiel. Heutzutage fällt keinem Menschen mehr was ein. Und singen! Wo ist denn heut' Einer, der eine Stimm' hätt'? Und wenn er eine hat, so thut er sie zu Grund' richten mit Lärmen und Schimpfieren und Leut' verspotten. Die alten guten G'sanger kann auch Keiner mehr, kein Zithern- und Hackbrettlschlagen, kein Blasen und keine Standsprüchel mehr, wie Ein's sie zu Hochzeiten und Kirchtagen oder bei den sauberen Weibsbildern kunnt brauchen. Heut' weil die jungen Leut' in die ABC-Schul müssen, wollen sie sonst nichts mehr lernen. Trinken, Tabakrauchen und Kartenspielen! Anstatt ringen, thun sie raufen, anstatt Hackbrettlschlagen sich die Köpfe blutig schlagen. 's ist keine G'müthlichkeit unter

den Jungen, und wenn sie schon einmal eine Lustbarkeit haben wollen, so wissen sie keine andere, als daß sie sich über alte Leut' lustig machen."

"Gobing!" rief der Leonhard, "Du bist aber heut' wieder rechtschaffen grantig. Nicht unser Jungsein ist d'ran Schuld — bei Leib' nit, ganz was anders: Dein Altsein!"

"Glaubt ihr das nicht!" sagte der Gobing, "ich weiß es recht gut, daß für mich die Zeit vorbei ist — will auch selber gar keine Unterhaltbarkeit mehr haben; aber ihr jungen Vögel, ihr berbarmt's mir. Wir, voreh haben aus lauter Uebermüthigkeit nicht gewußt, wo Tag und Nacht hinkommen; euere Unterhaltung, euere Lustbarkeit heißt: Zeitlang. Ihr seid's Hascher. Ihr könnt's gar nicht jung sein; ihr wißt's nicht, was das heißt, zusammenhalten und ihr wißt's nicht, was das heißt, ein Dirndl haben. Ihr seid's Bockleut' und ihr padt's eure Lieb-schaften dort an, wo sie sonst gewöhnlich aufstören. Desweg' weicht euch ein jeb' braves Dirndl aus und mit den untraven fahrt's ihr paarweis in's Elend hinein."

Den beiden Burschen wurde es schier unheimlich, sie gingen weiter. Der Gobing lachte ihnen nach: "Müßt aber nit harb sein. Ihr könnt's ja nicht's dafür, daß es so worden ist. Weil ihr mit mir zuerst habt anbanden, so wollt' ich euch nur sagen, daß ich's wohl wissen thät, wie's sein müßt', daß es lustig wär'. — Behüt' Gott."

Sie sahen noch einmal um. Sie konnten gar nicht böse sein auf den Alten — er hatte so gutmüthige Augen. Er blieb sitzen auf dem Baumstocke und pffif jetzt ein fröhlich Liebchen.

Der Leonhard und der Dori stiegen vollends zur Alm hinauf. Laut ging's zu in der Hütte, sie hörten es schon von weitem. Hier sang man einen Jodler, dort fluchte Einer, weil er zeigen wollte, daß er heißes Blut habe; dort wieder stänktete Einer, in einem andern Winkel tritten ein paar grobe Gesellen; und

beim Tisch hieb ein übermüthiger Bursche mit dem Alpenstoc auf den Tisch, daß die Scherben der Weingläser klrkten — denn ein Jux muß sein auf der Alm. In der Heukammer saß Einer und unterhandelte mit seinem Mädchen. Es war ein nagelneues, das alte hatte er gestern verlassen.

Es war viel Lärm aber wenig Gemüthlichkeit in der Hütte. Der Leonhard und sein Freund stellten der jungen Semin nach, dem sauberen "Teufelsmaible", deswegen sie heute eigentlich auf die Alm gekommen waren.

"Lieb' Dirndl, Du, sag mir doch einmal, wie Du heißt!"

"Den Muttersnamen sag' ich nur meinem Herzliebsten!" ist die Antwort.

"So möchten wir dieweilen halt den Schreibnamen wissen."

"Der heißt: Fahr ab!"

"Na, Maible, das glaub' ich nicht. . ."

"So? da hast meine Handschrift."

Der Bursche hatte einen schneidigen Klapps auf der Wange — mit dem Halsen war's vorbei.

Der Schwegelblaser und der Zitherschlager huben ihre Musik an. Was war's? sie lärmten und stritten nach dem Tacte; und als endlich doch zwei Paare sich zu einem Tanze auftraffen, war es ein französischer Springer, der keine Schönheit und keine Sinnigkeit hatte, und von dem, als er ausgestampft war, nur ein mächtiges Pfauen und Schnaufen zurückblieb.

Und als sie drinnen schnauften, erscholl draußen das Lied:

„Lufti, nur lufti,
So lang's uns guat geht,
So lang uns der junge Kopf
Ueber sich steht.
Und wann uns der junge Kopf
Unter sich leit (liegt),
Hab'n ma zan Luftschein
Keama ta Freud!
Zuh, juh, juh, weil ma noh
's frische Blut ham;
Lufti sein! ferman so
Jung neama jsam!“

Wer war's, der diese gemüthlich übermüthigen Töne echter Jugendlust erklingen ließ? Der alte Goding war's.

Er schlich jetzt leise zur Thür herein und musterte mit schalkhafter Geberde die Gesellschaft. Er sah um zehn Jahre jünger aus, als unten, da er auf dem morschen Baumstocke saß.

Für's Erste wendete er sich gegen die Weibsleute hin, that seinen Spizhut rücken und sich minniglich verbeugen. Und als er sah, daß sein Gruß wohlgefällig aufgenommen wurde, trat er ganz zu den Mädchen hin und fragte, ob er wohl Erlaubniß habe, sich ein wenig zu ihnen zu setzen, seinen alten Knochen thät's so viel wohl, wenn sie einmal ein bißle warm konnten werden zwischen jungem Blut.

Sie rücken Alle. Jede hatte für ihn Platz. Er schmunzelte: 's ist gar aus, jetzt thut mir die Wahl weh'. Eine krieg' ich nimmer, so möcht' ich gern Alle haben!"

Da stand Eine auf, und zog ihn sanft an ihrer Seite nieder. Die Sennin war's, von der kein Mensch wußte, wie sie eigentlich hieß.

Und so ergötzen sich nun die Mädchen mit dem alten Goding, während das Mannsvolk trank und lärmte und ausgelassen war.

Als wieder die Zither Klang, begleitete der Goding mit weicher, heiterer Stimme:

„Bin a lustiga Bua,
I kriag Dirndln grad gnuu;
Vor an traurigen Ronn
Lauf'n s' olle davon.
Man ih sonst nix woah
Noch ih selber an Gspoaß,
Führ' in Bod zu da Kua,
Und die Kua zu da Goas!"

„Du bist schon auch der Rechte, Du!“ drohte eine der Weiszerinnen mit dem Finger. Und er weiter:

„Bin a lustiga Bua,
Loß in Teufel la Kua,
Und die Engel im Pimmel,
De loch'n dazua.“

Er hätte sicher noch weiter gesungen wenn er nicht von einer Amstel unterbrochen worden wäre, die man unter den Bänken der Sitzenden plötzlich schlagen hörte. Alles sprang auf. — Wie kommt denn der Vogel herein? — Gar hell und in wirbelnder Luft schmetterte das Thier im finsternen Winkel, und sein Gesang übertönte den Lärm der Zecher. Der Goding beugte sich unter die Bank und hielt seinen Hut in Bereitschaft, den Vogel zu fangen. Ein Kreisgen und Zwißchern. — Er hat ihn erwischt. Alles drängt sich an den Alten, guckt in den Hut. Der Hut ist leer, der Goding schmunzelt. Das ganze Vogelgebrüll hat er selber gemacht. — Auch sonst weiß er noch allerlei Poffen und Schwänke. Verschiedene Thierstimmen ahmt er noch nach, verschiedene Spiele und Ergötzlichkeiten bringt er vor. Der Kreis um ihn wird immer größer; die Wurschen vergessen auf das Lärmen und Tollen; sie hören zu, sie lassen sich auf die Unterhaltungsarten des Alten ein, es steht ihnen gut und Manche werden ganz gemüthlich dabei.

Jetzt steht der Goding auf, geht zum Musikantentisch und sagt: Er hätt so ein weiß' Knöpflein gefunden in seinem Sac', es wär' das lezt' und so thät ihm halt leicht die Zeit lang werden in der finsternen Ledertaschen drin, und es hätte gesagt, es möcht' wieder einmal bei Kameraden sein und weil's so schön Scheibelrund wäre, so möcht's schier einmal tanzen — aber einen altväterischen Almer, wie sie voreh gern getanzt hätten, da sie — diese Knöpflein — noch jung und viel auf der Welt herumgekommen wären.

Das ist die Bitte. Zierlich läßt der Goding den Silberthaler auf dem Tisch springen, daß er schon tanzt, bevor die Spielteut' ansangen zu spielen. Der Zithernschlager ist gar glücklich; für's Erste freut ihn das „Knöpflein“ mit dem er sich wieder einmal einen guten Tag beiknöpfeln kann, und für's

Zweite ist er vergnügt, daß wieder einmal ein „Almer“ verlangt wird. Die Zither ist ja dazu geschaffen.

Und nun klingt eine jener volksthümlichen Weisen, die uns Nelpfern in die Nerven greifen, so daß diese selbst wie Saiten zittern und singen, bis das Blut zu springen anhebt und die Muskeln zucken.

Der Gobing ist rührsam geworden, aber seine Bewegungen sind nicht willkürlich; es scheint, als überlasse er sich ganz einem Elementaren, und als rauhe durch ihn ein Sturmwind, oder als gleite er auf hoher See. Die Töne der Zither bewegen seine Seele und seinen Leib. — Zuerst tritt er mit den Fußspitzen leicht den Tact, dann beugt er sich ein wenig zusammen, als unterfuche er den Boden, auf dem seine Füße zu schleifen beginnen. Dann thut er, als weiche er schäfernd einem unsichtbaren Wesen aus, und als wolle er auf Umwegen dasselbe wieder erhaschen. Dann hoht er, von plötzlicher Lust erfaßt, den Fuß in den Boden, daß es dröhnt, dann klatscht er mit beiden Händen den Tact auf seinen Oberschenkeln und dabei lugt er nach den Weibsleuten hin und schnalzt mit den Fingern und mit der Zunge, und dreht sich im Kreise und winkt mit den Augen zuerst, dann mit dem Finger eine Genossin herbei und — die junge Sennin — die spröde, die gottlos hochmüthige, die namenlose Sennin — fliegt ihm an die Brust.

Sie tanzen Arm in Arm. Das Mädchen legt den blonden Lockenkopf an sein Herz, er legt leicht und fein seinen Arm um ihren Nacken und schmiegt seine Wange an ihr Köpfcgen, und mit der andern Hand hebt er die ihre hoch in die Lüfte wie einen Triumphbogen, durch welchen — als sich der Reigen wendet — einmal die Tänzerin, dann wieder der Tänzer hindurch gleiten. Da steht er wie ein Baum, um den im Kreise die Windsbraut rauscht; er ist der Mann, nach dessen Winken das Weib sich dreht und schwingt und

schmiegt. Dann wieder ist er es, der sich niederbeugt und sein Haupt unter das süße Joch des weiblichen Armes legt, durch denselben sich in leichter Anmuth zwängt, bis er ihm wieder entschlüpft ist. Endlich läßt er die Genossin ganz aus der Hand und schließt die Augen, und klatscht mit den Händen und stampft mit den Füßen den Tact zur Musik, und thut ein Zauchen, als müsse davon die Decke der Hütte zerspringen. Man meint schon, so in den Schallwellen schwimmend vergesse er auf's Mädchen, aber er streckt den Arm aus und sie ist wieder bei ihm. Sie halten sich an der Hand und schreiten langsam voran wie ein Brautpaar, und wieder schnalzt der Gobing mit den Fingern und pfeift zum Zither- und Schwegelspiel, daß es wahrhaftig seine Form hat. Das Mädchen stemmt den Arm an die Seite und lächelt über die Äpfel zu den Leuten hin, die auf Alles vergessen haben und dem Tanze zusehen. Wie ihr schönes Auge leuchtet, wie ihre Wange roth ist, wie ihre Brust in Freude wogt — wie sie stolz ist auf ihren Tänzer, den feinsten weit um, und daß sie zeigen kann, wie der Tanz sein müsse, den sie tanze, und der Tänzer, dem sie sich vertraue!

Die Tollsten und Wühesten hatten, als sie gesehen, hier werde der altväterische Tanz Meister, die Hütte verlassen. Elliche heitere Burschen blieben zurück; sie hätten jetzt auch schier gerne ihre Mädchen ergriffen und wären mit ihnen im Steirertanze durch die Stube gewogt. Aber sie — und gerade die Reckten darunter — getrauten sich nicht. Und doch, es lachte ihnen das Herz, es war ihnen plötzlich, als sei ihre stämmige und wieder so schmiegsame Gestalt und ihre Alpentracht gerade für diesen Tanz recht und als läge etwas in ihrem Wesen, was weder durch Wort noch durch Gesang, sondern nur durch diesen Reigen zum Ausdruck gebracht werden könne. — Ja, wie ein ganzes Menschenleben legte sich's in diesen Bewegungen dar, ein Leben

mit Lust und Leid, mit seinem Schaffen und Ruhen, mit seinen Rechten und Pflichten — ein Leben mit seinem Suchen und Finden, Hingeben und Abstoßen, und Verlieren — ein Menschenleben mit all' seinem Ernst und all' seinem Launel. Darum sahen sie dem Tanze wie einem Schauspiele zu, und wenn sie dabei auch nichts dachten, so fühlten sie umsomehr, und endlich wollten doch ein paar der Bursche mit dreinhopfen. Da klang das Spiel aus.

Der Gobing führte seine Tänzerin an ihren Platz, verbeugte sich fein: „Elisabeth, ich sag' Dir Vergeltsgott. Ich wünsch' Dir einen jungen Mann, der so gut, wie Du tanzen kann.“

„Wie weiß er ihren Namen?“ fragen sich die Burschen.

„Den hat sie ihm sicherlich beim Halsen in's Ohr gelispelt.“

Elisabeth, ja anders kann sie gar nicht heißen!

„Das Steirischtanzen, das mußt uns lernen, Gobing!“ riefen ihm Mehrere zu.

Er antwortete: „Seid ihr von euren Eltern die Söhne, so braucht ihr das nicht erst zu lernen. Unsere Vorfahren haben alle so getanzt. Macht es ihnen nach.“

Die Zither schlug an! jeder der Burschen faßte seinen Schatz, und der keinen hatte, warb mit Höflichkeit um einen, und der Tanz hub an.

Da merkten sie es und staunten: sie waren alle Söhne und Töchter ihrer Eltern.

Zu aller Gemüthlichkeit ist der Sonnenwendtag vergangen. Der Gobing stieg stillvergnügt zu seinem Häuschen nieder und wer ihn anbrummte, den brummte auch er an, und wer fröhlich war, den machte er noch fröhlicher. Er lebt heute noch; ich wollt' mit vierzig Jahren so jung sein, wie er mit achtzig.

Und Elisabeth, die Sennin, wurde umworben, wie bisher: der Dork und der Leonhard übten sich sehr im Tanzen, vergaßen aber, ihre sonstigen Derbheiten und Ungeschicklichkeiten abzulegen; und zu Jedem sagte sie: „Der erste von euch, der so wird, wie der Gobing, den nehm' ich zum Schatz.“

Es muß Einer so geworden sein. Denn heute ist sie eine junge Bäuerin im Pustertthale — und ihren rechten Namen, noch echter, als der im Taufbuche steht, ganz wie sie es gern hört, daß er ihr ausgesprochen werde, den hatte sie ihrem Mann vertraut: Liesle.

Liesle Heidingerin, die Tannhofwirthin, wer kennt die nicht! Man muß sie aber die Tannhofwirthin oder die Heidingerin nennen, auch wenn man noch so gut almerisch tanzt, sonst schenkt sie keinen Wein — Liesle heißen darf sie einzig nur ihr Mann.

Herbstlied des Touristen.

Von J. G. Adolf Weik

Lebt wohl, ihr duftenden Thäler all',
Ihr nickenden Alpenrosen!
Ade, du sprühender Wasserfall
Mit den Waldluft athmenden Roosen!

Dem Kreuzlofen schauen die Berge nach
Und runzeln die steinernen Stirnen.
Auch grüßet mich schmolend der plätschernde
Bach:

Gar gut versteh' ich sein Bürnen.

Und Trauer umwebet den fröhlichen Sinn,
Schon drohen des Alltags Schranken,
Das hastige Dampfroß trägt mich dahin
Mit der Last meiner trüben Gedanken.

Fortdonners durch Tunnelgrauen und Nacht,
Ein Bild des wild hastenden Strebens:
Das hat uns um Glück und um Pieder
gebracht,

Um den fröhlichen Sonntag des Lebens.

Die Jagd ist zu Ende. Im Abendstrahl
Begrüßen mich treulich die Gassen
Der Heimat. Schon dampft das duftende Wahl,
Pald wird mich die Liebste umfassen.

Kleine Laube.

Die Weltvagabunden.

Ein Zweigespräch, mitgetheilt von Hans
Malsler.

„Wenn ich kein Philosoph wäre, so möchte ich ein Zigeuner sein!“ rief eines Tages mein Freund K. aus, als er im glaslosen Fenster der Ruine H. stand und nieder auf die Straße blickte, wo sich ein Rudel des wunderbarlichsten Volksstammes hinbewegte. Bärtige Männer, braune Weiber, schwarzäugige Kinder, dürre Mähren und zerfahrene Karren — Alles in Lumpen und was diese nicht deckten, sollte einhüllen der Tabaksrauch all' der Pfeifentiegel, welche Frau wie Mann im Munde führen. Das Wandern und Schleppen der Heimatlosen im heißen Straßenstaube kann kein Sohn der Kultur ansehen, ohne über das Elend dieser Leute zu philosophiren. „Aber“ — sagte mein Freund — „wenn ich kein Philosoph wäre, so möchte ich Zigeuner sein.“

„Da Du jedoch Philosoph bist?“ — „So sage ich Folgendes: Was ist das größte Glück des Menschen? Die Gesundheit, die Liebe, die Freiheit, die Natur. Und genießt diese Güter der Zigeuner nicht in erhöhtem Maße als Unfreier?“

„Vielleicht unbewußt. Eben jenes Glück, welches der arme Schneider genoss, dem, während er schlief, der König auf eine Stunde lang seine goldene Krone auf's Haupt setzte und der nicht darunter erwachte.“

„Und was ist der größte Kummer des Menschen?“ fuhr mein Freund fort, „das Fieber nach Gewinn und die Angst

vor Verlust. Der Zigeuner kennt diese Sorgen nicht. Sieh, jetzt lagern sie sich dort unter dem Schatten der Eiche, nehmen Scheiter vom nahen Holzstoß und machen ein Feuer an; nehmen Erdäpfel vom nahen Felde und braten sie; schütteln Aepfel vom nahen Baum und verzehren sie. Und sind sie satt, so legen sie sich auf's Gras oder lieben ihre Weiber. — Das sind die Herren der Welt, weil sie nicht gefesselt sind an einen Fleck, nicht geknebelt von Verhältnissen — wäre es mit eisernen Ketten des Knechtes oder mit goldenen des Millionärs, und weil es für sie keine Fremde gibt auf der ganzen weiten Welt. Den Vögeln und den Zigeunern ist überall der Tisch gedeckt und überall gibt es Zweige und Steine, auf denen ihre Glieder ruhen können.“

In demselben Augenblicke kamen zwei Gendarmen des Weges und nahmen die Zigeunerbande gefangen.

„Was meinst?“ fragte ich meinen Freund, „ob Du nicht doch lieber Philosoph bleiben solltest, als jetzt — sozusagen wie ein Gauener — in den Arrest zu wandern oder über die Grenze geschoben zu werden?“

Er lachte. — „Denen ist der Arrest kein Gefängniß, weil derselbe für eine Nacht ein ganz vorzügliches Schutzdach bietet, und weil sie wissen, daß er sich morgen wieder öffnet, da kein Gericht Zigeuner füttern will. Du siehst ja, wie gelassen sie den Gendarmen folgen, als gehöre das so zur Tagesordnung. Und eine Landesgrenze, die ist ihnen

nichts, weil drüben dieselbe Gotteswelt ist, wie herüber."

"Aber wenn es drüben nichts zu betteln und nichts zu stehlen gibt?"

"So gehen sie wieder herüber."

"Und wenn man sie nirgends mehr sichern will?"

"So ziehen sie die Geigen heraus, und bringen die Leute zum Tanzen. Und hast Du jemals gehört, daß Tanzende ihre Spielleute davongejagt hätten?"

"Aber die Weiber? Ich habe noch keine geigende Zigeunerin gesehen."

"Die Zigeunerinnen fangen jene Hand auf, die sie schlagen will und lesen aus derselben dem Drohenden eine recht glückliche Zukunft her."

"Wer wird heutzutage noch auf eine Wahrsagerin hören?"

"Bezweifle Du was Anderes. Prophezei' ich dem Mädchen einen Bräutigam, der jungen Frau ein Knäblein, dem Kaufmann Geld, dem Beamten Orden, dem Künstler Ruhm, dem Gelehrten Einfluß, dem Pfaffen die arme Seel eines gläubigen Schäfels — sie alle werden auf mich hören."

"Wenn jedoch der Zigeuner in eine langwierige Krankheit verfällt?"

"Pfui, ein Zigeuner, der die Wafersucht hat oder das Zipperlein! Nein, Freund, dazu ist dieses Volk viel zu poetisch. Legt sich der Zigeuner einmal hin, so stirbt er auch und seine Genossen senken ihn zur Stelle flink in's Grab — in's neue Grab unter der Eiche, unter dem Stein der Heide, nicht zur officiellen zehnjährigen, sondern zur ewigen Ruhe."

Hierauf legte sich der Zigeunerphilosoph in's Gras und that eine Pfeife in den Mund, und man sah ihm's an, daß ihm nichts mehr fehlte zum Glück, als Zigeuner zu sein.

"Zigeuner!" sagte ich verächtlich. Da richtete er sich wieder auf und fragte, ob ich wohl wisse, was der Name Zigeuner besage. "Zigeuner heiße: Menschenvolk. Die Idee von der ewigen Ruhelosigkeit des Menschengeschlechtes, die Ewigjubenidee ist im braunen

Bagabunden verkörpert, aber derart glücklich, daß der Zigeuner anderen Völkern das Bild des ewigen Elendes bietet, während er selbst nichts davon spürt — gleichsam ein Spiegel, aus welchem das hervorstrahlt, was hinein schaut."

"Ob dieses fahrende Volk nicht etwa noch ein Nachstäuben der Völkerwanderung wäre," fragte ich.

"Nein, die Zigeuner erhoben sich, wenigstens in Europa, erst 1000 Jahre nach den Stürmen der Völkerwanderung," docirte mein Freund. "Sie sollen aus Indien stammen, dem Quell des Menschengeschlechtes. — In alter Zeit, da Persien durch Pest, Hungersnoth und andere Plagen in den tiefsten Jammer sank, wendete sich ein König dieses unglücklichen Landes an den nachbarlichen Beherrscher Indiens mit der Bitte um Rath, wie er sein der Verzweiflung anheimfallendes Volk zerstreuen und trösten könne. Der indische Herr sandte ihm aus seinem Lande 12.000 Musikanten zur Ergötzung der Perser. So gewann ihr Jammer an Harmonie und ihr Elend ging nach dem Takte. Den Persern that die Musik wohl, aber den Indern brachte sie unabsehbare Folgen. Man weiß ja, wie schwer wandernde Musikanten niemals wieder zur Ruhe gelangen. In Indien hatten sich bald andere Elemente in ihre Heimstätten gehoben; in Persien tauchten immer neue Plagen auf und große Unruhen vertrieben endlich die braunen Musiker, die also heimatlos dem Laufe der Gestirne nachwanderten. Sie kamen nach Afrika, kamen nach Europa. Und um die Zeit war's, als in den deutschen Landen der wilde Religionskampf um den Kelch wüthete und Fuß auf dem Scheiterhaufen endete, daß die schwarzhäarigen und gluthäugigen Fremdlinge in unseren Gauen auftauchten. In gebrochenen Lauten unserer Sprache gaben sie an, daß sie christliche Pilger wären, welche sieben Jahre lang wandern müßten, barfuß und ohne auf einem Bette zu ruhen, weil sie die

Kinder des Linken an den drei Kreuzen wären. — Wer ihnen Geschenke gab, dem versprochen sie Reichthum; wer es nicht that, dem prophezeiten sie Unheil. Auch trugen sie Freibriefe von Fürsten und Päpsten mit sich, die theils echt, theils gefälscht waren. Phantastisch war ihr Thun und Sagen, und den Germanen graute vor den Worten der braunen Gestalten. Merkwürdig war es, daß sie der Eine für schrecklich häßlich, der Andere für unbeschreiblich schön hielt. Aber Alle blickten mit Stauern auf die zwölf- und vierzehnjährigen Mädchen und Jünglinge, die ohne viel Ceremonien Ehe schlossen und dann wie Beutethiere ihre Kinder in Bündeln mit sich schlepten.

Doch wollten sich diese seltsamen Fremdlinge mit Keinem vermählen, der nicht ihres Stammes war, es wäre denn ein Königssohn gewesen, wie sich solche im Orient und selbst in Europa nicht allzu ungerne mit schönen Zigeuernmädchen ehelich oder außerehelich verbanden.

Hier wurden sie abgestoßen, dort angezogen; und so wanderten sie in den Ländern umher, bauten hier Nest für eine Nacht, dort Dach für eine Woche, bettelten stehend und stahlen flink, trieben Wahrsagerei und was sie den Leuten von den Linien der Hand herablasen — war nichts, als ihr eigener Schirmbrief.

Es vergingen Jahrhunderte; die Zeiten änderten sich, aber die Zigeuner blieben, wie sie waren. Im sechzehnten Jahrhundert veranstaltete man in Spanien, Frankreich, Italien, England, Niederland und Deutschland eine große Austreibung der Zigeuner. Wie Bestien verfolgte man sie, wie den Bären im Walde schoß man sie nieder — denn so forderte es damals die christliche Religion in ihrem Kampfe gegen die Heiden. — Aber die Zigeuner schlichen immer wieder durch das Land und wo ihnen die Thür verschlossen war, dort grinsten sie zum Fenster hinein, die Kinder des Pharao, wie sie sich nann-

ten, und drohten jedem ihrer Feinde mit den egyptischen Landplagen.

Das Volkswort sagt, es gebe zwei- und siebenzig Religionen und eine halbe; und die halbe sei die der Zigeuner. Man sieht daraus, daß der braune Stamm trotz seiner glänzenden Phantasie, die sonst die Mutter der Religionen ist, sich nicht weiter in das abenteuerliche Dichten des Herzens versteigt, als es ihm für sein Fortkommen nöthig und praktisch erscheint. Unter Umständen ist der Zigeuner ein so leidenschaftlicher Verehrer der Taufe, daß er sich gerne jährlich, oder auch monatlich einmal mit Wasser begießen läßt, wenn ein Pathegeschenk zu gewärtigen ist.

Die wohlmeinende Kaiserin Maria Theresia hatte es versucht, die Zigeuner in die europäische Cultur einzuführen. Sie hielt ihnen Grund und Boden bereit und, wohl wissend, daß an einem Menschen, den man ändern und bessern wolle, vor Allem sein Name und Ruf geändert werden müsse — sollten auf ihren Befehl die ansässigen Zigeuner „Neubauern“ (Uj-Magyar) heißen. Welch' eine Zumuthung! Der Zigeuner, den bisher weder Roth noch Gewalt aus seinen alten Grundfesten zu heben vermochte, sollte sich durch ein Wort verrücken lassen, durch ein Wort, das ihm obendrein noch verhaßt war, weil es ihm eine Einschränkung bedeutete. Der Zigeuner kennt keine Schranken, leidet keinen Zwang — er ist der freie Sohn der gebundenen Menschheit.

Als Maria Theresia sah, daß bei Naturvölkern mit schönen Worten nichts gethan ist, versuchte sie die scharfe That. Den Zigeunern wurden die Kinder weggenommen, um diesen eine staatsgemäße und christliche Erziehung zu geben. Auch Preußen gründete Erziehungsanstalten für Zigeunerkinder; in England bildete sich (1827) eine Gesellschaft mit der Absicht, die Zigeuner zu bessern und sesshaft zu machen; in Rußland vertheilte man die Zigeuner planmäßig in verschiedene Kronlandgemeinden, um sie allmählig der Staatsgesellschaft ein-

zufügen. Aber der Zigeuner blieb Zigeuner, wanderte, nahm mit sich, was er fand, und seine Nahrung waren halbrothe Früchte des Feldes, der Gärten, oder Hunde, Katzen, Igel, oder auch „von Gott geschlachtetes Vieh“. Die Kinder weilten in den Anstalten so lange, als sie in dieselben eingesperrt waren, dann flatterten sie davon; höchstens, daß sie zeitweilig irgend eine Beschäftigung, als Koffhandel, Kesselschleuderei, Curpfluscheri u. s. w. u. s. w. betrieben, oder ein anderes Handwerk, das ihre persönliche Freiheit nicht arg gefährdete.“

„Aber“ — unterbrach ich nun den Vortrag, „so lange noch die Todesstrafe florirte, deckten die Zigeuner den Bedarf an Hentlern, verlegen sich dann in freien Stunden auf's Kuppeln und Gaukeln“ —

„und Musizieren, mit dem sie — die von uns so sehr bebauerten und verachteten Fremdlinge — die grämigen, launischen Culturmenschen ergötzen müssen, so wie sie einst die Perser ergötzt haben. Ungarn z. B. und die Donaufürstenthümer zählen unter den Zigeunern viele ausgezeichnete Musiker, besonders für Nationalmelodien und für Tanzmusik. Die Kunstgeschichte erzählt von einem Maler Solario il Zingaro, der dem Zigeunerstamme entsprossen war. — Kurz: Schöne Kunst und süßes Nichtsthun ist das Hauptelement dieser wunderlichen Bagabunden, welche die Eigenthümlichkeiten der wandernden Stämme des Orients noch so unverwischt in sich bewahrt haben. Das macht sie interessant. Trotz der Merkmale ihrer Abstammung sind die Gelehrten bis auf den heutigen Tag nicht ganz einig, in welchen Strichen der alten Welt sie aufgestanden sind. Die ausgesprochenen Vermuthungen und Sagen genügen nicht, das geheimnißvolle Dunkel zu lichten, das über ihrem eigentlichen Ursprung schwebt. Der Verwirrenheit ihrer Geschichte nach zu schließen, dürften sie aus den Gegenden des babylonischen Thurmes kommen.

Jedem Volke erscheinen die Zigeuner anders — immer ein Spiegel, in welchem es die schlechten Eigenschaften seines eigenen Charakters erblickt. Bei den Arabern und Mauren heißen die Zigeuner Haramis (Diebe); die Deutschen schreiben ihnen Trunksucht, die Engländer Geldgier, die Franzosen übertriebene Eitelkeit zu. Der Ungar nennt sie das Pharaonewoll, der Engländer kennt sie als Egyptianer, die nordischen Völker sehen in ihnen Tartaren, die Holländer halten sie kurzweg für Heiden und die Franzosen für — Böhmen. So sehr liebt der Zigeuner die Selbstständigkeit, daß er seine Geschichte nicht einmal in die Wissenschaft reihen läßt, in welche sich schließlich doch auch der Wilde in Amerika bequemen muß.

Eines nur hat der Zigeuner noch nicht gethan, auf die Scholle Amerika's hat er seinen Fuß bis heute nicht gesetzt. Er weiß es recht gut, die neue Welt ist kein Boden für den ausgesprochensten Sohn des Orients. In Asien, Afrika und Europa gibt es heute etwa fünf Millionen Zigeuner, wovon die meisten in Siebenbürgen, der Moldau, Walachei, in Slavonien, Kurland, Lithauen und Kaukasien leben. Wohl auch in Europa ist die Zeit eingezogen, welche keine Lager unter Bäumen, in Höhlen, keine freien, fremden Rotten mehr duldet, welche die schwarzbärtigen Häuptlinge zu Soldaten, die schwarzäugigen Zigeunerinnen zu Ballerinen macht.“

„So wird dieser Ahasver wohl endlich erlöst sein!“

„Dann wird wieder ein Stück morgenländischer Poesie dahin sein.“

Nach diesem Gespräche stiegen wir nieder zu unserer beaglichen Wohnung mitten in der Stadt, in welcher wir die Segnungen der Cultur genossen und mein Freund K. das Philosophiren gelernt hatte.

Altböhmische Lieder.

Der „Königshofer Handschrift“ frei nachgedichtet
von K. W. Wessely.

Liebeleben.

Klagt im dunkeln Walde eine Eiche,
In den Zweigen kosen Nachtigallen,
Klagen, daß der Lenz nicht ewig währe!

Unterm Eichenbaum, mit dem blondgelockten
Jüngling ruht das tiefgebräunte Mädchen,
Küße tausend in verschwiegener Stunde!

Klagt dem Jüngling das geliebte Mädchen,
Daß so rasch die Augenblicke fliehen
Und zur Nacht sich schon der Abend neigt!

Nachtigall, den Frühling laß' entschweben,
Denn es kommen laue Sommernächte,
Gold für deine Lieb' und deine Lieder!

Mädchen, unter dunkler Eichenkrone,
Mädchen unter hellen Jünglingsbliden
— Laß der Liebe Maienblüthen welken!

Denn schon naht des Sommers Rosenhochzeit,
Wo dein Lieben all' wird schön'res Leben,
Und dein Leben all' wird ewige Liebe!

Die Verlassene.

Ach, ihr Wälder! dunkle Wälder!
Dunkle Miletiner Wälder!

— Rächt' wohl wissen, was ihr Sommers,
Winters immer gleich ergrünet?!

Rächte gern nicht länger weinen
Und mein Herz nicht länger quälen
— Aber sagt, ihr guten Leute,
Wer soll' weinen nicht, verlassen?

Sagt, wo weilt mein edler Vater?
Weh! er liegt vom Feind erschlagen!
Wo ist meine gute Mutter?
Ueber ihrem Haupt blüh'n Blumen!

Hab' nicht Brüder! hab' nicht Schwestern,
In der Fremde ist mein Liebling!
Mehr, als Vater und als Mutter
Liebte ich den theuren Jüngling!

Ach, ihr Wälder! dunkle Wälder!
Dunkle Miletiner Wälder!
— Rächt' wohl wissen, was ihr Sommers,
Winters immer gleich ergrünet?!

Dorfbriefe.

I.

Herr, ich gratulire Ihnen zur Idee;
möchten auch Sie mir zur Ausführung
gratuliren können!

Es ist eine gute Gewohnheit der
Zeitschriften, sagen Sie, in regelmäßiger
Folge Briefe aus den Hauptstädten, aus
dem Leben der großen Gesellschaft zu
bringen. Aber der „Heimgarten“ will
mitunter das Gegentheil thun. Schreiben
Sie mir Briefe vom Lande her-
ein. — Aber, Herr Redacteur, das
ist schwieriger, als Sie vielleicht glauben.
Wien und Berlin, Rom und Paris,
London und Petersburg sind Brenn-
punkte, wo sich die Welt fassen läßt.
Wo fasse ich aber das Landleben in
seinem Gesamtkarakter und seinen Er-
eignissen? Die Natur des Landlebens ist,
wie Gott: allgegenwärtig und unsaf-
bar. Wenn ich die Sache jedoch anders
drehe — und nicht wahr ich darf ja
drehen? — so macht sie sich leicht.
Eben die Allgegenwart kommt mir zu
Statten, weil ich nicht zu suchen brauche;
und die Unsafbarkeit verleiht dem
Stoffe den Reiz des Unerforschlichen.

Ich wohne im Dorfe, das in
einem fruchtbaren Thale an einem schön-
en Flusse liegt. Der Fluß kommt aus
dem Hochgebirge; das Thal ist von
mächtigen Bergen umgeben, die ihre
Bauerngüter und Wälder haben, die
ihre Quertäler und Schluchten haben,
in denen sich wieder kleinere Ortschaften
befinden. Das Dorf zählt mehr als
hundert Häuser und ist so stattlich, daß
alle Fremden, welche zur Sommers-
zeit in demselben und in der Umgebung
wohnen, immer nur vom „Markt“
sprechen. Zur Zeit des Posthorns ist's
ihm gar fütrefflich ergangen; Fürsten
und Kaiser haben an seinen Tischen ge-
speist, in seinen Betten geruht. Das
Locomotiv pfeift einen andern Ton;
aber die Leute machen sich nichts drauß
und pfeifen lustig mit. Gutweiler heißt
das Dorf. Ist's recht, so schreibe ich
Dorfbriefe aus Gutweiler.

Mit dem Wirthshause fange ich an. Gleich unten hinein ist die große Stube mit dem grünen Kachelofen; die gehört den Bauern, wenn sie am Sonntag von ihren entfernten Gehöften herankommen und nach dem Gottesdienste hier ihre Holz-, Getreide- und Viehbörse halten. Das summt und trinkt und raucht und mit jedem Viertelstündchen wird's lebhafter, denn der Wein hat eine helle Stimme und ist ein guter Geschäftsvermittler.

Anders sieht es oben im ersten Stock aus. Da sind die Tische fein weiß gedeckt, an der Wand steht ein Klavier, das still auf neue Musikstücke zu sinnen scheint; an den Wandnägeln prangen Zeitschriften aller Art, um in Wort und Bild der Dorfstube zu erzählen, was draußen die Welt bewegt. Das ist das Haus der Geselligkeit, des geistigen Lebens, welches sich die Bewohner von Gutweiler gegründet haben. Sonst hat sich die Zerfahrenheit der Welt auch schon in's Dorfleben eingefressen: Zwist, Haber, Parteilichkeit, Ränkesucht und Griesgrämigkeit, wo doch ein paar Menschen einmal friedlich neben einander sitzen könnten. Kirche und Schule, Lehrer und Lehrerin, Bauer und Bürger haben sich lieb, wie Hunde und Katzen. Nichts vermag die Leute mehr zu versammeln, zu einigen, als etwa bloß Regel und Rarten, und diese nur bis zum Streit, der sich bei jedem Spiele zuträgt. — Anders in Gutweiler. Da ist ein fester Zusammenhalt von der Gemeindestube an bis zum Zechstisch. Gutweiler ist seit alten Tagen bekannt als Sängertort. Es war hier nie ein selbstständiger Gesangverein; aus freien Stücken thaten sich die Leute zusammen und pfl egten das Volkslied und wohl auch den Kunstgesang. Und wie die Altensungen, so können's auch die Jungen, und das Wirthshaus hat sich nicht zu beklagen, daß es etwa seit der „guten alten Zeit“ des Posthorns langweiliger in ihm geworden wäre. Was Wunder, daß sich die Gutweiler Sänger gerne

zum heimischen Sängerbunde geschlagen haben, welchen Vater Schmölzer vor zwanzig Jahren gegründet hat, und daß sie den wackersten Theil desselben ausmachen.

So klingen in guten und schlimmen Tagen im Thale die gemüthreichen Weisen. Im vaterländischen Volksliede, das Schmölzer erweckt hat, besitzen wir einen treuen, glückseligen Hort zu aller Zeit, der das ideale Leben bewacht und bewahrt — ein hohes Gut, wofür wir dem Spender desselben nicht genug danken können.

Aber die Gutweiler Leute wissen es wohl, daß der Gemeinsinn, außer dem Schönen auch Praktisches erheischt, Ernsteres, als Seelenharmonie, als fröhliche Tafelrunde, als geistige Anregung, als den lieblichen Reigen des Gesanges. Bei einer Abendunterhaltung des vorigen Winters war's, als plötzlich Einer aufstand und die Worte in die Stube warf: „Setzt auf der Stelle gründen wir eine Feuerwehr!“

„Ist was zu lösch'n?“ fragte ein Spaßvogel.

„Vorläufig nichts, als der Durst!“ fuhr der Redner fort; „aber Gutweiler muß eine Garde haben, eine Wache zu Schutz und Trutz in der Gefahr. Gutweiler ist seit fünfzig Jahren dreimal von größeren Bränden heimgesucht worden. Wiederholt haben die Wellen des Flusses den Ort bedroht, oder es sind von den Bergen Giezbäche niedergefahren auf das wehrlose Dorf. Ein Hort muß geschaffen werden. Ich lege den Grundstein.“ Und legte eine Fünzigguldennote auf den Tisch.

„Tausend Mofthosen,“ sagte der Nächste, „das ist ein kostspielig Wirthshaus, heut' Abends.“ Und legte auch einen Fünzigiger dazu.

Der Dritte erschraf. Erstens wollte er einen Fünzigiger nicht geben, und zweitens hatte er keinen. Aber, er nahm seine Handschrift und schrieb zehn. Es war ein Beamter mit nur ein paar hundert Gulden Jahresgehalt, der morgen vielleicht schon übersezt ist. Ihm

gleich thaten Viele und es war alles Dankes werth. Der Verwalter der Werk-schaft gab zwanzig; der Lehrer gab zwanzig; der Kaplan gab zwanzig. Der Abjammler schlich auch zu den Lehrerinnen und hat hernach vom Herrn Pfarrer fünfundzwanzig erhalten. Als aber gar der Kaufmann und der Fleischer und der Bäckermeister und die Frau Wirthin an die Reihe kamen, da thats keiner ohne zwei Nullen — versteht sich, daß voran überall auch ein Einser oder gar ein Zweier dazu kam. Der Kaufmann wollte durchaus dreihundert zeichnen, aber sein Nachbar rieth ihm davon ab, er könne ja später noch beitragen, so viel er wolle und so viel es noth thäte. — Es that aber kaum etwas mehr noth, denn an demselbigen Abende sind im Casino zu Gutweiler der Hunderte sechzehn theils im Vaaren erledigt, theils gezeichnet worden. Selbst der Maurer- und der Zimmermeister schossen tüdtlich jeder sechzig Gulden gegen ihren Bundes- und Geschäftsgenossen: das Feuer. Die ärgsten darunter waren schließlich die Weiber gewesen, trotzdem ihre Männer schon gegeben hatten. Man weiß ja, wie sich die Weiber vor dem Feuer fürchten und daß es für sie nichts Herrlicheres zu schauen gibt, als wenn junge, wadere Männer — wenn auch nur zur Uebung — an den Leitern und Wänden der Häuser emporklettern, hier ins Horn stoßen, dort die Wasserfluth springen lassen, und stets bereit sind, Gut und Blut dem Nächsten zu opfern.

Die Nachbargemeinden blieben auch nicht müßig; Alles schoß zusammen in Rath und Beistand, und so haben denn die Gutweiler heute eine bravgeschulte, tüchtige Feuerwehr. Sie hoffen nur, daß ihre tapfere Armee — dieselbe besteht aus 45 Mann — recht lange nicht in Activität gesetzt werde und ins Feuer müsse.

Deß walte Gott!

Gutweiler, im September 1877.

Schwälblein komm' wieder!

Herbstlied von August Silberstein.

Schwälblein, nun ist die Zeit — die Zeit,
Daß du weggiehst so weit — so weit,
Blatterst auf und nieder!
Siehest noch einmal zurück
Auf's alte Nest und Glück;
Schwälblein komm' wieder!

Schwälblein, dort steht der Thurm — der Thurm,
Du hältst noch vor dem Sturm — dem Sturm,
Klammerst Deine Glieder!
Ja wohl, wenn Scheiden nicht wär,
Das macht das Herz gar schwer;
Schwälblein komm' wieder!

Schwälblein, wo ist der Ort — der Ort,
Zu dem fliehst so fort — so fort,
Ohne Sang und Lieder!
Bau'st dort kein Haus von Leim,
Ja Glück nur daheim, daheim;
Schwälblein komm' wieder!

Schwälblein, kehrt dann die Frist — die Frist,
Wo wieder flügge du bist — du bist,
Hebe dein Gefieder!
Grüß dich doch uns're Lieb',
Als ob's stets fröhlich blieb';
Schwälblein komm' wieder!

Der Brückenwirth zu Abelsberg.

Ein Schwank von P. K. Rosegger.

Der Brückenwirth zu Abelsberg war ein etwas heruntergekommener Mann; nicht sowohl weil er früher oben auf der Hirschau das große Bauerngut be-sessen hatte und jetzt herunter an der Brücke Haus hielt, als vielmehr weil das Hirschengut voll Reichthum gewesen war, während das Brückenwirthshaus halb im Wasser und ganz in Schulden stak.

Das Wasser thut's freilich nicht, würde Martin Luther gesagt haben. Ich bin nicht so gelehrt, wie der Martin Luther, sage aber kühnlich: Der Wein thut's auch nicht immer. Der Brückenwirth hatte Wein, ja sogar sehr viel Wein getrunken, aber für ihn lag im

Weine nicht die Wahrheit, sondern die Armut.

Herabgekommen, blutarm, voll von Schulden, Saufaus! das waren so die Bezeichnungen, unter denen der Brückenwirth schmachtete. Ja, schmachtete! Wie konnte er so viele Schulden haben? Seit er den Hirschenhof verkauft und das Wirthshaus gepachtet hatte, wollte ihm kein Mensch was borgen. Ihm fehlte nur Ein's, um ein wohlhabender Mann zu sein — der Credit.

Der Kaufmann in Abelsberg hatte kein anderes Kapital, als den Credit, aber der betrieb sein großes weitverzweigtes Geschäft, das trug ihm Zinsen und er war ein reicher Mann, eine Stütze der Gemeinde, ein Förderer der Künste, ein Weltmann, der lebte und leben liebte. Der Brückenwirth wußte, daß er um keinen Heller weniger besaß, als der reiche Kaufmann, daß er aber trotzdem ein Bettler war. Das legte er sich so nahe an's Herz, daß er vor Schmerz in eine harte Krankheit fiel.

Dem Arzte vertraute er's, daß die Welt doch schön sei, und daß er nichts so ungerne thue als sterben. Der Arzt versehte, er solle daran nicht denken, er, der Doctor wolle seine Schuldigkeit schon thun. Aber der Nachbar war da, der ließ bei dem Kranken anfragen, welche Sorge er — der Brückenwirth — getroffen hätte, daß er — der Nachbar — zu seinem leht halbjährigen Pacht käme.

„Ich habe für Alle Sorge getragen,“ sagte der Brückenwirth mit schwacher Stimme, „wenn ich nur nicht Alles, aber gar Alles auf die letzte Stunde verschoben hätt'! — Ist er denn nicht da?“

„Wer?“ fragten ihn die Anwesenden.

„Der Notar. Den Notar will ich da haben. Und daß er Tinte und Feder mitbringt.“

Der letzte Wille also! Der Notar läßt gar nicht auf sich warten, und Tinte und Feder hat der Mann immer im Sad'. Zeugen lassen sich auch finden; ganz Abelsberg wollte dabei sein, um zu hören, was denn der Brückenwirth für eine Hinterlassenschaft haben werde.

„Seine Schulden verschreibt er den Gläubigern,“ hieß es.

„Nur seine Gurgel möchte ich haben, die ist an ihm das Beste,“ rief ein Spatzvogel.

Dieuweilen machte drin in der Krankenstube der Brückenwirth sein Testament.

„Hätt's lieber auch verlaufen sollen, die Liegenschaften von meinem seligen Weib,“ sagte er, „die Wirthschaft ist unter fremden Händen nicht besser geworden; Alle Jahr einmal hinreisen, das ist zu wenig gewesen. — Nu, in Gott'snam'. Was da ist, das will ich reblich verwenden. Kinder sind keine. Sind um und um keine da. So, jetzt thu's der Herr aufschreiben.“

Die Feder war schon lange naß gewesen.

„Die Neuborfer,“ hub der Kranke an, „die haben jetzt drei Kirchenglocken; so wollen die Abelsberger viere haben. Die vierte soll angeschafft werden. Nachher — das auch aufschreiben: Beim hintern Altar — der heiligen Magdalena thut ein frischer Anstrich Roth, hat schon so viel abgefärbt, leht' Zeit her. — Das Schulhaus braucht ein neues Dach. Für's Armeleuthaus — will ich — daß tausend Gulden kommen sollen. Und extra eine Stiftung von wieder tausend Gulden für arme Waisenkinder aufschreiben. — Nix danken, Leut', nix danken. Wer's hat, der kann's ja wohl geben, und um so lieber, wenn er fort muß von dieser Welt, und er sich den Himmel kann kaufen. — Aufgeschrieben ist? Nachher wär's so weit richtig. Und — wenn sie mich auf die Bank legen, so thut suchen im Bettstroh . . .“

Er war erschöpft und schwieg. Sofort verbreitete es sich in Abelsberg und der Ortschneider rannte von Haus zu Haus und verkündete es frohlockend: „Der Brückenwirth — wer hätt' sich das vorgestellt! Viertausend Gulden im Sommer (er wollte wegen Neigung zum reinen Hochdeutschen nicht sagen: in Summa) hat er zu wohlthätigen Zwecken vermach't! ja Leut', bei dem seiner Leich' müssen die Abelsberger was thun. Der große Con-

duct mit Musik! Nur jammerschad', daß wir die vierte Glocke nit schon haben; aber wollen ja nichts auslassen, so geizige Leut', ehvor sie hin sind." Er hielt inne, war selbst erschrocken über die seltsame Wendung seines Gedankenganges. Und die Abelsberger trafen vielseitige Vorbereitungen zu einem prachtvollen Begräbniß. Windlichter! Floz! die Weiber flochten an Kränzen; der Schulmeister zeichnete ein Grabmal mit der Aufschrift:

„Dem großen Wohlthäter der Gemein'
Herrn Hans Michel Scherger
Widmen diesen Stein
Die dankbaren Abelsberger.“

„— Wenn er nur stirbt!“ bemerkte der Schuster Ferbl bedenklich.

In demselben Augenblicke klang die Glocke auf dem Thurne.

„Verschieden!“ murmelte der Schneizer und zog wehmuthsvoll seine Haube vom Kopfe.

Es war aber nur die Eilseglocke, welche die Abelsberger alltäglich um die Mittagszeit zum Essen rief.

Der Brüdenvirth lebte noch; lebte sogar am Abende noch. In derselben Nacht ließ die Schusterin ihre Hausthür offen gesperrt; sie war die „Leichanlegerin“ von Abelsberg. Aber sie wurde nicht geholt. Der Doctor war die ganze Nacht bei dem Kranken geblieben; trotzdem fühlte sich der Brüdenvirth am nächsten Morgen besser.

Und nach vierzehn Tagen war er gesund.

Jetzt gaben sich die Leute die Thür in die Hand, um den Genesenen zu beglückwünschen; und Jeder versicherte, es wäre ihm so viel unendlich hart gewesen, diemeilen der Herr Scherger auf dem Krankenbett gelegen, und Mancher gestand, er hätte gar heimlich eine heilige Mess' gezahlt auf die gute Meinung, daß halt die Krankheit nicht übel ausgehen sollt', na, und weil Ein's das nicht mitansehen kunn, wenn der best' Mensch von der ganzen Gemein' hinaus auf den Friedhof getragen werden thät.

„Das habe ich gar nicht gewußt, daß mich die Abelsberger gleichwohl so viel gern haben,“ sagte der Brüdenvirth. Aber jetzt erfuhr er's mit tausend Freuden, wie gut es ihm die Leute meinten, wie sie ihm beisprangen in Allem mit Rath und That. Das Brüdenvirthshaus war nun stets besucht, der Wirth geehrt. Bei der nächsten Wahl wurde er Gemeinderath. Da das Geschäft besser ging, so zahlte er allmählig seine Schulden. Die Gläubiger wollten das Geld kaum nehmen: sie wußten es nirgends so gut aufgehoben als beim Brüdenvirth.

Oft bei verschlossenen Thüren las der Wirth sein Testament. — Na, es war ja recht: wenn die Abelsberger eine vierte Kirchenglocke haben wollen, so soll eine angeschafft werden; der Magdalena thut ein Anstrich Roth; es schaut schon gar überall das Holz aus ihr heraus. Das Schulhaus braucht ein neues Dach — es ist ja wahr und wer wollte nicht, daß das Armenhaus tausend Gulden bekäme und so auch die armen Waisenkinder? Wer's hat, der kann's ja geben. Suchen mögen sie, wenn er auf der Bank liegt, suchen im Bettstroh . . .

Gesunden hätten sie freilich nichts. Aber jetzt, wenn er stirbt, werden sie auch was finden. Der Credit war durch das Testament hergestellt und dasselbe Testament hat heute, wenn der Herr Hans Michael Scherger mit Tod abgeht, volle Inhabtschkeit und Rechtskraft. Die vierte Glocke hängt schon heute auf dem Thurn; sie läutet Manchem zum Verscheiden, aber der Brüdenvirth lebt und ihr Klang verkündet immer wieder neu seinen Credit.

Ein Jahr aus dem Leben einer Dorfshönen.

Zu Papier gebracht von F. K. Rosegger.

I.

Seit einiger Zeit war die kleine Kunigunde sozusagen auch ein Mensch geworden. Seit ihrem dritten Lebensjahre war sie im Groß-Höllerhose bedienstet.

Bedienstet! Sie mußte ihr Brot dadurch erwerben, daß sie dem kleinen Kinde des Höllerbauern mit Spielen und Schäkern die Zeit vertreiben half. Ein paar Jahre später mußte sie das Kind warten, noch später mußte sie die Schafe und die Kälber warten und endlich das große Rindvieh. Die Kunigunde war klein gewachsen und ihr Gesicht hatte in den Monaten Mai und Juni, wenn der Kukul schrie, eine Anzahl von dunklen Sternchen. Das fanden die Leute nicht schön und die Boshaften nannten sie die klein Kukulsbirn. Ihr „rechter“ Vater war Efsmeißter drüben in Rantenbach und kam alle Jahr einmal in die Gegend, und bat den Höllerbauer, daß er die Ruml dürft' ein halb Stündel mit sich nehmen. — Gar kein Anstand, Jenz, nimm's nur mit! — Er führte sie in's Wirthshaus, zahlte ihr um zehn Kreuzer Wein und um drei Kreuzer Zucker dazu, und eine Semmel zum Tunken. Nachher gingen sie hinter's Haus hinaus, wo die Eschen standen, dort schenkte der Jenz der Tochter etliche Groschen und sagte: „halt alleweil schön brav sein, Dirn, bis ich wieder einmal herüber komm'?“

Das Bravsein versprach das Dirndl von Herzen gern, das war es ja gewohnt, und der Vater ging wieder davon und die Ruml war wieder die Dienstmagd und die kleine Kukulsbirn.

In ihrem zwölften Jahre hatte der Höllerbauer zu ihr gesagt: „Jetzt, Ruml, bist uns für Deine Erziehung nichts schulbig mehr. Suchst einen andern Dienst, so können wir dir's nicht wehren; bleibst für nächst' Jahr noch bei uns, so kriegst Deinen Lohn.“

„Wenn ihr mich brauchen könnt“, antwortete sie, „so bleib' ich schon am liebsten in diesem Haus. Ich bin recht-schaffen zufrieden.“

So war's etliche Jahre nacheinander. Aber im Herbst 1876 zur Leihkaufzeit wurden zahlreiche Anfragen gestellt, ob die Ruml nicht zu dem oder dem Nachbar in Dienst treten wolle. Sie sagte: „Wenn mich der Groß-Höllerbauer brau-

chen kann, so bleib' ich bei ihm am liebsten.“

Sie war eben seit einiger Zeit so zu sagen ein Mensch geworden. Erst die letzten Jahre war sie um einen ganzen Schuh aufgeschossen, so daß sie jetzt eine feine Gestalt hatte. Und der Heimatschein, dem man ihr um diese Zeit anhing, sagte ihr allerhand Schmeichelhaftes über ihre schlanke Statur, nußbraunen Haare, großen, veilchenblauen Augen und so weiter — und einen Fünfzig-Kreuzer-Stempel darunter, so daß es seine Richtigkeit hatte. Auch ein besonders Kennzeichen war darin; aber nicht etwa die Sommersprossen, diese waren von Jahr zu Jahr mehr vergangen und hatten einem feinen Weiß und Roth Platz gemacht. Das besondere Kennzeichen der Ruml besteht in einem flachsfarbigem Haarsträhnchen, welches über der linken Stirnseite hervorwächst und wie ein Silberbändchen sich durch die dunklen Locken schlängelt.

Gerade am Laurentzitage dieses Jahres, als der Höllerbauer mit seiner jungen Magd von der Kirche nach Hause ging, fragte er sie wieder: „Na, Ruml, was meinst, wirst uns noch bleiben, nächst' Jahr?“

Sie hatte ein Handbündelchen bei sich, in welchem etliche Birnen und Pfirsiche waren, die sie für die „kleinen Leut“ nach Hause trug. Dieses Bündel knüpfte sie jetzt, bei seiner Frage fester und sagte leise vor sich hin: „Ja — ich weiß es halt frei nicht.“

„Hast leicht gar schon einen andern Platz?“

„Das nicht, aber —. Mir thut die Nächte her alleweil so viel träumen und es geht mir zu Sinn, als thät's eine Veränderung mit mir nehmen, ehvor das nächst' Dienstjahr aus wird.“

„Was für eine soll's mit Dir denn nehmen — möcht' ich wissen?“

— Ja, das wußte sie eben selber nicht. Sie nahm sein Werben an, sie verdingte sich wieder auf ein Jahr in den Groß-Höllerbauerhof, aber daß es — ehvor das Jahr aus wird — eine große

Veränderung mit ihr nehmen wird, das geht ihr im Kopf um.

Der Höllerhof steht in einer Gegend, die mir sehr gelegen ist; mit der Kundl bin ich auch bekannt worden und jetzt habe ich mir vorgenommen, ich verfasse — probeweise für ein Jahr — die Lebensbeschreibung der Kunigunde Pachnerin, Dienstmagd im Groß-Höllerhofe — und da wird sich's ja wohl herausstellen, ob eine Veränderung mit ihr, und welche, im Laufe des Jahres eintritt.

Achtzehn Jahre und drei Monate ist sie jetzt alt; sie erfreut sich einer festen Gesundheit, ist beim Höllerbauer gut aufgehoben und hat sich im letztvergangenen Frühjahr auf Anrathen des geistlichen Herrn in die Jungfrauen-Schwesterschaft einschreiben lassen — lauter Dinge, die uns mit Beruhigung in ihre nächste Zukunft blicken lassen.

Am 8. September d. J., als am Frauentage hat sie bei der Prozession mit noch drei anderen weißgekleideten und bekränzten Mädchen das Frauenbild getragen. Hierauf war sie nebst den drei anderen am Nachmittag in den Pfarrhof zu einer Taufe geladen worden, wobei es viel heiterer zuging, als es sich Kunigunda von einem Pfarrhause je hatte denken können. Sie tranken Meth und Wein und belamen Badwerk dazu, und der Herr Kaplan — was aber die geistlichen Herren auch vorwichtig sein können! legte ihr einen lebzeltenen Reiter auf den Keller, derselbige Herr Kaplan, der sie im Frühjahr in die Schwesterschaft eingeschrieben hatte.

Als sie gingen, wischten sie mit ihren weißen zierlich gefalteten Handtüchern die Lippen sauber und küßten den geistlichen Herren der Reihe nach die Hand. Der Herr Pfarrer legte die seine auf das Haupt Kunigundens und sagte:

„Also Kundl, nur fort recht schön brav bleiben!“

Doch wohl, wenn's Gottes Wille ist, dachte das Mädchen, warum er's just mir sagt? und das Rosmarinkranzlein wird er mir aber jetzt recht verdrückt haben.

Als Kundl am selbigen Abend nach Hause ging, kam sie an einem Weichselbaum vorüber. Da sie in den Ästen rauschen hörte, so blickte sie rasch auf und erschrak. Hoch oben, an einem weit hinausstehenden Ast klebte ein Mensch und wiegte sich. Er war in schneeweissen Hemdbärmeln, sonst aber ganz schwarz angezogen, und zwei Augen sahen durch das Blätterwerk herab, die noch schwärzer und glänzender waren als die Weichseln, welche in schönster Reife ringsum prangten. Der Mann hatte ein sehr feines und junges Gesicht und lange Locken, die immer über die Stirne herabhängen wollten, die aber stets mit einem scharfen Ruck des Hauptes nach rückwärts geschlagen wurden.

„Kundl!“ rief er herab, „paß auf!“

Da fiel ein Sträußchen nieder und schlug an ihren grünen Kranz, und verflog.

„Willst noch mehr haben, so halte den Mund auf!“

Sie schrie hinaus, sie brauche nichts und schlich eilig davon. Sie konnte gar nicht mehr emporsehen, weil es ihr vorkam, der Ast, auf welchem sich der junge Mann so lech wiegte, müsse brechen, und anstatt der Weichseln flöge der seine Schulmeistersohn auf sie herab.

— Daß Studenten aber auch so trotz (tollkühn) sind! Hätt' ich mit Dem was zu schaffen, ich ließe ihn nicht so hoch hinaufsteigen. — Das war so ihr Sinnen, bis sie nach Hause kam. Es dunkelte schon; andere Mägde verrichteten die gewöhnlichen Arbeiten der Kundl, weil diese ja heute das Frauenbild getragen hatte. Ihr war's ein heiliger Tag, sie verschloß sich in ihr Kämmerlein und sie ging bald zu Bette.

Noch vor dem Einschlafen faltete sie die Hände über dem Busen und sprach halblaut das Vereinsgebet der Schwesterschaft. In süßem Gedenken an die Jungfrau Maria und den heiligen Moiskus sank sie frieblich in den Schummer.

Aber es war keine ruhame Nacht. Kundl hatte die anderen Mägde sonst immer ausgelacht, wenn sie von der Trub

(dem Alp) erzählt hatten. Aber heute, gerade so um Mitternacht herum, wurde ihr Athem schwer, ihr Busen hub schrecklich an zu wogen und sie murmelte im Schlafe: „Aber du — aber du — deine Weichseln sind gut! — Halt' dich — halt' dich fest! — Der Ast biegt sich nieder! — Er fällt — auweh, auweh!“ — und war erwacht.

Es zitterten ihr alle Glieder. — Daß Einem so was Unsinnig's träumen kann!

Sie legte sich auf die rechte Seite und betete ein Vaterunser für die armen Seelen — und schlief endlich wieder ein.

Am Morgen, als der Hahn krähte und Kunigunde aus dem Bette steigen wollte, fühlte sie etwas Kühles an ihrem Busen. Sie suchte und fand — Weichseln. Zwei Weichseln, die an ihrem Gäßelchen noch zusammenhängen. Die Kundl war außer sich. Wie kommen diese Dinger da herein? Thür und Fenster sind verschlossen; ein Traum kann's doch auch nicht mehr sein, denn draußen kräht ja der Hahn und sie sitzt aufrecht im Bett' und durch die Scheibe scheint das Morgenroth herein. Und es ist ganz wahrhaftig, die Weichseln sind da — als ob sie aus der Brust wären herausgewachsen zur nächstlichen Weil' . . .

Den ganzen Tag war die sonst so heitere Kundl still und sinnend. Sie dachte an den Beichtstuhl, sie dachte an eine Wallfahrt. Sie kann die wunderliche Sach' nicht so auf sich beruhen lassen. Und — wir selber sind begierig darauf, was nächstens zu berichten sein mag und ob sich's wird lösen, wie die Weichseln in das Bett der Jungfrau sind gekommen.

Da armi Bua.

⊗ Dorfschicht von P. K. Rosegger.

Du bist reicha wir i,
Du bist brava wir i,
Du bist gscheiter und mochtst di
⊗ lusti iwa mi.

⊗ Gschl' hast a scheins,
Und a Loan host a feins;

Dwer oan s nid: mei Dirndl
Is schena wia deins.

Tri Augn sein wia Blud,
Tri Wongen wia Blud,
Ir Schdim is wir a Gläiggerl,
Wan s juchazn tuat.

Ir Hor is wa Guld,
Wan s' as auswegln wuld,
Si gwingad damit leicht
In Kaifa sein Guld.

Wurds weida bifont,
D'Leid warn s nou in Schdond,
Und nama ma s Dirndl wail,
s schenst i in Lond.

Wia suld i mi wirn,
Wan s' as gach weln vafirn?
An orma Bua bin i
Und deaf mi nit rirn.

Mein Läibu ligg ma dron,
Das i s Dirndl hobn ton!
— Bin in Schdond aud i hent ma's
Wid a Kindsadschn on.

Däis Bond hod a Gwold,
Wird nid ruft, nid old;
Wid zan glabn is s,
Wia säist sou a
Kindsadschn holdt.

Da kloan Grill schreid um Brod,
Die jung Muader is mod;
Tri Wongen sein bloß,
Owa d'Augn sein brinrod.

Mein Herz is schooanschwär,
Mein Sackl is lar:
Bit gor schen, wan epa
Wos iwablibu war! —

Da Schbond groß, die Gow klaan,
— I säiz mi auffi afn Roan,
Denk noch, wia s dan sein ton
Däis Ailland — und woan . . .

Gläiggerl: Glöcklein; juchazn: juchzen; gwingad: würde gewinnen; wirn: wehren; rirn: rühren; ruft: rostig; mod: matt; Schbond: Spott; Gow: Gabe; Roan: Rain; Ailland: Ulend. — Das n ein Rasenlaut.

Bücher.

Alerci Romane.

Von Hieronymus Form.

In der Masse überflüssiger Recensionen, welche in überflüssigen Zeitungen überflüssige Bücher besprechen, vermischt man eine wahre und sachgemäße, durch statistische Daten unterstützte Charakteristik des modernen Bücherlesens. Man muß bei Betrachtung werthvoller literarischer Werke, die vor zehn und zwanzig Jahren erschienen und heute spurlos vergessen, ja in dem größten Theil ihrer Exemplare zu Maculatur eingestampft sind, auf den Gedanken kommen, daß der undankbare Welt zu viel des Guten geliefert werde, ganze Bibliotheken ungenossenen Geistes. Das Merkwürdigste dabei ist, daß gerade die entgegengesetzte Ansicht zum Gemeinplatz wurde und so oft ein phantasieloser und gedankenarmer Kritiker über neue Erscheinungen berichtet, weiß er seinem Aufsatz durch nichts Besseres die erforderliche Zeilenzahl zu geben, als durch die hergebrachte Klage über das „Epi-gonenthum“, die Armuth an gehaltvollen Productionen, das ausschließliche Hervortreten der Mittelmäßigkeit.

Was wahr ist an diesem Gemeinplatz, bedarf zu seiner Richtigstellung des nothwendigen Hinweises nicht auf dasjenige, was zumeist geschrieben, sondern auf dasjenige, was zumeist gelesen wird. Am meisten gelesen werden Zeitungen und Romane. Die Ersteren stehen über der Kritik; sollte indeß Jemand von der Mehrzahl derselben das Gegentheil behaupten, so will ich auch nicht widersprechen. Romane aber haben nicht umsonst einen mit der Romantik verwandten Namen; sie theilen das Schicksal derselben, nur mehr eine mächtige und geistlose Unterhaltung zu sein, d. h. so wenig wie die Romantik selbst eine Bewegungskraft im modernen Culturleben abzugeben. Wenn die schöngeistige Literatur früherer Epochen nur zu oft und zu verderblich Illusionen geschaffen hat, welche

das Leben bitter zerstört, so ist es in neuerer Zeit ihr charakteristischer Zug, daß sie der Wirklichkeit in das offene Auge zu sehen gelernt hat, ein Streben, in welchem sie durch ihr immer entschiedeneres Anlehnen an ernste Studien über Geschichte und Cultur unterstützt wird. Was kann also in einer solchen Zeit der Roman sein? Entweder das Werk des Genies, dem es verliehen ist, die Wirklichkeit zu durchschauen und auf ihrem Grunde die Substanz des Ewigen, künstlerisch Unvergänglichen zu entdecken; — oder das Werk der faszinirenden Phantasterei, welche von dem Wesen der Wirklichkeit gänzlich Umgang nimmt und sie durch eine schlecht geträumte Welt ersetzen will; denn schlechte Autoren wissen nicht einmal gut zu träumen, sie sind so durchdrungen von Talentlosigkeit, daß sie sogar mittelmäßig schlafen. In ihren Romanen laufen Leute umher, die zuletzt auf irgend eine unbegreifliche Weise glücklich werden, nachdem sie bündellang jammer haben, betrübte Leute, auf die man das Wort eines Humoristen anwenden könnte: daß es Menschen gibt, welche die Nürnberger übertreffen, die Keinen hängen lassen, den sie nicht haben; denn jene Romanleute lassen die Köpfe hängen.

In der That, die meisten Romane unserer Zeit repräsentiren nichts Anderes als die Sitzgebild ihrer Verfasser. Das Sitzfleisch ist an die Stelle des Talents getreten und übertrifft sogar den Ritter Toggenburg, der doch auch saß „von des Morgens Lichte bis zu des Abends Schein“, aber wenigstens in einer bei weitem romantischeren Absicht, als moderne Romanschriftsteller ihrem Sitzfleisch unterzuschieben verstehen.

Da ich nun lieber alte gute Bücher als neue schlechte Romane lese, so kann ich auch Nachricht geben von einer merkwürdigen russischen Novelle, deren Verfasser freilich viel genannt, ja berühmt ist, was jedoch nicht ausschließt, daß sein Werk wenig genannt und fast unbekannt ist. Der Name des berühm-

ten Verfassers ist Buschkin, der Titel der unberühmten Novelle ist „Pique-dame“. Zwar hat schon vor 40 Jahren Prosper Merimée sie in's Französische übersetzt, in Deutschland ist sie jedoch sehr wenig beachtet worden. Sie liefert einen Ausschnitt aus dem russischen Officiersleben und mag deshalb im Angeficht der heutigen Ereignisse Interesse bieten. Die Novelle führt in die Gesellschaft der hochadeligen Officiere in Petersburg, zur Zeit als unter den Lastern und Leidenschaften dieser jungen Edelleute das Pharao die vornehmste Stelle einnahm. Hermann, ein unbemittelter Deutscher, gehört zu dem Kreise dieser so glänzend und leichtfertig dahinlebenden jeunesse dorée, muß sich aber begnügen, bei den Ergötzlichkeiten aller Art, namentlich aber beim Hazardspiel, den Zuschauer abzugeben. Man ist schon gewohnt, ihn stets mit großer, gespanntester Aufmerksamkeit die Chancen des Pharao verfolgen, ihn aber niemals selbst pointiren zu sehen.

Ein junger Fürst, der leidenschaftlichste und unglücklichste unter diesen Spielern, äußert eines Nachts, da er wieder völlig ausgeplündert ist, daß seine Großmutter, die schon mehrmals für ihn zahlte und der er deshalb gar nicht mehr vor Augen darf, ihm so leicht helfen könnte, ohne ihre Geldmittel im Geringsten dafür in Anspruch nehmen zu müssen. Auf das Drängen des Kameraden erklärt dies der junge Fürst auf folgende Weise:

Die Fürstin, seine Großmutter, war in ihrer Jugend eine der schönsten Frauen Europa's. Als solche machte sie Aufsehen, sogar an dem frauenreichen französischen Hofe, als sie bald nach ihrer Vermählung Paris bewohnte. Sie spielte leidenschaftlich, und als ihrem Manne Wille oder Mittel ausgingen, ihre Verluste ferner zu beden, wendete sie sich an den damals in der Blüthe seiner Wirksamkeit stehenden Wundermann Cagliostro.

Er half ihr aus der schwersten, ihre ganze Existenz bedrohenden Verlegenheit

auf folgende Weise: Er verlieh ihr die Fähigkeit, sich selbst und nöthigenfalls auch einem Andern drei Karten zu nennen, welche nach einander gewinnen müssen. Zwei Bedingungen jedoch waren an diese Hilfe geknüpft: erstens, daß sie nie wieder spiele; zweitens, daß sie von der Fähigkeit, die Gewinn-Karten zu bestimmen, auch für keinen Andern mehr Gebrauch mache, den einzigen Fall eminenter Todesgefahr ausgenommen, wenn eben die Angabe der Karten ihr das Leben retten könne. Der junge Fürst erzählt, wie unverbrüchlich sie stets an diesen Bedingungen festhielt, und daß seine heißesten Bitten und Versprechungen sie nicht bewegen konnten, zu seinen Gunsten eine beglückende Ausnahme zu machen.

Auf keine in der Gesellschaft der jungen Offiziere machte diese Mittheilung so tiefen Eindruck, als auf den vermögenslosen Hermann. Tag und Nacht sinnt er darüber, wie er sich der abgeschlossenen und fast unzugänglich in ihrem Palast in Petersburg Lebenden Fürstin nähern, ihr das Geheimniß ablisten könnte.

Es gelingt ihm in Verfolgung dieses einzigen Zweckes endlich, sich der Gesellschafterin der Fürstin, einem deutschen Fräulein, das nicht mehr in der Blüthe der Jugend steht, bemerkbar zu machen, durch einen Briefwechsel der getäuschten Frauensperson die bestigste Liebe für sie vorzuspiegeln. Seine heiligsten Schwüre, daß er sie wegen der Heirat sprechen müsse, die er allein im Sinne habe, bringen es so weit, daß sie ihm rath, an einem bestimmten Abend, an dem sie mit der Fürstin in's Theater fährt, beim Herausfahren des Wagens aus dem Portal des Palastes sich in diesen einzuschleichen und auf Wegen, die sie ihm genau bezeichnet, in einen Corridor zu bringen. Am Ende dieses Corridors befänden sich einige Stufen, die zur Thüre ihrer Wohngemächer führen. In diesen solle er ihre Heimkehr erwarten. Bevor man die Stufen erreiche, öffne sich links eine

Thür zum Schlafgemach der Fürstin; in diesem Gemache werde sie nach der Heimkehr zwar noch eine Zeit verweilen müssen, aber sie sei dort ihren eigenen Zimmern nahe genug, damit er nicht lange auf sie werde zu warten haben.

Hermann befolgt diese Angaben. Er schleicht sich zur angegebenen Stunde glücklich in den Palast, er erreicht den bezeichneten Corridor und das Ende desselben; — statt aber in das Wohnzimmer der Gesellschafterin, tritt er sogleich in das Schlafgemach der Fürstin.

Die Nachtlampe ist darin bereits angezündet. Hermann wählt sich als Versteck einen großen Ofenschirm, der mit einem Potpourri der buntesten kleinen Bilder bedeckt ist. Hermann wartet regungslos, Stunde um Stunde.

Endlich vernimmt er das donnernde Einfahren des Wagens in den Palast. Es wird laut auf den stillen Gängen. Man geleitet die Fürstin in ihre Appartements. Sie läßt sich in Anwesenheit der Gesellschafterin von der Kammerfrau in ihre Nachtgewänder hüllen. Allein sie geht nicht zu Bett. An der Schloßlosigkeit des Alters leidend, setzt sie sich vor den Ofenschirm, um sich durch den Anblick der bunten Bilder zu zerstreuen, zu ermüden, und entläßt die Gesellschafterin und vorläufig auch die Kammerfrau. Sie ist allein — und jetzt tritt Hermann hinter dem Schirm hervor.

Er versperrt vor Allem die Thür. Dann läßt er sich vor der alten Frau, die lautlos, vom Entsetzen gefesselt, im Lehnstuhl bleibt, auf ein Knie nieder. Er beschwört sie mit den glühendsten Worten, mit den rührendsten Beteuerungen, ein unglückliches, junges Menschenleben durch Angabe der drei Gewinnkarten zu retten. Sie verneint, noch immer sprachlos durch Schütteln des Kopfes. Nun erhebt er sich und zieht eine Pistole aus der Tasche; er richtet die Mündung auf die Greisin, indem er ihr sagt, daß sie jetzt, dem sichern Tod gegenüber, sich durch Angabe der Karten retten könne und

müsse. Sie starrt ihn an mit gläsernen Augen, aber ihre Lippen bewegen sich, sie hebt ein wenig das Haupt empor, betrachtet Hermann und stammelt: „Drei! zehn! Aß!“ Dann sinkt sie zurück — sie ist todt.

Hermann zieht sich in sein Versteck zurück. Als der Tod der Fürstin entdeckt wird, dringen viele Menschen, Diener, Aerzte, Hausbewohner in das Gemach, der Versteckte mischt sich in das Gewühl und entkommt ungeesehen.

Einige Tage später ist großes Spiel in einem adeligen Hause. Hermann steht im Kreise seiner Kameraden am Tische und sieht wie gewöhnlich dem Phrao zu, ohne zu pointiren. Die Bank hat an diesem Abend großes Glück. Als die Goldhäufen und Cassenscheine, die sich vor dem Bankhalter aufgehäuft haben, eine unermeßliche Summe ausmachen, wählt Hermann eine Karte, legt sie verdeckt auf den Tisch und ruft: „Va banque!“

Man ist im höchsten Grade erstaunt.

Hermann, der nie gespielt, wagt eine so ungeheure Summe? Aber wer durfte zweifeln, daß er es vermag! Dem Banquier, der ein Bedenken zu erheben wagt, bürgt der Rock, den Hermann trägt und die Anwesenheit seiner Kameraden, die sich um ihn gruppiren, daß er es mit einem Manne von Ehre zu thun habe. Der Banquier macht das verlangte Spiel. Die Karte, die rechts fällt, ist sein, die links fallende des Pointeurs Gewinn. Rechts: Zehn, links: Bub; rechts: Aß, links: Sieben; rechts: Dame, links: Drei! Hermann dreht die verdeckte um, er hat gewonnen.

Sogleich bietet er Revanche an, sogleich will er den ganzen Gewinn auf eine neue Karte setzen.

Mehrere der Anwesenden halten gemeinsam die große Summe. Es wird abgezogen. Rechts: Dame, links: Zehn! Hermann hat abermals gewonnen. Die Aufregung ist ungeheuer, als er abermals die nun verdoppelte Summe auf eine Karte setzt. Rechts wird wieder Dame geworfen, links Aß. Hermann

dreht triumphirend seine Karte um, er hat aber nicht das Aß in der Hand, sondern eine Pique-Dame. Die ganze Summe gehört dem Banquier, Hermann starrt auf die Pique-Dame. Sie zeigt das grinsende Lachen der todtten Greisin. Hermann stürzt wahnsinnig zusammen. Sein Leben lang sprach er nichts mehr als: „Drei, Zehn, Aß! Drei, Zehn, Dame, Pique-Dame!“

Innerösterreichisches Stadtleben vor hundert Jahren.

Eine Schilderung der Verhältnisse in der Hauptstadt Steiermarks im achtzehnten Jahrhundert, zugleich Beiträge zur Literatur- und Culturgeschichte der Aufklärungsperiode von Dr. Anton Schloßar. Wien, Braumüller, 1877.

Ein verdienstliches Werk, welches uns der Sammelfleiß eines gewandten Literaten hier geliefert hat, und welches nicht allein dem Cultur- und Literatur-Historiker, sondern jedem Gebildeten, zumal jedem Oesterreicher willkommen sein muß. Die Einleitung des Buches spricht von der allgemeinen Bedeutung der Landeshauptstadt Graz und bietet eine kurze Beschreibung derselben. Weitere Abschnitte behandeln die Theaterverhältnisse, die Journale und Zeitschriften, die Literatur und Dichtung, die Gelehrten, das Marktleben, die Feste und Belustigungen u. s. w.

Vorwiegend beschäftigt sich das Buch mit Literatur und Kunst und bietet uns hierin ein klares Bild des schöpferischen Lebens vor hundert Jahren, wie es nicht bloß in Graz, sondern auch in anderen deutschen Städten des Reiches bestanden haben muß.

Wenn bei der nächsten Auflage, die kaum lange auf sich warten lassen dürfte, der Verfasser einige sich zufällig eingeschlichene Widersprüche schlichten und einige kleine Unrichtigkeiten ausmerzen wird, dann können wir diesem bedeutenden Werke unbedingtes Lob zollen.

Leichtsinrige Lieder

von Alfred Friedmann, Hamburg,
J. B. Richter.

(Fragment eines Briefes aus dem Mädchenpensionat.)

Der Titel gefiel mir und ich habe in einer Nacht das ganze Buch durchgelesen. Ein bißchen leichtsinrig sein, heißt liebenswürdig sein. Ich denke mir, es muß ein junger, hübscher, feiner und liebenswürdiger Mann sein, der diese Lieder erdichtet hat. Den möchte ich so gleich als Liebhaber, als Gatten jedoch — da müßte ich mich erst besinnen. Versteht sich, daß es Herzenssachen sind, mit denen er so leichtsinrig umgeht und sie nachher drucken läßt, wie ja die lyrischen Dichter wahrlich glauben müssen, anderen Leuten öffentlich was vorlieben zu sollen. Für Dich, Freundin, ist es besser, das Buch nicht zu lesen; thust Du's aber, so thue es bei verschlossenen Thüren. Daß Du geduldiger, oder — ungeduldiger wartest, bis das Exemplar bei uns gelesen ist, so will ich Dir vorläufig den lieben Schelm in einigen seiner Dichtungen vorstellen:

In einem Dorfe
Ging ich spazieren,
Und thät in Sinnen
Den Weg verlieren.
Ich kam zum Bache,
Da sah schön Lieschen,
Und bot zum Kaufe
Ein paar Radieschen.
Die braunen Augen!
Die rothen Wangen!
Ich bin verloren!
Ich bin gefangen!
Ich sitze nieder
Beim schönen Lieschen;
Sie bietet, schenkt mir
Ein Paradieschen!

Ich lag im Bette für krank
Und füllte das Glas bis zum Rand.
Noch trink' ich, dem Rheinwein sei Dank,
Wie — als ich recht wohl mich befand.

Ich lag im Bette für krank,
Da jauchzt' ich ein lustiges Lied!
Noch fing' ich, der Jugend sei Dank,
Wie Sinken im rauschenden Ried.

Ich lag im Bette für krank,
Und wünschte mein Liebchen herbei!
— Kann trinken und singen allein —
Zum Lieben gehören wohl zwei.

Jeder Tropfen in dem Weltmeer
Fließt wohl der Bestimmung zu;
Jedes Herz bedarf der Liebe,
Jedes Herz zuletzt der Ruh'.

Ich allein nur wandte traurig
Durch das Leben ohne Raß;
Und ich kann Dir's nie vergessen,
Daß Du mich vergessen hast!

Unerträglich ist das Leben,
Das nur Lust und keine Pein hat;
Sehr bedauerlich ein Trinker,
Der viel Durst und keinen Wein hat.

Leicht vergänglich ist die Dichtung,
Die von Liebe nur den Schein hat;
Schlimm die Frau, so auf mein Bitten
Nimmer nur ein kaltes Rein hat.

Doch am meisten scheint unleidlich
Mir von Allen, was nur Sein hat,
Eine Maid, die süß und reizend,
Statt des Herzens einen Stein hat.

Ich nahm ein Dichterbuch zur Hand —
Da mußt' ich herzlich weinen!
Mir war das Alles so bekannt,
So wie dem Herrn die Steinen.

So hatt' ich einstmals auch gehofft,
So glühend einst gesungen,
Und so betrogen ward ich oft,
So ist mein Spiel zerprungen.

Ich fragte mich: „Und kann denn nur
Sich zweimal dies ereignen?“ —
Da kam ich auf der Lieder Spur —
Es waren meine eigne.

Salzkammergut!

„Ich lenne kein schöneres Land als
das Salzkammergut“, sagt Humphry
Davy, und fürwahr:

Eingefügt zwischen die Marken
breiter Länder, überragt von den glühern-
den Thronen des Dachsteins, durch-
strömt von den grünen Wässern der
Traun und bespült von den Fluthen
smaragden spiegelnder Seen liegt sie da,
die Perle der österreichischen Alpen, das
Salzkammergut, das verzogene Lieblings-
kind einer verschwenderischen Alpennatur.
Sanfte Hügelketten lagern sich im Nor-
den gegen jenes ebene Land hin, das
man die Welser Haide nennt, wenn-
gleich schon längst des Landmannes
rastloser Fleiß die Haide zum Saatländ
umgeschaffen hat. In den Thälern dieser
Hügelketten wallt noch goldene Saat,
ein grüner Gürtel von Obstbäumen legt
sich um die Höfe und schöner reicher
Wald zieht die Höhen hinan. An den
Ufern der herrlichen Seen ragen mäch-
tige Klippen empor, grauen und ver-
wetterten Angesichtes. Wind und Wetter
haben ihnen arg mitgespielt, aber blaue
Wellen spielen schmeichelnd zu ihren
Füßen und tragen die Gräfte über's
Ufer zu den grünen Wiesen und dem
lichten Buchenwald. Gegen Süden stei-
gen wieder andere Spitzen und Zaden
in die krystallene Bläue und gewaltige
Rücken dehnen sich in weiten Reihen
und großen Gruppen bis an den Thron
ihres Fürsten. Es ist das Dachstein-
Vorgebirge. Und dieser sieht über sie
alle hin. Weiß blimt sein eisiges Dia-
dem und funkelt im Sonnengolde, und
schneebedeckt stehen seine Großen um ihn
her. Durch die Thäler aber zieht ein
Silberstreifen und von den Bergen
flattern ihm silberne Bänder entgegen.
Das ist die Traun. Aus Seen kommt
sie und in Seen stürzt sie wieder ihren
Lauf. An grünen Wiesen, kühlenden
Auen fließt sie vorüber oder an dunk-
lem Fichtenstand und dann und wann
mischt sich in das Geräusch der Wellen
das Geläute der Glocken von Märkten
und Dörfern. An den Ufern lagern sich
harzduftende Nadelwälder und heiteres
Buchegehölze, über 'sie blicken graue
und weiße Felsen mit ihren Schroffen
und Zinken herab in's Thal.

Durch dieses Land wird nun die Kronprinz Rudolfsbahn eine neue Strecke eröffnen, die Salzlammertgutbahn. Und für diese Tour ist bei Zarnsky in Wien ein von G. L. Lorenzi verfaßtes Büchlein erschienen, das wir sehr empfehlen können. Es ist der neueste Führer durch das Salzlammertgut, zugleich Wegweiser auf der Route der Rudolfsbahn von Selzthal bis Schärzing-Passau mit besonderer Berücksichtigung der einschlägigen interessanten und reizvollen Gebirgspartien, wie Dachstein, Schafberg, große Priel u. s. w., der herrlichen Seen, sowie der vorzüglichsten, geographischen, topographischen, ethnographischen, historischen und kommerziellen Daten. Eine Karte der Strecke und eine Ansicht vom Schafberge ist dem praktisch angelegten Reisebüchlein beigegeben.

Ein Alpenbuch.

Der Engländer Edward Whymper hat in den Jahren 1860—1869 große und unglaublich kühne Berg- und Gletscherfahrten in den Alpen gemacht, die er in einem Buche erzählt, welches von Dr. Friedrich Stegger bearbeitet, in das Deutsche übersetzt worden und bei Georg Westermann in Braunschweig erschienen ist. Das Erste, was uns in diesem Werke auffällt, sind die meisterhaften Original-Illustrationen, deren das Buch nicht weniger, als 114 zählt. Schon diese Bilder machen das Werk interessant; sie bringen die abenteuerlichsten Gestaltungen der Alpen und die unglaublichsten Situationen des Touristen zur Anschauung. Nur ein Blick auf diese Bilder, und man kann ermessen, was Gletscher und Gletscherfahrten sind. Doppelt wird man durch sie angeregt, den Text zu lesen, der klar und geistreich über die Beschwerden und Gefahren plaudert, von den Naturschönheiten spricht, nicht selten wissenschaftliche Erörterungen pflegt, ethnographische Skizzen

und treffliche Winke für Touristen gibt. Das Buch behandelt unter Anderem Besteigungen des höchsten Berges in Frankreich: des Mont Pelvour, des bißhin als unbesteigbar gegoltenen Matterhorn, des weltberühmt gewordenen Mont Cenis, der Alpen der Dauphiné, des Mont-Blanc. Besonders ausführlich sind die abenteuerlichen Touren des Matterhorn mit ihren oft fabelhaften Einzelheiten; diese Touren mit ihren Beschwernissen, Gefahren und Herrlichkeiten zeigen, wie Mühe und Genuß, die ihrer Natur nach einander entgegengesetzt sind, gleichwohl in einer Art nothwendiger Verbindung stehen, um den Menschen zu erquicken und zu erheben.

Neue Kärntnerlieder.

(Klagenfurt, Bertschinger und Heyn.)

Unverzüglich vollzieht sich der Einzug der Volkspoesie in den Salon. Das Volkslied, so tief erquickend an Text und Melodie, vor Allem ist willkommen, und als solches das steirische und das Kärntnerlied besonders. Die vier- und zwanzig neuen Kärntnerlieder, welche von Josef Pönhölzer, einem gebornen Kärntner, gesammelt und für die Zither bearbeitet wurden, empfangen wir mit Freuden und reihen sie ihrem Werthe nach gerne den steirischen Sammlungen von J. Schmölzer, Absenger und Richard Heuberger an.

Notizen.

Im Juli dieses Jahres ist in seiner Villa am Starhemberger-See H. W. Pacländer gestorben. Bald nach seinem Tode verbreitete sich das Gerücht, daß Pacländer ganz unbedeutend gewesen wäre und eine nothleidende Witwe zurückließe. Es war das alte, rührende und leider auch so häufig begründete Märchen vom hungernden deutschen Dichter im Dachstuhlchen. Zur Ehrenrettung deutscher Verleger und des deutschen Lesepublikums, konnte diesmal aber der Beweis erbracht werden, daß endlich auch hervorragende deutsche Er-

zähler recht hübsch „Handsgemäß“ leben können. Oadländer bezog von seiner Verlags-handlung Gebrüder Kröner (vormals Krabbe) allein in der Zeit von 1851 bis zu seinem Tode einschließlich der noch zu erwartenden Katenzahlungen 222.112 Mark. Von Eduard Hallberger bezog Oadländer seit dem Bestehen von „Ueber Land und Meer“ 85.532 Mark an Honorar und 48.000 Mark für Benützung seines Namens als „Herausgeber“ jenes Blattes. Ferner bezog Oadländer jährliche Pensionen von 3.300 fl. und hatte Honorare von anderen Blättern und Lantidemen von seinen Lustspielen. — Im Ganzen gerechnet, mochte sich des Romanciers jährliches Einkommen auf 30.000 Mark belaufen haben. Außer seiner Villa am Starhemberger-See besaß Oadländer ein Haus in Stuttgart, welches 120.000 Mark repräsentirt. — Unter solchen Umständen wäre es nicht unangenehm, ein armer Poet zu sein. Wir wünschten nur, daß Oadländers Vermögensverhältnisse in der deutschen Schriftstellerwelt keine Ausnahme wären. Oadländers Verleger selbst gestehen es ein, daß mancher Schriftsteller, dessen Werke an innerem Werth den Oadländer'schen zum mindesten nicht nachstehen, glücklich sein würde, auch nur den halben äußeren Erfolg wie Oadländer erringen zu können. Im Ganzen bleibt es doch wahr, daß keines der modernen Culturvölker das rührende Märchen vom Dachhücheln des Poeten beßt, als wie der Deutsche.

Leopold Katscher, der sich bereits durch die geschickte Einführung Taine's in Deutschland als Kenner der zeitgenössischen französischen Literatur erwiesen hat, trägt sich mit der Absicht, ein Buch über das Leben und die Werke der George Sand zu schreiben. Katscher dürfte dieser keineswegs leichten Aufgabe umso gewachsener sein, als er schon mehrere umfangreiche Studien über seine Heldin (in „Unsere Zeit“, in der „British Quarterly Review“, und in der „Budapesti Szemle“ und in der „Europa“ veröffentlicht hat.

Dem „Heimgarten“ sind neuerdings zu- gekommen:

Franz Dingelde's gesammelte Werke. Erste Gesamtausgabe in 12 Bänden. Berlin, Gebrüder Paetel. 1. bis 7. Band.
Anna v. Böking. Tragödie von D. Haue-
 stein. Graz, Leschny & Lubensky.
Volkshuch. Von P. K. Rossegger (Graz,
 L. Keller) aus dem Volkskalender „das
 neue Jahr“ 1874, enthält Dorfgeschich-
 ten, Ränte und Schwänke, Gedichte in
 hochdeutscher und volkstümlicher Art,

Reisestizzen, Vaudereien u. s. w. und
 ist mit vielen Bildern geziert.

Drei Tage in Innsbruck. Ein Führer durch
 die Hauptstadt des Alpenlandes und
 deren nächste Umgebung. Verfaßt und
 herausgegeben v. Josef Erler. (Zweite,
 neu revidirte Auflage.) Innsbruck, Wag-
 ner's Verlagsbuchhandlung.

Aus allen Gauen. Geistige Liebesgaben für
 die Kirchdorfer, gesammelt von Karl v.
 Kipling. Linz, F. J. Ebenhöch'sche
 Buchhandlung. Die beliebtesten Autoren
 Oesterreichs haben für dieses Buch Bei-
 träge gesendet und so ist es sowohl
 seiner Gediegenheit, als auch seines
 Zweckes wegen auf das Beste zu em-
 pfehlen.

Vica, die Gister, Erfahrungen und daraus ge-
 schöpft Gedanken von Dr. J. Gstrein.
 C. M. Hellmann, Preßburg.

Ferdinand Lang, fünfzig Jahre eines Künst-
 lerlebens. Zur Feier seines Bühnen- und
 Dienst-Jubiläums als k. k. Hofschau-
 spieler v. H. Gadermann, München, Ph.
 Höpfer.

Deutsche Dichterhalle, herausgegeben von Ernst
 Eckstein. Nr. 11—14. J. F. Hart-
 noch, Leipzig.

Deutsche Romanzeitung unter Mitwirkung nam-
 hafter deutscher Schriftsteller. Nr. 30—38.
 D. Janke, Berlin.

Westermanns illust. deutsche Monatshefte für
 das gesammte geistige Leben der Gegen-
 wart. Juli-, August- und Septemberheft.
 Braunschweig.

Literarische Correspondenz, herausgegeben von
 A. v. Stöhr. Nr. 9—12. Hermann
 Holz, Leipzig.

Anser Vaterland, 5. Heft. Gebrüder Kröner,
 Stuttgart.

Neue Illustrierte Zeitung, herausgegeben von
 Johannes Nordmann. Nr. 33—37.

Die Heimat. Illustriertes Familienblatt. Nr.
 44—49.

Jügers Tourist. Organ für Touristik und
 Alpenkunde. August- und Septembernum-
 mern. Wafagasse 28, Wien.

Postkarten des Heimgarten:

×× Nachdruck von Artikeln aus dem
 „Heimgarten“ ist nur durch die Einwilligung
 der Redaction und der Autoren und mit ge-
 nauer Quellenangabe gestattet.

×× Für unverlangt eingesandte Ma-
 nuscripte wird nicht gehaftet.

F. A. E. in Wien. F. M. in Bresden.
 Dr. H. C. in Czernowitz. F. B. in Emsfelden.
 J. Sch. in Rom. Treffliche Arbeiten, mit Ver-
 gnügen acceptirt.

G. W. in Berlin. Bedauern, daß es Jungfrau Rosa nicht gekattet; sie sagt, der Abdruck dieser Gedichte wäre eine Indiscretion gegen den Verfasser.

F. B. in Oberdorf bei B. „Ich ging im Walde so für mich hin — —“ Sie Schäder, Sie! Goethe ging auch im Walde einmal so für sich hin und nichts zu suchen, das war sein Sinn. Sie aber suchen uns zu foppen.

B. A. in W. . . Sie täuschen sich. Im gewöhnlichen Leben ist man meist leicht bereit, Halbbildung mit halbem — d. i. das gewöhnlich als zur Bildung nothwendig betrachtete Wissensmaß nicht erreichendem — Wissen zu identificiren. Das ist jedoch sehr ungenau, da auch die Vielwisserei mit Halbbildung sich nur allzu gut vereinigen läßt. Der sich bildende ist ein Bildhauer, der sich selbst zum Kunstwerke formen will. Wie dieser sein Kunstwerk „bildet“, indem er den rohen Stein zum Ausdruck des ihm vorschwebenden Ideals zu machen sucht, so bedarf der nach Bildung Strebende ebenfalls der leitenden Grundanschauungen eines mehr oder weniger tief er-

fakten, seinem Eigenwesen gemäßen Idealbegriffs des Menschenthums, um diesem sein Bildwerk sich selbst zu nähern. Diese Grundanschauungen zu erlangen, sucht er das Verständniß der Dinge um ihn her, der Bildungen der Natur und der Menschen, um daraus über Wesen, Zweck und Ziel seiner selbst klar zu werden. Hierzu strebt er nach Kenntnissen, nach Wissen. Bildung ist daher durchaus nicht Wissen an sich, ja sie ist sogar in gewissem Grade unabhängig von einem Mehr oder Weniger des Gewußten, denn das zu ihrer Erlangung nöthige Maß von Kenntnissen ist ein sehr verschiedenes, je nach dem für jeden Einzelnen verschiedenen Bildungsideal. So gehört z. B. für die der Vollkommenheit nahe kommende Bildung eines Herrschers eine andere Art und Zusammenfassung des Bildungstoffes, als für die gleich hohe Bildung eines Landmannes. Bildung ist die Einwirkung, welche das zum Bewußtsein Gelangende auf Geschmack und Urtheil, Denken und Wollen umbildend ausübt. Nur dasjenige Wissen ist darum bildend, was eine solche Einwirkung auszuüben vermag.

Heimgarten

Heft 2.

November 1877.

II. Jahrg.

Die Rose von Kahira.

Eine morgenländische Erzählung von Karl May.

(Fortsetzung.)

Unser Boot legte in der Nähe einer Dahabie, einer Nilbarke, an, welche wegen Mangel an Wind das Ufer gesucht hatte. Die Laue waren befestigt, die Segel eingezogen und nach dem frommen mohamedanischen Gebrauche lud der Kapitän des Schiffes, seine Leute zum Abendgottesdienste.

„Hal al el salah: auf, zum Gebete“, tönte seine tiefe, männliche Stimme, und schon im Fortgehen, wandte ich mich dann wieder schnell zurück.

Hatte ich recht gehört? War das wirklich mein alter Freund Hassan, der Abu-el-Kejjah, der Vater der Schiffsführer, wie er von allen seinen Bekannten genannt wurde? Die Stimme war die feinige; klar und deutlich schallte sie vom Bord herüber, und als er die letzten Worte: „El salem aleikum: der Friede sei mit Euch“, mit einer Betonung gesprochen hatte,

die nur ihm eigenthümlich war, konnte ich keinen Zweifel mehr hegen.

Fast hüpfte mir das Herz vor Freude über die willkommene Ueberraschung. Auf ihn, meinen alten Führer und Beschützer, konnte ich mich in jeder Lage, auch in der gegenwärtigen verlassen. Wir hatten zahlreiche Fahrten und Kameelwanderungen mit einander unternommen und uns in Folge der gemeinschaftlich bestandenen Gefahren so innig zusammengelebt, als seien wir Vater und Sohn. Nach wenigen Augenblicken stand ich bei ihm auf dem Schiff und fühlte die kräftige Umarmung, mit welcher er mich, ganz gegen den kalten orientalischen Gebrauch, an sich drückte.

„Heil sei mit Dir, mein Sohn, daß Du meinen Augen Dein Angesicht zeigst; Allah hat Dich geschützt mitten im Gifte des Suban, damit mein Herz Freude an Dir habe. Komm, steige über diese Gummiballen und

laß mich hören, was Deinen Fuß an diesen schlimmen Ort geführt!"

"Ein schlimmer Ort?"

"Vor dem Auge des Ungerechten wehlt das Gras und vor seinem Blicke sterben die Blumen des Feldeb. Weißt Du nicht, daß hier Abraham-Ärha wohnt, der sich früher Gebjahn-Bey nannte?"

"Gebjahn-Bey, der Mörder der Karawanen!" rief ich so laut, daß es weit über das Wasser schallte und Hassan mich mit einer angstvollen Bewegung zum Schweigen mahnte. "Gebjahn-Bey, der dann vom Bieckönig begnadigt wurde, um seine früheren Spießgesellen an den Strick zu liefern?"

"Ja, Gebjahn-Bey, der auch uns beraubte und gefangen nahm, und dem wir nur entkamen, weil Du sein Kameel tödtetest!"

"Komm' näher, immer näher, damit kein anderes Ohr meine Worte vernehme, Abu-el-Resjahn! Weißt Du, daß ich bei ihm war?"

"Bei ihm? Kannte er Dich wieder?"

"Fast. Er zeigte mir sein Harem."

"Sein Harem? Allah bewahre Deinen Kopf! Hat Dich die Sonne gestochen?"

"Ich bin gesund und bei Sinnen, Hassan; Du sollst Alles wissen. So höre!"

Ich erzählte ihm das Abenteuer des heutigen Nachmittags, aber ohne noch etwas über meinen Entschluß, die Kranke zu befreien, verlauten zu lassen.

Siech ich nun wußte, warum mir Abraham-Ärha so bekannt vorgekommen war, hatte dieser Entschluß womöglich an Festigkeit gewonnen. Hassan hörte mir lautlos bis zum Schlusse meiner Erzählung zu und beobachtete auch dann noch ein nachdenkliches Schweigen. Endlich fragte er langsam und mit Betonung:

"Wann willst Du fortgehen von hier?"

"Noch diese Nacht."

"Und die Rose des Mörders?"

"Sie wird mit mir gehen", antwortete ich, erstaunt über den Scharfsinn des Alten, welcher mich vollständig errathen hatte.

"Mein Sohn —"

"Laß Deine Zunge schweigen, mein Vater!" fiel ich ihm in die Rede. "Ich weiß, was Du mir sagen willst und kenne meine Wege. Du sollst nicht sündigen an dem Gesetze des Propheten; aber zur Zeit des ersten Gebetes wirst Du mit dem Schiffe da sein, wo mein Kahn Dich erwartet."

Wieder schwieg er eine geraume Zeit, dann antwortete er:

"Die Dahabie ist nicht mein Eigenthum. Ich komme von Bahr-el-abiad, wo ich Gummi und Senna bestellt habe, und reise als Gast zurück. Aber um die Zeit der Morgenröthe werden wir schon weit von diesem Orte sein."

Damit war es abgemacht. Der alte "Vater der Schiffsführer" stand in so hohem Ansehen bei seinen Standesgenossen, daß er auf jedem von ihm bestiegenen Schiffe sich getrost als Herr benehmen konnte, und ich wußte, daß er mir den größtmöglichen Schutz gewähren werde, trotzdem er als Muselmann sich nicht näher in eine Angelegenheit einlassen konnte, welche sich zwischen einem Weibe und einem Ungläubigen entwickeln sollte. —

In meine Wohnung zurückgekehrt, ging es vor allen Dingen nun eifrig an's Einpacken. Meine Sammlungen gab ich in Obhut des mir freundschaftlich gesinnten Consuls, den ich noch besuchte, und alles Uebrige mußte Dmar auf die Dahabie besorgen. Sodann construirte ich mir eine Laterne, wie sie zu dem vorliegenden Zweck am besten geeignet erschien. Ich füllte nämlich ein kleines geschliffenes Gläschen fast bis an den Rand mit feinem Oele und gab ein Stüchchen Phosphor hinein; dann schloß ich die Vorrichtung luftdicht zu und hatte eine Laterne, die nicht nur einen genügenden Lichtschimmer verbreitete, sondern

auch wenig Platz beanspruchte und selbst unter dem Wasser keinen Schaden leiden konnte.

Zulezt noch, als ich die Briefschaften in das Portefeuille schloß, fiel mir der letzte Brief meines Bruders in die Hände. Er war von Kairo datirt und lautete an einer seiner Stellen:

„... Ich weiß, daß Du mit Deinem mehr auf die That gerichteten Charakter die Liebe für eine Schwäche hältst und kann leider Deine Ansicht auch nicht widerlegen, da Du noch kein Wesen getroffen hast, welches es verstanden hätte, sich aller Gefühle und Empfindungen Deines Herzens zu bemächtigen. Aber wenn Dir ein derartiges Wesen entgegenträte, wie ich es voll unendlicher Seligkeit in meinen Armen halte, so würde auch Dein Gemüth sich dem Sonnenstrahle der Liebe öffnen und alle Stimmen Deines Innern müßten zusammenklingen zu einem einzigen großen, unendlichen Jubel. Du weißt, daß ich ein nüchternes Menschenkind und kein Phantast und Schwärmer bin, aber seit ich in dieses Auge geblickt, seit ich diese Lippen geküßt, seit diese Lippen mir dufteten und diese Stimme mir klingt, habe ich einen guten Theil des trägen, irdischen Stoffes abgestreift und lebe in einer ununterbrochenen Entzückung, welche mich fast an die Himmel Muhammeds glauben läßt. Lache und spotte meinerwegen über mich, aber komm' und siehe selbst — ich bin überzeugt, daß dann Dein Spott verfliegen wird!...“

Wirklich hatte ich mich beim Lesen dieser Zeilen eines gewissen Lächelns nicht erwehren können; jezt aber weckte die Wiederholung ganz andere Gefühle in meinem Herzen.

Welch' eine Schickung, daß wir beide fast zu gleicher Zeit unsere bisher so widerstrebenden Nacken unter dem Szepter der Schönheit beugen

mußten! Welch' ein Glück, daß uns das Geschick grab' in dieser seligen Zeit zusammenführen sollte! Und Welch' eine Wonne, die uns im enggeschlossenen Kreise für die ganze Zeit unseres Lebens erwartete! —

Der Regen stieß ab.

Es war eine jener Nächte, in denen die Natur in so tiefem Vertrauen ruht, als gäbe es auf dem ganzen weiten Erdenrunde keine einzige drohende oder störende Macht.

Die leisen Lüfte, welche mit den Schatten der Dämmerung gespielt, waren zur Ruhe gegangen; die Sterne des Südens lächelten verschwiegen aus dem tiefblauen Dunkel des Himmels herab, und die Wasser des „göttlichen Stromes“ flutheten ruhig und fast lautlos in ihrer breiten Bahn dahin. Wir ließen das kleine schwanke Fahrzeug von den Wellen treiben. Ich lehnte halb liegend am Steuer; Omar saß regungslos und träumend bei den eingezogenen Rudern und so gaben wir uns widerstandslos der Ruhe hin, welche jeder That, sei es in der großen Gottesnatur oder im Leben des schaffenden Menschen, voranzugehen pflegt.

Auch in den Tiefen meines Innern herrschte Ruhe, stille, friebliche Ruhe; es war, als zöge ein heiliger Gotteshauch über die Gefilde meines Herzens, und ich dachte unwillkürlich an die Worte des orientalischen Königs, welcher unter den Palmen Zions dem Herrn Jehova die Klänge seiner Psalmen opferte: „Meine Seele ist stille in Gott!“ Ja, so war es; die wahre Liebe lehnt sich an Gott, gründet sich auf das Vertrauen zu seiner Hilfe und spricht in der Stunde der Gefahr: „Mit dem Herrn wollen wir Thaten thun.“

Es war nichts Leichtes, was ich zu vollbringen gedachte; denn ich wollte mich in die Höhle des Löwen wagen, vor dessen Namen das ganze Riltthal, die angrenzenden Wüstenstreden und die in ihnen zerstreuten Däsen gezittert

hatten; die Schießwaffen mußte ich zurücklassen und sah mich also fast wehrlos ihm und den Seinen gegenübergestellt, falls ich überrascht und entdeckt wurde. In diesem Falle konnte ich auch auf den Beistand meines sonst so tapfern Dieners nicht zählen, denn dieser mußte zurückbleiben, um das Boot zu bewachen und den an das Ufer befestigten Kahn Abrahims in den Grund zu bohren, damit eine etwaige Verfolgung abgeschnitten und verhindert werde. Aber die Gefahr war mir so oft begegnet, daß ich mich nach und nach an sie gewöhnt hatte und zudem galt es hier ja einen Preis, für den das größte Wagniß noch kein zu hohes Opfer genannt werden konnte.

Also vorwärts; bis zur Morgenröthe ist es keine Ewigkeit und jetzt gilt es zu handeln; dort heben sich schon die dunklen Umrisse des Gebäudes aus ihrer grauen, steinigen Umgebung hervor!

Ich ließ mich eine Strecke oberhalb des Ortes, den Omar dann in einem weiten Bogen umfahren sollte, um weiter unten anzulegen, an das Land setzen und schritt dann vorsichtig, zwischen den zerstreut umherliegenden Felsenblöcken Deckung nehmend, der Mauer zu, um zunächst zu recognosciren.

Wie sich allerdings erwarten ließ, war das äußere Thor verschlossen; aber es war auch in keiner Weise die Spur eines lebenden Wesens zu bemerken, ein Umstand, welcher mich mit Genugthuung erfüllte, denn so konnte ich annehmen, daß die Bewohner des einsamen Hauses nicht mehr wach seien.

Trotzdem schritt ich nicht in aufrechter Stellung zum Kanale, sondern gebrauchte die auf keinen Fall schädliche Vorsicht, mich auf die Erde zu legen, um ihn kriechend zu erreichen.

Seine Wasser blinkten mir nicht sehr einladend entgegen, jedenfalls war es nicht angenehm, einem schönen, weiblichen Wesen in triefender, vielleicht schlammiger Kleidung entgegen zu treten. Natürlich hatte ich nur die-

jenigen Stücke angelegt, welche unumgänglich nothwendig waren, und alles Andere im Boote gelassen. Ich warf einen Stein in das Wasser und hörte andembadurch hervorgebrachten Schalle, daß es nicht tief sei. Wirklich brauchte ich gar nicht zu schwimmen; es reichte mir kaum bis an den Mund, aber eine hohe Lage Schlamm hatte sich auf den Boden abgesetzt, der mir das Vorwärtskommen sehr erschwerte.

Nach wenigen Schritten befand ich mich unter dem gewölbten Bogen der Leitung und zählte genau die Schritte, welche ich vorwärts that. Als ich mich nach meiner ungefähren Berechnung unter dem innern Hofe befinden mußte, senkte sich plötzlich die Wölbung bis herab auf die Oberfläche des Wassers und ich wußte nun, daß ich mich in der Nähe des Bassins befände. Die noch übrige Strecke mußte ich tauchend und in gebückter Stellung durchkriechen, was nicht bloß höchst unbequem und anstrengend, sondern auch mit Gefahr verbunden war. Wie nun, wenn sich mir ein unvorhergesehenes Hinderniß in den Weg stellte und ich auch nicht so weit zurückkehren konnte, um den nöthigen Athem zu holen — oder wenn ich beim Emporsteigen von irgendwem bemerkt wurde? Es war doch immerhin möglich, daß sich Jemand in dem Hofe befinden konnte.

Aber alle diese Bedenken konnten mich nicht irre machen. Ich sog die Lunge voll Athem, bog mich unter das Wasser und schob mich, halb schwimmend, halb gehend, so schnell wie möglich vorwärts.

Eine ziemlich große Strecke hatte ich zurückgelegt und schon verspürte ich den eintretenden Luftmangel, als ich mit der Hand an ein Hinderniß stieß. Es war ein aus starken Stäben zusammengesetztes Gitterwerk, jedenfalls angebracht, um Thiere und grobe Unreinigkeiten von dem Bassin abzuhalten.

Bei dieser Entdeckung wollte ich doch eine gewisse Aengstlichkeit meiner bemächtigen.

Zurück konnte ich nicht, denn ehe ich die Stelle erreicht hätte, wo ich emportauschen und athmen konnte, war ich jedenfalls schon erschöpft und doch schien das Gitter sehr dauerhaft gearbeitet und befestigt zu sein. Aber hier gab es nur zwei Fälle: entweder gelang es mir, durchzukommen, oder ich mußte ertrinken.

Mit aller Gewalt stemmte ich mich gegen die Stäbe — vergebens; das Gitter war tief in die Mauer eingefügt. Jetzt faßte ich nur den einen Stab in seiner Mitte und zog ihn mit angestemmten Füßen an mich — er gab nach, das Wasser hatte ihn biegsam und morsch gemacht; — ein zweiter Ruck und er brach — die nächsten folgten — jetzt war die Öffnung groß genug zum Hindurchschlüpfen und gerade in dem Augenblicke, an welchem mir die Brust zu zerspringen drohte, stand ich im Bassin, hob den Mund über die Oberfläche des Wassers, schöpfte neuen Athem und zog dann aber sofort den Kopf wieder zurück, um mich erst zu überzeugen, daß ich unbemerkt sei.

In Folge der Anstrengung aller Muskeln und der Aufregung der Athmungswerkzeuge zitterte ich heftig am ganzen Körper; doch ging das schnell vorüber, und als ich nichts Verdächtiges bemerkte, befand ich mich bald außerhalb des Wassers und schlich mich in den Schuß des dunklen Schattensstreifens, welcher sich längs der Wand hinzog.

Ein Schreck aber blieb mir nicht erspart; bei der unausgesetzt gebückten und heftigen Bewegung war mir der Dolch entfallen. Zwar hatte ich, auch diesen Fall erwägend, nicht eine meiner besseren Waffen zu mir gesteckt und der Verlust war also ein an sich nur geringer; kam ich aber in die Lage, mich vertheidigen zu müssen, so war er doch groß genug, um mich ernstlich besorgt zu machen.

Zunächst schlich ich mich zum Thore, welches den innern Hof von dem äußern

abschloß; es war durch einen einfachen Riegel verschlossen, welcher sich leicht zurückziehen ließ. Dasselbe hatte ich auch an dem Thore bemerkt, welches sich draußen in der Mauer befand. Der Rückzug konnte also unschwer vor sich gehen.

Ich öffnete, schlich hinaus und holte mir eine jener Stangen, welche ich heut' gesehen hatte. Sie waren als Stützen der Bäume verwendet worden und lagen jetzt, da diese Bäume längst eingegangen waren, zerstreut umher.

Sie war lang genug. Ich lehnte sie an die Mauer, kamm vorsichtig empor und bemerkte zu meiner großen Freude, daß das Fenstergitter nicht wieder geschlossen war. Mit einer Hand mich an der Stange haltend, schob ich die eine Hälfte leise und behutsam zurück und stand nach einigen vergeblichen und gefährlichen Versuchen endlich in dem Vorzimmer.

Aufmerksam horchend, vernahm ich die tiefen und regelmäßigenzüge eines Athmenden. Ich schlich mich näher, holte meine chemische Laterne aus der Tasche und ließ ihren phosphorescirenden Schein einen kurzen Augenblick lang auf den Schlafenden fallen.

Es war ein altes Weib, welches, mit dem Oberkörper an die Wand gelehnt, in orientalischer Weise auf einem ausgebreiteten Teppich ruhte. Ihr Schlaf war, wie ich nach aufmerkamerem Lauschen vernahm, kein gewöhnlicher. Leiser hatte meine Worte: „Mein Trank muß Schlaf und tiefe Ruhe bringen,“ wohl verstanden und der alten Dienerin einen Theil des Opiums gegeben.

Leise, leise schritt ich nun zur nächsten, durch einen Zeugstoff verhängten Thüröffnung, schob die Portiere zurück und befand mich im tiefsten Dunkel. Wieder lauschte ich, aber nicht der leiseste Lufthauch war zu bemerken und schon wollte ich wieder zu der Leuchte greifen, als ich bis in das tiefste Mark hinein erbebte, dann aber

sofort von einer Seligkeit ergriffen und durchfluthet wurde, wie ich sie noch nie empfunden hatte; eine kleine, weiche, warme Hand hatte die meine erfaßt und zog mich jetzt tiefer in das Zimmer.

„Salem aleikum, Friede sei mit Dir!“ hauchte es ganz nahe an meiner Wange. „Ich wußte, daß Du kommen würdest.“

„Wer sagte es Dir?“ fragte ich leise.

„Dein Auge und mein Herz. Hattest Du nicht deshalb das Gitter geöffnet?“

„Ja, ich bin's gewesen. Aber wenn ich nicht schon heut' gekommen wäre?“

„Ich hätte Dich erwartet, morgen, später, zu jeder Zeit, in jeder Nacht!“

Sie hatte mich verstanden, mir geglaubt, mir vertraut! Eine Wonne durchkitterte meine Seele, wie sie von keiner Sprache, von keiner Rede beschrieben werden kann.

„Willst Du mit mir gehen?“

„Ja.“

„Bist Du sein Weib?“

„Nein.“

Dieses „Nein“ klang so fest und energisch, daß ich seine Bedeutung in ihrem ganzen Umfange fühlen mußte.

„Wo ist er?“

„In seinem Divan. Er schläft.“

„Auch von der Medizin?“

„Nein, er ist zu klug und hätte es entdeckt.“

„Hörtest Du mich kommen?“

„Ja. Mein Herz hat gezittert, und die Angst fesselt meine Glieder. Er kommt des Nachts sehr oft bis an die Thür.“

„So laß uns fliehen! Wie gehen wir?“

„So wie Du kamst; kein anderer Weg ist möglich.“

Sie schritt in eine Ecke des Zimmers und drückte, zu mir zurückgekehrt, mir das Ende einer starken Schnur in die Hand, welche sie sich um den Leib befestigt hatte. Bei dieser Berührung bemerkte ich das angstvolle Beben ihrer Finger.

„Wirst Du das halten?“

„Ja.“

In der anderen Hand trug sie ein ziemlich umfangreiches Bündel, welches sie vorsichtig aus dem Fenster fallen ließ. So fest hatte sie an mich geglaubt, so sicher hatte sie mein Kommen gemerkt, daß sie vollständig zur Flucht vorbereitet war.

Sie stieg in die Fensteröffnung. Ungewohnt einer solchen Anstrengung, konnte sie die nöthige Vorsicht nicht anwenden; eine der alten morschen Holzleisten brach mit lautem Krachen los und stürzte prasselnd hinab auf die Steine. Hier gab es kein Säumen, denn dieses Geräusch mußte man im entferntesten Winkel des Hauses gehört haben. Ich bog mich neben ihr hinaus und zog die Stange herbei. Die Angst gab ihr die nöthigen Kräfte, und an der Schnur, von mir gehalten, glitt sie langsam hinab.

Raum aber hatte sie den Boden berührt, so hörte ich rasche Schritte von der Seite der Männerwohnung nahen. Ich schwang mich auf die Brüstung und sprang, die Stange gar nicht berührend, hinunter in den Hof. Dort griff ich das Bündel auf, faßte das Mädchen am Arme und zog es in größter Eile nach dem Thore.

Da ertönte ein Schrei hinter uns, der aus gar keiner menschlichen Kehle zu kommen schien, und dann war es still. Aber diese Stille war eine gefährliche; er war nach Waffen gesprungen. In raschem Laufe flohen wir über den äußeren Hof. Der Kiegel des Thores ließ sich von unfundiger und ängstlicher Hand schwer regieren und raubte uns die kostbarsten Augenblicke. Endlich flog er zurück, aber hinter uns schraubte auch schon der Verfolger. Noch waren wir nicht weit über die Mauerecke gekommen, als er aus dem Thore gesprungen kam. Ich zeigte nach der Stelle, an welcher ungefähr ich Omar vernunthete.

„Fliehe dorthin; ich werde ihn halten!“

Er kam näher; ich sprang auf die Seite, um ihn zum Schusse zu verleiten. Es gelang. Die Kugel pfiff an mir vorüber und ich stürzte wie getroffen zur Erde. Was ich erwartet hatte, geschah; sich gar nicht um mich kümmernd, sprang er dem Mädchen nach.

Sofort erhob ich mich wieder, flog hinter ihm her, packte ihn mitten im Laufe, so daß er zum Stehen kam, und schlug ihn, noch ehe er zu einem Entschlusse kommen konnte, mit der Faust zu Boden.

Ich wußte, daß er schon nach wenig Secunden wieder zu sich kommen werde, auch mußten die übrigen Bewohner des Hauses ihm sofort folgen, deshalb faßte ich das Mädchen am Arme und rief laut nach meinem Diener. Aber da tauchte auch schon seine Gestalt vor uns auf. Er war bei dem Schusse aus dem Boote gesprungen, um mir zu Hilfe zu kommen. Jetzt drückte er mir vor allen Dingen den Revolver in die Hand und eilte uns dann voran.

Er hatte, um gleich abstoßen zu können, das Fahrzeug nicht vollständig auf das Trockene gebracht. Ohne mich lange zu bedenken, nahm ich deshalb Ketlet auf die Arme und trug sie durch das Wasser. Auch das Kleiderbündel war gerettet und die größte Gefahr jedenfalls vorüber, trotzdem wir die Verfolgung jetzt wieder von Neuem hörten.

Eben legte Omar die Ruder ein und ich zog das Steuer auf die Seite, als zwei Männer am Ufer erschienen. Es war der wieder zu sich gekommene Abraham und der Diener, welcher uns heut' gerübert hatte. Mit einem lauten Fluche sprang der Erstere in's Wasser und faßte mit beiden Händen den Rand unseres Bootes. Da aber hob Omar das eine Ruder in die Höhe und ließ es mit so wuchtigem Schläge auf die Finger des

Egypters fallen, daß dieser mit einem schrillen Schmerzschrei das Boot fahren ließ.

Der Andere stand wie eine Bildsäule am Ufer; er schien jetzt erst zu bemerken, um was es sich eigentlich handle. Mein tapferer Haushofmeister erhob sich jetzt von der Ruderbank und rief, ihm die gravitativsten seiner Grüße zuwinkend:

„Warum stehst Du da, Djemmel: Kameel, und wunderst Dich? Habe ich Dir nicht gesagt, daß wir heut' abreisen? Strecke Deine Arme aus, Du Inbegriff aller Weisheit, und ziehe den Fisch aus dem Wasser, den Du Abraham-Archa, Deinen Gebieter nennst. Allah tröste Euch; Salem, Salem aleikum!“

Es war uns leicht, den Eindruck zu beobachten, welchen diese salbungsvolle Rede auf den armen erschrockenen Mann machte, denn der Morgen begann sich zu röthen, und da drüben kam auch schon eine Dababie herabgesegelt, in welcher ich die erwartete vermuthete. Ich hatte mich nicht getäuscht; als wir uns ihr näherten, erkannte ich Hassan, den Reis, welcher vorn am Schnabel stand und uns zuwinkte.

Ketlet hatte gleich nach der Besteigung des Bootes ihre Schleier umgelegt und zog sich, als wir auf dem Schiffe angekommen waren, sofort in die Kajüte zurück. Ich dagegen schritt zu Hassan, um zu erforschen, inwiefern die Mannschaft auf meine Anwesenheit vorbereitet sei.

„Marhaba, Du sollst willkommen sein!“ sprach er, meine Absicht errathend. „Du bist mein Freund, mein Sohn!“

Er hatte deutlich gesprochen; daß er das Mädchen nicht erwähnte, belehrte mich, daß er mir Gastfreundschaft im vollsten Umfange gewähre, aber alle weitere Verantwortung von sich weise. Ich öffnete mein Portefeuille und winkte den Kapitän herbei.

„Wem gehört dieses Schiff?“

„Dem Herrn gehört's, Effendi!“

Es war Eigenthum der Regierung, ein glücklicher Umstand für mich. Ich hielt ihm meinen Firman entgegen.

„Kennst Du diese Schrift?“

„Ich kenne sie, Effendina!“ antwortete er mit einer dreimaligen und so tiefen Verneigung, als sehe er vor seiner Unüberwindlichkeit, dem Großherrscher selbst.

„So wisse! Wenn ich mit Dir zufrieden bin, wird meine Gnade über Euch leuchten; thut Ihr aber gegen meinen Willen, so werden Eure Füße den Joru der Peitsche fühlen.“

Ich kannte diese Leute und wußte mit ihnen umzugehen. Wie sehr Omar-Atcha in dieser Beziehung mit mir sympathisirte, bewies er mir sehr deutlich, indem er jetzt, kaum zwei Minuten nach unserer Ankunft, schon vollständig bewaffnet und mit der Mißpeitsche in der Hand auf dem Decke umherstolzte.

Der Morgenwind lag voll in den großen dreieckigen Segeln, so daß das Fahrzeug eine recht gute Fahrt machte. Wir waren schon eine ansehnliche Strecke stromabwärts getrieben, trotzdem aber bemerkte ich mit Hilfe meines guten Glases, daß an dem einsamen Hause mehrere Personen an der Stelle beschäftigt waren, wo Omar das Boot Abrahims in das Wasser gesenkt hatte. Man war also doch Willens gewesen, uns auf das Schiff zu folgen, hatte aber in Folge unserer Maßregel diesen Vorfall glücklicher Weise nicht ausführen können.

So sehr mich dies befriedigte, mußte doch ein anderer Umstand die lebhafteste Besorgniß in mir erregen. In nicht großer Entfernung hinter uns segelte nämlich ein Sandal, eine jener langgebauten und stark bemanneten Barken mit großen Segeln, welche fast mit einem Dampfer um die Wette gehen. Man hatte sie angerufen und ich sah deutlich, daß sie ihre Leinwand fallen ließ, um dem Rufe Gehör zu schenken. Wurde Abraham mit

dem Besizer des Schiffes einig, so konnten wir ihm zu Wasser nicht entkommen und die jetzt so günstig scheinenden Umstände mußten sich für uns in höchst bedrohliche verwandeln.

* * *

Der Tag war vergangen. Wir hatten der Windfille wegen anlegen müssen und verfolgten nun am anderen Morgen mit vollgeblähten Segeln unsern Weg weiter.

Wenn man die Art und Weise, mit welcher der überschwängliche und geräuschvolle Südländer seine Geschäfte betreibt, abrechnet, so konnten wir von einer recht ruhigen und angenehmen Fahrt reden. Die ganze Besatzung des Schiffes mit sammt dem Kapitän hielt sich in durchaus respectvoller Entfernung von uns; sie ließen uns mit einer Freiheit schalten und walten, welche wir jedenfalls meinem Firman und dem Umstande zu verdanken hatten, daß ich ein Franke war. Der Reis wußte recht wohl, daß die abendländischen Consuln nicht spaßen, wenn es gilt, einen unter ihre Protection Gehörigen in nachdrücklichen Schutz zu nehmen. Die besondere Freundschaft des Hassan trug natürlich das Ihrige ebenfalls bei, uns die wünschenswertheste Rücksicht zu verschaffen.

Mit Leilet hatte ich nur die nothwendigsten Worte gewechselt. Ich wollte ihr Zeit zur Sammlung und Einkehr geben und durfte die Vortheile meiner Stellung zu ihr nicht geltend machen. Es kam mir nicht in den Sinn, ihr gegenüber mit orientalischen Forderungen aufzutreten; die Zeit mußte die gewünschten Blüten entwickeln, und was ihre sonstigen Verhältnisse betraf, so sah ich einer darauf bezüglichen Mittheilung zwar mit unlegbarer Spannung entgegen, wollte aber die Zeit und den Umfang dieser Eröffnungen ihrem eigenen Ermessen überlassen.

Ich stand neben dem Mustahmel, dem Steuermann, auf dem Dache der Kajüte, von wo aus mir ein freier Blick über den ganzen Horizont gestattet war. Abraham war nicht der Mann, von einer Verfolgung abzuweichen, vielmehr hatte ich die feste Ueberzeugung, daß er alles Mögliche und Unmögliche aufbieten werde, mir meinen schönen Raub wieder abzugeben und seiner Rache den größten Vorstoß zu leisten. Nach den Gesetzen des Landes hatte ich ein todeswürdiges Verbrechen begangen, und der an seinem besten Eigenthume, in seinen heiligsten Rechten Beschädigte konnte mich einfach niederschleusen, wo und wie er mich nur immer fand, ohne den geringsten Schaden von diesem Acte der Selbstjustiz davonzutragen. Meine Lage war also keine ganz beruhigende, und mit einem der Sorge sehr verwandten Gefühle beobachtete ich einen Gegenstand, welcher unseren Lauf verfolgte und unserm großen und darum wenig schnell segelnden Fahrzeuge immer näher rückte.

Erst hatte ich blos die Mastenspitzen gesehen, welche sich deutlich am Horizonte abhoben, nach und nach aber waren die großen lateinischen Segel voll und deutlich hervorgetreten, und jetzt war auch der lange schmale Rumpf zu erkennen, welcher sich unter dem schweren und nachhaltigen Drucke des Morgenwindes mit erstaunlicher Schnelligkeit durch die Fluth bewegte. Es war derselbe Schnellsegler, welchen Abraham-Nrha gestern angerufen hatte; ich erkannte ihn sofort an einer ausgebefferten Stelle des Vordersegels, welche mir gestern aufgefallen war.

Ich sprang vom Dache herab und trat an den Bug des Schiffes, wo sich stets der Sitz des Reis befindet, welcher das Fahrwasser zu prüfen und dem Mustahmel seine Befehle darnach zu ertheilen hat. Er erhob sich.

„Siehst Du den Sandal dort hinten?“

„Ich sehe ihn, Effendi. Er gehört meinem Freunde Chalihd Ben Mustapha und ist das beste Schiff zwischen dem Suban und Kahira.“

„Dein Freund Chalihd Ben Mustapha wird heute noch zu seinen Vätern gehen.“

„Ich höre, was Dein Mund spricht, aber ich verstehe es nicht!“

„Er hat sein Schiff einem Manne geliehen, der mein Todfeind ist. Es wird die Kugel zwischen uns gewechselt werden und mein erster Schuß wird Chalihd Ben Mustapha wegnehmen.“

„Allah behüte uns, Effendi! Warum soll der Sohn Mustapha's büßen die Sünde Deines Feindes?“

„Weil er ihm sein Schiff leiht, mich zu verfolgen.“

„Ich werde nicht erlauben, daß hier auf meinem Fahrzeuge sich der Geruch des Pulvers erhebt!“

„Rabbena chaltek: der Herr erhalte Dich! Denn wenn Deine Seele nur eine Silbe denkt, was mir nicht gefällt, so wird die erste Kugel nicht Deinen Freund, sondern Dich selbst treffen. Jetzt weißt Du meine Worte. Allah lenke Deine Gebanken!“

Hassan hatte Alles gehört und sprach, als ich mich entfernte hatte, mit bringlichen Geberden zu dem Reis. Ich konnte jetzt nichts weiter thun und mußte das Kommende geduldig abwarten.

Die Ermahnungen meines alten Beschützers schienen doch nicht ohne Erfolg zu sein, denn es dauerte nicht lange, so wurde noch eine Trifolsta, ein kleineres Segel beigelegt, um die Schnelligkeit des Schiffes zu vergrößern. Doch merkte ich gar bald, daß die Entscheidung dadurch höchstens verzögert, nicht aber aufgehoben werde.

Natürlich war ich fest entschlossen, Alles, selbst das Aeußerste zu wagen. Unter Umständen hätte ein Selbsterlöbniß große Wirkung gehabt, aber ich kannte diese Art Leute genug und wußte, daß die Peitsche Omar's und

meine Büchse mit größerem Respekt verschaffen würden, als sonst ein anderes Mittel.

Diese Meinung wurde auch sofort bestätigt; denn einer der jungen Schiffer bestieg das kleine Boot und blieb zurück. Wenn ich diesen Vorgang auch nicht zu beachten schien, so wußte ich doch, daß er den Befehl erhalten hatte, Chalihb Ben Mustapha vor meiner Kugel zu warnen. Der Orientale weiß, daß der Europäer bessere Waffen besitzt und ein sichererer Schütze ist, als er, und hegt deshalb eine ganz besondere Abneigung, sich der Mündung einer fränkischen Büchse gegenüberzustellen.

Die Zeit verging, der Sandal kam immer näher und hatte uns endlich so weit eingeholt, daß der zurückgelassene Bote wieder zu uns stoßen konnte. Seine Botschaft war nicht unberücksichtigt geblieben, denn obgleich das eine Segel eingenommen wurde, um gleichen Schritt mit uns zu halten, feuerte man doch nicht auf uns zu, sondern hielt sich immer in vorsichtiger Entfernung, und als ich mit meinem Rohre jetzt einen ziemlich entfernten Würgfalken, welcher fischend über das Wasser zog, herunter holte, war ich fest überzeugt, die guten Leute in eine heilsame Angst versetzt zu haben.

Abrahim = Arha war mit dieser außerordentlichen Vorsicht natürlich nicht zufrieden. Ich sah ihn unter den drohendsten Gesten herumrennen und sich endlich mit Gewalt des Steuerers bemächtigen. Der Sandal drehte sich herum und hielt auf uns zu.

Ich schritt, die Büchse in der Hand, auf den Reis zu.

„Siehst Du deinen Freund Chalihb Ben Mustapha, den Kapitän, vorn am Bug sitzen?“

„Ich sehe ihn, Effendi!“

„Ich werde zu ihm sprechen, um ihn zu warnen!“

„Allah erleuchte Dich, Effendina! Willst Du ihm das Leben rauben?“

„Nein, jetzt nur die Reihfeder, welche auf seinem Tarbusch wehlt!“

Ich hob die Büchse; der Schuß krachte und die Feder war verschwunden. Selbst das entsetzlichsie Unglück hätte den würdigen Ben Mustapha nicht so in Aufregung versetzen können wie dieser Warnungsschuß. Er fuhr in die Luft, als beständen seine hageren Glieder aus dem besten Gummi elasticum, stürzte sich, den bedrohten Kopf mit beiden Händen haltend, unter hellem Jeter auf Abrahim zu und drängte ihn mit von der Angst verdoppelten Kräften vom Steuer hinweg. Der Sandal machte eine Wendung und hielt wieder von uns ab.

Diese Gefahr schien überstanden, aber zwei größere standen uns noch bevor. Schon seit einiger Zeit hatten wir bemerkt, daß die Wogen mit vermehrter Gewalt und Schnelligkeit vorwärts strebten und die jetzt selbst gewordenen Ufer einander immer näher traten. Wir näherten uns einer jener Stromschnellen, welche mehr oder weniger gefahrdrohend für den Schiffer, dem Verkehre auf dem Nile fast unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen. Die Feindschaft der Menschen mußte jetzt schweigen, damit sich die ungetheilte Aufmerksamkeit Aller auf das Element richten konnte. Die andere Gefahr drohte mir in einer etwaigen Untersuchung meiner Angelegenheit vor dem Richter, der ich nach der jetzigen Lage der Dinge wohl kaum entgehen konnte. Selbst wenn wir die Schnelle glücklich überstanden, waren wir früher oder später gezwungen, anzulegen, und dann brachte Abrahim den Raub jedenfalls sofort zur Anzeige.

Da ertönte die Stimme des Reis über das Deck:

„Blickt auf! ihr Männer der Schelahl, der Katarakt kommt. Tretet zusammen und betet die Fatihha!“

Die Leute folgten der Weisung und beteten im Chor die erste Sure des Korans:

„Behüte uns, o Herr, vor dem von dir gesteinigten Teufel!“

„Im Namen des Allbarmerzigen! in tonirte der Reis, und die Andern fielen ein:

„Lob und Preis dem Weltherrn, dem Allbarmer, der da herrscht am Tage des Gerichtes. Dir wollen wir dienen, zu dir wollen wir stehen, auf daß du uns führest den rechten Weg, den Weg derer, die deiner Gnade sich freuen, und nicht den Weg derer, über welche du zürnst, und nicht den Weg der Irrenden. Amen!“

Die Worte und Werke der Religion sind dem Muhamedaner keine Formeln, sondern sie sind ihm tief empfundene Wahrheit. Die kurzen Worte ergriffen auch mich mächtig. Nicht Furcht vor der Gefahr war es, was sich meiner bemächtigte, sondern Ehrfurcht vor der im tiefen Herzen eingewurzelten Religiosität dieser halbwilken Menschen, welche nichts thun und beginnen, ohne sich dessen zu erinnern, der in dem Schwachen mächtig ist.

„Wohlan, Ihr jungen Männer, Ihr muthigen Helben, geht an Eu're Plätze,“ gebot nun der Führer, „denn der Strom hat uns jetzt ergriffen!“

Das Commando eines Nilsschiffes läuft nicht so ruhig ab, wie die Führung eines Fahrzeuges auf abendländischem Gewässer. Das heiße Blut des Südens rollt durch die Adern und treibt den Menschen von dem Extrem der ausschweifendsten Hoffnung herab auf dasjenige der tiefsten Verzweiflung. Alles schreit, ruft, brüllt, heult, betet oder flucht im Augenblicke der Gefahr, um in den nächsten Momente noch lauter zu jubeln, zu singen und zu jauchzen. Dabei arbeitet ein Jeder mit Anspannung aller Kräfte, und der Schiffsführer springt von Einem zum Andern, um Jeden anzufeuern, tabelt die Säumnigen in Ausbrüden, wie sie nur ein Araber sich auszudenken vermag, und belohnt die Andern mit den süßesten und zärtlichsten Namen, unter denen

das Wort „Geld“ sich am meisten wiederholt.

Wir hatten uns schon heute Morgen auf das Passiren der Schnelle vorbereitet und Reservemannschaft eingenommen. Jedes Ruder war doppelt besetzt, und am Steuer standen drei Barkenföhrer, welche jeden Fußbreit des Stromes hier kannten.

Mit fürchtbarer Gewalt rauschten die Wogen jetzt über die kaum vom Wasser bedeckten Felsenblöcke; die Wellen stürzten schäumend über das Deck und der Donner des Kataraktes überäubte jedes Commandowort. Das Schiff stöhnte und krachte in allen Fugen; die Ruder versagten ihre Dienste und, dem Steuer vollständig ungehorsam, tobte die Dahable durch den lochenden Bischt.

Da treten die schwarzen, glänzenden Felsen vor uns eng zusammen und lassen nur noch ein Thor offen, welches kaum die Breite unseres Schiffes hat. Die Wogen werden durch dasselbe förmlich hindurchgepreßt und stürzen sich in einem dicken, mächtigen Strahle nach unten in ein Becken, welches übersät ist von haarscharfen und nabelspitzen Steinblöcken. Mit tausender Hast schießen wir dem Thore zu. Die Ruder werden eingezogen. Jetzt sind wir in dem fürchtbaren Loche, dessen Wände uns zu beiden Seiten so nahe sind, daß wir sie mit den Händen erreichen können. Als wolle es uns hinaustreiben in die Luft, so schleudert uns die rasende Gewalt der Strömung über die sprühenden Kämme des Falles hinaus; wir stürzen hinab in den Schlund des Kessels; es brodelt, spritzt, rauscht, tobt, donnert und brüllt um uns her, als wären die Geister von tausend Höllen losgelassen — da packt es uns wieder mit unwiderstehlicher Macht und reißt uns eine schiefabfallende Ebene hinab, deren Wasserfläche glatt und freundlich vor uns liegt, aber gerade unter dieser Glätte die gefährlichste Tücke birgt, denn wir schwimmen nicht, nein, wir

fallen, wir stürzen mit rapider Behemeng die abschüssige Bahn hinab, und —

„Allah Kerihm, Gott ist gnädig!“
tönt jetzt die schrille Stimme Hassans.
„An die Ruder, an die Ruder, Ihr Männer, Ihr Helben! Seht Ihr den Tod denn nicht vor Euch? — — — Amahl, amahl, ja Allah, amahl, macht, macht, bei Gott, macht, Ihr Hunde, Ihr Feiglinge, Ihr Söhne; arbeitet, arbeitet, Ihr Männer, Ihr Tapfern, Ihr Helben!“

Mir schießen einer Scheere zu, welche sich gerade vor uns öffnet und uns im nächsten Augenblicke vernichten muß. Die Felsen sind so scharf und der Fall des Stromes so reißend, daß vor dem Schiffe kein handgroß Holzbes beisammen bleiben kann.

„Allah ja sahtir: o du Bewahrer, hilf! Links, links, Ihr Hunde, Ihr Söhne von Hunden, Ihr Enkel von Hundesöhnen, links, links mit dem Steuer, Ihr Braven, Ihr Herrlichen, Ihr Unergleichlichen! Allah, Allah! Maschallah, Gott sei Dank!“

Das Schiff hat den fast übermenschlichen Anstrengungen gehorcht und ist vorübergeflogen. Auf einige Augenblicke befinden wir uns im ruhigen Fahrwasser und Alles stürzt auf die Knie, um dem Allmächtigen zu danken.

„Eschhetu inu la il laha il Allah!“
tönt es jubelnd über das Deck. „Bezeuget, daß es nur einer Gott gibt! Sellem aaleina hebaraktak, begnabige uns mit deinem Segen!“

Da kommt es hinter uns hergeschossen, wie von der Sehne eines Bogens geschleht. Es ist der Sandal, welcher dieselben Gefahren hinter sich hat, wie wir. Seine Schnelligkeit ist jetzt wieder größer als die unserige, und er muß an uns vorüber. Aber das offene Fahrwasser ist so schmal, daß wir nur mit Mühe auszuweichen vermögen, und fast Bord an Bord rauscht er vorbei. Am Mast lehnt Abraham-Arha, die Rechte hinter sich versteckend. Mir gerade gegenüber reißt

er die verborgen gehaltene lange arabische Flinte an die Wange — ich werfe mich nieder — die Kugel pfeift über mich hinweg — und in der nächsten Secunde ist der Sandal uns weit voran.

Alle haben den Meuchelversuch gesehen, aber Niemand hat Zeit zur Verwunderung oder zum Zorne, denn wieder packt uns die Strömung und treibt uns in ein Labyrinth von Klippen. Eben will ich einmal nach der Kajüte, um mich von dem Befinden Letzlets zu überzeugen, als mich ein lauter Schrei zurückblicken heißt.

Der Sandal ist an einen der Felsen gerannt und von der Gewalt des Stoßes ein Mensch über Bord geworfen worden. Die Schiffer schlagen die Ruder in die Fluth und das nur leicht beschädigte Fahrzeug schießt, von den Wogen erfaßt, wieder frei davon. Aber der Herabgestürzte hängt im Wasser, sich verzweiflungsvoll an die Klippe klammernd. Ich ergreife einen der vorhandenen Dattelbafstride, eile an das Seitenbord und werfe ihn dem Bedrohten zu — er faßt darnach, ergreift ihn und wird emporgezogen — es war Abraham-Arha.

Glücklich auf dem Deck angekommen, schüttelte er das Wasser aus dem Gewand und stürzte dann mit geballten Fäusten auf mich zu. Aber, wie sich besinnend, hielt er mitten in dieser Bewegung inne, drehte sich ab und eilte nach der Kajüte. Aber ehe er den Eingang noch erreicht hatte, stand ich schon vor demselben.

Die Stromschnelle war in ihren gefährlichsten Stellen glücklich durchschiffte, und wir konnten uns nun mit der nöthigen Ruhe unseren Privatangelegenheiten zuwenden. Aber wie es schien, sollte mir das Handeln jetzt noch erspart bleiben, denn Omar war herbeigesprungen, riß den Segner beim Genick zurück und hielt ihm die gespannte Pistole entgegen.

„Abraham-Arha, vergiffest Du, daß ich der Diener meines Gebieters bin

und den Zugang zu seinem Harem zu behüten habe?“

„Hinweg mit Euch, Ihr Räuber! Allah möge —“

„Abraham:Arha, schweige, sonst ist Deine Seele im nächsten Augenblicke da, wo die Bürger der Hölle wohnen, Beim Barte des Propheten, ich scherze nicht!“

Mein guter Omar fühlte sich in seinem Amte gekränkt, und wenn dies der Fall war, so gab es keinen energischeren Kopf als ihn. Abraham mochte das erkennen und trat zurück. Er stand hier allein zweien gegenüber und war klug genug, den Kampf einstweilen aufzugeben. Aber in jedem seiner Bänge war der unumschließliche Entschluß zu lesen, ihn bei der nächsten Gelegenheit mit doppelter Kraft wieder zu beginnen. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren wandte er sich ab und nahm auf einem der Senneblätter-Padete Platz, welche, da der Raum die ganze Ladung nicht gefaßt hatte, auf die Planken des Verdeckes besetzt worden waren.

Am nächsten Landeplatz mußten die oberhalb der Stromschnelle eingenommenen Schiffer wieder an das Land gesetzt werden. Unsere Dahabie wandte sich deshalb dem Ufer zu. Doch gebot ich dem Reis, keine Zeit zu verlieren und sofort wieder abzustoßen. Obgleich er seinen Leuten gern die nach der gehabten Anstrengung so notwendige Ruhe gönnt hätte, war er doch bereit, auf meinen Wunsch einzugehen, wurde aber leider davon abgehalten; denn als wir uns dem Ufer näherten, kam uns ein Boot entgegengerubert, welches von finster blickenden Männern besetzt war, die sofort zu uns an Bord stiegen. Es waren Khawassen — Possizisten.

Die Bemannung des Sandal, welcher hier gelandet war, um die erlittene Beschädigung auszubessern, hatte von dem Frauenraube erzählt, und so durfte ich mich über den unliebsamen Besuch nicht wundern. Zudem war der fürtreffliche Chalib Ben Mustapha eilenden

Fußes zum Richter gesprungen und hatte eine so wohlgesetzte Rede gehalten von dem ungläubigen Mörder, Räuber, Anführer und Empörer, daß ich sehr zufrieden sein mußte, mit dem Köpfen ober Säcken davonzukommen.

Da die Gerechtigkeit in jenen Ländern von der wichtigen Institution der Actenstücke noch keine Ahnung hat und deshalb sehr schnell und summarisch verfährt, so wurden wir sammt und sonders in Beschlag genommen. Selbst Lellet, tief verschleiert, wurde in eine Sänfte genöthigt und mußte unserem Zuge folgen, der bei jedem weiteren Schritte größer wurde, weil Jung und Alt, Groß und Klein sich ihm anschloß. Doch noch im Vorübergehen rief sie mir einige Worte in italienischer Sprache zu, welche alle meine Befürchtungen sofort verscheuchten:

„Ich bin eine Christin und von ihm gewaltsam entführt worden!“

Welcher Grund sie bisher auch veranlaßt haben mochte, zu schweigen, jetzt erkannte sie, daß diese Mittheilung nothwendig und von größtem Vortheile für mich sein müsse. Aber wie kam sie zu dem Italienisch — wer und woher war sie?

Der Sahbeth-Bey oder Polizeidirector, saß mit seinem Secretär schon unserer Ankunft gewärtig.

Er trug die Abzeichen eines Majors, sah aber weder sehr kriegerisch noch überhaupt übermäßig intelligent aus. Wie die Bemannung des Sandal, schien auch er den verunglückten Abraham:Arha für ertrunken gehalten zu haben und behandelte jetzt den vom Tode Auferstandenen mit einem Respecte, aus welchem ich auf die Furcht schließen konnte, in die sich der frühere Hedjahn-Bey zu setzen gewußt hatte.

Nachdem er diesem eine Pfeife angeboten, welche natürlich auch angenommen wurde, begann die Verhandlung mit dem Berichte, welchen Abraham über das Geschehene machte. Ich hatte mich auf den Divan nieberge-

lassen, von welchem ich mich trotz der Aufforderung des Sahbeth-Bey auch nicht wieder erhob.

Nach beendigtem Vortrage des Anklägers wandte sich der Mann der Polizei zu mir:

„Was hast Du zu den Worten des Arha, den Allah beschützen möge, zu sagen, Franke?“

„Nichts.“

„Du gibst also die Wahrheit dessen, was ich gehört habe, zu?“

„Ja.“

„Gut. Du bist schuldig und wirst nachher Deine Strafe vernehmen!“

Sich zu Dmar wendend, fuhr er in seinem jornigsten Tone fort:

„Weißt Du, was Dich erwartet, Hund von einem Sklaven? Denke nicht, daß Du unter dem Schutze dieses Ungläubigen stehest, welcher sich auf seinen Consul berufen wird! Du bist Unterthan des Großherrn — Allah mehre seine Herrlichkeit — und hast den Tod verdient. Ich werde Deine verrückte Seele vorbereiten. Khavassih, bring die Peitsche!“

Die verhängnißvolle Kette mit den Lederriemen zur Bastonade wurde herbeigeholt, und die Diener der Gerechtigkeit näherten sich meinem braven Haushofmeister, um die stets gern gesehene Execution an ihm zu vollziehen. Mit angstvollen und hilfesuchenden Blicken stand er zu mir herüber.

„Besch juhs, gebt ihm fünf Hundert!“ lautete der Befehl.

Jetzt erhob ich mich.

„Daß die Diener Deiner hohen Gerechtigkeit noch ein Wenig verziehen, o Bimbasshi, und wirf den Blick Deines erleuchteten Auges auf diese Schrift!“

Ich winkte Dmar und ließ durch ihn den Ferman überreichen.

„Was soll's mit diesem Schreiben?“

„Ich fordere, daß Du die ersten Worte desselben laut vorliest oder durch Deinen Sahbeth-Effendi vorlesen lässest!“

Er gab das Pergamentpapier seinem Secretär, und dieser las:

„Der Inhaber dieses Buirubdu ist der Kapitän-Effendi N. N. aus N., der auf Befehl seines Königs in Egypten, Nubien und Habesch reist —“

„Halt, jetzt weißt Du, wer ich bin, und nun beziehl Deinem Diener, die letzten Zeilen zu lesen!“

Es geschah.

„Es ist ihm alle Ehre zu erweisen; man soll ihm Schutz und Hilfe geben und seine Wünsche so erfüllen, daß er bei seiner Rückkehr Uns nur Gutes von unserem Lande erzählen kann!“

Das Gesicht des ehrwürdigen Bey wurde bei diesen Worten um Einiges länger, als es vorher gewesen war. Noch größer aber wurde seine Unruhe, als ich fortfuhr:

„Willst Du mir wohl sagen, o Bimbasshi, welche Ehre ein Beamter dem Ferman Seiner Majestät zu erweisen hat? Du hast ihn in die Hand genommen und wieder fortgegeben, wie eine Düte, aus welcher die Datteln gefallen sind!“

„Ich wußte nicht, daß Du einen Ferman besitzt.“

„Gut. Ich werde Seiner Unberücksichtigung erzählen, daß Du zuweilen etwas nicht weißt, was Du doch wissen solltest. Aber noch schlimmer ist es für Deine Seele, daß Du nicht gelernt hast, den Kläger von dem Angeklagten zu unterscheiden. Wer hat Dir befohlen, den Verbrecher mit Ehren zu überhäufen und den Beschädigten zu verurtheilen, ohne ihn zu hören?“

Eine lautlose, tiefe Stille war während meiner Worte unter der vorher ziemlich unruhigen Versammlung eingetreten. Das Gesicht des Beamten bekam einen geradezu unbefreiblichen Ausdruck totaler Verblüffung, und vollständig rathlos wanderte sein kleines nichtsagendes Auge zwischen mir und Abraham-Arha hin und her. Dieser letztere war von seinem Divan emporgesfahren und rief:

„Kell, Hund, was wagest Du?“

Ohne diese Beschimpfungen zu beachten, fuhr ich fort:

„Ich bin es, o Bimbaschi, der hier die Klage zu erheben hat. Ich klage diesen Mann, den Ihr jetzt Abraham-Arha nennt, um seine früheren Thaten zuzudecken, des Frauenraubes an. Er hat meine Freundin mit Gewalt entführt, und sie ist nicht eine Tochter des Islam, sondern eine Christin. Ich habe sie seinen Händen wieder entrisen, wie es mir die Pflicht und die Gerechtigkeit gebot, und Du willst uns bestrafen, Sahbeth-Bey? Allah schenke Deinem Geiste Licht, damit Du thust, was ihm und Deinem Herrscher wohlgefällt!“

Es gehörte die ganze in diesem Lande so nothwendige Unverfrorenheit dazu, in dieser Weise die Situation geradezu auf die Spitze zu stellen; aber während sich der Bey unter der Last meiner Worte förmlich zusammenbückte, brachten sie bei dem von mir Beschuldigten die gerade entgegengesetzte Wir-

lung hervor. Er riß vor Wuth, Alles um sich her vergessend, den Dolch aus dem Gürtel und stürzte mit einem heiseren Brüllen auf mich los. Ich war ihm sowohl an Körperkraft als auch an Besonnenheit überlegen, entwaffnete ihn mit einem raschen Griffe und warf ihn meinem Diener in die bereitwilligen Arme, die sich sofort wie ein Schraubstod um ihn schlossen.

„Bimbaschi, bist Du hier Obrigkeit, oder soll ich selbst mich schützen?“ rief ich jetzt, den Revolver ziehend.

Das gab ihm die nöthige Thatkraft zurück, und wie er erst gedankenlos gegen mich gewesen war, so wandte er sich jetzt ohne Mäßigung gegen den wuthschraubenden Hedjahn-Bey.

„Bindet ihm die Hände und Füße und schaff ihn in das Gefängniß. Der Fall ist schwer; ich werde über ihn nachdenken und ein gerechter Richter sein!“
(Schluß folgt.)

Wenn einst mein müder Leib im Grabe ruht. —

Das Glück hat keine Güter mir gewährt,
Mir ward nicht Reichthum und nicht Goldes-
werth.

Wenn einst mein müder Leib im Grabe ruht,
Kann Niemand hoffen nach mir Hab' und Gut,
Und doch bin ich nicht arm. Vor meinem End'
Mach' ich im Folgenden mein Testament:

Des Lebens Freuden — kaum genos ich sie! —
Verlaß' ich dem, der mir sie einst verlieh:
Dem schönen Lenz, ihm geb' ich sie zurück,
Er war mein Trost, mein einzig Lebensglück.
Nur seine Freuden kannte ich, darum
Bleib' auch mein Bestes ihm zum Eigenthum.

Nur meine Liebe, die vergeb' ich nicht,
Die nehm' ich mit vor Gottes Angesicht.
Weil mich die Hoffnung hier verlassen schon,
Soll sprechen sie für mich vor seinem Thron.
Durch sie, die schon geduldet ihre Pein —
Durch sie wird Gnade mir vielleicht allein!

Mein Leid vermache ich dem tiefen Meer,
Leicht wird es sinken, war es doch so
schwer!

Dort sei's verborgen in dem Wellengrund,
Und werde niemals Menschenaugen kund.
Kein Taucher hol' es je an's Sonnenlicht,
O glücklich Herz, kennst es dies Wehe nicht!

Dem Sturm gehöre meines Sehnsens Drang,
In ihm soll tönen dumpf sein Klagesang;
Mit ihm mag's ziehen in die Wüstenei'n,
Wo Menschenherzen kein Gehör verleih'n.
Verstohlen, unerhört und hoffnungslos —
Ist sein Geschick, ist meines Lebens Loos.

Stephan Auborn.

Nach Amerika.

Eine Geschichte: aus dem steirischen Oberlande von P. R. Mosegger.

(Fortsetzung und Schluß.)

**Du liebes Hans, jetzt behüt' Dich
Gott!**

Am nächsten Tage kam der Zeilhofer allein nach Hause, aber mit Roß und Wagen der Bachwirthin. Am übernächsten Tage ließ er sich das Frühstück von seiner Tochter auf die Stube bringen.

Nachdem er einen Blick auf die Thür geworfen hatte, ob sie wohl gut zu wäre, räusperte er sich und sagte in einem gutmüthigen Tone: „Helen'! daß ich ein paar Wörtel mit Dir red'. Setz' Dich nieder und trink mit mir den Kaffee.“

„Geute gern,“ küßte das Mädchen.

„Schau Kind,“ fuhr der Bauer fort, „Du bist brav und Du bist geschickt und ich weiß es, die Sach' mit dem Demt hast Dir lang' wieder aus dem Kopf geschlagen. Nachher ist Alles wieder gut. So Narrheiten gehen vorbei; oft ein anderes Mäd'l hat sie auch und laßt's vorbeigehen und ist wieder brav. Es wäre ja eine Unmöglichkeit, Du und dieser Mensch — eine Unmöglichkeit, Helen'. — Er wird ohnehin nicht lang' mehr da sein, wird nicht mehr oft nach Eisen-dorf kommen, der — und wir reden nicht weiter davon. — Geh' Helene, nimm Dir Brod, freiß' Butter drauf.“

Das Mädchen bankte und trant den Kaffee ohne Brod.

„Bei uns daheim,“ sagte der Bauer hierauf und wischte mit der hohlen Hand die Brosamen auf ein Häufchen, „bei uns daheim wird's jetzt

wieder besser werden. Du hast es erfahren, wie traurig es ist, wenn die Mutter fehlt. — Ist eine gute Frau, die Bachwirthin.“

„s' ist noch nicht drei Jahr' vorbei, daß meine Mutter gestorben,“ sagte das Mädchen und wendete sich ab, um das Gesicht in ihr Tuch zu verbergen. Der Zeilhofer sagte nichts darauf; er mochte sich erinnern an den Ausspruch, den er an der Wahre seines ersten Weibes gethan hatte: Dir bleib' ich all' meiner Tag, und für mich ist keine Andere mehr auf der Welt!

Die Worte seiner Tochter waren ihm nun wie ein Vorwurf gewesen und er sagte endlich: „Ja, reden ist leicht, aber leben! Kinder ersetzen Einem das Weib nie; gar im Gegentheil, Kinder machen Einem das Weib erst nöthig. Und meine Wirthschaft ist nicht aufwärts gegangen in den letzten drei Jahren. Es ist kein Ernst und kein Zusammenhalten im Haus, wenn das Weib fehlt. Wer's nie erfahren hat, der glaubt's nicht. Und Unfereiner steht da, und lauft herum wie ein herrenloser Hund, wird hier angelockt, dort mit dem Fuß zurückgestoßen — und weiß nicht, wem man zugehört.“

Helene sagte: „Ihr habt ja Recht, Vater.“

„Die Bachwirthin hat ihren Mann vor einem halben Jahr verloren. Sie hat ihn allzu gern gehabt, als daß sie jetzt fort allein leben wollt'; denn das muß bedenken: nur Eins, das unglücklich ist verheiratet gewesen, wird

auf eine zweite Ehe nicht so leicht mehr denken. — Die Bachwirthin ist ein braves Weib und ich will hoffen, Helene, daß Du sie allfort wie Deine rechte Mutter wirst betrachten. An mir hast Deinen Vater, wie bisher; aber wenn ich und die Mutter in Allem zusammenhalten werden, so darf Dich das nicht wundern. In der Ehe muß es so sein. Bist noch gar jung und wirst Dich darnach richten. — Das hab' ich Dir sagen wollen.“

„Thut, wie es Euer Willen ist,“ entgegnete das Mädchen, „auf mich habt Ihr nicht zu denken, mir ist schon Alles Recht.“

„Schau, Helen', das freut mich von Dir“, versetzte er und hielt ihr die Hand hin, „es wird Alles wieder recht werden. — Wart' ein wenig; ich hab' Dir noch auftragen wollen, von wegen —. Weißt, ich bin jetzt die längste Zeit nicht daheim, hab' viel herumzufahren bis Alles in Richtigkeit kommt. Hüben und drüben beim Pfarrer müssen wir's dieser Tage auch ausmachen. Uebermorgen wollen wir in's Mürzthal hinausfahren, wo die — Mutter Verwandte hat. Es ist mir d'rum, daß ich mich für daheim nicht zu sorgen brauche. Die Wirthschaft führt der Altknecht; in der Küche ist die Hanne. Schau Du im Ganzen ein wenig nach, daß immer Alles zugesperrt wird. In mein Zimmer da laß gar Niemanden herein — ist mir am liebsten. In dem Kasten, in der untersten Lad', das weißt, ist das Geld d'rin. Sind etliche Schuhlederfed' d'rüber. Den Schlüssel halt' fleißig abgezogen, er gehört auf den Nagel hinter der Kastenwand. So.“ Er brachte den Schlüssel selbst an die angedeutete Stelle. Helene fühlte ein inneres Beben.

„So, Mädel,“ schloß der Bauer, „in vierzehn Tagen haben wir Alles in der Ordnung.“

Nach einer Stunde fuhr er wieder davon.

Er hat es gut, dachte ihm Helene nach, er geht hin und sucht sich den Gespons aus, der ihm gefällt und kein Mensch hat was dagegen. Er sagt es selber: man ist wie ein herrenloser Hund, wird hier angelockt und dort mit dem Fuß zurückgestoßen. Wenn das beim Witwer schon wahr ist, beim Stiefkind ist es noch wahrer.

Ein kleines, blaßes Mädchen kam in's Haus, das trug in einem Körbchen Himbeeren und fragte der Helene nach.

Diese langte allsobald in den Sack, als sie das Bettelkind sah; aber die Kleine reichte ihr das Körbchen mit den Früchten und sagte: „Das gehört Dein. Das mußt Du essen.“

Helene sah ein Leinstämmchen auf den Himbeeren liegen und las in Gedanken: Du warst stets beständig, nichts mache Dich abwendig. Du wirst sein mein häusliches Glück. — Sie nahm das Körbchen und ging damit in ihre Kammer. Sie genoß einige der garten, süßen Beeren; sie blickte jeder in das Innere und fand kein Würmchen, wie sich solche sonst so gerne in dieser Frucht verstecken. Jetzt sah sie zwischen den rothen Beeren etwas Weißes schimmern; auf dem Grunde des Körbchens lag ein Brief. Der Brief trug keine Aufschrift, war aber mit einem Beilchen versiegelt. Das Mädchen wußte schon, das Beilchen hieß „Helene“, und sie öffnete den Brief. Die Schrift war von seiner Hand und lautete:

„Jetzt will ich nicht viel Worte machen, ist die Zeit zum Handeln. Es ist wie eine Nothwehr für Dich und mich. Ich muß morgen fort, es ist kein Abwenden. Willst mir gut und willst mit mir leben auf der Welt und in Ewigkeit, so thu', was ich Dir jetzt sagen will. Lege morgen früh Deine stärkeren Kleider an, nimm' Dein mütterliches Erbgut alles und stell' Dich, als wolltest Du nach Eschen Dorf in die Kirche gehen. Mor-

gen ist Margarethentag, da gehen manche Leut' in die Kirche. Auf der Föhrenhöhe gehst Du rechter Hand und so, daß Du bis zu Mittag nach Kürberg kommst. Es wird Dich dort Niemand leicht mehr kennen. Ist wer, der Dich fragt, wohin, so sage, Du gehst nach Sillthal zu Deiner Muhme auf Besuch. Eine Viertelstunde hinter Kürberg, wo der Wald angeht, zweigen zwei Wege auseinander; auf einem wirst Du einen grünen Tannenzweig liegen sehen, und denselben wirst Du einschlagen. Und überall, wo Wege auseinandergehen, nimm den, wo der Tannenzweig liegt. Eine Stunde unter Kürberg im Wald steht an der Straße die Rupertikapelle, dort wirst mich finden. Ist ein Weggenosse mit Dir, so geh' an der Kapelle vorbei und schau' nicht um, und bleib' weiter unten zurück; ich werde schon nachkommen. Weiter brauchst nimmer zu sorgen. Mache Alles genau so, wie ich Dir gesagt hab' und lasse Dein Geld nicht im Stich, das ist sehr wichtig, und mache den Abschied kurz, weil bald Wiedersehen ist.

Mit tausend Grüßen und Küßen, treues Herz, Dein . . ."

Weber sein Name noch der ihre war im Schreiben genannt, und das fand Helene klug, weil man doch nicht wisse, in wessen Hände der Brief fallen konnte.

Aber wie sie jetzt vom Papiere weg in ihre Umgebung blickte, sah Alles ganz anders aus. Es war ihr, als blicke sie aus der Ferne her auf Gegenstände, die mit ihr nichts mehr gemein hätten. Und als sie hinabging in den Hof und die Leute sah, die bei ihren angewiesenen Arbeiten thätig waren, und wovon dieser oder der andere sie mit irgend einem heiteren Worte begrüßte, kamen sie ihr alle wie Feinde vor. Sie mußte ja vor ihnen ein großes Geheimniß hüten; sie wußte, daß Jeder, der dieses Geheimniß sähe, nach ihrem Lebensglücke einen vernichtenden Schlag thun würde. Sie wußte,

daß dieselben Menschen, die hier so friedlich arbeiteten, sie so freundlich anlächelten, in zwei Tagen alle aus sein würden, um sie einzufangen wie ein wildes Thier; daß sie all' Verstand und Kraft aufbieten würden, ihren neuen Lebensweg zu zerstoren. — Sie fühlte Bitterkeit.

Ein Bote aus dem Murboden kam in den Hof und brachte ein Briefchen an Helene. Ihr Vater schrieb, daß er erst nach drei Tagen heimkommen würde, da die Fahrt in das Mürtzthal bestimmt worden sei; daß er für diese längere Abwesenheit zu wenig Geld bei sich habe und die Tochter ihm aus seinem Kasten fünfzig Gulden durch den Boten schicken möge.

Helene ließ dem Boten einige Erfrischungen vorsezen, begab sich in die Stube ihres Vaters, nahm den Schlüssel des Kastens von dem bestimmten Plaze, schloß auf, öffnete die unterste Lade, schob die alten Lederstücke bei Seite und auch ein Kästchen mit Schmuckgegenständen von ihrer Mutter und Großmutter, und nahm eine Ledertasche hervor. Sie fand in derselben eine Tausendgulden-Note, mehrere Hundert- und kleinere Stücke.

Mit Hast, als ob sie jedes Papierblatt in die Finger brenne, hob sie einen Fünzigguldenschein heraus, verwahrte dann Alles wieder, wie es früher gewesen war, und händigte dem Boten das Geld ein.

„Ich laß' den Vater grüßen,“ setzte sie bei, „und daß er . . . nur gesund bleibt.“

„Wird wohl, wird wohl, der ist gut versorgt,“ lachte der Bote.

An demselben Abende bekamen sie Helene nicht mehr zu sehen. Sie schloß sich in ihre Stube; die Leute meinten, sie wäre unwohl, es ginge ihr die zweite Heirat ihres Vaters nahe.

Helene konnte nichts, als immer und immer wieder den Brief Nicodemus lesen; er wirkte wie ein Bann

auf sie, zum Theil tödtete er ihr Herz, zum Theile regte er es auf zu Empfindungen, die brennend und wild waren. Endlich sah und hörte sie sonst nichts mehr als ihn und seine Worte.

Die ganze Nacht schloß sie kein Auge. Und als der sanfte Schimmer der Morgenröthe in's Zimmer fiel, stand sie auf, kniete hin vor das Kreuzifix und betete. Sie betete zu dem Geiste ihrer Mutter, deren Leib auf diesem Brette geruht hatte, bevor man sie hinausstrug. Sie betete für ihren Vater, daß er glücklich sein möge an der Seite seines zweiten Weibes, wie er es an der Seite seines ersten gewesen war. Und endlich betete sie für Nicodem, der so schwer geprüft war durch das Vorurtheil der Leute, und der doch so männlich war und großherzig, wie von seinen Verleumbdern keiner. Wie will sie ihm's lohnen mit ihrer Aufopferung und Treue! Nur Eines, Eines kann sie nicht, was er verlangt. Er wird ihr's verzeihen, wie er ja so gut ist und redblich. Wie will sie ihm's wünschen, daß er bald ein schöneres, sorgenloses Leben führen möge und die ungerechte Verachtung, unter welcher er so schwer und geduldig leidet, in große Ehren verwandle!

— Amerika! Sie hatte schon in ihrer Kindheit von dem Lande gehört. Die neue Welt! Wie da die Sonne heller scheinen wird, als in der alten. Wie die Blumen farbenvoller blühen und die Wasser klarer sein und die Menschen glücklicher leben werden, als in der alten! — Sie geht in eine andere Welt, ohne daß sie sterben muß, sie geht an der Seite des Liebsten dorthin — wie süß das ist! — Wenn sie heute auf dieser Bank läge, und morgen trügen sie vier Männer hinüber nach Eschenborn und legten sie in die Grube, die nur sechs Schuh tief ist — sie wäre weiter weg von ihrem Vater, als so, wenn sie in Amerika wird leben . . .

Sie zog sich an und nahm — wie er es gesagt hatte — die stärk-

sten Kleider. Der Rock vom Hals bis zum Fuße war aus feiner, dunkelblau bedruckter Hausleinwand. Der Hut war schwarz, wollig und aus Hafensilz, wie man solche in der Gegend trägt. Sie knüpfte ihn mit einem schwarzen Seidenbande unter dem Kinn fest. Sie packte ein Handbündel von den allernothwendigsten Dingen und konnte kaum aufhören einzupacken, weil ihr jedes Stück unentbehrlich schien. Da fiel es ihr erst ein, sie dürfe gar nichts mit sich tragen, um keinen Verdacht zu erregen. Trotzdem band sie das Bündelchen.

Jetzt war schon die Sonne aufgegangen. Die Hanne brachte das Frühstück und rief, als sie das Mädchen im halben Feiertagsanzuge sah: „So, Du willst auch fort, Helen'? Wie man meint, jetzt thät das Haus wieder voll werden, wird's erst recht leer.“

Helene blickte die Köchin unsicher an, dann sagte sie: „Am Margarethentag ist aus unserem Haus immer wer in die Kirche gegangen.“

„Ist ja so Recht,“ meinte die Magd, „ich denk', Helen', wir mögen jetzt wohl um viel Gnad' Gottes beten; bei der neuen Bäuerin werden wir sie schon brauchen.“

Helene hatte keine Neigung zum Essen, aber sie verzehrte doch ihr Frühstück. Sie hatte ja einen weiten Weg vor sich. Wenn sie wiederkehrt und in diesem Hause essen wird — das soll eine andere Zeit sein.

Als sie nun fertig war, und im Stübchen noch einmal rund herumgeblickt hatte, verließ sie es und ging in das Zimmer ihres Vaters. Sie that innen den Kiesel vor die Thür und öffnete hastig den Kasten. Sie zog die unterste Lade hervor, schob das Leder bei Seite, hob die Tasche und das Schmucktäschchen heraus und nahm von dem Schmucke ein kleines goldenes Kreuz.

Im Kasten, unter den Kleidern des Vaters hing auch der goldbe-

säumte Brustfleck, den einst ihre Mutter dem Vater gestiftet hatte. Als Helene dieses Kleidungsstück sah, brach sie plötzlich in ein bitteres Weinen aus. Die glückselige Zeit stand vor ihr mit Vater und Mutter, und wie die Mutter den Vater so unendlich lieb gehabt, und wie sie mild war und aufopferungsvoll, und wie sie Alles, Alles auf Erden hätte erduldet und hingegeben, nur ihrem Gatten zu Lieb'. — Der Zeilhofer war nicht immer der Zeilhofer, sondern in seiner Jugend ein armer Holzschläger gewesen, der im Kärntnerischen, Salzburgischen und Tirolischen herumziehen mußte, um Arbeit zu finden. In Tirol hatte er eine schöne Bauerntochter kennen gelernt. Sie hatten sich gern. Das Losreißen von den Eltern und von ihrem Land war auch nicht gut gewesen und überall hat's geheissen, eine solche Ehe zwischen dem Holzhauer und der Bauerntochter wäre nicht in der Ordnung. Aber sie hat ihn nicht verlassen, ist mit ihm gezogen in's Steirische her und hat ihm in seiner Heimat einen Bauernhof gekauft. Es ist ein gar schöner Estand gewesen. — Daß es die Tochter der Mutter nur nachmache! — Und der Vater, wenn er zurückdenkt auf seine eigene Jugend, und wie er froh gewesen sein wird, daß sein Gespons ihm treu gefolgt ist — er muß verzeihen . . .

Sie küßte sein Gewand und neßte es mit Thränen.

Endlich verschloß sie den Kasten. Dann stand sie in der Stube still und sagte: „Du liebes Haus, jeßt behüt' dich Gott!“

Dann schloß sie die Stube ab, verwahrte den Schlüssel und eilte rasch davon. Vor dem Hause, wo aus der Standröhre der ewige Wasserquell sprubelt, hielt sie die hohle Hand unter den Brunnen und trank daraus, und fuhr hernach mit der nassen Hand über die Stirne. Aus den Stallungen

gackerte das ganze Hühnervolk herbei mitsammt den watschelnden Küchlein, sie umkreisten das Mädchen, so daß es kaum einen Schritt vor sich hinzumachen im Stande war. Mit einigen scharfen „Pst!“ mußte sie sich Bahn brechen; aber die Hühner flatterten ihr noch eine Weile nach. Sie kannten ihre Gönnerin, hatten aber heute das Futter noch nicht erhalten, das sie des Morgens von ihr gewohnt waren.

Der Weg in's Amerika.

So hatte Helene, die Tochter des Zeilhofers, das Haus verlassen.

Die Wege über die Nachbarnfelder hin schritt mancher Kirchengänger. Auf den Wiesen arbeiteten die Mähder und die Sonne schimmerte in den Senfen und in den Thautropfen der Gräser.

Die Zeilhofer Mähder waren heute just nicht die fleißigsten, hingegen aber die lustigsten. Wenn Hochzeit so nah' ist! Da mußten sie sich doch einüben im Gefangelsingen; und das thaten sie redlich.

Da sang der Eine:

„Am heurigen Johr
Geht Dill's por und por,
Kur ih bin alloan,
Wir a Ständl afn Moan!“

Zweg sul ih nit trauri sein,
Wans mir a so geht;
Traurt's Stöandl afn Moandl,
Wans gor alloan steht.“

Und ein Anderer:

„Schau her, Dirndl, wia's Bachel
Von Berg owa rinnt,
Und schau her af mei Herzerl,
Wica d Liab auffa brinnt!“

Und ein Anderer:

„Diaz mecht ih douh wiffn,
Sul ih bleibn, sul ih gehn,
Mei Dirndl is sou liab
Und die Welt is sou schen.“

Is d Welt nouh sou schen,
 Weh dou gern wieda z Haus,
 Ohne diß, mei liab Dirndl
 Holt iß länga nit aus.“

Auch die Mädchen ließen sich hören und sangen Liedchen, die nicht minder unzweideutig waren, so daß sich Helene dachte: Sie sind alle verliebt.

Mit diesem Gedanken schied sie aus der Heimat.

Weiter oben auf der Föhrenhöhe wendete sie sich noch einmal um und sah zu den Häusern von Ober-Eschendorf zurück. Sie waren alle in den Silberrauch der Morgensonne gehüllt, so daß einzelne Hausdächer kaum von den Gebüschern zu unterscheiden waren. Nur an dem funkelnden Dachknopfe, der wie ein Sternchen herauf leuchtete, erkannte sie den Zellhof.

Auf einer alten Schwarzkiefer der Föhrenhöhe hing unter einem Dachschilbe das halbverwachsene und verwiterte Bild der heiligen Dreifaltigkeit. Vor demselben gingen drei Wege auseinander. Auf diesem Platze sehten die Ober-Eschendorfer ihre Leichen zu Boden, daß diese noch einmal in's schöne Thal von Ober-Eschendorf zurücksehen konnten, bevor man sie hinabtrug auf den Kirchhof zu Eschendorf. Helene dachte daran. Auch ihrer Mutter Sarg war auf diese braunen Baumwurzeln niedergelassen worden. Sie stand nun genau auf derselben Stelle.

Den steilen Eschendorferweg stieg mit glitzerndem Bajonnet auf dem Gewehr ein Gen darm heran. Als dieser die Wegzweigung sah und das Mädchen, that er die Frage: „Mit Erlaub, schöne Jungfrau, welcher Weg führt nach Ober-Eschendorf?“

Sie wies mit der Hand die Richtung und der Wachmann schritt fürbaß.

Sie sah ihm nach, so lange sein Bajonnet noch durch den Wald funkelte, dann schlug sie die Richtung gegen Rürberg ein. Der Weg zieht sich lange über eine Höhe hinaus, die mit viel

Moos und Heidekraut, aber wenigen, und das noch verkrüppelten Bäumchen bewachsen ist. Nach beiden Seiten hin sieht man die Gegend: links weites Walmland mit fruchtbaren Thälern; rechts über grünen Almen die blaue Fackelmauer des Hochgebirges. —

Aber Helene hatte kein Auge für die Schönheiten ihres Vaterlandes, das sie nun verließ; sie blickte stets vor sich auf den Sandweg hin — sie suchte nach den Spuren der Schritte dessen, welcher ihr heute auf diesem Wege vorangegangen war.

Es war sehr heiß, und hinter den Rämmen des Hochgebirges stiegen weiße Wolkenballen auf. Als Helene über weite Felder hinabschritt gegen Rürberg, läutete auf dem weißen Kirchturm die Mittagsglocke. Im großen „Gasthaus und Fleischhauerei“, das an der Straße stand, lehrte sie zu, setzte sich ermüdet und betrübt im Gastzimmer an das Ofentischchen, wo es kühl und dunkel war, und ließ sich eine Schale Suppe und ein halbes Seitel Wein geben.

Wie sie so dasaß und bei sich sann, kam es ihr vor, als gehe sie im Traume herum und wisse eigentlich nicht, wozu und wohin. — Es war hier schon Alles so fremd . . . Wie, wenn sie jetzt umkehrte? Gegen Abend wäre sie wieder daheim, und kein Mensch hätte eine Ahnung, was da hätte werden sollen. —

An anderen Tischen saßen mehrere Gäste, die ein sehr lebhaftes Gespräch führten. Die dicke Wirthin mit den aufgestreckten Hemdbärmeln und den silbernen Halsketten saß auch bei ihnen und war nicht die letzte beim lauten Diskurs.

Neben ihr noch eine andere Frau, die gerade nicht das kleinste Glas vor sich stehen hatte, und welche jetzt rief: „Nein, die mag der Pfarrer siebenmal von der Kanzel rufen, so glaub' ich's doch nicht. Die müßt' ich erst mit diesen meinen leiblichen Augen vor dem Altar stehen sehen.“

„Wenn die Nachbarin Montag über acht Tag' nach Eschendorf fährt, so kann sie das sehen,“ sagte die Frau Wirthin, „es ist ja nichts Neues mehr, sie reben schon überall davon. Wie er ihm das erstemal in's Haus kommen ist, soll ihn der Bauer zwar bei der Thür hinausgeworfen haben. Aber bei der hintern Thür ist der Fuchs halt allemal wieder hineingeflüchten.“

„Sie sagen,“ mußte ein Anderer zu erzählen, „er wär' immer auf den großen Lindebaum gestiegen und von demselben durch's Fenster in die Tochterkammer.“

Und wieder ein Anderer: „Wie der will', d'rin gewesen ist er, das weiß sich. Und der Zeilhofer hat keine große Wahl mehr.“

„Ist doch ein Erzschelm, dieser Schinder-Demi!“ sagte die Wirthin und lugte vertraulich in den Kreis ihrer Gäste. „Aber das sag' ich, wenn ich der Zeilhofer bin, es mag schon sein, was will, Dem geb' ich meine Tochter nicht! — Dem nicht! — Wenn ein Mensch einmal so schwarz ist, wie dieser Demi, und verschandirt, daß kein Hund mehr einen Bissen Brod von ihm nimmt! So Einer wird mein Schwiegertohn nicht!“ Und klatsch lag die flache Hand auf dem Tisch, daß die Ausspruch' auch gestempelt und gesiegelt war.

Helene hatte gemeint, sie wäre hier schon fremd. Nun sah sie, daß die Leute mit dem Zeilhofe so bekannt thaten, als stünde er in der nächsten Nachbarschaft. Nun erfuhr sie aber auch, und zwar an ihr selber, was das ist: Verleumbung, wie das entsteht und wie es eigentlich aussieht. Aber das Unrecht, das ihr geschah, that ihr nicht einmal weh, es zeigte ihr nur wieder klar, wie man Leute schwarz macht, die inwendig weiß sind, und wie man ihren Nikodem schwarz gemacht hat, der doch so gut ist. — Und sie konnte einen Augenblick an die Umkehr denken? Ihn, den ja Alles schon verlassen hat, sollt' auch sie ver-

lassen, auf die er liebevoll glaubt und vertraut! Und zurückkehren in's Haus, wo ihre Ehre zerrissen und vernichtet worden war! — Mit neuem Muthe trank sie ihren Wein zur Stärkung für die weitere Reise.

Einer der Gäste hatte während der Worte der Wirthin mit den Fingern auf dem Tische getrommelt, hernach eine zappelnde Fliege aus seinem Bierglase gefischt und darauf Folgendes gesagt: „Ihr seids närrische Leut', allmiteinander. Jetzt möchte ich wissen, warum der Nikodem die Zeilhofer-Tochter nicht sollt' haben dürfen. Er ist jung, gesund und ein bildschöner Bursch', und ist Unterofficier bei den Jägern. Ein gescheiter Kopf ist er auch, und wenn's d'rauf ankommt, daß er zuletzt Zeilhofer sollt' werden, so bringt er's so gut zuweg, wie ein Anderer.“

Helene an ihrem Dsentischen hatte gemeint, sie müsse aufspringen und dem Vertheidiger ihres Nikodem um den Hals fallen. Indeß sprach schon wieder die Wirthin: „Sagst was wahr ist, Walbjadel, aber die Bravheit hast vergessen; warum führst denn die nicht an?“

„Wer kann ihm was Schlechtes beweisen?“

Da lachten die Anderen.

Der Wirth trat ein und fragte, was es gebe.

„Herr, Du wirst es auch nicht glauben,“ rief ihm die Wirthin zu, „beim Zeilhofer z' Ober-Eschendorf ist nächst' Wochen Hochzeit.“

„Eine alte Geschichte,“ sagte der Wirth wegwerfend, „sind die Brautleut' vor etlichen Tagen schon vorbeigefahren.“

„Der Demi mit der Zeilhofer-Tochter? So möcht' ich doch bei meiner Treu' das Brautpaar gern gesehen haben. Er ist ja so sauber und sie soll, sagt man, auch ein schönes Mädel sein.“

„Na, na, das ist ja nicht so,“ versetzte der Wirth, „der alte Zeil-

hofer heiratet eine Witwe vom Murboden herüber.“

Noch ein Schlag auf den Tisch von der Wirthin, und dann entrüftet: „Aber das ist doch auf der Welt ungleich, was heut' zu Tag alles zusammengelegen wird! Und der Alte heiratet noch einmal? Na, der hat's auch noth, daß er seiner Tochter die eigene Hausthür verriegelt. Einem Möbel, das schon selber die schönsten Partien hält!“

Das Mädchen am Ofen verlangte zu zahlen.

„Bist gewiß von weit zu unserm Doctor hergekommen?“ fragte die Wirthin; „nicht? Ich hab' nur gemeint, weil zu unserm Doctor so viele fremde Arztgeherinnen kommen, und weil Du so still und traurig da'st, daß Du daheim ein Krankes kunnst' haben.“

Helene stand auf und ging. Als sie auf die schneeweiße und heiße Straße hinaustrat, schlug es ihr fast die Augen zu. Sie mußte sich mitten in den Häusern erst besinnen, welchen Weg sie einzuschlagen hatte; da sah sie zu ihren Füßen plötzlich ein Tannenreis, das mit einem Steinchen beschwert im Staube lag. Ein Zeichen von ihm; sie wandelte den Weg muthig weiter. Schulkinder begegneten ihr, die fragte sie, ob es da recht wäre nach Obersachsen. Einige antworteten mit ja, andere mit nein und lachend trippelten sie davon. Nur ein einziges Mädchen blieb stehen und sagte: „Nach Obersachsen ist es da schon recht, aber da müßt ihr durch einen Wald gehen, der fünf Stunden lang ist, und in welchem sie den Viehtriebler erstochen haben.“

„Ich danke Dir schön und da hast zwei Kreuzer!“

Das kleine Mädchen sah fragend auf und säumte anzugreifen.

„Nimm nur, und bet' dasür einmal ein Vaterunser.“

Die Kleine nahm und eilte gegen das Dorf hin.

Als Helene zum Rande des Waldes kam und noch einmal umschaute zu den Häusern von Kürberg, sah sie vor dem Wegkreuze, welches am Ende des Dorfes stand, das Schulmädchen knien. Das betete wohl schon sein Vaterunser für die Reisende.

Am Waldrande zweigte sich die Straße; die eine ging rechts über Hochwiesen hin, entfernten Häusergruppen zu; die andere ging sanft aufsteigend in den Wald hinein. Mitten auf dieser letzteren lagen drei Tannenzweige; und an einem dieser Zweige lag eine Wegewarte und eine wilde Hyacinthe. Helene zog ihr Büchlehen hervor. Wegewarte: „Die Liebe soll Dich leiten.“ Hyacinthe: „Laß' den Muth nicht sinken.“

Fröhlich ging sie in den Wald hinein.

Zuerst war an beiden Seiten der Straße ein Dickicht von jungen Lärchen, über das herein die Sonne noch auf den Weg schien. Bald kamen hohe Fichten- und Tannenbäume mit ihrem Schatten. Mancher Baumast streckte sich weit über die Straße, wie ein drohender oder warnender Arm. Manches Gestämme war knorrig und umflochten von langem, sahlem, Nadel- und rindenlosem Geäste. Andere Bäume waren schlank und glatt bis hoch hinauf und zwischen ihren röthlichen Stämmen gähnte die endlose Dunkelheit des Waldes durch. Helene hatte hier für Alles Augen, weil sie sich ängstigte. Sie hielt die Hand an ihren Busen, als gälte es schon, ein Gut zu schützen, welches sie vielleicht vom Hauße ihres Vaters mit sich trug. Sie war noch nie durch einen so wilden Wald gegangen. Aus einem niedergebrochenen Baumast brach sie sich einen Stock, den hielt sie fest in der Hand.

Als sie eine Weile gegangen war, hörte sie aus dem Waldesdunkel her plötzlich einen Schrei. Sie stand nicht still um zu horchen, sondern beschleunigte ihre Schritte, trat aber so leise auf, daß sie die Wiederholung der Stimme vernehmen konnte, und die-

selbe endlich als den Ruf eines Habichts erkannte. Auch hörte sie bisweilen das Gurren von Wildtauben. Die Straße ging immer sachte hinan; mehrmals zweigten sich Seitenwege ab und immer lag auf der breiteren Straße der Tannenweig.

Da machte sie sich Vorwürfe über ihre Angst. Er war ja bei ihr, er begleitete sie so sorgsam und treu, und bald soll sie an seinem leiblichen Arme wandeln.

Aber der Wald blieb immer finster und die Straße blieb immer einsam. Früher war das Mädchen ermüdet gewesen; aber jetzt fühlte sie sich neu erfrischt, hastig und hastiger wurde ihr Gang, — sie ahnte die Nähe des Geliebten.

Endlich schien die Straße die Höhe des Berges zu erreichen, um sich jenseits so gemach abwärts zu senken, als sie diesseits emporgestiegen war. Durch das Geäst schimmerte ein Rothes. Es war das Dach der Kapelle. Helene meinte, sie müsse hinstürzen wie ein gehetztes Reh, aber sie ging langsam. Ihr Auge sank zu Boden, und vor der Kapelle stand sie unbeweglich still und blickte nicht seitwärts.

Sie hörte keinen einzigen Laut. Auf der Straße lagen zackige Tafeln der Sonne, die sich durch das hohe Gewissel gebrochen hatten. Ameisen liefen geschäftig über die lichten Flächen; Mücken kreiften in den Strahlen.

Endlich blickte Helene gegen die Kapelle hin. Diese war mit einem eisernen Gitter verschlossen. Drinnen in der Mauernische stand Sanct Rupertus vor einem Hirschkopfe, zwischen dessen Geweihen ein Christuskreuz ragte. Sonst war nichts in der Kapelle und die platten Steine vor derselben waren in ihren Fugen mit Gras bewachsen. Neben der Kapelle war ein Anger mit kurzem Grase, ganz beschattet von den umstehenden Tannen. Auf diesem Grase ruhte Nikodem und schlief.

Helene trat leise hinzu und blickte auf ihn nieder. Die Sorgen und An-

strengungen der letzten Tage mochten ihn erschöpft haben, sein Gesicht war blaß. Eine Ameise lief über seine Stirne; Helene wollte schon die Hand ausstrecken, um das Thier zu verschrecken, da fiel es ihr ein, sie wollte ihn schlafen lassen und bei ihm Wache halten. — Er war in seinen gewöhnlichen Kleidern, deren Taschen gefüllt erschienen und den Wander sack ersehen mochten. Nur anstatt der blauen Mütze lag ein brauner Hut neben ihm. Und sein in das Gras niedergehender Arm hielt noch leicht den Wanderstock umfaßt.

Seine Lippen zuckten zuweilen, als habe er einen lebhaften Traum und müsse in demselben reden. — Er vertheibigt sich vielleicht im Geiste gegen die schweren Anschuldigungen, Verleumdungen. Oder er spricht mit dem Oheim in Amerika und empfindet ihm seine Braut. Oder er flüstert zu ihr selber, wie er jetzt ja den Arm an sein Herz legt. — Liebster Mann! Du weißt es gar nicht, wie ganz und einzig ich Dein bin . . .

Eine geraume Weile war sie so vor dem Schlummernden gestanden, da war es ihr plötzlich, als habe sie donnern gehört, als wäre ein Gewitter im Anzuge. So beugte sie sich, legte ihre Hand auf die seine und lispelte: „Nikodem!“

Er regte sich und schlug die Augen auf. Er schien befremdet, daß er sich im Walde fand; als er das Mädchen vor sich sah, lächelte er.

„Nun bist Du da,“ sagte er, „nun sollst Du ein wenig ausrufen.“

„Ich bin nicht mehr müde und ich glaube, es ist ein Gewitter nicht weit.“

„So wollen wir gehen.“

Er erhob sich und faßte sie an der Hand: „Helene, jetzt glaub' ich es, daß Du mich lieb hast.“

Sie antwortete nicht, und er fragte nicht weiter, wie der Abschied von daheim war und was ihr unterwegs etwa wohl begegnet sei.

Sie gingen Hand in Hand fürbass die Straße, immer etwas abwärts,

immer durch Walb, der hier hoch und finster war, dort eine Lichtung bildete, daß man hinaussehen konnte in die fernern blauen Berge, über welchen sich höher und dunkler das Wolkengebilde ausdehnte.

„Dieses Amerika muß wohl weit weg sein“, bemerkte das Mädchen einmal.

Er gab keine Antwort.

Helene wollte nicht verrathen, wie sehr sie die Füße schmerzten, aber er merkte es an ihrem Gange, und wie sie sich auf seinen Arm stützte. Er schlug vor, zu rasten; sie fürchtete sich vor dem Gewitter und sagte, sie werde schon gehen.

Die Sonne war ziemlich tief hinter die Wipfel hinabgesunken.

„Wir haben noch drei Stunden bis nach Oberschachen“, sagte Nitodem.

Helene blieb stehen und sprach die Hoffnung aus, daß gewiß ein Wagen des Weges fahren würde, der sie mitnähme.

„Das ist unwahrscheinlich“, meinte der Bursche, „um diese Zeit wird nicht viel durch den Kürwalb gefahren; die Post geht in der Woche nur zweimal und heute ist kein Posttag. Ich finde es aber nicht nöthig, daß wir uns so quälen, um heute noch nach Oberschachen zu kommen. Das Gewitter würde uns doch überraschen. Wir wollen früher ein Dach und eine Unterkunft über Nacht leicht finden, daß wir morgen wieder frisch und heiter wandern können.“

Bald darauf kamen sie an eine Stelle, wo sich links quer durch das Gesträuche ein Waldweg abzog. Auf diesem Wege lag nun zwar kein grüner Tannenzweig, wohl aber dürres Lärchengestirnte und rothes Genabel — doch Nitodem schlug ihn ein und Helene ging lautlos mit ihm. Hoch in den alten Lärchen hüpften Eichkläschen auf und nieder, daß es knirschte, und manches aufgeschreckte Wildhuhn rauschte durch, daß das Mädchen erschrocken zusammensuckte. Der Weg wurde schlech-

ter, der Gang steiler, und da sich über den Himmel bereits das dunkle Gewölke gezogen hatte, der Walb immer finsterner.

„Das ist jetzt schon bald zum Fürchten“, bemerkte das Mädchen.

„Warum?“ fragte er und blickte sie lebhaft an, „an das wirst Du Dich gewöhnen. In Amerika gibt es noch ganz andere Urwälder.“

— Sollen wir denn in die Urwälder gehen? dachte Helene, schwieg aber still.

In den hohen Wipfeln begann der Wind zu rauschen, während am Fuße der Bäume, wo das Paar langsam und mühsam dahinschritt, nicht das leiseste Lüftchen zog. Sie kamen zu einer Quelle, wo das Mädchen auf einem Steine rasten und zur Kräftigung einige Blätter Waldkresse essen wollte. Da fielen schon die ersten Tropfen und der Mann zog Helene hastig mit sich fort, bis sie in einer von Hasel- und Himbeerbüschen dicht bewachsenen Schlucht vor einem hölzernen Häuschen standen.

Dieses Häuschen war, aus der nahen Meilerspur zu schließen, einst wohl die Wohnung eines Kohlenbrenners gewesen; jetzt wuchsen an seinem Thürpfeifen die Brenneisen und aus seinen scheibenlosen Fenstern strahlte die schwärzeste Finsterniß hervor. Das Häuschen schien schier versunken in's Buschwerk, so daß Nitodem sich erst den Pfad bahnen mußte hin zur Wandbank, über welcher ein Vorsprung des Bretterdaches Schutz bot.

Nitodem zog das Mädchen zu sich auf diese Bank und sagte mit der Miene des Behagens: „Jetzt mögen die Wolken bersten, wie sie wollen, wir sind im Trocknen.“

Das Mädchen athmete auf, wie nach der Ueberwindung einer großen Last. „Halt Dich wacker gehalten, mein Schatz!“ sagte er und legte seine Hand auf ihre Achsel. „Und nun will ich aber sehen, ob meine kleine Hausfrau auch für eine Zausle georgt hat.“

Dein Alter, mußt Du wissen, hat heute einen prächtigen Appetit.“

Helene erschrad.

„Ei!“ lachte er, „wir wollen es ja so machen, wie die Andern, der Mann bringt die Mittel in's Haus und das Weib bereitet sie zum Genuß.“ Damit zog er einen Ballen aus dem Sacke, in dessen Umhüllung sich ein frisches, rohes Stück Fleisch befand. Ein anderer Sack barg einen Blechbehälter, in welchem Wein war. Verschiedenes Zugehör fand sich auch vor.

Das Mädchen aber stand auf und sagte sehr ernsthaft: „Du mußt mir keinen Vorwurf machen, Nitodem, daß ich jetzt auf der Reise noch nicht für das Essen Sorge. Mußt Dir merken, daß ich noch nicht Deine Hausfrau bin.“

„Wirßt es aber schier sein müssen, wenn uns sonst Niemand das Wildpret kocht.“

„Ich bin gar nicht müde,“ fuhr sie fort, „das Wetter wird auch nicht viel bringen und mir ist es am liebsten, wir gehen gleich wieder weiter. Hier können wir doch nicht bleiben.“

Lachend rief er: „Ja, mein liebstes Herz, auf der Reise muß man sich in Alles fügen. Nach Obersachsen können wir heute nicht mehr gehen; und wie Du weißt, daß wir Flüchtlinge sind, ist es weit rathfamer, wir rasten die Nacht in einer abgelegenen Hütte. Morgen um diese Zeit sind wir vollständig sicher und fahren schon auf der Eisenbahn.“

„Ich kann nichts dagegen sagen,“ meinte sie, „Du wirßt es am besten wissen — aber daß wir da beisammen bleiben, ist nicht mein Wille.“

„Raum ist in der kleinsten Hütte,“ rief Nitodem, und stieß fast übermüthig die Thür des Häuschens mit dem Fuße auf. Im Innern sah es nicht ganz so elend aus, als man vermuthet hätte.

Es war eine gut erhaltene Feuerstelle, ein Tischchen, eine Lagerstatt mit Stroh, ein Schrank da, und sogar einige Kochgeräthe hingen an der Wand. Auch Glaschuber standen an den Fen-

stern, die aber zurückgeschoben waren. Ein Rienspanbuschen, der am Herde lehnte, etliche verrußte Heiligenbilder, die als Hausaltar prangten, vollendeten die Einrichtung; das Schlechteste an der ganzen Wohnung war nur das zerbrochene Holzschloß an der Thür, welches Nitodem eben selbst zerhört hatte.

„Wir können sehr zufrieden sein,“ sagte dieser, die Stube durchforschend, „der Himmel meint es uns gut gleich am ersten Tage.“

„Also, ist es Dir recht, Nitodem?“ fragte das Mädchen.

„Gar nichts Besseres zu wünschen!“

„Nachher ist es mir auch recht.“

Nun huben sie an und richteten sich ein. Helene trug Holz in's Haus, machte Feuer an und ließ sich's anlegen sein, aus dem mitgebrachten Wildpret einen Naturbraten zu Stande zu bringen. Da das Gewitter sich nur in vielem Blitzen und Donnern erging, ohne sich des Weiteren in Regen zu ergießen, so huschte Nitodem draußen in den Büschen herum, auf daß er Heidelbeeren und Himbeeren sammle. Auch Erdbeeren, die zwischen Steinen wuchsen, ließ er nicht ungepflückt. So kam er mit einer köstlichen Ernte zurück und fand im Hause den Tisch schon gedeckt, in Ermanglung eines andern Stoffes mit dem lichtblauen Wortuche Helenens. Das Mädchen hatte die Oberkleider abgelegt; es erschien in einem leichten, häuslichen Anzug. Hatte in der Stube auch schon hübsch aufgeräumt. Herd, Bett, Bank und Tisch so gut bestellt, als es bei den wenigen Mitteln nur immer möglich war.

Auf einem reingehewerten Brettchen zer schnitt sie nun den prächtig duftenden Braten und er entlockte den Wein. Sie fragte ihn, wie er denn zum Wildpret gekommen sei; er antwortete, er hätte heut' früh einem Wildschützen einen erschossenen Hirschen abgejagt und aus dem Thiere das Stück Fleisch herausgeschnitten.

„Ich hab' gemeint, Du hättest den Hirschen selber geschossen,“ sagte sie.

„Schmeckt er Dir nachher besser, so denk' halt, ich hätte ihn selber geschossen.“

Sie waren heiter, lachten und scherzten und die Mahlzeit ging vor sich, als hätten sie schon seit Jahren in diesem Hause gewohnt. Daß sie beide den Braten mit den Fingern in den Mund führen und den Wein aus Einem Halse trinken mußten, das socht sie nicht an; Adam und Eva im Paradiese hätten, wie Nikodem bemerkte, nicht einmal das gehabt.

Und dann kamen auf den grünen Tellern der Sauerampferblätter die Früchte: die Heidelbeeren, die Himbeeren, die Erdbeeren. Nikodem fragte Helene, ob sie wisse, wie verliebte Leute Erdbeeren pflücken.

Sie antwortete, daß sie das nicht wisse.

„So will ich Dir's lehren. Jedes von uns nimmt ein Erdbeersträußlein in den Mund, aber so, daß die Beeren von den Lippen niederhängen. Nun muß Jedes mit den Lippen die Erdbeeren des Andern pflücken und dabei Acht haben, daß das eigene Sträußlein nicht aus dem Munde fällt. Ich vermett' alle Himbeeren, das bringst Du nicht zuwege.“

„Das wird keine Kunst sein,“ sagte Helene, nahm ein Sträußchen zwischen die Zähne und der Bursche that auch so. Sie pflückten sich gegenseitig mit den Lippen die Beeren herab, ohne daß auch nur eine einzige zu Boden fiel; und die Sträußchen blieben festgeklemmt zwischen den Zähnen; daß schließlich die rothen Lippen selbst für Erdbeeren gehalten wurden, versteht sich von selbst.

Als dann endlich abgespeist war, und als das knisternde Herdfeuer seinen freundlichen Schein an die Wände der Stube warf, weil es draußen schon dunkelte, und als an die Nachtruhe gedacht wurde, bat Helene den Burschen, er möge mit der leeren Blech-

flasche zur Quelle hinauf gehen und frisches Wasser holen; es verlange sie des Nachts, wenn sie erwache, bisweilen nach einem Trunk.

„Mein lieb' Dirndl, den sollst Du haben!“ sagte Nikodem zärtlich, nahm die Flasche und ging hinan gegen die Stelle, wo sie beim Herabsteigen die Quelle gesehen hatten. Es war eben das Rinnjal schon zerfließt, welches einst dieses frische Wasser zum Häuschen hinabgeleitet hatte. Die Quelle war ziemlich entfernt, der Abend schon sehr dunkel, aber Nikodem stieg fröhlich hinan und fröhlich herab — wie freute er sich, daß er endlich seiner Auerliebsten den Trunk Wasser reichen konnte!

Als er zurückkam, war die Hütte leer. Das Feuer brannte wie früher auf dem Herde, alles andere war wie früher da, aber Helene fehlte, und kein einziges Stück von ihrer Kleidung, und keine einzige Spur von ihr war da.

Nikodem stand zuerst rathlos und blickte umher. Dann sah er nach in den Winkeln, ob sie ihn nicht neckte; dann ging er vor das Haus und horchte, und rief ihren Namen; dann strich er in den Büschen herum und ging voll von Liebe und von Zorn die Schlucht aus und ein, und kehrte wieder in das Haus zurück — und fand sie nicht.

Es war spät, die Herdflamme war verlöschen. Nikodem zog seinen Rock aus, hob aus demselben eine Pistole hervor, untersuchte den guten Stand ihrer Ladung und legte sie auf den Tisch, der an der Bettkante stand. Und sich selbst streckte er mit einem Fluche auf's Stroh.

**Sie stehen mich anken — und
hielten Gericht . . .**

Am andern Morgen, um die Zeit des Sonnenaufgangs wurde er durch einen leichten Schlag auf die Wange geweckt. Helene stand vor ihm, frisch und munter und reisefertig.

„Wo bist Du gewesen?!“ Das war sein erstes Wort. Strenge, Zärtlichkeit und Neugierde lag darin.

„Ueber dem Ziegenstall, der da hinterhalb angebaut ist, auf dem guten Heu hab' ich geschlafen. Ich denke wohl, daß auch Du eine friedsame Nacht wirst gehabt haben.“

„Helene, wie hast Du mir das anthun können?“ sagte er vorwurfsvoll und setzte bei: „daß Du mir so ganz heimlich fortgegangen bist! Hast Dir's nicht denken können, daß mir das weh thun muß?“

„Das wohl, aber ich hab' mir auch denken können, daß Du heut' früh wieder ausgeföhnt sein wirst. Und jetzt steh' auf, Bärenhäuter, daß wir bei Zeiten in's America kommen.“

— Sie war so unbegreiflich, wie es die Liebe selbst ist. —

Er stand auf, sie verzehrten den Rest des gestrigen Nachtmahl's und verließen das Haus.

Helene schrie noch in die Thür hinein zurück: „Dank' Dir Gott, Haus, für's Dach, aber dableiben möcht' ich nicht bei Dir!“

Früh ausgerastet, war sie auch frisch aufgeräumt im hellen, klaren Morgen. — Vielleicht freute sie sich auch über ihre List und den Sieg. Die Männer sind leichtsinnig, so heißt's ja allerwege. Ist ihnen vielleicht angeboren und steht Manchem gut; nur muß man sich von ihnen nicht auch selbst leichtsinnig machen lassen. —

Sie waren nach langem Waldwege endlich wieder zur Straße gekommen. Es wurde aber beschlossen, dem Orte Obersachsen durch einen Umweg auszuweichen. Nikodem setzte fest, daß, im Falle sie von irgend Jemandem um Name und Charakter gefragt würden, sie das Ehepaar Namens Brudner wären — Leichgräberleut' aus Böhmen. Er habe einen Schein bei sich, der darauf laute.

„Ja, hörst,“ meinte das Mädchen bedencklich, „wir kommen aber recht in's Lügen hinein.“

Seine Antwort war: „Wer a sagt, der muß auch b sagen, da hilft kein Mittel.“

„Das kannst Du thun, wenn's schon sein muß. Ich red' einmal was wahr ist, oder laß' die Leut' fragen und bin ganz still.“

„Und — was ich weiters sagen wollte,“ versetzte er fast zögernd, „es wird gut sein, wenn wir, Du oder ich, das Geld sorgfältig verwahren, oder gar in's Kleid einnähen.“

Dabei sah er so schief drein, als ob er auf eine Antwort lauerte.

Ihre Antwort war: „Ja, das wird gut sein.“

Er war recht heiter geworden. Er trillerte zum Schritte den Takt, er ahmte den Gesang der Vögel nach, er sang Liebesliedchen auf Helene.

Die Gegend war freundlich und licht geworden und hatte ein almenartiges Aussehen.

Zu Mittag lehrten unsere Wanderer in Lenzel ein und ließen sich ein gutes Mahl bereiten. Die Leute im Gasthause machten sich über dieses Paar so ihre Gedanken. — Sie thun, miteinander wie Verheiratete, sind's aber nicht. Geschwiister sind sie noch weniger. Brautleute? Das mag sein, aber auf ihre Hochzeit werden Die nicht viele Gäste laden. Mein Gott, was heutzutage doch für Leute auf der Strafe sind!

„Darf ich nachschenken?“ fragte der Wirth und nahm die leergewordene Weinflasche beim Kragen. Nikodem gestattete es. Und als es dann zum Zahlen kam, sagte er leise: „Jetzt sei so gut, Helene. . .“

Sie blickte ihn an, zog dann ihr Geldtäschchen hervor und beglich die Zechen.

„Sind halt doch Eheleute gewesen,“ sagte später der Wirth zu den Seinen, „er ist Simandl, sie hat's Geld im Sack.“

Als sie wieder unterwegs waren, sagte Nikodem: „Wie ich mir's bedenk', geht's nicht, daß wir in Sittthal in

den Eisenbahnzug steigen. Wir müssen, daß wir weiter kommen, mit dem Eilzug reisen; der hält in Sillthal aber nicht an. Wir gehen nach Neuhofen hinab, ist um eine halbe Stunde näher und kommen dort noch zurecht zum Eilzug.“

„Und daß ich bei der Ruhme in Sillthal den Brief an meinen Vater schreib?“

„Herz, das geht nicht. Wir haben es so bestimmt, es ist wahr, aber man muß handeln nach den Umständen. Du wirst dem Vater ja von Hamburg aus schreiben.“

Das Mädchen hatte keine Entgegnung. Sie dachte an den armen Vater, welcher heute auf den Zeilhof heimkehren und sein Kind nicht finden wird.

Nikodem errieth ihre Gedanken und sagte: „Der mit seinem nagelneuen Weib wird jetzt nicht viel fragen nach Deinem Brief.“

Nun schwieg sie erst recht und schwieg lange. Sein Ausspruch hatte ihr weh gethan. Sie gab ihm auf mehrere Bemerkungen keine Antwort, so daß Nikodem lachend rief: „Jetzt ist unsere Lieb' schon gar fest, jetzt bricht sie nimmer, denn wie sind schon böß' aufeinander.“

„Bist leicht auch Du böß' auf mich?“

„Helene, Du sollst mir die Schwierigkeiten, die ich ohnehin nur mit Noth überwinden kann, nicht noch größer machen.“

„So will ich nichts mehr sagen. Thue Du wie Du willst, mir wird Alles recht sein.“

Sie wanderten weiter und kamen endlich in das Thal hinaus, in welchem der Markt und die Station Neuhofen liegt. Sie gingen geradeswegs dem Bahnhof zu. Das Signal verkündete schon den Eilzug.

Nikodem leitete das Mädchen in einen Winkel des Wartesaals und flüsterte: „Helene, jetzt gib her.“

„Was denn?“

„Das Geld, ich muß die Karten lösen.“

„Ich hab' ja kein's, um Gotteswillen!“ hauchte sie angstvoll.

Nikodem wurde blaß, seine Augen traten hervor und füllten sich mit Blut. — „Das wäre verflucht!“ murmelte er, „nein, Helene, mach' jetzt keine Späße, es ist nicht mehr viel Zeit! Dein Geld, das Du von Heim mitgenommen hast!“

„Du, Nikodem!“ entgegnete sie und blickte ihm scharf in's Gesicht, „ich hab' mein Taschengeld mitgenommen und ich hab' zum Andenken von meiner Mutter ein Kreuzel mitgenommen. Sonst hab' ich nichts.“

„Dein Erbgut! — Helene!“

„Das wird doch nicht Dein Ernst gewesen sein, daß ich an meinem Vater einen Diebstahl sollt' begehen! Und was wär's denn anders gewesen?“

„Dein Erbgut, Helene!“

„Das Geld, welches im Kasten meines Vaters liegt, ist nicht mein Erbgut.“

„Und hast kein Geld bei Dir? — Und wie hast denn gemeint, daß wir fortkommen sollten?“ fragte er hastig, aber tonlos.

„Da hab' ich gar nichts gemeint, weil es Deine Sorge ist.“

„Jetzt sind wir fertig.“ —

Der Bahnbeamte hatte gleich bei dem Eintritt des Paares mit besonderem Interesse durch den Glasschuber auf dasjelbe hingelugt. Er durchflog wiederholt eine Depesche und schickte dann eilig einen Boten in den Markt, an das Gendarmerie-Commando.

„Verfluchtes Weibervoll!“ murmelte Nikodem in den Winkel hin, „wer mit den Weibern was anhebt, der ist hin. Den Männern nachlaufen, da sind sie nicht faul, aber wenn man ihnen was Anders aufträgt, da sind sie dumm und blöb, und falsch vor lauter Ehrlichkeit.“

„Reinst mich?“ fragte Helene.

„Hast Deinen Vater betrogen um das Seine, und bist zu tugendhaft,

als daß Du ihm das Deinige wolltest nehmen. Mich hast verblendet und umgarnet, daß Du mich kannst zu Grund' richten. Was ist denn an Dir, was hab' ich denn von Dir? Der Teufel hat Dich mir an den Hals gehegt!"

Helene stand da wie eine Bildsäule, keine Aufregung war an ihr zu bemerken. Ihr Blick, der noch immer auf dem innerlich wüthenben Burschen lag, war nicht mehr streng, nicht zornig, und war nicht bittend — er war gleichgiltig und kalt.

Jetzt schlug die Glocke an und der Zug brauste in den Bahnhof.

„Eine Minute!"

Nikodem stand einen Augenblick vor dem Mädchen, preßte die Hand auf die Brust: „Um tausend Gotteswillen, Helene, verzeih' mir!" stürzte hinaus auf den Perron und mischte sich in das Gebränge der Ein- und Aussteigenden — es waren deren Viele, denn Neuhofen ist eine Touristenstation. In demselben Augenblicke schritten zwei Gen darmen durch die Halle des Bahnhofes. Nikodem sprang in ein noch offenes Coupé des sich schon wieder bewegenden Zuges und schlug hinter sich rasch die Thür zu.

„Anhalten! Anhalten!"

Der Bahnwächter winkte mit dem Fähnchen, der Zug hielt wieder still; die Gen darmen eilten zum Coupé, in das Nikodem gefsprungen war, rissen den Schlag auf — da knallte ein Schuß....

Der Sitzzug hatte heute in Neuhofen fünf Minuten Aufenthalt. Die Gen darmen schleppten einen Totben aus einem Coupé erster Klasse.

Der Deserteur Nikodem Parischka hatte sich vor ihren Augen eine Pistolenkugel durch's Herz gejagt.

Helene drängte sich zwischen den Leuten durch, den Totben zu sehen. Dann taumelte sie seitwärts und fiel zu Boden.

— — — — —
Sie mußten beide vor's Gericht. Helene gab offene Antwort auf alle Fragen und gestand, sie hätte den Bur-

schen geliebt und nicht geglaubt, daß er schlecht wäre. Aber in der letzten Stunde hätte er sie davon überzeugt und sie wäre nun zufrieden. Sie lehre zum Vater heim, sage aber das: eine Andere, die einen Mann so lieb' habe, wie sie den Nikodem, die folge demselben auch nach Amerika.

Dem todben Burschen aber, der nicht mehr reden konnte und dem man vielleicht auch nicht geglaubt hätte, selbst wenn er geredet haben würde, dem öffnete man den Schädel und die Brust mit dem Secirmesser, um in sein Inneres zu sehen.

Sein Fleisch und Blut war, wie das anderer Menschen. — Jene Ursache, die des weiteren den Menschen bewegt, zu sein wie er ist, wird dem Secirmesser unsaßbar bleiben. — Sie hüllten ihn in ein Tuch und senkten ihn hart an der Kirchhofsmauer in ein enges, tiefes Grab.

Der Kasianienzweig in der Blumen-sprache.

Der Zeilhofer war wie wahn-sinnig. Das Erste, als er nach Hause gekommen und die Suche nach dem Mädchen anging, war, daß er die Thür in seine Stube aufsprengen ließ. Sie war aber nicht im Zimmer. Im Kasten war Unordnung, aus der Geld-lade waren die Lederstücke geworfen, des Weiteren fand sich Alles in Richtigkeit. — Alle Räume des Hauses waren wiederholt durchsucht, alle Nachbarschaften durchforscht worden, bis man endlich glauben konnte, daß Helene fort wäre. Aus Eschen Dorf war sie am Margarethentage nicht zurückgelehrt. Aber in Eschen Dorf war sie an jenem Tage gar nicht gesehen worden. Der Zeilhofer wußte nicht, was anfangen. Zweimal ließ er einspannen, um dem vermischten Kinde nachzufahren, aber er wußte nicht, nach welcher Richtung hin die Pferde zu lenken und blieb zu Hause. Sie mußte ja doch von selber kommen, sie mußte kommen.

So nachhaltig kann der Verführungsteufel nicht wirken, daß er das ganze Herz eines von Natur aus so gut gearteten Kindes für immer verwüstete. Wohl, dieser Mensch ist im Stande zu hezen — das hat er von seiner Mutter. Aber im Himmel lebt ein Gott, der das junge, unerfahrene Wesen nicht verläßt!

Seit zwei Tagen ist sie abwesend; seit zwei Tagen ist der Urlauber in Ober-Eschendorf nicht mehr gesehen worden. Urlauber? Es war ja ein Deserteur; war — wie es jetzt herauskam — vor fünfzehn Tagen einberufen worden und nicht erschienen. Als der Gendarm im Dorfe nach ihm späberte, war er davon — mit dem Mädchen davon. Stedbriefe flogen nach allen Seiten aus. Der Zeilhofer hatte am zweiten Tage graue Fäden in seinem Haar.

Das wollte aber die Bachwirthin nicht, daß ihr Bräutigam grau sollte werden noch vor der Hochzeit. Sie sagte daher: „Was wirst Dich da so viel scheeren, Franz! Wenn sie schon so weit ist, daß sie diesem Vagabunden nachläuft, so ist es ein kleiner Schab' und nicht der Rüh' werth, daß man sich ihretwegen grämt. — Und“, setzte sie lachend bei, „das Elend wird sie schon wieder heimtreiben!“

Von dieser Rebe an hatte der Zeilhofer auch keine Braut mehr.

„So bist Du, Bachwirthin?“ gab er ihr zur Antwort. „Wenn das Deine ehfräuliche Theilnahme ist und Deine Mütterlichkeit — hernach spann' ein und fahr hinüber in Deinen Murboden. Wir zwei sind fremd!“

Ging zornig davon und war zweiter Witwer, bevor er zweiter Ehemann gewesen war.

Mit einer zeternden Inzassin fuhr der Wagen davon; aber mit einer weinenden fuhr zur nächsten Stunde ein anderer in den Hof. Der Bauer sah ihn kaum, so stürzte er schon zu ihm hin. Helene sank ihm in die Arme.

Er führte sie in ein Stübchen, in das weiße, freundliche, wo die Bilder

waren und im Glaskästchen das Haar-geflechte von der Mutter.

Hier kniete Helene nieder vor dem Vater und bat ihn um Verzeihung.

„Steh auf, Mädel, steh' nur auf. Ich seh schon, Dir muß es schlecht ergangen sein.“

„Ich hab' ihm mehr geglaubt, als Euch,“ schluchzte Helene, „und jetzt hab' ich's sehen müssen, wie er sich erschossen hat.“ — Sie erzählte dann ihre Flucht und das Geschehnis auf dem Bahnhose zu Neuhofen, hatte aber kaum genug Fassung, es thun zu können. Der Bauer nannte den Mikodem einen Schurken. Und daß der einen Dheim in Amerika gehabt hätte, wäre so wenig wahr, als wie alles Andere, was er je gesagt hätte.

„Ich bitt' Euch, Vater,“ rief Helene, „von Natur aus kann er nicht schlecht gewesen sein. Aber die Verachtung, die er hat leiden müssen! Was die kann anrichten in einem Menschen, das hatt' ich schier selber erfahren. — So tief hat er Niemanden getränkt auf der ganzen Welt, als wie mich. Ich will Gott bitten, daß ich's kann vergessen. Er hat's blutig gebüßt.“

„Und Du —?“ Der Bauer wendete sich weg, „ich getraut mich nicht zu fragen — was Du zu büßen hast.“

„Daß ich Euch hab' verlassen können, Vater, daß ich's so hab' verlohnt, wie ihr's doch so heilig recht mit mir habt vermeint. Das will ich Euch ab-bitten, all mein Lebtag lang.“

„Und — sonst nichts? — Nein, Mädel, gib mir keine Antwort; ich möcht' Dir nicht glauben wollen, Du kunnt'st von ihm das Lügen haben gelernt!“

„Ihr roßt mich zurüd — und es geschieht mir Recht,“ sagte sie voll des Schmerzes; „aber, ich nehm' dieses Kreuz in die Hand, das hab' ich mitgenommen, es ist von meiner seligen Mutter.“

„Gib Acht, daß Du Dich nicht ver-sündigst!“

„Ich weiß nicht's Besseres, bei dem ich Euch kunnt schwören, daß ich

bei Eu'rer Hochzeit vor Gott und Euch noch einen grünen Kranz darf tragen.“

„So ist ja Alles gut!“ rief er laut und hell und riß das Mädchen an seine Brust: „So bist ja wieder mein Kind, mein süßes, gutes, mein liebes Venerl!“ Und er wollte sie schier ersticken mit seinen Umarmungen und Küffen. „Gott Lob und Dank! Jetzt hab' ich's wieder gefunden, mein Herz, mein Kind — Dein Kind, Du mein liebes, einziges Weib! — Gott Lob und Dank!“

Mit den Armen fuhr er sich über das Gesicht — all' umsonst, es waren immer wieder die hellen Thränen da.

„Helene!“ brach er noch einmal aus, „schlecht hat's ausgesehnt mit Dir, schauderlich schlecht. Aber Unrecht hab' ich Dir doch gethan. Dein grüner Kranz, der freut mich. — Zu meiner Hochzeit,“ das sagte er leiser, „wirft ihn aber nicht tragen. 's wird so gut sein. Die Sache hat sich wieder zerschlagen. Wir wollen fortleben, wie wir bisher gelebt haben. Du bist bei mir und schau'st auf mich und auf's Haus, und soll schon einmal eine Ver-

änderung sein, so schickt sich's besser, es kommt ein neuer Bauer auf den Hof, als wie eine neue Bäuerin. — Wird sich der Rechte schon finden, Helene, mußt nicht verzagen, und leicht kommt Dir das, was Du jetzt hast erfahren, noch recht gut zu statten.“

An demselben Abend — es war im heißen Juli — machte Helene im Ofen ihres Zimmerchens ein Feuer an. In diesem Feuer verbrannte sie welke und dürre Blumen und Pflanzen, und endlich auch das Büchlein, genannt die „Blumensprache“, unter deren Rosen sich die Schlange barg. Als aber das Feuer verglommen war, lag noch fast unverfehrt auf der Asche der Blütenzweig einer wilden Kastanie. — Der Spruch, der dazu gehörte, war verbrannt mit dem Büchlein.

Aber im Gedächtnisse Helene's wurde er noch einmal wach. Der Kastanienzweig über der Asche eines Gesunkenen bedeutet:

„Ich strebte, wie Alle, nach süßem Glück,
Sie stießen mich hart in den Staub zurück.
Sie liehen mich sinken und hielten Gericht,
Und ahnten den Streit meines Herzens nicht.“

An den Dichter

der „Hymne eines Glücklichen“ (Heimgarten, I. Jahrgang, Seite 895.)

Du singst ein Lied vom Glück in diesen Tagen,
Wo der Leute Eröstung und Behagen
Alleinig nur aus Weltverachtung spriest?
Du singst ein Lied vom Glück, dem hohen, reinen,
Und jubelst dort, wo And're grunzen, greinen!
— O Freund, wie abgeschmact Du bist!

Und bist Du glücklich, gut, sei's im Geheimen,
So wie man sündigt, ohne es zu reimen
In lautem Liede vor der Welt Gericht.
Das Laster, selbst die Tugend wird die Welt verzeihen,
Das krasse Elend in der Dichtung weihen,
Nur Glück verzeiht sie nicht.

Hans Kallfer.

Ein Tanz vor der Mahlzeit.

Zeitgedicht von Viktor Käfer.

1.

Feld Keinede spaziert' einmal
 Vom Paus durch Wald und Busch in's Thal.
 Es trieb ihn aus nach Lust und Kühl',
 Da Malepart ihm war zu schwül.
 Denn seiner Kinder Doppelpaar
 War voller Schnupfen und Katarrh,
 Weil's in der Jugend Lebermuth
 Gespielt bei kalter Regenfluth,
 Und nun bereits den dritten Tag
 An haar'ger Bräune niederlag,
 Weshalb man auf der Kerzte Rath
 Nicht Thür noch Fenster öffnen that.
 Zum Andern trieb den klugen Mann
 Die Wisbegier so dringend an,
 In Zeitungsbältern nachzuseh'n
 Wie uns're Völkerhändel steh'n;
 Ob denn der leid'ge Sprachendrei
 Noch immerfort im Prodeln sei;
 Wie viel Vereine man schon zählt,
 Und welcher noch zum Elend fehlt;
 Ob der Wadtschar — Europens Herr!
 Noch riegelt an der Deutschensperr';
 Ob Kiteriki und Morgenpost
 Noch scheuern an dem Pfaffenrost;
 Dann, was denn am Chassepot-Gewehr
 So gar viel Wunderfames wär',
 Daß selber die Unsehlbarkeit
 Sich's für Mentana vorgeweih't,
 Und, wie verlaudet, schüßevoll,
 Mit Einem zehnmal treffen soll. —
 Da plötzlich fällt ihm wieder ein,
 Was heißen soll „Vorschuß-Verein“.
 Verein? analysirt er klug,
 Scheint wieder nur ein neuer Trug;
 Die Menschen all' sind ein Verein,
 Woju zerfasern Groß in Klein?
 Verein! — der Geld, Vertragen borgt,
 Und doch nur für sich selber sorgt,
 Mit Eig'nem die Gewinne theilt,
 Und gnädig kleine Wunden heilt.
 Und „Vor-Schuß“ gar! — fatales Wort,
 Man schießt ja so schon immerfort,
 Jetzt wollen sie Vereine gar,
 Zu hilgen auch das letzte Haar!
 Es gruselt ihn, selbst unverehrt,
 So oft er was vom Schießen hört.

2.

Es war gerad' zur Sommerzeit,
 Kein Mensch im Felde weit und breit,
 Sich überlassen die Natur,
 Zu schalten, schaffen auf der Flur,
 Die Zeit sich schönmend mit Gesang
 Vom Morgen bis Sonn'untergang.
 Rings Rand die Welt in Saft und Kraft,
 Mit Frucht und Wehren vollbeschaft,
 So daß wie im Schlaraffenland
 Kaum Alles den Verzehrer fand

Und Vieles unbenüht verdarb,
 Das an der Leberfülle starb.
 Nur Eins — die Sonne war zu heiß,
 Die selten zu gebahren weiß,
 Bald Alles in die Blüthe lodt,
 Bald wieder bis zum Eise stodt,
 Jetzt losend alle Welt umfängt,
 Dann herb in Donnerwolken hängt,
 Daß ihrer Gnußt — wie schöner Frau'n
 Nicht für beständig ist zu trau'n.
 Und schon so alt! Doch stets noch schön.
 Sie weiß mit sich wohl umzugeh'n,
 Und stellt ihr Alter nicht zur Schau;
 Sie wäscht sich täglich klar mit Thau,
 Und für die Flecken im Gesicht
 Vergißt sie auch der Schminke nicht,
 Die auf die junge Lenzeswelt
 In Farb' und Duft herunterfällt.

3.

Spazieren ist die frömmste Art,
 Wie man sich Leib und Seele spart.
 Spazieren setzt die Sinne rein,
 Hügt der Gefühle Chaos ein,
 Trägt stets bei sich den Schlüssel still,
 Vom Herzen, das sich öffnen will,
 Und lodt selbst hinter'm Leidensthor
 Des Lebens frische Lust hervor —
 Zumal in schattiger Waldeskühl',
 Wenn rings die Lüfte ruhen schwül,
 Nur würziger Hauch die Blätter regt,
 Die Nachtigall im Busche schlägt,
 Die Vögel schlüpfen her und hin,
 Zum Neste tragend den Gewinn,
 Das Häßchen die Siefta hält,
 Als Ihr die Wachtel schlägt im Feld,
 Und heiter schmückt des Himmels Blau
 Des Daseins holden Wunderbau.
 Da ruhet sich's so liebewarm
 Der süßen Sehnsucht weich im Arm;
 Da streichelt die Vergessenheit
 Von jeder Stirn die trübe Zeit,
 Und reicht von bunter Träume Quell'
 Den Göttertrank des Friedens hell.

4.

Zu solcher Zeit spaziert der Feld,
 Von dem ich die Geschichte meld',
 Sich aus, nur nicht so aufgelegt,
 Als er sonst zu spazieren pflegt.
 Denn ungewöhnlich ist er schlant,
 Es quält ihn was, als wär' er krank,
 Ihm ist beim Herzen seltsam heiß,
 Doch nicht vor Durst, so wie er weiß. —
 Ihn quält ein Uebel anderer Art,
 Das Manchen antommt, der nicht spart,
 Auf einmal heut' sein Dab' und Gut
 Mit leichtem Flatterfenn verthut,
 Was morgen erst zu brauchen wär',
 Dann Dülse heißst vom lingejäh; —

Ein Uebel, dem des Spruches Bann,
Und keine Predigt helfen kann,
Nicht Mathematik, nicht Chemie,
Am Wenigsten die Poesie,
Die doch so manchen herben Schmerz
Verbeißen kann im Liederstern,
Mit sammt' nem Handschuh dann und wann
Der Noth die Wange streicheln kann.
Was nützt auch all' gelehrter Tand: —
Liegt Hunger auf der flachen Hand,
So etelhaft und so gemein
Wie bei der Kron' ein Kieselstein!

5.

Zu loben sind die Frommen viel,
Die, äugelnd nach dem Himmelsziel,
Verdammen alle Wissenschaft,
Weil sie nur Schelmen stärkt die Kraft;
Weil alles Wohl erhöht im Preis,
Seitdem die Welt so Vieles weiß;
Weil Wissenschaft dem wahren Licht
Die Ampel stoch in Stüde bricht;
Minister macht von feinstem Schliß,
Aushedt den Adolantenriff;
In's Parlament den Redner schießt,
Der sed in jedes Auge blickt; —
Und daß der Bauer weit entfernt
Vom wahren Heil, seit er was lernt.
War Adam, Eva denn gelehrt?
Das Paradies — wem hat's gehört?
Behielten sie's durch römisch' Recht?
Und aßen, tranken doch nicht schlecht.
Erst seit der Mensch sich losgesagt
Vom Himmel ist er so geplagt,
Erwirbt im Schwweiß des Angesichts
Auf Erden und im Himmel nichts.
Was Einem nicht Natur verlieh,
Das einstudirt er dennoch nie,
Und keine Kunst ersetzt den Sinn,
Der aus sich selber weiß wohin.
Da seht euch Keinecken nur an!
Der ist auch sich ein ganzer Mann.
Kunst, Wissenschaften braucht er nicht,
Er folgt nur immer eig'nem Licht; —
Erkennt die Arten im Terrain,
Die Dörfer, Wäld' und Desfiléen,
Die Berg' und Wälder überall
Weit besser wie ein General.
Das kommt, weil ihm Geographie
Natur wie Vögeln unerleieh,
Nicht daß er sie aus Büchern las,
Wo Mancher glaubt, er kann schon was.
Denn allweg's ist's doch nur der Geist,
Der Jedem seine Wege weist,
Und wenn nicht der das Rechte spricht,
So nützt auch alles Lernen nicht.
Drum laßt die Kinder hüßch zu Haus,
Und schickt sie nicht zum Lernen aus,
Sonst werden Seelenkrüppel d'raus.
An Fürwitz nur und Dunkel reich,
Den einst gefall'n'en Engeln gleich —
Wie's in der Welt so Viele gibt,
Die Jeder meidet, Niemand liebt,
Und denen soll mit Recht gescheh'n,
Wie später wir — am Gänsschen seh'n.

6.

Wie Keinecke so schlenbernd schleicht,
Hat eine Lichtung er erreicht,
Die einsam, vom Gesträuch umgrenzt,
Dasengleich gar lieblich glänzt.
Und hält' er heut' ein wenig nur
Geschmack und Sinn für die Natur,
So blieb' er nicht im Busche steh'n,
Sie melancholisch anzuseh'n,
Er spräng' hinaus und wälzte sich
In ihrem Arm herzinniglich.
Allein er ward schon jung belehrt
Das Kleid zu halten unversehrt,
Auch zeigt er nicht wie hohe Herr'n
Den angestammten Purpur gern,
D'rum bleibt er anonym und denkt:
Will seh'n, wie mich das Glück beschenkt,
Und hält sich still im dunklen Dicht,
Als ihn — 'was in die Witt' rung sicht!
Er steht — er lauscht — er regt sich nicht —
Und schnüffelt aus der Waldesluft
Etwas heraus wie Wildpretduft;
Doch wie er auch die Augen dreht,
Noch hat er nichts davon erspäht.
Der Ort — so muß er sich gesteh'n —
Ist für den Anstand munderstöhn,
Er ducket sich daher ganz leif'
In's tiefverhang'ne Fichtenreiß,
Und überläßt sich in Gebuld
Bei scharfer Wacht des Glückes Feind.

7.

Wie aber oft sein Unheil will —
Sah ihm ein Feind nah' in der Still',
Die Polizei der Waldesnacht,
Die über alles Thierreich wacht,
Die Elster Hanni lobefam,
Die just vor unserm Helden kam.
Sie guckte stillbergnützig hinaus
In's allgemeine Lebenshaus,
War ohne Wunsch und Sorge satt,
Vom Schnabel bis zum Schwanz glatt,
Besah die Welt sich, wie sie steht,
In der es ihr gemüthlich geht,
Wie dem Banquier, der obenauf
Beligt der Staatspapiere Lauf,
Und nebenbei nur spekulirt,
Wo ihn ein Weg zum Adel führt;
Der feststeht in dem Staatsruin,
Wenn Alles dort — er sitzt im Grün. —
Die Elster nun spürt kaum den Fuchs,
So hebt sie sich zum Fliehen flugs,
Und zeter, daß der ganze Wald
Von hundertsachem Echo hallt.
Das hat Schwarzweissen unserm Mann
Gar oft schon neidisch angethan,
Dah es, war er in Hungernoth,
Durch Betern ihn gebracht um's Brod;
Doch weiß er auch, daß dies ihm oft
Gar nützlich ward ganz unerbhofft,
Weil ihm von fern kam zugejagt,
Was sonst gewiß ihm blieb versagt,
Und hält sich, klug abwartend, still
Zu dem, was sich begeben will. —

So geh't mitunter dem Genie!
 Verschrien ward noch jedes hie,
 Der feilen Federn Pöbelstab
 Schlägt Wanden noch in seinem Grab.
 Der Abhub geist'ger Schmauserei'n
 Wünscht eben auch bemerkt zu sein.

8.

Geflogen kam zur gleichen Zeit
 Ein Gänschen, das sich selbst befreit.
 Zu lieblich lud der Tag es ein,
 Sich endlich einmal auszufren'n.
 Wer sitzt auch immer gern zu Haus'
 Und bessert alte Kleider aus?
 Wer hört die Weisheit alter Herr'n
 Und Lanten tåg- und stündlich gern?
 Das ew'ge Einerlei zu thun,
 Vor lauter Sorge nie zu ruh'n,
 Das soll ertragen wer's vermag,
 Die Freiheit sucht auch ihren Tag.
 Wozu sind Keise, wenn verstedt?
 Wozu Gefühle ungewedt?
 Die Gleichsucht schlag' in's Alter ein,
 Soll nicht bei Jungen immer sein.
 Auch sagte sich das Gänschen zart:
 Bist ja noch immer nicht gepaart,
 So ist dein Wille frei für dich,
 Bis dich nicht holt ein Gänserich. —
 Genug, sie kam hoch über Wald
 Und fand die schöne Lichtung bald,
 Die einsam wie ein Paradies
 Geschaffen schien zum Schwächten süß,
 Umschiffte sie im Bogenzug,
 Und sent' dann nieder ihren Flug,
 Bis sie zuletzt im hohen Gras
 Zuft in des Kreises Mitte saß. —
 Vom Flug ist zwar so Manches traus,
 Doch hilft hier bald der Schnabel aus;
 Das Collier wird rechtgelegt,
 Der Hüttig etwas durchgesetzt,
 Der Busen mit Parfum geschmiert,
 Das heut' noch keinen Namen führt,
 Trotzdem daß Krämergaunerei
 Nach Namen hascht pikant und neu,
 Und der Artikel bis zur Frist
 Noch nicht im Preiscouranten ist,
 Auch nicht im Apothekensaal,
 Wo doch so Manches steht zur Wahl.
 Und als dies Alles war geschah'n,
 Da war die Buhlin wirklich schön!
 Wie wogt' ihr da die volle Brust,
 Geschwellt von Jugend-Maienlust!
 Ihr Kleid war rein wie frischer Schnee,
 Die Hände zierte gelb Glacé;
 Das Haupt, nach Pfauenart erhöht,
 War würdevoll zurückgedreht;
 Und reizend gab der rotze Mund
 Verhalt'ner Küsse Sehnsucht kund;
 Auch war sie ohne Reifrock rund;
 Die Schleppe war so feix und lang,
 Daß ganz verdeckt davon ihr Gang.
 Nachdem sie sich noch rings beschaut,
 An ihrer Laiz' sich selbst erbaut,
 Streckt sie vergnügt das runde Bein
 In Wiesengrün und Sonnenschein,
 Und nickt in sanftem Schlummer ein.

9.

Des Tages Gattin ist die Nacht,
 Die, wenn er ruht, ihn treu bewacht,
 Und sorglich, daß ihn niemand hört,
 Dem Dasein jeden Laut verwehrt; —
 Sie aber geht zur Ruhe nicht,
 Bis Morgens glänzt sein Augenlicht,
 Dann schleicht sie in ihr Kämmerlein,
 Und läßt den Mann Gebieter sein.
 So steht die Eh' vieltausend Jahr'
 In Eintracht und wohl immerdar.
 O selig wer ein Weib besitzt,
 Das ihres Mannes Gut beschützt,
 Mit ihrem Namen unbesleckt
 Des Mannes theure Ehre deckt,
 Den Frieden wahr und gern erklärt,
 Daß sie den Mann als Höchstes ehrt! —
 Zwar sagt man ihr so Manches nach:
 Sie schaff' ihm auch viel Ungeach;
 Sie sei umworben, sehr verehrt,
 Weil sie des Mond's Besuch nicht wehrt;
 Es sei so manches Sternentind,
 Dem Tag ein fremdes Angebind,
 Das sie geschickt in's Weite stellt,
 Daß es nicht in die Augen fällt.
 Allein wie oft geschieht es nicht,
 Daß sie dem Mond verlösch' sein Licht,
 Ihn gar nicht läßt zur Audienz,
 Ihm streng verweigert die Lizenz.
 Dann aber heiß't: „Die finst're Nacht!
 „Das böse Weib, das niemals lacht!
 „Man kennt schon ihren Kniff, die List,
 „Warum sie gern im Finstern ist.“ —
 Und Manches noch, von welchem klar
 Erwiesen, daß kein Wort ist wahr.
 Es ist nicht leicht, ja möglich kaum
 Der Zung' zu legen einen Saum.
 Indessen — wie schon stets ein Fehl
 An Allem klebt — ist's auch kein Fehl,
 Daß uns're liebe Mutter Nacht,
 Troß ihrer hehren Frauenpracht,
 Gar manche Schwächen an sich hat,
 Und daß ihr Lob nicht gar so glatt.
 An übler Laune leidet sie,
 Und regelloser Fantasie;
 Auch hält sie ihr Gesind' nicht fest,
 Dem sie die Wirtschaft überläßt,
 So daß im Schlaf manch' nest'iger Geist
 Als Traum gar üblen Dienst erweist; —
 An Launen, weil nicht Allen gleich
 Sie theilt von ihrem Friedenreich;
 Sie schenkt der Liebe viel zu viel,
 Und macht's dem Leidenden zu schwül;
 Und legt sie auch mit zarter Hand
 Auf Wunden süßen Traum's Verband. —
 Zeigt' uns ein Traum, wie's mit uns steht,
 Und wo der Weg zum Heile geht?
 Zeigt' Einer uns recht Feigelliar,
 Des nächsten Augenblicks Gefahr,
 Daß man dem Unheil hielt' die Wehr,
 Und nicht erläß' dem Ungefähr?
 Doch daß kein Geist etwas verräth,
 Der in der Nacht haustren geht,
 Das ist der dümmste Meisterreich,
 Der Nacht sammt ihrem Geisterreich.

Und welche strebt mit Gaukelei'n
 Zu stellen ein verrücktes Bein,
 Mit Fleiß verlodet spät und früh
 Zum Segen in die Lotterie;
 Besonders komm', so sagt die Mähr',
 Das größte Glück von Hamburg her —
 Und Gottes Segen sei bei Eohn, —
 Nur hat ein And'rer nichts davon.
 Zwar gibts Traumbüchel — viel verehrt —
 Sie deuten aber stets verkehrt;
 Auch Betteln gib's wie Lenormand,
 Die's Schicksal lesen aus der Hand,
 Aus Karten, Ziffern, Stund' und Tag
 Verkunden — was man glauben mag.
 Der Mensch bleibt eben ungewarnt
 Vor'm Unheil, das ihn still umgarnet.
 Das eben ist des Unheils Macht,
 Daß es mit schönen Zähnen lacht,
 Ein Glück uns vor als Köder legt,
 Und langt wer zu — die Hand ihm schlägt.

10.

Die Dummheit ist ein theures Gut,
 Der man gar viel zuliebe thut;
 Man läßt sie sich nicht nehmen un
 Sein ganzes Erd- und Himmelsthum.
 Sie ist auch so bequemlich und
 Nach allen Seiten gar so rund,
 Und gar nicht von besond'rer Last;
 Sie bleibt der angenehmste Gast.
 Am liebsten grübelt sie im Nichts
 Den Grundsatz nach: wenu's tracht, so bricht's.
 Ihr ärgster Feind ist der Verstand,
 Biederey, aller Welt bekant;
 Kund wird er nie trotz allem Schliß,
 Und wehrt sich gegen jeden Griff.
 Die streiten sich seit Anbeginn,
 Nicht eben mit gar viel Gewinn;
 Doch kommt's zuletzt zum Friedensschluß —
 Verstand den Kurzern ziehen muß,
 Denn höflich sein bleibt immer recht —
 Gar gegen schwächeres Geschlecht.

11.

Wir folgten im Gedankenspiel,
 Fast über alles Maß und Ziel,
 Verherrlichend der Vorigen nach,
 Die, fehlt sie auch, noch nichts verdrach;
 Doch was sie an dem Gänschen that,
 War weder Scherz noch guter Rath.
 So warf sie in das junge Blut
 Der Gans des Leichtsinns Angel gut,
 Und zeigt ihr, wie dem armen Ding
 Die Zukunft voller Geigen hing:
 Von fetter Weide wohniglich,
 Vom schönen Reichern Gänserich,
 Von ahnentreicher Sippschaft und
 Biel and'rer Wonne kunterbunt,
 So daß das gläubige Gemüth
 Der Ärmsten siedend heiß erglüht.
 Der Unschuld schwant ja nie vorher,
 Wie Lücke spielt mit Lieb und Ehr',
 Gleich Reineten zur Lauer liegt,
 Und sich des Raubes vorgerügt.
 Gab's eine Elster, die verrieth,
 Wenn Jugend nach der Falle zieht!

Die Elster hätt' zwar viel zu thun,
 Raum Zeit, zur Mähligkeit auszuruh'n,
 Und Elstern gäb's in Füll' und Füll',
 Und nicht ein Augenblick blieb' still —
 Doch gäb' es einen Anwalt da,
 Bedrohter Unschuld schüßend nah;
 So frägt es sich am Ende sehr —
 Ob Mancher lieb' die Aufsicht wär'?

12.

Süß ist der Trost der Einsamkeit,
 Die Jedem hält den Sitz bereit,
 Der mit dem Glück im Pader liegt,
 Das sich nicht gern den Wünschen fügt.
 Sie bietet Jedem, der sie sucht,
 Gewiß des Friedens gold'ne Frucht,
 Und lenkt verirrtens Geistesbild
 Auf der Erkenntniß Bahn zurück.
 Nur schmeichelt sie auch oft zu viel
 Dem eigensinnigen Gefühl,
 Das gern, rechtshaberisch, allein
 Bewohnen will des Busens Schrein,
 Und lispelt immer in das Ohr,
 Wonach man sehnt, was man verlor.
 D'rum ist nicht gut allein zu sein;
 Am besten wohl vertraut zu Zwei'n.
 Wo Eins dem Andern nehmen soll
 Von seiner Bürde übervoll,
 Nicht aber zündeln am Verstand,
 Bis er zuletzt geräth in Brand. —
 Der Dichter nur muß ganz allein
 Bei seinem Schöpfungswerte sein.
 Wie einst, da in der Chaoswelt
 Das erste Licht die Nacht erhellte,
 So wird's in seinem Geiste klar,
 Die kühnsten Bilder werden wahr,
 Und schweben wie ein Geisteschor
 Aus ungeahntem Sein hervor,
 Nur mild bei seiner Schöpfermacht
 Verkündet er mit Geistespracht
 Rings die Natur — und strebt allein
 Zu segnen, schönend zu erfreu'n.
 D'rum schliehet, Frau'n, auf eurer Bahn
 Euch unbedingt dem Dichter an;
 Er schmeichelt, doch verführt euch nicht,
 Wenn er zu eurem Herzen spricht;
 Erhebet euch an seiner Kunst —
 Nur strebt nicht selbst nach Rufengunst —
 Ihr bringt es kaum bis zum Metier!
 Die Dichtung ist verklärtes Weh.
 Der Dichter braucht ein starkes Herz,
 Gar hart gekühlt von Leid und Schmerz,
 Und meint nicht mit seinem Thun
 Im sichern Arm des Glücks zu ruh'n.
 Er lehrt den Menschen Mitgefühl
 Und find't doch Feind im Weltgewühl,
 Und in der Dichter Wunderland
 Führt ihn des Lebens raube Hand
 Auf Wegen voll Gestein, Gedörn,
 Nach einem Ziel — ihm ewig fern!
 Gleich Robinson, sieht er zuletzt
 Sich in ein Weltmeer ausgefetzt,
 Und ihn verfolgt das Loos des Rain —
 Er soll nicht — kann nicht glücklich sein —
 Und wenn er nach dem Lorbeer langt,
 Sieht er ein Gut, vor dem ihm bangt;

„Erkenntniß“ nennt sich dessen Frucht,
Im Paradiese schon verflucht!
Das Weltall ist sein Vaterhaus —
Und das löschet selbst sich Sterne aus.
Er steigt empor, der Verke gleich
Die rings erweckt des Frühlings Reich;
Ihr folgen Herz und Auge nach —
Doch Niemand fühlt ihr Ungemach,
Im Winter ohne Kost und Dach!
Die sich gewiegt im Sonnenschein —
Auf Straßen fristet sie ihr Sein,
Und Jeder sieht den Jammerton,
Der Lied einst war am Himmelschthon.
Verkostet nur das Loos der Kunst,
Ihr Frauen! — Hier gebt's keine Gunst! —
Nacht Verse, werft die Kadel weg,
Kochlöffel, Scheer' und Eßbestek,
Schreibt Hände voll Novellen, und
Vergeht den Recensentenbund
Zählt nicht der Jubelmacher-Schaar
Vorab den Zeh'nt vom Honorar;
Löst nicht bei dem Verhimmelertum
Die Einlastarten zu dem Ruhm;
Zeigt nicht vor Redacturen-Thron
Den Adelszettel „zu“ und „von“, —
So läßt man euch vergessen seh'n,
Enttäuschet werdet ihr dann seh'n,
Wie einsam der auf Erden bleibt —
Der Kunst — gar Poesie betreibt.

13.

Wie auf Smaragd die Perle liegt,
So ruht das Gänchen stillbergnügt
Im Wiesenspüß und Sonnenschein
Und athmet Düste schlummernd ein.
Des Fittigs mächtige Herrlichkeit
Lag ausgestreckt drei Ellen breit;
Der volle Busen regt sich kaum,
Ihn füllt ein Liebes-Dämmer-Traum;
Zuweilen zuckt, wie noch im Flug,
Ein wacher Kern — doch hüten klug
Entschleiert dann den gold'nen Kranz
Des Auges seinen wachen Glanz,
Den Umkreis sorgsam auszuspä'h'n,
Und — schimmernd wieder zu vergeh'n.

14.

„Si muove“ rief der Frankenheld
Bei Dresden in dem Siegesfeld,
Erkruft, daß sein Wanderverdrang
Die Peere der Allirten zwang,
Als ihren letzten Rettungsdnerb,
Zum Kampf zu stellen die Reserv',
Und rief wie aus dem Höllenthor
Zum letzten Schlag: „Kanonen vor!“
So Keinede nicht mind're Gluth
Im Herzen spürt nach frischem Blut
Und denkt: Zeit ist es an der Zeit —
Und machet sich zum Sprung bereit.
Bedenklich nur geh't's ihm zu Sinn,
Zum Ansturz ist's doch weit dahin!
Zu offen liegt ihm auch der Plan,
Im Dunkel griff' er lieber an.
Angleich dem Helden im Gedicht
Homer's, der lieber kämpft im Licht,

Und wenn's im Rath der Götter lag,
Doch lieber fiel am hellen Tag.
Alein, wer trifft auch immerfort
Zu seinem Thun den rechten Ort
Und gar die allerbeste Zeit?
Denn vor der Thür ist Mancher klug,
Doch drinnen nicht geschickt genug.
Daher des Lauderns Langeweil',
Das niemals förderlich dem Heil.
Gedacht — gethan! so klingt der Spruch,
Ich weiß nicht mehr in welchem Buch,
Und dann geschieh't's auch manchmal noch,
Daß Füchsen hängt die Traub' zu hoch.
Doch mit Geduld zu rechter Zeit —
Und etwas Rückwärtslosigkeit —
Trug Mancher schon den Sieg dabon,
Das lehrten die Napoleon.
Nun half hier freilich auch's Gebet,
Denn ohne das nichts glücklich geht.
Das Heucheln ist ein alter Frauch,
Es hilft ja dem Banditen auch.

15.

Nun greift zwar mancher kluge Kopf
Recht dreist in der Fortuna Topf,
Zieht doch heraus die leere Hand,
Weil — nichts mehr sich darin befand;
Ein Andern war bereits darin,
Und holte vorweg den Gewinn.
So war's jüngst Keineden geschah'n,
Als er nach Würsten ging zu seh'n,
Die ausgewittert ihm sein Weib.
Iwar ging er nur zum Zeitvertreib,
Da ihm's Plalat nicht war zur Hand,
Wo die Annonce von Würsten stand —
Und wo mitunter Manches steht,
Daß uns der Appetit vergeht; —
Auch kam ihm, weil die Füchsin schwor,
Die Sache nicht ganz richtig vor.
Sie hatte just so langen Arm,
Als ihr die Würst' noch schienen warm,
Und Kaltwurst? — hm! wer sie nicht hat,
Wird — allbetannt — von ihr nicht satt;
Dann nennt er sie ein Leibgericht,
Das mit zu vieler Würze sticht;
Auch ist sie ihm zu complicirt;
Soldk' Essen hat er nie subirt.
Er bleibt bei deutscher Hausmannskost
Gefund und leichten Muths getroßt.
Alein, was thut nicht, wer verliebt?
Und gar, wenn's Vaterpflichten gibt?
So hatt' er denn bei Mitternacht
Mit seinem Weib' sich fort gemacht,
Und strich an Baches Weidenrand
Zur Mühle, die vereinsamt stand.
Die Mühle war ihm längst betannt,
Doch war er nicht in sie verrannt,
Denn weil sie ohne Federzucht,
So hatt' er selten sie besucht.
Daß Würste heut' hier sollten sein,
Ging seinem Glauben gar nicht ein.
Wie hatt' er Schweine hier verpüert,
Koch sonst etwas, so Mühlen ziert —
Zudem kein Mond am Himmel thront,
Wo er zu reisen nicht gewohnt.

Dies Alles gab ihm wenig Ruth,
 Doch ging er, seinem Weib zugut'.
 So kam er leif' zum Kellerloch',
 Das er mit Vorsicht scharf beroch,
 Ob Jemand nicht am Ende gar
 Zu gleichem Zweck schon drinnen war.
 Was hin und her nach Reisterart
 Das Gitter ab mit seinem Bart,
 Und guckte scharf, da Rüllertrug
 Der ganzen Welt bekannt genug.
 Jetzt schlüpf't er ein zum Wurstbesuch
 Nicht ohne frommen Bibelspruch,
 Wie ein Wandit Erfolg sich mild
 Erseht von seinem Gnadenbild,
 Das er zum Schuß in's Outband stecht,
 Eh' er den Dolch mit Blut bestecht.
 Allein im nächsten Augenblick
 Schon kam er — leerer Hand zurück;
 Und als sein Weib verwundert frug,
 Warum er keine Würste trug?
 Verseht' er barsch: „Sei nicht so dumm,
 Sie sind ja alle viel zu krumm!
 Das wußtest Du, und schobst mich doch
 Durch dies verdammte Bitterloch;
 Gedachtest meiner los zu sein,
 Ihn gleich wen Andern zu frei'n.
 Das solltest Du Dich unterseh'n!“
 Wehr sagt' er nicht. Was er geseh'n
 Verschwieg er bis zum heut'gen Tag,
 Weil er nicht gerne plaudern mag,
 Doch überlan's ihn immer wie
 Ein Frost ob dieser Landpartie,
 Wenn er des armen Pinze dacht',
 Der just vor ihm in jener Nacht,
 Nach eben diesen Wüsten ging,
 Und sich im Kellereisen fing, —
 Der noch die Wurst in Zähnen hielt,
 Mit der vielleicht er nur gespielt,
 Und doch dafür erlitt den Schlag!
 Und wie er noch im Zucken lag,
 Ihn Reinecke nicht konnt' befrei'n —
 Vor Schrecken nicht um Hilfe schrei'n —
 Da ließ er alles rasch im Stich,
 Ging lieber und saltirte sich,
 Und dankte still dem guten Glück,
 Daß Pinze ging in sein Geschick. —
 Das ist nun so des Glückes Wig,
 Es wechselt täglich Tisch und Sitz,
 Und kehrt's auf seinen Reisen ein,
 Mag's bleibend doch kein Stammgast sein.
 Und so ist's auch der gleiche Fall
 Mit allen Wüsten überall.
 Wer weiß denn, wem die Wurst gehört,
 Und ob, wer sie gemacht, verzehrt?
 Doch Eine Wurst bleibt unerhört,
 Nach welcher Niemand mehr begehrt:
 Die Preßwurst der Diplomatie,
 Gepfeffert gut, ganz voll doch nie,
 An ihrem End' auch offen stets.
 Ihr Sinnpruch heißt: „geräth's, so geht's!“
 Die Diplomaten machen's gut,
 Treibt Jeder an des Andern Gut,
 Und fragen dann unschuldig, rein:
 Wer mag das nur gewesen sein?

Zum Sprung' bereit verließen wir
 Den Helben in dem Baschreier.
 Ihn schnellen Blutdurst, Hungerweh,
 Der Worgier wilde Furie
 Vom Lager auf — jetzt rennt er an!
 Er stürzt aus dem Bersted herbor
 Der Kugel gleich vom Feuerrohr, —
 Doch war ein Saß zu kurz zuleht —
 Die Weite hatt' er unterschätzt!
 Auch fing ein Schlingtraut nah' am Ziel
 Den Fuß ihm — Glück, daß er nicht fiel! —
 Das Gänschen hielt zwar süße Ruh,
 Doch war ein Keuglein nicht ganz zu,
 Auch weckt, wenngleich verdeckt von Flaum'
 Ihr Ohr sie rasch aus ihrem Traum.
 Schnell hat sie sich, mit aller Kraft
 Vom grünen Kughett aufgerafft,
 Ein Fuß bereits in Lüften schwebt,
 Ein Flügel sich geschwungen hebt —
 Allein den andern faßt der Bahn
 Des Räubers an der Spitze an.
 Ein Flügelschlag noch — sie wär' frei —
 Ein Schwung, der Schrecken wär' vorbei,
 Doch halb in Luft, halb auf der Erd'
 Ist ihr die Nacht zu stieh'n verwehrt.
 Sie zerrt, versteht ihm scharfen Schlag,
 Ob sie sein Auge blenden mag,
 Und hindert so, wie sie sich reißt,
 Daß sie der Schelm nicht besser greift,
 Sie zißt, schießt aus den Augen Gluth —
 Doch steht der Schelm im Feuer gut,
 Es ist heut' nicht die erste Schlacht,
 Die er im Leben mitgemacht,

Betrachten wir den Stand der Schlacht,
 So zeigt sich nirgends Uebermacht,
 Nur daß das grelle Sonnenlicht
 Den Helben scharf in's Auge sticht,
 Daß er beinahe nicht kann seh'n
 Wie fürder wäre vorzugeh'n.
 Die Gans steht so bereit zur Flucht,
 Das sie sogleich das Weite sucht,
 Wenn Reinecke nur irgendwie
 Verlassen Kraft und Energie,
 Und dieser hat schon viel zu viel
 Erfahrung in dem Kriegespiel,
 Als daß er sich getekeh mag,
 Er sei der Glückliche vom Tag:
 Drei Fahnenspitzen hält er fest
 Vom ganzen holden Federneß,
 Und diese nur ganz nah' am End',
 Vom Hauptcorps fast drei Schritt getrennt.
 Dann scheint ihm auch die Hand bleffirt,
 Weil Schmerzen er am Finger spürt,
 Der gar so scharf ist eingeschnürt,
 Und darf doch keinen Nid' verdröh'n,
 Und diesem Leiden nachzuseh'n.
 So raffen beide lauern still,
 Wie dieser Unfall enden will.
 Und denkt der Fuchs mit Ingrimm nach,
 Wer ihm wohl angethan die Schmach,
 Daß er im Siegeslauf gehemmt
 Hier weilen muß hart eingeklemmt.

Nichts and'res ist's als Vertheid
 Der englischen Diplomatie!
 Nur sie hat ihm die Schling' gelegt,
 Die immer sich mit Hoffnung trägt,
 Der fetteste Theil gehör' ihr, bei
 Dem Schmaus der schönen Gans Türkei! —
 Und seufzt die Gans: kam' irgend wer
 Nur schnell zu meiner Rettung her!
 Wird doch von Schützen hier im Wald
 Und Dieben fort und fort geknallt —
 Nur heute läßt sich Niemand seh'n
 Als müßt' ich just zu Grunde geh'n.
 Vielleicht — denkt sie mit frischem Muth —
 Hilft unterdeß die Zunge gut.
 „Herr Onkel“ — spricht sie unterseht —
 „Ich hab' Euch immer hochgeschätzt,
 Doch wenig zeigt Ihr Galant'rie
 Den Damen, so geschah mir nie.
 Gingt Ihr vielleicht zum Militär,
 Weil Ihr so scharf thut mit der Wehr,
 Mit unbefümmter Gewalt
 Harmlose Damen überfallt,
 Den Säbel zieht vom Leder gleich,
 Als wär' nur Ihr der Herr im Reich?
 Wenn Euch vergnügt ein Duell,
 Nicht Jeder hat solch' Naturell —
 Schlagt nur auf Euregleichen zu,
 Und laßt die Damen hübsch in Ruß'.
 Man schlägt nicht gleich mit Säbeln drein,
 Auch der Soldat soll artig sein.“
 So sagte sie, und mehr als dies,
 Daß er vielleicht vom Flügel lieh;
 Allein ihr Feind hält um so mehr
 Sie fester noch als wie vorher.
 Da fällt ihr der Gedanke bei —
 Vielleicht gelangt's mit Schmeichelei,
 Und hebt in tiefter Rührung an:
 „Was hab' ich Euch denn angethan,
 Herr Onkel, ich, ein schwaches Weib,
 Daß Ihr so hart mir geht zu Leib'?
 Hab' ich nicht stets mit Kindesfinn
 Gelobt Euch und die Onkelin?
 Vergeßt Ihr denn den letzten Ruß,
 Den ich geschickt mit frommem Gruß?
 Ach, haltet mich so fest nur nicht!
 Wie mich's im Flügel grausam sticht!
 Und einer Ohnmacht bin ich nah,
 Steht Ihr so ernst und lieblos da!
 So hab' ich Euch noch nie geseh'n,
 D wär's auch heute nicht geseh'n!
 Hört! Lächelt doch! Ihr glaubt es nicht,
 Eu'r Lächeln gleicht dem Morgenlicht,
 Und solchen reinen Seelenblick,
 Strahlt nur ein edles Herz zurüd.
 O lächelt! daß ich sagen kann,
 Daß ich für Ehren Euch erfann.
 Vergang'nen Herbst — 's ist freilich lang,
 Seitdem ich in der Oper sang,
 Da ich als Gast in Spree-Athen
 Mich lieh vor Pommerjuntern seh'n,
 Mit einem gold'nen Herrscherstab
 Die Königin im Robert gab —
 Da sang ich's laut vor aller Welt,
 Daß Ihr genug nicht hochgestellt,
 Nicht nach Verdienst so allgeehrt,
 Als wie es sich gebührte, wär't,

Daß man an Euch am besten thät,
 Ihr kämt zur Universität,
 Und lehrtet Recht und Politik,
 Denn diese ist die schönste Kunst,
 Steht hoch in der Monarchen Gunst;
 Ihr hättet nicht nur das Geschick,
 Des echten Staatsmann's hehren Geist,
 Ihr wäret auch sehr viel gereift.
 Da tobt' unendlicher Applaus
 Im vollgestopften Dornhaus!
 Da flogen Kränze auf die Bühn',
 Und Alles schrie: „tragt sie ihm hin!
 Kein! sucht die aller schönsten aus!
 Kein! alle tragt ihm in das Haus!“
 So gab's ein Durcheinander da,
 Wie man's nicht seh'n wird, weder sah.
 Und sollt ich's Euch nur melden bios? —
 „Still, dumme Gans! ich laß nicht los,“
 Versetzte Keinecke mit Ernst,
 „Rein! du, daß du mir Pflife lernst?
 Schluß selber deinen Honigseim!
 Mein gutes Herz lieh ich dabeim.
 Du haßt mich oft genug gekört
 Im Schlaf; ich hab's recht gut gehört
 Wie frech oft euer Stacheln war,
 Wie ihr vertrieb mich immerdar.
 Sprich's Paternoster, dann ist's gar!
 Du sollst nicht in des Harem geh'n,
 Für Türken bist du viel zu schön.
 Mach's kurz! Ich hab' nicht länger Zeit
 Für Dein Geschwätz voll Süßigkeit.“ —

18.

Die Rede war zu ungeschmückt,
 Als daß die Gans nicht still erschrickt.
 Doch meistert sie des Schreckens Fein,
 Und lenkt von Neuem wieder ein:
 „So komme denn, was kommen soll!
 Mein Sündenmaß ist leider voll;
 Erstickn möcht' ich und vergeh'n,
 Weil ich nicht kann zur Reichte geh'n,
 Abwerfen nicht die Sündenlast,
 Eh' mich der graue Tod erfakt.
 Ach, meine Hoffart hat's verdient,
 Daß sie an mir nun wird geführt.
 So jung zu sterben nur ist schwer
 Bei Hoffnungen auf Glück und Ehr',
 Und auf den holden Myrthenkranz,
 Auf Gattenglück und Kinderlang.
 Hätt' ich nur erst ein Ei gelegt,
 Das meines Namens Zukunft trägt;
 Denn lieblich klingt der Silberton
 Des Ruhm's von Eltern auf den Sohn,
 Das sagt ein großer Dichter schon,
 Nur ich soll ganz verschollen sein!“
 So jammert sie, und schluchzt zum Schein,
 Und weint, bekrueuzigt sich sogar —
 War doch davon kein Fünftchen wahr —
 Hat aber wohl des Flügels Aht,
 Ob der nicht lo'd'rer sich gemacht;
 Umsonst! der Feind hält umso mehr
 Ihn fester noch als wie vorher.

19.

Geduldig hört der Unhold an,
 Was er ihr nicht verbieten kann.

Doch währt die Situation
 Ein wenig ihm zu lange schon,
 Und hätte gern sie abgekürzt,
 Wär' längst schon schärfer angestürzt,
 Doch hilft hier weder List noch Macht,
 Weil scharf die Gans ihn überwacht.
 Auf einmal aber wird er gar
 Zu seinem größten Leid gewahr,
 Daß, hält er sie auch fest gepackt,
 Doch Kud um Kud die Feder knackt,
 Als wichen ob der Spannung Kraft
 Die Kiele aus der Flügelhaft,
 Und merkt somit, daß er nicht lang
 Mehr halten wird den ledern Hang.
 Und was ihn zur Verzweiflung reizt —
 Er hätte gerne sich geschändzt,
 Denn viel war's, so zum Rande rann,
 Was Mancher nicht vertragen kann;
 Und auch das Schlingkraut um die Keh'
 Schnürt immer mehr mit schärferm Web.
 So kam zusammen dies und mehr,
 Auch wär' er gern vom Leibe leer.
 Und Jene, da sie solches merkt,
 Fühlt sich von neuem Muth gestärkt,
 Hebt schleunig an mit Lügneri,
 Als wär' die ganze Noth vorbei:
 Heut Abends soll ich in's Ballet,
 Und steh' hier auf der Galgenstätt'.
 Verzweifelt reunt das Publikum,
 Mich suchend, ganz gewiß herum,
 Wie neulich, als ich in Berlin
 Zur rechten Stunde nicht erschien.
 Denn eine Tänzerin mir gleich
 Gibt's nicht im ganzen Pommerreich.
 Wie äugelten, mit Band und Stern
 Geschickt nach mir die höchsten Herr'n!
 Man warf mir Kränz' und Börzen zu,
 Entzückt von Wein und Kadabn;
 Die Damen selbst verschmähten nicht,
 Und sah'n mir schmunzelnd in's Gesicht;
 Und wolltet Ihr, Herr Dunkel, seh'n,
 Wie ich auf einem Fuß mich dreh'n
 Und eilig schwingen kann im Kreis,
 Wie ich zu balanciren weiß, —
 So sagtet Ihr: Das sah ich nie,
 Du bist ein wahres Tanzgenie!
 Mein Ehrenwort, ich lüge nicht,
 Ihr lest ja, was die Zeitung spricht,
 Daß selbst der Kaiser von Paris
 In's Kabinet mich holen ließ.
 Doch lieber tanz' ich doch in Wien,
 Wo des Erfolgs ich sicher bin,
 Zuweilen geh' ich nach Warzin
 Zu meinem Gönner Bismarck hin,
 Der gar nicht gleich so heftig wird
 Wie in so manchem Blatte schwirrt.
 Versuchen wir's! ich tanz' mit Euch
 Zum Ersten einen Steirer gleich.
 Das ist ein Tanz, dem keiner gleicht,
 Wie grazios und gar so leicht.
 Den Augenblick geduldet nur,
 Daß ich erst nehme die Mensur.
 Seht, so: Erst kommt der Gruß,
 Dabei hebt Ihr den Vorderfuß —

Doch scheint mir leider, daß Ihr nicht
 Gesammelt seid für'n Unterricht.
 Schön wär's, Ihr wies't im Hause dann
 Den Töchtern, wie man tanzen kann.
 Nichts Höh'res gib't's, wie einen Ball,
 Man singt und tanzt schon überall.“

20.

Geduldig hört der Unhold an,
 Was er ihr nicht verbieten kann,
 Und denkt: ihr Tanzen wär' mir neu!
 Um! was verschlägt's, steh' ich dabei?
 Auslassen muß ich so wie so —
 Der Tanz kommt mir just à propos;
 Vielleicht löst sich die Schlinge dann,
 Daß ich sie schnell erwürgen kann.
 Dann halt' ich sie auch fest gepackt,
 Daß Kud um Kud die Fahne knackt,
 Als wichen ob der Spannung Kraft
 Die Kiele aus der Flügel Haft; —
 Und sagt darauf: „Du, tanzen? Du?
 Mich dünkt, so wie die blinde Kuh.
 Doch mag's denn sein; mich reizt die Lust,
 Dir zuzuseh'n, wie Du das thust.
 Nur merke wohl — den! nicht an's Flieh'n,
 Das wär' ein thörichtes Bemüh'n.
 Ich bin ein grimmiger Profos
 In meinem Born“ — d'rauf ließ er los.
 In eben diesem Augenblick
 Von vor die Elster kam zurück, —
 Denn wo sich spinnen will ein Zug,
 Da gib't's der Helfer gleich genug —
 Die traut den eig'nen Augen kaum,
 Als ihr nunmehr im freien Raum
 Die Situation wird klar,
 Wie noch die Gans in Tod'sgefahr;
 D'rum eilt sie nah' und schreit so laut,
 Daß Keinecke zur Seite schaut —
 Und husch! eh' er sich's selbst versah,
 War keine Spur der Gans mehr da. —
 Des freute sich die Elster sehr,
 Und rief erst ihre Schwwestern her,
 Und alles schrie und höhnt' und lacht:
 „Gib künft'ig auf den Braten Acht,
 Und is' zur rechten Essenszeit,
 Daß dich's Versäumnis nicht gereut.“ —
 Erwahrend so den alten Saß:
 Spott setzt sich an des Schadens Plaz.
 Still und gelassen, weil er muß —
 Löst Keinecke die Schling vom Fuß.
 Und seufzt: vernünft'ge Persidie
 Der englischen Diplomatie!
 Bedoch ein Tag — o nur Geduld, —
 Bezahlt die Krämerwelt die Schuld;
 Mein Gottschalkoff ist noch nicht todt,
 Heut mir, und morgen dir die Noth.
 Allein zum Tanz — bei Leib und Ehr',
 Kommt mir's vor'm Essen nimmermehr!

Und dieser neue weise Spruch
 Gehört in's Diplomaten-Buch,

Adalbert Stifter.

Ein Dichterbild von E. Kanjani.

Vor wenigen Wochen wurde endlich sein Denkmal enthüllt und dadurch hat sich die Nachwelt geehrt. Stifter bedurfte dessen nicht, denn sein Name gräbt sich mit jedem Jahre mehr und mehr dem Gedächtnisse der deutschen Nation ein; zählt er ja zu den wenigen Schriftstellern, die man fast noch mehr liebt als bewundert; denn er war ein guter Mensch von hoher Begabung, ein bei aller Tiefe reines Gemüth.

Als ich das Glück hatte, ihn kennen zu lernen, waren bereits „Die Feldblumen“, „Der Condor“ und „Das Haidebort“ entstanden, aber wenn ihn Einer wegen seiner dichterischen Schöpfungen pries, wurde er ganz ärgerlich und fuhr heraus: „Was haben Sie doch für einen Begriff vom Dichten; ich glaube gar nicht, daß mein eigentliches Talent in dieser Richtung liegt, ich hoffe auf einem ganz andern Gebiete der Welt zu zeigen, was ich gelte.“

Stifter war damals sieben- oder achtundzwanzig Jahre alt und seit kurzem verheiratet; er lebte mit seiner schönen, stillen Frau von dem Ertrage der Lehrstunden, welche er Hörern der philosophischen Studien gab, einfach, um nicht zu sagen ärmlich. Seine Wohnung lag in dem obersten Stockwerke des Hauses zum „Rückdenpfening“ auf dem sogenannten Hafnersteig in der innern Stadt Wien. Die Stuben waren weiß getüncht und mit Möbeln von unangefräßigem, weichem Holze eingerichtet. Kein Spiegel war in der Wohnung zu sehen und, was noch auffällender bei einem so ewigen Studenten, auch kein Bücherschrank. Nicht etwa, daß er nicht eine kleine außerlesene Bibliothek besessen hätte,

allein er barg diesen Schatz in einem jener Blindkästen, wie sie in alten Häusern der Stadt nicht selten sind. „Froh bin ich“, meinte er einmal, „daß ich das Gelack vorfand, denn ich hasse es, meine Lieblingsbücher aller Welt zur Schau aufzustellen. Es ist gerade, als ob man seine am zärtlichsten gehegten, erbauendsten Gedanken und Gefühle der gedankenlosen Neugierde von Unberufenen preisgeben wollte.“

So schlicht und einfach wie sein Heim, war seine Erscheinung; so schlicht, daß sie von Oberflächlichen als unbedeutend und wenig versprechend bezeichnet wurde. Eine stämmige Gestalt, auf berben Beinen ruhend, das mächtig große Haupt zwischen breiten Schultern auf einem Stiernacken sitzend, die Brust gewölbt, die Arme mustulds, die Hand aber fast weiblich zart, vornehm ihre ungewöhnliche Sehnkraft hinter adeliger Schlantheit bergend. Schon bevor der Dichter das dreißigste Lebensjahr erreicht hatte, gewann sein Körper einen Anfaß an Fett und nahezu profaischer Rundung, bald wurde sein stets etwas stark fleischiges Gesicht durch ein mehr als behagliches Unterkinn verunziert, in die bleiche Haut hatten die Pochen vor Jahren tiefe Narben gegraben, die hier und da die ursprünglich edle Form des Antlitzes schädigten. Bedeutend gestaltet war die hohe Stirne mit den Jovishügeln und Gedankenbuckeln und schön die feine Nase; das immer dünne, fahlbraune Haar mit einer Einfach geordnet, welche das Streben des Mannes verrieth, durch keinerlei Neuperlichkeit aufzufallen; das blaugraue Auge brücte gewöhnlich finnende Betrachtung aus, um den

meist geschlossenen Mund mit den schön gezeichneten schmalen Lippen lag ein schmerzlicher Zug; er kundete eben so sehr festen Willen als die Gabe zu entsagen. Das Gesicht umrahmte ein dünner Bart, in jener unoffensiven Weise zugeschnitten, welche zu Anfang der Vierziger = Jahre bei Landtschul = Lehrern und kleinen Beamten so beliebt war. Seine Stimme klang umflort und entbehrte, wenn er über wissenschaftliche Fragen sprach, allen sinnlichen Reizes. So wie er gewachsen war, kleidete er sich äußerst schlicht und einfach, ein Mann, der so wenig Ausgezeichnetes an sich trug, daß er allüberall in der Menge übersehen werden mußte, wenn er sich inmitten derselben ohne tiefer gehende Anregung bescheiden und still beobachtend hielt oder wie die Andern seines Weges ging.

Aber wie durch einen Zauberschlag verwandelt erschien der Mann, wenn sich das Gespräch einem Thema zuwendete, das seine Einbildungskraft oder sein Gemüth erregte; dann wurde er fast schön. Sein Auge erglänzte in sanfterm Feuer und verklärte das Antlitz, wie das magische Mondlicht in einer lauen Sommernacht Berg und Thal, Wiese und Weidher; jede Faser ward lebendig, die schmalen Lippen bebten jetzt, jetzt umspielte sie ein herzagewinnendes Lächeln, und durch den Schleier der über der Stimme lag, zitterten Töne von einer Innigkeit, wie sie meist nur die Mutterliebe oder unentweibte Menschenherzen im ersten Ausbruche von Liebesleidenschaft zu finden wissen. Von dieser Schönheit merkten freilich die Alltagsnaturen der Salons, in denen Stifter schon damals ab und zu verkehrte, nur wenig; aber gewiß ist, daß edle Frauen sich dadurch wunderbar berührt fühlten, so daß sie ihm wie Schwestern zugethan wurden, und Zeit ihres Lebens ein zärtliches, mütterliches Gefühl für ihn bewahrten; denn da er den sogenannten praktischen Verstand, um es im

Leben vorwärts zu bringen und von dem Stroh auf die Federn zu kommen, niemals so recht besaß, so überlam manche der Frauen, die sich eines stets auf das Nächste und Zweckmäßige gerichteten Verstandes erfreuten, die Empfindung, als sähen sie ihn von Gefahren aller Art bedroht, wenn er ein und die andere Lehrstunde und ein und das andere Geschäft veräußerte, bloß weil er in eine Abhandlung über Optik oder Electricität oder über die Helven der französischen Revolution gerathen war.

Seine Schüler verehrten ihn ausnahmslos abgöttisch; eben sowohl weil seine Vorträge den größten wissenschaftlichen Stoff in reizvollster Darstellung jedem zugänglich machte, als auch, weil er an allen innige Theilnahme zeigte, was junge Leute ernstlich beschäftigt und es in körperlichen Uebungen allen zuvorthat; Stifter war ein trefflicher Schwimmer und ausgezeichnete Fechter, stark wie ein Löwe und zu allen Schwänken stets bereit, wie ein hartknocher Knabe. Rohheiten und Unflätigkeiten hatte er niemals zu rügen; sie kamen nicht vor, weil Jeder vor ihm jene gründliche Ehrerbietung hegte, welche selbst den wildesten Knaben in Gegenwart eines durch und durch sittlichen und nur eble und reine Freuden im Auge haltenden Mannes bändigt und zähmt.

Neben den jungen Leuten, welche damals das Haus Stifters besuchten, waren zwei Poeten und ein paar Maler oft und gern gesehene Gäste. Die Poeten erschienen als wunderliche Kränze, es genügt wohl ihre Namen zu nennen, um es gerechtfertigt zu finden, daß Frau Stifter einmal in einem Anfall von guter Laune sagte, ihr Mann habe es dahin gebracht, den Siebenkäs in seiner Neigung für den Umgang mit ungerirten Gesellen zu überbieten; jener habe sich damit begnügt seiner Lenette doch nur einen Leibgeber ab und zu in das Haus zu bringen, Stifter zügle ihr aber gleich zwei

Leibgeber in die Stube. Diese Poeten hießen Stelzhammer und Sauter. Stelzhammer war übrigens in seiner Weise elegant und hatte trotz seines fahrigten Wesens, trotz des hängenden Bartes und des kupfrigen Antlitzes, das leuchtete wie jenes Vandalophs, doch eine gute Art, mit Frauen zu verkehren und war unwiderstehlich und unerschöpflich in lustigen Einfällen. Sauter aber, ein wahrer Syniker, war in seiner mehr als nachlässigen Kleidung, mit seiner bellenden Rede-weise in der Gesellschaft einer Frau gerabzu unmöglich, um so mehr, wenn diese Frau ein Muster von Sauberkeit genannt werden mußte wie Frau Stifter. Heutzutage kommen so verwahrloste Gestalten in guter Gesellschaft gar nicht mehr vor; da war von schäbig-gentil gar keine Rede, Rock und Beinkleid waren in gleicher Weise abgetragen und defect; man mußte ein Kostümkundiger sein, wenn man mit Bestimmtheit entscheiden wollte, wann Röde, wie die Ueberreste desjenigen, den Sauter trug, eigentlich in der Mode gewesen; seine Farbe war ein unbestimmtes Grün von verschiedener Nuance, zum Glücke hatte er sehr lange Schöße, die beim Nieder-sitzen passend verwendet werden konnten, um die fatal schadhafte Stellen der Beinkleider wohlthätig zu verhüllen.

Sauter war ungeheuer gutmütig, aber er drapirte sich gewöhnlich in die Formen eines menschen-scheuen Timon. Die Art, wie er seine heiligsten Empfindungen mittheilte, seine Seelen-sepfe, wie er sich ausdrückte, war die eines von aller Cultur unbedeckten Hinterwäldlers. So kam er nach mehrtägiger Pause einst wieder zu Stifter und als ihn dieser frug, wo er denn so lange gewelt habe, meinte er: „Ich war im Gebirge, habe die Felsen angebeßt und bin dann wieder in diesen Sündenpfuhl zurückgehumpelt.“ Der poetische Adonis hinkte nämlich.

Gewöhnlich erzählt man, daß Wittthauer, der geistreiche Redakteur

des belletristischen Journals „Wiener Zeitschrift“ Stifter zuerst angeregt habe, seine Dichtungen in Druck zu geben; dies ist nur mit Einschränkung wahr. Thatsächlich war die „Wiener Zeitschrift“, das erste Organ, das Dichtungen Stifters veröffentlichte und gewiß hat auch der Leiter desselben den Poeten dazu aufgemuntert, dies zu thun. Angeregt zu diesem folgen-reichen Schritte wurde aber Stifter früher von Stelzhammer, dem er in jener Periode auch seine literarischen Erstlinge vor allen Anderen vorlas.

Der heimgegangene obderennische Dichter erzählte mir den Hergang in seiner anmuthigen lausischen Art wie folgt: „Es war ein wunderschöner Sommerabend, als ich mit Stifter und seiner Frau nach dem alten Posthaus ging, da letztere eine Reise nach Ungarn unternahm, um ihre Verwandten zu besuchen. Zufällig warf ich einen Blick in den Reisepaß, den sie in der Hand trug und da las ich denn als ihren Charakter angeführt: „Maler-gattin“. Das kam mir, der ich wiederholt die Versuche Stifters, als Maler Erfolge zu erringen, nicht ohne Kopfschütteln betrachtet hatte, so komisch vor, daß ich, nachdem der zärtliche Abschied des Ehepaares vorüber und wir Männer auf dem Heimwege waren, den wir, weil der Abend gar so prächtig war, um das Glacis nahmen, nicht umhin konnte, einig-male laut aufzulachen. Stifter sah mich ganz verwundert an und fragte endlich ärgerlich: „Nun sag mir doch einmal, warum Du gar so plötzlich immer vor Dich hinlachst, was habe ich denn so Komisches gethan?“ — „Du willst es wissen“, antwortete ich „und Du sollst gleich die ganze Wahrheit hören. Ich komme gar nicht zu mir über die Entdeckung, welche ich heute zufällig gemacht, daß Du nämlich Maler bist, eher hätte ich mir eingebildet, daß Du Dich für den Dalai-Lama hältst“. . . „Nun nun“, erwiderte Stifter in seiner ruhigen Weise in

„einem ein wenig eingeschüchterten Ton, „hast Du mich doch oft genug an der Staffelei geseh'n.“

„Eben deshalb“, fiel ich ihm in die Rede, „höre, ich will mich in keine sachliche Kritik deiner Lust- und Monatsheftstudien einlassen, obwohl ich dies, wie Du weißt, als alter Schüler der Akademie der bildenden Künste ganz gut im Stande wäre; ich will Dir einfach eine Beobachtung mittheilen, welche ich gemacht habe, wenn ich Dich beim Malen traf. So oft Du, wenn ich kam, mit Pinsel und Palette hantiertest, war der Ausdruck deines Gesichtes ein ganz abscheulicher. Nun widerspricht aber eine derartige verhäßliche Wirkung der Uebung einer Kunstthätigkeit vollständig meinen bisherigen Erfahrungen. Wenn der Gott in den Künstlern thätig ist, so werden sie so lange die Welt steht, schöner; sie erscheinen wie von einer inneren Flamme durchleuchtet, ihre Züge und selbst ihre Haltung ist dann durchgeistigt, verebelt. Selbstverständlich müssen sie ihre Kunst mit echtem Beruf ausüben, wenn sie ihre körperliche Bildung also beeinflussen soll. Wer bei der Uebung einer Kunstthätigkeit statt schöner häßlicher wird, muß kein Talent haben. Der Schluß also ist, daß Du kein Talent zur Malerei hast. Protefire nur nicht und sage nur nicht, daß Du überhaupt gar nicht schön bist und also auch nicht schön aussehen kannst, wenn du malst, denn ich sage Dir, als Du mir neulich Einzelnes aus den Feldblumen und „Das Haidedorf“ vorlasest, da wurdest Du, je mehr Du Dich in das Manuskript vertieftest, auch um desto schöner und endlich wahrhaftig so, daß sich jedes Weib, das Dich also sah, in Dich verlieben mußte. Glaub' mir, Adalbert, in Dir steckt vielleicht ein bedeutender Dichter, ein großer Maler aber ganz gewiß nicht.“

Diese Standrede Stelzhammers und das günstige Urtheil einiger anderer Freunde aus der Schriftstellerwelt über

einzelne seiner literarischen Arbeiten hatte zunächst die Folge, daß Stifter fleißiger schrieb, endlich aber ein unermüdlischer Schriftsteller wurde, der keinen Tag vorüberstreichen ließ, ohne eine volle Druckseite gefüllt zu haben; eine Leistung, welche freilich manchem fingerfertigen Vielschreiber nur geringe vorkommen dürfte, aber für umfangreich genug gelten muß, wenn man die ausnehmende Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit kennt, mit denen Stifter seine Manuskripte fertigte. Da wurde nicht nur jede Wendung, sondern auch jeder Ausdruck wohl erwogen, und nicht selten mehrmals verworfen, bis das zutreffendste Wort gefunden war. Aber je fleißiger Stifter wurde, desto weniger gab er das Malen auf und Jahre mußten vergehen im fruchtlosen Streben und Mühen, bis er die Ueberzeugung gewann, daß Stelzhammer Recht gehabt und in ihm weder ein Rupsbael noch ein Achenbach schlummere.

Stifter war nämlich — es erlärte dies auch Manches seiner schriftstellerischen Art, ein begeisterter Landschaftler. Seine Wohnung war mit zahllosen Luststudien, ich will nicht sagen geschmückt, aber — angefüllt. Aber nur selten, äußerst selten brachte er es über die Studie hinaus und ein fertiges Bild zu Stande. An eines, wohl das beste, das ihm jemals gelungen, erinnere ich mich so genau, als ob ich es erst gesehen hätte. Es stellte eine einsame Stelle im Hochwalde dar; zwei himmelhoch aufragende Felsen, zwischen denen ein Wasserfall schäumend niederstürzte, um sich in einem muldenartig gebildeten Becken zu einem kleinen, den blauen Himmel spiegelnden Weiher zu sammeln und von da über wüßes Gestein als tanzender Wildbach weiter thalwärts zu stürzen. Ueber den Gisch der Wässer ragten verborrte, von Sonne und Unwetter gebleichte Baumstämme in die Luft und über dem Weiher schwebte mit ausgebreiteten Flügeln

ein Steinadler, das einzige lebende Wesen in dieser Fülle, wie ausgestorbenen Götter, der eine gewisse Erhabenheit nicht abzusprechen war.

Wie ergreifend schön wäre das Bild geworden, wenn Stifter, seine Sendung erkennend, nicht dem Gange gefolgt wäre, es mit Farbentönen zu malen, sondern seinen Schatz von plastisch und farbig schilbernden Worten dazu verwendet hätte, um es der Mit- und Nachwelt anschaulich zu machen; er malte es, weil ihm das Wort zu unzulänglich schien, um all den Zauber festzuhalten, von dem umfluthet es vor seinem geistigen Auge prangte; allein er wußte nicht, daß seine Hand ihm den Dienst versagte, wenn er von ihr verlangte, in Linien und Farben zu reden, dieselbe Hand, die ganze Gemälde von unfagbarer Mannigfaltigkeit in den Formen und einem niemals übertrassenen Reichthum in Farben zu schreiben verstand. Wie nüchtern und poesielos wirkte doch dieses gemalte Bild, wenn man es mit den geschriebenen Bildern in der „Narrenburg“, im „Abdias“, im „Hochwald“ oder in den „bunten Steinen“ verglich!.. Die Poesie der Mondbeleuchtungen, welche Stifter auf Hunderten und Hunderten von Seiten seiner Schriften mit herzbezwingender Unmittelbarkeit geschildert hat, begeisterte ihn auch zu vielen Landschaften; aber sie trugen nichts von dem feuchten Nebelganz, von dem aus Silberfäden gesponnenen Frieden, den wir so oft in der Natur bewundern, an sich, sie waren stumpfe Versuche, Erscheinungen festzustellen, für welche ihm eben die ausreichende Ausdruckfähigkeit mangelte. Als Schriftsteller rebete Stifter, als Maler sammelte er. Sollen wir es beklagen, daß unzulänglicher technischer Unterricht und mangelnde Handgeschicklichkeit Stifter hinderten, der Maler zu werden als den er sich in den hochgehenden Träumen seiner Jugend sah? Da diese unvergleichliche Fähigkeit Natur Schönheiten darzustellen, nicht stumm

vergehen konnte, so bemächtigte sie sich, um dem vollen Herzen Luft zu machen, des Werkes und wir gewannen einen Schriftsteller ganz einzig in seiner Art. Die Natur war ihm in ihrer Unschuld ein Heiliges und Ewiges und die Menschen liebte er auch nur, insolange sie, wie die Wesen der uns umgebenden Natur, im Stande der Unschuld waren, einfach und lauter, nicht verwirrt und entstellt durch den Zwiespalt, den Erkenntniß und Leidenschaft in sie hineinzutragen pflegten. Der Sieg über die Leidenschaft läßt Narben zurück im Antlitz und in der Seele des Menschen und diese erinnern an den Kampf mit dem Unreinen und Häßlichen; ich ziehe die Menschen vor, deren Seelen ganz durchsichtig sind, wie reine Kinderherzen; ich achte die im Kampf erprobte Tugend, aber ich freue mich ohne alle Nebengedanken nur an einem reinen, von Zweifel und wilden Wünschen verschonten Gemüthe.

Das ist die besondere Eigenart Stifters, die ihn wie eine lichte Gestalt vom dunklen Hintergrund namentlich in unsern Tagen abhebt, da eine Schaar von mehr oder minder begabten Schriftstellern von der kranken Sucht getrieben wird, die Nachtseiten der menschlichen Natur aufzusuchen, das Häßliche, ja Ekelhafte an Individuen und Zuständen mit dem scharfen Messer des Anatomen zu zergliedern und ohne alle Schonung aufzudecken; dadurch wird nun freilich weder Nahrung noch Erhebung erzielt, wohl aber nervöses Schauern und Gruseln, ein Interesse, das zwar nicht edel, aber doch intensiv ist. .

Man hat Stifter nachgesagt, daß er die Berechtigung der Leidenschaft als Darstellungsmittel nicht genügend gewürdigt, man hat ihm aber unrecht gethan, abgesehen davon, daß sich in seinen eigenen Schriften, so unter Anderm in der „Narrenburg“, in „Brigitte“, in „Turmalin“ u. s. w. Proben des Segentheils finden, hätte

er nicht ein so großer Verehrer Shakespeares, Goethes, Schillers und überhaupt aller gewaltigen Poeten sein können, wie er es war, wenn ihm diese Erkenntniß gemangelt hätte. Aber so sehr wie er echte Leidenschaft und angemessene, zutreffende Schilderung derselben hochzuhalten wußte, war er ein Feind alles falschen leidenschaftlichen Pathos; deshalb nannte er Hebbels „Holofernes“ einen am Größenwahn laborirenden Maulhelden und war ihm der genannte Dichter, den er für durch und durch krank hielt, vollständig antipathisch.

„Das Schöne und das Häßliche sind in der Welt vor aller Augen und der Poet hat vernehmlich die Schönheit darzustellen und das Häßliche nur als Schatten zu verwenden“, in diese wenigen Worte faßte er sein ästhetisches Glaubensbekenntniß zusammen. Nichts war ihm widerlicher als Scheingröße, nichts peinlicher, als gelungene Schilderungen von menschlichen Schwächen und Niedrigkeiten, welche unverkennlich den Stempel an sich tragen, daß derjenige, von dem sie herrühren, sie aus einer geheimen und nicht überwundenen Lust am Gemeinen und Niedrigen mit so viel Sorgfalt und Treue ausgeführt. Ein talentvolles Buch, das von einer verwerflichen, unsittlichen Gesinnung Zeugniß gab, war ihm viel ärgerlicher, als das harmlose Produkt eines talentlosen Stumpers. Das Wichtigste bei Büchern und Menschen ist, daß sie gut sind, erst dann mag man darnach fragen, ob sie talentvoll, von bestechender Bildung und von Einfluß seien. Unbedeutende Bücher, pflegte er zu sagen, hat man weder nöthig zu hassen noch zu bekämpfen, sie werden vergessen ohne Unheil ange richtet zu haben; schlechte muß man aber hassen und bekämpfen, denn sie schaden nachhaltig wie schleimendes Gift.

Wahrhaft unglücklich machte den edlen Mann der Anblick von Rohheit oder menschlicher Verfunkenheit; alle

persönlichen Widerwärtigkeiten, und er hatte deren, da er bis in sein reifstes Mannesalter arm blieb, genug zu überwinden, verstand er leicht zu ertragen und zu besiegen; aber das große allgemeine Weh der Menschheit, wo es offen zu Tage lag, ergriff und erschütterte sein tiefstes Wesen und verfestete ihn in schmerzliche Verstimmungen. Eine von aller Selbstsucht freie Liebe für die Menschen besetzte ihn; jeder sei berechtigt, erklärte er, an allen edlen Genüssen des Lebens Theil zu nehmen; deshalb war er ein Feind aller Vorrechte, ein glühender Verehrer der Helden der französischen Revolution. Ich habe ihn selten so begeistert gesehen, als dann, wenn er über Mirabeau, Danton oder Robespierre sprach; namentlich der Letzgenannte hatte ihm eine enthusiastische Bewunderung eingeflößt. Solche Gesinnungen in dem damaligen Wien zu äußern, war unter Umständen gar nicht klug; ja in maßgebenden Kreisen konnte man sich durch derartige Schwärmereien um den Credit der „correcten“ Gesinnung bringen, und politisch und gesellschaftlich verloren war, wer als „incorrect“ galt.

Bei der Ruhe, deren sich unser Poet schon als sehr junger Mann erfreute, bei seiner durch das ernsteste Denken gewonnenen Besonnenheit riß ihn die Begeisterung selten so sehr fort, daß er die Regeln der Lebensklugheit außer Augen gelassen hätte; allein er gab andererseits gar nicht zu, daß man aus Klugheit mit gewissen Wahrheiten hinter dem Berge halten dürfe; und so geschah es denn wiederholt, daß er mit Sönnern und Freunden hart zusammen gerieth, weil er seinem Glaubensbekenntniß zufolge, daß man, wo es sich um Principien handle, mit sich nicht markten lassen dürfe, verfehmte politische Meinungen aussprach. So geschah es denn, daß er mit einem älteren Freunde, der auch halbstarrig bei seiner Ansicht verharrte, beinahe gänzlich zerfiel, weil er von

seiner Behauptung, die Revolution von 1789 sei der größte Segen der Menschheit und Kobespiere der edelste aller politischen Schwärmer gewesen, durchaus nicht abbringen lassen wollte. Dieser Bruch mußte ihm um so schmerzlicher sein, da er dem älteren Freunde vielfach verpflichtet und ganz außer Stande war, augenblicklich gewissen eingegangenen Verbindlichkeiten gerecht zu werden. Edle Frauen vermittelten da und die Männer gaben sich veröhnt die Hände, zugestehend, daß man ganz brav und tüchtig und doch in politischen Dingen verschiedener Ansicht sein könne.

Diese Scene spielte sich lange bevor über Oesterreich die Sonne der Märztag erglänzte, ab. Stifter war in der ersten Zeit ganz Feuer und Flamme für die Volkserhebung, bald aber fühlte er sich von all der Unvernunft, der Rohheit und dem häßlichen Eigennuß, die da zu Tage traten, angewidert und er zog sich verdrossen zurück. Seine feine Natur ward beleidigt durch die Ausbrüche von wildem Haß, von zügelloser Genußsucht, von blutiger Rachsucht und phrasenreicher Gemüths- und Verstandeshohlheit, die sich da täglich und stündlich breit machten. Fast menschenfeindlich wurde er und eines Tages sagte er: „Ich will von den abscheulichen Menschen gar nichts mehr wissen und flüchte zu Blumen und Bäumen.“

Jahre vergingen, bis ich ihn wieder sah und zwar als wohlbestallten Schulrath in Linz; er war nun ein berühmter Mann und arbeitete eben an seinem letzten und, was man auch gegen die breitspurige Art des Vor-

trages sagen möge, reifsten Werke, dem „Witiko“. Stundenlang entwickelte er mir den Plan der Dichtung, und von den einzelnen Personen des Romanes sprach er mit einer Innigkeit und Liebe, als ob er von seinen lieblichen Kindern geredet hätte.

Leider aber hatte dieser Mann mit dem großen liebenden Herzen nur geistige Kinder; das Glück, in Söhnen und Töchtern die Zukunft vor sich aufblühen zu sehen, war ihm versagt; es gehört dies zur Tragik seines Lebens, wie wohl auch, daß er, der als Schulrath das Beste wollte, kaum im Stande war, Gutes zu erreichen, da man die selbstlose Art, mit welcher er seines Amtes waltete und welche er ebenso bei andern voraussetzte, nicht zu würdigen wußte. Seine Wohnung war nun ganz anders, wie jene im Hause „zum Küßdenpfennig“: prächtige Mahagonischränke und treffliche Bilder des berühmten Kleinmalers Bürkel schmückten sie — er war aber schlicht und einfach wie ehedem — nur, wie mir auffiel, etwas müde und resignirt. Der Schmerzenszug, den ich schon vor Jahren um seine Lippen bemerkt, hatte sich nun tiefer eingegraben, er schien von allen süßen Täuschungen zurückgekommen und — malte auch nicht mehr.

„Wenn ich nur den „Witiko“ noch vollenden kann, ehevor ich von dieser herrlichen Welt scheiden muß“, sagte er zu mir, während seine schöne Frau, schweigend wie immer, eine weibliche Arbeit fertigte. . .

Wenige Jahre später las ich die Nachricht von seinem Tode. „Witiko“ aber war vollendet.

Palm's letzter Tröster.

Authentische Berichte über die Sekte der Böhmländer von Ferdinand Föhner.

Das Schicksal Johann Philipp Palms, des ermordeten Opfers Napoleonscher Willkür, ist zu bekannt, als daß diese Skizze die Zahl jener vermehren sollte, die den abscheulichen Justizmord abermals zum Thema haben. Weniger, ja fast gar nicht ist aber bekannt, daß dem ungerechten Urtheile ungerechter Richter ein zweites Menschenleben zum Opfer fiel, das nicht minder bedauerenswerth als der edle Märtyrer Palm, daß dieses zweite Opfer einem größlicheren Tode verfiel, dem Tode des Geistes, der Nacht unheilvollen Wahnsinns. Verfasser dieser Skizze hatte während eines langen Aufenthaltes in Braunau am Inn, dem Grenzstädtchen, wo Palm hingerichtet wurde, Gelegenheit, bei maßgebenden Persönlichkeiten, von denen manche die Erinnerung an den traurigen Tag aus früher Jugend her treu bewahrten, Erkundigungen einzuholen über Palm und dessen letzte Augenblicke. Stets schenkte man aber bei solchen Gesprächen dem letzten Tröster Palms, dem unglücklichen Stadtkaplan Thomas Böschl, dieselbe Theilnahme, wie dem zum physischen Tode verurtheilten Buchhändler. Viele Leser, die sich für Palm interessieren, werden diesen Zeilen Beachtung schenken und aus ihnen Kenntniß erlangen, daß der Fluch der bösen That Napoleons in seinen Folgen Entsetzliches gebären mußte. Thomas Böschl, 1769 im böhmischen Flecken Hörtitz geboren, genoß im bescheidenen Vaterhause eine gute Erziehung; 1785 begann er in Linz seine Gymnasialstudien, während welcher er in sentimental-melancholischer Weise stets zurückgezogen lebte und eigenthümlichen Ideen von einer allgemeinen Men-

schensliebe mehr und mehr nachhing; als Kollege erwarb sich Böschl die Liebe und Zuneigung Aller, doch verkehrte er mit den Wenigsten vertraut, stets lastete auf seinem ganzen Wesen der Druck mittelalterlichen Mystizismus. Selbst das lebenslustige Wien, wo er 1793 einen Theil seiner theologischen Studien vollendete, machte auf den mit Eifer für Religion, Sittlichkeit und Ernst begabten Böschl keinen Eindruck. Er wurde Priester und bald darauf Kaplan an der Stadtpfarrkirche in Braunau, wo er sehr beliebt war, da er seinen Obliegenheiten mit Eifer und wahrer Menschenliebe nachkam. Hier war es, wo Böschl den unglücklichen Palm auf dessen ausdrückliches Verlangen zum Tode vorbereitete und zur Richtstätte seines Martyriums begleitete. Es ist bekannt, daß 1806, zu welcher Zeit, wie König Ludwig sagt, „deutsch denken und fühlen Verbrechen war“, der Besitzer der Stein'schen Buchhandlung in Nürnberg, Johann Philipp Palm, wegen fälschlich beschuldigter Verbreitung der Philippischen Broschüre „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ verhaftet, gegen jedes Völkerrecht von der französischen Soldateska nach Braunau am Inn, wo französische Besatzung lag, geschleppt und am 25. August 1806 als Empörer und Aufwiegler zum Tode verurtheilt wurde. Palm's Ermordung war eine wohl berechnete; Deutschland sollte zittern, das jagten die 6000 Exempl. des Urtheils, die in Braunau im benachbarten Baiern öffentlich angeschlagen wurden, ohne im gerechten Zorne der Bevölkerung beachtet zu werden. Die Palm'sche Familie widmet dem unglück-

lichen Böschl in einer 1814 erschienenen Broschüre einen Nachruf, mit den Worten: „Thomas Böschl, ist der preiswürdige Name des Erben, der seinem Monarchen, wie der ganzen fühlenden Menschheit auf das Wärmste empfohlen zu werden verdient. Heil ihm, Dank, heißen Dank ihm, im Namen der leidenden Menschheit und der verwaisten Familie des Ermordeten, welcher denselben in den letzten Augenblicken seines Daseins zum besten Herzensfreunde erwählte.“ Palm war Protestant; wie er mit dem katholischen Priester Böschl sich verständigt, beweisen die Briefe des Letzteren an Palms Gattin. Wesentliche Citate daraus dürften das Interesse der Leser erregen, da selbe nebenbei weniger Bekanntes an der Schandthat des Tyrannen Napoleon enthüllen. So heißt es in einem Schreiben Böschls vom 4. September 1806: „Syr lieber Herr Gemahl ist nicht mehr! Er gewann mich lieb und schenkte mir unter Freundschaftsküssen und Umarmungen sein vollstes Vertrauen. Weiliegende zwei Ringe übergab er mir mit der Bestimmung für Sie und die silberne Sackuhr für seinen älteren Sohn zum gewahrnsamen Angebinde. Alles, groß und klein in unserer Stadt jammerte voll herzlichster Theilnahme, obgleich kein Mensch den Beweinenswerthen vorher sah noch kannte.“ — In einem Schreiben Böschls mit Datum: Salzburg 27. Mai 1814 an Palms Gattin heißt es: „Was die näheren Details betrifft, so hören Sie, daß Palms Lob schon bestimmt und unverhohlen ausgesprochen wurde, bevor noch derselbe zu Hause gefänglich eingezogen war. Denn der französische Capitain, welcher damals im Pfarrhose zu Braunau einquartirt ward, vertraute uns (10 Tage vor Palms Ankunft in Braunau) die Neuigkeit, daß ein Nürnberger Buchhändler hier erschossen werden soll; der ganze Prozeß mit den 3 Verhörten war leere Formalität.“ Böschl schildert dann die letzten Stunden Palm's im Kerker, die furchtbare Eile, mit der die

Execution beordert wurde, die Fahrt auf dem Ochsenwagen, die Execution selbst, die Artter, die ihm die schlechten, vielleicht hiezu aufgeförderten Schützen bereiteten.“ Weiter heißt es: „Unverkennbar war der Aerger der meisten Soldaten bei solcher himmelschreienden Ungerechtigkeit. Der Festungskommandant St. Hilaire und mehrere Officiere verriethen vor der Execution; auf den Festungswällen standen die Kanonen für den Fall eines Aufstandes zum Abfeuern bereit. Mich selbst übermannte, nach Hause gekommen, ein namenlos schmerzliches Gefühl, daß ich nahe daran war, schwer zu erkranken.“ Und der unglückliche, von Palm so sehr geliebte Tröster wurde wirklich krank, er fiel als zweites Opfer dieser schurkischen That; Böschls Geist konnte sich von dem Einbruche des Geschehenen nicht mehr erholen, sein Geist, wohl von jeher schwärmerischen Einbildungen zugeneigt, wurde von diesem Tage ab umnachtet, und bald darauf traten bei Böschl Erscheinungen zu Tage, die eine unheilbare Seelenkrankheit ankündeten. Das erste Sympton war eine in der Nähe Braunau's vorgenommene Teufelaustreibung an einer Kranken Bauernbirne, was die Versegung Böschl's von Braunau nach einem einsamen Pfarrdorfe, namens Ampflwang in der Nähe der heutigen Westbahnstation Frankenburg in Oberösterreich, zur Folge hatte. Gebrochen und beschämt langte der in letzterer Zeit durch die Schriften Jung-Stilling's und J. J. Gafner's noch mehr aufgeregte unglückliche Böschl in seiner neuen Station an. Leider erkannten seine geistlichen und weltlichen Vorgesetzten nicht, daß sie in Böschl einen Geisteskranken vor sich, der nur Mitleid und innige Theilnahme, aber durchaus nicht Strenge verdiene. In Ampflwang erwart sich Böschl bald einen außerordentlichen Anhang, der sich aus seinem wirklich frommen Lebenswandel, seiner bewunderungswürdigen Beredsamkeit, und seinen liebenswürdigen Manieren her-

leitete. Doch mehr und mehr versank der Unglückliche in Schwärmerei, glaubte an ein „tausendjähriges Reich“ fühlte sich als Gründer desselben berufen und bestrebte sich, seine Ideen auf die ihm anvertrauten Pfarrkinder zu übertragen; leider fielen diese krankhaften Ausgeburten wie glühender Zunder in die Gemüther einer durch furchtbare Prophezeiungen aufgeregten Menge, die, ungebildet, unwissend, roh, sich das Mystische in Böschl's Vorträgen nicht zurechtlegen konnte, verwirrt wurde durch das Wesen des kranken Zeloten. Der Vorhang öffnete sich, auf der Bühne erschienen widerliche Fanatiker, die in einsamen Ruinen zu entmenschetem Treiben zusammenkamen. Das Ende des Drama's, an der Leiche Palm's begonnen, ist entsetzliche Schlächterei, grausiger Mord, blutiges Menschenopfer, die der Wahnsinn dargebracht. Alle diese Gräuelpfade ohne Wissen und Willen des unglücklichen Böschl, der seine Umgebung nicht verstand, wie diese auch an ihm irre wurde. Böschl wurde Sektierer und fand in einer Krämerin, Namens Sidinger, in Ampflwang eine willkommene Helferin. Diese Frau, zu Eibesheim bei Speyer gebürtig, führte mit ihrem Manne und ihrer Ziehtochter ein bescheidenes und zurückgezogenes Leben. Diese hysterische Schwärmerin gefiel sich in Erscheinungen und Offenbarungen. In ihrem Hause wurden die ersten Zusammenkünfte der neuen Sekte, die sich „Böschlianer“ nannten, gehalten. Ein solches Treiben konnte den Behörden nicht verborgen bleiben, zumal die Anhänger Böschl's, schon bei 5000 an der Zahl, durch ihre Kasteiungen, Geißelungen, ja durch die wildesten Orgien, die sie beim Kienastbauer, einem einsamen Jägerhause in Ampflwang, hielten, in der Umgebung peinliches Aufsehen erregten. Böschl ahnte nicht, daß er die bösen Dämonen nicht mehr zäumen könne. Er mußte geistliche und weltliche Verbote bestechen, sollte widerrufen; doch alles Zureden nützte nichts, denn Böschl's

Zustand war unheilbar, aus dem unglücklichen Menschen sprach der volle Wahnsinn, der ihn und seine Anhänger mit eisernen Krallen erfaßt und in letzteren nach Blut schrie, nach rauchenden Menschenopfern zur Sühne der Bosheit der Welt. Seine Anhänger brachten Kranke zu Böschl mit der Bitte um sogleiche Heilung; bald gab es ob dieser Auftritte Streitigkeiten zwischen geistlichen und weltlichen Gerichten, bis am 27. März 1814 Böschl in ein Priesterhaus nach Salzburg gebracht, dort aber mit aller Schonung als geisteskrank behandelt wurde. Leider ließ der Unglückliche nicht von seiner Proselytenmacherei und brachte es durch geheime Correspondenz dahin, daß ihm viele der Verirrten nach Salzburg folgten, um dort die Lehre von der neuen „Offenbarung“ aus Böschl's Munde zu vernehmen. Doch bald mußte diesem Treiben Einhalt gethan und Böschl in's städtische Polizeihaus gebracht werden. Auf dem Schauplatze seines Wirkens hatte aber der Same furchtbare Frucht getragen, die Böschl nie erwartet. Die weltlichen Behörden legten sich in's Mittel, leider zu spät. Von Ort zu Ort zogen die Fanatiker der neuen Lehre Böschl's, ohne sich um die von der damals noch bayerischen Regierung organisirte Polizei zu bekümmern. Im Gegentheil: sie wollten als Märtyrer der neuen Lehre gelten, die im kranken Gehirne Böschl's entstanden. Das Hungerjahr 1816 schien die Prophezeiung Böschl's vom Untergange der Welt nach den Begriffen der verblendeten Böschlianer in Erfüllung zu bringen; doch die Welt machte keinerlei Miene zum Versinken, desto mehr aber begann ruhige Ueberlegung bei den Irrgläubigen Wurzel zu fassen. Die Krämerin Sidinger ließ sich zum Widerruf und Abfall von Böschl's Lehre bewegen, nicht ohne viele Fanatiker nach sich zu ziehen. Es schien die alte Ordnung der Dinge wiedergekehrt zu sein; man geißelte sich nicht mehr öffentlich, fastete nicht

mehr so strenge, die jungen Leute fingen an, sich wieder zu unterhalten und zu tanzen. Man glaubte schon an volle Auflösung des schwärmerischen Trugbildes, das der unglückliche Böschl in seiner fanatischen Heillehre geschaffen, deren Folgen er nicht voraussehen konnte, da seit der Stunde, als französische Kugeln die Schläfen des Märtyrers Palm durchbohrten, auch sein Gehirn erkrankte und dem Tode des Geistes zusuchte. Leider fand sich noch ein und der andere Bethörte, der nicht lassen wollte von Böschl und seiner Lehre. Der wüthendste darunter war der Bauer Johann Haas, vulgo Schmidtofferl aus Ottwang, der sich in einer auf einem Dingerhaufen am 1. Jänner 1817 gehaltenen Predigt als Nachfolger des eingekerkerten Böschl erklärte, Teufel austrieb, Wunder wirkte, kurz alle Thaten eines Wahnwüthigen vollbrachte, so daß er am 21. Februar 1817 dem Landgerichte Böcklabruck als Ruhestörer eingeliefert wurde. Gleich darauf fühlten sich zwei Bauernbirnen berufen, die Welt zu reinigen, wie Böschl oftmals gepredigt; man legte auch diesen das sonderbare Handwerk. Doch ließ ein furchtbares Ereigniß nicht lange auf sich warten, das die traurige Episode in Oberösterreichs Geschichte zum blutigen Ende brachte und den Leser nur mit Abscheu vor der That, mit Mitleid für Böschl und seinen Anhang erfüllen kann. Fast sträubt sich die Feder, die Schreckensthat zu schildern, doch wird selbe von dem Gedanken geschwächt, daß sie eine That Wahnsinniger gewesen. Unter den Anhängern Böschl's befand sich auch ein Bauer, namens Josef Haas, der seit seiner „Reinigung“ wie ein Hund bellte. Fast allerorts gemieden und vertrieben, versammelten sich die wenigen noch übrigen Böschlianer in seinem Hause, setzten dort das sogenannte „Hoffartverbrennen“ in Scene, wobei sämmtlicher Schmutz, Kleider etc. in die Flammen geworfen wurde, so daß an manchen Tagen Werthgegenstände von mehreren

Tausend Gulden vernichtet wurden. Handwerker opferten ihr Werkzeug, Arme ihre einzigen Kleider und ließen halbnaakt auf den Feldern herum. Leider fand der sonderbare Prophet immer mehr und mehr Anhang, da er vortrag, directe von Böschl den Auftrag erhalten zu haben, die Functionen eines „Vicepapstes“ zu erfüllen. Mit Vorliebe wurden Teufel ausgetrieben auf verschiedene Art, so durch derbe Schläge und Stöße auf den Magen oder durch Untertauchen in kaltes Wasser. Manche blieben halbtodt unter den Functionen, Opfer der fanatischen Wütheriche. Doch war dies den Verblendeten noch zu gering; Menschenopfer mußten dargebracht werden und zwar sollte der Pfarrer von Ampflwang, Martin Göb, das blutige Reinigungsopfer bilden. Um sich seiner zu versichern, wurde er in finsterner Mitternacht zu einem Kranken geholt, wozu sich der pflichttreue Herr gleich anschickte. Als er auf dem Wege war, ließ ihm ein altes Mütterchen keuchend nach und erzählte ihm von dem Anschlage, daß alles bereitet sei, ihn zu kreuzigen. Der Pfarrer lehrte natürlich um, da er nicht gesonnen war, sein Leben in die Schanze zu schlagen. Als die Böschlianer ihren Anschlag vereitelt sahen, wollten sie bei 4000 an der Zahl, beim Gottesdienste sich des Pfarrers bemächtigen, doch schützten ihn die Treugebliebenen. Am 29. März forderte Haas seine 31jährige Laufpathin Anna Maria Höginger auf, sich statt seiner opfern zu lassen. Arglos ging das Mädchen auf diesen Vorschlag ein. Am 30. März Abends gingen die Kinder zu Bette, nur Haas, sein Weib und seine Tochter Franziska blieben wach, um den Teufel zu erwarten, der um Mitternacht kommen sollte. Um diese Zeit befahl Haas seiner Tochter, den 70jährigen Nachbar Rhenammer herbeizurufen, einen braven Mann, der sich nie dem Anhange Böschl's beigezählt. Als der alte Mann nicht gekommen, rief Haas einige Knechte aus der Umgebung herbei, die er als eif-

rige Böschlianer kannte; mit Hacken bewaffnet, kamen die Scheufale vor das Häuschen des alten Rehammer und hieben ihm die Thüre ein, stürzten in die Wohnung und erschlugen mit Artstreich den alten Mann, dessen Tochter und dessen Weib, welches von der jungen Haas mit einem Beilhieb auf das Hinterhaupt getödtet wurde. Nach dieser grauenvollen Menschen-schlächtereie eilten die Wütheriche wieder in Haasen's Wohnung, wo die kranke Bäuerin, ein Sohn und eine Magd zurückgeblieben. Haas ließ den Tisch zum Altare herrichten, Kerzen und Wachstöße anzünden. Die anwesenden 10 Personen mußten sich auf die Bänke setzen, worauf Haas zwei Rechten die Köpfe an die Wand stieß und ihnen auf die Knie und den Kopf einige derbe Artstriebe gab; darauf befahl er der Pathin Anna Maria Heßinger, sich auf den Fußboden zu legen, was das in Todesangst zitternde Mädchen auch that. Haas verfezte seinem Opfer mit dem Rücken der Hacke über die Schenkel einige Hiebe, lehnte dann das Instrument um und hieb dem Schlachtopfer an einigen Stellen Arme und Beine entzwei. Die anwesenden Feiglinge, die mit Entsetzen diesem Thun zusehen, durften sich nicht rühren; als das bluttriefende Mädchen zu schreien versuchte, spaltete er ihm mit zwei Streichen die Hirnhäute, daß sich das Gehirn auf die Bank und auf den Boden entleerte, holte dann brennendes Berg aus der Küche, streute es um den Leichnam und rief aus: „Jetzt hat die Hölle ausgebrannt! Seht her, wie ein Engel liegt sie da.“ Gleich nach dieser That ergriff der Wüthende sein eigenes Weib, um es zu opfern, schlug es mit einigen Fausthieben zu Boden und fing wieder an, die Füße seines neuen Opfers zu kerben. Die Unglückliche versuchte zu einem der Anwesenden zu fliehen, erhielt aber von ihrem Manne in diesem Augenblicke einen furchtbaren Artstieb auf den Rücken, so daß sie die Besinnung

verlor. Diesen Moment benützte eine anwesende Frau und sprang auf Haas zu mit den Worten: „Du bist ein Mörder; das ist heidnisches Treiben!“ Der Unmensch wollte mit einem Artstriebe antworten, der ohne Zweifel der muthigen Bäuerin den Kopf gespalten hätte; doch diese rang mit ihm, die Art sank und wie ein Schleier fiel es von dem Gesichte des wahnsinnigen Mörders, der schnell die entfallene Art ergreift, selbe zum Fenster auf die Gasse schleudert und nach einigen Wuthausbrüchen gegen die Anwesenden seine Tochter Franziska an sich zog und mit dieser beim Fenster hinaus thierische Laute brüllte. Hätte der unglückliche Böschl Zeuge sein können von diesen Gräueln der Nacht des 30. März 1817, er wäre sicher vor Schmerz gestorben. Mittlerweile hatten sich einige aus der Mördergrube gesüchtet und die Anzeige beim Pfarrer von Ampfwang gemacht, der mit einer Eskorte von 20 Mann herbeieilte, die Sterbenden im Nachbarhause mit den Tröstungen der Religion versah. Darauf suchte man des Wahnsinnigen habhaft zu werden, was auch durch List geschah. Die Polizei betrat die Mördergrube und entsetzte sich über das Blutbad. Die Verblendetten saßen wie versteinert auf den Bänken, neben ihnen sechs scharfgeschliffene Beile liegend. Als man sie auf die Füße stellte, fielen sie um wie Säcke. Die Tochter des Haas mußte gebunden werden, da sich das Mädchen furchtbar zur Wehre setzte. Eine halbe Stunde später hätte Haas sicher noch neue Opfer geschlachtet, ja eine förmliche Revolution mit entsetzlichen Gräueln begonnen. Die Mörder und andere aus der Gegend von Ampfwang eingebrachte Personen, 86 an der Zahl, wurden unter polizeilicher Eskorte nach Böcklabruck gebracht, nicht ohne daß der entmenschte Haase auf dem Wege Widerstand versucht, so daß die Polizei von den Waffen Gebrauch machen mußte und schwere Verwundungen vorkamen. Am 31. März

wollte eine Schaar von 29 Personen auswandern. Ein Pöschlianer führte sie, indem er wie ein Hund um die Schaar herumkief, bellend und beißend. Doch wurden die Unglücklichen eingefangen und dem Landgericht eingeliefert. Auch im Kerker setzten sie ihre wahnwitzigen Ceremonien noch fort, ja ein Bauer wollte seine siebenjährige Tochter als Opfer erwürgen, was aber durch die Wache verhindert wurde.

Es gelang aber bald, die Verirrten zurückzubringen und wieder Menschen aus ihnen zu machen. Das Urtheil gegen die Mörder vom 1. Mai 1818, in Wien bestätigt, war milde, da die Richter Unglückliche vor sich sahen, die nicht von Bosheit und Grausamkeit getrieben wurden, sondern ihren Lehrer und Rathgeber Pöschl falsch verstanden hatten, der ja selbst unglücklicher war, als die Anhänger seiner neuen Lehre. Die Mörder gingen frei aus, sobald sie ihren Sinn geändert, was auch bald genug geschah. Die geistlichen und weltlichen Behörden überboten sich in Anwendung humaner Maßregeln zur Unterdrückung der Secte. Der alte Haas, der fürchtbare Mörder, warf sich seinem Bischöfe unter Thränen zu Füßen und schwor seinen Irrthum ab. Haas starb als ruhiger, fleißiger Mensch 1847 und mag oft der Bluthat gedacht haben, die er begangen. Auch die Uebrigen wurden geheilt und 1819 war die ganze Secte aufgelöst, deren Thaten und Verirrungen grau-

haft waren, ja vielleicht einzig in der Geschichte der Secten dastehen. Selbstverständlich können dieselben nicht dem unglücklichen Pöschl zur Last gelegt werden, doch war dessen Nähe gefährlich für die kaum geheilten ehemaligen Anhänger, so daß am 9. April 1817 seine Abführung nach Wien veranlaßt wurde, wo er unter Begleitung eines Polizeicommissärs und eines Polizeidieners krank an Körper und Geist anlangte. Sein Prozeß wurde untersucht, doch durfte der Wahnsinnige nicht als Verbrecher behandelt werden; er erhielt 700 Gulden als Deficienten-Gehalt, welchen er bis an sein Lebensende bezog, das am 15. November 1837 durch Nervenschlag erfolgte. Pöschl wurde als „Irrsinniger“ kirchlich in Wien zu Grabe gestattet, heißt es. So forderte Napoleons Tyrannenmuth unbewußt ein zweites Opfer. Aus dem Blute des Martyrers Palm ging der Same zu Deutschlands Freiheit auf; Palm wurde 7 Jahre später an seinem Mörder auf dem Schlachtfelde von Leipzig gerächt. Des unglücklichen Trösters dachte keine Seele, des letzten Freundes, den Palm seinen treuesten genannt, hat man vergessen. Pöschl sah in Napoleon den „Antichrist“, dessen Reich er stürzen wollte von dem Tage an, an dem er dessen Opfer zum Tode geleitet. Die Welt habe Mitleid mit Pöschl, der schuldlos an den Thaten seiner Anhänger; er wurde ein kranker Hirt für eine kranke Heerde; er starb als Wahnsinniger.

Eine neue Alpenbahn.

Touristenplauderei von **J. R. Rosegger.**

Als seiner Zeit der Plan auf-
tauchte, längs des Traunsee's eine
Fahrstraße anzulegen, schüttelten die
„geschicktesten“ Leute ihre Köpfe, und
als man zwischen Linz und Salz-
burg die Bahn baute und damit im
Hügellande ein paar Wasserscheiden
übersetzte, wunderte sich alle Welt über
die Großartigkeit dieser „Gebirgsbahn“.
Seitdem ist in der Culturgeschichte der
Völker nur ein einziges Blatt um-
geschlagen worden, und wie ganz anders
sieht es aus! Heute zieht am Traunsee
die Eisenbahn hin; und war hier sonst
die träge Kahnfahrt über das Wasser
den Leuten schon ein seltsamer Weg,
so ist ihnen heute die Schnellfahrt per
Dampf unter der Erde — ein ge-
wöhnlicher. Die moderne Straße kennt
keinen Lauf, der sicherer wäre, als den
tief in den felsigen Bergen.

Das beweist von Neuem die Salz-
kammergutbahn, die vor wenigen Ta-
gen eröffnet worden ist. Hier hat der
Rede Baron Schwarz wieder einmal
ein Alpenungeheuer besiegt; an den
wilden, lawinenspeienden Brüsten hat
er den ehernen Schild seiner Dämme
und Wälle geschlagen; die gähnenden
Rachen der Schluchten und Klüfte hat
er mit den Ketten gewaltiger Brücken ge-
zähmt, und den trotzigen Busen der Berge
hat er mit dem Speere seiner drehbaren
Brandt'schen Bohrmaschine durchstochen.

Die Salzkammergutbahn von Stei-
nach im Ennsthale bis Schärding an
der Grenze Baierns zählt 27 Stationen
und hat eine Länge von 24 Meilen. Sie
besitzt 18 größere Brücken, wovon die
Waltersbachbrücke zwischen Steinach und
Lachau (Eisenconstruction, 45 Meter
Spannweite und 30 Meter Höhe!) die
merkwürdigste ist, und 11 Tunnels, wo-
von der Sonnstaintunnel am Traunsee
(1428 Meter lang) und der Hausrud-

tunnel (709 Meter lang) die größten sind.
Die Strecke von Steinach bis Aussee
mit ihren Naturschönheiten ist im August-
hefte des „Heimgarten“ (I. Jahrg.)
beschrieben worden. Als ich jenen Auf-
satz „Aussee das Herrliche“ verfasste,
hatte ich selbst noch keine Ahnung von
der Großartigkeit, welche die Bahn-
strecke von Aussee bis Gmunden auf-
weist, und welche an Mannigfaltigkeit
und wilber Pracht alle Bahnen unseres
Alpenlandes übertrifft.

Raum daß wir den stattlichen Bahn-
hof von Aussee verlassen und der blau-
ende Felsblock des Loser unseren Augen
entschwindet, hebt die Herrlichkeit an.
Wir drausen durch das Koppenthal.
Rechts haben wir den Sarstein: links
das Vorgebirge des Dachstein, den
Koppen. Neben uns, mit dem Eisen-
bahnzug um die Wette rauscht und
tozt die Traun, die, aus ihrem ur-
eigenen Bette gemorfen, nun wie rasend
an den Dämmen der Bahn gräbt, um
bald darauf erschöpft in die Wellen
des Hallstättersee's zu sinken. Wie das
Wasser von unten, so bräut das Ge-
stein von oben. Hoch an den Hängen
lauern Schutt- und Schneelawinen, und
zwischen solchen Feinden muß die Bahn
oftmals mit kühnem Saße über die
Traun springen, dann sich wieder bergen
unter der Erde — und die bösen
Mächte kommen ihr nicht bei.

Dieses Gebirge ist vielfach aus-
gehöhlt. Die Koppentrüffelhöhle in der
Nähe der Bahn links sollte nicht über-
sehen werden. Aus derselben schießt
mit wüthender Gewalt ein Wildbach;
er kommt hoch vom Gebirge her, wo
er in starrer Herrlichkeit als Schnee
und Eis gelagert hatte, bis die Sonne
mit ihren Strahlenspeeren ihn vertrieb.

Die Schlucht des Koppentales,
welche ich das kleine Gefäße nennen

möchte, weitet sich nun in einen Ebenboden gegen den Dachstein hin von senkrechten Wänden umfriedet. Hier liegt das protestantische Dorf Obertraun — der erste Ort im österreichischen Salzkammergute. Hinter demselben beginnt die mattgrüne Fläche des Hallstättersee's. Ueber dem See gähnt die Felsenschlucht des Waldbachstrub herüber, und im Vordergrund der Schlucht, am steilen Hange ruhend, sein Haupt an die Felswand lehrend, seinen Fuß in den Fluthen badend, winkt uns das seltsam schöne Hallstadt.

Wir preisen die Unmöglichkeit, die neue Bahn am linken Ufer des See's über Hallstadt zu führen. Der wunderbare Winkel wäre verloren gewesen. Hallstadt ist nur Hallstadt, wenn man es vom See aus oder vom jenseitigen Ufer desselben erblickt, und Hallstadt ist nur das schöne, berückende Hallstadt, wenn man auf dem Rahn zu ihm still hinübergeliegt; der erste Lokomotivpfeif in Hallstadt würde die Poesie verschrecken, so wie das erste Wagengetassel in Venedig den Zauber dieser Stadt vernichten müßte. Der Markt Hallstadt hat 2400 Einwohner, welche ihren Haupterwerb in den Salzwerken finden. Hallstadt sieht drei Monate lang des Jahres keine Sonne. Eine Eigenthümlichkeit dieses Ortes weist die Krypta unter der katholischen Kirche. In derselben sind viele Todtenschädel aufbewahrt, auf deren Stirne die Namen der betreffenden Todten geschrieben stehen. Doch gewiß unmittlere Grabdenkmäler!

Rings um den See ragen die Felsmassen des Schafed, des Zwölfer- und Thurmesfogels, des Krippenstein, des Däumling, des Hierlats und des Gaidstein. Wir sehen die Kesselhöhle und den Hirschbrunnen, Steingerölle, aus welchem nach anhaltendem Regen oder in heißen Tagen, wenn auf dem Dachstein der Schnee schmilzt, Wildwasser hervorquellen und in schönen Fällen herabspringen in den See.

Sich nach einer der berühmten Mondnächte auf dem Hallstättersee zu sehnen, geziemt den Eisenbahnfahrern nicht; fast interessanter scheint uns der Bahnbau an den rechteitigen Felsen des See's entlang, besonders die Wehrgrabenbrücke über eine Seebucht von 50 Metern Tiefe. — Vor der Station Steg, wo die Aufseerstraße von der Petschen her mit der Straße von Hallstadt sich einigt, bleibt der See zurück; wir fahren in einem lichten, frumblischen Thale an den Stationen Goisern, Anzenau und Laufen vorbei, über mehrere Brücken und durch einen Tunnel, welcher zwischen und unter den Kellern von Ischl dahinführt, in die Station Ischl ein. Das Bahnhofgebäude ist des berühmten Badeortes würdig.

Das Luxusbad Ischl hier zu beschreiben, wäre — Luxus. Es steht aber zu befürchten, daß auf der neuen Bahn viele Herrschaften an dem schönen Ischl vorüber dem noch schöneren Aufsee zufahren werden; so wie umgekehrt uns, die wir aus dem Hochgebirge kommen, schon nach dem Traunsee und seinem hügeligen Billengelände geküßt.

So rollen wir rasch der grünen Traun entlag, zur Rechten die Ausläufer des Todtengebirges, zur Linken das Hölleengebirge, stets reich an großartigen Bildern. Heute fragen wir nicht nach den Herrlichkeiten des Wolfgangsee's, des Mond- und Attersee's, die von Ischl und der nächsten Station Weissenbach so leicht zu erreichen wären — unsere Fahrt gehört ganz der neuen Bahn. Diese entwindet sich allmählig den Bergen, die ihren vergeblichen Kampf mit dem Dampfstoß einsehen und grollend zurücktreten. Das Thal weitet sich, die blauen Berge am Traunsee mit ihren abenteuerlichen und ausdrucksvollen Gebilden treten in weiter Kunde vor. Wir fahren bereits auf dem Gebiete, auf welchem voreinst sich die munteren Wassertiere des Traunsee's getummelt haben. Und bald sind wir in Ebensee. Salz ist hier das

Hauptwort der 4800 Bewohner: von den nahen Bergen und von Hallstadt und von Ischl durch Holzröhren in einer 17'657 Meter langen Strecke rinnt die Soole da in das große Sudwerk (4 Sudhäuser mit 7 Pfannen) zusammen. Die Traun zeigt mächtige Holztriften, bevor sie sich in den See ergießt. Der Traunsee mit seinen schroffen Felsen und lieblich grünen Bergen, Gmunden mit seiner meilenweiten Willenstadt! Gmunden war der erste eine, die den Dampfwagen geschaut hat. Zwischen Lambach und Gmunden auf engen Schienen tummelt sich heute noch das Eisenröcklein hin und her, das vor vierzig Jahren im Lande ein so ungeheures Aufsehen gemacht hat, und heute wie ein Spielzeug erscheint gegenüber den schweren, gewaltigen Maschinen, die aus den wildesten Schluchten des Hochgebirges zur staunenden Stadt am See hervorgebrochen kommen.

Der Traunsee mit seinen stets buntbesagten Barken und Dampfschiffen, der vor Jahren schon dem Baue der „Kaiserstraße“ an seinem Ufer so große Schwierigkeiten entgegen gestellt hatte, wehrte sich entschieden gegen diese neue Konkurrenz. Sein treuer Wart, der Traunstein, stand gut dafür, daß die Eisenbahn das rechte Ufer nicht erobern werde. Aber auch am linken stand ein trotziger Wächter, gegen den Traunstein freilich ein Zwerg, doch immerhin noch hartköpfig genug, um den Eisenbahnbauern Bedenken zu verursachen: der Sonnenstein. — Allein der Wille im weichen Menschengehirn ist härter als die Felsen der Berge, und Baron Schwarz kam mit einem Bohrer und bohrte einen 1450 Meter langen Tunnel durch den Dolomit des Sonnenstein's. Und hinter diesem noch ein zweiter Tunnel war zu durchbrechen, bis zur schönen Ruhestelle Traunkirchen. — Dampfroß, was pfustest du so laut, du weckst ja hier die alte Romantik wieder auf! Sie schlafen doch schon so lange gut, die Liebenden im

See, die sich über dem Wasser nicht haben durften. Die Jungfrau wäre für ihr Leben gern in's Brautgemach geschlüpft, aber ihre guten Eltern hatten sie in den Vorhof des Himmels gebracht — in's Kloster zu Traunkirchen. — Wenn dort drüben ihr Kloster steht, so baue ich mir hierüber mein Schloß, so dachte der junge Ritter, ihr Bräutigam und schlug jenseits am Traunstein sein Haus auf. Und allnächtlich schwamm er auf den Flossen der Liebe über den See gegen den Vorhof des Himmels, an dessen einem Fenster die Jungfrau ein rothes Lichtlein brennen ließ, das sein Leitstern war. Und als er drüben war im Vorhofe des Himmels, wurde das Lichtlein am Fenster stets ausgelöscht, wurden im Dunkeln die Schwüre ewiger Liebe und Treue getauscht. Da war es in einer schwülen, finsternen Sommernacht, daß der Sturm das Licht am Fenster ausblies, da der Jüngling noch mitten auf dem See war. Er hat der Liebsten Oefade nicht mehr gefunden — ist untergegangen in den brausenden Wellen. Die Braut, die auf dem Söller stand, hörte seinen letzten Schrei und stürzte sich ihm nach in's Wasser. Noch heute heißt die Stelle des Sprunges der „Antlos-Platz“ (Leichnamplatz); aber das Wasser, das jeden Lobten, den es erwürgt, sonst von sich zu geben pflegt, hat die beiden Liebenden nicht ausgeworfen. So leben sie vielleicht und lieben noch — wenigstens in dieser schönen Hero- und Leander-Sage der Alpen.

Die Eisenbahn führt nun über Hügelland, zwischen Tannen- und Laubwäldern, zwischen prächtigen Willen und reizenden Gärten hin. Hier Ebenzweier, da Altmünster und Ort, dort Gmunden, in dessen Bahnhof der Zug einfährt. Aber der Bahnhof liegt einsam im Thale der Aurach und der Späher erspäht kein Gmunden ringsum. Das ist denn ein Stündlein gegen Wien gelegen und scheint sich an seiner schmalspurigen Eisenbahn und seinen Dampfschiffen genügen zu sollen.

Im Aurachthale, wo fruchtbare Obstgärten bereits das Reich der oberösterreichischen „Mosschäbel“ verkünden, geht's lustig thalaus an Denkstätten aus dem oberösterreichischen Bauernkriege: Pindsdorf und Aurachkirchen vorüber, Atnang zu, wo wir fast die Linie der Elisabeth-Westbahn durchschneiden, mitten in den Steinkohlenwinkel von Wolfsegg und Thomasroith fahren, mittelst eines langen Tunnels den Hausruck durchbrechen und in den gesegneten Innviertelkreis hineinrollen. Bei Ried übersetzen wir die Neumarkt-Traunaubahn (Zweiglinie der Elisabeth-Westbahn), nach einem Stündchen fahren wir an der stattlichen Strafanstalt Suben vorbei in Schärding ein, wo wir an den Inn stoßen, der zwischen Steinklappen herniederbraust und an dem Felsberge, auf welchem Schärding ruht, dahinsirrenbet.

Am Ufer steht ein Knabe und schleudert Steindchen über den Fluß in das Königreich Baiern. Wir aber mögen diesfeits des Inn unter der Regide der Kronprinz-Rudolfsbahn noch donauwärts fahren und dann auf kühner Brücke übersetzen nach Passau.

So können wir vom feierlichen Ennsthale in sechs Stunden in Passau, in neun Stunden vor den Thoren von Regensburg sein! — Schon daraus resultirt die Bedeutung dieser schönsten und merkwürdigsten der österreichischen Bahnen. Die Rudolfsbahn von St. Valentin, resp. Amstetten bis Laibach, von Stainach bis Schärding ist ja eine wahre Festtagsbahn, welche den Touristen in das Allerheiligste der Alpenwelt leitet, ohne ihn aus den heimatischen Vereichen von Wien, Linz, Salzburg, Klagenfurt, Laibach und Graz zu entführen.

Und wenn erst die Fremden kommen! Sie sind zwar schon da, sie bestaunen und bejubeln unser herrliches Land, aber sie fühlen sich noch nicht behaglich. Wir sind ein Land, in welchem der Norddeutsche, der Russe, der Engländer um gutes Geld nicht kriegt, was er

bedarf und wünscht. Und auch unsere eigenen Millionäre haben viel zu wenig Sinn für Romantik, als daß sie, wie ein glücklich liebend Paar, Raum genug in der Hütte hätten. Nur in komfortablen Gasthöfen geht ihnen die Poesie und Liebe zur Natur auf und manches kurzfristige Auge muß mit guten Gläsern — mit Rheinwein- und Champagnergläsern — bewaffnet sein, soll es die Schönheiten der Alpenwelt sehen können. Es ist ja oft geradezu eine Schmach, wie es unsere Wirthe mit den Fremden treiben. Diesen zu Lieb' — das versteht sich — werden sie ihr Haus nicht einrichten, aber sich selbst zu Lieb' sollten sie es thun. Das Entkommen unserer Kepler ist durchaus nicht darnach, daß nicht ein Nebenerwerb — der für manche Gegenden leicht zum Haupterwerbe werden könnte — wünschenswerth wäre. An den neuen Bahnen muß mit den alten, verrotteten Gasthauseinrichtungen vollends gebrochen werden. Wer zuerst mit dem Neuen anfängt, der schießt den Vogel ab. Die ersten Jahre werden ihn seine Nachbarn verachten, dann, wenn sie die Früchte sehen, werden sie ärgerlich darüber, nicht selbst angefangen zu haben, schimpfen; endlich werden sie ihm nachtappen. — Gute Gasthöfe würden nicht lange auf Gäste warten müssen, hingegen wartet das Gefäule und manch' anderer der herrlichen Punkte an der neuen Bahn schon lange auf Gasthöfe. Was wäre die Schweiz ohne ihr entwickeltes Hotelwesen? Ein schönes Land, wie Tirol und Steiermark, weiter nichts. Dort hat sich aber der Staat um's Fremdenwesen angenommen und fährt gut dabei. Bei uns wird auch schon jahrelang gepredigt, daß hierin etwas geschehe, und man braucht gar kein Gründerherz im Busen zu haben, um voraussetzen zu können, daß sich ein paar stattliche Hotels an den schönsten Punkten der neuen Alpenbahrentirenen müßten.

Die Straße ist jetzt gebaut — und an die Straße gehört das Wirthshaus.

Ein böser Schlafgenosse.

Von Dr. Kubasch.

Es kennt wohl so mancher aus eigener Erfahrung jene schrecklichen Träume, welche man mit dem Namen des „Alpdrückens“ belegt hat: zu einer beliebigen Stunde der Nacht, stets bei festem und tiefem Schlafe, fühlt der Träumende plötzlich, oder nach und nach, daß die Respiration behindert ist; irgend ein Wesen, meistens ein zottiges Thier, oder eine häßliche menschliche Gestalt stemmt sich dem Schläfer auf die Brust, oder schnürt ihm die Kehle zu, und sucht ihn zu erwürgen; die Angst wird mit der Athemnoth immer größer, jede Gegenwehr ist unmöglich, denn wie durch Zauberkraft sind alle Glieder gelähmt; der Unglückliche sucht zu stiehen — umsonst, er ist wie angewurzelt an die Stelle; die Gefahr, die Angst wird immer größer, da endlich überwindet eine letzte furchtbare Kraftanstrengung das feindliche Wesen, eine heftige Bewegung erweckt den Träumenden aus seinem Schlafe und — Alles ist vorüber, nur der kalte Schweiß auf dem ganzen Körper, ein laut hörbares Herzklopfen erinnert den Erwachten an den verzweifeltsten Kampf auf Leben und Tod, an die gräßliche Todesangst, die er soeben zu überstehen hatte.

Dieses sind in Kürze die Erscheinungen des Alps; nie fehlende Symptome sind die Athemnoth und die mit ihr vergeschnürrte Angst, das Gefühl eines schweren Körpers auf der Brust, das Unvermögen, irgend welche Gegenwehr zu leisten, oder irgend eine Bewegung zu machen; häufig gesellen sich bei Männern noch andere fatale Erscheinungen hinzu. — Bei Frauen ist der Alp meist liebenswürdigere

Natur: er stürzt sich nicht plötzlich auf sein Opfer, sondern tritt oft ganz gemächlich in die Stube, und steigt dann ebenso gemächlich auf das Lager, um sich der Träumerin als Beischläfer zuzugesellen; hier endet dann auch der Traum nicht so plötzlich, wie ich oben andeutete, wo die extreme Angst, die zunehmende Erstickungsgefahr endlich mit großem Kraftaufwand eine energische Bewegung hervorruft, welche den Dämon zugleich mit dem Schlafe vertreibt; hier entfernt sich der Alp oft ebenso behutsam wie er gekommen und die Träumerin schläft ungestört weiter.

Es ist leicht begreiflich, wie solche Träume zu dem Glauben Veranlassung geben konnten, daß es böse Geister seien, welche sich im Schlafe auf den Menschen stürzen, und beim Erwachen eben wieder spurlos verschwinden; eine Krankheit konnte es ja wohl auch nicht gut sein: diese verschwindet nicht mit dem Schlafe, und warum sollte außerdem dann nicht auch einmal im Wachen vom Alp jemand gedrückt werden, was jedoch nie vorkommt!

Wodurch entstehen nun diese Träume mit ihren schrecklichen Visionen, die in so frappanter Weise bei den verschiedensten Leuten im Allgemeinen doch immer dieselben sind?

Die Alten hielten den Alp für eine Necelei der Waldgeister; Plinius nennt ihn „ludibria Faunorum“; auch nach der germanischen Mythologie war er ein Plagegeist, der, ungefähr wie der Waldgeist „Meysenhardtus“ in Schefel's Trompeter, lediglich nur den Zweck hat, die Leute zu ärgern

und zu ängstigen, um sie hinterdrein noch auszulachen.

Wie die Alten jede Erscheinung auf ihre Götter zurückführten und der Mensch in jedem Ereignisse die directe Theilnahme einer Gottheit erkannte, so gewöhnte man sich im Mittelalter, jede Erscheinung, welcher die damalige Zeit noch keine Erklärung zu geben vermochte, als Hexerei oder als eine Kraftäußerung des Teufels und seiner Untergebenen zu betrachten. Der Teufel, dem alle Laster, alle niederen Leidenschaften des Menschen zuertheilt wurden, dem sie gleichsam Beruf waren, er war es auch, welcher in Gestalt des Alp erschien, um mit den Schlafenden Unzucht zu treiben. Die Unzucht ist ja das abscheulichste und größte Laster des Teufels, sogar das hauptsächlichste, deshalb bestand auch wohl kaum ein Hexenproceß, in dem der oder die Angeklagte nicht des fleischlichen Umganges mit dem bösen Geiste beschuldigt wurde, und dem damaligen Glauben zufolge waren es die Erscheinungen des Alp, unter welchem die teuflischen Geister, deren es eine sehr große Menge gab (Martinus Borthaus berechnete deren Zahl auf 2,665,866,746,664) mit den Menschen verbotenen Umgang pflogen, gleichsam der „häusliche Sabbath und die Privatverehrung“ im Gegensatz zu den allgemeinen Zusammenkünften auf dem Bloßberge oder anderen auserlesenen Orten, woselbst der Teufel officiell die Huldbigungen seiner Getreuen entgegennahm (Hexensabbath). Es war jedoch dazu nicht nöthig, mit dem Bösen ein förmliches Bündniß geschlossen zu haben; die Hexen buhlten mit ihm aus Pflicht, aus „Contract“, denn sie versprachen, ihm mit Leib und Seele anzugehören; doch der Teufel, damit nicht zufrieden, suchte auch Leute heim, die sich der Kirche nicht entfremdet hatten. Das mußte ja auch so sein, denn sonst hätte es ja gar zu leicht auch einmal einen frommen Hexenrichter in den Verdacht

des Teufelsbündnisses bringen können; und daß die Jesuiten, welche jenes „vornembe“ Amt versahen, die personifizierte Tugend und allen Lastern fremd und feind waren, das weiß ja ein jedes Kind!

Der christlichen Mythe nach konnte der Teufel durch sich selbst keine Nachkommenschaft erhalten. So entlehnte er sich den Leib eines menschlichen Wesens, oder aber er bildet sich selbst auf irgend welche Art einen Körper, der ihn zum Verkehre mit Menschen (oder auch mit Thieren) befähigte. Dieser Glaube war damals allgemein verbreitet, und noch Luther hält an ihm; dagegen waren die Gelehrten nicht darüber einig, ob der Teufel auch wirklich auf diese Art Nachkommen erhalte.

Nach Sannistrari d'Ameno, einem Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, kommt es zuweilen vor, daß Menschen ihre Existenz Incuben verdanken; solche Menschen zeichnen sich vor anderen besonders durch ihre Größe und Kraft aus, ebenso durch ihre stark entwickelten, geistigen Eigenschaften, oder durch ihre Kühnheit, Bosheit oder ihren Stolz. Es sollen auf diese Weise, einigen classischen und späteren Autoren zufolge Romulus und Remus, Platon, Alexander der Große, Scipio Africanus, Augustus und endlich auch Luther, erzeugt worden sein. Offenbar ist diese Sage aus dem Alterthume mit in die christliche Lehre aufgenommen worden; die Faune, die Satyre, ebenso wie die höheren Gottheiten der classischen Mythologie, die sich ja bekanntlich oft mit Menschen gatteten, verloren durch das Christenthum nur ihren Rang, nicht ihre Existenz; man sagte sich von ihnen los, aber man glaubte noch an sie, nur mit dem Unterschiede, daß diejenigen Wesen, welche die Alten als Götter verehrten, vom Christenthume als Dämonen verabscheut wurden.

Gegen die Buhlteufel wurden natürlich kirchliche Mittel, als: Räuche-

rungen, Exorcismus, Reliquien, geweihte Gegenstände und dergl. angewendet, obgleich diese auch nicht immer halfen.

Nach einer anderen Vorstellung ist der Alp eine Hexe, welche des Nachts durch Zauberkräft meist durch das Schlüsselloch in die Kammer bringt, und den Schlafenden quält. (Sie heißt auch Trude, Nachtmahr; daher das engl. nightmare, das franz. cauchemar.) Eine viel verbreitete Abwehr dagegen war eine Hefel, die man sich mit der Spitze nach oben auf die Brust legte, wodurch die sich auf den Schläfer stürzende Trude gespießt wurde; auch die Nennung ihres Namens machte sie ohnmächtig. Auch liegt die Hexe zuweilen des Abends als kleine Nähmadel auf der Bettdecke; wenn man dieser die Spitze in das Ohr biegt, so liegt am nächsten Morgen ein altes, nacktes Weib da, ebenso verkümmert wie die Nadel.

Zu jener Zeit mochte die Erzählung eines erlebten Alpträumens genügen, um den Betreffenden, oder die, von welcher geträumt worden war, auf die Folter und auf den Scheiterhaufen zu bringen; die Tortur presste das Geständniß des Teufelsbundes heraus, und die Unglückliche wurde verbrannt; damals war es lebensgefährlich zu träumen oder von sich träumen zu lassen.

„Eingefroren sahen wir so Jahrhunderte starren,
„Reuschengefühl und Vernunft schlich nur
verborgen am Grund.“

Ungleich schauderhafter ist der Aberglaube, der sich bei einigen slavischen Völkern an das Alpdrücken knüpft: hier ist es ein Leichnam, welcher vom Drange zum Leben getrieben, sich auf den Schlafenden legt, um ihm das Blut auszusaugen, um dadurch selbst wieder zum Leben zu gelangen: in vielen Fällen ist der Vampyr ein verstorbenen Feind, der des Nachts wiederkommt, um seinen Gegner krank zu machen, oder gar zu tödten, meistens

aber ein verstorbenes Familienmitglied, welches nur seine Angehörigen angriff. Er erschien ihnen in der Gestalt eines Menschen, ausnahmsweise in der eines Thieres, als Frosch, als Spinne oder als Wanze, und nachdem er die Unglücklichen gewürgt und gebroselt und ihr Blut getrunken hatte, starben diese kurze Zeit darauf an Entkräftung, und wurden nun ihrerseits wieder zu Vampyren, welche den Ueberlebenden durch ihre nächtlichen Besuche dasselbe Loos bereiteten, welches sie betroffen hatte.

Dieser Aberglaube war noch im letzten Jahrhundert sehr verbreitet und er ist es stellenweise auch noch heute, besonders in Ungarn, Serbien u. s. w. Die Sage ist sehr wahrscheinlich classischen Ursprunges: die Strigen der Griechen und Römer flogen des Nachts zu Kindern, und tranken ihr Blut; ähnliche Wesen waren die Lamien oder Empusen, von der Helate gesandte Gespenster. Die Tympaniten der Griechen waren die umherirrenden Seelen im Kirchenbann Verstorbenen, welche des Nachts Menschen und Thiere angriffen, und so zu Vampyren wurden. Die Zeichen, an denen man einen Vampyr erkennen sollte, waren erstlich einmal ein laut hörbares „Schmaggen“ im Grabe, ein heller Schein über demselben, wenig vorgeschrittene Fäulniß (daher war auch der Winter die günstigste Jahreszeit, um auf Vampyre zu fahnden), das Wachsen der Haare und der Nägel, und die Anwesenheit von Blut im Munde der Leiche; bei einigen soll sogar das Herz noch schlagen; außerdem hatten viele, soweit sie mit dem Munde erreichen konnten, ihre Kleider angegriffen.

Die Mittel gegen den Vampyr waren: das Grab zu öffnen und der Leiche einen Pfahl durch die Brust zu treiben, oder einen eisernen Nagel durch den Kopf zu schlagen; es genügte aber auch schon, den offen stehenden Mund mit Erde auszufüllen, oder selbst etwas Erde aus dem Grabe zu verschlucken. Am Wirksamsten und am

Sichersten war es jedoch, dem Leichnam mit einem Spatel den Kopf abzustossen oder den Körper zu verbrennen. Ein Grund mehr für die Einführung der Leichenverbrennung!

Es würde uns zu weit führen, wenn wir noch alle übrigen volkstümlichen Erklärungen des Alp aufzählen wollten. Die erwähnten sind die hauptsächlichsten und waren die am meisten verbreiteten Ansichten, die auch zum Theile noch heute im Munde des Volkes leben, wenn auch vielleicht in etwas abgeänderter Form; der alte Aberglaube, dieses „Monstrum, blind und dumm, mit hundert Felschwänzen“, wie ihn Blumauer nennt, ist noch immer das Eigenthum des Volkes, welchen es mit bewunderungswürdiger Zähigkeit, die einer besseren Sache würdig wäre, festzuhalten bemüht ist. So ist auch die harmlose Erscheinung des Alptraumes noch immer die Kraftäußerung von Geistern und Gespenstern; jedes Land, jede Provinz, ja jedes Dorf hat seine eigenen abergläubischen Erklärungen; wer sie hören will, der frage nur getrost in einer Bauernschenke nach.

Ich übergehe auch die verschiedenen Erklärungen, die von medicinischer Seite aus versucht wurden, die sich aber alle nicht beweisen lassen, oft sogar geradezu unmöglich sind; die medicinischen Schriftsteller, besonders Walter und Strahl, gingen von dem Irrthum aus, den Alp als Krankheit zu betrachten, und bei den versuchten Deutungen von dieser Seite aus erhielt die Physiologie sowohl wie die Pathologie manchen bedenklichen Stoß.

Der Alp ist keine Krankheit; die erschreckenden Träume sind das Product einer Athemnoth, welche ihrerseits wieder verursacht wird durch einen directen Verschuß der Mund- und Nasenöffnung, indem der Schlafende entweder auf dem Gesichte liegt, oder indem die Bettdecke od. dergl.

die Respirationsoffnungen verlegen. Diese Ansicht sprach zuerst Boerner aus; den Beweis dafür hat er auch geliefert.

Die constante Erscheinung, daß jedesmal nach einer kräftigen Bewegung der Alp verschwand, zog seine Aufmerksamkeit auf sich; es mußte demnach die Beschwerde durch die Bewegung beseitigt worden sein; ferner fiel ihm auf, daß damit zugleich auch die Athemnoth aufhörte und daß die Respiration wieder unbehindert vor sich ging; es mußte also die Ursache eine rein mechanische sein, da sie durch eine Bewegung, durch eine Aenderung der Lage überwunden werden konnte; das Respirationshinderniß aber war bei dem Erwachen niemals mehr zu entdecken. Der Dämon war eben, wie er gekommen, spurlos wieder verschwunden. Boerner war nun mit dieser Entdeckung nicht zufrieden, es interessirte ihn auch noch, diesen Plagegeist persönlich kennen zu lernen, und er nahm sich daher fest vor, bei dem nächsten Anfälle alle Energie darauf zu verwenden, keine Bewegung zu machen, sondern, ungeachtet der Verlängerung seiner Qualen, bis zum Erwachen ruhig liegen zu bleiben.

Es wird vielleicht Mancher diesen Voratz für unausführbar halten und denken, daß ein Träumender überhaupt keinen Willen habe, am wenigsten aber im Stande sei, das, was er sich im Wachen vorgenommen, im Schlafe auszuführen. Es kommt hier natürlich nur darauf an, was man sich vornimmt; wie sich die Erinnerung an Erlebtes in unjeten Träumen immer einfindet, und diese sogar, ich möchte sagen, die einzige Nahrung ist, aus welcher sie entstehen, und durch welche sie bestehen, so können auch gefasste Vorsätze, welche schließlich doch eine Erinnerung bilden, im Schlafe zur Geltung kommen. Das logische Denken ist im Schlafe nicht erloschen und da wir oft selbst schlafend wissen, daß

wir träumen, so sind wir auch hier bis zu einem gewissen Grade Herr unseres Willens. Ein Beispiel dafür geben Kranke, welche einen Knochenbruch, eine Wunde oder dergl. haben: bei jeder Bewegung im Schlafe wird sorgfältig vermieden, das kranke Glied zu rühren; das Bewußtsein, daß jede Bewegung des Theiles schmerzhaft ist, ferner der Wille, denselben zu schonen, muß demnach aus dem wachen Zustande mit in den Traum hinübergenommen worden sein, um daselbst wieder zur Geltung kommen zu können.

Voerner faßte nun den Voratz, jede Bewegung zu meiden, und es gelang ihm in der That, ihn durchzuführen, wobei er die überraschende Entdeckung machte, daß „die äußeren Respirationsmündungen, Nase und Mund, mehr oder weniger vollständig verhüllt waren“, entweder durch die Decke, die auf dem Gesichte lag, oder dadurch, daß das Gesicht in die Rissen eingebohrt war, wobei oft noch die Bauchlage innegehalten wurde. War dieses wirklich die Ursache des Alpdrückens, so mußte auch dadurch daselbe experimentell an Anderen hervorgebracht werden können; unser Gewährsmann suchte sich zu diesem Zwecke Leute heraus, die bereits früher am Alp gelitten hatten; er verdeckte ihnen im Schlaf die Respirationsmündungen; der Schlafende bekommt Athemnoth, fängt an zu wimmern; endlich wird eine energische Bewegung vollführt, und der so Gequälte schläft ruhig weiter oder erwacht, um am folgenden Morgen oder sofort die bekannten Alp-Visionen zu erzählen. Es sei mir gestattet, Voerner über eines seiner Experimente selbst sprechen zu lassen. „.... Ich erfaßte nun sanft seine wolene Decke und schob sie ihm dertart über das Gesicht, daß der geöffnete Mund ganz und die beiden Nasenlöcher zum größten Theil bedeckt waren. Der Kranke fing sofort an, in namentlich langgedehnten Inspirationszügen zu athmen; sein Gesicht röthete sich,

sämmtliche Respirationsmuskeln waren in angestrengtester Action, die V. jugulares schwellen an, allein der Kranke rührte sich durch eine volle halbe Minute nicht, ließ jedoch bei jedem Athemzuge einen eigenthümlichen ächzenden Ton vernehmen. Die Augen waren stets geschlossen. Mit einemale machte er unter sichtlich ungeheueren Anstrengungen eine auffallend energische Bewegung, durch welche er sich in einem Momente auf die linke Seite warf, auf welcher er sodann ruhig liegen blieb, wieder frei athmete und nur mit den Lippen zuckende Bewegungen, wie beim Sprechen machte. Kaum einige Secunden später weckte ich ihn durch derbes Anfassen bei der Schulter. Er fuhr zusammen, schlug rasch und weit die Augen auf, sah mich erstaunt an und sprach einige nicht verständliche Worte. Ich bemerkte ihm nun, daß ich ihn aufgeweckt habe, weil er so jammernde Töne ausgestoßen hätte. Darauf griff er mir, immer noch nicht ganz zu sich gekommen, nach der Hand und sprach: „Ich danke.“ Sein Gesicht war mit Schweiß bedeckt, seine Physiognomie ängstlich. Auf meine Frage, was ihm gefehlt habe, waren seine ersten Worte: „Ich wäre beinahe gestorben; ich habe das Alpdrücken wieder gehabt“, setzte er hinzu, „und zwar schrecklicher als jemals in meinem Leben.“ Beherrscht von dem Gefühle der Freude und Ueberraschung ob des vollständigen Gelungenseins meines Experimentes, konnte ich nicht umhin, noch während der Nacht den ganzen Vorgang zu erfahren. Er erzählte dieselbe Vision, die er früher gehabt hatte, jedoch mit einigen Variationen, die mich den unmittelbaren Einfluß meines Experimentes auf's Unzweideutigste erkennen ließen. Das Alpmännchen producirte sich diesmal als eigenthümliches Bastardthier, halb Hund, halb Affe, das nicht wie sonst, langsam zum Bette heranschlich, sondern, ohne daß es vorher bemerkt worden wäre, sich mit

einem Sprung auf die Brust des Opfers schmeckte. (Das rasche Bedecken des Gesichtes.) Dann blieb es ruhig, wie schlafend, auf derselben liegen, während der Unglückliche sich vor Angst nicht zu rühren wagte, bis es endlich in Folge einer auf der Höhe der Dual ausgeführten Bewegung herunterfiel. Ich glaube, die Beweiskraft eines Versuchs kann nicht schlagender sein.“ Boetner versuchte das Experiment zu wiederholtenmalen an anderen Personen und immer mit gleichem befriedigenden Erfolge.

Die Seelenthätigkeit dauert im Schläfe fort und die Aeußerung dieser Fortdauer ist eben der Traum; im Schläfe, der nun nicht ein Zustand vollständiger Bewußtlosigkeit ist, bleibt die Seele in dauernder Verbindung mit der Außenwelt, und so kommen Einbrüche, welche unsere Sinne treffen, auch zu unserm Bewußtsein, wenn auch in undeutlicher und verworrenere Art und Weise.

Im Allgemeinen aber erzeugt der zum Bewußtsein gelangte Sinnesindruck im Traume eine übertriebene Vorstellung; so hören wir das Raseln des Regens an die Fensterscheiben als Kanonendonner und so erzeugt ein schon leichter Druck auf einen Körpertheil die Vorstellung, daß eine schwere Last auf uns liege; eine Falte im Bettuch erweckt den Traum, daß ein scharfer Gegenstand in unsern Körper einschneide.

Der Charakter des Alp hängt demnach auch zusammen mit der Natur des Gegenstandes, welcher das Gesicht des Träumenden bedeckt; ist es eine rauhe wollene Decke, so ist der Dämon ein zottiges, haariges Thier, vielleicht auch der Teufel selber; empfinden die Gesichtsnerven einen weichen, glatten Gegenstand, so hat es der Träumer mit einem menschlichen Wesen oder einem sonstigen Geschöpfe mit glatter Körperoberfläche zu thun. Wird Mund und Nasenöffnung plötzlich verlegt, wie ja bei einer Bewe-

gung im Schläfe leicht geschehen kann, so ist auch der Alp plötzlich da, so springt auch der Dämon seinem Opfer plötzlich auf die Brust; sind dagegen die Respirationsmündungen nur theilweise verschlossen, so bildet sich auch demgemäÙ der Traum aus: das Ungeheuer ist in der Nähe, ängstigt den Schlafenden, und geht dann vielleicht wieder seiner Wege, ohne handgreiflich geworden zu sein.

Die übrigen Erscheinungen lassen sich ebenfalls leicht erklären: die gräßliche Angst, die der Träumende anzustehen hat, rührt theilweis von den Visionen her, ist aber auch, abgesehen davon, die untrennbare Zwillingsschwester einer jeden Athemnoth, gleichviel durch welche Ursachen sie hervorgerufen sein möge.

Das Gefühl, als ob ein schwerer Körper auf der Brust liege, kann einmal wirklich durch schwere Bettstücke bedingt worden sein, ist aber wohl in den meisten Fällen Ursache davon, daß der Schläfer auf dem Bauche liegt, somit die vordere Brustwand die ganze eigene Körperlast zu tragen hat; da man sich nun schlafend keine Rechenschaft davon geben kann, welche Lage man einhält, so wird der Druck der eigenen Körperlast, den man ungewohnter Weise auf der Brust empfindet, einem fremden Körper zugeschrieben. „Aber als ich erwachte, lag ich doch auf dem Rücken“, wird mir hier vielleicht eingeworfen. Ja, ganz Recht, als er erwachte, aber nicht während er noch träumte; die Bewegung, die gemacht wurde und die im Traum das endliche Ueberwinden des feindlichen Geschöpfes darstellte, war es eben, die die Bauchlage in eine Rückenlage umänderte.

Die Unmöglichkeit, sich zu bewegen, ist im Traume eine sehr häufige Erscheinung. Wer hätte nicht schon einmal geträumt, daß er gerufen wurde, oder eiligt fort mußte, und nicht von der Stelle konnte! Wir fühlen eben, daß wir liegen, und obwohl der Wille

vorhanden, so folgen ihm die Glieder nicht mit der gewohnten Präcision; daher muß auch der Wille, welcher als Reiz auf die motorischen Nerven wirkt, im Schlafe ein bedeutend energischerer sein, und diese Menge der angehäuften Willenskraft, wenn ich mich so ausdrücken darf, die unser Bewußtsein wohl empfindet, der aber der Körper nur langsam und träge folgt, erscheint uns im Traume als ungeheure Kraftanstrengung oder wir haben das Gefühl des Gelähmtseins. Dieses Gefühl ist beim Alpdrücken besonders quälend, und erhöht noch die Angst, da man sich dem feindlichen Wesen unterliegen sieht, ohne nur eine Gegenwehr leisten oder sich durch die Flucht aus der gefährlichen Umarmung befreien zu können; man sieht sich rettungslos verloren, und das letzte Stündlein nahen.

Eine sehr häufige Erscheinung ist das Herabfallen, welches gewöhnlich während des Einschlafens geträumt wird, und meistens völliges Wiedererwachen erzeugt; hier ist das Gefühl des Hautdruckes bereits erloschen und wird durch einen herabfallenden Arm oder auch ein Bein plötzlich wieder vor das Bewußtsein gebracht. Da nun ein Fall plötzlich das Gefühl eines Widerstandes, einer Unterlage hervorruft, so construirt sich die Seele ganz logisch aus dem plötzlich wieder bewußten Hautdruckgefühle die Vorstellung eines Falles. Ist das Hautgefühl ganz erloschen, so bildet sich der Traum des Fliegens aus; der Mangel an Hautdruck erregt hier die Vorstellung des Schwebens, weil man beim Schweben nirgends einen Widerstand spürt. Die häufige Vorstellung, daß man sich im tiefen Neglige auf der Straße oder in Gesellschaft befindet, hat ihre Entstehungsursache in der herabgefallenen Bettdecke; wir fühlen hier in der That, daß wir entbloßt sind und deshalb träumen wir es auch.

Die Dauer eines Alptraumes ist im Allgemeinen eine sehr kurze und

steht im umgekehrten Verhältnisse zum Grade der Athemnoth; bei vollständigem Verschlusse der Respirationsmündungen kommt überhaupt kein Traum zu Stande und der Schläfer erwacht dann sofort. Wenn uns Leute erzählen, sie seien die ganze Nacht vom Alp gebrüdt worden, so ist dies sehr „cum grano salis“ aufzufassen: Jedem, der in Todesängsten schwebt, dehnen sich die Secunden zu Ewigkeiten aus.

Die Nachtmahr hat hiermit ihren schreckhaften Charakter verloren. Damit soll jedoch noch nicht gesagt sein, daß es nicht auch andere Ursachen geben könnte, welche ähnliche Erscheinungen und Träume hervorzubringen im Stande wären; jedes Moment, welches im Schlafe Athemnoth verursacht, kann auch durch diese Visionen in's Leben rufen, die mehr oder weniger den Charakter des Alp haben können; solche Momente sind z. B. Krankheiten, welche Anfälle von Athemnoth und Erstickung bebingen, besonders das Bronchialasthma, welches ja seine Opfer mit großer Vorliebe des Nachts befällt. In einem solchen Anfälle können sich erschreckende Träume ansbilden, doch wenn der Patient erwacht, so sind wohl die Visionen, nicht aber die Athemnoth verschwunden.

Da der Alp als solcher aber keine Krankheit ist, so kann auch von einer Behandlung desselben nicht eigentlich die Rede sein; ob sich üble Folgen für Gesundheit und Leben daraus entwickeln können, ist mindestens zweifelhaft, obwohl schon oft behauptet worden. Gewöhnlich kommt der Befallene mit dem Schrecken davon,

„da fährt er auf, und flucht in seinem Schreck ein paar Gebete und schläft von Neuem.“

Leute, die noch immer an die Existenz des Teufels glauben, denen erscheint er auch bei Gelegenheit des Alpdrückens in leibhaftiger Person; eine gewisse Classe der menschlichen Gesellschaft, deren Lieblingslecture in Geister- und Gespenstergeschichten be-

steht, welche letzteren natürlicherweise, weil sie ja gedruckt sind, auch für wahrhaftig gelten, diese Leute stehen in großer Gefahr, nächtlicher Weile von Phantomen geplagt zu werden und an sich selbst jene Spukgeschichten zu erleben, mit denen sie ihr Hirn vollgepfropft hatten. Gebildete und unbefangene Menschen, die frei sind vom Aberglauben, deren religiöse Anschauungen andere sind, als blinder, urtheilsloser Glaube an Wundergeschichten, welche wohl wissen, daß jeder Erscheinung in der Natur auch eine natürliche Ursache zu Grunde liegen muß, solche Leute sind auch sicher vor den Heimsuchungen von Teufeln und Gespenstern, und sollte selbst einmal solch' ein Wesen sich in den Traum eines Unbefangenen verirren, so wird es doch nicht Furcht erregen, sondern mit derselben Kalt-

blütigkeit beurtheilt werden, wie eine im Wachen entstandene Sinnesstörung. Wenn Einer weiß, was die Ursache seiner Angst ist, so kann er sich davon auch im Schlafe Rechenschaft geben und das Gedächtniß bietet ihm im Falle der Noth den Schlüssel zur richtigen Beurtheilung des Phänomens.

Der Alp war Jahrhunderte lang ein Gespenst; freuen wir uns, daß wir in einer Zeit leben, wo er es nicht mehr sein kann und darf, wenigstens nicht, wenn wir nicht anders wollen. Wohl können wir jetzt von unserem Standpunkte aus den mittelalterlichen Aberglauben belächeln, wir können jetzt erkaunt fragen: wie war es nur möglich, damals so irre zu gehen! Trösten wir uns, hätten wir zu jener Zeit gelebt, wir hätten auch mit ihr geirrt.

Der Kirchhofsritter,

und Auszüge aus seinem „Todtentanz“ von J. A. Hofegger.

Ein so junger, lebenslustiger Mensch — und sie heißen ihn den Kirchhofsritter! Es ist Wahrheit an der Sache. Aber es ist auch Unbegreiflichkeit an der Sache.

Aus Wien kommt er; ein beliebter Tanzmeister ist er, und die hübschen Töchter guter Häuser lernen von ihm reizend zu sein, und die schönen Ballerinen lernen von ihm unwiderstehlich zu sein. Denn es gibt Kunstregeln, wie man das ist, und die Kunst ernährt hier ihren Mann. Der Meister Oberstark — es ist das kein Name für einen Tanzmeister, und doch jucken den jungen Mädchen nur gerade so die Füßchen, so oft sie ihn hören — der Meister Oberstark hat im Grunde wenig Interesse für eine solche Natur, die er erst selbst interessant machen muß. Wenn daher die Semester vorüber sind, und die Fräulein und Jungfräulein aus

der Hochschule der Gliederkunst entlassen werden, geht Oberstark auf's Land hinaus zu den Dörfern mit ihren Kirchweihfesten und ihren Kirchhöfen. Es ist unglaublich und so sehr unglaublich, daß es kein Fabelhans wagen würde, derartiges zu erfinden; aber die Thatsache ist kühner.

Meister Oberstark ist achtundzwanzig Jahre alt. Also gerade das ungünstigste Alter für Kirchhofschwärmereien. Aber Meister Oberstark sieht im Laufe des Jahres so viele Beine, daß er endlich auch einmal Knochen sehen will.

Uebrigens wird das nicht gut erzählt. Knochen sucht und sieht er ja nicht, in die Gräber blickt er nicht, nach den Leichenstammern fragt er nicht, mit den Todten hält er's nicht. Das Leben des Kirchhofes ergötzt ihn. Man weiß, wie üppig auf Friedhöfen

der Pflanzenwuchs gebelirt. Es ist der gute Ort, wie die Juden sagen, und es ist eine gute Erde. Gott düngt seinen Acker mit dem Salze der Thänen und mit dem Blute gebrochener Herzen. Oberstärkt ist sonst ziemlich gleichgiltig gegen Blumen, außer sie versprechen zur gesegneten Frucht zu reifen; jedoch mit den Blüthen des Kirchhofes gibt er sich gerne ab. Diesen, die aus den Gräbern heraufkommen, blickt er oft lang in's Auge und fragt, was sie denn zu erzählen wüßten von den jetzt unten mordernden Herzen, von deren einstigen Streben und Streiten, Tugenden und Sünden. Manches Rosenköpfchen nickt ihm traurig, manches heiter und schelmisch zu, manches blickt zum Himmel auf, manches senkt sich zur Erde nieder, manches birgt sich in die Schleier seiner Blätter. Und wieder ein anderes kichert in sich hinein über den wunderlichen Gesellen, der aus den Kirchhofsb Blumen lesen will, was er gerade so gut oder noch besser in dem warmblütigen Reigen des Lebens erfahren könnte.

Wisweilen geschieht es, daß diese bunte heilige Schrift der Gräber ausgelesen wird; der Pfarrer sendet seine Magd und läßt Gras und Blumen mähen für die Melkkuh, und die Beschließerin des Pfarrhofes bereitet Butter und Käse aus den Stoffen der Blumen, die als Boten des Todes und des ewigen Lebens zugleich heraufgestiegen kommen aus den Gräbern. Und nun spaziert Meister Oberstärkt kopfschüttelnd auf der gemähten hügeligen Wiese — schmaucht aber dabei stets vorzügliche Cigarren.

Wisweilen sieht er dem Todtengräber zu, präsentirt ihm ein gutes Kraut und Feuer dazu und fragt stets, wie er so die Zeiten durchlebe. Gott Lob, 's geht an — 's thut sich, wenn Eins nur alleweil Arbeit hat. Jezzo ist gar keine Klag', aber im Winter, da ist der Boden so viel steinhart gefroren — man glaubt es nicht. Wenn der Herr im Winter stirbt, so kostet's

ihm um einen Gulden mehr. — Schau da her, ein Goldbringel! Das ist gewiß der Mariann' ihr Verlobungsring . . .

Der Gräber wirft die Cigarre fort und gräbt und gräbt und schaut nicht mehr auf. — 's ist ihm was über die Leber gelaufen. Es wär' besser, man thät' nicht weiter davon reden. 's ist schon lang vorbei. — Vor fünfzehn Jahren war der Todtengräber noch um fünfzehn Jahre jünger, als heut'. Und hatte ein Mädel! Und das Mädel hatte ihn lieb und verlobte sich mit einem Andern, weil es der gestrenge Vater so haben wollte. Noch vor der Hochzeit ist die Mariann' gestorben und heute gräbt sie der Liebste wieder aus und sie verehrt ihm das Brautringlein.

Ja, da glaube ich freilich, daß die Cigarre nicht schmeckt!

„— Sein eigenes herzliefes Mädchen begraben!“ hatte der Todtengräber damals dem Herrn Pfarrer geklagt.

„— Ist bitter!“ hatte der Geistliche zur Antwort gegeben, „aber ein herzliefes Mädchen am Altar einem Andern antrauen, ist auch nicht süß.“

„— Den Goldbring jetzt wieder finden“, sagte nun der Gräber zum Fremden, „jetzt, wo man endlich gewohnt worden ist, mit einer Andern zu leben — ist hart.“

— „Ist hart!“ versetzte Meister Oberstärkt, „doch, daß die wahre Lieb' und goldene Treu' noch über das Grab hinaus währt, ist göttlich.“

Wohl, der Gräber gibt es zu und legt den Goldbring wieder in die Erde. Vielleicht nach weiteren fünfzehn Jahren, wenn er hier abermals gräbt, findet er ihn wieder. —

Und unser Tanzmeister reißt von Ort zu Ort, und je kleiner das Dorf, desto interessanter der Kirchhof. Die Momumente der Friedhöfe in den Städten sind ihrer selbst wegen gebaut und der Lebendigen willen; die Kreuze im Dorfe sind so zu sagen den Todten zu Lieb' aufgestellt. Diese armen schlichten Kreuze hängen fast so orga-

nisch zusammen mit dem Grabe unten, wie der Baum mit seiner Wurzel, und hängen organisch zusammen mit dem Seelenleben der Errichter.

Der feinste Genuß des Städters ist heute — das Dorf. Man ergötzt sich gerne mit heimlicher Beobachtung der Liebhaftigkeiten zwischen den Hansen und Gretchen, warum nicht auch einmal mit dem Verhältnisse zwischen den Lebendigen und Todten, wo man mit Vergnügen sieht, daß diese Welt doch lauter gute, edle Menschen hervorbringt, weil lauter solche begraben werden.

Oberhört ist nichts weniger als sentimental im langläufigen Sinne; wenn die Gerippe in den Knochenhäusern nur wollten, gerne gäbe er ihnen Tanzunterricht. — Er liest Dorfgeschichten, aber nur von den Grabkreuzen herab, und wenn er im Spätherbste in die Stadt zurückkehrt, so ist sein Notizbuch voll mit Inschriften aus Kirchhöfen.

Dem Schreiber dieser Zeilen ist gelegentlich ein Blick in solche wunderliche Aufzeichnungen des Tanzmeisters gefattet worden — gerade recht, um dem Heimgartenhefte des Allerseelenmonats eine kleine Todten-Vesper einzuwerleiben. Wohlhan denn!

Grabchrift eines siebenjährigen Knaben auf dem Kirchhofe zu Wartberg (Steiermark):

„Johann Friesenbichler heiß ich,
Zu meinem lieben Gott reif' ich,
Der ganzen Welt sag' ich gute Nacht,
Will sehen, was Jesus Christus macht.“

Grabchrift eines Kindes:

„Schlaf, Kindlein schlaf,
Du weißt nicht, was uns traf,
Wenn wir's gewußt, wie bald der Tod Dich
streckt,
Wir hätten dich für diese Welt nicht auf-
geweckt.“

Aus dem Kirchhofe zu M. im Lavantthale:

„Hier ruht der ehrsame Johannes Rifegger,
er ist auf der Pirschjagd durch einen unvor-
sichtigen Schuß erschossen worden aus auf-
richtiger Freundschaft von seinem Schwager
Anton Steger.“

Eine Bäuerin in der Gemeinde B. in Obersteiermark ließ ihrem verstorbenen Gatten zum Zeichen ewiger Treue einen schönen Grabstein setzen, auf welchem sie dem Todten folgende Worte in den Mund legte:

„Der Tod riß mich von dir
Du Weib, so brav und bieder,
O, wein' und bet' bei mir,
Dann geh' und heirat' wieder.“

Doch etwas feiner war der Ehemann, welcher seine Liebe in Dimension ausdrückend auf das Grabmal schreiben ließ:

„Mein gutes Weib,
Dir sep' ich diesen Stein,
Nach meiner Lieb' gemessen,
Rüht er größer sein.“

Vielsagend ist auch der Spruch, welchen eine Witwe, wahrscheinlich auf Wunsch des Seligen, auf das Grabkreuz ihres Mannes setzen ließ:

„Ein jeder müde Mensch,
Wenn man in's Grab ihn legt
Läßt noch ein Kreuz zurück,
Das seinen Namen trägt.“

Die trauernde Witwe.“

Welches Opfer selbst auf Friedhöfen dem lieben Reim gebracht wird, beweisen die Verse auf einem Gottesacker im Salzburgischen:

„Hier ruht Herr Caspar Welcher,
Ein Pfarrer gewesen ist welcher.“

In derselben Gegend findet sich auch folgende Grabchrift:

„Hier in diesem Grabesloch
Liegt unser braver Meister Koch,
Er aß gern Kraut und Rettich,
Gott sei seiner Seele gnädich.“

Der brave Meister Koch selbst soll der Verfasser dieses Poems gewesen sein. Logischer hat seine Bitte um Gnade der Postbote zu St. Gilgen im Salzburgischen angebracht; er verordnete für sein Grabkreuz die Verse:

„Hier ruht in Gott
Der verstorbene St. Gilgner Bot',
Sei ihm gnädig, o Herr,
So wie er's auch wär',
Wenn er wäre Gott
Und du der St. Gilgner Bot'.“

Gar tröstlich klingt eine Grabchrift
im oberen Innthal:

„Im Leben hab ich nicht gehofft
Auf Gott, hab ihn beleidigt oft,
Jetzt erst kenn' ich den lieben Herrn Jesu Christ,
Kein Mensch kann's glauben, wie gut er ist.“

Weit pessimistischer lesen sich die
Zeilen, die man bei Klagenfurt einem
Prediger auf das Grabmal gesetzt hat:

„Was in der andern Welt ist?
Wie oft hab' ich's gesagt und konnt's nicht
wissen;
Jetzt weiß ich's und kann's nicht sagen.“

Nicht weniger unbestimmt lautet
eine Inschrift auf dem alten Friedhose
zu Linz:

„Denk' Dir das Sterben wie Du willst,
Es ist ganz anders, als Du glaubst,
O, fürcht' es nicht und wünsch' es nicht,
Es ist ganz anders, als Du glaubst.“

Viel deutlicher dagegen die schönen
Worte, welche in der Beitsch (Ober-
stier) auf dem Kirchhose zu finden sind:

„Hier modert der Staub,
Der Geist schwebt im Licht,
Das Bild ruht im Herzen.“

Von echtem Pathos ist eine In-
schrift im Friedhose zu Würzzuschlag:

„Gott nehm' ihn auf
In das ewige Reich,
Wo der Tag der Freuden
Keinen Abend hat.“

In einem Dorfkirchhose an der
Traun gesteht ein Todter treuherzig:

„1840, in den Hundstagen
hat mich der Blich erschlagen,
Und seitdem bin ich todt.“

In demselben Kirchhose scheint ein
Anderer der Auferstehung wegen einige
Sorge zu haben; er bemerkt auf dem
Grabkreuz:

„Lieber Engel, wenn Du kommst am jüngsten
Tage
Um mich zu wecken aus dem Todeschlase,
Ich lieg' nicht just hier unterm Kreuz,
Such' eine Klasten und Schuh' fünfse rechter-
seite.“

In einem Gottesacker bei Wien
auf einem Holzpfahle steht zu lesen:

„Daß Du liebes Menschenwesen
Erden wirft, ist klar,

Doch, daß ich ein Mensch gewesen,
Das ist wunderbar.“

Auf demselben Friedhose schleudert
ein todter Weltverneiner dem Grab-
besucher folgende Worte in's Gesicht:

„Du rühmst Dich, Mensch zu sein?
Staub zu sein ist besser.“

Ein Staub, der in menschlicher
Sprache so mit Menschen kokettirt, dem
ist's mit seinem Staubthume sicherlich
so wenig ernst, wie unseren modernen
Pessimisten, die unter dem Schleier
der Lebensverachtung daselbe um so
ungenirt ausnützen.

Eher glaube ich dem Manne auf
dem St. Petersfriedhose zu Graz,
welcher durch seinen Grabstein sagen
läßt:

„Frag' nicht, wer ich war,
Ich will vergessen sein.“

So viel nun der Auszüge aus
Herrn Oberstärks Sammlung, welche,
wie verlautet, bestimmt ist, seiner Zeit
unter dem Titel: „Todtentanz“ ver-
öffentlicht zu werden. Allerdings wird
sie noch vervollständigt werden müssen,
denn auf den Dorfkirchhöfen gibt es
Dinge, von denen sich unsere Schul-
weisheit nichts träumen läßt.

Zumeist sind es freilich nicht be-
deutende Verse, so alltägig bigott,
Gewimmer des Himmels wegen, ge-
dankenlos, wie es Die gewesen sein
mochten, deren Ruheort sie anzeigen.
Unser süddeutsches Volk ist ja so viel
poetisch, daß es das Reimschmie-
handwerk noch im Tode nicht lassen
kann. Dem Norddeutschen hingegen
fallen lange nicht so viel Verse ein,
er muß zu den großen Dichtern Zu-
flucht nehmen; und daher kommt es,
daß unsere kühlen, prosaischen Brüder
im Norden auf ihren Friedhöfen so
herrliche Grabchriften haben.

Je nun — hat nur Meister
Oberstärk sein Semester wieder zur
Rüste getanzi, es wird sich schon auch
bei uns noch was Apartes finden
lassen.

Kleine Laube.

Erste Erscheinungen in der Culturgeschichte.

Von Dr. G. Ebner.

Wie interessant ist doch so ein recht tiefer Blick in die Culturgeschichte, die uns die Wege offen zeigt, auf denen der Fortschritt wandelt, der in uns die beglückende Ueberzeugung hervorruft, daß sich die Menschheit trotz scheinbarer Hemmnisse unaufhaltfam dem Ziele einer edlen Humanität nähert. Ein ganz eigenes Vergnügen gewährt es, die Fortschritte und Neuerungen zu beobachten, welche in Haus und Familie, im Privat- und öffentlichen Leben, im Gemeinwesen gemacht wurden. Darum wollen wir so einen Blick werfen in die Culturgeschichte und uns vor Augen führen, was für Erscheinungen und wann diese zuerst auftraten.

Um 350 n. Chr. finden wir die ersten Spuren von Glasfenstern, deren man früher und noch lange nachher entbehren mußte, oder die durch andere Stoffe ersetzt wurden. — 1234 schließt der König von England zum ersten Male auf einem Strohsack, vor dieser Zeit auf bloßen Brettern, also auf einer sog. Britsche. — Seit 1195 werden in Oberitalien beim Essen Gabeln verwendet, deren Gebrauch in Deutschland aber erst seit dem Anfang des 16. Jahrh. stattfindet. — Während Paris 1184 schon Straßenpflaster hatte, waren 1236 die Häuser Londons größtentheils noch mit Stroh gedeckt und um 1300 kannte man dort weder Kamin noch Ofen, sondern wärmte sich an

Gluthpfannen. Auch kannte man noch keinen Wagen; die Vornehmen ritten auf Pferden, die Damen hinter sich! Erst 1325 gibt es in Deutschland die ersten Ofen und aus dem Jahre 1347 datirt die erste zuverlässige Nachricht von dem Vorhandensein von Schornsteinen. 1334, nach Anderen 1343, erscheinen in England die ersten Stecknadeln; bis dahin hatten sich die Damen hölzerner Stifte bedient! erst 1365 kamen sie auch in Nürnberg auf und am 3. Februar 1542 kamen die ersten aus England nach Paris, wo sie als Wunder angestaunt wurden.

Während die erste Apotheke schon um 800 zu Bagdad angetroffen wurde, wird erst 1404 die erste in Deutschland errichtet u. zw. in Nürnberg und um 1405 die erste in London, wo man den Wein noch als Arznei verkaufte. — Zu derselben Zeit wurde dort auch die Gassenbeleuchtung eingeführt, welche schon um 350 in Antiochien bekannt war und erst 1812 wurden die Straßen von London zum ersten Male mit Gas beleuchtet. Berlin erhielt 1488 seine erste Apotheke; noch 1672 besaß die Stadt Häuser mit Strohdächern und hölzernen Schornsteinen und im genannten Jahre bekam sie die erste Feuerlöschordnung. — 1665 kamen die ersten englischen Bleistifte in den Handel.

Das Dominospiel soll um 1120 unter dem chinesischen Kaiser Weizung, das Kartenspiel um 1200 unter Kaiser Seun-to erfunden worden sein.

1299 erscheinen die ersten Spielkarten in Italien; nach der Behauptung An-derer wird des Kartenspiels in Europa zuerst Erwähnung gethan in einer Hofordnung König Eduards I. von England. — Erst 1652 wurde in London das erste Kaffeehaus errichtet und 1683 entstand das erste öffentliche Kaffeehaus Deutschlands in Wien nach dem Abzuge der Türken. In dem Hungerjahr 1817 trank man in dem schwäbischen Dorfe Gontingen zum ersten Male Kaffee, der sonach ein Nahrungsmittel der Aermsten wurde.

1158 wurde die erste Universität in Europa zu Bologna gegründet, wo damals Irnerius, ein Deutscher (Werner), das römische Recht erklärte; um dieselbe Zeit blühten in den normanischen Städten Salerno und Amalfi, in ersterer die Medicin, in letzterer die Rechtswissenschaft; in Paris bestand eine theologische Schule; 1206 wurde die dortige Universität gestiftet, welche manchenmal als die erste in Europa gilt. 1348 wurde die erste Universität in Deutschland zu Prag errichtet vom Kaiser Karl VI. und 1527 die erste evangelische in Marburg. — Um 1375 wurden die ersten Volksschulen für Knaben und Mädchen angelegt u. zw. zu Utrecht von Gerhard Magnus; früher gab es nur Privatunterricht. Von Thaer wurde 1804 die erste landwirthschaftliche Schule (zu Möglin) in's Leben gerufen; von Anderen wird die 1810 von Cotta zu Tharand gegründete für die erste erklärt.

Das erste steinerne Theater wurde 486 v. Chr. in Athen gebaut; es konnte 30.000 Menschen fassen; in Rom, wo schon 241 v. Chr. Livius Andronicus die ersten Lustspiele schrieb, ließ Pompejus das erste Theater bauen. 1550 entstand in Nürnberg das erste deutsche Schauspielhaus, welchem 1637 in Venedig das erste Opernhaus überhaupte und 1678 zu Hamburg das erste deutsche ständige Opernhaus folgte. Das 1598 erschienene Schäferspiel „Daphne“ von Peri mit Musikbeglei-

tung von 1 Klavier, 1 Zither, 1 Biola und einigen Flöten kann als die erste Oper angesehen werden. 1627 wird die erste deutsche Oper „Daphne“ (von Schütz componirt) in Torgau aufgeführt.

Bei den Römern finden wir das erste Geld 484 v. Chr., die erste Soldzahlung an die Truppen im Winterfeldzug vom Jahre 406 v. Chr. 1171 wurde in Venedig die erste Bank gegründet, wo 1328 auch die ersten Wechsel bekannt werden. Um 1260 gibt es die ersten Dulaten und Groschen. Im Jahre 1340 betrug in England die Steuer 30.000 Wollfäcke, die Richter und Advocaten wurden mit Zimmt und Pfeffer bezahlt. 1344 wurde dort das erste Gold geprägt. 1463 wurde in Perugia das erste Leihhaus errichtet. 1657 wird durch Lottis in Paris die erste Lotterie in Scene gesetzt.

1050 führte Guido von Arezzo zum ersten Male Noten mit 4 Notelinien ein, früher hatte man deren nur 2. — 1456 erschien die erste (lateinisch) gedruckte Bibel, 1524 das erste deutsche Gesangsbuch. Sehen wir von der römischen Staatszeitung ab, so erschien 1536 in Venedig die erste europäische Zeitung. 1546 gab es den ersten Kalender nach gegenwärtiger Einrichtung. Die erste deutsche Zeitung erschien 1615 in Frankfurt a. M. 1617 entstand der erste Sprachreinigungsverein in Weimar, die „fruchtbringende Gesellschaft“. 1715 kam in Leipzig die erste gelehrte Zeitung heraus. 1780 erfand Valentin Haug die erste Lesechrift für Blinde.

Der erste Strike war 309 v. Chr. in Rom, als die Tibicenes nach Tibur auswanderten wegen des ihnen entzogenen Tempelschmauses (Livius IX. 30). 716 erfand Kallinikos das dem heutigen Schießpulver ähnliche griechische Feuer. 1360 entstand die erste große Pulvermühle in Lübeck. Während in der Schlacht bei Hastings 1066 noch Steinwaffen im Gebrauche waren, sollen in der Schlacht bei Crecy 1346

zum ersten Male schon Feuerwaffen verwendet worden sein; sicher geschah dies um 1436 im englisch-französischen Kriege. Um 1425 wurde durch König Karl VII. von Frankreich der Grund zu den stehenden Heeren gelegt und 1436 in Frankreich wirklich aus brotlosen Söldnern die erste stehende Armee gebildet. 1648 wurden in Paris zum ersten Male Barricaden errichtet.

Das erste Findelhaus wurde in Italien errichtet um 787. — Die erste Heiligensprechung geschah 999 durch Papst Johann IV. über Bischof Ulrich von Augsburg. 1480 hielt man die ersten Hexenprozesse. Um 1275 wird durch König Philipp III. von Frankreich der erste Briefsattel eingeführt. 1809 trat in London der erste Thierschutzverein in's Leben. Am 2. März 1870 wurde der erste Regier. Senator der vereinigten Staaten.

550 waren die ersten Seidenwürmer in Europa, um 1100 kam der Seidenbau von Griechenland nach Italien. Die ersten Seidenstrümpfe trug die englische Königin Elisabeth im Jahre 1561, nachdem der König von Frankreich diese Mode 1540 aufgebracht hatte.

1493 wurde bekanntlich durch Columbus der erste Mais nach Europa gebracht, 1525 baute man ihn in Spanien, 1560 in Rovigo, 1575 im Mailändischen, 1590 kam er nach Belluno, von da nach Friaul und war 1610 schon ein bedeutender Handelsartikel der Venetianer, welche ihn in der Levante einführten, von wo er unter dem Namen türkischer Weizen nach Ungarn verpflanzt wurde. Von der Lombardei kam er über Verona nach Roveredo, 1647 nach Innsbruck und von Mailand nach den Rheingegenden, wo man ihn deshalb Welsch-Korn nannte. Seit 1650 wird er allenthalben in Deutschland gebaut. — 1562 brachte Auger de Busbeck die ersten Tulpen nach Europa, deren Cultur in den späteren Zeiten ungeheure Summen eintrug. — 1565 wurden durch John Hawkins (auch Harblins genant) die ersten Kartoffeln nach Europa gebracht, 1548

von Walter Raleigh und 1586 von Franz Drake nach England. Anfangs wurden sie nur in Gärten gezogen und auf den Tafeln der Vornehmen verspeist, dann aber durch den Bauer Hans Rogler in Sachsen, den Waldenser Anton Seignaret in Württemberg, den Apotheker Parmentier in Frankreich und durch Andere in die entferntesten Länder verbreitet. Zu Parmentier sagte Ludwig XIV. bei einer Vorstellung: „Frankreich wird es Ihnen einstens danken, daß Sie das Brod der Armen erfunden haben.“ Und das Volk löste dieses königliche Wort ein, es errichtete seinem Wohlthäter 1843 in Montbibier eine eiserne Säule. 1651 kamen die ersten Kartoffeln nach Berlin, doch fand der Anbau in der Umgebung erst 1728 statt. — 1788 trat in Deutschland zum ersten Male die Kartoffelkrankheit auf. — 1590 wurden Thee und Porzellan aus China nach Europa gebracht. 1611 kamen die ersten Goldfische in Europa an u. zw. in Lissabon. 1675 wurden die ersten Bienen nach Amerika ausgeführt.

Pipin erhielt vom byzantinischen Gesandten auf der Versammlung zu Compiègne eine Orgel geschenkt; es ist das die erste Orgel in Deutschland. Ein gewisser Droschdorf in Mainz baute 1444 die erste große Orgel. — Um 1200 gab es in Brabant bereits Bierbrauereien. 1340 entstand beim Schlosse Fabiana unweit Ancona die erste Papiermühle in Europa, 1390 die erste in Deutschland zu Nürnberg, 1417 die erste Glasfabrik. 1807 konstruirte Foulton die erste Dampfmaschine und 1812 fuhr Bell mit dem ersten Dampfschiffe „Komet“ auf dem Clyde in Glasgow ein. Der Stedenitz-Kanal zwischen Elbe und Trave, gegraben zwischen 1391—98 war der erste Kanal in Deutschland. 1779 baute Reinolds die erste eiserne Brücke zu Colebrookedale.

Am 8. August 1786 um 6½ Uhr Abends wurde der Montblanc zum ersten Male erstiegen von Jacques Balmat und, soviel bekannt ist, war in dem

Sommer des Jahres 1846, in welchem eine ungewöhnliche Hitze herrschte, die Montblancspitze zum ersten Male eisfrei. 1818 wurde die erste (britische) Nordpolexpedition unter Noß und Parry ausgesendet. 1822—24 wurde die erste preussische Weltumsegelung unter Harnsen unternommen. Am 24. Mai 1868 fuhr die erste deutsche Nordpolexpedition ab. 1825 wurde in England die erste Eisenbahn eröffnet (Stokton-Darlington), 1827 die erste in Belgien. 1756 fand die erste Ausstellung in London statt, 1851 ebendort die erste „Weltausstellung“. — Am 23. Oktober 1853 fand die Probefahrt auf der Semmeringbahn statt. Am 27. Juli 1858 begann man mit der Legung des atlantischen Kabels; am 19. März 1869 wurde der Suez-Kanal zum ersten Male befahren.

Dorfbriefe.

II.

Ist aber kein passender Tag, heute, zum Brieffschreiben — keine Ruh' im Hause. Schon während ich das Papier faltete und die Feder spitzte — ich schreibe doch immer mit Kielfebern, weil ich die Gänse im Hause habe, — schrie es dreimal an meiner Thür im Chorus: „Bitt' gar schön um einen Allerheiligen-Strizel!“ — Wir holen unser Brod selbst vom Bäcker (will jedoch trotz der guten Kornernten nicht wachsen); so hat sich meine Haushälterin mit einem Korb Äpfeln und ihrem emsigen Mundwerk an die Thür gestellt, und reicht den Bittstellern „Allerheiligen-Strizel“, wie sie auf dem Baume wachsen.

Lauter arme Leutchen, die da bitten, zumeist Kinder. Ist ein schöner Brauch, den sie aber auch bei uns abkommen lassen wollen, wie er in anderen Gegenden bereits abgekommen ist. Die Hausbesitzer wollen lieber in die Armen-casse was steuern, sagen sie, als wie Allerheiligen-Brod backen. Glaub's gern, die Armen-casse kommt nicht schreien zur Thür und das Almosen bleibt erspart.

Seit sehr alten Zeiten ist es Sitte, daß Kleinhauslerinnen, alte krüppelhafte Männer und Weiber mit ihren Kindern und Kindeskindern, und Alles was arm ist, ohne daß sie sich sonst zu betteln getrauen, am Vorabende von Allerheiligen Säckel nehmen, damit von Haus zu Haus gehen und vor jeder Thür nach einem „Allerheiligen-Strizel“ rufen. In allen Häusern, in denen ein Backofen steht, hat man sich schon darauf vorbereitet und vertheilt an einem Tage oft über zweihundert Strizel. So Viele klopfen an und Jedes, das Widelkind, wenn ein's dabei ist, so gut wie ein Er-wachsenes, muß nach gutem Brauche sein Brodlaibchen kriegen. Darum rückt die arme Familie stets mit all' ihren Kindern an, und nimmt wohl gar auch noch vom Nachbar ein paar zu leihen zum Sammeln, und gewinnt an diesem Tage Brod für den ganzen Winter. Die Laibchen werden nachher gebörst, und hart wie Zwieback lassen sie sich leicht aufbewahren. Es wäre über diesen Brauch des Ausführligeren zu berichten, doch kennen Sie mir, Herr Redacteur, den Mann zu gut, der in seinem „Volkseleben in Steiermark“ das bereits gethan hat.

Ich habe der Alten gerathen, sie möge mit ihren Äpfeln vor die Thüre hinausgehen; seitdem genieße ich Ruhe und die Heiligen des Himmels, welche morgen ihren Ehrentag feiern, mögen die Strizel meines Obstkartens den Armen bestens besegnen.

Uebermorgen feiern wir Irdischen unsere Heiligen, die wir unter der Erde haben — oder vielmehr im Fegfeuer, wie die Bach-Josel-Schneiderin sagt, der im letzten Jahre zwei blühende Töchter gestorben sind. Eine Mutter, die ihre lieben Kinder im Feuer weiß! — Darum war sie so untröstlich und verzweifelte uns schier. Nur zum Glücke, daß wir brave geistliche Herren haben. Die thaten beide zusammen, und bliesen dem alten Weiblein den Fegfeuergedanken aus, daß er nimmer brennt. Mit der „Liebe und Barmherzigkeit Gottes“ führten sie's

durch, und einer armen, trostlosen Haut, meinen sie, soll man den Schmerz nicht zur Pein machen.

Leztlich hat aber der Gutweiler Herr Kaplan doch einmal scharf gepredigt und mit der Faust auf die Kanzel geschlagen, daß nur der Staub so aus den Fugen schoß vor lauter Schreck. Der Schule wegen ging's her. Vor vierzehn Tagen fing nämlich wieder das Schuljahr an, und manche Leute auf den Bergen oben und in den Gräben drin sträubten sich immer noch, ihre Kinder zu schicken, weil Einer, der vor Jahren in Gutweiler war, ungeschickter Weise mit dem Worte Gottes gegen die Schule gefochten hat. Unser Fehiger braucht aber diese gewaltigste und heiligste der Waffen wieder im Kampfe gegen Hölle und Finsterniß. Was die Schule anbelangt, so predigt er für's Erste Behorsam gegen die Obrigkeit, für's Zweite Liebe zu den Kindern. Er behauptet, daß man den Kindern auf der ganzen Welt nichts Feindseligeres zufügen könne, als ihnen die Schule zu entziehen: Was sie denn einstmals machen sollten, die armen, unwissenden Hascher unter all den geschulten Leuten? Und wo sie denn ihren Religionsunterricht hernehmen sollten, als in der Schule? — Nun sind die vier Klassen überfüllt. Stundenweit von den Bergen, die schon mit Schnee bedeckt sind, kommen die kleinen lieben Rangen herabgehüpft. Eine arme Häuslerin lebt unweit von Gutweiler, die hat ein Mädchen mit einem wahren Engelsgesichte, aber mit arg verküppelten Beinen, welche von einem Falle aus dem Fenster rühren. Dieses ihr Kind nimmt die Mutter täglich auf den Rücken und trägt es in die Schule. Sie müssen an meinem Fenster vorüber, und wenn ich's sehe, da wird mir denn immer das Herz warm.

Dies Jahr sind die Leute überhaupt wieder gut aufgelegt zum Brav- und Rechtschaffensein, denn es ist das Korn wohl gerathen und die Gartenfrucht, und auch in der Viehzucht kein Hemmniß gewesen. Den Professionsisten haben die Sommerfrischler — Frische gebracht.

In guten Zeiten wird auch der Mensch besser, nur dürfen sie nicht zu gut sein, denn da würde er, sagt man, übermüthig. In den gesegneten Schziger-Jahren war es selbst in Gutweiler ein Glend — Alles scharf und trotzig gegen einand', was heute sanft und milde ist. Heute ist man ergeben, und das macht wieder froh.

Bei der jüngsten Regional-Ausstellung in S. hat der Hirschenwirth in Gutweiler für seine Kalbin das erste Prämium von fünfzig Silbergulden bekommen. Herr, dieses Glück von dem Hirschenwirth hätten Sie sehen sollen! Der größte Tag in seinem Leben war's! Gefügt hat er die Kalbin — ich sah's ja — und zu ihr das wohnige Wort gesprochen: „O mein Kalbl! wenn du dir einmal einen braven Jodel aussuchst: die fünfzig Silbergulden sind dein Heiratsgut!“ Nichts für ungut.

Mein erster Dorfbrief hat Verdruß gemacht. Wie ich nach seiner Veröffentlichung wieder in die Tafelrunde komm', da schaut mich Jeder so schief an, oder vielmehr gar nicht, und stoßt das Gespräch. Ist mir gleich unheimlich und geh' eilends mein Gewissen durch. Die-weilen macht schon Einer den Mund auf und sagt: Was mich die Gutweiler angingen, daß ich sie in die Zeitschrift gäbe? Wenn sie etwas Gutes für sich hätten, als wie Gesangverein, Feuerweh'r, oder so was, so wäre es ihnen nicht etwa eines öffentlichen Lobes wegen — das wär' schon gar traurig! Aber die Fehler müsse man rügen und die schmutzigen Seiten von Gutweiler soll ich einmal waschen!

Daß Sie nicht etwan glauben, Herr Redakteur, Gutweiler hätte keine Zämmerschleiten nicht! O ja! Das nächstemal davon.

Gutweiler, Ende October 1877.

Die Abelsberger der Majestä.

Ein Begebniß aus den Zwanzigerjahren von P. K. Rosegger.

„Gesehen muß was!“ sprach der Vorstand im hohen Rathe zu Abelsberg,

„denn warum muß was geschehen? Weil uns oberen Orts ist kundgemacht worden, daß sie in drei Tagen durchfährt. Sie hats gern, wenn was ist, und von den Abelsbergern wird was erwartet.“

„Aber was! ich hab' noch keinen blaffen Rebel davon,“ rief der Schlagswirth, „ist Dir was eingefallen, Vorstand?“

„Bei einem Haar wär' mir was eingefallen,“ berichtete dieser, „just ein klein Bissel ist mir die Nacht zu kurz worden. Die ganz' Nacht hab' ich mich zerstudirt, daß mein Weib schon toll ist worden, und g'rad wie mir was will in den Kopf kommen, geht der Morgenstern auf, und aus ist's, gar ist's mit dem Simuliren.“

„Darf ich reden?“ fragte der Färbermeister.

„So viel Du willst,“ sagte der Vorstand, „ich weiß eh nichts mehr.“

So sagte der Färber: „Was werden wir denn machen? Ich denk', so ein Volksfest richten wir her; die Oberziller Musikbände, den Zitternshlager = Marsch, einen Triumphbogen da oben bei der Mauth, ein paar Baumtrager, ein paar rinnende Weinbrunnen und wenn sie kommen, daß ein feister Dohs niederschlagen wird auf dem Platz!“

Die Idee war groß, er blickte in die Runde des hohen Rathes. Aber der Rath Hufschmied stand auf und sagte: „Das ist nichts, das hat sie hundertmal schon gesehen, und besser, als wir's zu Weg bringen. Das Triumphbogenbauen ist keine Kunst, wo so viel Baumstreu zu Handen ist, als wie bei uns, und das Dohseniederschlagen auch nicht. Wir müssen in die Zeitung hineinkommen! Wir müssen was machen, was die Majestät noch nicht gesehen hat, was Kopf und Fuß hat und was den Abelsbergern Ehr' macht! — Na ja, versteht sich, daß ich was weiß. Unser Volk im Feiertag, in seinen Lustbarkeiten vorstellen, auf das halt' ich nichts; die Herrschaften, wenn sie nie was Anderes sehen, thäten leicht glauben, hier zu

Land hätten wir alleweil Sonntag. Bei ihrer Arbeit muß man den Leuten zuschauen; das wird die hohen Herrschaften unterhalten und sie lernen was dabei. Desweg sag' ich, daß wir da ober Abelsberg an beiden Seiten der Landstraße in Gruppen die Arbeiter, als den Landmann, den Handwerker, den Jäger, den Halter, den Holzhauer, und wie sie halt alle sind, mit ihren Berrichtungen aufstellen — und wenn die Wägen kommen, sollen die Leut' sink arbeiten. Das ist mein Rath.“

Der Mehner, der die Schrift führte, wollte sofort in die Kronik schreiben, daß am 24. August des Jahres 1828 nach Christi Geburt im Rathe zu Abelsberg eine gesehichte Rebe gehalten worden wäre. Der Vorstand nahm nun das Wort, und sagte: „Ich halte nichts drauf, daß unser Volk allemal im Feiertag und Lustbarkeit da ist. Die hohen Herrschaften lernen nichts dabei. Den Leuten muß man bei ihren Arbeiten zuschauen, und so ist meine Meinung, daß da oben an der Landstraße Arbeitsleute aufgestellt werden sollen: der Bauer, der Schlosser, der Kastelbinde und wie sie halt alle nacheinander her sind — und daß sie fleißig arbeiten, wenn die Wägen vorüberfahren. — Sein die Manner mit mir einverstanden?“

„Vorstand!“ rief ihm der Rath Schneider zu, „für das wirst Du Baron!“

Der Hufschmied machte ein langes Gesicht. Der Vorschlag des Vorstandes wurde angenommen. —

Nun gabs ein paar Tage lang Arbeit über Arbeit. — Den Kastelbinde brauche man eigentlich nicht dabei, bedeutete man den Vorstand, denn das wäre keine einheimische Figur, die käme nur so zu gelegener Zeit aus Schlovalien daher. Aber der Handel und Wandel des Landes müsse zum Ausdruck kommen, daß die Majestät ein vollständiges Bild von dem Leben und Treiben der Bevölkerung gewinne. Es wäre nur zu verhüten, daß nichts dabei vorläge, was auf den Landesvater einen unangenehmen Eindruck machen könne.

Und am vierten Tage sollte die Durchfahrt des Kaisers Franz stattfinden. Des alten Kaisers Franz, der noch auf keiner Eisenbahn fahren konnte, der im Gerüttel seiner Wägen, im Ceremonientaumel seines Gefolges, im plebejischen Staube der Straßen über Land reisen mußte, wollte er die Zustände seines Reiches prüfen und von seinen treuen Völkern einmal Hulbigungen entgegennehmen.

Er hatte Feste und Aufzüge, ihm zur Ehr' gebracht, nicht ungern, denn für gar Manches war ihm das Bewußtsein seiner Kaisermürde eine hohe Genugthuung.

So bewegte sich um 11 Uhr des 28. August die Wagenburg gen Abelsberg heran. Eine halbe Stunde vor dem Ort begannen die Wunder. Auf dem Felde ackerten Bauern und säeten Korn; gleich daneben klangen die Sichel der Schnitter, die Sensen der Mäher und die Arbeiter hatten ihre bunteste Sonntagstracht an.

Am Berge war ein Stollen, aus welchem flinke Knappen reines Erz schafften, und ein paar Eisenhämmer schmiedeten Sensen, Pflüge und Schwerter. Im Waldchen jubelte der Holzhauer und hallten stürzende Bäume. Der Hirte trieb eine Herde schöner, bekränkter Kinder über die Au, die Sennin moß unter dem Schatten einer Tanne ihre Kuh und der Jäger schoß gerade im Augenblicke, als der kaiserliche Wagen herankam, einen ausgestopften Auerhahn vom Lärchbaum. Das Wunderbarste aber waren die Obstbauern, welche von alten Holzbirnbäumen die feinsten Butteräpfel schüttelten, und die Winzer, welche aus Erlen- und Weibengebüsch Trauben schnitten. Es ging nicht anders und wenn das ganze Land zusammengerückt sein sollte auf etliche Joch oberländischen Grundes, so mußte das Erz wohl einmal im eiteln Sand und der Wein auf Weidenstäben wachsen. So unerhört fruchtbar war der Boden bei Abelsberg und der Obersthofmeister schrieb dem Kaiser zu: „Eure Majestät,

aber das ist ja prächtig! Was Eure Majestät für ein Land haben!“

Seine Majestät, höchst erfreut von dem frühlichen Aufzuge, wollte den Ortsvorsteher sprechen. Noch dauerten an beiden Seiten der Straße die Vorstellungen; auch ein Hochzeitszug und ein Taufgang war dabei und echte Volkslieber wurden gesungen und zum Schlusse, dort wo die bekränzte Mauth prangte, — kauerten etliche Krüppel, ein Cretin und ein par zerhauene und zerschossene Militärs mit Weib und Kind im Straßentaub und wimmerten mit ausgehobenen Händen um Almosen. Denen war's Ernst.

Der Hof stuzte sehr — gar sehr stuzte er über eine solch durchaus nicht anspruchlose Pointe der Festlichkeit — und nach dem Ortsvorstande, der mit seinem Rathe auf dem Marktplatze tief abgeknickt stand, wurde nicht mehr verlangt.

Vor dem Thore des Posthauses standen sechs streuende Blumenmädchen, aber die Wägen rollten vorüber und hielten nicht in Abelsberg.

Der hohe Rath war aus Rand und Band. Das Bettelgesindel verhaftete er sofort; aber der Cretin grinste und die alten Krieger mit ihren elenden Familien meinten, sie hätten gehört, daß das ganze Land bei dem Aufzuge vertreten sein sollte, und da hätten sie gedacht, die viele Armuth, die da sei, gehöre so zu sagen auch zum Lande, sie hätten des Weiteren gerechnet auf etliche Silberbägen oder einen warmen Löffel Suppe, was freilich eine ganz verfehltte Rechnung gewesen wäre.

Der Ortsvorstand wollte diese Leute, die das schöne Fest so jämmerlich verborgen hatten, in den Kotter stecken lassen. Das ließ der Rath Hufschmied nicht gelten. Das Betteln, sagte er, sei zwar in Abelsberg verboten, aber vom Mauthbalken auswärts sei es von jeher erlaubt gewesen.

Der Schelm!

Er ist aber später Vorstand geworden, der Hufschmied zu Abelsberg.

Ein Jahr aus dem Leben einer Dorfschönen.

Zu Papier gebracht von F. R. Rosegger.

II.

Im Oktober am Kirchweihsonntag war auch die Kundl auf dem Markt zu Marein. Aber da gab es Anfechtungen über Anfechtungen. Fürs Erste gingen zwei „Feigerle = Bock = Männer“ herum, die in ihrem Korb allerlei Süßigkeiten trugen und den Mädchen allerlei Schmeicheleien sagten, die noch süßer waren, als die bunten Zeltchen und die verjuderten Feigen. Fürs Zweite stand ein halb Duzend Buden da, die mit weißen Blagen überdeckt waren und in denen verschiedenerlei Juden hin und her trippelten und die allerbeste und billigste Waare von der ganzen Welt feilboten. Unter anderem ein kaffeebraunes Kopftuch mit buntem Rande ist es, was der Kundl ganz erbarmungslos in die Augen sichts. „Waare von echter Schafwolle! — Russisch Tuch! Läßt sich waschen, sengen, brennen — und bleibt ganz dabei. Wer kauft's? Auf nächst Jahr bin ich wieder da; wer mir das Tuch zurück bringt und 's ist nicht mehr so wie heut', der soll ein neues dafür haben! Echtes, feinste Wolle, russisch Tuch! echtes russisch Tuch! kostet mich selbst einen Gulden zwanzig, bei meiner Ehr'! Aber der Schönsten, der laß' ichs um einen kugelrunden Gulden. Wer kauft's!?

Echtes, feinstes Wollentuch, das sich waschen läßt! Die Kundl glaubt es gern. Sie meint auch schier, daß sie es um einen kugelrunden Gulden kriegen könnte, aber — 's ist halt wohl viel Geld, wenn man's bedenkt! — Na, einstweilen will sie einmal in die Kirche gehen, leicht doch, daß sie's kann erbitten, und ihr der rechte Gedanke kommt, ob sie das Tuch kaufen soll oder nicht.

In der Kirche eine neue Anfechtung. Auf dem Chor thut Einer geigen, daß der Kundl gerade das Hören und Sehen vergeht. Es sind Trommler und Paukenschläger oben, und Bläser und Sänger,

aber sie hört nur dieses höllische Geigen und es ist ihr nicht anders, als wie wenn der Fiedelbogen über ihr Herz thät streichen. Na freilich, ein Schulmeisterssohn muß wohl Alles so viel gut können . . .

Wie der Gottesdienst aus ist und die Leute zum Kirchenthor hinausdrängen, spürt die Kundl einen Stoß an die Seite. Sie schaut um, das Schleiber = Michterle zwinkert ihr zu. Vor der Kirche steht der Holzer-Hans, der hat heute seinen letzten Schildhahnstoß auf dem Hut und seinen Schnurbart aufgehört, als wollte er das ganze Marein mit seiner ganzen Kirchweih' spießen. Als das Mädchen an ihm vorüber kam, redete er es an: „Nau, Kundl, hast für mich auch was gebetet?“

„Bist eh selber nit weit von der Kirche,“ ist die Antwort.

„Weißt, Dirn, ich hab' zum Kirchbau nichts beigetragen und so hab' ich mir denkt, dürft' ich auch nicht hinein-gehen.“

„Hast fürs Wirtshaus was beitrugen?“

„Leicht ja. Da hab ich schon viel Geld hineintragen und willst heut' mitgehen, Kundl, so bist mir um eine Maß schon lang nit feil.“

„Bedank' mich sauber, aber da wollt doch die Mirl harb werden?“

„Soll harb werden. Ich will einmal eine Schönere haben.“

„Ah so, und bestweg gehst auf den Markt, daß Du Dir eine Neue kaufst zum Poppen!“

Nach diesem Gespräch hatten sie sich im Gebränge bald verloren. —

Die Kundl blickte just gegen einen Schuhnagelkrämer hin. Schuhnägel sollt' sie haben; sie hält's nicht so, wie andere Mädchen, welche ihre Sonntagschuhe den Burfchen zum Nageln geben, denn der Herr Kaplan hat gesagt, in solchen Schuhen thät' sich ein jung Dirndl gar leicht vergehen. Sie will sich die Dinger selber kaufen, da schmunzelt ihr der Hauer-Peter, ein Nachbarsburfch, ins Gesicht, legt seinen Arm um ihren

Leib und drückt ihr mit der andern Hand etwas in die Faust. Ein lebzelten Herz ist's und ein gedruckter Zettel drauf. Jetzt auf dem Zettel steht zu lesen:

„Mädchen, nimm von mir mein Herz,
Sonst ich vergeh' vor Liebeschmerz.“

Als sie sich nach ihm umsah, war er wirklich schon vergangen, und sie schenkte das Herz einem kleinen Knaben, den ein armes Weib auf dem Arme trug und der den Lebkuchen mitsammt dem Liebesantrag sofort verspeiste.

Bald darauf kam sie wieder an der Bude vorbei, in welcher das echte, feinste Wollentuch zu haben war. Mehrere, die sich für die Schönsten hielten, waren schon gekommen, um zu feilschen; aber so schön war doch keine, daß sie das Tuch um fünfzig Kreuzer erstanden hätte. Um achtzig war es bereits zu haben, und die Kundl dachte sich: in Gottesnamen! — Sie hat ihr Geld stets in einen Knopf des Sacktüchels eingebunden, aber wie sie jetzt zahlen will, ist das Sacktüchel nicht da. Sie eilt durch das Gedränge, rennt hin und her: „Hat Niemand ein weißes Tüchel gefunden?“

Die Leute schütteln die Köpfe, die Achseln. Sie läuft zum Schuhnagelkrämer, läuft den Weg bis zur Kirchenthür, zur Bank hinein, auf der sie gesessen ist. Nichts zu sehen. — Ihr ganzes Leihkaufgeld ist drin. Sie eilt mit glühendem Gesichte durch das ganze Marein, sie geht zum Pfarrer: ihr Geld hätt' sie verloren! Der Schulmeister kommt auf den Platz, thut einen Trompetenstoß und ruft: „Ein weißes Tuch mit einem Knopf am Zipf ist verloren gegangen. Der rebliche FINDER wird gebeten, daselbe im Gemeindevaare abzugeben, wo der gebührende FINDERLOHN verabfolgt wird!“

Die Kirchtagleute fast alle griffen jetzt in ihre Säcke, ob ihnen wohl selbst nichts abhanden gekommen wäre. Und das Tüchel der armen Kundl kam nicht zum Vorschein.

Es war schon hoher Mittag, sie hatte Hunger und zum Groß-Höllerbauer nach Lahndorf heim war ein Weg

von drei Stunden. Sie setzte sich abseits vom Dorfe in eine Holzscheune und schluchzte. Ein Knecht vom Leitnerhofe kam daher, da trocknete sie schnell die Augen und that, als ob sie nur in die Scheune getreten wäre, um an ihrem Anzuge etwas zu ordnen.

„Schau, schau,“ sagte der Knecht, „da ist auch eine Bekannte. Heimgehen wirst heut' doch noch nicht, Kundl?“

„Freilich,“ sagte sie, „wüßt nit, was ich noch wollt' auf diesem langweiligen Kirchtag.“

„Wenn man allein so umgeht, da wird einem freilich langweilig. Mir gehts auch nit viel besser. Leicht magst mit mir gehen, Kundl, beim Hirschenwirth ist Musik.“

Sie bedankte sich. Durst habe sie nicht und tanzen möge sie nicht.

Sie ging heimwärts und der Knecht vom Leitnerhofe trotete ins Dorf zurück und suchte nach einer Dirn, die mit ihm zum Tanze gehe. Er soll eine gefunden haben, die nur unter der Bedingung mit ihm ging, daß er, außer mit ihr zu tanzen, keine Ansprüche auf sie mache, daß sie sich das Essen und Trinken selber zahle, weil sie dem Jager Franz zugehöre, der jetzt beim Militär sei. Hierauf soll der Knecht vom Leitnerhofe gesagt haben: „Geh zu! zum Tanzen krieg' ich eine Schönere, als wie Du bist.“

Die Kundl aber ging auf weitem Wege betrübt dem Höllerbauer zu. Als sie einmal im Schatten einer gelben Esche rastete, rasselte von Lahndorf her ein Wagen. Mehrere Leute waren darin und auf dem Boche neben dem Kutscher saß der Schulmeistersohn. Einige sahen auf das Mädchen hin, aber Keiner that, als kenne er es. Der Wagen war schon etliche Schritte vorüber, da riß der Wind dem Schulmeistersohn den Hut vom Kopf und schleuderte ihn neben die Straße hin gegen Kunigunda. Der Wagen hielt, der junge, schmucke Mann sprang ab und trat heran, um seinen Hut zu holen, den ihm das Mädchen bereits aufgehoben hatte.

Er blickte sie hell und lech an und sagte: „Fahr' mit!“

„Bleib' der Herr daheim,“ antwortete sie leise und besonnen, und sie fühlte, als ob sie nicht die rechte Ansprache gefunden habe.

„Wär's Dir recht? Zu Weihnachten komme ich ja wieder und bring' Dir ein Christkindl mit. Adieu, Kunigunde!“

Der Wagen rollte schon wieder davon. Sie stand allein an der Straße und es zitterten ihr alle Glieder.

— Er fährt fort in die Studie. Er hat so ernsthaft und so aufrichtig gesprochen. — Die b e n einmal kriegt. . . !

Sie ging weiter. Der Herbstwind wehte scharf und in Stößen. Als sie am Weichselbaum vorüber kam, auf welchem vor sechs Wochen der Schulmeistersohn sich geschaukelt hatte, da flogen gelbe Blätter auf sie herab und umtanzten sie. Und da dachte das Mädchen: Jetzt kommt wieder die Winterszeit. Möcht nur wissen, wie lang es noch auf Weihnachten ist.

Als sie daheim war und sich in ihrer Kammer umkleidete, griff ihre Gesponsin, die Gretzl, auf ihr Haupt und sagte: „Ein dürres Blattl bringst vom Kirchtag heim.“

Im Haare der Kundl lag ein gelbes Blatt vom Weichselbaum. Da mußte sie lachen und die Gretzl wußte nicht warum. Die Kundl lachte, weil sie sich nun denken konnte, wie vor sechs Wochen die Weichseln in ihr Bett gekommen waren. Sicher hatte sie dieselben, so wie heute das Blatt, in ihrem eigenen Haar nach Hause getragen. — So kommt Alles auf.

— Leicht kommt's auch noch auf, wer mein Sacktüchel hat. —

Bücher.

Humoristische Poesie.

Daß die Eckstein'schen Schul-Humoristen neue Auflagen zu Duzenden erleben, desselben Autors „Venus

Urania“ aber erst die zweite erreicht hat (Leipzig, J. F. Hartnoch 1877), ist, sozusagen, eine Schande für das deutsche Publikum. Ich bin der Ansicht, daß Eckstein's humoristische Schilderungen aus dem Gymnasialleben, — bei aller Sympathie für den heiteren Uebermuth der lieben Schuljugend sei es gesagt — viel Rohes und Unerquickliches enthalten, Vieles, was über die Grenzen des Humors entschieden hinausgeht, seine „Venus Urania“ aber ein kleines Meisterstück ist, das in manchen Beziehungen einzig unter den poetischen Erzeugnissen des Tages dasteht. „Die Erfindung und Handlung ist nicht bedeutend genug!“ höre ich einwenden. Möglich! Aber wer dies bemerkt, der beweist nur, daß er etwas Anderes, fast noch Wichtigeres, übersehen hat; denn sonst wäre er von dem Büchlein zu sehr entzückt, um jenen Mangel, wenn er vorhanden ist, zu bemerken. Die Form des Gedichtes, die Darstellung, die Versification ist durchtränkt von einem Humor, der Feinheit mit Frische und Natürlichkeit in ganz merkwürdiger Weise vereinigt; die Charakterbilder haben eine herzerfreuende Lebendigkeit und Greifbarkeit: diese Frau Hill, dieser Knöple, die Scenen im Hause der frommen Gräfin, die Kerker-scenen u. s. w. das Alles ist von einem überquellenden humoristischen Leben. Aber hierin hat das Werk doch immer noch, wenn auch vielleicht nur in der Prosa, seines Gleichen. Was es zu einem in seiner Art einzigen Producte, zu einem Cabinetsstücke für Kenner und ästhetische Feinschmeder macht, ist jener Hauch einer köstlichen Ironie, der alles Erzählte in die höchste Region des „souveränen“ Humors erhebt. Der Autor ist origineller Meister in der scheinbar so leichten Kunst des ironischen Pathos, das wohl auch der Stümper mit mehr oder weniger Erfolg handhaben zu können meint, das aber vielleicht noch kein deutscher Dichter mit einer so eigenthümlich graziösen und eleganten Keckheit geübt hat, wie E. Eckstein in der „Venus Urania“. Eleganz und Glätte der Form bilden überhaupt

einen Vorzug dieses Werkes, einen Vorzug, der von geringem Belang wäre, wenn er sich nicht mit dem leichtesten und natürlichsten Flusse des Verses in einer so glücklichen Vereinigung fände, daß ich auch von dieser Seite dem Werke nichts Aehnliches in der neuesten Literatur an die Seite zu stellen wüßte. Die hier und da eingestreuten bizarren Reime, für welche unseren humoristischen Epikern Byron's „Don Juan“ als Vorbild dient, und welche von Laien oft für Nachlässigkeiten der Form gehalten werden, bleiben bei unserem Autor innerhalb der Grenzen des guten Geschmacks.

An Reichtum und Frische der humoristisch-poetischen Ader wüßte ich von neuesten Producten dem Eckstein'schen komischen Epos nichts zu vergleichen als zwei Büchlein eines literarischen Neuulings, an welchen der Verleger G. Froben in Bern eine gute Acquisition gemacht hat, da sie, ungleich der „Venus Urania“ die zahlreichen Auflagen, die sie verdienen, auch wirklich sofort erleben. Ich meine M. Reynold's „Laienbrevier des Hädelismus“ (2. Aufl. 1877) und „Das Buch vom gesunden und kranken Herrn Meyer“ (3. Aufl. 1877). Wenn Herr Hädel das „Laienbrevier des Hädelismus“ liest, so muß es ihm ergehen, wie einem Menschen, der gekipelt wird, und der sich ärgert, aber dabei unablässig zu lachen genöthigt ist. Die ganze „ältere und neuere Reimes- und Stammesgeschichte“, die „Reimesgeschichte des Amphigonus und der Ascidie“, das Duoblibet „Vom Moner bis zur Gastraa“ sind classische Partien des Büchleins, genießbar auch noch für Denjenigen, der mit den Darwin'schen und Hädel'schen Theorien nicht näher vertraut ist, und keine Lust hat, sich darüber aus der vorausgeschickten wissenschaftlichen Einleitung des „Breviers“ Belehrung zu holen. In dem Buche „vom gesunden und kranken Herrn Meyer“, der alle möglichen diätetischen und Curmethoden nach einander an seinem Leibe durchprobt, ist vielleicht nicht jedem Mo-

tive seine ganze Romik abgewonnen worden, aber es enthält des Launigsten und Gelungensten genug, um Freunden heiterer Lectüre einen Hochgenuß zu bereiten. Von den überaus nett aussehenden Figürchen, welche das Büchlein illustriren, kann man sich gar nicht trennen; sie sind von reizender Lebenswahrheit und voll schlagender Charakteristik.

H. Samerling.

Notizen.

Wissenschaftliche Vorträge. Eines der empfehlenswertheften literarischen Unternehmen ist die Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, welche von Rudolf Birchow und Hr. v. Holtenborff in Berlin bei E. Habel herausgegeben wird. Bereits 275 Hefte sind hievon erschienen, eine Bibliothek ausgezeichneter wissenschaftlicher Arbeiten von den bedeutendsten Gelehrten Deutschlands geliefert. In den neuesten Hefen finden wir unter anderen folgende Vorträge: „Goethe's Erscheinen in Weimar“ von Dr. R. Remy; „Die Stellung der Frauen im alten deutschen Recht“ von Dr. Stammler; „Die gasförmigen Körper und die heutige Vorstellung vom Wesen der Gasform“ von Dr. F. Zöpfer; „Das Wesen der Muskelarbeit“ von A. Fick; „Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter“ von Jakob Frey; „Das Geseß im Zufall“ von Dr. Moriz Cantor; „Der Alp“ von Dr. Eubach. Von letzterer Abhandlung bringt unser gegenwärtiges Heft einen Auszug, eine Arbeit, die, sachlich interessant, auch zeigt, in welchem Geiste und in welcher Weise diese jedem Laien zu empfehlende wissenschaftliche Bibliothek gehalten ist.

Briefe an meinen Sohn. Anleitung zur Selbsterziehung von Friedrich Aßcher, Berlin, H. Berggold. Das vorliegende Buch bietet einen Schatz von Lebensweisheit für Jedermann, indem es das für jedes Lebensalter so wichtige Thema der Selbsterziehung bespricht. Speziell jedoch ist es dem Jünglinge gewidmet, welcher, der väterlichen Führung entwachsend, selbstständig in das Leben tritt und den Kampf mit demselben aufnimmt. Für diesen Kampf will es ihn ausrüsten mit allen Waffen der Jugend, der Moral und der Religion. Ehrsüchlich will es ihm nützen durch die praktische Anleitung zur Selbsterziehung, will ihm zeigen, wie er durch eigene Kraft und eigene Ueberwachung seine Wohlfahrt begründen kann. Die praktischen Lebensregeln, die es enthält, besprechen die Selbsterziehung zur

Mannhaftigkeit, geistigen Ausbildung, Pflicht und Ehre, Thätigkeit, Zufriedenheit, Wirklichkeit, zum Verkehr und Umgang mit beiden Geschlechtern u. s. w. Es ist fast unmöglich, einen so reichen Stoff in gedrängter Weise ausführlicher zu behandeln als es hier geschieht. Als wirksame Ausdrucksweise ist die Briefform gewählt, und spricht darin der Vater und Freund zu dem in's Leben tretenden Sohne.

Von der illustrierten Prachtausgabe von **Schillers Werken** mit etwa 600 Illustrationen erster deutscher Künstler, herausgegeben von Prof. Dr. J. G. Fischer (Verlag Eduard Hallberger, Stuttgart) ist bereits die 6. und 7. Lieferung erschienen. Diese Hefte weisen ganz besonders vortreffliche Bilder; wir werden seinerzeit über die künstlerische Ausstattung dieses Werkes des Näheren Bericht erstatten.

Briefe an eine Mutter. Brevier für das Haus von Dr. Paul Schramm. (Verlagsmagazin, Zürich.) Das Büchlein enthält wohl zu beherzigende Rathschläge in Sachen der Kindererziehung; doch scheint es uns für diesen ersten Gegenstand ein klein bißchen zu burleskos gehalten. Die alten Anekdoten im Kapitel „Die Philosophie der Kinderstube“ sind überflüssig.

Antigone. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eugen Leyden. (Zürich, Verlagsmagazin.) „Die Schönheit ist in jedem Kleide schön“, heisst das Motto des Werkes, dessen Inhalt und der Verfasser auch in einem formenden Kleide darbietet.

Lucezia Borgia. Eine Novelle aus der Geschichte der Päpste. Von Otto Grote. Interessant als geschichtliche Darstellung, in der Form aber nicht weniger als eine Novelle.

Theokratisches Kirchengemüth und autokratische Justiz. Ein Gotteslästerungs-Prozess vor dem Schwurgerichte in Ehlingen. (Verlagsmagazin, Zürich.)

Führer durch's Leben. Dichtungen von Friedrich Ritter von Ventl. (Verlagsmagazin Zürich.) Ein liebenswürdiges Büchlein voll Lebensstolz und echter Religiosität. Eine freundliche Dasee im wilden Meer pessimistischer Aufwallungen der modernen Poesie.

Stenographische Unterrichtsbriefe. Allgemein verständlicher Unterricht für das Selbststudium der Stenographie nach Gabelsberger's System. Von Karl Faulmann in 24 Lieferungen. Bisher erschienen 1.—3. Lieferung. Hartlebens Verlag, Wien, Pest, Leipzig.

Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie. Das ist die Entwicklung des öster-

reichischen Staatsgebildes von seinen ersten Anfängen bis zu seinem gegenwärtigen Bestande. Ein Volksbuch nach den besten Quellen bearbeitet von Moriz Smets. Vollständig in 16—17 Lieferungen. Mit 12 Illustrationen. Bisher sind 14 Lieferungen erschienen. Verlag Hartlebens. Wien, Pest, Leipzig.

Speise und Trank vergangener Zeiten in Deutschland. Ein culturgeschichtlicher Vortrag von Dr. Anton Schloßar. Diese einen so interessanten Gegenstand behandelnde Schrift ist in der bei Hartlebens in Wien erscheinenden Sammlung gemeinnütziger populär-wissenschaftlicher Vorträge (16. Heft) enthalten.

Dr. Joh. Nep. Vogl's Volkskalender; 1878, redigirt von Dr. August Silberstein. (Wien, Karl Fromme.) Vierunddreißigster Jahrgang.

Der Wiener Bote. Illustriertes Kalender für Stadt- und Landleute auf das Jahr 1878 von Carl Elmar. (Wien, Waldheim.) Reunter Jahrgang.

Das Neue Jahr. Volkskalender für 1878, herausgegeben von F. K. Kofegger. (Fresburg und Leipzig, Gustav Dedekast.) Sechster Jahrgang.

Belletristische Presse. Zeitung für Stadt und Land, redigirt von Fav. Wiedl. (Wien, G. Ad. Ungar & Co.) Erscheint seit 1. Oktober wöchentlich.

Postkarten des Heimgarten:

H. A. A. Wien: Wir werden uns noch Ihren bittersten Haß zuziehen, aber es wird kein unversöhnlicher sein. Redakteure haben keinen Mühe genug, jungen, strebenden Autoren gegenüber den Schulmeister zu spielen. Passen Sie auf, Sie werden auch ohne unser Urtheil über Ihre Erstlingsarbeiten ein tüchtiger Schriftsteller.

S. S. in H: Die kalligraphische Ausstattung Ihres Manuscriptes hat uns sehr gefallen. **H. St. in M. . . .** I: Sagen und Märchen, die Sie selbst erdichtet haben? Sie sind doch gar zu naiv, als daß man Ihnen grossen könnte.

F. A. in Pest: Unnatürliche Dorfgeschichten, triviale Liebesaffären, traurige Gedichte aller Art weisen wir ein für allemal zurück.

Dris: So, der Franzose ist Ihr männliches Ideal, der Franzose, welcher in seiner Sprache nicht einmal ein Wort für den Begriff „Wann“ besitzt? Expediren Sie Ihre Hymne nach Paris.

Ch. . v. M. in Graz: Der schönste Gedanke Ihres Aufsatzes ist: „Wer sich einem Mädchen in's Album schreibt, der pflügt Schnee“ — sagt Bogumil Golz, hätten Sie noch beisehen können.



Heft 3.

Dezember 1877.

II. Jahrg.

Auf Sommerfrische.

Novelle aus dem Tragödiertale von Luise Seher.

I.

„Hier laßt uns hausen, hier ist's,
als sei der Welt Ende!“

Also klang es silberhell von rosi-
gen Lippen, blißende Augen lugten
hervor aus dem halbgeschlossenen Land-
wägeln und es schwang sich, das
Trittbrett waghalsig überhüpfend, eine
zierliche Frauengestalt hernieder. Die
langen, hellblonden Zöpfe flogen frei
im Winde, das Hüthen war herab-
geglitten und hing lose über die rechte
Schulter und es zeugte der elegante,
jedoch arg mitgenommene Reiseanzug
von einer gänzlichen Sorglosigkeit der
Trägerin für derlei Neußerlichkeiten.

Bedächtigt schob sich diesem kindlich
anmuthigen Geschöpf ein Mann nach,
dessen Erscheinung trotz der edigen
Bewegungen noch als anziehend gelten
mochte. Er stand etwa im Anfange
der Vierziger, hatte leise Neigung zur
Corpulenz, die aber ein günstig ge-
stimmtes Urtheil noch für stattliche

Fülle nehmen konnte, einen wohlge-
pflügten Bart, vollständig ungebleichte
dunkle Locken und ein geistreich Augen-
paar, das nur eben jezt etwas unbeh-
olfen dreinblickte, als sich nicht sofort
Jemand zur Stelle fand, die Unmasse
größerer und kleineren Gepädes aus
dem Wagen zu übernehmen. Es war
nämlich Erntezeit und schaffte was
Hände rühren konnte, außen in den
Feldern, und da wohl in des entlege-
nen Gebirgsthales ländlicher Herberge
jäh einbrechende Fremde nicht allzu
häufig vorkamen, so währte es geraume
Weile, bis endlich die Wirthin selbst
herbeieilte, die Gäste zu empfangen.
Besorgt langte der Reisende nun Stück
um Stück herfür, wie es während der
stundenlangen Fahrt ungeduldige Hände
und allzu leichter Sinn wüste durch-
einandergeworfen: kleine Koffer, große
Taschen, Sonnen- und Regenschirme,
Plaids, Tücher, ein Frauenmieder, das
man als unbequem abgestreift, desglei-
chen ein Paar niedliche Stiefelchen, die

man mit Pantoffeln vertauscht hatte, halbgeleerte Limonadeflaschen, Detailpläne von Land und Gegenb — All das übergab er umständlich der Wirthin, indefs seine muntere Gefährtin bereits das ganze Gehöfte umkreist hatte, welches bestimmt war, unser Pärchen aufzunehmen.

„Ach wie schön ist es hier, wie still und schön,“ rief sie nun noch einmal sich an ihres Begleiters Arm schmiegend, den er mit zärtlicher Miene darbot, seine Dame die Treppe hinaufzuführen. „Da bringt kein störender Laut herein von des Stadtlebens lästige schnarren dem Treiben. Hier wollen wir unsere Hütten bauen für den ganzen Ferienmond, und vergessen, daß es daheim ein halbes Duzend Tanten und ellenlangen Schleppen, Zeitungen mit Gräuelferichten aus Bulgarien, die langweilige Burg Wallhall des großen Wagner und den unvermeidlichen Sonnwendhof des noch größeren Rosenthal.“

Sie sprang, in der Stube angelangt, von einem Fenster zum andern, riß alle auf, und es schien, als wolle das leichte Wesen sich in flatternder Beweglichkeit hinausschwimmen und sofort durch der Lüfte Reich den Berggipfeln zuweilen, die ernst und feierlich herniedergrüßten auf das entzückte Stadtkind, dem es so wohl zu werden schien in ihrer herzerhebenden, schweigenden Einsamkeit.

Ja, es war schön hier, so meinte nun auch der kühlbesonnene Gatte, sich fröhlich die Hände reibend, nachdem er vorerst sämmtliches Gepäck überzählt hatte. Friedlich, heimlich lag er da, der kleine Fleck Land, nach drei Seiten von hohen Voralpen eingeschlossen, und hinter denen baute sich's auf, noch höher hineinragend in des Himmels Bläue, mächtige Kiesen des ferneren Hochgebirges, da und dort in den scharf geschwungenen Furchen weiße Schneefelder bergend, die wie glitzernd Silber schimmerten von der sinkenden Sonne Strahl beleuchtet und

das vorwichtige Böklein da unten mahnten, daß es auf der warm pulsirenden, blüthenreichen Erde auch Stellen gibt, wo des leuchtenden Lichtes Wunderkraft unvermögend wird, das ewige Eis zu schmelzen und lebenspendend, lebenerweckend zu wirken, gleichwie in dem lieblichen Thal voll fastig grüner Matten, duftender Kräuter und stolzathmender Menschenkinder.

Man bestellte Kaffee und machte sich's bequem in den beiden kleinen an einanderstoßenden Gemächern.

„Ich werde etwas vor mich bringen in dieser Sabbathstille. Dieß Zimmer dünkt mir gar lieblich zu meinen Arbeiten.“

„Ach, der Herr Professor besteigt schon wieder sein Schiff der Wüste. Bitte, bitte, heute laß mir Deine Kammele eingepackt und begleite mich, ohne uns mit der Asche untergegangener Geschlechter zu belasten, auf jenen Berg vor meinen Fenstern, der mir schon gewinkt mit seinem ehrwürdig fahlen Haupt, da sich dies freundliche Thal unserm Blick geöffnet.“

„Aber Klärchen, wo denkst Du hin. Noch schmerzen mich all meine Glieder von der vierstündigen Fahrt hieher.“

„Gerade deshalb ist einige Motion von Nöthen. Komm, komm, wir klettern zur Sonne empor den Schatten nach, die immer rascher vor uns aufsteigen. Das feuert an, noch einen Abendgruß von ihr dort oben zu erhaschen.“

„Liebes Kind, Du unterschätzt, wie alle Bewohner der Ebene, die Höhendistanzen vollständig. Wenn wir es jetzt unternehmen jenen Berg zu besteigen, so möchten wir, oben angelangt, wohl eher den Morgen-, als den Abendgruß der Sonne empfangen.“

„Besonders, wenn wir uns bis Mitternacht besinnen,“ eiferte Klara unwillig.

Der Professor warf einen wehmüthigen Blick auf seine Bücher und Manuscripte, mit deren Auspackung er soeben begonnen, seufzte einigemal recht von Herzen und sagte dann zögernd:

„Weißt Du was, mein Kind? Jegliches nach seiner Art. — Machen wir einen vernünftigen Pact. Die Gegend hier herum ist vollkommen sicher, ich weiß das von früher her. Da meinte ich nun, Du könntest all' jene Excursionen, nach denen es Dich so sehr gelüftet, allein vornehmen. Calculire übrigens, Du werdest nicht allzuweit vordringen auf jenen Felsenrücken, die meist pfadlos sind und deren Besteigung viel weniger lohnend ist, als es von hier aus den Anschein hat. Indeß Du Dir nun Deine allzu kühn entfalteten Schwingen ein wenig stütze, besteige ich meine Kameele, meine Schiffe der Wüste, wie Du, kleine Bosheit, meine Forschungen zu nennen beliebt und bei Deiner Rückkehr findest Du mich in der bereitwilligsten Verfassung, der Erzählung all' Deiner bestandenen Abenteuer und überwundenen Gefahren ein geeignetes Ohr zu schenken. — Nun, Liebchen, wie dünkt Dir solches im Herzen.“

Klärchen verzog die vollen Lippen nicht eben allzufreundlich und es legte sich klüchtig ein Schleier über die frohen, hellbraunen Augen. Er war nicht sehr besorgt, der Herr Gemahl, um seine kleine, hübsche Frau, die er so wohlgemuth auf Entdeckungstreifen ausjandte in der fremden Gegend, indeß er getrost seinen Arbeiten oblag.

So Klärchens Meinung. Behielt sie aber vorläufig für sich und sagte nach kurzem Bedenken:

„Topp, Dein Vorschlag gilt. Wir scheiden uns von Berg und Alm und kommen bloß wieder bei Tisch und Bett zusammen.“

Höchst befriedigt über solch' kluges Wort seiner Frau that der Professor seinen Schlafrock an, schlürfte des Kaffee's Nest mit innigem Behagen und kramte dann eifrig in seinen Papieren, so recht con amore alles was er an Büchern und Excerpten mitgenommen, auf dem Tische ausbreitend. Ihn beschäftigte eine Arbeit, worin er

klar bewies, daß die Elamiten und Assyrer früher aus Armeniens Bergen am Tigris hinabgezogen sind, als der Stamm, von welchem die Hebräer sich abzweigten, das Bergland von Arrapachitis verließ. Das war gewiß ein verdienstlich Unternehmen und für die Wissenschaft höchst förderlich: demnach hätte Klärchen wohl einsehen sollen, daß es kein Leichtes sei, von solch' vergilbtem Alterthumskram den Uebergang zu der blühenden, in vollster Gegenwart sprossenden Lebensfülle eines achtzehnjährigen Weibes zu finden. Die Frau Professorin hatte sich aber während einer kaum halbjährigen Ehe offenbar noch nicht alle Seiten ihrer Existenz neben einem so grundgelehrten Historiker beleuchtet. Sie schien zuweilen nicht übel Lust zu verspüren, ein wenig zu schmollen mit dem ernststen Gatten, der in dem Schutt vergangener Jahrtausende wühlte und sein junges Weibchen in die weite Gotteswelt hinanslaufen ließ, wohin ein leichtbeschwingter Zufall das holde Kind eben tragen würde. Da es aber gar nicht in ihrer munteren Art lag, das Haupt lange hängen zu lassen, so sprach auch jetztund mehr neckischer Uebermuth denn Troß und Aerger aus der graziösen Weise, mit welcher sie, das Köpfcgen in den schlanken Nacken werfend, dem Professor eine Rußhand schickte, wie im Kreisel um sich herumwirbelte und drei Stufen auf einmal nehmend den gelben Kornfeldern zuelte, die sich sanft gewellt vom Abendwinde vor den blonden, darüberflatternden Böpfen neigten.

II.

Die Sonne war längst hinter den Bergkluppen verschwunden, ihre letzten Strahlen hasteten nur mehr als rosenrother Flaum an einigen leichten Federwölkchen, die über das stille Thal der Tragödi dahinschwebten, als sich unser Ehepaar beim einfachen Souper wieder zusammenfand.

Fröhlich plauderte Klara kunterbuntes Zeug durcheinander und schien ganz vergessen zu haben auf den leise gährenden Groll über des Gemahl's Vernachlässigung. Sie war zwischen der nahe aneinander geschobenen Bergkette, einen schmalen Paß weiter vorbringend, in mäßiger Höhe an einen kleinen See gelangt, der theils von steilen Klippen, theils von sanft hinziehenden Tannen- und Fichtenständen eingeklossen dalag. Grün wie der reinste Smaragd war seine Fläche und klar und deutlich spiegelte sich jeder Baum darin, und die lothrecht aufsteigende Felswand und das blaue Firmament mit der Abendwolken Duftegebilden — und da war Klärchen geblieben, sie wußte selbst nicht wie lange, versunken in den märchenhaften Anblick, sinnend, träumend — „und stelle Dir vor,“ rief sie plötzlich lebhaft aufspringend, „stelle Dir vor, auch ein Abenteuer ist mir da begegnet, ein ganz gewaltiges. Denn wie ich so hingegossen ruhe, halb sitzend, halb liegend, um mich Alles Schweigen und fromme Feier des nahenden Abends, da sehe ich schrägüber am andern Ufer auf einem Felsen, der sich in des See's Mitte hineindrängt, einen Mann, einen Maler über seine Staffelei gebeugt. Gerad auf mich und das lauschige Wäldchen hinter mir zielt sein Blick, und hastig geht die Wechselbewegung von Aug' zu Hand — und ich wette, ich wette, der Verwegene hat mich abconterseit als Nixe oder Najade, oder wohl gar als silberfüßige Göttin der dunklen Fluth enthiengen. Aber gehalten hat er mich schier nur für ein simples Bauern-dirndl, sonst hätte der Herr wohl herüberkommen und sich bedanken können, daß ich so verständnißvoll stille geblieben und nicht gemucht und mich nicht gerührt habe, um ihm die Staffage nicht zu verderben, bis er sammt seinem Geräth des Weges gegangen.“ —

Sie hielt inne und spähte nach dem Eindruck dieses breit ausge-

sponnenen Berichtes auf des Professor's Antlitz. War etwa der Maler mitsammt dem zauberhaft schönen See nur eine Erfindung des sprudelnden Köpfcchens und bezweckte Klärchen mit jothaner Schilberung ein Pflögen auszuüben auf des Gatten Phlegma? —

Doch wohl nicht so ganz mochten diese beiden Gegenstände nur in der Phantastie der kleinen Professorin existiren, denn als jetzt die Wirthin erschien, um abzuräumen und sich mit großer Weitschweifigkeit über fernere Bedürfnisse ihrer Gäste zu erkundigen, rückte sie auch mit einer Visitkarte heraus, die sie von dem Herrn, der die untern beiden Stuben inne hatte, bestellen sollte.

„Karl Meinhold wünscht seiner reizenden Nachbarin, der schönen Dame vom See, seine Huldbigung persönlich zu Füßen zu legen, und läßt anfragen, um welche Stunde des Morgens dies geschehen könne.“

Klärchen haschte nach dem Billet. Es dächte ihr sogleich der Ton dieser Anfrage nicht allzu ehrerbietig und sie wollte, eingebend der Rigorosität einer gestrengen Mama, der sie erst kürzlich entwachsen, die Karte lieber des Gatten Augen entziehen. Schien jedoch kaum vonnöthen solch' übertriebene Vorsicht, denn der Professor schweifte noch immer mit seinem bessern Theil an den Quellen des Tigris umher und warf nicht einmal einen Blick auf den Namen des Nachbars, geschweige auf die demselben beigefügten Zeilen. Die junge Frau bedeutete der Wirthin kurz, sie sei nicht gesonnen, Bekanntschaften zu machen; diese entfernte sich und unser Ehepaar blieb allein.

Der Professor sah nach der Uhr.

„Erst acht Uhr und bereits finster. Was werden wir jetzt beginnen?“

„Je nun, ich dünkte, wir gingen zu Wette. Ober willst Du auch die Nacht auf Armeniens Hochplateau zubringen?“

„Lieber Herr, ich glaube wahrhaftig, Du ärgerst Dich über meinen Fleiß?“

„Aergern, o das merkst Du erst heute, Du kaltfinnig verbohrt'es Menschenkind? Aergern, das ist noch viel zu gelinde ausgedrückt. Gift und Galle über diese fanatischen, mißgestalteten, ausfägigen Hebräer, deren Ursprung Du nachjagst, anstatt Deine Frau zu herzen und zu küssen.“

„Aber Kläre, das sind eitel Thorheiten, was Du da vorbringst. Es ist des Mannes unwürdig, sich zu verlieren, thatenlos in wollüthigem Geselose. Du wirfst mir da einen förmlichen Haß auf meine Forschungen und das schmerzt mich ernstlich; denn das ließ ich mir am wenigsten träumen diesen Winter, da Du von allen meinen lieben Schölerinnen die eifrigste warst, meinen Vorlesungen über das Alterthum beizumohnen, und stets sichtbarlich Antheil nahmst an meiner Rede, und so aufmerksam dasahst, ganz zuordernst. Sieh' Kläre, da meinte ich zuweilen, ich könne gar nicht so recht von der Leber weg loslegen und die Sätze klar und rund aus mir herausformen, wenn mir Deine lieben braunen Augen fehlten am gewohnten Platze, die an mir hingen und mir zu sagen schienen und — und —“

Der Professor stockte. Es ist die erste Rüge, die er seiner Frau zu geben beabsichtigt, und nun hat er den Faden verloren, und sich verfangen in ihren braunen Augen, bald desgleichen in ihren weichen Armen, heiße Lippen schließen seinen Mund und jetzt weiß er nun schon gar nicht mehr von wo er eigentlich ausgegangen und was der abgebrochenen Rede Sinn bezwecken gesollt.

Aber Klärchen wußte es gar wohl, da sie sich nach kurzer Frist aus seinen Armen löste, gravitatisch vor ihn hintrat und mit komischem Pathos begann:

„Also der Ergründung der Alterthumskunde schreibst Du unser aller Interesse zu an Deinen Vorträgen? D Du einfältiglich Gemüth eines deutschen Gelehrten!“

„Nun, ich dachte, das war doch der ostensible Zweck meiner so gut besuchten Leseabende?“

„Soll ich Dir kund thun, Geliebtester, warum z. B. Tante Schneider mit ihren beiden Töchterchen so fleißig kam? Du magst dann aus der Analogie auf die anderen alterthumsbesessenen Damen Deinen Schluß ziehen. Horch zu! Einmal die gute Tante ist, wie männiglich bekannt, eine sehr geizige Frau, die einen reichen Bruder hat, welcher es sich nicht nehmen läßt, als galanter Junggeselle, seine Damen abzuholen, so oft sie spät außer Hause sind. Da er überdies eben so an Zeit, wie an Geldüberfluß leidet, so führt er dann meist Schwester und Nichten zu einem splendiden Souper in ein Hotel, während der Abend im Hause auf Kosten der Tante zugebracht wird. Das macht nun die liebe Tante gar sehr geneigt zu dergleichen Abonnements, die ja überdies billiger sind als das schlechteste Theater, und derweilen Du ebenso geistreich als gründlich docirst über den Einfall der Sykjos und die Bauten des großen Ramses, entwirft die Tante ebenso gewissenhaft das Menu des zu erwartenden Soupers.“

„Das ist zu stark, Du übertreibst.“

„Küsse mich niemals wieder, wenn es anders ist.“

„Siebei würde ich jedenfalls nichts gewinnen.“

„Wirklich nicht, Du alterthümlich Ungeheuer? Hat es doch den Anschein, wenn Du mich so fortsendest auf Abenteuer, als ob“ . . .

„Klärchen, scherze nicht mit gewissen Dingen.“

„Also es gibt doch eine Stelle, wo des Herrn Professors Herz anfangen könnte zu fürchten?“

„Aber nie, nie aufzuhören, daß sei versichert Kind; doch wir kamen ab von unserem Gegenstand, den ich doch ergründen möchte. Du bist mir noch die beiden Bäckchen schulbig.“

„D, ich schenke Dir keine. Sei unbesorgt. Also Nr. 1. Cousine Marie, die sich uns angeschlossen, aus purem Wissensdurst, wie Du meinst. Ei, beileibe, das sanfte, stille Maricchen hat eine Liebchaft mit einem verbummelten Studiosus, die sich nun schon an die drei Jahre hinzieht, und da der junge Mann es zu nichts bringt, ist er schließlich beim Herrn Papa mißliebig geworden und er hat ihm das Haus verboten. Die armen verliebten Leutchen saßen sich nun am dritten Orte; der Galan nimmt Platz hinter seiner Schönen, die etwas weniger hartherzige Mama drückt ein Auge zu, beim Herausgehen findet man sich in der Garderobe nochmals zusammen, tauscht verstoßen kleine Briefchen und geht befriedigt, von stiller Behmuth angenehm besucht, nach Hause.“

„Du bist eigentlich abscheulich, Kläre, und könntest mir fast die Freude an allerlei populären Vorträgen verleiden.“

„Ja, meinst Du, ich werde es fürderhin dulden, daß Du Dich diesem modernen Humbug ergibst? Glaube mir, mein Freund, schier möchte ich es eine Art Prostitution eines tüchtigen Gelehrten nennen, dies Beginnen, vor einem Heer von Gänschen und Nüßiggehern sein Bestes hervorzutramen. Da verlangt dies unnütze Volk noch überdies schöne Form, leichte Fäglichkeit, geistreiche Diction, präcise Darstellung; nein, nein, Du darfst mir diesen Winter Deine kostbare Zeit von der ein gut Stück doch mir gehört, nicht mehr derartig vergeuben. Ich lege entschieden mein Veto ein.“

„Du gehst zu weit, Kind, wie in all' Deinen Ansichten. Ich halte dafür, daß trotz dieser Spreu oberflächlicher oder zerstreuter Menschen, wie man deren bei allen Unternehmungen vorfindet, immerhin ein Kern von Auserlesenen übrig bleibt, um berentwillen Zeit und Mühe nicht vergeudet sind. Siehe z. B. Cousine Rosa. Ich kann mich deutlichst erinnern, daß dieselbe

mit wahrhaft rührendem Eifer jedes Wort nachstenographirt.“

Ein silberhelles Lachen schlug an des Professors Ohr, und aus Klara's Augen glänzte der pure Schall. Stuzig hielt ihr Gatte inne und schaute fragend in dies allzu schelmische Gesichtchen.

„Das ist mir die wahre Jüngerin der Wissenschaft! Rosa hat im vorigen Herbst die Kunst des Stenographirens erlernt, und soll sich nun zu weiterer Vervollkommung täglich ein bis zwei Stunden im raschen Nachschreiben mündlicher Rede üben. Da dies nun am Besten und zugleich am Angenehmsten in einer Vorlesung geschieht, es übrigens auch gar nicht übel aussieht, so dazustitzen mit dem blauen Parabeistrumpf als Aushängebild, so ist Cousinchen Rosa in dieser Saison eine stehende, respective eine sitzende Figur sämtlicher Hörsäle der Residenz gewesen. Das gute Kind schmiert ganz interesselos für den jeweiligen Gegenstand Wort für Wort nach, nicht einmal des Satzes, geschweige der Rede Zusammenhang achtend, bloß um die Richtigkeit ihrer Schnörkel, Punkte oder Strichlein beflissen.“

Aber noch immer war keine Bresche geschossen in des Professors Vertrauen zu der Bildungsfähigkeit und Theilnahme seines Publikums. Hatte er doch so viel, so unsäglich viel gewonnen in diesen allwöchentlichen Abendstunden, daß er sich ungern die Erinnerung an die glückliche Zeit möchte trüben lassen, durch solcherlei boshaft pessimistische Enthüllungen. Er zieht diesen lieblichen Gewinnst nahe, ganz nahe an sich heran und sagt mit zärtlicher Stimme:

„Sei's um die Tante und die beiden Vätschen. Aber Du, Kläre, Du und Deine Mama, ihr kamt doch einzig um meiner Wissenschaft willen?“

Klärchen brückte sich noch inniger, noch schmiegamer an seine Brust und sagte etwas leiser, aber mehr scherzhaften als ernstern Tones:

„Soll ich Dir endlich einmal ver-rathen, warum Mama, die sonst nie

des Abends aus dem Hause geht, sich entschlossen, Deine Vorlesungen zu besuchen? Einmal muß es doch zwischen uns zur Sprache kommen, wie wir zwei zusammengeführt wurden.“

Der Professor sah seine Frau erstaunt an und erwiderte gespannt:

„Wie wir zusammenkamen? Nun, ich meine auf eben dieselbe Weise, wie tausend Andere. Da gibt es mit wenig Abwechslung immer nur einen Weg: man sieht sich, spricht, gewinnt sich lieb, freit — und heiratet, wenn es die Umstände erlauben.“

„Ich sagte es schon einmal, Du bist das simpelpste Gemüth auf Gottes Erdboden, und es thut wahrlich Noth, daß Du in mir eine praktische, erfahrene Frau bekommen hast, welche die Welt sieht, wie sie ist.“

„Nun, auf diese tiefen Erfahrungsergebnisse meines weltkundigen Weibchens bin ich wirklich neugierig.“

„Du hast nicht einmal gemerkt, daß Mama sehr verliebt war in Dich?“

„Verliebt! Wer mag es also nennen. Deine Mutter ist eine, wie soll ich sagen, eine etwas empfindsame Dame, die während des eintönigen Witwenlebens das Bedürfnis fühlt, die lyrischen Gefühle ihrer Seele auf irgend einen concreten Gegenstand zu basiren. Sie war mir übrigens schon wohlgefällt, da Dein Vater, mein College, noch lebte.“

„Sieh', sieh', davon schwante mir nichts. Meines Wissens erwachte Mama's Interesse für Dich von der Flucht Deiner ersten“ —

Der Professor ward bei Klärchen's letzten Worten sehr bleich und fuhr seine Frau hart an:

„So ist die Geschichte allgemein rüchbar geworden? Wer hat mir das gethan?“

Klärchen sprang auf, setzte sich auf des Gatten Schoß; so leicht und zart sah sie aus in dieser Stellung, schier einem Kinde gleich, das sich in Vaterarme schmiegt und sagte ernst und innig:

„Zürne nicht, Liebster, daß ich daran zu tippen wage. Allein unser aller Antheil für Dich datirt eben von jener Geschichte her, und nicht von Deinen jüngsterworbenen Verdiensten um die Archäologie. Glaub' es immerhin, mein Freund, wenn Frauen, alt oder jung, Interesse gewinnen an eines Mannes Leben und Weben, so ist es stets sein menschlich Leidend Theil, irgend eine liebenswürdige Schwäche, ein verzeihlicher Fehler oder unverschuldet Mißgeschick, das uns erwärmt, hinreißt, gewinnt — und nie und nimmer sein abstractes Wirken oder thätigtes Schaffen, und wäre dies von weltbedeutender Tragweite. So waren wir damals alle empört über die Rolle, welche jene Frau Dich spielen ließ, über die routinirte Koketterie, mit der sie Dich angelockt, Dich vermocht, ihr Deinen ehrlichen Namen zu geben, bloß um das Fischblut jenes reichen Parvenu's der Börse anzuseuern, dem sie ihre Netze ebenfalls gestellt, und der ihr nur sein Geld, aber nicht seine Hand bieten konnte. Sieh', seither schon datirt mein Haß für die Hebräer, ob sie nun vor oder nach Abraham lebten.“

Der Professor schien nicht geneigt, auf den wieder in's Leichte überhüpfenden Ton Klärchens einzugehen. Schlawhingen die Arme nieder an beiden Seiten, statt sein reizend Weib zu umfassen. Es war ein ander Bild, das vor ihm aufstieg, groß, üppig, dunkeläugig, eine jononische Gestalt, ein Wesen, das er geliebt, dem er vertraut, das ihn verrathen, mißbraucht, lächerlich gemacht. — Und heute war sie eine geschiedene Frau und die Maitresse eines gar angesehenen Mannes, sie trug echte Brillanten in den schwarzen Flechten, besaß ein Palais auf der Ringstraße und eine Villa in Gmunden; o sie wäre wohl nie zufrieden gewesen hier, in der beschriebenen ländlichen Wirthschaftsübungs, als einzige Zerstreuung der ernsten Berge Abend- und Morgengruß und

die Liebfosungen eines noch ernsteren Satten, der selbst während der jätlichstn Beschäftigungen immer mit einem Auge nach seinen Schiffen der Wüste ausspähet. Jetzt erst, da sie ihn zur Sprache gebracht, sein holdes Weib, fühlte er ihn ganz gebrochen den unseligen Fluch, der auf seinem Dasein gelegen und fest und fester schlang er seine Arme um den schlanken Leib, der sich ihm zusammt der Seele darin zu eigen gegeben.

Endlich aber meinte er doch etwas erstaunt:

„Aber sage, Kind, das ist nun schon an die fünf Jahre her; Du trugst dazumal noch Höschchen und hattest eine Bonne.“

„Meint der gelehrte Herr, es sei unmöglich, an der Seite einer französischen Bonne und mit Höschchen an den Weinen zu schielen und horchen nach der Erwachsenen Gethue und Gerede, besonders wenn es über die Männer hergeht? Ach, was für bedauerliche Läden werde ich noch entdecken in der Bildung des Herrn Professors! Aber nun höre, wie Alles kam. Meine Mama war empört über den Streich, den man Deiner Gutmüthigkeit gespielt; es galt auch sonst nur ein Urtheil über Deine erste Frau und Dich: Verdammung und Mitleid. Du gingst so düster einher, so bleich und schwermüthig, ein, zwei, mehrere Jahre. Mama ließ den Antheil sämtlicher Freunde an Deiner unglücklichen Heirat nicht erkalten, und da wir wußten, daß Du nach evangelischem Ritus Dich ja wieder vermählen durftest, so meinte so manches schöne Kind, Dich entschädigen zu können für das Verfehlt Deiner ersten Wahl. Gar gespannt lauschte ich hin, so oft von Dir die Rede war. Du besuchtest seit des Vaters Tod unser Haus nicht mehr, und ich kannte Dich bloß vom Sehen und aus früheren Erinnerungen. Da hören wir von Deinen Vorträgen. Gut, Mama, die des Abends nie das Haus verläßt, denn sie fürchtet stets

für ihre Wohnung nächtlichen Einbruch, Feuersbrünste, Erdbeben, was weiß ich was noch, Mama ermannt sich zu der namenlos kühnen That, ein Abonnement zu nehmen und mich zu begleiten, statt wie sonst der Tante anzuvertrauen. Nun also, von da an beginnt Dir ein Seufzen, so oft wir von solch' einer Vorlesung heimkommen. Ich, gehorham in All' und Jedem, seufzte natürlich mit. Mama spricht sehr viel von vergangenen Tagen und ihrem Herzen; ich, ich fühle das meinige in gegenwärtigster Zeit eigenthümlich pochen. Mama findet Dich ungealtert, noch immer liebenswerth, nur noch interessanter durch eine gewisse geheimnißvolle Blässe und einen schwächenden Augenaufschlag; ich fange an, von Dir zu träumen. Da ward nun einmal eine günstige Gelegenheit am Schluß Deines Vortrages benützt, die alte Bekanntschaft zu erneuern; Du kamst von da an wieder öfter zu uns in's Haus; gabst uns auch wohl zuweilen da oder dorthin das Geleite, kurz, wir, die wir bisher so zurückgezogen gelebt, kommen in's Gerede, Mama beschließt, unter sehr viel Tränen und schönen Worten ihre Liebe zu begraben, sich für den Ruf ihrer Tochter zu opfern. Du, gleichfalls berührt von der Leute Gellatsche, fühlst Dich gebunden, bringst Deine Werbung an und“ . . .

„So — und Du, Kläre, Dich hat man doch nicht gezwungen?“

„Gezwungen, nein! Im Gegentheil. Ich war unendlich geschmeichelt und fand es ganz hübsch, in den Vordergrund zu treten und zur Hauptperson zu avanciren, während ich bisher nur als stumme Vertraute fungirt. So wurden wir glückliche Brautleute und dann rede mir noch einmal davon, es seien Deine Kameele gewesen, die Dir mein Herz entgegenbrugen.“

Der Professor war ob diesen Enthüllungen sehr nachdenklich geworden und sagte dann:

„Weißt Du, daß ich mit meiner schwerfälligen Weise und meinen zwei- und vierzig Jahren, eigentlich besser gepaßt hätte für Deine Mama, als zu solch' flatterndem Feenkind, wie Du eines bist.“

„Hilf Himmel, welche Täuschung!“ rief Klärchen mit ihrem silberhellsten Lachen und drehte sich rasch aufschnellend wohl dreimal um die eigene Aze. „Ihr beide wäret mir das langweiligste Ehepaar geworden, das die Sonne bis heute beschienen. Ein Hund der Pedanterie mit der Sentimentalität — hätte eine prächtige Race gegeben! Nein, nein, Schätzchen, Du brauchst Sonnenschein, Licht, Freude, ein treibendes, bewegendes Element, das Dich aufscheucht von Deinen Pergamenten, auf daß der Staub in alle vier Winde fliegt, und hiezu taugt gerade solch' ein unruhig, oberflächlich Wesen, wie ich eines bin. O Du sollst mir staunen, welch' undenkbar, egyptische Landplagen ich Dir ersinnen will, Dich ein wenig umher zu treiben in der Tragödi lieblichem Thal“ — —

„Doch für heute verschont mich mein wilder Sauswind noch, und träumen darf ich wohl auch zuweilen von Armeniens Bergen?“

„Sei's d'rum, für heute Nacht. Aber morgen gehst Du mit mir zum grünen See.“

„Das ist nun für morgen wirklich unmöglich. Ich habe mir bereits alle bezüglichen Notizen zusammengestellt für mein nächstes Kapitel und muß daselbe nun rasch wegschreiben, sonst ginge mir die heutige Mühe fast verloren. Ich beschwöre Dich, Liebchen, laß mich nur zwei bis drei Tage friedsam arbeiten und dann gehöre ich mit erneuerter Lust Dir an und Deine Landplagen mögen getroßt beginnen.“

„O, so lange Frist erhältst Du um Alles nicht! Ich sehe mich sogleich nach einem Zauberstab um, um Dir Deine Scharteken in Heuschrecken zu verwandeln. Sieh' zu, wie Du Dich meiner erwehrest.“

„Also Krieg.“

„Krieg nnd offene Feindschaft.“

„Aber heute bekomme ich noch einen Kuß.“

„Du bist und bleibst ein unverbesserlicher Pedant. Gute Nacht, Herzallerliebster.“

„Gute Nacht, Schätzchen. Ich werde morgen weitere Unterhandlungen beginnen.“

„Das ist Dein Glück. Gute Nacht. Auf morgen.“

III.

Der Morgen kam mit grauen Nebeln, die über Wiesen und Felder lagerten und sich erst allmählig den Bergkluppen entlang hinstreifend unter der steigenden Sonne Nacht zertheilten. Der Professor fand die kühle Feuchtigkeit nicht lockend zu einem Ausfluge, gegen Mittag hinwieder die Hitze lästig drückend. Klara lief ab und zu; des Lebens Ernst war wie Spreu von ihr abgeflogen und sie begann sich der ungewohnten Freiheit zu freuen. Es schien aber kein rechter Plan in diesem Schweifen und Streifen; erst als der Gemahl auch gegen Abend zu keinem Spaziergange über des Gartens Umkreis zu bewegen war, trieb es die unruhige Frau wieder weiter hinaus, dem nicht allzu fernem Seegeflade zu. Dasselbst angelangt, fiel ihr auch der Maler ein, und sie beschloß, heute nach jener Stelle vorzubringen, wo sie ihn gestern sitzen gesehen. Es war dies ein kegelartiger Vorsprung, gebildet aus abrutschendem Geröll und niederstürzenden Baumleichen, der sich inmitten des grünen Seespiegels aufgebaut hatte und mit allerlei Gestrüpp und Unkraut bewuchert war. Dieser Hügel, an sich nicht schön, versprach von seiner Spitze einen gar lohnenden Ueberblick des kleinen Gewässers.

Klara konnte jedoch nicht sofort einen gangbaren Pfad zu jenem mit dem Lande zusammenhängenden Erdstreifen entdecken, und gerieth immer tiefer in wild verwachsenen Strauch-

werk. Wo aber gestern ein Maler sammt Staffelei und Mappe Durchgang gefunden, da hoffte sie auch noch einen Schlupf aufzustöbern für ihr kleines Persönchen und arbeitete sich unverzagt mitten durch. Wie sie nun so im dichtesten Gehag, bald da, bald dort hinaustastend, endlich eine lichte Stelle gewahrte und derselben zustrebte: da stand er wieder leibhaftig vor ihr in nächster Nähe. Ein hübscher, mittelgroßer, blonder Mann, aber diesmal ohne sein Handwerkzeug. Die elegante Erscheinung im lichten Sommeranzug hob sich recht vortheilhaft ab von der dunklen Föhren schwärzlichem Hintergrund.

Eingedenk des süffisanten Billets, das er an sie gerichtet, nahm Klärchen ihrer ganzen Würde heilige Stärke zusammen, um selbige als abweisende Hoheit in ihre Blicke zu legen und daraus niederströmen zu lassen auf den armen Maler. Der schien aber keineswegs gesonnen, sich allzu befangen zu fühlen angesichts einer kleinen Professorin, die mit verwildert herabhängenden Zöpfen einsam durch die Wälder strich. Zwar an seinem ehrerbietigen Gruße war nichts auszusetzen und mit galanter Wendung trat er beiseite, die Dame vorüberzulassen, lüpfte den runden Panama, drückte mit seinem derben Knotenstock die Zweige nach rückwärts und sagte verbindlich:

„Wenn Sie es gestatten, meine Gnädige, so werde ich einige Schritte vor Ihnen hergehen, um die häßlichen Spieße wegzubiegen. Sie sind hier arg in's Gestrüpp gerathen, aber ein wenig weiter führt der Weg sanft und frei zur Anhöhe empor.“

Das klang so höflich, so dienstfertig, daß selbst die gestrenge Mama, wäre sie zugegen gewesen, nichts Anstößiges bei solchem Ritterdienst gefunden hätte. Klara dankte freundlich und ließ sich die angenehme Hilfe gefallen. Konnte sie ja bei dieser Begegnung vorläufig ignoriren, daß sie den Schreiber jener gewagten Zeilen in ihrem bescheidenen

Führer vermuthe und sich dann halb mit kühlem Danke von ihm trennen.

Des engen Pfads Beschwär war überwunden, der schmale Aufstieg betreten, der Regel erklimmen und wieder verlassen auf einem andern Wege, aber noch immer schritt der junge Mann neben der mürkeren Frau einher. Gerne hätte sie ihn nun verabschiedet, mochte den gefälligen Führer aber doch nicht beleidigen, und dann, seine Unterhaltung war so unbefangenen vertraulich, er wußte so viel des Interessanten zu berichten über Bildung der Bergformation, über des See's Entstehen und muthmaßlich über kurz zu gewärtigendem Vertrocknen, da all' die unzähligen verwitternd zerbröckelnden Felsenfragmente des Wassers Bette füllen und die mächtigen Zuflüsse zwingen würden, sich einen neuen Weg zu bahnen; von dem Einflüsse, den Schnee, Regen, Wind und Sonnenbrand ausüben auf alles, was da lebt und athmet in der wunderbar stillen Abgeschlossenheit des Alpenthales; dabei machte er immer wieder aufmerksam bei besonders malerischen Ausblicken, reizenden Baumpartien oder überraschenden Beleuchtungseffekten. Kurz, die Zeit verflog gar rasch und anmuthig an seiner Seite, und es begann schon kühl und feucht aufzusteigen aus den Moosen und Kräutern zu Füßen der Beiden, als sie endlich fröhlich und ungezwungen plaudernd aus dem Walde herausstraten und durch die Felser dem Hause zubogen.

„Ich hoffe Sie nicht zum letztenmale gesehen zu haben, meine Gnädige, und sehr würde mich's freuen, Ihnen Morgen zu begegnen. Darf ich?“...

„Ich werde Ihnen durch meinen Mann Botschaft schicken und wir können dann vielleicht weitere Partien vereint unternehmen.“

Und als fürchte sie, sich zu einer weiter bindenden Zusage verleiten zu lassen, huschte Klärchen leichtfüßig von dannen, und athmete schwer auf, als sie den fleißigen Gatten noch tief, aber

auch schon ganz unbändig tief vergraben fand in Wüstenstaub.

Gerne und getreulich hätte sie nun wieder Bericht erstattet über des heutigen Streifzugs Ergebnisse. Das war aber die bare Unmöglichkeit, mit dergleichen Nichtigkeiten an den gelehrten Herrn heranzukommen.

„Nur eine Stunde, nur ein kleines Stündchen Herzenskind; ich stecke da mitten drin im schönsten Beweise. Meine Noten und Citate fangen an, ganz erstaunlich zu klappen. Liebes Märchen, gehe noch ein wenig spazieren.“

„Aber es ist ja finster.“ —

„Nun so laß Licht bringen, bitte auch für mich, und nimm ein Buch oder eine Arbeit zur Hand. Ich muß unbedingt noch eine Stunde Ruhe haben.“

Klara rümpfte das kleine Näschen, diesmal nun fast empfindlich gemacht, und zog sich in ihr Zimmer zurück, dessen Thüre sie jedoch breit offen ließ. Alba begab sie sich zum Fenster, guckte hinaus in die grauer und dichter lastende Dämmerung und ließ endlich leuchtend Lichter herschafften.

Nachdem sie eine Weile sehr aufmerksam dem Schwinden der Kerzen zusehen, fühlte sie plötzlich ein Bedürfniß, sich um ihre Koffer zu bekümmern und Revue zu halten über ihre Reisegarberobe.

„Es ist doch gut, daß Mama mir, trotz meiner Wiberrede, meinen weißen Piquetanzug eingepackt. Weiß läßt mir entschieden am Vortheilhaftesten.“

Sie kramte des Kleides Bestandtheile herfür, fand die hochrothen Seidenschleifen arg zerfimmert, rief der Wirthin, verlangte ungestüm nach einem Plättleisen und fing an zu striegeln und aufzubauschen, als gälte es, sich vorzubereiten zu einer ungeheuerlich wichtigen Promenade. Hierbei blinzelte sie stets nach der Thüre, ob sich der schweigsame Gemahl nicht endlich doch erkundigen wolle nach dieser Zurüstungen lärmiger Umständlichkeit. Der aber sah weder rechts noch links auf von

seinen Papieren und achtete nicht im Mindesten dessen, was seine quecksilberne Gehälste nebenan betrieb. Es sollte aber bald noch ärger kommen. Klara brachte ihren Toilettespiegel in sein Zimmer hereingeschleppt, stellte ihn dem feinen gegenüber auf, um sich auch von rückwärts zu sehen, und des Professors Kerzenlicht zu nützen und begann die wollenweiche Fülle des goldigen Haares zu lösen, zu bürsten, zu theilen und wieder aufzubinden in allerlei fantastischen Bindungen, ganz entgegen der gewöhnlichen einfachen Frisur. Aber die Egomiter ließen ihn nicht los, den Mann der Wissenschaft; es war strikte unmöglich, ihn aufzustören. Klärchens Augen wurden immer dunkler und dunkler vor nervös zitternder Ungebuld. Die ausbedungene Frist war längst verstrichen und noch immer that der gute Professor, als sei gar kein verlebtes Weibchen vorhanden, das ihres alterthümlichen Ungeheuers entbehrte während des ganzen Nachmittages und nun doch wenigstens soupiren wollte an der Seite des Herrn Gemahls.

Endlich konnte die arme Frau nicht fürder an sich halten, und ganz nahe an den Verticsten herantretend, tupfte sie leise mit dem Finger an dessen Stirne und frug mit sattfam schnippsischem Tone:

„Was sagst Du zu der Frisur? Hast sie nicht besser zu meinem Reisehütchen wie die frühern?“

Sie nestelte den Hut über der Haare kunstvoll Geflecht, und da der zerstreute Gatte sein reizend Weib so erstaunt anstierte, als sei der leibhaftige Vater Methusalem vor ihm aufgestiegen, sagte sie flugs hinzu:

„Ich habe eine angenehme Bekanntschaft geschlossen und möchte mich morgen zu einem Spaziergange sehr schön machen.“

„Du hast recht, Herzchen“, sagte der Professor endlich mühsam, um doch etwas zu sagen, „gehe spazieren und mache Dich so schön als möglich.“

Nach suchte Klara, ein kleines Wortgeflücht beginnend, den geistesabwesenden Mann festzunageln und fuhr lebhaft auf:

„Als möglich? Du hältst also eine gewisse Grenze des Möglichen für unerreicherbar in der Entfaltung meiner Schönheit!“

Jetzt erst ward es dem armen Professor bewußt, wie ärgerlich ihm diese nichtige Unterbrechung und er sagte ziemlich barsch:

„Ich bitte Dich schlechterdings, Kläre, diese Anfangereien zu lassen und mir die paar Minuten Ruhe zu gönnen. Diese ewigen Unterbrechungen verzögern den Schluß meines Kapitels bedeutend zu unser beider Schaden. Nimm doch, was Du an Möbeln benötigst, nach Deiner Stube hinüber und gönne mir, in der meinen zu arbeiten.“

Klärchen stampfte mit dem Fuße und Thränen traten in die glänzenden Augen. Zum erstenmale seit ihrer Ehe.

„Gut, gut, ich gehe schon, mein Herr. — O! er fragt mich nicht einmal, wem zu liebe ich mich vergestalt schmücken will. — Ach, fast muß ich fürchten, er hat kein Herz.“

Sie schlug die Thüre heftig zu, warf sich, in ihr Zimmer zurückgekehrt, auf das Sopha, allwo das frischgeglättete weiße Kleid in vollster Pracht ausgebreitet lag und vergrub, ohne dessen zu achten, ihr Haupt zwischen des schimmernden Gewandes Falten und Schleißen.

So lag sie geraume Weile, als sei die Welt versunken rund herum ob des unheilbaren Schmerz. Die alte Mutter Erde hat aber schon gewichtigere Störungen erlitten, ertragen und überwunden, als den ungeheuerlichen Jammer kleinlich gekränkter Eitelkeit einer jungen, verwöhnten Frau. Auch währte es wohl nicht allzu lange, so trodnete Klärchen ihre Thränen und ging an's Fenster, ihre rothgeweinten Augen zu fühlen im feuchten Hauch des Nachtwinds.

Das Abendessen, das war nun wohl verwirkt. Albereits schlug die zehnte Stunde von der nahen Dorfuhre und man schien im Hause schon zu ruhen. Auch hatte Klärchen gar keinen Hunger mehr. Sie blickte hinaus in die lautlos brütende, nächtliche Stille und sann, und sann. Was mag ein Kind, das sich zum Weibe entfaltet, noch frisch wie eine halbgeöffnete Knospe, die den Morgenthau noch nicht abgeschüttelt und doch schon den holben Duft der Rose auszuströmen beginnt, was mag solch blühend Menschenkind wohl anders finden in einsamer Nachtstunde, als dem ewigen Probleme nach, welches die Geschlechter so schön, so geheimnißvoll bindet in beängstigender Lust und zauberisch fesselndem Schmerz; jenem unergründlichen Räthsel nach, das Jedweden zum wenigst einmal lockt zur Lösung, dunkel, süß, schaurig, dämonisch — Leben und Tod bergend in seiner bodenlosen Tiefe!

(Schluß folgt.)

Der Musikant.

Eine Geschichte aus dem Künstlerleben des Volkes von P. A. Kofegger.

Dieses Bauerngut auf dem Schabelberge war ein rechter Herrenhof. Die Besitzer desselben — und es war seit unvordenklichen Zeiten eine und dieselbe Familie — schrieben sich Herscher. Immer waren die Herscher entweder Richter, Kirchen- oder Armenwäter oder irgend sonst etwas Hervorragendes und besonders Ehrenhaftes in der Gemeinde. Sie waren so reich, daß sie eigentlich gar nicht zu arbeiten brauchten, daß der Reichtum selber wuchs. Aber sie arbeiteten vom frühen Morgen an, als ob das Mittagsmahl erst zu erwerben wäre, und sie arbeiteten bis in den dunkeln Abend hinein, als ob sie sonst kein Vesperbrot zu essen gehabt hätten. Sie arbeiteten angestrongter als ihre Diensthoten, und wer in irgend einer Angelegenheit mit dem Richter oder Armenwäter sprechen wollte, der mußte zu ihm aufs Feld hinaus oder auf die Wiese; und während der Herscher den Pflug leitete, den Dung auf die Erde streute oder das Gras mähte, hörte er die Vorbringungen der Leute, die neben ihm einhertrödeln mußten; und ohne von seiner Arbeit abzulassen, erteilte er Bescheid nach Wissen und Gewissen. Auch während der kurzen Essenszeit zu Mittag, oder des Morgens, da er sich das Gesicht wusch und die Schuhriemen knüpfte, oder des Abends, während er sich auszog und ins Bett stieg, hielt er Amtsstunden, war jemand da, der sie heischte. Und schlief er, so träumte er von der Wirthschaft und es kamen ihm im Traume ganz gescheidte Gedanken, wie er dies oder das beginnen und vollbringen werde. Und saß er des Sonntags in der Kirche, so war

das wohl die einzige Zeit, in der er nicht arbeitete und nicht an die Wirthschaft dachte, in der er schlief, ohne zu träumen.

Auf dem ganzen Schabelberg war Keiner so praktisch wie der Herscher, der nichts that und nichts sah und nichts kannte, woraus nicht ein Groschen oder wenigstens ein Pfennig hervorspringen konnte. Im Herscherhof war Alles, vom Dunghaufen vor der Hausthür, bis zur Heustange zuhöchst oben im Scheunenbach, für die Wirthschaft und nur für diese allein; aber nichts war da im ganzen Hause, was man sonst für die Verschönerung dieses Lebens hält. Ein paar auf Glas gemalte Heiligenbilder, die über der Tischdecke in der Gesindestube hingen und lauter Marter szenen aus der Legende vorstellten, waren Alles, was in diesem Hause, freilich in armseligster Weise, an die Kunst erinnern sollte. Um den Schabelberg gab es Leute, die so sagten: „In der Gegend ist Keiner so reich, wie der Herscher und Keiner so arm. — Das Erstere hätte der Herscher gerne gehört, das Letztere hätte er wohl nicht geglaubt. Arm fühlte er sich nicht, denn er hatte die Scheunen voll Feldfrüchte, die Ställe voll Vieh und die Gegend voll Schulbner. Baargeld hatte er im Hause und in der Sparkasse liegen, sein Kummer aber war der; er hatte immer noch nicht so viel Geld in den Kassen, als er haben könnte. — Geiz, sagt der Parrer, ist ein Laster; Sparbarkeit, sagt der Herscher, ist eine Tugend. Beide haben Recht. Bettelente bekamen im Herscherhose ihre Gaben, wie in jedem andern Hause; kam aber einmal ein Hausirer, der

Miene machte, auf dem großen Tisch seine Silber zur Ansicht auszapfen, oder ein Werkelmann, der vor der Thür Etliches leeren wollte, so sagte der Herrscher: „s wird Alles recht schön sein, was ihr habt und könnt, aber mir ist's lieber, ihr geht eures Weges, sonst haltet ihr meine Leut' auf.“ — Fürs Gemeinwohl gab der Herrscher jedes Jahr seinen braven Theil; war eine Straße herzustellen, eine Brücke zu bauen, eine Wasserlehre aufzurichten, da wußten die Leute schon, daß der Herrscher mit seinen Knechten der erste dabei war. Sollte aber einmal im Wirthshaus das Passionspiel oder sonst eine Bauernkomödie aufgeführt werden zur Erbauung und Ergötzung der Gemeinde, so sagte der Herrscher: er wisse nicht, wie sich ein Mensch bei derlei Fazen erbauen und ergötzen könne, nur daß sie den Sinn der Leute von der Arbeit abjügen. Und gab zu solchen Veranstaltungen nie einen Groschen.

So waren die Herrscher — einer wie der andere. Sie erbten es von einander und der große Bauernhof wurde noch immer stattlicher, zog alle kleinen Güter der Nachbarschaft an sich, wuchs nach allen Seiten hin und das einzige Leid der Herrscher waren die Steuern, die sich mit dem Wachstume des Besitzes eben auch vergrößerten.

Und als der Hof so groß und breit war, daß er mit seinen Wäldern, Wiesen und Feldern den ganzen Schabelberg eindeckte, da stand unter den Herrschern ein Mann auf, welcher der Dynastie dieses Namens eine seltsame Wendung gab.

Josef Herrscher — seinen Namen nannte man in ganz Tirol. Zuerst — als er noch Kind war, — meinte man, es stecke ein Heiliger in ihm, oder gar ein Kaplan. Er fehlte bei keinem Gottesdienst in der Kirche. Andere Jungen sind Sonntags bei der Heerde auf den Almten oder im Gebüsch hinter der Kirchhofsmauer; der Josef saß im Kirchenstuhl seines Vaters ruhig wie eine Bildsäule und wendete

kein Auge vom Altar. Er sah aber nicht den Altar, sah auch sonst nichts — er hörte nur das Klingeln der Orgel. Und erst, wenn Trompeten, Pfeifen, Geigen und Trommeln dabei waren, die seinen Vater unbequemerweise aus dem Schlafe schreckten, schwamm der kleine Josef in dem Tonmeere der Seligkeit. Und war er wieder daheim, so schnitt er sich Pfeifen aus Schilfrohr, baute sich Trommeln aus Melkzubern, verfertigte sich Saiteninstrumente aus Zwirnfäden, die er über Töpfe und Kübel spannte. Eine Holzschachtel, die er beim Krämer geschenkt erhalten hatte, überzog er mit Roßhaarfäden, die ihm der Pferdebeknecht vom Schweife einer alten Mähre schnitt und bereitete so ein Instrument, auf dem er sowohl mit den Fingern, als auch mit einem Streichstäbchen verschiedene Töne hervorzubringen vermochte. Weil der kleine Josef dadurch Arbeiten vernachlässigte, die ihm sein Vater jeden Tag auferlegte, so setzte es Strafen. Heute einen Fasttag, morgen einen Nuthenstreich; das Instrument wurde selbstverständlich konfisziert und zertrümmert, so daß Josef nur noch mehr Arbeit versäumte, weil er die Geräthe immer wieder neu anfertigen mußte.

Ein Schritt abweg führt leicht zum zweiten. Als Josef zwölf Jahre alt war, kam er eines Tages von der Weide mit der Botschaft heim, sein graues Schaf sei von der Heerde abhanden gekommen.

„Ist Dein eigener Schaf“, sagte der Vater, „warum schaust nit drauf. Hast gewiß wieder Pfeifen geblasen wie ein Narr. Ich schenk' Dir kein Lamm mehr, das laß Dir gesagt sein.“

Dies sich's gesagt sein, der Knabe und freute sich. Sein graues Schaf war freilich von der Heerde abhanden gekommen, weil er es selbst an den Berghäusler verschachert hatte, und zwar gegen eine alte Zither, die nur zwei Saiten hatte. Freilich klangen diese zwei Saiten tausendmal schöner, als je das graue an und für sich ja ganz

tüchtige Schaf gemäckt hatte; aber Josef durfte die Zither nicht mit nach Hause nehmen, sondern mußte sie oben auf der Halde in einer Steinklufft verbergen, bis er am nächsten Tage mit seiner Heerde wieder hinaufkam und spielen konnte.

Als aber eines Tages der alte Herrscher mit einem Holzhändler auf den Berg stieg, um nach fällbaren Lärchenstämmen zu sehen, hörte er das verdächtige Klingen. Er ging hin, nahm dem Knaben das Instrument aus der Hand, trug es mit sich und als demnächst der Jub' ins Haus kam, um Lumpen, Viehhaar, Glascherben, Lederseken u. s. w. zusammen zu kaufen, fragte er ihn, was er für so eine Zither gebe.

Abrahams Sohn zuckte die Achsel: „Gottswunder, was kann ich brauchen den Scherben. Kann nicht brauchen den Scherben.“

— Da sieht man's wohl, wie armselig so ein Ding ist, wenn nicht einmal der Jub' etwas dafür gibt! In den Ofen damit! — Der Herrscher ging in die Küche und schupfte die Zither in's finstere Ofenloch hinein. — Da ereignete sich ein Wunder, ähnlich dem, als Daniel im Feuerofen das Lob Gottes sang: die Zither hub drinnen zu spielen an. Der Bauer wurde im ersten Augenblicke roth vor Schred. Freilich klärte sich's bald auf, daß der Josef im Ofen saß, in den ihn die Mutter geschickt hatte, um die Scheiter regelrecht zu legen, weil die Brotbacke da war.

Der Knabe spielte einen lustigen Tanz, daß die Mägde hinkliefen an das Ofenloch und horchten und sicherten. Der Herrscher schlug die Hände vor Entsetzen zusammen über ein so mißrathenes Kind; ein Schmerz, der noch um so empfindlicher war, als der alte Herrscher in weiter Runde außer dem Josef kein Kind kannte, als dessen Eigenthümer er sich hätte ausweisen können. Und nur zu bald zeigte sich, daß

der musikalische Sinn des Knaben den wirthschaftlichen der Herrscher, welcher doch gewiß in seinem Blute stecken mußte, nicht aufkommen ließ. Josef pfiß, klapperte, trommelte, jodelte, oder machte auf irgend eine andere Art Lärm, aber die ihm aufgetragene Arbeit ging niemals voran. Schließlich hörte er den Vögeln zu, oder den Grillen, oder dem Windrauschen im Walde; er war ganz Ohr, so sehr sich der Alte auch Mühe gab, dieses unglückselige Organ seines Jungen handgreiflich zu zernichten.

Vielleicht war es gar dieser Umstand und Kummer, der den alten Herrscher endlich auf's Krankenbett legte. Jetzt hatte er alle Mühe seines Lebens dreingesezt, den schönen Bauernhof noch größer, reicher und vollendeter zu machen, als er ihn von seinen Vorfahren übernommen hatte, und jetzt sollte er das Nest räumen, daß sich dieser nichtsnuzige Singfang hineinsetzen konnte. Sänger sind Fallenzler: Musikanten sind Wirthshausfänger. Der alte Herrscher hörte in seinen Fieberphantasien schon das Sprichwort von dem Spärer und Zehrer.

Weh' that's, aber es mußte hierin was angeordnet werden, daß der Hof nicht binnen kurzem ruiniert werde, daß er so lange vorhalte, bis der Junge selbst vernünftiger werde oder vernünftigerer Kinder in's Haus schaffe. So gab der Armenwater und Richter, der Herrscher vom Schabelberg der Gemeinde die Vollmacht, ja den Auftrag, daß sie nach seinem Tode an dem Josef Herrscher, dem Erben des Gut's auf dem Schabelberge, strenge Vormundschaft vertrete, daß er die Wirthschaft nach der Vorfahren Weise fortzuführen habe, daß es ihm nicht gestattet sei, nichtigen Dingen nachzustreben und seine häuslichen Angelegenheiten dadurch zu vernachlässigen, oder wohl gar endlich irgend eine Liegenschaft zu veräußern, wie es solch' leichtfertigen Gesellen leichtlich in den Sinn kommen könne.

Nachdem solcherlei Anordnungen gemacht und verbrieft worden waren, starb der Alte, wie es einem Testator geziemt.

Z Josef aber, als er sah, daß er für die Person nun sein eigener Herr sei, hingegen mit Haus und Hof nicht nach Belieben schalten und walten konnte — kaufte sich eine Zither mit dreißig Saiten und zog davon, als ob ihn der Hof auf dem Schabelberg nichts angehe. Er schlug sich zu einem Zitherspieler, der im Lande herumzog und solchergestalt seinen Unterhalt erwarb. Der lange Franz — so hieß dieser Musilant — war weit und breit bekannt wegen seiner unglaublichen Künste, die er auf der Zither zu vollbringen verstand. Er ahmte darauf alle möglichen Musikarten nach, jezt die streichenden Töne der Geigen, jezt das feine, langgezogene Gellen der Pfeifen, jezt das tiefe Tönen der Orgel, jezt wilde Kriegsmusik mit Trommelwirbeln und Kanonenschlägen, jezt das Klingeln der Glocken, und dann wieder allerlei Thierstimmen, daß es zum Verwundern war. Er hätte viel Geld haben können, der lange Franz, aber er hatte gar kein's. Da er die Einnahmen von einem Spielabend auf den andern allein nicht zu verzehren mochte, so lud er sich immer seine Tafelrunden ein — aufopferungsfähige Freunde, die sich keine Mühe verbrießen ließen, dem Franz von seinem Gelde zu helfen, das wie glühende Kohlen in seinem Sack und in seiner Hand zu brennen schienen. Es war daher wohl selbstverständlich, daß der Franz den neuen, für seine Kunst so begeisterten Jünger ohne Alles in vollständige Pflege nahm.

So lernte Josef Herscher das Zitherspielen. Sie zogen von Ort zu Ort. In den Dörfern spielten sie und in den großen Wirthshäusern auf Alpenhöhen spielten sie; im Winter zogen sie in die Städte und spielten vor dem großen Haufen und vor hohen Herren. Es war ein lustiges Leben;

auf seinen Bauernhof hatte Josef vergessen. Anfangs hatten ihn Schreiben von seiner Gemeinde verfolgt; er antwortete mit Saitenspiel. Es ging ihm ja nirgends so gut, als bei ihr, seiner lieben Zither. Er und sie verstanden sich vortreflich. Er hatte von seinem Meister wohl die Künste gelernt, die auf dem Saitenkasten zu machen sind, aber er pflegte sie nicht gerne, er war bestrebt, die Kunst zu üben. Seine Musik waren nur die schlichten, natürlichen Töne der Zither und mit dieser spielte er wieder nur jene schlichten, frischen oder getragenen Weisen des Volkes, welche die Zither, wie sonst kein anderes Instrument wiederzugeben vermag. Nur das süße Klingen der Glocken behielt er bei, von all' den Nachahmungen fremder Töne, denn mit den Glocken — seien sie auf der Alm, seien sie in der Waldkapelle, seien sie in der Klosterkirche — ist das Volkslied eng verflochten.

Und nach einer Zeit, da die beiden Zitherspieler so in der Welt herumzogen, geschah es, daß sich zwischen ihnen die Zuschauer theilten. Dem langen Franz jubelten die großen Massen zu; dem Josef blieben die gebildeteren und die sinnigen Menschen treu. In den Wirthshäusern wurde vorzüglich Franzens Fertigkeit beklatscht; in geschlossenen Gesellschaften bezeugte man dem Spiele Josefs besonderes Wohlgefallen.

Zu solcher Zeitkehrten sich auch die verschiedenen Charaktere der beiden Musikanten gegen einander. Dem Franz war es nur in den Wirthshäusern behaglich; Josef fühlte sich in kleineren Kreisen heimisch, spielte gerne in Familienhäusern und noch am liebsten war's ihm auf dem Lande in gemüthlichen Dorfhäusern und in Almhütten.

So kam es, daß Josef eines Tages zu seinem Meister sagte: „Lieber Franz, Du hast mir so viele Freundschaft angethan, daß ich nicht haben

möchte, daß wir gegen einander in Haber verfielen.“

„Ja“, sagte der Andere, „das wäre mein Seel' eine dumme Sach'!“

„Aber sie bleibt nicht aus, Franz, wirst sehen, sie bleibt nicht aus, wenn wir nicht bei Zeiten auseinandergehen.“

„Bist Du ein Narr, Josef?“

„Das glaube ich bieweilen noch nicht; aber — mußt bedenken — wir haben Instrumente, die nicht zusammenpassen.“

„Wie kannst Du das sagen? Wir Beide haben Zithern für Prim und Sekund.“

„Ich will Dir's gern sagen, was ich denke,“ entgegnete Josef, „eine Zither, lieber Freund, habe nur ich allein. Du hast allerlei andere Instrumente, die durch Deine Saiten gar possierlich zu hören sind.“

Franz hielt das für eine Schmeichelei und lächelte.

„Ich verderbe Dein Spiel,“ setzte Josef noch bei, „und habe es schon mehrmals gehört, daß es die Leute gesagt haben.“

„Was geht das die Leute an!“ brauste Franz auf, „die Leute geht das gar nichts an und wir bleiben beisammen.“

Josef sah, er komme so nicht los. Er sagte daher: „Daß ich redlich bin, Franz, mich verlangt's doch wieder einmal heim auf meinen Schabelberg.“

„Da gehe ich ja mit Dir.“

Und bald hernach zogen sie in die Gegend, in welcher Josefs Heimathaus lag. Josef war drei Jahre abwesend gewesen und seither war ihm ein schöner Bart gewachsen, auch trug er feinere Kleider, so daß ihn die Leute nicht wieder erkannten. Zuerst entzückte er sie im Wirthshaus durch sein Zitherspiel, dann fragte er lachend, wie es nur dem Josef Herscher gehe. Jetzt erst sahen sie ihn recht an und riefen: „Da ist er ja, der Haberlump!“ und schüttelten ihm wacker die Hand. Und der Dorfrichter sagte: es sei ganz unerhört, wie der Josef von seinem

Hab' und Gut so davongelaufen wäre, und jetzt müsse er sieben Jahre lang daheim bleiben und rechtschaffnen Bauernarbeit betreiben, bis ihm der Hof auf den Schabelberg anvertraut werden könne.

„Sieben Jahre rechtschaffnen Bauernarbeit betreiben,“ meinte Josef, „das werde ich wohl kaum zumege bringen. Wenn ihr mir meine Erbschaft anders nicht lassen wollt, so muß ich eben mit der Zither allein wieder davon.“

„Ist recht,“ antwortete der Richter.

Josef fragte nicht, was mit dem Gute denn eigentlich geschehe; er stieg den Berg hinan zu seinem Hause. Es waren fremde Leute da, und die Wirthschaft sah aus, wie sie sonst ausgesehen hatte.

Franz wollte den Josef wieder mit in die Stadt nehmen; aber Josef sagte: „Ich bleibe nicht da und ich gehe nicht in die Stadt.“

„Was willst Du denn?“

„Das weiß ich nicht.“

„Du bist ein Sonderling, gehe Deine Wege.“

„Die werde ich gehen, aber Deine Hand mußt Du mir zum Abschied geben. Wie ich heute dastehe, zahlen kann ich nicht für Deine Gutheit.“

„Phillister!“

„Aber gedanken werd' ich Dir's, Franz, gedanken werd' ich Dir's. Lebe wohl!“

Sie gingen auseinander. Der lange Franz trachtete der Stadt zu; Josef Herscher stieg hinan zu den Almen.

Jetzt fühlte er sich frei. Und auf einem Stein ließ er sich nieder und nahm die Zither auf seinen Schoß und spielte einmal ganz für sich.

Hierauf zog er manches Jahr im Land Tirol umher. Einen Dachshund hatte er sich erzogen, denselben hatte er vom Wassertode gerettet. In der Nähe der Stadt Bogen war's, wo Dörcher das junge Hündlein in der Eisch erkaufen wollten, weil sie viel zu wenig Brod für sich selbst, geschweige

jür das Thier gehabt hatten. Der Dachsel schloß sich in unbeschreiblicher Dankbarkeit und Treue an seinen Herrn und Freund, und Josef war nicht mehr allein.

Er hatte sich wieder in die tirolische Bauerntracht gehüllt, ohne darin auffallend zu werden, wie das sonst Sängler und Musikanten so gerne sind. Wo es lustig war, da lehrte der Zitherspieler ein mit ledigen, fröhlichen Weisen; wo es ernst und traurig war, ging er auch nicht vorüber, ohne ein sinnig trostreich Lied seiner Saiten zu spenden. Ueberall hatten ihn die Leute lieb und nannten ihn den Zitherschläger-Sepp. Ueberall wußten sie es auch, daß der Josef eines reichen Bauers Sohn sei, und eigentlich einen großmächtigen Bauernhof besäße, wenn er in denselben nur zurückkehren wollte. Und Jene, die sich besonders gescheidt dünkten, thaten allerlei gescheidte Aussprüche. Das Bedürfnis nach dem Schönen, nach der Kunst sei in jedem Geschlechte und in jeder Familie der Menschen. Es gäbe aber Solche, welche diese Neigung in sich selbst eben nicht aufkommen ließen, weil sie ihnen für die Erlangung ihrer praktischen Zwecke verderblich scheint, und sie daher auch an ihren Mitgliebrern und Nachkommen zu unterdrücken strebten. Das gehe oft lange so hin, aber plötzlich breche aus solcher Familie ein Glied hervor, das in's gerade Gegentheil umschlage. Die größten Idealisten und Poeten gingen aus den hausbackensten Familien, die größten Künstler aus den materialistischsten Kreisen hervor. An Josef Herscher, dem Meister auf der Zither, zeige sich das deutlich.

Ein alter Doctor auf Ferien war's, der so sprach, nachdem ihn das Spiel des Burschen fast zu Thränen geführt hatte.

Dst traten Leute an Josef heran, die ihm riethen, doch endlich seine Erbschaft anzutreten, dieselbe nicht von fremden, eigennütigen Menschen verwalten zu lassen, sondern sie selbst in Ruß und Genuß umzusetzen.

„Ich habe keine Art, mich mit solchen Dingen und Angelegenheiten herumzuschlagen,“ war stets die Antwort des Musikanten, „ist das Gut mein eigen, so muß es mir bleiben. Für jetzt leb' ich so am besten, wie ich lebe.“

Und ging mit seiner Zither.

Siebenundzwanzig Jahre war er schon alt, als er es so recht inne wurde, wie sehr er der Zither ergeben war.

In einem Jägerhause auf der Rieselfalm hatte er seine Zuflucht. In demselben lebten zwei Schwestern, zu denen er Zuneigung spürte. Nicht als ob die Mädchen — um die zwanzig oder zweiundzwanzig Jahre mochten sie alt sein — ihm mit Vorliebe entgegenkommen wären und ihm ihr Dach und Fach so bereitwillig angeboten hätten; aber sein Spiel hörten sie gern und seinem Dachshunde ging es in diesem Hause so gut. Das Thier, sonst in aller Welt von Niemandem beachtet, nur daß man es „dem Zitherschläger sein Hund“ nannte, bekam im Jägerhause manches wohlgeschmeckende Suppenlein, manch' nahrhaft Stück Fleisch und etwa noch einen guten Schmalzbummel dazu. Gar kein Wunder, daß sich der Dachsel mehr und mehr an die Seite der Schwestern schlug und schließlich gar nicht mit seinem Herrn laufen wollte, wenn dieser das Haus verließ und auf Künstlerfahrt ging.

So war es anfangs eigentlich der Dachsel gewesen, welcher Josef immer wieder in's Jägerhaus zurückgeführt hatte. Und den Mädchen war das auch recht. Der Bruder war meist in den Wäldern, und in einem einsichtigen Hause ist es nicht trautsam, so ganz ohne eine Mannsperjon zu sein. Margaretha und Agnes hießen die Schwestern. Das Zitherspiel hörten sie für ihr Leben gern, und wenn der Sepp das Instrument so auf seinen Knien ruhen hatte und mit leichten Fingern die Töne hervorlockte, da war es den

Mädchen jeltjam um's Herz. Margarethe sagte einmal zu Josef: „Mir ist an so was sonst gar nit so viel gelegen, aber Dir möcht' ich frei Tag und Nacht zuhören.“

Und Agnes sagte: „Spielt wer der will, wenn er nur sein spielt; das Zithernschlagen ist alleweil mein LiebsteS gewesen.“

Was Josef dazu meinte? Er sagte nichts und dachte sich seinen Theil. Ueber Mädchen hatte er eigentlich noch niemals so recht nachgedacht. Viel gesprochen von Weisbilbern ist immer worden, das geht bei fahrenden Musikanten schon nicht anders; ist auch just nicht allemal das Feinste und Vernünftigste, was so in den verschiedenen Gesellschaftlichkeiten gesagt wird, jedoch den Weisbilbern taugt's und den Rannsbilbern vergeht die Zeit dabei.

Wenn aber einmal nicht gesprochen wird, sondern still innerlich daran gedacht — hernachens nimmts eine andere Wendung.

— Jetzt kenne ich mich nimmer aus, dachte Josef, die Margarethe ist die Schönste, und die Agnes ist wieder die Schönste. 's wird wohl doch ein Unterschied sein. Ei ja, der ist freilich; die Margarethe ist feurig, die Agnes ist sanftmüthig. Jetzt weiß man nur wieder nicht, was Einem davon das Liebste ist. Die Eine hat dunkles Haar und braune Augen; die Andere hat liches Haar und blaue Augen. Aber ich weiß nicht, was das Schönste ist. Die dunklen Augen möcht' ich haben, aber die blauen möchte ich nicht lassen. Ja, wenn ich zwei Herzen hätte . . .

Dann spielte er wieder und sie hörten ihm zu. Agnes saß auf dem Stokke des Herdes; Margarethe stand neben ihr und stützte sich leicht auf die Schwester. Agnes blickte auf die Zither; Margarethe schielte unverwandt auf den Burschen. Josef spielte das Lieb vom Fensterlein:

Is heint das Beta flor und schen,
Sullt ich zu meiner Herzliabsten geh'n.

Da ichs zu meiner Verliabsten kin,
Da klopf ichs an mit meinem Ring.

„Wer is dan draussen, wer klopfet an,
Der mich so schen aufwecken lan?

Ich steh nit auf, laß dich nit ein,
Bis daß mein Vater wird schlafen sein.“

„Geh hinaus, hinaus auf die Heiden grean,
Bis daß der Vater wird schlafen geh'n.“

Da geh' ich hinaus auf die Heiden grean,
Dort seh' ich herauf zwei Liachtlein geh'n.

Di Liachtlein leichten, als wie die Stern,
Bei meiner Herzliabsten, da war ichs gern.

Bei meiner Herzliabsten, da will ichs sein,
Wie in greanen Wald das Vögelein.

Und in greanen Wald, Du Vögelein,
Sag an, wan wirs guat scheiden sein?

„Wans guat scheiden is, das will ich Dir sagen,
3 Morgens Früa, wans viert thuat schlagen.“

Auch der Dachs horchte. Margarethe blickte unverwandt auf den Burschen, ihre Wangen waren roth, und in ihren schwarzen Augen war es, wie ein Brand. Agnes blickte auf die Zither und war, wie in einen Traum versunken. Die Eine hatte das Wort gehört, die Andere das Lieb.

„Sepp,“ sagte Margarethe nun, „weißt noch so was Lustiges?“

Er blickte sie schalkhaft an. Wäre denn das lustig gewesen?

„Das Walbvöglein?“ lachte Margarethe und streichelte den Dachs, der jetzt zu ihr gekommen und sich an ihren Fuß schmiegte.

„Auf's G'sang (den Text) hab' ich nicht aufgepaßt,“ antwortete Agnes, „ich hab' nur das Zitherspielen gehört . . .“

Jetzt wußte es Josef, er hatte zwei Herzen. Das eine war in seiner Brust, das andere war die Zither. Margarethe liebte das eine, Agnes das andere. Margarethe war ein Weib, das nur den Mann begehrt; Agnes war ein Gemüth, das den Künstler sucht. —

Der Dachs und mochte sich fürder an Margarethe halten, wie er wollte, Josef wußte doch, was er that.

Eines Tages, als Agnes auf dem Zirmanger, der etliche Minuten vom

Hause entfernt war, für die Ziegen Gras sammelte, hörte sie aus dem Knieholz das Klingen der Zither.

Sie ließ die Sichel sinken und hörte.

Er sang zum Spiel ein Liedchen:

„Der Apfel ist rosenroth
Hat schwarze Kern;
Möcht' dich gern frag'n,
Obst mei Dirndl willst wern.“

Sie hörte das Lied, aber nicht die Worte.

Jetzt trat er hervor, daß er ihr's in ungereimten Worten und ohne Saitenbegleitung sagte, was er meinte. Aber sie kam ihm zuvor. Mit ganz leisem, aber etwas erregtem Tone sagte sie: „Sollst nicht jetzt, Josef. Ich kann nicht arbeiten, wenn Du spielst. Wenn Sonntag ist, mußt Du spielen, wenn ich beten will, wenn ich glücklich bin, wenn ich weinen darf. — In meiner Sterb' stund' möcht' ich Dein Zitherspiel hören . . .“

Sie wendete sich rasch nach seitwärts, denn es glitt ein Thränenlein nieder an ihrer Wange.

Josef blieb stehen, wo er stand. „So Eine,“ murmelte er und lugte seitwärts auf das Mädchen hin, „die nach meiner Musik fragt, so Eine such' ich. — Agnes, diese Zither ist mir bis zum heutigen Tag mein Liebstes gewesen. Jetzt ist sie Dein . . . aber gar rechtichaffen wollt's mich freuen, thät'st auch den Spielmann dazu nehmen.“

Da lachte das Mädchen auf und rief: „Ja, den müßt' ich freilich dazu haben. Allein konnt ich nicht spielen.“

Nach diesem Gespräche wies es sich, wie stürmisch so ein fahrender Spielmann küssen kann.

Agnes fühlte es. Margarethe sah es von weitem und wurde vor Schrecken ganz blaß. Und der Dachs hub an vor Aufregung zu bell'n, denn in einer solchen Stellung — hell zusammen verwachsen mit einem Andern — hatte er seinen Herrn bisher noch nie gesehen.

Und nimmer haben sie von einander gelassen. — Arm in Arm gingen sie dem Hause zu und Josef rief der Margarethe entgegen: „Weißt Du schon, Schwägerin, daß in vierzehn Tagen eine Hochzeit ist?“

„Meinetwegen,“ entgegnete die Angespöckene mit erkünstelter Gleichgiltigkeit, die aber sehr mißlungen war, „was kümmert das mich? Hochzeiten gibts mehr!“

Und sang und jobelte den ganzen Tag, daß Agnes vor Herzweh weinen mußte über das innere Unglück ihrer armen Schwester.

Es vergingen aber nicht der Tage zehn, so brachte auch Margarethe einen Bräutigam herbei — einen baumfrischen Försterburtschen.

— Ist ja recht, dachte Josef, ihr Sinn ist nach einem braven Mann gestanden; und brave Männer gibt's, Gott sei Dank, genug. Meine Agnes hat keine so große Wahl gehabt; ich habe auch keine Wahl gehabt. Daß die Seelen für einander passen, ist die Hauptsach'; die Leiber behelfen sich.

So dachte der Zitherspieler; und so ist's Künstlerart. Ein Mann, der die Kunst, welcher er sich ergeben hat, höher achtet, als sich selbst, wird vor Allen jenes Mädchen erkiesen, das mehr noch an seiner Kunst, als an seiner Person hängt. Und oft ist es die Kunst, die ein schöpferisches und ein anbetendes Herz zusammenführt und die Brautwerberin spielt.

Dann traf auch was Anderes ein, was nicht übel zu der ganzen Wendung paßte. Josef erhielt ein Schreiben von seiner Gemeinde: Man glaube, es wäre endlich Zeit, daß Josef Herscher von seiner elterlichen Erbschaft Besitz ergreife. Die Gemein' habe Anderes zu thun, als eine Wirthschaft zu betreiben, die ihr keinen Nutzen abwerfe. Er sei längst münbig und möge von jetzt an mit dem Gute auf dem Schabelberg machen, was er wolle. Sei er gesonnen, daselbe billig zu

verkaufen, so thue er besser, er ließe den Vortheil der Heimatgemeinde zukommen, als irgend einem fremden Käufer. Die Gemeinde biete ihm für den Hof auf dem Schabelberg mit allen dazugehörigen Liegenschaften und Fahrnissen die Summe von zwanzigtausend Gulden, und gewärtige auf dieses Angebot baldigen Bescheid.

Josef lachte. Er hatte ja gewußt, daß sie endlich der Vormünderei müde werden müßten. Und jetzt war es die Gemeinde, welche ihn gerade zu dem verleiten wollte, was sie früher zu verhindern hatte: dem billigen Verkauf des Gutes.

Jetzt ist aber eine andere Zeit gekommen. Josef nimmt ein Weib und in den Wänden des eigenen Heim's klingt die Zither noch am besten. Er zieht in's Haus seiner Väter, stellt für die Wirthschaft einen tüchtigen Metzger. Und für sich und seine Agnes richtet er eine Stube ein, deren Fenster nicht auf die Dungstätte blicken, sondern über die grünen Waldwipfel hin, in die blauen Felsenberge des herrlichen Tirol. Und in dieser Stube kann nach Herzenslust Zither gespielt werden.

Dem langen Franz muß man's auch zu wissen thun; der darf bei der Hochzeit nicht fehlen.

Sag', liebes Kindchen . . .

Sag', liebes Kindchen, sag', woher
Dir doch die Seele kam,
Die schon Dir aus den Augen blickt,
So traut, so wunderbar?

Ein Würmchen bist Du noch und kannst
Durch seelenvolles Lächeln
Mit einem Hauch von Himmelsluft
Doch schon mein Herz umfächeln!

Liegt nicht in Deinem Antlitz schon
Was übermenschlich Kluges,
Als sprächst Du lech im Stillen Pohn
Dem Pann des ird'schen Truges?

Vorerst ist Deine Zauberkunst
Das Weinen und das Lächeln.
Ich sah' es, Herzchen, daß Du weinst,
Doch sag', warum das Lächeln?

Du weinst, weil man Dich hungern läßt,
Weil man Dich preßt und bindet;
Doch Gott mag wissen, was der Knirps
Schon zu belächeln findet?

Wie kommt's daß solch' Nesthockerchen,
Unflügg' und unbefedert,
Doch schon so freundlich, reizend-hold
Papachen's Oris erwidert?

Die ihr die Welt zusammensucht,
Nachdem ihr sie zerstückelt,
Ihr fragt, was sich im Kind, im Keim
In allererst entwickelt?

Sein Erstes ist nicht Bauch, nicht Kopf,
Nicht Wirbelstrang noch Kehle,
Sein Erstes ist nicht Hand noch Fuß —
Sein Erstes ist — die Seele!

Robert Samerling.

Die Rose von Kahira.

Eine morgenländische Erzählung von Karl May.

(Schluß.)

Sei mir gegrüßt, Kahira, du herrliche, wüstenbegrenzte, gärtenumlegene, palmenumstandene Königin Egyptens! Sei mir gegrüßt mit deinem milden Himmel, deinen schlanken Minarets, deinen kühlen Straßen, deinen rauschenden Platanen und fruchtreicheren Sykomoren, deinen balsambuftenden Orangenhainen und dattelschweren Palmen! Ich grüße euch, ihr sarazenischen Häuser, ich grüße dich, o blumenreiche Esbekie, ich grüße euch, ihr himmelstrebenden Pyramiden und dich, du Stadt der Todten in der Wüste, dich, o Mokkhadam mit deinen Bergen, dich, o Bulaky, mit deinem barkenreichen Hafen, und dich, o Fostat, mit deiner herrlichen Insel — ja, ich grüße dich, o Kahira, dich und all' dein Volk! El salehm aleikum, mit euch sei das Heil! —

Lange Monate war ich ein Wanderer in der Wüste gewesen und kehrte nun zurück zur unvergleichlichsten der Städte, wo ich wieder den Spuren europäischen Lebens begegnen, den Bruder finden und die Grüße der fernern Heimat empfangen sollte! Wer Kairo kennt, der wundert sich nicht über die Begeisterung, mit welcher ich die Stadt der fünfshundert Moscheen begrüßte, als unsere Dahabie in Alt-Kairo anlegte. Dmar-Arba tanzte vor Entzücken um das Gepäc herum, und selbst Hassan, der alte Abu el Resabn rief ein tiefathmiges „Sallah el nebbi, preiset den Propheten!“

Wohin das Auge nur schaute, erblickte es Glück und Freude; nur Lellet lehnte bewegungslos am Eingange zur Kajüte und ließ kein Zeichen irgendwelcher Gefühlsregung bemerken. Sie

war ein Räthsel, ein tiefes, unlösbares Räthsel, und diese Undurchbringlichkeit warf ihre schweren, dunklen Schatten bis hinein in die heiligsten und verborgensten Räume meines Herzens.

Die Verwicklung vor dem Sahbeth-Bey war unaufgelöst geblieben. Um vielleicht von meiner günstigen Meinung profitieren zu können, hatte er mir seine Gastfreundschaft angeboten; aber ein Verweilen bei ihm konnte mir keinen Vortheil bringen, und so war ich, ohne die Entscheidung des Rechtsfalles abzuwarten, abgereist. Zwar versicherte er mir beim Warte des Propheten, und den zahllosen Wärtern aller Khalifen und Moslemim, daß er ein Exempel statuiren werde; aber ich war überzeugt, daß er dem Gefangenen nicht das geringste Leid zufügen, sondern ihn sobald wie möglich entlassen werde. Die Wahrheit zu gestehen, war ich herzlich froh, so leichten Kaufes aus der Verlegenheit zu kommen, die leicht eine höchst verhängnißvolle für mich hätte werden können, und drang deshalb auf die möglichste Beschleunigung unserer Fahrt. Sie war eine glückliche in Beziehung auf den äußeren Verlauf, nicht aber in Hinsicht auf den heißesten Wunsch meines Herzens, welches mit jeder Stunde höher und sehrender klopfte unter der mächtigen Regung einer Liebe, deren ich mich nie für fähig gehalten hätte.

Stundenlang saß ich bei Lellet und konnte mein Auge nicht wenden von den herrlichen Zügen, welche sie mir unverhüllt darbot, wenn kein Fremder in der Nähe weilte, und aus denen mir die ganze Seligkeit eines Himmels

entgegenstrahlte. Aber diesen Himmel, ich durfte ihn noch nicht mein nennen. Es war nicht Muthlosigkeit oder Mangel an Selbstvertrauen, was mich abhielt ein entscheidendes Wort zu sprechen, sondern es lag über dem ganzen Wesen des schönen Mädchens ein Etwas ausgegossen, welches sie einem rücksichtsvollen Charakter unnahbar machen mußte, ein *Noli me tangere*, ein „Nühr' mich nicht an,“ welches ich unmöglich verletzen und entheiligen konnte.

Ich wußte und fühlte es nur zu deutlich, daß sie sich unendlich glücklich fühle, aus den Banden Abrahams befreit zu sein, und doch sprach sich in ihren Zügen, in dem Klange eines jeden ihrer Worte eine Wehmuth, eine Unruhe und Beängstigung aus, welche mich mit stiller Sorge erfüllte. Dit schon hatte ich die Frage nach Aufklärung auf den Lippen, aber dann traf mich stets ein so innig stehender Blick des großen, tiefleuchtenden Auges, daß ich nicht anders konnte, als die Frage zurückzubringen und die Lösung der Zukunft anheimzustellen. Und doch überraschte ich dieses Auge oft bei einem Blicke, der mit dem Ausdruck der herzlichsten Liebe und des rückhaltlosesten Vertrauens auf mir ruhte, und nur zuweilen schien es mir, als spreche es daneben eine unwillkürliche Theilnahme aus, welche mich mehr beunruhigte, als es eine offen dargelegte Abneigung gethan hätte.

Gestern Abend war's, der Mond warf sein magisches Licht hernieder auf die dunklen Berge des Molkhadam, silberne Reflexe juckten über das Wasser. Die großen, hellen Sterne der südlichen Halbkugel traten so nahe zur Erde herab und die Abendluft war geschwängert von balsamischen Düften. Ich lehnte einsam vorn in der Nähe des Meis und gab mich widerstandslos dem elegischen Eindrücke hin, welchen eine solche Nacht auf jedes empfängliche Gemüth äußert.

Da trat Veslet an meine Seite, schlug den Schleier zurück und gab ihre

Wangen dem leise sächelnden Hauche preis. Es war mir, als eilten die Strahlen des Mondes schneller und freudiger hernieder, um ihr Stirne und Mund zu küssen, als nickten ihr die Palmen des Ufers aus dem Halbbunzel ihre Größe entgegen und als verstumme das Plätschern der Wellen vor dem bezaubernden Einflusse ihrer Nähe. Es lag so weich und wehe in dem engelgleichen Angesichte, und ein langer, tiefer und schwerer Athemzug hob den Busen, dessen Bewegung ich trotz der Hülle deutlich zu erkennen vermochte. Plötzlich legte sie die Hand auf meinen Arm, und leise und gepreßt klang es:

„O, zürne mir nicht, Du Guter!“

Ich wußte ihr nicht zu antworten, und mein Schweigen falsch deutend, schlang sie, wie von einem unwiderstehlichen Impulse getrieben, die Arme um meinen Nacken, presste ihr Köpchen fest, fest an meine Brust und schluchzte:

„Veslet kann nicht dafür!“

Noch ein langer, tiefer, unbefreilicher Blick, als müsse sie ihre ganze Seele in mein Auge senken, und dann floh sie der Kajüte zu.

Ich blieb zurück unter einem Sturme von Empfindungen, der mich die ganze Nacht nicht ruhen ließ und auch am Morgen sich noch nicht beschwichtigt hatte. Es lastete ein Geheimniß, ein Druck auf ihrer Seele, der ihr des Herzens Freiheit raubte und die Erfüllung meiner freudigsten Hoffnung verzögerte. Aber ich beschwichtigte meine Befürchtungen; die nächste Zukunft schon mußte mir ja die Lösung des Räthsels bringen und mich über die Verhältnisse meines schwermüthigen Schützlings unterrichten. Nochten aber dieselben sein, welche sie wollten, das stand felsenfest: mein mußte sie werden, und sollte ich einen einzigen Augenblick des Glückes mit dem Tode oder mit einem öden und freudeleeren Leben bezahlen! — —

Die wenigen Passagiere, welche die Dahabie unterwegs aufgenommen hatte, waren jetzt über das Landungsbrett geschritten, und ich wandte mich nun zu Leilet, um sie an den Ausbruch zu mahnen. Sie eilte herbei und bat hastig und stehend:

„Verlaß mich nicht schon jetzt, sondern nimm mich mit Dir!“

Wie Klang doch diese Bitte so sonderbar! Ich bog mich zu ihr nieder und flüsterte mit überfließendem Herzen:

„Ich werde Dich nie, nie wieder von mir lassen!“

Da ich wußte, daß mein Bruder die Wohnung geändert hatte und ich seine gegenwärtige Adresse noch nicht kannte, so nahm ich für mich und Leilet eine Barutsche, einen jenen meist zweiräderigen und mit Rissen ausgelegten Wagen, wie sie in Kairo üblich sind, und fuhr, die Sorge für das Gepäck meinem Omar überlassend, nach dem Hotel d' Orient um dort einstweilen Wohnung zu nehmen.

Es war schon zu spät, den Consul aufzusuchen, um die nöthigen Erkundigungen einzuziehen und etwa eingegangene Briefe und Schriftstücke in Empfang zu nehmen. Deshalb beschloß ich, nicht auszugehen und mich vielmehr mit dem Ordnen meiner Effecten zu beschäftigen.

Eben hatte ich diese Arbeit beendet, als Leilet bei mir eintrat. Jeder ihrer Züge sagte mir, daß irgend ein Entschluß sie beschäftige, und als sie sich dem Tische näherte, wußte ich, daß sie im Begriffe stehe, die bis heut' aufgeschobene Aufklärung auszusprechen. Da fiel ihr Blick auf eine vor mir liegende Mappe, welche in goldenen Lettern meinen Namenszug trug. Ein Blick der Ueberraschung zuckte über ihr erblickendes Angeficht, und mit unsicherer, ja zitternder Stimme hauchte sie:

„Ich kam, um Dir den Abendgruß zu bringen. Leilkum saado, gute Nacht!“

„Leilet“, rief ich emporspringend, „worüber erschrafft Du? Wolltest Du mir nur diese zwei Worte sagen?“

„O nein, Herr, Du solltest Vieles vernehmen, aber meine Lippe muß sich schließen, bis sie morgen sprechen darf.“

„Morgen? Warum nicht heut', nicht jetzt? Hast Du nicht gefühlt, daß mein Herz sich allezeit gesehnt hat nach dem Worte, welches Du aufgehoben hast bis jetzt und nun auch weiter noch verschweigen willst?“

„Ich habe das Leid Deiner Seele zu jeder Zeit in Deinem Auge gelesen, aber die Lippe blieb mir stumm, weil —“

Die Hände vor's Gesicht legend, lehnte sie tiefathmend den Kopf an meine Schulter. Ich schlang den Arm leise um ihre weiche, schlante Gestalt; da aber wand sie sich los und war, noch ehe ich es verhindern konnte, hinter der Thür zu ihrem Gemache verschwunden.

Was war das? Was hatte sie so erschreckt, so erschüttert? Konnte es wirklich die unschuldige, bedeutungslose Mappe sein, welche eine so plötzliche Zurückhaltung bewirkt hatte? Von tausend unklaren und ungewissen Gedanken hin und her geworfen, saß ich da und zermarterte mir den Kopf mit Vermuthungen und Befürchtungen, deren Stichhaltigkeit ich doch immer wieder bezweifeln mußte. Mein auf der Mappe stehender Name, den sie bisher allerdings nur in seiner arabischen Verdolmetschung gehört hatte, konnte doch unmöglich auf die Stimmungen und Entschlüsse eines mir bis vor kurzer Zeit vollständig fremden Wesens einen so gewaltigen Eindruck haben, wie ich ihn soeben bemerkt hatte. Es blieb mir nichts weiter übrig, als mich in Geduld zu fassen und den morgenden Tag, von dem sie ja gesprochen hatte, abzuwarten.

Der Bruder wohnte, wie ich am andern Morgen erfuhr, in Bulakh, wohin ich mich sofort verfügte, um ihn nach so langer Zeit wiederzusehen und Zeuge seines Glückes zu sein, von welchem er mir geschrieben hatte.

Ungemeldet trat ich ein. Mit untergeschlagenen Beinen saß er wie ein

echter Padiſcha mit würdigem Gefichtsausdrucke auf dem Divan und hob das Auge zu dem Eindringling empor. Meine von der Sonne ſaft ſchwarzgebrannten, von der Bluth der Wüſte bis auf die Knochen ausgetrockneten und mit einem dichten Barte verhällten Züge ſchienen ihm für den erſten Augenblick befremdlich vorzukommen, und ſchon wollte ich verſuchen, wie lange ein Incognito zu behaupten ſei, indem ich mit orientaliſchem Ernſte grüßte:

„Salem al —“, als er auffpringend und mit ausgebreiteten Armen auf mich loſthürzend, rief:

„Halt's Maul, Goldjunge, mit Deinem Salem und rede, wie Dir der Schnabel gewachſen iſt! Aber, um's Himmels Willen, Herzensbruder, wie biſt Du von der Frau Sonne mitgenommen! Wahrhaftig, ich ertappte mich auf dem wohlthuenenden Gedanken, der König der ſieben Indien habe einen ſeiner ſchwarzſten Mohren zu mir geſchickt, um als abſchredendes Beiſpiel einer verbrannten Menſchenſchwarte Modell zu ſetzen. Komm, mache Deine langen Beine krumm und laſſe Dich nieder, damit man in Ruhe Deine alte, liebe, treue, ehrliche und hausbadene Phyſiognomie genießen kann. Doch halt, vorher muß ich Dich küſſen, mein Sohn!“

Das war noch ganz der aufgeräumte, lebensfrohe und neckiſche Kumpen, der ſelbſt die innerſten Regungen ſeines Herzens in ein heiteres Gewand zu kleiden wußte und deshalb von Fremden oft für oberflächlich gehalten wurde, wo er doch nur zu ſtolz war, ſein Inneres unberufenen Blicken preiszugeben. Mit beiden Händen zog er, um die rechte Stelle für den Kuß zu finden, mir den wirren Bart weit auseinander und ſachte:

„Höre, Schak, laß Dich mit dieſem Mimosengeſtrüpp nur ja vor keiner Dame ſehen, ſonſt kannt Du Dir gar kein entſchiedeneres Fiſco wünſchen. Unter drei Monaten darſt Du Dich

in keiner Geſellſchaft attrapiren laſſen, das ſteht bombenfeſt, und ich werde Dich ganz gehörig in die Wäſche nehmen müſſen, um Dich ohne Blamage als meinen Bruder zeigen zu können!“

Es war die herzliche Freude des Wieberſehens, die ihn ſo ſprechen ließ, und ich wußte ja, wie gut gemeint ſeine Worte waren, aber dennoch thaten ſie mir wehe, denn er hatte mit ihnen den einzigen wunden Fleck berührt, den ich jetzt beſaß. Wenn das fatale Klima meinen äußeren Menſchen in der Weiſe verſchimpft hatte, daß ſelbſt der Bruder ſo wenig Angenehmes darüber zu bemerken wußte, wie konnte ich da an eine Liebe glauben, wie ich ſie von Veſet erwartet hatte? Ich Thor! Allerdingſ konnte ich im Punkte der weiblichen Zuneigung wohl noch von keiner Erfahrung ſprechen, aber ſo viel weiß doch auch der einfachſte Menſch, daß die Liebe vorzugsweiſe gern durch das Auge ihren Eingang hält, und ich glich jetzt allerdings mehr einem Beduinen vom berühmten Stamme der Uolab Sliman als einem civiliſirten Jünger Aeſculaps, der in den Heiratsſtiefeln umherſpaziert. Das Räthſel war mir gelöſt, und zwar auf eine Weiſe, welche mich nicht ganz ohne Hoffnung für die Zukunft ließ.

Nachdem dem froherregten Herzen Genüge geſehen war und ſich der Sturm der Gefühle gelegt hatte, nahmen wir eng neben einander Platz, um die nothwendigen Mittheilungen gegenseitig einzutauſchen. Jetzt nun erſt, im Laufe der ruhigen Unterhaltung, bemerkte ich den Zug ſchwerer Ermüdung, welcher um die eingefunkenen Augen, die eingefallenen Wangen und den ſchmerzlich geſchloſſenen Mund des Bruders lag. Seine Haltung, ſonſt kräftig und elaſtiſch, war eine ſichtlich ſchlaffe, und das vorhin ſo freudige Roth ſeiner Farbe war einer krankhaften Bläſſe gewichen. Er war krank — er litt — ich konnte keinen Zweifel hegen. Mit theilnehmender Sorge ergriff ich ſeine Hand und er-

kundigte mich nach der Ursache der Veränderung, welche dem brüderlichen Auge eher auffallen mußte als jedem anderen. Ein minutenlanges Schweigen folgte meiner Frage, und dann klang es mit leiser, vibrierender Stimme:

„Du hast meinen letzten Brief erhalten?“

„Ja.“

„Und von meinem Glück gelesen?“

„Mit inniger Freude und Dank gegen Gott, Bernhardt, der Dich ein solches Wesen finden ließ!“

„Es ist aus — aus — wohl für immer!“

Das Klang so trostlos, so aller Hoffnung bar, und da ich fest geglaubt hatte, ihn im Schoße eines reichen Glückes zu finden, so mußte ich betroffen ausrufen:

„Aus — ? Inwiefern und warum?“

„Ich habe sie verloren.“

„Verloren? Auf wessen Verschuldung? So sprich doch!“

„Natürlich mußt Du Alles wissen, schon aus brüderlicher Offenheit. Aber noch Ein's: Du kennst die Verhältnisse dieses unglücklichen Landes besser als ich und weißt vielleicht da noch einen Rath, wo ich schon längst am Ende meiner Klugheit stehe und vergebens die Gedanken zermartere, um noch etwas zu finden, was mir Hoffnung gibt. Ja, ich begrüße Deine Ankunft als das einzige Ereigniß, welches mir, wenn auch vielleicht nicht die ersehnte Hilfe, so doch wenigstens Trost und Beruhigung bringen kann.“

„Aber ich wiederhole meine Bitte! So sprich doch endlich! Du siehst ja, daß Du mich förmlich auf die Folter spannst. Was ist denn nur geschehen, das Dich, den fröhlichen, hoffnungsreichen und glücklichen Gesellen so niederschmettern, so muthlos machen, so um die gewohnte Energie und das glückliche Selbstvertrauen bringen konnte?“

„So höre! Du weißt, daß ich das obere Geschloß eines alten Gebäudes bewohnte, von dessen plattem Dache

man einen freien Ueberblick auf die niedriger gelegenen Dächer der Nebenhäuser hatte. Ich pflegte da oben die kühlen Stunden des Tages zuzubringen und stieg auch öfters des Abends hinauf, um die milde Lust und die Pracht des Himmels zu genießen, trotzdem ich als Ausländer Gefahr lief, mir dadurch eine hier so gefährliche Augenentzündung zuzuziehen.

Das Nachbarhaus bewohnte einer jener Levantiner, welche meist als arme Schlicher nach Egypten kommen und durch ehrlose Kunstgriffe und elende Schurkereien nach und nach ein Vermögen zusammenscharren, nach welchem sie blos streben, um es zu besitzen, da bei den Verhältnissen dieses Landes die Klugheit ihnen verbietet, ihre Wohlhabenheit bemerken zu lassen. Der Mann war mit einem Weibe und deren Schwester aus Syrien herübergekommen und, wie ich bald erfuhr, für Geld zu Allem bereit, was Gewinn zu bringen verspricht.

So wenig Sympathie man für den männlichen Theil der levantinischen Christen hegt, so berühmt sind die Frauen der Levante wegen ihrer oft geradezu sinnberückenden Schönheit und ihrer Herzens Eigenschaften, durch welche sie in den vortheilhaftesten Gegensatz gestellt werden zu ihren moralisch verderbten Angehörigen, und ich glaubte fest, unter den Frauen all' der hier vertretenen Racen und Völkerschaften des Orientes sind sie die einzigen, denen sich ein Lebensglück anvertrauen läßt.

Desters schon hatte ich die beiden Nachbarinnen auf der Plattform ihres Hauses lustwandeln sehen, stets aber tief verschleiert, und nur zuweilen drang ein abgerissener Laut ihres immer leise geführten Gespräches empor zu mir. Durfte ich nach dem süßen, weichen Wohlklange einer Stimme schließen, so war die Sprecherin jung und sicherlich nichts weniger als häßlich; wenigstens begann meine Phantasie ihre schmeichelnde Thätigkeit, und da ich bemerkte, daß auch mir einige

Aufmerksamkeit gewidmet wurde, so regte sich bald der Wunsch in mir, die Geheimnisse des Schleiers einmal lüften zu können. Sie waren keine Muhamedanerinnen, und ich durfte also annehmen, daß eine kleine Wißbegierde meinerseits nicht auf eine völlige Unmöglichkeit stoßen werde, zumal ich schon von Türkinnen die Erlaubniß bekommen hatte, einen Blick hinter die grausamen und neidischen Falten thun zu dürfen.

Eines Morgens waren sie nach benigter Erholungsstunde wieder hinabgestiegen, und ich stand schon im Begriffe, mein Zimmer nun auch aufzusuchen, als ich von Neuem leichte Schritte vernahm. Rasch wandte ich mich zurück. Aber wie soll ich Dir die Herrlichkeit beschreiben, auf welche jezt mein Auge fiel! Ich will es gar nicht versuchen, denn es würde mir doch unmöglich gelingen, Dir einen auch nur annähernden Begriff von der Schönheit, Reinheit und Unschuld zu geben, welche sich mir hier offenbarte, zu einem weiblichen Wesen verkörpert, wie es mir weder ein Gemälde, noch ein Gebild meiner Phantasie gezeigt hatte. Das war nicht ein Weib, sondern ein Mädchen, nicht die Frau des Kaufmann's, sondern jedenfalls ihre Schwester. Mit einem raschen Schritte stand ich an der Brustung, und mit einem schnell gewagten Sprunge befand ich mich unten bei ihr, vor ihr, in ihrer unmittelbaren Nähe, so daß ich meine Arme hätte um sie legen können, wenn sie nicht zurückgewichen wäre.

Sie hatte etwas Vergessenes vermisst und war wieder zurückgeeilt, ohne zuvor den Schleier umzulegen. Jezt nun stand sie vor mir, übergossen von der Gluth des Schreckens, und deutlich sah ich das Zittern ihrer Glieder. Es war mir, als sei der Himmel offen, um mir all' seine Seligkeiten anzubieten, und mit einem raschen Griffte faßte ich nach ihr und hielt sie bei den beiden kleinen, weißen Händen.

Aber sprechen, sprechen konnte ich nicht, ebensowenig wie sie; ich war nicht der rasche, waghalsige Mann, als den Du mich ja kennst, sondern ich war wie ein Kind, wie ein Bettler, der nicht wagt, einen Laut über seine Lippen kommen zu lassen und das Verlangen nach Gnade und Barmherzigkeit nur in dem überwältigenden Blick seines Auges concentrirt.

Auch ihr Auge sprach. Zwar suchte es den Boden, aber ich bemerkte keinen Jörn in seinem Blicke, sondern nur Angst und Beklemmung. Ich wußte Alles, Alles! Auch sie hatte mich während ihrer wiederholten Anwesenheit auf dem Dache bemerkt, mich beobachtet und vielleicht Theilnahme für den einsamen Fremden empfunden, der ihr so viel Aufmerksamkeit schenkte. Ein Gefühl unendlichen Glückes schwellte mir die Brust, und im nächsten Augenblicke hatte ich sie an mich gezogen und legte meinen Mund auf ihre weichen, schwellenden, lebenswarmen Lippen. Mit Anstrengung all' ihrer Kräfte wollte sie sich loswinden, ich aber hielt sie fest und fragte:

„Bitte, o bitte, sage mir Deinen Namen!“

„Ich heiße Warde,“ klang es leise, und mit einem neuen Versuche, mir zu entchlüpfen, fügte sie hinzu: „Laß mich gehen, es ist Tag, und mir wird angst!“

„Warde, Warde heißest Du? Das bedeutet in der Sprache meines Landes „Rose!“ Willst Du meine Rose sein — meine Rose?“

Sie antwortete nicht, sondern rang weiter mit meinen sie noch immer umschlingenden Armen.

„Es ist Tag, sagst Du, und darum wird Dir angst? Würdest Du fliehen, wenn es dunkel ist und kein Verräther meine Küsse sehen könnte?“

„Laß mich gehen, o laß mich!“
„Kommst Du denn wieder, heut', wenn es Abend geworden ist?“

„Ich darf nicht!“

Enger zog ich sie wieder an mich und drohte ihr energisch:

„Ich halte Dich fest, bis Du mir sagst, daß Du kommst.“

„Du bist ein Franke, und Dein Herz gehört der Heimat und —“

„O nein, nein,“ unterbrach ich sie, „mein Herz gehört Dir, Dir, nur Dir, und nie wird es an eine Andere denken! Kommst Du?“

„Ich komme,“ hauchte sie.

„Allein?“

„Allein!“

Noch einen Ruß, gegen den sie sich jetzt nicht sträubte, und dann eilte sie davon. Ich stand wie ein Träumender; doch bald mußte ich mich an das Gefährliche meiner Lage erinnern. Ein Blick empor zur Brüstung, von welcher ich herabgesprungen war, zeigte mir, daß die zerbröckelten Backsteine der Mauer meinen Händen und Füßen zwar gefährliche, aber doch Stützpunkte zum Emporklimmern boten, und bald befand ich mich wieder oben. Zurück mich wendend, gewahrte ich die letzte verschwindende Falte eines weiblichen Gewandes. Sie war in Sorge um mich gewesen und hinter dem Treppenvorsprunge stehen geblieben, bis sie mich in Sicherheit wußte. Sie liebte mich; jetzt wußte ich es sicher, und mit Ungeduld erwartete ich den Abend.“

Während er von diesem glücklichsten Augenblicke seines Lebens erzählte, rötheten sich seine blassen Wangen und seine Augen füllten sich mit seligem Glanze. Ja, so war er: kühn, entschlossen und den Augenblick benützend. Warum hatte ich es nicht auch so mit Leilet gethan?

„Sie hielt Wort,“ fuhr er in seiner Erzählung fort; „sie kam, und von nun an sahen wir uns täglich und beschäftigten uns bald ernstlich mit der Berathung über unsere Zukunft. Da bemerkte ich, daß sie einsilbiger und stiller war als sonst. Ich frug nach dem Grunde und erfuhr, daß jetzt täglich ein reicher Egyptianer zu ihrem Bruder komme und mit ihm über sie

zu verhandeln scheine. Du weißt, daß hier die Frauen gekauft werden, oder wenigstens durch die Auszahlung einer Summe Geldes zu erlangen sind. Mir fehlten augenblicklich die Mittel, aber trotzdem beschloß ich, morgen schon den Bruder zu besuchen, um dem Anderen zuvorkommen. Warde wollte ihn vorbereiten.

Am nächsten Vormittage saß ich oben auf der Plattform. Da hörte ich ein Geräusch, bog mich vor und erblickte zwei Männer, welche zu derselben Zeit nach oben sahen und mich sofort bemerkten.

„Aarb aalethu, Schande über ihn!“ hörte ich den Einen rufen, während er mit finsternem Blick die Stelle der Mauer musterte, welche ich als Stiege zu benützen pflegte.

Wer waren die Weiden? War es der Bruder, welchen ich noch nicht kannte, vielleicht mit jenem Egyptianer? Ich ließ mich nach einer Weile zu einer Unterredung bei ihm anmelden und erhielt den Bescheid, morgen zu kommen. Warum erst morgen? Ich konnte mich des Gefühles nicht erwehren, daß etwas Feindseliges gegen uns im Werke sei, und erwartete mit einer nicht zu überwindenden Beklemmung den Abend, an welchem ich Warde sprechen konnte.

Die Zeit unserer Zusammenkünfte kam, aber die Geliebte nicht. Ich wartete bis spät in die Nacht hinein, aber vergebens, und wünschte nun sehnsüchtig den Anbruch des Tages herbei, um mir bei dem Levantiner Gewißheit holen zu können.

Er empfing mich mit einem Gesichte, in welchem die Schadenfreude deutlich geschrieben stand und beobachtete kaum die gegen einen Besuch gebräuchlichen Höflichkeiten. Trotzdem trug ich ihm meine Angelegenheit mit möglichster Ruhe und Freundlichkeit vor, und sah dann mit Spannung seiner Antwort entgegen.

„Du bist einer von den Essenbi's, welche der Vicekönig gerufen hat, da-

mit sie ihm große Häuser bauen, in denen der Dampf mehr arbeitet als hundert Männer?"

"Ja."

"Ich hasse diese Fremden, welche zu uns kommen, um uns arm zu machen. Du wirst Warde niemals wiedersehen!"

Das war allerdings deutlich genug, trotzdem aber hielt ich meinen Zorn zurück und gab mir die möglichste Mühe, ihn zu einer Aenderung seines Entschlusses zu bewegen, doch vergebens. Und als ich schließlich darauf bestand, das Mädchen selbst zu sprechen, erhob er sich und gab mir den niedermetternden Bescheid:

"Du hast die Sitte und das Gesetz des Landes verletzt und das Angesicht eines Weibes gesehen, welches das Eigenthum eines Anderen geworden ist. Warde ist gestern abgerissen mit dem Manne, dem ich sie gegeben habe. Gehe, laß Deinen Fuß nicht wieder mein Dach berühren!"

"So hast Du sie gezwungen, dieses Haus zu verlassen!"

"Gezwungen?" lachte er; "Du irrst, Fremdling! sie ging mit Freuden nach dem Schiffe, denn sie hoffte Dich dort zu finden."

"Mich? also getäuscht, verrathen habt Ihr sie! Weißt Du, Glender, daß ich sie suchen und auch finden werde? Aber wehe Dir, wenn ich Dich zur Rechenschaft ziehen werde!"

"Schweig! Du bist ein Unwissender hier im Lande, sonst wäre Dir bekannt, daß ich die Gewalt habe, mit den Frauen meines Hauses zu thun nach meinem Wohlgefallen. Entferne Dich, damit mein Zorn Dich nicht dem Gesetze überweise!"

Er sprach die Wahrheit und hatte das Recht, die Beleidigung, zu welcher ich mich hatte hinreißen lassen, dem Richter anzuzeigen. Deshalb beherrschte ich mich und ging, fest entschlossen, Alles zu thun und zu wagen, um die mir Entriffene wiederzufinden.

Möglich war es, daß er mir ein Märchen erzählt und Warde noch bei sich hatte, doch brachten mich meine Nachforschungen bald zu der Ueberzeugung, daß er mir die Wahrheit berichtet. Um so erfolgloser aber waren alle meine Anstrengungen, eine Spur der Geliebten aufzufinden, obgleich ich nichts unterließ, was mir nur einen Schimmer von Hoffnung bringen konnte.

So sind Monde verfloßen und haben mir nichts weiter gebracht, als die Ueberzeugung, daß ich verzichten muß, obgleich Alles in mir sich gegen den Gedanken sträubt, das herrliche Wesen, welches mit aller Gluth des Herzens nur mich allein liebt, in den Armen eines Anderen zu wissen. Sieh' mich an — was ist aus mir geworden!" —

Er schmiegt. Ich kannte ihn und wußte, daß jeder Versuch, ihn zu trösten, nutzlos sein würde.

"Hast Du nicht den Gedanken gehabt, durch ihre Schwester etwas zu erfahren?"

"Natürlich; er lag so nahe, daß ich ihn gleich in der ersten Stunde hegte und befolgte. Ich war entschlossen, sie zu sprechen, selbst wenn ich dadurch in Gefahr gerathen sollte; aber sie wurde streng bewacht, durfte das Dach nicht mehr betreten, und als ich doch den Posten auf der Plattform nicht aufgab, brachte es mein Gegner dahin, daß der Wirth mich unter tausend Versicherungen seines Bedauerns von der Nothwendigkeit benachrichtigte, mir eine andere Wohnung zu suchen, da er meine jetzige von jetzt an für sich selbst haben müsse."

"Und Du folgest der Weisung freiwillig?"

"Ich mußte wohl oder übel, da es mir nicht einfallen konnte, mich mit dem Manne heranzustreiten."

"Und jetzt bewohnt er die Räume wirklich?"

"Das fällt ihm gar nicht ein; sie stehen noch leer, obgleich er sie vermietthen will."

„Gut, ich werde zu ihm gehen und sehen, ob ich sie für mich bekomme.“

„Für Dich?“ rief er überrascht. „Wahrhaftig, Du hast recht. Geh' hin, Bruderherz; Du gibst mir neues Leben! O, ich wußte wohl, daß Dein Kommen mir Trost und Ermuthigung bringen würde!“

„Da hat man den Sanguiniker! Erst vollständig hoffnungslos und jetzt in Folge dieses einen Wortes große Erwartung hegend. Täusche Dich nicht, Bernhard. Wir müssen uns berathen und werden allerdings wohl nichts versäumen, was sich möglicherweise thun läßt; aber waren Deine Anstrengungen vorher erfolglos, so dürfen wir nach so langer Zeit keine zu großen Ansprüche an das Glück oder den Zufall machen.“

„Ich weiß, ich weiß es! Aber Du darfst mir doch nicht verwehren, mich über Deine Gegenwart und Mithilfe zu freuen und dabei die Ansicht zu hegen, daß Zweien etwas leichter wird, als Einem. Nur eine Spur, eine kleine, leise Spur verschaffe mir, und ich habe genug! Ich hole mir dann die Verschwendene, und wenn ich sie unter den Pyramiden hervorgraben sollte.“

Er war aufgesprungen. Die Hoffnung spannte jetzt seine Muskeln wieder, röthete seine Wangen und belebte seinen Blick. Ich konnte nicht anders, als mich darüber freuen, und ging daher auf seine glückliche Stimmung ein:

„Das scheint mir denn doch etwas zu anstrengend; aber wenn Du sie aus irgend einem Harem entführen willst, so bin ich mit dabei. Ich habe in solchen Sachen einige Uebung und auch das nöthige Glück.“

„Du?“ fragte er lachend. Mit welcher Zuleika bist Du denn dem Großtürken oder Padiſcha entwichen?“

„Zuleika? Bah, ein zu ordinärer Name für ein solches Abenteuer! Letzet muß sie heißen, ja, und so heißt sie auch wirklich. Willst Du sie sehen?“

„Junge, entweder fängst Du an, Romane zu schreiben, oder Du hast sonst irgend einen Klapps, was bei der hiesigen Hitze sehr zu verzeihen wäre.“

„Selig sind, die nicht glauben und doch sehen. Du sollst zu den Allerheiligsten gehören, d'rum ziehe Dein Feierkleid an, Du Ungläubiger, und mache Dich auf, denn siehe, Du sollst im Hotel d'Orient die Krone aller Schönheiten sehen, mit welcher sich vielleicht selbst Deine Warde nicht vergleichen kann!“

„Höre, mein Sohn, Du scheinst im Ernst zu sprechen!“

„Natürlich ist es mein Ernst.“

„Wirklich? Also auch Du bist verliebt? Du, diese Krankheit scheint in unserer Familie epidemisch zu werden: erst ich, jetzt auch Du! Komm und erzähle!“

„Nein, komm und siehe! Zum Erzählen ist es später ebenso Zeit, und übrigens bin ich fast schon allzulang fortgeblieben.“

„Wie Du befehlst! Aber Eins sage Dir: wenn die Schönheit Deiner Zuleika —“

„Letzet heißt sie!“

„Gut, Deiner Letzet nur halb so groß ist, wie meine Neugierde, so hat der „Klapps“ seine vollständige Berechtigung. Also, en avant!“

Wir brachen auf und wanden uns bald durch das farbenreiche Gewimmel der engen Straßen. Schon waren wir in der Nähe des Hotels, da faßte mich der Bruder plötzlich bei der Hand.

„Mein Gott, ist's möglich? Bruderherz, es ist wahr, daß Dein Kommen mir Glück bringt. Blicke die beiden Männer an, welche soeben an uns vorüber müssen!“

Ich folgte der Richtung seines Auges und — wäre fast erschrocken, denn der Eine von den Beiden war kein Anderer, als — Abraham-Arfa, der Hedjan-Bey. Also hatte ihn der Sabeth-Bey ganz so, wie ich gedacht, sofort nach meiner Abreise freigegeben, und er war mir gefolgt.

Auch er erblickte mich. Ein Blitz freudiger Genugthuung zuckte über sein Gesicht, doch faßte er sich schnell und schritt mit seinem Begleiter an uns vorüber. Das Wienenspiel des Ueber raschten war meinem Bruder nicht entgangen.

„Kennt ihr einander?“ fragte er faßt athemlos.

„Sehr gut. Warum?“

„Warum? Mein Gott, erräthst Du denn aus meinen vorigen Worten nicht, wer die Weiden sind?“

„Sprich!“

„Der Levantiner mit dem Manne, den ich an jenem Vormittage auf dem Dache des Nachbarhauses sah. Wer ist dieser, und wo hast Du ihn kennen gelernt?“

Ich hörte diese Fragen kaum noch. Es war, als sei mir ein Keulenschlag mitten hinein in's tiefste Herz versetzt worden; wie erstarrt blieb ich stehen und mußte in diesem Augenblicke einen Besorgniß erregenden Anblick geboten haben, denn der Bruder rief, mich am Arme fortziehend:

„Um des Himmels willen, was hast Du? Komm, komm, wir müssen den Weiden folgen; jetzt haben wir ihn!“

Ich hielt ihn zurück, denn ein einziger Blick hatte mich belehrt, daß wir ihnen nicht nachzuschleichen brauchten.

„Das ist nicht nothwendig; sie werden vielmehr uns verfolgen!“

„Sie uns? Weshalb?“

„Frage jetzt nicht, sondern komm!“

Mit ängstlicher, fieberischer Hast drängte ich vorwärts; es war in mir eine Ahnung aufgefliegen, eine Ahnung, so fürchtbar und doch auch wieder — doch nein, ich konnte den Gedanken nicht fassen, sondern eilte, die Bemerkungen des Bruders gar nicht beachtend, auf das Entrée des Hotels zu und sprang mehr als ich stieg, die Treppe empor, welche zu meinem Zimmer führte.

Es war leer, als wir eintraten; Leliet befand sich also im Nebengemache.

„Aber sage mir nur endlich, was Du hast? Du bist ja trotz des Sonnen-

brandes so blaß wie eine Leiche, und Deine Augen blicken wahrhaft furcht- erregend!“

„Was ich habe? da siehe es selbst!“

Ich öffnete die Thür und schob ihn in das Zimmer. Eine einzige Secunde war es still da drinnen, eine Secunde, die für mich wie eine Ewigkeit wog, und dann jubelte es laut und jauchzend:

„Warde!“

„Bernardo!“

Sie hatten sich erkannt; sie hatten sich wieder. Ich aber stand inmitten meines Zimmers und fühlte, wie mir das Blut das Herz zu zerprengen, zu zerreißen drohte; es wurde dunkel vor meinen Augen — die Wände wirbelten mit tausender Schnelle um mich herum — die Füße fühlten den Halt unter sich weichen — die Hände suchten vergebens nach einem Stützpunkte — und wie von einer riesigen Faust niedergestreckt, brach ich zusammen und schlug besinnungslos auf den Boden nieder.

Wie lange ich gelegen, ich weiß es nicht; aber als ich erwachte, lag ich auf dem Divan, fühlte meine Hand in derjenigen des Bruders und blickte in das liebevoll auf mich gerichtete, thränenfeuchte Auge Leliet's, welche sich voll Sorge über mich gebeugt hatte.

„Ich heiße Warde; Abraham-Abra nannte mich Leliet,“ erklärte sie mir.

Ich nickte; sprechen konnte ich nicht; es war mir unmöglich, auch nur einen einzigen Laut zu stammeln. Sie war die Geliebte des Bruders; nun war mir Alles klar, und so manche Kleinigkeit, so mancher Zug, für den mir die Erklärung gefehlt hatte, wurde mir jetzt begreiflich.

Sie hatte ihr Auge forschend auf mich gerichtet, als sie meine Stimme zum erstenmale hörte. Der Klang erinnerte sie an Bernhard. Meine Aehnlichkeit mit ihm hatte ihr Vertrauen eingeflößt, ohne daß sie sich dieses Grundes klar bewußt wurde. Dankbarkeit und Liebe waren in ihrem Innern in Zwiepsalt gerathen, daher

die Unklarheit in ihrem Thun und Wesen. Erst gestern hatte sie bei dem Blicke auf die Mappe meinen wirklichen deutschen Namen erfahren und ihre Mittheilung zurückgehalten, da sich nun Alles ja ganz von selbst auflösen mußte.

Da trat der Kellner ein und meldete zwei Männer, welche nach mir gefragt hatten. Warde entfernte sich, und ich richtete mich empor.

„Bitte, Bernhard, laß mich für Dich handeln!“ konnt' ich nur noch sagen, und dann traten sie ein. Es war der Schwager Leslets und Abraham, in deren Armen der Triumph, uns überrumpelt und gefangen zu haben, sich deutlich ausdrückte.

Es verstieß ganz gegen die gewöhnliche Handlungsweise des Morgenlandes, uns ohne ceremonielle Vorbereitung, persönlich oder ohne obrigkeitliche Begleitung in einer Angelegenheit aufzusuchen, die einen strafgesetzlichen Charakter hatte. Jedenfalls wurden sie von gewissen Berechnungen dazu bewogen, denen ich durch ein möglichst kurzes, bündiges und kräftiges Verhalten begegnen mußte. Ohne eine Anrede abzuwarten, nahm ich deshalb zuerst das Wort und begann, die Glocke nach dem Diener ziehend:

„Abraham-Arha, Du bist ein höflicher und gütiger Mann. Ich hätte vielleicht vergeblich nach Dir suchen müssen, wenn Du nicht selbst gekommen wärest!“

„Ich verstehe nicht, was Du sprichst!“ antwortete er, sichtlich verblüfft über die ruhige Art und Weise, ihn zu empfangen, der doch jedenfalls erwartet hatte, uns im höchsten Grade in Schrecken und Angst zu versetzen.

„Du wirst mich bald begreifen!“ Und mich an den eintretenden Omar wendend, frug ich: „Omar-Arha, sind die Läufe Deiner Pistolen geladen?“

„Herr!“ antwortete er, die beiden Männer, von denen wenigstens der Eine ihm nur zu wohl bekannt war, mit feindseligem Blicke messend, „sage

mir, wen ich niederschließen soll!“ Und in demselben Augenblicke bligten auch die blankgeputzten Läufe der beiden Schießwaffen in seinen Händen.

„Jeden, der dieses Zimmer verlassen will, ohne daß ich es ihm erlaube!“

„Gut, Essen!“

Die Gähne knackten, und wie er in entschlossener Haltung und mit haßerfüllten Zügen an der Thüre stand, mußten die Beiden sofort erkennen, daß er meinem Befehle unbedingte Folge leisten werde, so wenig ernst es mir auch eigentlich mit demselben gemeint war.

„Abraham-Arha, kennst Du mich?“ wandte ich mich wieder an diesen.

„Dich, den Räuber meines —“

„Halt!“ unterbrach ich ihn. „Nicht seit dieser Zeit meine ich, sondern früher? Als ich zu Dir kam, gerufen von Dir, um Leslet gesund zu machen, da sah ich Deinem Auge den Gedanken an, daß Du mich schon einmal gesehen habest. Doch war Deine Erinnerung zu schwach, Dir zu sagen, wo.“

Er blickte, ohne zu antworten, mich erwartungsvoll an.

Denke an den Franken, den Du, Hebjahn-Bel, der Mörder der Karawanen, in der Wüste von Dakel überfielst, beraubtest und tödten wolltest. Er war stärker und klüger als Du und entkam Dir, aber Alles, was er besaß, seine Habe, seine kostbaren Sammlungen, mußte er verloren geben. Wo hast Du mein Eigenthum, Mann? Ich fordere es von Dir bis auf das letzte Kameelhalfter, bis auf die letzte Zeltstange — mein Eigenthum, oder Dein Leben!“

In seinem Angesichte kämpfte Furcht und Ruth miteinander, Furcht, meiner Entschlossenheit gegenüber, und Ruth, mir zum zweitenmale als Besiegter gegenüber zu stehen, mir, den er jetzt erst und allerdings nun zu spät wieder erkannte. Aber fast noch mehr, als er, nahm Omar meine Aufmerksamkeit in Anspruch, der jenem Ueberfalle eben-

faß mit beigewohnt und später wohl tausendmal dem Räuber in den glühendsten und dabei belustigendsten Ausdrücken Haß und Rache geschworen hatte. Mit weit vorgebogenem Oberkörper und vor Haß stotternder Stimme rief er:

„Effenbi, Effenbina, ich beschwöre Dich bei Allem, was im Himmel und auf Erden ist, sogar beim Barte aller alten Weiber — den ihnen Allah noch lange erhalten möge — ist er's, ist er es wirklich?“

„Er ist es!“ bekräftigte ich, mußte aber den erbitterten Diener mit einem strengen Befehle abhalten, sich auf Abraham zu stürzen.

„Und Du,“ wandte ich mich jetzt zu seinem Begleiter, „Du hast geraubtes Gut empfangen, um die Schwester Deines Weibes zu verkaufen! Frag' das Gesetz, welches Loos Deiner wartet.“

Der Egyptianer hatte sich jetzt endlich von seiner Ueberraschung erholt und erkannte — allerdings wenigstens mit einigem Rechte — in meinen Worten eine leere Drohung.

„Deine Rede ist weise,“ meinte er in dem Tone schadenfroher Ueberlegenheit. „Aber, Du vergiffest, daß die Gnade des Mächtigsten im Lande mich erleuchtet hat. Du suchst die Waffe Deines Dieners gegen mich; das Gesetz wird diese That bestrafen!“

„Du hast recht gesagt: meine Rede ist weise; aber die Quelle Deines Mundes gibt schmutziges Wasser. Weißt Du nicht, daß dieser Mächtigste im Lande keine Mißthat vergeben kann, die an einem Unterthanen meines Landes, an einem Diener meines Herrschers verübt worden ist? Du kannst der Strafe nicht entgehen, denn der Consul meines Volkes wird nicht ruhen, bis der Gerechtigkeit genug gethan ist!“

Er erblaßte und schwieg, und auch der Levantiner bot einen Anblick dar, welcher mich auf den Gedanken brachte, daß er in irgend einer Weise, vielleicht als Fehler und Ankaufser des erbeuteten

Gutes dem früheren Thun Abrahams nahe gestanden habe. Ich mußte den Vortheil, den ich errungen hatte, auszunutzen suchen.

„Abraham-Arha, ich habe Dir die Kraft meines Armes und den Muth meiner Seele gezeigt, Du sollst auch die Güte meines Herzens kennen lernen. Setze Dich an meine Seite; wir wollen Worte der Versöhnung miteinander sprechen!“

Er folgte halb gern, halb widerwillig meiner Aufforderung, und nun begann eine Unterredung, in welcher Alles entwickelt wurde, was die Be-theiligten an Scharfsinn und Willenskraft besaßen, eine Unterredung, welche alle Empfindungen und Regungen, deren das menschliche Herz fähig ist, in Gährung brachte, eine Unterredung, so heiß und aufregend, daß ich schließlich fast an dem Erfolge zu zweifeln begann und deren endliches Resultat doch noch ein für mich so zufriedenstellendes war, daß ich Omar den Befehl gab, die Pseifen zu bringen.

Er stand während unseres Wortkampfes wie auf glühenden Kohlen und hoffte immer, daß ich die Geduld verlieren, und meine gegen Abraham ausgesprochene Drohung wahr machen werde. Jetzt nun sah er sich so vollständig enttäuscht, daß er mit vor Aerger fast weinender Stimme ausrief:

„Wenn es Dir Vergnügen macht, unseren kostbaren Djabeli mit Räubern zu verrathen, da werde ich auch einer, Effenbi. Er mag sich seine Pseife selber stopfen!“

Ein Blick der tiefsten Verachtung auf Abraham gab dieser Revolution gegen meinen Willen noch einen ganz besonderen Nachdruck, und jetzt erst die Pistolen wieder in den Gürtel schiebend, schritt er aus der Thür, um — meinen Befehl doch trotz Alledem gehorsam auszuführen.

Unser Uebereinkommen war ein einfaches. Abraham-Arha verzichtete auf Warde, und ich auf eine gerichtliche Verfolgung gegen ihn. Mit diesem

Zugeständnisse brachte ich kein Opfer, da mir seine Bestrafung, die übrigens noch sehr in Zweifel zu ziehen war, das verlorene Eigenthum nicht zurückbringen konnte, während seine Verzichtleistung ihm so schwer wurde, daß ich mich einer Regung des Mitleides nicht erwehren konnte.

Als er sich mit seinem Freunde, der den Wunsch, die Schwester seines Weibes zu sehen, gar nicht ausgesprochen hatte, entfernte, kehrte diese zu uns zurück. Sie hatte jedes unserer Worte gehört und dabei eine Angst empfunden, die an Größe nur mit dem Entzücken zu vergleichen war, welches jetzt aus ihren Augen strahlte.

Sie warf sich schluchzend an die Brust Bernhard's; dieser aber führte sie mir zu.

„Nicht mir gehörest Du, sondern dein Eigen sollst Du sein! Er hat Dich gefunden und befreit, hat Dich beschützt in den Gefahren der langen Wasserfahrt und gegen die Angriffe Abrahims, hat Dich erkämpft und erlungen jetzt wieder von Neuem durch seine Vertheidigung, und deshalb bist Du dein Eigenthum. Nimm sie hin, Bruder, und sei glücklich! Du hast sie verdient, und ich werde Trost finden in dem Gedanken, daß ich meine Pflicht gethan!“

Er weinte laut auf vor tieferer Bewegung, und auch mir stürzten die

Thränen über die sonnverbrannten Wangen.

„Nein, Bernhard, Dein Opfer würde Dich und auch uns Beide nur unglücklich machen! Gott weiß es, daß sie mir nicht weniger theuer ist als Dir, aber ihre Liebe gehört Dir, und deshalb darfst Du sie nicht von Dir geben, Wache über ihr Glück, so wie ich es gethan hätte zu jeder Stunde, zu jeder Minute meines Lebens, wenn ihr Herz mir nicht fremd geblieben wäre!“

Da schlang sie die Arme fest um meinen Nacken, legte ihre Lippen auf meinen Mund und sprach dann mit betheuerndem Tone:

„Es würde nur Dir allein gehören, hätte ich nicht ihn vor Dir gekannt, aber es liebt auch Dich — Dich — nur ihn und Dich!“

Ich nahm sie, legte sie in seine Arme und zog sie Beide an mich. So standen wir lange, lange, weinend und schluchzend, als wären wir Kinder, bis sich die Thür öffnete und Omar-Archa eintrat.

„Effenbi — ach so — verzeihe! — aber — Allah kerim, Gott ist gnädig — und wenn Abraham-Archa, der Hebjahn-Bey, der Räuber da wäre, so hätte ich — beim Barte des Propheten, auch Jemanden, den ich umarmen könnte. Salem aleikum, Friede und Heil sei mit Euch!“

Das Verbrechen einer Mutter.

Eine Erzählung von Carl Thomas.

Kommt, Freunde, kommt vom Fenster weg
Und laßt dem Volk das traurige Vergnügen,
An's Unglück sich mit frechem Blick und fest
Beim letzten Gang durch's Leben anzuschmiegen.
Setzt euch um mich herum! Ich will euch sagen,
Wie es gekommen, wie sich's zugetragen,
Daß ihr ein elend Weib mit grauen Haaren
Zum Hochgerichte seht die Stadt durchfahren.
Man lernt nicht aus auf dieser weiten Erden
Und jeder Tag gibt neue Räthsel auf!
Wer da sich bessern will und klüger werden,
Der löst sich vom Gemeinen ab im Lauf
Der Zeit und schaut, ob Lust es ist, ob Schmerz,
Mit ernstem Blicke in sein eigen Herz.
Denn frei von Schuld, wie auch die Würfel

fallen
Des Lebens, und wie uns zur höchsten Höh'
Das Glück erhebt, ist Keiner von uns Allen.
Und sündig sind wir heut wie vor und eh'. —
Beim Himmel! Hart ist dieses Leben! Hart
Und unbarmherzig reißt es euch dahin
Und fragt euch nicht, ob ihr zur wilden Fahrt
Gerüstet seid in Herzen und in Sinn.
Es stößt euch von Ereigniß zu Ereigniß,
Stürzt euch in's Elend jezt, hebt euch empor,
Drängt euch zurück, reißt wieder euch hervor,
Ein wußtes Treiben, keiner Gottheit Zeugniß,
Ein ew'ges Wirrhal scheint's! Ein Augenblick,
Den ihr nicht ahnt in seiner ganzen Macht,
Zertrümmert Freud' und Lust, zerstört das
Glück

Und stößt vom hellen Tag euch in die Nacht.
Nichts leichter, als in Schuld und Noth gerathen,
Wenn Lust und wenn Verführung zu euch
traten.

D glaubt mir's, Freunde! Lang ist mein Er-
fahren
Und oft hab' ich's bezahlet mit Blut und Schweiß,
Auch zählt mein Dienst im Aut nach 30 Jahren,
Ein Dienst so heilig oft, wie schwer und heiß.
Denn wer bestimmt ist, hier schon zu ent-
scheiden

Des Menschen Schicksal, wer berufen ist
Zu richten, ach der lebt so manches Leiden
Und manche Noth, von der ihr gar nichts wißt,
Und manches Leben durch, das nicht sein eigen.
Und schweigen muß er, weinen oft und
schweigen.

Ich hab es auch gelebt, was jenes Weib,
Das man zum Hochgericht da unten führt,
Gelebt, und Fieberschauer faßt den Leib,
Wie es das Herz mir in dem Busen rührt.

Sie hat es mir gestanden, hat gestanden,
Was sie gethan und doch nicht thuen wollt!
Das ist der Mensch! Er liegt in Ketten,
Banden

Des Schicksals, ob er duldet oder großt.
Kommt her! Ich will euch von des Herzens
Rätthen

Ein Bild entwerfen, und wenn ihr's versteht,
Sei euch das Hören wie ein heilig Beten
Für die, die seufzend nun zum Tode geht.
Und lernen sollt ihr, wie es schwer auf Erden
Gerecht sich selbst, gerecht den Andern werden.

Ihr Alle kennt den Müller aus dem Thal
Und wißt, wie schwer das Leben ihn versuchte,
Daß er, da jeder Tag zur Herzensqual
Ihn ward, bald jeden Tag im Lauf versuchte.
Oft wählt das Schicksal sich den Menschen aus
Und gibt ihm Alles, was er nur begehrt,
Den Andern stößt es in die Noth hinaus,
Mit allem Erdenjammer reich beswert,
Und was er schaffen mag, das geht zu Grunde,
Und was er hofft, wird ihm zur Herzenswunde,
Bis er vom Zweifeln zum Verzweifeln kommt;
Kein Menschenrecht, kein Gottesglaube frommt,
Der Muth in Herzen schnelle sich verliert,
Und er, am Ende jedes Trost's beraubt,
Sich wie bestimmt nur für das Unglück glaubt
Und vom Geschick verführt, sich selbst verführt.
Dem Müller aus dem Thal ist's so ergangen,
Bis Gram sein Herz, den Geist Verzweiflung

brach
Und Alles, das mit Thränen angefangen,
Zu Ende ging in Jammer, Noth und Schmach. —
Als er des Vaters Erbe angetreten,
Da schien es fast, wie Jahr um Jahr verging.
Als sollt' er nie des Lebens Sorg' und Rätthen
Erkennen lernen. Nichts war so gering,
Daß er's nicht prüfte, wie es dien' und nütze
Und mit der Arbeit wuchs er im Besitze,
Daß man, wie Jeder ihn als tüchtig taunte,
Im Lande ihn so reich als glücklich nannte.
Dann ward er bei dem Nachbar um die Hand
Der jüngsten Tochter! Ach, ich sage euch,
Es gab kein zweites Mädchen mehr im Land,
Das ihr an Schönheit, Fleiß und Tugend gleich!
Doch war sie arm, und Noth und Sorge war
Im kleinen Bauernhäuschen oft zu Gast,
Wo Müß' und Arbeit auch in Tag und Jahr
Sich keine Freude gönnt und Ruh und Maß.
Den Müller freudlich brauch't' das nicht zu sorgen,

Da er in Hab und Gut, wie's schien, geborgen,
Und wen er freite, konnte er ernähren
Und braucht kein fremdes Helfen und Ge-
währen.

Befcheiden, wie er war, führt' er in's Haus
Ganz still die Frau, die nun ein Kind des
Glück's

D'in waltend ging und sorgend ein und aus
Und dankbar stets dem Wechsel des Geschicks.
Bald segnete den stillen Flugsband
Der Kinder Segen und es war als stünde
Das Glück hier wie auf felsenfestem Grund,
Zu dem nicht Noth und Angst die Pfade finde.
Doch wie so oft der Tag den Morgen trägt,
Der lächelnd mit der Sonne aufgegangen,
So trägt das Leben uns und pfeilschnell fliegt
Die Noth heran. Mit Sorgen und mit Bangen
Folgt sie dem Menschen nach auf Schritt und
Tritt!

Sie sitzt am Bett, sitzt an dem Tische mit,
Zerstört den Schlaf, verbittert auch den Bissen
Und wie die Schuld im mahnenden Gewissen,
Schleicht sie in's Wachen, schleicht in euer
Träumen,

Daß sie die Saat des Lebens auch zerstört,
Ob sie im Blüten, ob im ersten Keimen
Bis an der Noth sich auch die Schuld ernährt.
Denn glaubt es mir: Das Unglück lehret beten,
Doch mehr noch lehrt es stufen Gott und Welt,
Bis in dem Drang von bitterm Herzensnöthen
All' Lieb' und Glauben weiß zusammenfällt.

Kaum waren nun dem Müller mit den Jahren
Die Kinder groß geworden und ein Sohn,
Der viel gelernt und mancherlei erfahren
Auf langen Reisen, wie als bester Lohn
Des Lebens Mühe in's Geschäft getreten,
Dem Vater manche Sorg' vom Haupte nahm,
Als auch im düstern Fluz das Unheil kam.
Drei Ernten schlug im Thal der Hagel nieder
Und leise schlich sich aus der Felder Noth,
Dem Vieh wie Feuer dörrend seine Glieder,
Die Pest herod und streute aus den Tod
Im Stall und streut' ihn auf den Weiden aus
Und bracht' den Hunger bald in jedes Haus.
Still war es auf den Märkten in dem Land,
Die Noth von heut' war nur die Noth von
morgen,

Ein jeder dachte nur der eig'nen Sorgen
Und barg den Groschen in der dürren Hand.
Man darf es wahrlich Keinem übel deuten!
Dart wird der Mensch in schlimmen harten
Zeiten

Und Keiner will dem Andern hilfreich sein!
Man denkt an sich, an seine Noth allein
Und Jeder meint, ihm sei gewiß von Allen
Das schwerste Los zu tragen zugefallen;
Und doch, wenn einer Recht halt', dies zu sagen,
So war's der Müller aus dem Thal! Ihn schlug
Der Gram wohl dreifach schwerer in den Tagen,
Daß Jeder staunte, wie er es ertrug.
Die Mühle stand seit Langem still und leer,
Denn wie das Feld verarmt in seinem Segen

Verarmte auch die beste Hand und schwer
Stellt sich der Noth die Arbeit selbst entgegen.
Die Knechte waren alle längst entlassen

Und in dem Mühlgang neben Rad und Bach
Sah man des Müllers Kinder nur mit blassen
Verfall'nen Wangen sitzen, matt und schwach,
Die wenn auch sie der ganze Kummer quälte,
Von dem ein Jeder doch so viel erzählte.

Da neigt der Sommer wieder sich zu Ende
Und auf die Gluth, die Feld und Flur zerstört,
Bricht Sturm und Regen mit der Sonnenwende
Des Herbstes ein und Blitz und Donner fährt,
Als sollt' im Kampf die Erde unterliegen,

In Tag und Nacht aus finstern Wolkenzügen.
Die Felder, wie der Regen sie zerwühlte,
Sind Zümpfen gleich, die Schelle, festgeballt,
Wird weg, von schnellen Fluthen weggespült,
Und wo die Saat gedieh, das Moos im Wald,
Bricht Felsgeröll hervor und wüßt Gestein
Drückt seine Kanten in die Flur hinein.

Wo einst die Straße ging und Weg und Steg
Wälzt sich die Fluth heran mit braunem
Schlamm,

Und durch die Mauern bricht und durch's Geheg',
Wie er herniederbraut vom Felsenkamm,
Der Bergstrom und mit Brausen, Wollen, Kochen
Reißt er die Wälder aus dem Grund heraus,
Und schwingt den Stamm, wie dürres Holz
gebrochen,

Dem Sturmblock gleich an Hütte, Hof und Haus,
Bis trachend Stein und Balken niederfallen
Und wirbelnd wild die Wellen rüber brausen.

So kam er an die Mühle auch heran,
Zerschlug die Räder, wühlte sich hinein
Den Mühlengang, schlug an die Mauern an,
Zertraß den Mörten lockerte den Stein
Und kürzt, eh' Einer noch an Pflse dacht',
Denn finster war, heimtückisch schwarz die Nacht,
Und stürzt den schlanken Bau mit seinem Bogen
Hinunter in das wilde Wasserwoogen;
Reißt dann des Hauses Mauern aus dem Grund
Und stürzt durch Fenster, Türen sich und Thor
Mit aufgeris'snem, nimmerfattem Mund

Bis in den letzten Raum! Bricht dann hervor
Auf Feld und Flur mit Kasten und mit Risten,
Wie er im Wüthen sie zusammengrafft,
Ein schauerlich Zerflören, wild Vermüthen

Der ungebändigten, gewaltigen Kraft! —
Der Morgen zeigte, was der Nacht Betäuben
Noch Keinen glauben ließ! Vernichtet war —

Wer kann den Augenblick beschreiben,
Der Manchem schon gebleicht das Haar —
Vernichtet war, verwüthet und zerstört,
Was einem ganzen Leben angehört,

Was langsam sich und Stück um Stück
Gesammelt als der Erde targes Glück!

Und doch! Was ist der Erde Hab und Gut,
Trifft uns im Liebsten erst des Schicksals Hand!
Zwei Kinder lagen da in ihrem Blut,

Wie sie ein Balken, der herab die Wand
Gestürzt, erschlagen! Neben ihren Leichen
Aniet meinent noch der Vater! Tränenlos,
Mit starrem Blick und ohne Herzerweichen,
Steht auch die Mutter da, in ihrem Schop

Die Hände faltend, wie zu leisem Beten
Und Gott Erlehen in des Lebens Nothen.
Drei Kinder waren ihr ja noch geliebet
Und Trümmer, Trümmer noch vom einstigen
Glück.

Und gibt der Himmel niemals, was wir lieben,
Gibt er doch stets die Hoffnung uns zurück.

Ich weiß nicht, was auf dieser Erde schlimmer:
Nichts hoffen, oder thöricht sich vergeh'n
In eitler Träumerei, und wo in Trümmer
Das Leben Alles schlug, noch Grund zu seh'n
Zu neuem Glück und segensreichen Tagen.

Nichts hoffen, streift die Blüthen von dem Baum
Des Lebens und erstickt des Herzens Luft!
Vergeblich Hoffen senkt, wie schwerer Traum
So oft die Nacht, Verzagung in die Brust,
Und reist aus stillem Bangen bitt're Klagen.
Der Müller hat es mir so oft vertraut,
Wenn er verzweifelt in die nächsten Zeiten,
Verzweifelt oft den nächsten Tag geschaut,
Nicht ahnend, ob sein Kämpfen, Ringen, Streiten
Besiegen kann das feindliche Geschick

Und lächelnd wiederkehrt das alte Glück.
Doch kam es nicht zurück! Ein Jahr entschwand
Eh' bei der bitteren Noth im ganzen Kreise
Der Müller Geld zum Bau der Mühle fand.
Und als er's fand, war's so hoch im Preise,
Dah' mit dem Zins die Kupung sich verzehrt,
Und neue Sorg' die Sorgen nur vermehrt.
Denn wie der Wirth zum Schwan, ein

Trunkenbold,

Ein Käufer, Händelsucher wußt und leer,
Das Geld geborgt, da meinte er, es sollt'
Den Müller nie bedrücken, denn es wär'
Nur eine Liebesgabe bis zur Zeit,

Wo er zur Frau des Müllers Tochter freit.
Der Müller sah den frechen Burschen an
Und meint, daß Geld sich thut durch Geld allein!
Doch wollt' er für die Tochter einen Mann,
Wurd' Ehre wohl und Liebe um sie frei'n. —
So hat ein schlimmer Feind seit jener Zeit
Dem Unglück sich des Müllers zugesellt,
Und tücklich wie er war und stets bereit
Zum Schlechten, hat die Falle er gestellt.
Das Alles trieb den ält'ern Sohn davon
Von Haus und Hof, um fern bei fremden Leuten

In wohl erprobter Kraft für guten Lohn
Sich zu verdingen und mit bessern Zeiten,
So wie er meinte, einst zurückzulehren,
Den Vater, wenn er alt, dann zu ernähren,
Der Mutter alles Sorgen, alles Gramen
Vor schwerbedrückten Herzen abzunehmen.

Der Vater lieb ihn zieh'n und ließ auch schweigend
Die schöne Tochter aus dem Hause geh'n,
Um hier bald und bald dort, der Noth sich

beugend,

Nach Arbeit und Verdienst nun auszufeh'n.
Der Alte wußte, daß die Jugend immer
In's Weite strebt und stets nach vorwärts drängt.
Kein Zweifel trübt ihr noch der Hoffnung

Schimmer,

Den Glauben, der des Menschen Schritte lenkt,

Daß Alles, was das Heute nicht gegeben,
Das Morgen schmückt im wandelbaren Leben.
Und wer noch hofft und ach, noch hoffen kann,
Dem schließt das Glück sich sicher segnend an.
Ein Segen ist's, daß es nicht anders ist!
Denn reist der Mensch und kömmt zu seinen
Jahren,

Nagt in der Brust ihm mahnendes Erfahren,
Und keiner hofft, der es nicht mehr vergißt,
Daß auch das Heiligste das Herz belügt,
Und jeder Tag uns tausendmal betrügt.
Der Müller tröstete mit solchem Bangen
Und angstgefüllten Trost der Mutter Herz!

Sie grämte sich in zehrendem Verlangen
Nach ihren Kindern und es nagt' der Schmerz
Ihr in der Brust, bis Thränen ihr das Licht
Der Augen brachen und wie schwarze Schatten
Sich tiefe halten in das Angesicht,
Des Kummers Wege, eingegraben hatten.

Die Tochter gab, was sie im Dienst gewann;
Der zweite Sohn, der noch im Haus geliebet,
Ein Knabe noch, doch treu in seinem Lieben,
Strengt mehr als recht war, alle Kräfte an,
Bestellt das Feld und für die Noth des Lebens
Müht' er sich ab! Doch Alles war vergebend.
Die Mühle war nicht mehr in Gang zu bringen
Und auf dem Felde sehite oft das Korn zur
Saat,

Daß sich der Schulden Zinsen kaum erschwingen
Und tilgen ließen und bei Rath und That
Nichts übrig blieb im Trange aller Sorgen
Als für die alten Schulden neu zu borgen.
Da kam im Kampf der Noth der Wirth zum
Schwan

Vom Neuen wieder, sing zu drängen an,
Verlangte lech, es war ein schwer' Verhängniß,
Der Tochter Hand, und drohte Schuldgefängniß.
Der Vater hört's und trieb, ein Mann von
Stahl,

Den Wirth zum Haus hinaus das zweite mal.
Da aber brachte der die schlimme Klage
Beim Stadtgerichte ein! Das Urtheil kam,
Und ach! So mit dem ersten Frühlingstage
Dar's auch, daß von den Seinen Abschied nahm
Der Müller, und mit Thränen im Gesicht,
Die Stirn voll Schweiß, das Herz schwer wie

ein Stein,

So stellt er in der Stadt sich dem Gericht
Und zog gebeugt in's Schuldgefängniß ein.

Ich habe oftmals d'rüber nachgedacht,
Wie Glück und Unglück doch das Herz ver-
wandeln

Des Menschen kann! Und Gram hat mir's
gemacht,

Sah ich im Rath sie schwanken und im Handeln
Dem Augenblick gewicht, bis endlich fiel
Des Leibes Seligkeit, der Seele Ziel.

Hier drängt das Glück zu frechem Uebermuth,
Berstört die Grenzen von Gesetz und Recht,
Verkehrt was edel war und treu und gut,
Und macht das weichste Herz oft hart und
schlecht.

Dort bricht das Unglück in des Hauses Frieden,
Zerfört, was treue Müß' sich einst erbaut,
Bis in Verzweiflung man mit Thränenmüden
Und matten Blick dem Fluch sich nur vertraut,
Der einmal schuldlos unser Haupt getroffen,
Den Glauben höhnte und des Herzens Hoffen.
Ich hab' im Leben beides oft gesehen
Und kann es nicht erklären und verstehen,
Denn an den Glauben hielt im mich allein:
Des Menschen Bestes ist, sich trenn zu sein.
Der Wirth zum Schwan mocht freilich anders
denken,

Denn mit Gewalt gar oft und oft mit List
Sucht er vom Weg des Rechtes abzulenken
Des Müllers Tochter. Doch ihr Alle wißt,
Wie sie ein Muster blieb trotz ihrer Jugend
Und Einsamkeit, ein Muster aller Tugend.
Doch Herr, mein Gott! wie anders hat der
Schmerz

Des Müllers Frau verwandelt und ihr Herz!
Gebrochen war der Leib seit langer Zeit
Und so, wie von der Welt schon abgeschieden,
Schritt sie daher, und Gram und Angst und
Leid,

Wie sie das Haar gebleicht und in dem müden
Verhärmtm Angesicht die Falten zogen,
Sie folgten ihr, bis sie das Herz betrogen,
Dass es sich ab von seinem Himmel lehrte
Und nur den Fluch im eig'nen Busen hörte.
Schon senkte vor den Menschen sie den Blick
Des matten Auges und die treu'ste Hand,
Die Hilfe bot, wies bebend sie zurück.
Da traf auch noch das Herz der schwerste Schlag!
Ein Fieber rafft' an einem kurzen Tag
Den jüngsten Sohn, den liebsten hin, denn ach!
Für Noth und Müß' war seine Kraft zu schwach.
Nun galt kein Trösten mehr und leer und öd'
War's in dem Häuschen, öde war's und leer
Tief in der Ritter Brust und kein Gebet
Schlich von den Lippen sich, kein Senfzer mehr!
Das hieere Auge sah hinaus in's Weite,
Die Hände, wie sie oft zur Faust geballt,
Sie waren in die Brust, des Grames Beute,
Wie um den Schmerz zu fesseln, eingekrallt.
Und kam der Tag und auf den Tag die Nacht,
Da lauschte sie, wie bangend sie gewacht,
Zur Thür hinaus und dachte an den alten
Gebeugten Mann, den sie gefangen halten
Im Kerker d'rin, und dacht' der Tochter dann,
Für die so früh des Lebens Noth begann,
Und dacht' des Kindes auch im kühlen Grab
Und riß die Blumen, die da blühten, ab
Mit schneller Hand, als sollte Alles sterben
Und was da lebt, im Kreise rings verderben.
Dann lehrte manchmal sie im Geist zurück
Auf das, was war, und was schon längst
vergangen —

Auf ihre Seligkeit, das erste Glück,
Und wie's kein Sorgen gab und auch kein
Bangen.

Da aber war's, wenn sie die Hand erhobeu,
Als wär's zum Fluche Gott im Himmel droben.
Und kam sie dann zu all' den Unglückstagen,
Die alles Glück zerfört und sie geschlagen,

Da schien's, als klammerte das Herz sich fest
An einer einzigen Hoffnung lestem Rest.
Und leise nannte sie dann einen Namen
Und horchte auf, woher die Worte kamen,
Die ihn genannt, den sie nicht nennen wollte.
Da er nicht kam, als sie dem Fluch verfallen
Und der doch immer heim noch kommen sollte,
Nach Jahren noch, den schwersten doch von Allen.
Ihn hat wohl auch des Hauses Fluch erreicht,
So rang sich's oft dann von der Ritter Mund,
Und er ist todt. Und sein Gebeine bleicht
Und fault tief unten schon im kalten Grund.
Ich fühl' es und es greift in's wunde Herz
Mit tausend Schmerzen auch der letzte Schmerz.
Wir sind verflucht, von Gott und Welt verflucht
Und müssen's tragen, tragen bis an's Ende.
Wenn trotzig wir dich niemals auch verflucht,
Du Ewig, und schuldlos uns're Hände.
D schüpe mich, daß nicht aus Noth und Glend
Und aus dem Gram, wie er die Stunden
zählend,

Das Herz zerreißt, noch Fluch und Schuld
entsteht,
Das ist mein Bitten, Herr, und mein Gebet.
Denn Noth ist's rings um mich und in mir
Nacht,

Und weh' dem Tag, der sündigen mich lehr't!
Der Jammer hat dies Herz schon schlecht
gemacht,
Der Fluch mich der Verzweiflung zugelehr't.
Versuch' mich nicht, o Herr! Versuch' mich nicht!
Rein Hoffen brach, mein Glaube, Herr, zerbricht
Und leer ist dieses Herz, so leer und öd'!

Das ist mein Bitten, Gott, und mein Gebet!

Wie elend, Freunde, ist der Mensch und ach
Wie rathlos oft und thatenlos und schwach!
Zum Höchsten von den Göttern auserwählt,
Von Himmel selbst zum Himmlischen berufen,
Dankt er, wie oft, selbst auf den höchsten
Stufen

Des Glüdes, weil die Kraft dem Busen fehlt.
Im Kampfe kühn das Höchste zu erreichen:
Entsagung und Geduld! Er schwankt und fällt
Und wenn des Lebens letzte Stümpen weichen.
Der Hoffnung Luft, des Glaubens sel'ge Welt,
Sinkt er vom Licht, das Götter ihm gebracht,
Zur Nacht hinab, zur finstern Erstesnacht.
So wird er hin und her vom Sturm getrieben,
Gleich wie das Schiff auf wildbewegtem Meer,
Und willenlos im Hasen und im Lieben
Schwankt zwischen Lieb und Haß er hin und her.
Und so wie oft der Wand'rer auf dem Wege
Das Wetter kommen sieht, den Donner hört,
Ch' er in's Feld sich stürzt, in's Waldgehege
Und flammenhell der Blitz herniederfährt,
So ahnt der Mensch, wie ihm die Sünde naht,
Und wie sie loden ihn, versuchen wird.
Und wie er rathlos schon und ohne That
Dem Fluch verfällt, getäuscht und verführt.
Dies sag' ich euch, damit ihr euer Herz
Im Busen rüf't, denn was ich zu sagen
Und zu erzählen hab, ist mehr als Schmerz,
Ist Wahnsinn, Fluchen, lautes Gottverlagen.

Mit frühem Sturm und Schnee im vorigen Jahr
 zog, wie ihr Alle wißt, der Winter ein.
 Und eh' noch Haus und Hof gerüftet war,
 Seht' sich im Fluß, in Feld und Wald und Hain
 Das helle Eis schon an. Und Mancher klagte,
 Daß sich die Welt im Augenblick verkehrt.
 Doch was man dachte auch und was man sagte,
 Jedwem schien es hart und unerhört.
 Nur von der Frau des Müllers aus dem Thal
 Hat Keiner je gehört ein Wort der Klage.
 Sie tastete in ihrer Herzensqual
 Sich zu der Kinder Grab mit jedem Tage,
 Und dort hat man sie oft nach langen Stunden
 Bald wachend und bald schlafend aufgefunden.
 So fand die Tochter einst die Mutter auf,
 Und führt' sie heim und sagte, daß im Lauf
 Der Zeit so viel geschehen, daß, was frommen
 Und nügen mag, sie nicht mehr kann entscheiden,
 Sie sei zum Thal d'rüm aus der Stadt ge-
 kommen

Und trug' die Noth nicht länger und das Leiden.
 Der Vater im Gefängniß schwach und krank,
 Die Mutter elend nun schon jahrelang,
 Das sei zu viel und bräde jeden Muth!
 Doch, meint das Mädchen, Alles würde gut,
 Wenn sie dem Wirth zum Schwan sich opfern
 - wollte.

Dem Wirth? sprach zitternd ihr die Mutter nach.
 Ich will's! Und was ich auch ertragen sollte
 An Schande, Mutter, und an Herzensschmach,
 Ich will's ertragen, geht die Noth zu End',
 Die Euch in's Herz die schlimmsten Wunden
 brennt.

So sprechend kamen sie zum Haus zurück,
 Das übrig war vom alten Glanz geblieben,
 Doch auch verfallen schon so Stück um Stück,
 Wie Noth undummer was herangetrieben.
 Im Hof — die Frauen wurden roth und bleich,
 Als sie ihn sahen — stand der Wirth zum
 Schwan.

Nur nichts für ungut, sagt' er, Gott mit Euch!
 Ich lege bloß die letzten Siegel an,
 An Euer Hab und Gut, und morgen wird
 Die Pfändung vom Gerichte ausgeführt.
 Die Stuben hier laß ich Euch für die Nacht!
 Doch morgen, Mutter, wird ein End' gemacht,
 Und Ihr müßt fort, für immer fort vom Haus
 Mit Eurer Tochter in die Welt hinans.
 Ein Wort, Herr Wirth! schieß da die Tochter auf.
 Rein, nein, ich will Euch nicht mehr in den
 Kauf. —

So laßt' der Wirth, — wenn gleich mich eine
 Nacht

Bei Euch, ein Kuß vielleicht milderziger gemacht.
 Er sprach's und ging und sah das Angesicht
 Des bleichen Kindes nicht und hörte nicht
 Den Fluß der Mutter, der zum Himmel bang
 Und mit dem Sturm ihm nach in's Weite drang.
 Dann kroch die Alte, so wie zum Versteck,
 In einer Scheuer lezte dunkle Ecke,
 Und schied die Tochter fort, es laut zu klagen
 Dem Vater und um seinen Rath zu fragen,
 Daß sie der Himmel doch und Gott behüte,
 Dem Wirth zu Dank zu sein, und seiner Güte. —

Was noch vermöcht', die Herzen zu erheben!
 Nacht war es, Nacht selbst bis zu Gott hinauf,
 Und brütend war der Geist dem Drang ergeben,
 Daß Alles, was da kommt, im blinden Lauf
 Der Stunden, kommen muß, und leer die Welt
 Von Gottes Hauch, der nichts bewegt und hält.
 Die Mutter dachte so und ach, das Kind
 War, wie ich glaub', der Mutter gleichgesinnt,
 Denn finster blickend schritt sie durch den Schnee
 Im Thal, und ging die Straße dann zur Höhe
 Der Stadt, nicht rechts, nicht links den Gräßen
 dankend,

Und hastig bald und bald wie zögernd schwan-
 tend.

Da aber hält ein Mann sie an und spricht:
 Gertrud? Erkennst Du deinen Bruder nicht?
 Hat mir so sehr die Noth das Haar gebleicht,
 Ist es der Bart, der mich so ganz entstell't,
 Und ach, die Zeit, die gar so langsam schleicht,
 Wenn man das Glück ersehnt und Gut und
 Geld!

Nun aber bin ich reich und keh'r zurück,
 Und führ' Euch Alle heim zum alten Glück.
 O sprich kein Wort und weine auch nicht mehr!
 Ich hab', was Euch getroffen, schon gehört.
 Man spricht es ja die Straßen hin und her,
 Und Jeder thut, wie bis in's Herz beschwert
 Von eurer Noth, doch Keiner denkt daran,
 Wie er Euch retten, wie er helfen kann.
 Doch nun wird's besser sein! Trag in die Stadt
 Den Beutel hier mit tausend Stück Dufaten!
 Er deckt die Schuld und macht die Dabgier satt
 Und Haß und Reid, die Euch mit Frühen traten.
 Den andern Beutel, hörst Du's lustig klingen?
 Will ich in's Haus der Mutter selber bringen.
 Doch soll, theil' ich auch heut mit ihr die
 Kammer,

Sie morgen erst erfahren, wer ich bin.
 Denn, Kind, die Freude macht nach langem
 Jammer

Oft schwach das Herz und schwach der Menschen
 Sinn.

Doch morgen, morgen soll sie Alles hören,
 Nur lehre mit dem Vater erst zurück!
 Ich hab euch ja zehn Jahre zu erklären,
 Und tausend Thränen, Noth und Mißgeschick.
 Wie ich die Welt durchzog, so weit, so weit,
 Nichts hörte und nichts hörten lieb in langer Zeit.
 Wie ich dann glücklich ward und endlich reich,
 Das Alles, Alles, Kind, erzähl' ich Euch.
 Das sprach der Bursche lachend durcheinand'
 Und weinend, drückt der Schwester dann die
 Hand

Und fort sie drängend, sprang er selbst davon!
 Kurz war der Tag und finster ward es schon.
 Die Schwester sah dem Mann noch lange nach,
 Ihr war es wie im Schlaf ein schwerer Traum!
 Und horchend, hört sie wieder was er sprach,
 Und sah ihn, da er fort und glaubt es kaum.
 Doch als das Geld sie fühlt' in ihren Händen,
 Da mußte sie wohl an die Wahrheit glauben,
 Und eilt davon, des Vaters Noth zu enden,
 Nicht eine Stunde ihm vom Glück zu rauben.

Die finst're Nacht verhüllte Mond und Sterne
Und schloß die Fenster schon und schloß die
Thüren,

Im Kreise rings und weit in alle Ferne
War keines Lebens Athem mehr zu spüren,
Als zitternd eine bleiche dürre Hand
Noch öffnete der alten Mühle Thor.

„Wer ist's, der mich gerufen und genaunt?“
So frug ein Weib und langsam trat hervor
Ein Mann und bat die Alte um Quartier,
Da er verirret sich im Lande hier.

Er woll' es gut bezahlen, meinte er,
Und zog den Bentel vor, der breit und schwer
Im Gürtel hing an stählern festen Ringen,
Und ließ das Gold am Ohr der Alten klingen.

Sie hörte es und sah mit stremem Blick
Dem Fremden in das bleiche Angesicht,
Und sah ihn wieder und erkannt' ihn nicht,
Und wich dann wie entsetzt von ihm zurück.

Doch meinte sie, zwei Zimmer stünden leer,
Wehr hält' sie nicht, was auch der Herr begehr.
Das wäre, sagt der Mann, für heut' genug,
Wein nur die Frau so redlich wär und gut,
Das Gold, er fürchte Diebstahl und Betrug,
In ihren Schatz zu nehmen, ihre Hut!

Und, fügt er scherzend bei, sie könn' es erben,
Wird' er vielleicht in dieser Nacht noch sterben.
Er sprach's und eilt, wie mit dem Raum
vertraut,

Dem Zimmer zu, von dem die Frau gesprochen,
Und lauschte dann am Fenster, horcht und schaut,
Wohin die Frau vor ihm sich wohl verbroden.
Und wie er nichts mehr hört', fing er zu weinen,
Mit heißen Thränen dann zu weinen an,
Und rief — ihm mochte das noch neu er-
scheinen —

Wie elend doch die Zeit uns machen kann.
Doch Freunde! Junges Blut erträgt noch leicht,
Was sich an Gram in's Herz dem Menschen
schleicht.

Und eh' man's denkt, in Seufzen und in Schreien,
Rüft uns der Schlaf hinweg die schlimmsten
Thränen.

Und so mag auch der Mann entschlafen sein.
Die Mutter aber wachte noch und wacht',
Als seinen Gruch der sahle Dämmerschein
Dem neuen Tage schon entgegenbracht!
Sie sah im Stall, an einen Stod gelehnt,
In dem ein Weil tief eingebauen war,
Und hielt das blante Gold im Schooß und röhnt,
Und fuhr oft rasend sich durch's graue Haar,
Wenn sie so hörte, wie mit Kling und Kling
Und Kling und Kling es durch die Finger ging.
Und ihres Mannes und des Hauses Schulden
Betrogen just an tausend gold'ne Gulden,
Und hundert hatt' sie schon gezählt und hundert
Und wieder hundert, bis sie ganz verwundert,
Wie Stück um Stück sie aus dem Bentel nahm,
Beim letzten g'rade an die Tausend kam.
Und wenn er stirbt, so soll ich ihn beerben,
So raunt sie vor sich hin und Sterben! —
Sterben!

Beim ew'gen Himmel, schnell ist man gestorben,
Und schneller, als im Grund der Seel' verdorben.

ist's da nicht besser, früh zu Grab zu geh'n,
Als einst in Schmach und Elend sich zu sehn?

„I wär' ich früh gestorben! Nein! Mir leben,
Der Vater lebt, die Tochter und auch ich!
Und wer da lebt, der will sich auch erheben
Und glücklich sein in Allem und in sich!

Man muß nur wollen und sich fest besseizen,
Das Glück sich selber an die Brust zu reizen.
Was liegt daran, wen man zu Grunde richtet!
Nur über Leichen, und wo er vernichtet.

Erhebt der Mensch sich doppelt stolzer wieder,
Wo Einer steigt, da stürzt der And're nieder,
Und, wenn wir suchend eine Welt durchwandern,
Es büßt der Eine stets die Lust des Andern. —

So sprach das Weib und riß die Art heraus
Und schlich vom Stall sich leise hin zum Haus.
Und ohne Danken, ohne Schwanken griff,
Wie tastend sie des Hauses Fluß erreicht,
Als ob ein Gott zur Bluthat sie berief,
Sie nach der Thüre, öffnet sie und schleicht

Zum Bett des fremden Gastes, den aus tiefem
Traumsüßen Schlaf nicht Furcht und Bangen
riefen.

Sie horcht dann auf den Athem, streidet leise
Die Kissen glatt, bis sie das braune Haar
Mit ihrer Hand berührt. Da blißt's im Kreise —
Ein Schlag — ein Seufzer — und vorüber war
Die graue That, die je die Welt gesehn. —

So schnelle kann das Furchtbarste gesehn! —
Der Morgen kam und so wie zürnend rollte
Der Mühlbach, da er schäumend weiter rollte
Und seine Welle einen Leichnam küßt,
Und rothen Sand, der blutig ihn umschleift.

Der Morgen kam und lautes Jubelöfen,
Den Schwannwirth und sein Pfandrecht zu
verhöfönen, —

Von Jung und Alt schlug an der Mühle Thor.
Dann trat der Müller an der Menge vor
Und dankt den Freunden, drückt im Geiste schon
Voll Dank an's Herz den heimgekehrten Sohn,
Und reicht dem Weib, das zitternd vor ihm
Rand,

Nicht ahnend, was gesehn, die mag're Hand.
„Wo ist', so frug er zitternd, „Euer Gast?“
„Der zog davon und hielt nicht lange Raß!“
„Der zog davon? Kann Euch das Herz betrogen,
Und habt den Fremden ihr nicht mehr erkannt?“
„Ich sollt' ihn kennen? Müßt' wahrhaftig lügen,
Ein Fremder war er doch aus fremdem Land!“
„Und dennoch Euer Sohn!“ — „Seid Ihr
verrückt?“

Schrie nun die Alte auf, wie auch der Ton
Lief in dem Busen schon das Blut erstickt,
„Seid rasend Ihr? Und doch, war es mein
Sohn?!

So laßt das Wasser ab und grabt im Bach,
Wo er erschlagen liegt, der Leiche nach.
Und war's mein Sohn, dann wird die Wunde
bluten,

Die Wunde auf der Stirn und rothe Blutheun,
Sie werden diese Hand besprigen, jetzt
Wie Nachts, da ich den Schlag ihm hab' verseht!
Hört ihr den Bach? Er rauscht und braust
und spricht:

Sie that's! Sie that's! Im goldene Ducaten
Dat sie's gethan, und wenn das Herz ihr bricht,
Sie that's! Sie that's! Und hat den Sohn
verrahen. —"

So sprach der Wahnsinn noch, dann brach
der Gram

Die letzte Kraft entzwei — —

Wie dann im Jammer
Nach langer Zeit sie wieder zu sich kam,
Lag ausgebahrt in kühler Todtenkammer

Der Sohn! Der Vater lag ihm an der Seiten
Und auf dem Kirchhof grub mau beider Grab.
— Ich ging hinaus, zum Kerker zu geleiten
Die blinde Frau, und was sie sprach, das hab'
Ich weinend aufgeschrieben, was sie sagte,
Dab' ich bedacht und ach, was sie mir klagte,
Das klag' ich oft durch Tage und durch Nächte:
Wir sind ein Spielzeug nur für dunkle Mächte
Und nicht bestimmt, den Göttern gleich zu werden!
Denn ewig irrt und fällt der Mensch auf Erden.

Johannes Kepler auf dem Schöckel.

Von Dr. Richard Prentlich.

Es wird immer zu den stolzeſten Erinnerungen der Hauptſtadt Graz gehören, daß der berühmte Aſtronom Kepler eine nicht unbedeutende Zahl von Jahren in ihren Mauern lebte. Hier war es, wo der junge Gelehrte durch die ihm gewiſſermaßen aufgenöthigte Berufsſtellung als Landſchafts-Mathematicus und Profeſſor der Mathematik auf jene Studienbahn gedrängt wurde, die ihn zur Unſterblichkeit führte. Hier erſand und ſchrieb er ſein geniales Erſtlingswerk (Mysterium cosmographicum), das, wiewohl nur eine phantasiereiche metaphyſiſche Speculation, ſchon den Keim der wunderbaren Frucht in ſich trug, welche in ſeinen drei die Sternkunde reformirenden Geſetzen zur Reife gelangte.

Hier lernte der junge Mann auch das Geſheimniß der Liebe kennen und nahm ſich eine ſchöne Grazerin zur treuen Ehegeſponnin. Bald hätte er durch dieſen Schritt ſich auch dauernd an die Steiermark geſeſſelt, wenn ihm nicht der gänzliche Umſchwung der religiöſen Verhältniſſe im Lande den Wanderſtab in die Hand gedrückt hätte.

Er zog gern und ungeru von Graz fort. Gerne, weil ihm die Einladung des kaiſerlichen Aſtronomen Tycho Brahe, Teilnehmer und Gehilfe bei deſſen Arbeiten zu ſein, reiche Gelegenheit zu bieten ſchien, die bereits zum Lieblingsſtudium gewordene Aſtronomie mit Erfolg zu betreiben, während die

ſteieriſche Landſchaft den Fortbezug ſeines Gehaltes an die Bedingung knüpfen wollte, daß er mit Beiſetzung der Aſtronomie die ärztliche Laufbahn einſchlage.

Aber er verlieh auch ungerne die Steiermark, die ja das geliebte Vaterland ſeiner Frau und Stieſtochter war, wo ſie beide ein nicht unbedeutendes Hab und Gut unter der Verwaltung fremder Hände zurücklaſſen mußten.

Dieſer Umſtand war es auch, welcher ihn nach einem kurzen Abſein von ſechs Monaten wieder nach Graz zurückführte. Kepler hatte ſich nach ſeiner Ankuft in Prag in allen ſeinen Erwartungen arg getäuſcht geſehen. Die Abſchließung des Vertrages in Betreff ſeiner Stellung bei Tycho Brahe und die Zuſicherung und Anweiſung eines entſprechenden Gehaltes aus der kaiſerlichen Kaſſe fand trotz aller ſchönen Verſprechungen fortwährend Hinderniſſe. Um ſo verbrießlicher war es, daß ihn ein viertägiges Fieber, das er ſich auf der Reiſe zugezogen hatte, arbeitsunfähig machte, weßhalb er ſich nicht einmal auf ſeine Dienſtleiſtung berufen konnte. So verfloß die Zeit nutzlos und zehrte ſeine Geldmittel auf, welche die Reiſeauflagen ohnehin bedeutend geſchmälert hatten. Binnen vier Monaten hatte er für ſein Hausweſen in Prag, wo es viermal ſo theuer als in Graz zu leben war, hundert Thaler verbraucht, worüber

seine etwas „Kuge“ Gattin zu schmälern kein Ende fand. Im Februar 1601 gefielte sich zu dem Fieber ein gefährlicher Husten. Kepler hielt sich bereits für einen Candidaten der Pestil und begann schon an einen baldigen Tod zu denken.

Seine Schritte, anderwärts eine bescheidene Stellung zu finden, zeigten sich vergeblich. Nun waren auch die Geldsendungen aus Graz ausgeblieben, dafür die Nachricht gekommen, daß Jobst Müller, der Vater seiner Frau, das Zeitliche gesegnet habe. Da wurde denn der Beschluß gefaßt, daß Kepler selbst nach Graz reisen und nach der Lage der Dinge sehen sollte. Er erwartete auch von der gesunden steirischen Luft die Genesung von dem bösen Fieber, was dann auch wirklich erfolgte.

So traf denn Kepler im April 1601 wieder in Graz ein und weilte dort bis Ende August.

In die Zeit dieses Aufenthaltes fällt seine Befreiung des Schöckels, deren Ergebnisse den Vorwurf dieser Zeilen bilden.

Der Schöckelberg, so bekannt und interessant er auch den Grazern sein mag, erfreut sich doch keines solchen Beltruhmes, daß man nicht um der auswärtigen Leser willen einigen Vorbericht über denselben geben dürfte.

Der Schöckel, nordwärts von Graz, nach Kepler's Angabe zwei Meilen entfernt gelegen, mag unbestritten für einen imposanten Berg gelten. Seine Seehöhe beträgt zwar nur 1436 Meter, wird daher von sehr vielen Bergen des Landes bedeutend übertroffen; aber durch seine Lage, indem ihn kein Nachbar überragt, wird er zum Beherrscher der ganzen Umgegend, zumal der fast zu seinen Füßen liegenden Stadt Graz und des weithin sich erstreckenden ebenso fruchtbaren als romantischen Grazerfeldes. Dem Wanderer, der von Süden und noch mehr jenem, der von Osten kommt, winkt er von weiter Entfernung als sicherer Wegweiser in's norische Gebirge. Als Markstein und Grenz-

thurm der hinter seinem Rücken fort und fort aufgebauten riesenhaften Gebirgswälle muß er schon in ältester Zeit für die Anwohner und für die südostwärts gelagerten Völker von Bedeutung gewesen sein. Wie er dem Noriker als Ausflugsplatz auf das Nachbarvolk in der Ebene gebient haben mag, so dem Pannonier als Orientierungspunkt bei Wanderzügen.

Die Römerstraße von Arabona (Naab), wie die von Acincum (Ofen) wand sich von ihrem Knotenpunkt Sabaria (Steinamanger) aus längs des Naabthales diesem Bergkoloße zu, überstieg die Pässe desselben und bohrte sich so einen Zugang in das Gewirre der Alpenberge.

Als die Fluthen der Völkerwanderung sich von Osten her in unser begehrenswerthes Land wälzten, mag die schon von Römershand wohlbesetzte Klamm am Fuße des Berges oft genug der Schauplatz heroischer Kämpfe gewesen sein.

Hier faßte auch der Slave festen Fuß. Ihm galt der Grenzberg als Falke (sokol), weithinspähend in's Land.*) Es dürfte nicht allzu gewagt erscheinen, den sonst undeutbaren, in alter deutscher Urkunde sekkil geschriebenen Namen des Berges aus jener Zeit abzuleiten, wo das Slavenvolk fast im ganzen Lande gebot**).

*) Der Name Schöckel kommt in Steiermark außerdem vor im Aflenzhale für einen Wald, bei Kapfenstein für eine Gegend und oberhalb Leoben für einen Kogel. Bei weitem häufiger findet sich in slowenischen Ortsnamen das slavische Sokol zu Grunde liegend, so z. B. wie Satel bei Lichtenegg und Satel bei Fraßlau, Satelberg bei Döberpölgau u. s. w. Wie einladend diese Bezeichnung zur Bildung von Ortsnamen gewesen war, beweiset Obersteier, wo Hattenbach, Hattenberg, Hattenburg, Hatten-dorf, Hattenmayer und Hattenstein vorkommen.

**) Man hat am Abhange des Schöckels römische Grabsteine und auch andere Ueberreste alter Bauten gefunden. Vor einigen Jahren sah man dort noch zwei alte zerfallene große Bögen, einige hundert Schritte von einander entfernt, aus Ziegeln von ungewöhnlicher Größe und Dicke erbaut. Sie reichten wie eine Brücke von einem Felsen zu dem andern.

Sei dem wie immer, an seiner kriegerischen Bestimmung als Wachtthurm haben die Jahrhunderte nichts geändert. In den Schreckenszeiten, wo die Steiermark die Vorwache gegen den Erbfeind der Christenheit halten mußte, blickte man oft genug ängstlich auf seinen Gipfel, von wo aus das aufkammende Kreuzfeuer den Alarmruf in alle Gauen that, die waffenfähige Mannschaft aufbot und die Wehrlosen zur Flucht aufforberte.

Wenn heutzutage an schönen Sommerabenden auf seiner Höhe ein helles Feuer emporlobert, ist es freilich nur das Freubezeichen einer lustigen Schaar Gebirgsfreunde, die daselbst übernachtet, um sich am Prachtschauspiele des Sonnenaufganges und an der herrlichen Fernsicht zu setzen.

Solche Vergnügungsausflüge auf den Schödel hat man von Graz aus auch schon im sechzehnten Jahrhundert gemacht; dies geht deutlich aus der Art und Weise des Berichtes hervor, den Kepler über seine Schödelpartie machte. Er war also damals schon für die Grazerstadt das, was der Rigi für Zürich ist.

Natürlicherweise stammt seine Rolle als Wetterprophet auch aus alter Zeit. Kepler erwähnt derselben mit den Worten: „Wenn der Schödelberg, wie die Grazer zu sagen pflegen, einen Hut auf hat (d. h. wenn eine Wolke den Gipfel verhüllt) und dieser unverändert bleibt, so kömmt Regen.“

Aber auch der Schödelwind, den Grazer wohlbekannt, war für Kepler als Kalendermacher Gegenstand der Beobachtung. In seinem „Schreib-Kalender“ für das Jahr 1599 stellt er denselben sogar in Bezug mit der Pest, welche 1598 die Gegend verheerte. „Die leut allhie“ — heißt es wörtlich in seiner Practica — „habens in achtung genommen, das die wetter mehrertheils das Land herauff von Rärnerischen gebürg hergezogen. Wenn dan nun der Schödel dem entgegen steht, und den wind in seine Klüppen hin und her aufgefangen: dannen hero

möcht man die raittung machen, warum diese reifer vor andern disen Sommer mit der Infektion geplagt werden.“

Daß aber der Schödel selbst als „Wettermacher“ austritt, werden wir später in Kepler's Bericht über denselben finden.

Kepler kömmt auf seine Schödelbeobachtungen bei zwei verschiedenen Anlässen in seinen wissenschaftlichen Abhandlungen zu reden*. Da beide Berichte mehreren Inhalt gemeinsam haben, so empfiehlt es sich für unsere Weitergabe derselben, beide so ineinander zu fügen, daß Wiederholungen wegfallen. Im übrigen möge Kepler in eigener Person berichten**):

„Ich bestieg den Schödel in der Absicht, um die Bodenerhebung aus dem Verhältnisse von zwei Bergen mittelst der Wassermage zu messen.

Der Berg ist steil und von bedeutender Höhe. Er überragt alle umliegenden Berge, die aber wirklich auch nicht nieder sind, im relativen Höhenmaße um das halbe Viertel einer deutschen Meile. Ich fand, daß sich derselbe über den Berggipfel, auf welchem das Schloß Wildon liegt, um die fünffache Höhe des Thurmes von Straburg erhebt***). In der That

*) Das einamal erwähnt Kepler derselben gelegentlich einer Erklärung über das Wesen der Winde, womit er eine wissenschaftliche Frage des David Fabricius (2. December 1602) zu beantworten sucht; das anderemal benützt er seine Schödelbeobachtungen, um im Gegensatz zu Blutarch seine Ansicht zu beweisen, daß nicht die dunkeln, sondern die hellen Stellen im Monde Meere wären. (Astronomiae Pars Optica VI.) Uebrigens hatte er sich hierin geirrt, was er bald darauf in seiner Dissertation „De nuncio sidereo“ selbst darthat.

**) Beide Berichte sind in lateinischer Sprache geschrieben. Die Uebersetzung suchte dem Urtexte mit möglichster Treue zu folgen.

***) Der Thurm zu Straburg ist 142 Meter hoch, die fünffache Höhe beträgt also 710 Meter. Der Wildonberg hat eine relative Höhe von 268 Metern. Somit würde nach der Messung Kepler's die Höhe des Schödel's 978 Meter betragen haben. Die verdollommene Weise der Höhenmessung in der Neuzeit gibt dem Schödel mit Beziehung auf den Boden von Graz eine Höhe von 1080 Metern.

gewährt der Blick auf die übrigen Hügel der unteren Gegend, welche sich auf zehn deutsche Meilen und darüber ausdehnt, dem Beobachter kein anderes Bild, als das einer Wiese, auf welcher Heu zu Schobern aufgehäuft liegt.

Es war an einem Sommertage, als wir ihn bestiegen. Anfänglich war die Luft hell und heiß, während wir aber auf der Höhe des Gipfels weilten, bildete sich unten am Berge Nebel. Es ging damals in dem zwei Meilen entfernten Graj ein schweres Ungewitter mit Donnerschlägen nieder, wir aber hörten von demselben nichts.

Wir sahen alles, was unter uns lag, bis auf die weithin liegenden Berge, deren Lage sich wohl errathen ließ, die man aber wegen der finsternen, dunstigen Atmosphäre nur schwer sehen konnte. Als das Ungewitter ausgeföhrt hatte, gelang dies besser.

Neben uns und unter uns sahen wir Wolken in der Luft hängen, schauerlich klastend und mit ungeheurer Schnelligkeit dahinsahrend; über uns hatte bisher noch immer die Sonne geleuchtet. Plötzlich fuhr eine Wolke, als wäre sie rasend geworden, vom Fuße des Berges hinauf bis zum Gipfel und strich schief über uns hin. In demselben Augenblicke wurden wir von einem eiskalten, mit Hagel gemengten Regengusse überschüttet.

Wie sich dann die Wolken von jener Vergleite verzogen, wo sich die Fernsicht nach Ungarn und gegen die türkische Grenze aufthut, da gab es ein wundervolles Schauspiel. Ueber uns verhüllten Wolken den Himmel, unter uns strahlte das hellste Licht. Jetzt nämlich beleuchtete die Sonne die unterhalb liegende Gegend so stark, daß ein von mir ausgebreiteter Bogenpapier von der Erde her mehr Licht erhielt, als von oben, wo die Wolke den Berg beschattete. Und in diesem hellen Lichte erschien die ganze Gegend, zum Theile in's Schwärzliche spielend, wo Wälder lagen, dann wieder in grellen Farben auf den Saatsfeldern und grünen Wiesen, an

anderen Stellen röthlich von den vielen Brachseldern. Die Mur jedoch, welche die Gegend mitten durchströmt, wie wohl damals angeschwollen und trübe, übertraf die Heiligkeit des Landes mit außerordentlichem Glanze.

Das kam von daher, weil ich durch die Steilheit des Berges einigermassen in eine senkrechte Stellung zu derselben gerathen war, wodurch die Strahlen von unten her geradliniger einfallen konnten. Wie aber wäre es gewesen, wenn ich die ganze Erde in fast gerader Linie hätte anschauen können?...

Auf dem Schödel befindet sich ein tiefer Schlund, ein Abgrund, woraus so häufig gewitterbringende Ausdünstungen aufsteigen, daß eine uralte Sage geht, es entstände jedesmal ein Hagelwetter, sobald jemand ein Steinchen hineinwirft. Natürlich! denn es hagelt hier sehr oft, mögen Steine hineingeworfen worden sein oder nicht. So wenigstens scheint nach meiner Meinung diese grundlose Sage entstanden zu sein. Wir waren auf dieses Wetterloch nicht gestoßen und dennoch hatte es ein Hagelwetter gegeben; es müßte nur der Fall gewesen sein, daß wir den Berg schon durch unsere Besteigung in Harnisch brachten."

Hiermit endet der beschreibende Bericht Kepler's; die wissenschaftlichen Deductionen und Hypothesen, welche sich angeschlosssen finden, gehen über den Zweck unserer Darstellung hinaus.

Das optische Schauspiel, das Kepler auf dem Schödel beobachtet hatte, gab aber nicht bloß seinem Scharfsinne Anlaß zu tieferem Forschen, sondern erregte auch seine stets lebhafteste Phantasie mit solcher Macht, daß er den tiefen Eindruck in einem weihenollen Gedichte feierte*).

„Ich fand mich im Geiste“, erzählt er in seiner Optik, „auf den Gipfel des Atlasgebirges versetzt, dort wo er hoch über die Luftregion hinausragt.“

*) Die Verse, im elegischen Maße (lateinisch) gedichtet, finden sich in Kepler's „Optica“ in dem Abschnitte über die Ursachen, warum man bei Tage keine Sterne sieht.

„Raum war entschwunden die Nacht in neu
sich verjüngendem Taglicht.

Da zog dunkel heran tief zu den Füßen
Gewölkt'.

Aber, o Wunder! die Luft, die dampfend
den Erdkreis umvoget,

Flammt im Wiederstrahl, gleichwie ein leuch-
tend Gestirn.

So bemalt und bestrahlt aus dunkeln Ge-
wölkte im Winter

Frühgefallener Schnee Städte und Felder
mit Licht.“

Mossirend fügt Kepler bei: „Fast
ebenso war es, als ich oben am Schödel
stand.“

„Damals erglänzten die Stern', als herrschte
die nächtliche Stunde,

Während am Firmament flammend die Sonne
sich hob.“

Wer sollte den ernstern, tiefsinnigen
Gelehrten nicht bewundern! Trotz der
Nüchternheit der mathematischen Verstan-
desarbeit, die seine Lebensaufgabe bildet,
huldigt sein inniges Gemüth dem süßen
Reize der Poesie und reicht ihm in
weihevoller Stunde die Lyra zum be-
geisterten Gesange!

So dünkt er sich ein Titan auf
dem Gipfel des Berges, während ihn
in der unfernen Stadt am Fuße des-
selben die kleinlichsten Sorgen der Welt
erwarteten, um darentwillen ihn die ängst-
liche Ehefrau dorthin genöthigt hatte. In
einem erst kürzlich von Prag eingetroffe-

nen Schreiben*) hatte sie ihm dieselben
abermals mit echt weiblicher Beharr-
lichkeit vorerzählt: „Sehet in der Stadt
nach den Betten und allem Haus-
geräthe; sehet, was mir in der Theilung
(der väterlichen Hinterlassenschaft) zu-
kommt und schreibt es alles auf. Sehet,
daß alles in gute Verwahrung kommt.
Sehet in den Weingarten hinauf, wie
es steht. Grüßet die Frau Mutter und
die Freundschaft und die Hausleute,
sofern Ihr in das Haus kommt; sehet
aber auch für, daß Ihr nicht in's Un-
glück kommt. Kauft mir auch einen
kleinen Rettengürtel, meiner ist schon
zerrissen“ u. s. w.

Als Kepler im September 1601
in die Arme seiner Frau zurückgekehrt
war, wird er wohl über alles dies gute
Auskunft gegeben haben. Daß ihm aber
die Schödelpartie in der angenehmsten
Erinnerung blieb, beweisen die inter-
essanten Aufzeichnungen, mit denen der-
selbe seinem wißbegierigen Freunde
David Fabricius, und wir dem geehrten
Leser eine Unterhaltung zu bieten
suchten.

*) Das Schreiben seiner Frau aus Prag
vom 31. Mai 1601 datirt, brauchte, freilich durch
Privatgelegenheit spedirt, fast einen Monat
bis zum Einlangen in Graz. Dasselbe gab Ant-
wort auf ein Schreiben Kepler's, worin er
unter anderem berichtete, daß er vom Fieber
genesen sei. Es ist uns aber leider nicht er-
halten worden.

Träume und Ordensgeschichten.

Erinnerungen von Bauernfeld.

In jedes Menschen Innerem schlummert ein Geheimnißvoll-Unbewußtes, welches, im Stillen wuchernd, zu irgend einem Momente in einer Erscheinung, Thatfache oder Willensäußerung sich kundgibt, die mit dem übrigen Wesen des Individuums in durchaus keiner Verbindung zu stehen, ja der Gesamt-Individualität geradewegs zu widersprechen scheint. Das soll nur als einfache psychologische Bemerkung gelten und ohne Nebenblick auf die Hartmann'sche Philosophie. Es handelt sich einfach um eine Erfahrung oder Entdeckung, die ich an mir selber gemacht und die sich mir hinterher und nach langen Jahren kaum als Wirklichkeit darstellt, sondern mehr wie ein Lust- oder Traumbergeilde.

Nun sind aber häufig die Träume selbst eine Art Wirkliches oder spielen in das reale Dasein des Träumers über, in sein körperliches Leben wie in sein sittliches. Im Traume ist Wahrheit. Der Traum verräth nicht selten den Trieb des Herzens, und wer seine Träume beachtet, kann so Manches im Guten wie im Schlimmen über sich erfahren. Das wußten auch die Alten und hielten darum auf ihre Traumdeuter und Traumorakel. Des Spaniers: „Das Leben ein Traum“ und des Oesterreichers: „Der Traum ein Leben“, beide Dramen beschäftigen sich poetisch mit diesem Seelenleben ohne Körper: Traum genannt. Besonders das zweiterwähnte Schauspiel. Der junge Rustan, der Mensch der Wirklichkeit, welcher darin die Hauptrolle spielt, reiseflüchtig und nach Abenteueru lechzend, wird in seinem Traumleben ein Held, wie er sich's

längst im Stillen ersehnt, bis nun die unglückliche Katastrophe eintritt, die er sich nach seinem Erwachen zu Herzen und zur Lehre nimmt und demgemäß seinen ehrgeizigen Plänen entsagt. Der Dichter hat den Träumen seines Helden die und da kleine psychologische Häkchen beigelegt, Erinnerungen und Mahnungen aus Rustan's Privatleben, auch Züge seines Privatcharakters, die den phantastischen Traumphelden stützen und an sich selber zweifeln machen. Vortrefflich! Grillparzer liefert da eine völlige Physiologie des Traumes, und man kann nicht begreifen, weshalb sich die deutschen Theater das höchst interessante Stück entgehen lassen, welches in Wien noch immer seine volle Wirkung macht. —

Ich bin noch lange nicht fertig mit meinen Träumereien. — Welcher Student träumt nicht vom Examen und von der Angst, die er dabei ausgestanden? Mich selber verfolgte dieser ominöse Traum noch lange nach der Studienzeit.

In einem solchen Traum hatte ich beschlossen, mein Jus nicht fortzusetzen und Schauspieler zu werden. Ich erwachte als längst absolvirter Jurist und als Beamter. Aber die Begierde des Knaben oder halben Jünglings, die Bretter zu betreten, hatte sich in dem späteren Traume auf's Neue in Erinnerung gebracht. — In einem meiner Studenten-Träume besand ich mich im alten Rom. Auf der via sacra begegnete mir ein Wiener Gasthausbekannter; er trug aber eine Toga und nannte sich mir Zugurtha. Ich war erstaunt und konnte gar nicht begreifen, wie denn dieser große Mann und jener lang-

weilige Burſche Eine und dieſelbe Perſon ſein ſollten. Hierauf beſuchte ich Cicero und fand ihn genau im Habit unſerer Profefſoren vom Schottengymnaſium, wie er eben „Penſa“ ausbeſſerte. — Ich war längſt kein junger Menſch mehr, als ich ſieberkrank zu Bette liegend von Napoleon träumte, den ich als Knabe Einmal geſehen und von Kaiſer Franz, bei welchem ich zweimal Anzien genommen. Die beiden Kaiſer ſpazierten in meinem Traum friedlich mit einander auf und ab, Cigarren rauchend. Plötzlich wurde aber Wien beſchoſſen und es rekapitulierten ſich mir alle die Fährlichkeiten, wie die Angſt, die ich im Jahre 1809 ſammt den Meinigen in Wirklichkeit ausgeſtanden. —

Wenn das Leben überhaupt ein Räthſel iſt, ſo iſt es der Traum nicht minder; unleugbar aber iſt und bleibt es, daß wir im Leben bisweilen handeln wie im Traume und ſo in einer einzelnen Handlung gelegentlich auch wie aus dem Charakter fallen oder zu fallen ſcheinen. Eine derlei That, deren ich mich frei anklagen will, mag hiezu als Beleg dienen. —

In das Jahr 1824 fällt die Vermählung des Erzherzogs Franz Karl und der Prinzefſin Sophie von Baiern. Die feierliche Ceremonie ſollte in der Auguſtinerkirche abgehalten werden; natürlich daß nur fürſtliche Perſonen oder hohe Würdenträger dabei Zuſaß finden konnten und ſelbſt mancher altadelige Name ſich wohl vergebens um eine Eintrittskarte bewerben mochte. Nun hatten wir jungen Leute die ſchöne und ſtattliche Prinzefſin bisweilen von weitem geſehen und waren von ihrer anmuthigen Würde hingeriſſen, ja, Freund Moriz Schwind gerieth in ein förmliches Schwärmen für die Dame. Der Auffahrt zur Kirche am Hochzeitstage wenigſtens auf der Straße beizuwohnen, war von uns Allen beſchloſſene Sache und ſollten wir Arme und Beine dabei riſkiren; der kühne Gedanke, in das Schiff der Kirche einzubringen, kam

als pure Unmöglichkeit gar nicht zur Erörterung. Als aber Einer anſang, Schwind und mich wegen unſerer Verehrung der Prinzefſin zu häſeln und ſich ironiſch äußerte: „Euch Beide, als Ober-Bewunderer, wird man doch wohl in irgend einen Winkel zu laſſen müſſen!“ da regte ſich in mir ein Dämon und ich erwiderte voreilig: „Warum nicht? Was gilt's, ich komm' in die Kirche!“ — Ich ſagte das nicht, um zu prahlen, noch hatte ich auch nur den entſerteten Hintergedanken, irgend einen Schritt zu unternehmen, um mein raſch hingeworfenes Wort einzulöſen. Es war mir eben ſo herankgeruſcht — unbewußt. Die Anderen lachten. Man dachte nicht weiter daran. Ich ſelbſt aber war ärgerlich über mein vorlautes Weſen, und konnte den Tag über ein unbehagliches Gefühl nicht loswerden: Da wollte es der Zufall, daß einer meiner Freunde, der Oberlieutenant Mayerhofer von Grünbüſel*), Abends zu mir in's Zimmer trat. Er hatte früher in der Marine gebient und war ſeiner Zeit mit im Gefolge auf dem Schiffe, welches die Erzherzogin Leopoldine nach Rio Janeiro gebracht, als Braut des Prinzen Pedro, ſeit 1822 Kaiſers von Braſilien. Bei Gelegenheit der feierlichen Vermählung erhielt Mayerhofer den braſilianischen Chriſtusorden, den man auch um den Hals tragen konnte und der wohl mehr Lärmen machte als er werth war. Wie ich aber das goldene Kettlein (das Abzeichen des Ordens) an der Uniform des Freundes gewahrte, traf es mich wie ein Blitzſtrahl. —

„Freund, leiſh mir Deinen großen Orden für morgen Vormittag!“ rief ich ihm gleich nach dem Eintritt zu. —

„Ich? Meinen Orden? Wiſt Du geſcheidt?“ —

„Nein, aber ich habe mein Wort verſpändet und ich will morgen der erzherzoglichen Hochzeit beiwohnen.“ —

*) Geſtorben vor einigen Jahren als Feldmarſchall-Lieutenant.

Mayerhofer suchte mit den Unsinn auszureden, der obendrein zu nichts führen konnte, da ein Orden ohne Karte durchaus nicht genügte, um den Eintritt in die Kirche zu sichern.

Ich meinte aber, es sei immer einen Versuch werth. Mayerhofer, schon als junger Mann ernsthaft und ehrenfest, ließ sich trotzdem vor meinem Leichtsinne beschwären, der ihm als Militäristen noch weit schlimmer zu sehen kommen konnte als mir selber. Ich wollte mir, wenn auch nur für ein paar Stunden, einen Orden anmaßen, der mir nicht zukam, der Offizier bot seine Hand dazu. Wir beide hätten somit eine „schwere Polizeübertretung“ begangen, wie das Ding damals hieß, ein Geschwisterkind zum Verbrechen. Monatelanger strenger Arrest, falls der Frevel aufkäme, konnte die Folge sein. Vermalen ist die Geschichte längst verjährt, darum darf man sie erzählen.

Am nächsten Vormittag lenkte nun der Jantschly-Wagen, den ich gemietet, mühsam mit mir in die Equipagenreihe ein. Schwarz gekleidet, und das glänzende Geschmeide um den Hals, gelangte ich endlich nicht ohne Herzklopfen bis an die Pforte der Augustinerkirche. Dort stieg ich aus. Der Eingang war von ein paar Grenadiern bewacht und von einem Hofsdiener, welcher die Eintrittskarten in Empfang zu nehmen hatte. Ich schritt fest auf die Pforte zu. Die Schildwache, meinen Ordensschmuck gewahrend, zog das Gewehr an, der Hofsdiener näherte sich mir ehrerbietig — ich machte eine ablehnende Handbewegung, welche andeuten sollte: eine Karte sei von Personen meiner Art gar nicht abzuverlangen, nicht vornehm-freundlich mit dem Haupte und trat an dem verblüfften Menschen vorüber festen Schrittes in die Kirche. Dort wies man mich auf den Chor, wo ich, auf einem der vordersten Sitze, der Ceremonie vom Anfang bis zu Ende ungestört beiwohnte. Der entlehnte Orden hatte mehr als seine Schuldigkeit gethan, da er auch

die Aufmerksamkeit einer reizenden Sitznachbarin auf sich und mich lenkte. Sie und eine andere Dame hatten eifrig beflissen zusammengedrückt, um mir Platz zu machen, ich schob mich zwischen Beide hinein. In der Unterhaltung, die sich bald entspann, war die Neugier der Schönen leicht bemerkbar, die sich bemühten, herauszubringen, welcher Fürst oder Graf denn unter dem Schmuckträger verborgen stecke. Ich war aber schlau und zurückhaltend, wußte mein Incognito zu bewahren.

Wenn ich hinterher über jenen Narrenstreich nachdenke, so kann ich kaum glauben, daß ich selber es war, der ihn ausgeführt, so sehr ist er im Widerspruch mit meinem sonstigen Wesen und Gebaren. Doch kein Zweifel! Wir handeln ab und zu unbewußt und wie im Traum. Wenn wir aber eine tolle Handlung vollführen, die uns gar nicht „gleich sieht“, so mag wohl etwas der Eulenspiegelei Analoges verborgen in unserer Seele schlummern.

Das war der erste und einzige Orden, mit dem ich mich jemals geschmückt, und die Begierde nach derlei glänzendem Spielzeug ist mir auch immer fremd geblieben.

Im März 1866 wurde mir aber ein solcher angeboten. Die mexikanische Gesandtschaft in Wien setzte mich nämlich in Kenntniß, daß mir Kaiser Max den Guadalupe-Orden verliehen habe. Ich erlaubte mir, auf die Annahme dieser Decoration zu verzichten, was man mir auch bereitwilligst zugestand. Zu Anfang dieses Jahres 1872 brachten die Wiener-Journale gelegentlich meines nahen siebenzigsten Geburtstages verschiedene Notizen, worin von Auszeichnungen die Rede war, welche mir in Aussicht stünden. Ich besprach mich hierüber mit meinem Freunde, dem Minister Unger, welcher der Meinung war, die Regierung müsse allerdings etwas für mich thun. „Willst Du vielleicht in's Herrenhaus kommen?“ fragte er mich. Ich äußerte durchaus kein

Verlangen darnach. Mit einer Erhöhung meiner ohnehin geringen Beamtenpension erklärte ich mich aber vollkommen einverstanden. Am Morgen des 13. Januars gingen nun die Gratulationen los! Unser wackerer Bürgermeister Felder fand sich ein, Hofrath Dingelstedt mit den Regisseuren und einem — Lorbeerkrantz, verschiedene Vereine folgten, die Studentenschaft u. s. w. Da kam auch unser damaliger Hoftheater-Intendant, der liebenswürdige Graf Wrbn a, und überbrachte mir einen Brillantring von Seite des Kaisers. Ich erklärte dem Herrn Grafen danknehmend, daß ich mich über diese Gabe doppelt freute, da ich besorgt hatte, man würde mir etwas anbieten,

wofür ich kein Verständniß hätte, nämlich: einen Orden. Während Graf Wrbn a seine Ansicht aussprach, daß so ein Ding zuletzt doch nicht vom Uebel wäre, öffnete sich die Zimmertür und herein trat — echt dramatischer Effect! — Seine Durchlaucht, der Herr Premier Fürst Adolph Auerzperg, um mir das Comthurkreuz des Franz-Josef-Ordens eigenhändig zu überbringen.

Ich gedachte des Ordens von anno 1824, den ich mir gesetzwidrig angeheftet, während mir die Decoration von 1872 ohne mein Verschulden geradenwegs in's Haus gefallen. Damit sind meine Traum- und Ordensgeschichten zu Ende.

Altweibersommer.

(Stimmungsbildchen.)

Es saß ein altes Weib im Sonnenstrahl;
Altweibersommer war's und warmer Morgen.
Das Antlitz trug von vielen hangen Sorgen
Vergang'ner Tage die gesuchten Male.

Ein süßer Friede ruhte in dem Thale,
Und zarte Händchen zogen in den Lüften,
Sie schienen nur gewebt aus Aetherdüften,
Entschwunden selbst dem hohen Himmelsaale.

Ich konnt' der Alten die Gedanken lesen:
Vor Zeiten, die sich längst veraltet haben,
Ist auch sie selbst so zart und mild gewesen.

Das Leben theilte ungleich ihr die Gaben;
Es wechselte im Guten und im Bösen; —
Wald wird sie still und ohne Schmerz begraben.

A. Siedenburg.

Vom kleinen, ewigen Krieg.

Studie von F. A. Barriero.

Das Schauspiel der Verfolgung in der Thierwelt, „Kampf um das Dasein“, wie ihn Darwin genannt hat, das ewige Schauspiel, wie das kleinere und schwächere Geschöpf von dem größeren angegriffen, überwältigt und verzehrt wird: die Taube vom Sperber, das Kaninchen vom Fuchs, die Maus von der Katze, das Reh vom Wolf, die Antilope vom Tiger und Löwen u. s. w., dieser ewige unerbittliche Kampf nimmt ganz andere Dimensionen an, vervielfältigt sich in einer vom Menschenauge kaum noch zu überblickenden Ausdehnung und Großartigkeit in jenem Diminutivreiche der Insecten, welches wir mitunter kaum der Beachtung würdigen mögen. Wir haben uns auch angewöhnt, die Hauptvertilger in der Insectenwelt in einer höheren Ordnung der Thiere zu suchen und die Ansicht ist gang und gebe geworden, daß die Vögel, namentlich die Singvögel es seien, welche weitaus die meisten Kerbtbiere, Larven, Maden, Käfer, Raupen, Blattläuse und anderes „Ungeziefer“ fressen. Wahrscheinlich ist aber, daß von den braven Singvögeln nur ein ganz kleiner Theil dieser wichtigen und erfreulichen Arbeit besorgt wird, daß die genannten Herrschaften die Vertilgung unter einander besorgen, die Größeren und Stärkeren, die Schnelleren und Gewandteren im Kampfe mit den Kleineren, Schwächeren und Hilflosen. Man weiß, daß der sogenannte Schnellläufer, der Goldkäfer, einer der grimmigsten Raubkäfer ist, welcher die größte Zeit des Tages ununterbrochen auf den Beinen ist, um kleinere Insecten zu erjagen und zu vertilgen. Die Schwalbe vertilgt an

einem Tage unzählige Fliegen und Mücken; aber es ist fraglich, ob ihre Thätigkeit sich messen kann mit jener des Goldkäfers, der Spinne und anderer Wurminsecten, welche ununterbrochen auf der Jagd nach der Fliege sind und die Maden derselben aufzufinden und zu zerstören wissen. Man nimmt auch häufig an, daß die gemeine Blattlaus keinen ärgeren Feind habe, als die kleine niedliche Kohl- und Blaumaisse. Sie suchen das Ungeziefer in den erkrankten Blatthüllen, an den saftigen Stengeln der Pflanzen und Stauben und verschlingen es mit einem anerkennenswerthen Appetit. Aber noch ganz andere und viel gefährlichere Feinde hat dieses ordinäre Insect, diese Plage des Gärtners und Blumenliebhabers, und zwar wiederum in der Insectenwelt selbst. Verschiedenartig und vielgestaltig sind die Käfer, welchen die Blattlauskost über jede andere zu gehen scheint. Ein Käferchen, in Größe des Marienkäfers, macht sich in aller Gottesfrühe auf, wenn die Sonne anfängt den Baumstamm zu erwärmen, erklettert Baum und Aeste und geht auf die Suche in den angefressenen und erkrankten Blättern; wo es ein Genist des grünen Ungeziefers findet, dort bleibt es sitzen, nimmt ein Insect nach dem anderen vor und tödtet in einer kurzen Spanne Zeit eine große Zahl. Dem Käferchen macht die große schwarze Ameise energisch Concurrenz, und es ist nichts irriger, als anzunehmen, daß die Ameise, wenn sie einen Baum ersteigt, den Blättern und Blüthen Schaden bringe. Allerdings können die Ameisen, wenn sie in zu großer Menge auftreten, einen Baum

verderben; auch naschen sie gerne vom reifen und süßen Obste, doch braucht man nur den Versuch zu machen und Blätter oder Blüthen eines Pflaumen- oder Birnbaumes in einen Ameisenhaufen zu werfen, man wird finden, daß die Ameisen dieselben entfernen oder umgehen.

Ganz anders verfahren sie dagegen mit einem Gespinnst Raupen oder mit einem Blätterballen, in welchem die Blattlaus sich festgesetzt hat. Diese suchen sie ab und tragen die Körperchen als gute Beute in ihr Lager. Die Ameise gehört überhaupt nicht zu den Vegetariern; sie zieht die Fleischkost unbedingt jeder andern vor und für sie scheinen todtte Käfer, Raupen, Insecten aller Art in die Fleischspeise zu rangiren. Sie stellt dieselben in eine Linie mit der todtten Maus, dem Maulwurf, der todtten Eidechse, der Schlange u. s. w.

Eine besondere Wuth scheint die Ameise auf den großen Goldkäfer, auf den Hirschkäfer und andere starke Hornschrüter zu haben. Findet eine Ameise in einem Gartenwege einen zertrretenen Hornschrüter, dann hat sie nichts Eiligeres zu thun, als ihre Genossinnen herbeizuholen. Mit vereinten Kräften macht sich dann eine Anzahl an die Arbeit, um den Kolosk in die Nähe des Lagers zu bringen. Oft können die Anstrengungen mehrere Tage dauern. Ja sie versuchen sogar eine todtte Maus in Bewegung zu setzen und bringen mitunter das Experiment fertig. So kriegslustig und tapfer die Ameise kleineren, schwächeren Insecten gegenüber ist, welche sie nach Raubthierart verfolgt und vertilgt, so tolerant und „vernünftig“ benimmt sie sich größeren und fremden Termitenarten gegenüber. Ich habe schon oft versucht, die große schwarze Ameise mit der gewöhnlichen braunen in Berührung zu bringen, und immer machten die beiden Arten nach aufmerksamer Berührung mit den Füßlern kehrt und Jedes ging seine Wege. Anders wird freilich die Sache, wenn

eine schwarze Ameise in einen braunen Haufen geworfen wird; dann fällt die ganze Gesellschaft über dieselbe her und der Rest ist Schweigen. Das geschieht indessen mit jedem Thierkörper, der in einen Ameisenhaufen geräth. Bringt man dagegen eine braune Ameise aus einem entfernten Haufen in einen gleichartigen, dann kann der Fremdling ganz ruhig mitlaufen und mitarbeiten; die Thiere scheinen keinen Unterschied wahrzunehmen.

Die Bienen können sich — wie auch die Ameisen — wenn die Gelegenheit sich gibt, ganz mörderische Schlachten liefern und zwar Schwarm gegen Schwarm, so daß von den Besiegten auch nicht Eine pardonnirt und übrig gelassen wird. Diese vielbelobten Vorbilder des Fleißes und der Ordnung gehen in dieser Beziehung noch über die Russen und Türken. Während eines solchen Bienenkampfes muß selbst der Bienenwater sich in Acht nehmen; auch er wird nicht geschont, denn die Thiere sind aus Rand und Band; sie sind förmlich von Verfererwuth erfüllt. Der Bienenwater opfert mitunter einen matten, schlechten Schwarm, indem er einen jungen kraftvollen Schwarm in den betreffenden Korb setzt; die Ankömmlinge lassen alsdann von der alten Brut kein einziges Individuum am Leben. Noch merkwürdiger ist der Haß der großen Bienenarten gegen die kleineren. Die Bienenzüchter sehen in der Hornisse, in der sogenannten „Herbebremse“ einen der ärgsten Gegner der Zuchtbienen. Neben dem Rothkehlchen, der Nachtigall und einigen anderen Fliegenfängern, ist die Hornisse die größte Bienenvertilgerin. Sie kommt in ihrer rapiden Flugweise, die eher dem Ohre hörbar wird, ehe das Auge sie bemerken kann, über den Schwarm, der eben im Begriffe ist, Honig einzutragen. Sie stürzt, wie der Sperber auf die Lerche, jählings in das dichteste Gebränge, holt sich ein Opfer heraus und fliegt mit demselben pfeilschnell von dannen.

Wer das Kampfspiel beobachtet, findet gewöhnlich, daß sie nicht weit fortfliegt. Sie läßt sich in einiger Entfernung auf einen Gartenzaun, auch auf den Boden nieder und macht ihrem Opfer den Garauß. Sie hat daselbe mit ihren scharfen Fangzähnen gefaßt und tödtet es, indem sie mit dem gekrümmten Leib den Stachel gebraucht. Die Arbeitsbiene mit ihrem kleineren und schwächeren Degen scheint völlig wehrlos dem langen Speiß gegenüber. Doch habe ich einmal in Gesellschaft eines Bienenzüchters gesehen, wie die Hornisse eine ebenbürtige Gegnerin und Siegerin fand. Eine stattliche Hornisse hatte ein halbes Duzendmal ihr Experiment, Bienen zu stechen, wiederholt und stieß plötzlich in der Wuth auf eine kleine, gelbgestreifte Wespe. Statt aber mit der Wespe davon zu fliegen, sahen wir mit großem Erstaunen, wie die Hornisse sich mit ihrem Opfer auf dem Kieswege des Gartens krümmte. Es fand dort ein überaus heftiger und grimmiger Kampf statt, der nicht weniger als zehn Minuten dauerte. Die Bewegungen der beiden Fliegen waren so schnell, daß man alle Aufmerksamkeit aufwenden mußte, um die Details des Kampfes wahrzunehmen. Am schnellsten wand und krümmte sich die kleine Wespe, offenbar um dem tödtlichen Stachel der riesigen Feindin keine Wöße zu bieten. Mit einem Male hörte das Summen auf; die Hornisse lag mit zusammengeballtem Leibe und zerstückten Flügeln da; die Wespe saß triumphirend auf ihrem Opfer und putzte sich nach Fliegenart den Kopf; die Hornisse war todt. Erst mit dem Vergrößerungsglase konnte man die Wunden wahrnehmen: die Hornisse war an verschiedenen Stellen, am Unter- und Oberkörper zerstoßen und maustodt; sie suchte nicht mehr, was bekanntlich durch einen Schlag, oder durch das Zertreten mit dem Fuße von Menschen nicht erreicht werden kann. Die Hornisse gehört wie verschiedene Käferarten zu den Thieren,

welche über die zäheste Lebenskraft verfügen. Wenn man dieselbe halbirt, dann „leben“ und vibriren die Theile noch lange Zeit; erleidet das Thier eine förmliche Quetschung, dann kann daselbe, wenn nur der Kopf verschont blieb, sich gleichwohl wieder zusammenschließen und dem unbesonnenen Untersucher eine überaus schmerzhaftes Wunde beibringen. Die Furcht, welche große Thiere, Pferde, Rinder, Wild vor der Pferdebremse haben, hat schon oft zu Besprechungen Anlaß gegeben. Wenn in einer Baumwiese ein Hornissenest sich befindet, kann man sicher sein, daß die Rinder den Baum meiden und sich in fortwährender Unruhe befinden. Um sich das gefährliche Insect vom Leibe zu halten, wälzen sich die Pferde am Boden und die Rinder rennen mit hochgehobenem Schwewe wie besessen durch die Wiese. Bei der Ausrottung des Nestes gehen die Bauern sehr vorsichtig zu Werke und selbst der sicherste Bienenvater hütet sich wohl, dem Baue in die Nähe zu kommen. Das Hornissenest ist meistens kugelförmig, oder länglich; oft so groß wie eine dicke Kanonenkugel, ein überaus fein construirtes Ding mit zahlreichen Gängen und Höhlungen. In der Vertiefung dieses Nestes vermag die Hornisse ganz anderes zu leisten, als die Arbeitsbiene, wenn eine ungehörige Hand ihren Korb beunruhigt. Sie attackirt den Menschen mit einer Ausdauer und Wuth, die unter anderen Umständen alle Anerkennung verdienen würden. Drei oder vier Hornissen tödteten einen kleinen Hund, der in Begleitung eines meiner Bekannten sich einem Baume, auf welchem ein Hornissenest stand, genähert hatte. Als der Herr dem jämmerlich heulenden Hunde zu Hilfe eilte, attackirten sie auch ihn und nur durch das heftigste Schlagen mit seinem Hute konnte er sich der Angreiferinnen erwehren. Er fing zwei mit dem Hute und tödtete sie, während andere ihren Angriff wiederholten. Der Mann machte dann kurzen Proceß. Er ging nach

Hause, holte sein Gewehr und lud es mit Vogelbunt. Dann stellte er sich in einer Entfernung von fünfzig Schritten vor dem Neste auf und so oft er bemerkte, daß einige Hornissen zum Vorschein kamen, gab er Feuer und vertilgte in einer Stunde die ganze Brut. Man sagt, daß die Hornisse Pferde und Rinder verfolgt, um ihnen eine Wunde beizubringen und ihre Eier in die Oeffnung zu legen. Ich habe einigemal Wunden, die von Hornissen herrührten, untersucht und weder Eier noch Brutspuren gefunden. Die Wunden müssen sehr schmerzhaft sein, denn es bildet sich eine Geschwulst von blauer Färbung, deren leiseste Berührung Zuckungen in dem verletzten Körper hervorruft. Möglich ist es immerhin, daß, wenn das Nest der Hornisse zerstört, oder wenn sie von ihrem Schwarm ausgestoßen wurde, sie ihre Maden auf einen lebenden Körper abzulegen sucht. Mir erscheint aber auch die Version nicht unglücklich, daß sie nur aus Kampflust, aus Lust zur Verfolgung ihre Angriffe auf Geschöpfe ohne Unterschied der Gestalt ausführt. So viel ist sicher, daß in der großen Insectenwelt kein kriegerischeres und gefährlicheres Thier aufzutreiben ist, wie unsere Hornisse. Ich habe Hornissennester oft betrachtet und nie bemerkt, daß die verrufenen Bienenfeinde, wie Rothkehlchen, Rothschwänzchen und verschiedene feine Sänger, sich an die Hornisse gewagt hätten; daßelbe bestätigen mir Leute, welche Gelegenheit hatten, Hornissen jahraus jahrein zu beobachten. Dagegen wird versichert, daß der Kukuk sich aus dem gefährlichen Stachel gar nichts mache und daß dieser brave Jägermann sich mit Vorliebe im Walde in jener Gegend halte, in welcher Hornissen bauen und daß sie für ihn

einen ganz gewöhnlichen und sehr beliebten Braten repräsentiren. Der Landmann entlebigt sich der Plage durch Brandlegung an das Nest, oder indem er Pulver in die Oeffnungen desselben schüttet und anzündet. Dabei muß er einen kalten Frühlingstag abwarten, wenn die Thiere noch nicht schwärmen, oder er muß sie bei nächtlicher Weile überraschen. Der Name, den man der Hornisse gie und da beilegt, „die Bienenräuberin“, ist ein treffender; es ist eine wahre Räuber- und Mörderexistenz. Bei alledem bleibt die Frage noch immer eine offene, ob sie nicht dennoch im Hinblick auf ihre Thätigkeit im Naturreiche und auf die Arbeit des Menschen irgend einen Nutzen schafft. Der Mensch kann einmal nicht anders, als den Standpunkt des persönlichen Vortheils einnehmen und von diesem aus die Dinge beurtheilen. Am meisten Berechtigung hat dieser Standpunkt der Insectenwelt gegenüber. Die Hornisse, welche die Bienen vertilgt, macht sich wahrscheinlich mit demselben Eifer an die schädlichen und lästigen Fliegenarten und bei der Jagdlust und der Schnelligkeit, welche der Jägerin erwiesenermaßen eigen sind, dürfte das Erträgniß eines „Arbeitstages“ kein geringes sein.

Erst in der Neuzeit haben sich berufene Forscher mit größerem Interesse auf die merkwürdige Welt geworfen, welche im „ewigen Kriege“ lebt; man hat die Sprache der Insecten belauscht, man hat ihre Telegraphen-Instrumente untersucht und man ist den wunderbaren Wegen nachgegangen, auf welchen sie Beziehungen knüpfen. Aber selbst diese großartigen Fortschritte und herrlichen Wahrnehmungen repräsentiren nur die ersten, schüchternen Schritte auf einem großen, neuen Gebiete

Aus der Naturgeschichte des Weibes.

Im Volke geht die Sage, daß einige Zeit vor dem Ende der Welt keine Mädchen mehr geboren würden, sondern lauter Knaben. Ob diese Anzeichen nicht heute schon wahrzunehmen sind? Zwar kommen noch in demselben Verhältnisse wie seit jeher Mädchen und Knaben zur Welt, aber die Mädchen streben dem Manne zu, nicht immer in dem Sinne, als wollten sie einen haben, sondern mitunter auch in dem, als wollten sie einer sein. Emancipation! Die Weiber werden männlich. Wenn das so fortgeht, so ist das Menschengeschlecht gefährdet — und solches deutet auf das Ende der menschlichen Welt.

Denn das männliche Element, als wie auch diese männliche Abart der Frau, strebt die Herrschaft über die Natur an, es ist — wie Bogumil Goltz sagt — eine Unnatur. Das Weib aber — das echte — in dessen Schoß die Menschenfrucht reift und an deren Brüsten sie genährt wird, bleibt die Trägerin der Natur und natürlichen Sitte. Das Weib ist die ewige Reaction gegen die Excentricität des Mannes, sie ist die Natur, sie ist das Elementare, dessen sich die Natur bedient, um das Menschengeschlecht zu erhalten. Das moderne Emancipationsbestreben ist gegen diese Natur, daher unhaltbar. Denn mit dem Moment, wo das Weib liebt, stürzt das ganze Gerüst von erheuchelter Selbstständigkeit zusammen. Wo das Weib liebt, will es auch dienen, ganz Hingebung sein; ganz aufgelöst in die allwaltende Macht der irdischen Gottheit, die über den freien Willen hereinbricht: das ist die Mythik der Frauennatur in der Liebe.

Auf solcher Basis stehend mag es wohl interessiren, was der geistvolle und weiserfahrene Bogumil Goltz in seiner „Naturgeschichte der Frauen“ (Berlin, Otto Janke, fünfte Auflage) über die Weiber sagt. Goltz ist durchaus kein feiner Geselle, dort, wo es über die Schwächen und Fehler der Frau hergeht; er thut, als ob er's nicht wisse, wie der galante Weltmann zu stylisiren habe, wenn er ein Buch über die Frauen schreibt. Er behandelt die Frau wie der Botaniker die Pflanze, ohne Rücksicht auf deren Blume, Farbe und Duft; er ist Naturforscher und nicht Sittenrichter und weiß, daß die Frau eben nicht anders sein kann, als sie ist, weil sie Natur, weil sie elementar ist. Er thut ihr aber unrecht, doch nicht etwa, indem er die Frau zu tief stellt, sondern weil er ihr gegenüber den Mann zu hoch hebt. Der Mann, der echte, unvermischte Charakter des Mannes, ist ihm im Gegensatz das geistige und ideale Moment, gleichsam die Seele des Menschen, wo die Frau den Leib repräsentirt. Der Mann ist ihm groß angelegt, wie ein Halbgott; der Mann ist im Stande, sich absolut selbstlos zu opfern, dort, wo sich zwar auch die Frau opfern kann, die es aber nur mit dem Bewußtsein zu thun vermag, daß sie sich opfert, daß sie eine Märterin ist. (Scheint es doch, als wäre hier die absichtslos waltende Natur auf Seite des Mannes, die Reflexion auf Seite der Frau!). Goltz erkennt dem Weibe ungeheure Vorzüge zu, und doch muß er demselben jedes Verdienst absprechen, das ihm seiner heroischen Tugenden wegen von jeher zugekommen ist: „Das Muttergefühl

ist so heilig, süß und schön, wie die Natur selbst, aber so wenig eine sittliche Erscheinung, als die Geschlechtsliebe, die Naturliebe, die Glückseligkeit und die Poesie eine Tugend im engeren Sinne genannt werden kann.“ Besonders in Capitel schrieb Goetz: „Denunciationen gegen das weibliche Geschlecht“, in welchem er die Frau bestmöglich verleumbet, um sie schließlich dem Manne angelegentlichst als — Ehegattin zu empfehlen.

Indeß handelt es sich hier nicht um die Frauen, unter welche ich alter Junggefelle mich nicht einmischen mag, sondern um Bogumil Goetz und sein geistvolles Buch, dessen Art und Standpunkt, auch dessen Widersprüche am besten durch einzelne Aussprüche desselben beleuchtet werden, die hier folgen:

Im Weibe, in seiner Mutterliebe, und im Volke ist die Dekonomie des natürlichen Lebens, des Universums eingeleistet.

Der Naturalismus der Frauen in den gebildeten Ständen ist eben „das ewig Weibliche“, das Element ihrer Liebenswürdigkeit. Der Mann hält die Natur selten gut aus; er wird in bloßer Natürlichkeit gar zu leicht unwissend, grob, tyrannisch, selbstsüchtig, ausschweifend und brutal, wie man das an jedem wohlhabenden und unabhängig gestellten Bauer wahrnehmen kann; aber das Weib neigt von Natur weber zu sinnlichen Ausschweifungen, noch zu plumper Lebensart und Brutalität.

Das Weib sieht und fällt sehr oft mit der Sinnlichkeit. Mit der körperlichen Blüthe verliert sich der himmlische Instinkt, das ideale Element, während der Geist des Mannes seine Wurzeln im Weltverkehr hat und spät noch Früchte trägt.

Wenn ein Weib liebt, so liebt es mit gänzlicher Hingebung aus allen

Kräften des Gemüths; während der Mann im Stande ist, mit einer Phryne im sinnlichen und mit einer Heloise in einem platonischen Liebesverkehr zu stehen.

Ein Weib, welches sich einmal in der Hauptsache vergaß, ist wie ein Strumpf, der an der Spitze aufgegangen ist: er hält keine Masche mehr fest.

Die Frauen haben den Rhythmus des Herzens, aber nicht des Kopfes.

Es ist Thatsache, daß der gewaltigste Mann, daß kein Heiliger, kein Genie und kein Held mitten in seiner Emphase, seinem Pathos und seinem Triumph auch nur ein paar Augenblicke einem Weib zu imponiren vermag, die eben mit ihren eigenen Angelegenheiten und liebenswürdigen Kofetterien beschäftigt ist, mögen dieselben noch so kleinlich und nichtswürdig sein.

Falls eine halbe Welt unterginge und eine richtige Ewas-Tochter zusehen dürfte, so vergäße sie nicht, ihren Kamm in dem Augenblick fester zu stecken, wo der Sturm, welcher die Erd-Feste bricht, ein klein wenig ihren Kopfsputz derangirt hätte.

Für ein Weib, die mit ihrer liebenswürdigen Rolle, mit ihren ästischen Muttergefühlen, mit ihren trivialsten Wasch- und Küchen-Sorgen, mit ihren kleinsten Interessen, Leidenschaften, Intriguen, Gefallsüchtigkeiten und Duodez-Gedanken beschäftigt ist, existirt keine absolute Wichtigkeit, keine Wahrheit, kein Wort, kein Ideal, kein Ereigniß, kein Heiligthum, keine Norm. Sie hört, sie sieht und denkt nur sich; sie ingnorirt unsern Herrgott mitten im Spruch am jüngsten Tage, wenn sie ihre Schmachtslocken nicht effectiv weiß.

Frauen und Kinder, Jünglinge und Naturmenschen haben nicht nur alle vierundzwanzig Stunden, sondern in ein und derselben Stunde Ebbe und Fluth; und zeigen in jedem Monat, in jeder Woche und an demselben Tage, den Wechsel der Jahreszeiten auf.

Ohne Liebe und Haß, ohne Phantasterei, ohne Anlauf und Ueberschwänglichkeit groß und großmüthig zu sein, Natur und Geist in einem formgebildeten Verstande zu versöhnen: das versteht und vermag nur ein Mann! Männer spiegeln alle Reiche der Natur und beherrschen mit ihrem Geiste diese Natur; — aber die Frauen bilden nur ihr Metamorphosenspiel ab.

Auch wenn sich das Weib opfert, ist's keine Selbstverleugung, kein nütternes Opfer für die Wahrheit, für ein begriffenes Gesetz, sondern ein Opfer der Liebe für ein Wesen, aus dem sie sich selbst zurückempfängt, ein Gefühl, von dem ihr Selbst genährt und beglaubigt wird: es gehe zum Tode oder zum Leben.

Ein bekanntes Sprichwort sagt zutreffend und witzig: „Trag ein Weib auf deinen Händen nach Rom; wenn du sie aber am Thore etwas unsanft niedergelegt hast, so verstehtst du keine Galanterie.“

An Dienstmädchen ist es eine bekannte Thatsache, daß ihnen Heiratsgedanken so plötzlich und stürmisch durch den Kopf fahren, wie Windstöße in die schlaff herabhängenden Segel eines Schiffes. Es muß dann gehiratet sein und sollt' es das Leben kosten! Es scheint dabei oft keine Liebe, keine Simulirtheit, keine äußerliche Nothwendigkeit oder Zukunftssorge im Spiele zu sein; es gibt da keinen verständigen Grund; es ist der Wechsel, die Fluth, die elementare Metamorphose, das un-

widerstehliche Gesetz einer in ihren polarischen Gegensatz umschlagenden Natur! So ein armes persönliches Naturproduct sagt auf alle Vorstellungen weiter nichts als: „ja ich muß und ich muß einmal.“

Ein schönes, herrliches Weib, das unvermählt bleibt, ist eine stille und doch laute Anklage gegen alle Männer.

Ein rechter Mann muß die Kraft, den Witz und Willen haben, ein rechtes Weib um den Preis seines Lebens zu erobern, sei sie eine Kofette oder nicht; denn wo der echte Mann und Adam erscheint, ist die Kofette eben nur Weib und Eva. — Kofetterie treibt ein Weib immer nur mit weibischen Maansbildern; nur sie erschrecken, wenn ihnen das echte Weib einmal naht — im Gefühle ihrer Unmacht und Unmännlichkeit.

Das Weib darf nicht freigeisterisch sein und am wenigsten sich so äußern. Sie ist nur interessant und in ihrem Element, wenn sie von Liebe und Eitelkeit inspirirt, von dem Bewußtsein ihrer Jugendreize getragen und von einem schönen Naturholz geschwellt, am Manne ihre tausend kleinen Künste und diplomatischen Wissenschaften probirt, wenn sie ihn mit ihren Natur-Zaubereien umspinnt; — mögen sie dem April, dem Mai, dem Juli oder dem September gleichen, sie sind unendlich schöner als die regnerische oder frostige Gouvernanten-Brüderie.

Liebe ist ein Denken ohne Gedanken, ein Sinnen mit den Organen des Lebens, die Circulation des süßen Saftes im Maienbaume, ein Denken mit der Seele Adams und Evas vor dem Sündenfall.

Daß es noch eine Sitte und einen Gottesdienst, daß es Liebe und Glauben

auf Erden gibt, verdanken wir schwerlich den Gelehrten, wohl aber den Frauen und dem Volk.

Ganz gemeine Bürger-, Bauers- und Arbeitsleute haben mitunter Töchter von einer weiblichen Delikatesse und Goldseligkeit, daß sie einen Fürstenthron schmücken könnten; und die Geschichte liefert Zeugnisse dafür.

Liebe ist im Weibe ein natürlicher und gesunder, im gebildeten Manne sehr oft ein naturwidriger, krankhafter Proceß.

Das Volk ist eben um seiner größern Sinnlichkeit willen keuscher und frugaler als die gebildeten Klassen; der wilde ist keuscher als die civilisirte Mensch, und das Thier mäßiger wie der Mensch, weil bei ihm die ursprüngliche Natur nicht gestört worden ist. — Sinnlichkeit darf nie mit Unkeuschheit identificirt werden, und die Koketterie pflügt viel seltener mit Leppigkeit und Buhlerei als mit kaltem Blute und noch kälterem Herzen gepaart zu sein.

Der Mann hat nimmermehr den vollen Werth und die übermenschlichen Tugenden eines edlen Weibes begriffen, wenn er sie nicht in der Ehe kennen gelernt hat! —

Die ehelichen Tugenden und Liebenswürdigkeiten des besten Mannes bleiben ein Dilettantismus im Vergleiche mit der aufopfernden Zärtlichkeit eines edlen Weibes: denn sie ermüdet nicht nur keinen Augenblick in ihren Pflichten gegen den Mann und die Kinder, sondern sie findet in der steten, speciellsten Mühwaltung und Kummerniß ihr Herzensbedürfniß befriedigt, und gelangt so zu einer Vollendung in der Pflichterfüllung, durch welche die Künste und Wissenschaften des Mannes in den Schatten gestellt

werden. Es gibt Frauen, die unter den tausendfältigen Prüfungen, den stündlichen Selbsterleugnungen, unter dem Undank, der Gleichgiltigkeit und Nothheit ihrer Männer eine Läuterung und ein Märtyrerkreuz gewinnen, welches sie zu größeren Heldinnen macht, als diejenigen sind, von denen die Geschichte vermeldet, und die, in Erz gegossen, der Bewunderung der Welt ausgestellt sind.

Man kann Alles haben, Freundschaft, Ehre, Bildung, Reichthum, Genie: wenn man kein liebendes Eheweib sein eigen nennt, ist man ein trostloser, freudenleerer Mensch.

Das Weib trachtet unendlich mehr darnach, glücklich zu machen, als glücklich zu sein; dies ist das Räthsel der weiblichen Natur, das Mysterium der Ehe, die Wunderökonomie, welche Gott in der sittlichen Welt durch das Weib bewirkt.

Die cultivirte Ehe aber ist eine Vermählung des Geistes mit der Natur, der inspirirten weiblichen Sinnlichkeit mit der männlichen Vernunft.

Die Liebe vor der Ehe ist die Unschärfe zwischen Natur und Geist, zwischen der weiblichen Seele und dem männlichen Weltverstande; und doch ist sie bei beiden Geschlechtern die allmächtige Reaction der Natur gegen die Einseitigkeit der Schule, der Sitte und Convenienz, gegen die Unnatur und Tyrannei aller Cultur.

Was der Mann mit allen Kräften des Geistes arbeiten muß, das eignet sich das Weib im Verkehr mit dem Manne spielend an. Logik, Grammatik und Methode, Künste und Wissenschaften werden im liebenden Weibe eine vergeistigte Natur und Totalität, die dem Manne wieder die Lebens-Integrität,

seiner Seele die himmlische Perspective und die adamitische Lebensfühlung zurückgewährt.

So viel ist gewiß: die wenigsten von uns Mannsleuten können herausbringen, wo ihnen denn eigentlich die Liebenswürdigkeit sitzt; und wenn gleichwohl die garstigsten und lieberlichsten Mannsbilder so hingebend geliebt und gepflegt werden, wie die besten und die schönsten: so muß uns in dieser Thatsache, in der Ekellosigkeit der Frauen, eine Naturökonomie, eine himmlische Güte auf's Gewissen fallen. Ober wie sollte es denn werden, wenn die Frauen mehr guten Geschmack in der Liebe bewährten, als wir wirklich von ihnen in Anwendung gebracht sehen?

Die nordische Frau wird selbst in dem Falle, daß sie verbildet war, durch Mutterschaft wieder natürlich, weiblich und allmächtig gemacht; und eine Gouvernante, ein Blauschiff mit einem Kinde an der Brust, ist wieder Eva und Weib, wie Alle ihres Geschlechts.

Am Weibe thut die Ehe ihre ganze Heiligkeit und Herrlichkeit kund, befhätigt sich als tägliches Wunder, als leibhaftiges Sacrament.

Das Idealbild der Gattin verlißt nur in gemeinen Seelen. Wer einen Augenblick heilige Liebe empfand, nimmt diese Empfindung und das Bild, mit welchem sie verbunden ist, in jene Welt! —

Wer in der Ehe lebt, steht im Mittelpunkte des Lebens, im Herzen der wirklichen Welt.

Eifrige Gelehrte, Künstler, Helden, Staatsmänner und Reformatoren sind selten so gute glückliche Ehemänner, als beschränkte Gemüthsmenschen, als banquerott gewordene, verkommene und von aller Welt verfolgte, oder ver-

gessene Menschen. Der Mann, den seine Freunde, seine Künste und seine Wissenschaften verlassen haben, findet noch ein Asyl in seiner Familie, und eine Freundin an seiner Frau. Die reichen, glücklichen, renommirten und wohlconditionirten Leute haben lange nicht so viel Bedürfniß und Lust, eine Ehe einzugehen, als die armen, verlassenen Leute; und jeder Lump hat seine letzte Hoffnung auf eine Heirat gestellt. Die armen Bündel-Juden und die Leib-eigenen begreifen die Süßigkeit der Ehe und ihre Mysterien tiefer, als sie von Goethe und Kant, von Hippel und Rousseau begriffen worden sind. Der garstige Klugloser, der charakterlose Enthusiast und Naturprophet Rousseau schickte seine Kinder in's Findelhaus; und Goethe lebte in wilder Ehe, bis ihn Napoleon auf die Unschicklichkeit aufmerksam machte. — Kant nahm sich nicht die Zeit ober den Muth zu heiraten, seine Wissenschaft galt ihm mehr; und Hippel, der Lobredner der Ehe, blieb unbeweibt.

Der Mann kann reden, was er will: das Wort ist für ein richtiges Frauenzimmer keine geistige Macht.

Frauen wollen z. B. ein großes Haus bauen, aber kein tiefes Fundament legen; es soll drei Stockwerke haben, aber ohne die Unbequemlichkeit von Treppen, und der Keller soll wo möglich in jedem Stockwerke sein; dafür ist ja der Bau-Inspector ihr Geliebter, oder ihr lieber Mann und Freund. Sie wollen eine Reise thun, aber es gleichwohl bequemer und wohlfeiler haben, als zu Hause: es soll ohne Packwagen abgehen, aber doch mit zwölftelhalb Schachteln, denn eine halbe bingt man endlich ab. Ihr Reiseziel liegt nach Norden, sie möchten aber nach Süd-Westen kutschiren, weil es zufällig von Nord-Osten in den Kutschenschlag bläst. Eine Frau hat z. B. ihr Landgut verpachtet und jammert hinterdrein über den prächtigen

Getreide-Einschnitt, den sie auch so gut machen konnte wie der Pächter. Sie hat endlich das Gut verkauft und das Geld in der Tasche, aber sie ist ganz befremdet, daß zuletzt wirklich abgezogen und das Gut übergeben werden muß.

Wer sein Ideal von feinen Damen einbüßen will, muß sie kaufen und dinge sehen.

Es kommt vor, daß Weiber vom Stande dem Kaufmanne Waaren unter den Händen fortziehen; das thun die Männer nimmermehr, falls sie nicht professionirte Spitzbuben sind.

Behufs der Unterdrückung und cultur-barbarischen Behandlung der dienenden Klasse bieten sich alle Weiber stillschweigend die Hand; bilden sie Alle einen Freimaurerbund; und die Ausbündigten von ihnen sind eine heilige Behm! Bildung ändert hierin nichts. Dieselbe Dame, welche mit vollendeter Grazie Thee und Theebrodchen präsentirt, über Schiller und Goethe philosophirt, oder schmelzend gesungen, und die Worte des Textes so ätherisch hingehaucht hat, daß ihr nur noch die Engelskittige fehlen, um zum Himmel aufzusteigen: diese Unvergleichliche fängt in dem Augenblick, wo der letzte Gast zum Hause hinaus complimentirt ist, über eine zerbrochene Tasse oder fortgenaschte Ueberbleibsel mit dem Mädchen einen Heidenlärm, oder ein boshaftes Inquisitions-Verfahren an, welches drei Tage fortgesetzt wird und drei Wochen oder drei Monate als ein Echo spuken darf.

Viele Alltagsmänner verkehren mit ihren hochbegabten, sublim organisirten Frauen, wie ein ordinärer Musikus mit einer Orgel. Er spielt ein paar Flötenzüge, die andern Register und das Pedal weiß er nicht zu handhaben, die verstimmten Pfeifen nicht zur Har-

monie zu bringen, — und am wenigsten versteht er sich auf die rechten Compositionen für ein Instrument.

Ein Gelehrter thut für das Ganze besser: seine Haushälterin zu heiraten (wenn sie sonst eine frische, gutgeartete und geschickte Person ist), als eine Gouvernante oder Schriftstellerin.

Wenn man den Mangel an körperlichen Reizen, an Natur und Inspiration, dazu die Prüderie und Blasirtheit bei den gebildeten Mädchen von heute ansieht, so wünscht man ihnen zur Correction die Demüthigung: gebildete Männer möchten das Experiment einer Verbindung mit Mädchen aus dem gemeinen Volke wagen. Wenigstens sind ihnen dann gesunde Kinder, und der gebildeten Schichte eine Aufreicherung der Race garantirt.

Glaube, Liebe, gutes Gewissen und Herzens-Einfalt produciren keinen Witz. Ein witzroutinirtes Frauenzimmer ist vollends ein Monstrum, und wer sie zur Ehe nimmt, kommt gegen sie nicht auf. — Und was ist das für ein schandwürdiges Verhältniß, wenn man die Person, der unsere Zärtlichkeit gewidmet sein soll, prosan abtrumpfen, oder sich von ihr mit Uebermuth tractiren lassen muß.

Echte Naivetät besteht nicht nur in einer conventiellen Unwissenheit, sondern in einer Tiefe, Mächtigkeit und Heiligkeit der Natur, die allen förmlichen Menschenwitz und Verstand obenauf schwimmen läßt, wie rostig Blei und Eisen auf flüssigem Golde.

Was der Mann im Weibe sucht und ersieht, das wird ihm in unseren Tagen selten zu Theil. Was Gouvernanten-Erziehung, was die Verschrobenheit der Mütter und Nonnen, was

die höheren Töchter Schulen, was die widernatürliche Convenienz, die eitle Mode und die Herzlosigkeit der ganzen modernen Welt aus dem jungen Mädchen machen: das genügt nicht den Männern, die sich aus dem Staube der Literatur und Politik, der Acten-Wirthschaft oder vom Schweife der Handarbeit zu einem Elemente flüchten wollen, in welchem sich ihr Herz und Sinn abfrischen kann. Wo soll nun die Restauration einer durch Schule, durch Arbeit, Sorge, Politik und die kleinlichsten Politik-Misären verkümmerten Mannesnatur zu Stande kommen, wenn nicht in dem heilen und veredelten Naturalismus der Frauen und in dem Familienleben, dessen Begründerin und Gottheit die Mutter und Hausfrau allein zu sein vermag!

Es heißt irgendwo zutreffend: „Die schöpferische Geisteskraft, welche Religionen und Staaten, System und Ge-

sehe, Wissenschaften und Künste aus dem Nichts hervorzubereit, diese Kraft besitzt das weibliche Geschlecht nicht. Die Damen besitzen sie etwa deswegen nicht, weil die Weltgeschichte nichts davon aufzuweisen hat, sondern die Weltgeschichte hat nichts davon aufzuweisen, weil die Damen nichts davon besitzen.“

Die Weiber sollen die Erlöserinnen der Männer von der Unnatur, von den Uebertreibungen und Exzessereien sein, die im consequenten Verlauf jeder Culturgeschichte gegeben sind — nicht aber sollen sie durch ihre Eitelkeiten, ihre geistreichen Ambitionen und Concurrenzen, durch falsche Vorstellungen von Zuealbildung und potenziirter Frauen-Bestimmung das Elend der Cultur zu einer Natur-Misère erhöhen.

Frauen-Emancipation. Die Männer regieren die Welt und die Frauen ihre Männer. Was wollen sie noch mehr!

© Einmal noch so froh zu sein . . .

© Einmal noch so froh zu sein,
Wie ich als Knabe war,
In's Leben noch den Blick hinein
So hoffnungsfroh und klar!
Von Schuld und Leid noch unversehrt
Das Herz, voll gläubiger Ehen.
So lockend und begehrenswerth
Noch Alles, und so neu!

Die Zukunft noch so schön und groß,
So unerreichbar fern!
Und jedes Haus — ein Feenschloß,
Und jedes Licht — ein Stern!
© ahnungstreiches Kindheitglück,
© goldener Zauberpfad! —
Vorbei! — Es dreht sich nie zurück
Das eilende Zeiterrad.

Die Jahre, die dahingeroht
Auf meiner Lebensbahn —
Wenn ich sie wieder leben sollt',
Noch! anders sing' ich's an;
Ach! wie nur kam's, daß ihre Zahl
So traumhaft mir entschwand.
Zu Nichts zerronnen allzumal
Wie Schnee in hohler Hand! —

Sieh! draußen wirbeln Flotten schnell,
Auf Weihnacht geht es zu —
Wald klammern Christbaumtützen hell —
Komm', kleiner Liebling Du!
Laß schau'n mich in die Augen Dein,
So blau und unschuldklar! —
© Einmal noch so froh zu sein,
Wie ich als Knabe war!

Ernst Haufser.

Die Nacht der Weihe.

Von Robert Hamerling.

Wer die rothgedruckten Tage aus dem Kalender striche, der hätte zugleich die Poesie aus dem Leben gestrichen.

Strahlend und mit Kränzen geschmückt tritt die Feststunde in den Reigen der Tage, der müden Schrittes mit beaubten Gewändern auf der schattenlosen Heerstraße des Lebens hinwallt, und in dessen einförmigem Wechselgange wir seufzend und mühselig die Sisyphuslast der Tagesarbeit wälzen.

Wohlthätig unterbricht ihr nahender Schritt die schale Gewöhnlichkeit des Daseins, die schweißtriefende Hast des Erwerbes, die ängstliche Sorge des Besitzes; für Tausende und Tausende vermittelt einzig sie noch den Bezug auf das Edle und Schöne, den Aufschwung zur inneren Freiheit, den Zusammenhang mit dem Großen und Ganzen, den Geistes-einklang mit der Sphärenharmonie des Weltalls.

Stern, das Fest des aus Todesbanden sich ewig losringenden, und Pfingsten, das Fest des siegreich über die Welt ergossenen Geistes — sie fallen beziehungsreich mit der Auf-erhebung des Naturlebens, mit dem weltverjüngenden Hauche des Frühlings, der die Lande durchweht, zusammen; aber mitten in den Todesschlaf der Natur, die der Winter mit weißem Leichentuche bedeckt, mitten in die endlose neblige Nacht, das Schneegewirbel, das trübe Gebrause des Sturmes und die gefühlarme Erstarrung der Gemüther, senkt sich als ein strahlendes Wunder mit unzähligen schimmernden Lichtern, grünen Reisern und tausenderlei blinkenden Liebesgaben die „Nacht der Weihe“ herab — ein echtes Symbol des aus lichten Geistes-sphären in's Dunkel der Materie herniedersteigenden Heiles.

Wie ein Traumglück senkt sie sich herab, diese Herrlichkeit, in nächstlicher Stille, flüchtig, auf wenige Stunden; nicht erlösend und weltverjüngend wie der Ostertag und das Pfingstfest, aber goldener Verheißungen und schöner Ahnungen voll. An kindlich gestimmte Gemüther wendet sie sich, die der Sehnsucht nach reinem Geistesglück noch eine Stätte bewahren, und deren Glaube noch vertrauensvoll die goldenen Ideale der Menschheit umschlungen hält.

Ihnen erscheint die „Weihnacht“ als der Abglanz jenes Glückstraums des Menschengeschlechtes, dessen Herrlichkeit in den Urtweltsagen der Völker blüht, während sie als Eldorado und Atlantis dem begeisterten Blicke des Dichters aus den Tiefen des Meeres taucht, und als lockendes, leuchtendes Ziel am Ausgange der Zeiten steht.

Wer dieser Feier weishevoller Bedeutung erfaßt hat, den wird der äußere Flitter nicht stören, der sie umkleidet, und nicht der oberflächliche Tand, der Andern vielleicht als das wahre Wesen erscheint, hinter dem sie keinen ernstern Sinn erblicken.

Mag immerhin an Tand und Flitter die Welt sich freuen! Ein Ueberrest von schöner Naivetät und Kindlichkeit liegt in allem Tand, und es ist nicht Alles verloren, so lange die Lust an Tand und Spiel unter den entsetzlich klug werdenden Menschen nicht bis auf die letzte Spur erloschen ist.

Die andern Feste alle, die des Jahres Wechsel zurückführt, sie feiern den Sieg des Geistes, der Reife und der Männlichkeit; in der „Weihnacht“ aber triumphirt das Kind und die Natur.

Tand und Flitter — finden sie nicht gerade in den Städten, dort also, wo sonst der kühle Verstand seine Orgien feiert, als Symbolik des

Christabend's den überschwänglichsten Ausdruck? Da flimmert Gold und Silber mit hellerem Strahl in tausend sinnbestrickenden Formen; heißer lobert der Glanz der Juwelen auf und berührt sympathisch schöner Frauenaugen verwandte Flammengluth; in hellen Schaufenstern stirrt es von farbigen Geweben, deren Glanz und Reiz das Auge besticht. Alles das erfüllt die Gemüther mit festlicher Stimmung und verpflanzt die Weihnachtsfreude selbst in des Salons blasirte Regionen.

Diese heitere Festzeit des Ueberflusses, der Verschwendung, des seligen Gebens und Nehmens — kann man sie im strengen Sinne eine christliche nennen? Verträgt sie sich mit dem Geiste der Entfagung und der Askese? Hat sie nicht einen etwas heidnischen Anstrich? Leitet sie nicht unvermerkt schon ein wenig zu den Saturnalien des Carnevals, der Emancipation des Fleisches hinüber? — Streut nicht unter der Maske des Christkindleins manch' lüfterner Heibengott seinen Goldregen in den Schoß einer blondzöpfigen Danaë? —

Wetteifernd mit den Zauberpenden der Natur und des Handwerks schmücken die Künste sich und die Poesie in rosigter Festlaune. In gleißenden Pyramiden wächst wie aus dem Boden hervor eine goldumfitterte Literatur, deren salonsfähig gewordene Außenseite nun auch der glanzverwöhnten Dame einen Blick ablockt, und der gegenüber selbst des Kritikers Gift sich in die „Milch frommer Denklungsart“ verwandelt: nur schonend wagt er sie anzutasten — „so gnabenreich und heilig ist die Zeit“.

Und doch — hilft all' der glänzende Tand über die Leere hinweg, deren Gefühl den städtischen Lebemann und die Weltbame durchtröfelt?

Genießt ja kaum mehr die Kinderstube im Gewühle der Stadt am Christabend das reine Geisterglück und die ganze Beseligung, die ein Herz und einen Abend voll auszufüllen im Stande ist. Und wo die Nacht immerfort zum

Tage gemacht wird, wo tiefe, echte Nachtstille fast zur Mythe geworden, wie verlöre da nicht die „Nacht der Weihe“ viel von ihrer Weihe, die mitternächtige Feststunde viel von ihrer Romantik, von ihrem märchenhaft anmutenden Glanz und Zauber?

Wie anders wird in ländlicher Stille, von den Wunderblumen der Sage umrannt, von den Schlaglichtern eines bedeutsamen Naturlebens umspielt, der tiefere Sinn dieser Nacht lebendig!

Da regt sich's mitternächtlich in den stillen, verschneiten Gehöften, Laternenschimmer bligt auf und huscht über die Felder, stille, ernst-frohe Menschen wallen über den blindenden Schnee, durch den knisternden Wald, auf dessen weißverhangenen Zweigen geheimnißvolle Lichter spielen; wohl auch durch wildes Gestrübe, dicke Finsterniß und rauhen Decembersturm geht es der weißen, ragenden Dorfkirche zu, aus welcher feierlicher Orgelklang erbraust, das Gemüth mit süßem Schauer fülend, und deren Kerzenburchstrahltes Inneres nun auf einmal die winterlichen Pilger wie ein überirdisches Asyl aufnimmt.

Glücklich Jeder, in dessen Kindheits-Erinnerungen das Weihnachtsfest im magischen Glanze des hundertfachen Kerzensterngefunkels einer stillen, weißen, vom Gestrübe des Winters umbrauften Dorfkirche fortlebt!

Ihm nur wird es völlig verständlich, welsch' ein glücklicher Gedanke der auf das menschliche Gemüth sich meisterlich verstehenden katholischen Kirche es war, in den Reigen der Jahresfeste, die alle sinnvoll und anregend sind, reich an feiner Symbolik und echter Poesie, auch eine nächtlüche Feier mit einzufügen!

Nie kann das grelle Licht des Tages und seine zerstreuende Geschäftigkeit die Blüthen der Herzensstiefe so reich entfalten, wie die Nacht, „unendlicher Geheimniße schweigende Botin,“ welcher Novalis seine wunderbaren Hymnen sang.

Kleine Laube.

Der Belehrungsfüchtige,
oder Nachrichten aus dem Leben des Herrn
Michel von P. K. Rosegger.

Michel war von väterlicher Seite ein geborner Meyer, von mütterlicher Seite ein geborner Sonderling. Sein Vater war Landwirth im oberen Ennsthale; seine Mutter war die Landwirthin dazu. Sie waren von Haus aus lutherische Leut', und die Frau trug unter ihrem letzten, innersten Brustfleck ein Amulet, ein kleines Bild des großen Tintenkleckses, welchen Luther erzeugte, als er sein Tintenfaß dem Teufel an den Schädel geschleubert hatte. Der Meyerin liebster Wandel war, daß sie umherging, um die Nachbarn zur reinen christlichen Lehre zu belehren. Das gelang ihr nur bei Einigen von denen, die ihr Geld oder Butter schuldig waren, die anderen blieben verstockte Katholiken. Da wurde der Meyerin eines Tages gesagt: „Du, scher' Dich nicht um fremder Leut' Glauben und schau einmal, wie's Dein Michel treibt, der glaubt nichts Katholisches und nichts Lutherisches; Heid' ist er keiner, weil er getauft ist, Jud' ist er keiner, gleichwohl er sich jede Woche einmal beschneidet an seinen Nägeln. Dein Michel ist gar nichts.“

Ihr Michel, der war seit seiner Kindheit in der Stadt und hätte die Gottesgelehrtheit studiren sollen. Aber weil er einen Kopf hatte, der Alles wissen wollte und so viel gern simulirte, so studirte er auch andere Gelehrtheiten. Und als ihrer solche immer mehr wurden und sie im Gehirne des Jünglings kräftig

aufwuchsen, so fielen sie über die arme Gottesgelehrtheit her und fraßen sie auf. Und der Michel Meyer war auf einmal ein Weltgelehrter; er blickte in das Wesen der Dinge ein, aber von Müttern blieben die Geldern aus — denn die Gelder waren lutherisch.

Gingegen hatte der Vater, der alte Meyer, etwas Confessionsloses in seinem Kasten, und das half dem Studiosus sehr christlich über Zeiten hinaus, die sonst recht schwer gewesen sein würden.

Der Michel war aber kein regelmäðiger Studiosus, der nach regelmäðigen Rigorosen und Commerfen ein regelmäðiger Professor wird. Ihm war die Wissenschaft viel mehr, als ein Handwerk, das sonst mit allen Vorurtheilen einer alten Zunft ausgeübt wird. Und doch steckte in dem Michel concentrirtestes Schulmeisterblut. Die Wissenschaften, die er eingefogen, die in ihm großgewachsen waren, wollten ihm nun Kopf und Herz zersprengen, und schier wo er stand und ging, explodirte sein Gehirn. Das heißt, wo er stand und ging, docirte er; ja noch mehr, schon des Morgens, wenn er noch im Bette lag, und die alte Haushälterin mit dem Frühstück in die Stube trat, that er derselben dar, wie es eigentlich komme, daß das Glas schwißt, wenn es mit frischem Wasser vom Brunnen kommt, und wie das mit dem Wetter zusammenhänge, so daß an einem schwißenden Glase die Beständigkeit der schönen Witterung vorausgesagt werden könne. Auch machte er die Alte oftmals darauf aufmerksam, daß der

Kaffee in der Schale ein vorzüglicher Barometer sei. „Wenn sich in der Schale jetzt der Zucker, den ich hineingeworfen habe, aufgelöst, so werden Sie sehen, daß auf der Oberfläche ein Schaum entsteht; steht diese Schaum in der Mitte, so hält das schöne Wetter an, legt er sich aber an den Rand, so haben wir bald Regen. Sehen Sie, er steht in der Mitte! — Das ist merkwürdig, nicht wahr? Nun hören Sie, jetzt will ich Ihnen erklären, wie das kommt.“

Die Haushälterin machte sich stets bei Zeiten aus dem Staube, der noch nicht aufgewischt war; sie bewunderte die Weisheit ihres Zimmerherrn, aber sie verstand nichts von dem, was er erklärte. Sie glaube es schon auch ohne Erläuterung, meinte sie, und sie sei halt so viel eine einfache Person.

Der Herr Meyer aber benützte fleißig das schöne Wetter, welches ihm von seinem Frühstücke vorausgesagt worden war, und ging hinaus in die freie Natur zu den guten, schlichten Landleuten, um sie zu unterweisen und aufzuklären. Denn in der Dorfschule lernen sie nichts und auf die Universität gehen sie nicht; aber eines jeden Gebildeten Pflicht ist es, sie aus der egyptischen Finsterniß herauszuführen. — So der Grundsatz des braven Michel, der zudem auch recht viel Schick hatte, die Dinge einfach und gemeinverständlich darzuthun. Er sprach daher mit dem Bauer von der rationellsten Bewirthschaftung der Felder, erklärte, was der Humus eigentlich ist, was der Dünger thut, und daß der Regen nicht unmittelbar als Wasser auf den Boden wirkt, sondern als Lösungsmittel, welches die Salze in der Erde auflöst und den Pflanzen also zugänglich macht.

Kam er zu einem Hirten auf die Au, so setzte der Michel bei diesem das größte Interesse für die Blumen und Kräuter voraus, und hielt ihm auf der Stelle einen botanischen Vortrag. Und wenn der Hirt davon lief, so schüttelte der Michel über einen solch' kraffen Indifferentismus schwermüthig den Kopf.

Hingegen war er glücklich, wenn er unterwegs irgendwo einen jener grubelnden Handwerksleute traf, die über Alles simuliren, nach Allem fragen oder im Nothfalle auch Alles selbst zu erklären wissen, freilich in den wunderbarlichsten Vorstellungen. So weiß der Eine: Ja, so ein winziges Sternlein am Himmel ist viel größer als es uns scheint; nur die Entfernung macht es uns so klein, in Wirklichkeit ist es gewiß so groß, wie ein Eimersfassel. — Ober: Der Kaiser Josef der Zweite, der ist nicht todt; den halten die Geistlichen irgend in einem Kloster gefangen, und umbringen können sie ihn nicht, weil er der Freund von Papst Pius dem Siebenten gewesen ist, und weil der ihn gesegnet hat. — Ober aber: Das Erdbeben! Da ist halt ein großer Drache in der Erden drin, und so oft sich der bewegt, schüttelt sich der Boden und das ist das Erdbeben. — Wieder ein Anderer berichtet: Ja, jetzt kriegen wir Krieg. Unser Kaiser hat seinen Allerobersten, der nach ihm halt der Höchste ist, zum Türken in die Türkei hineingeschickt, und daß er — der Türk' — halt sollt' Fried' geben und nicht Krieg führen. Und jetzt, da ist der Türk' hergegangen und hat dem Kaiser seinen Freund, halt, der nach ihm der Alleroberste ist, abgeschlachtet und braten lassen, und hat ihn gebraten unserem Kaiser in einer Kisten zurückgeschickt. Deswegen wird jetzt ein schauderlicher Krieg anheben. — Ober: Unsere liebe Frau ist ja wieder einem Birtenmädchen erschienen und hat ihr's vertraut, daß, wenn sich die Menschen nicht bekehren, eine solche Hungersnoth kommen wird, daß die Leut' Brod vom gemahlten Haberstroh essen, und das nicht genug haben werden.

Da gab's denn für Herrn Michel Meyer in Hülle und Fülle zu thun. Derlei Ansichten und Neben machten ihm das Blut heiß und mit Eifer suchte er sie zu widerlegen und die Wahrheit, wissenschaftlich bewiesen, dafür hinzustellen. Nur in Einem hätte er selbst belehrt werden sollen, nämlich,

daß der große Haufen des Volkes ausschließlich an dem hält, was auf ihn die größte Wirkung übt, und daß die Phantasie auf denselben vielmehr Einfluß nehmen muß als die Logik.

Aber der Michel Meyer prebigte drauf los. Dem erklärte er das Wachstum der Bäume; einem Andern bewies er, daß die Erde rund ist wie ein Ballen; einen Dritten belehrte er über die Natur der Staatsschuld, ihre Ursache und Rückwirkung und ihre Nothwendigkeit; einem Vierten zeigte er mit Kerzenlicht und einem Apfel das Wesen der Sonnen- und Mondesfinsternisse; einem Weiteren legte er die Eigenarten gewisser Steine dar oder erläuterte die Anziehungskraft großer Körper oder eine andere der physischen Kräfte: den Magnetismus, die Electricität oder irgend etwas dergleichen.

Sehr häufig fand der Wanderdocent ein geneigtes Ohr, bisweilen sogar ein gelehriges — und da kam eine tiefe Befriedigung in sein Wesen und er sagte sich: Also, endlich geht es doch vorwärts — muß es vorwärts gehen. Die nächste Generation wird vernünftig sein; vielleicht richte ich doch schon in dieser was aus.

Eines Tages begegnete Herr Meyer einem kropfigen, schnaufenden, grinssenden Gretin. Den faßte er liebevoll an der Hand, zog ihn zu sich auf eine Bank und sprach vom Gretinismus. Er sagte, daß er — der Gretin — nicht selbst Schuld sei an seinem Unglück, daß die Ursache oftmals in den geologischen Verhältnissen, in der Feuchtigkeit der Gegend und der Luft, im Trinkwasser und leider auch oft in der Erziehung liege.

Der Gretin starrte ihn an, streckte seine langen, dürren Finger nach einem Härchen aus, das dem Michel gerade auf der Nasenspitze wuchs, und grinste. Allein, der Herr Meyer ließ sich nicht irren machen, gab seinem Bankgenossen Verhaltensmaßregeln, was die Lebensweise anlangt: viel Bewegung machen, sich von Fleischspeisen nähren, stets auf gesunde Luft und Reinlichkeit sehen;

dadurch entwickle sich der Körper, und die Entwicklung des Körpers hätte jene des Geistes zur Folge.

Der Gretin brach in ein röchelndes Lachen aus; die Weiden blieben aber noch lange neben einander sitzen.

Und ein andermal, da sah der Michel auf der Wiese vor einem Häuschen ein Mädchen. Dasselbe sang ein schelmisches Liebeslied und begoß einen langen Leinwandstreifen, der über der Wiese zum Bleichen ausgebreitet lag. Der Herr Michel sah dem hübschen Wesen eine Weile zu, und aus der Gießkanne regnete es hin auf das von der Sonne beschienene Leinwandfach, welches ohnehin schon weiß genug schien, um von einer anmuthigen Hausfrau geglättet und in den Schrank gelegt zu werden.

Eine anmuthige Hausfrau! In Ermanglung eines andern Hörers hatte es sich der Herr Michel selbst einmal auf Grundlage seines Charakters und Alters sehr folgerichtig bewiesen, daß er eine Hausfrau haben müsse. Und als er nun das Mädchen sah, welches das schelmische Liebeslied sang und ihn dabei so wunderbar holdselig anblickte, drängte sich ihm sonder jeglichen Beweises die Ueberzeugung auf: das ist die zukünftige ehr- und tugendsame Hausfrau des Herrn Michel Meyer. Er trat daher ganz zu ihr hin und sagte: „Thust Du Leinwand spritzen, Dirn?“

„Ja, ich thu' Leinwand spritzen, Bub'.“

Das trauliche „Bub'“, wo alles Andere „Herr“ zu ihm sagte, machte dem Michel das Herz rebellisch.

„Und weißt Du wohl, wie das ist, daß die Leinwand durch das Bespritzen weiß wird?“ fragte er.

„Freilich, weil sie naß wird.“

„Daß sie naß wird,“ sagte er, „würde nicht genügen, es muß noch die wohlthätige Einwirkung der Sonne dazukommen.“ Und hierauf erklärte er den Einfluß des Lichtes auf die Farbe; und wie aber die Leinwand auch auf anderem, dem chemischen Wege weiß gemacht werden könne.

Das Mädchen hielt die leere Kanne in der Hand, hörte zu und wendete kein Auge von dem jungen Manne ab, der so schön sprach, daß sie nachgerade noch weniger davon verstand, als bei der Viehausstellung, wenn der Herr Doctor eine Rebe hielt, die doch auch immer sehr schön ausfiel.

Und als er seinen Vortrag geendet hatte, sagte sie: „Laß es wohl gelten.“

Und er dachte jubelnd bei sich: Das ist ein intelligentes Mädchen; meinem nicht ganz unschwierigen Gedankengang hat sie zu folgen vermocht. Sie liebt mich, und die Liebe hebt naturgemäß das Weib zum Manne empor — auch in geistiger Beziehung.

Mit einem sehr höflichen Gruß verließ er die Leinwandbleiche und nahm sich vor, am nächsten Tage um dieselbe Zeit wieder an der Stelle zu erscheinen. Allein am nächsten Tage war ein Anderer da, der das Geschäft der Sprengel besorgte — ein schöner, frischer Landregen. Doch wie schon echte Weisheit jedes Hinderniß zur Förderniß zu machen weiß, so lehrte der Herr Michel heute im Häuschen ein — bittend um Obdach. Das Mädchen war allein daheim; Vater und Mutter wären auf die Hochzeit eines Verwandten gegangen.

„Warum bist denn Du nicht gegangen?“ fragte der Michel, „Du wärest doch gewiß viel hochzeitlicher, wie Vater und Mutter.“

„Ich mag nicht früher auf die Hochzeit gehen, als bis ich selber dabei die Braut sein kann,“ war die Antwort.

„Da hast Du schon recht. Ich mag ebenfalls bei keiner dabei sein, außer ich wäre der Bräutigam.“

Da hat der Herr auch recht.“

„— Mädels,“ versetzte der Michel fast zärtlicher, als es einem Manne der Wissenschaft ansteht, „gestern hast Du mich Bu b' geheißten. Der möchte ich auch heute wieder sein.“

„Man ist nicht alle Tag' zu so Dummheiten aufgelegt. Heut' ist Regenwetter und ich hab' nicht gut ausgeschlafen.“

„Hat Dich etwa gar Deine Hochzeit nicht mehr schlafen lassen?“

„Die Trub hat mich gedrückt.“

„Der Alp?“

„Ist die halbe Nacht auf mir gelegen — ein schauderhaftes Gethier, und gemeint hab' ich, ich müßt' ersticken.“

„Das ist ja kein Gethier gewesen,“ lachte der Herr Michel, und dann fuhr er ernsthaft fort: „Der Alp, oder die Trub, wie ihr sagt — auch Nachtmahr wird die Erscheinung genannt — ist weder ein physischer Körper, noch ein Gespenst, sondern das Product einer Athemnoth. Das Alpdrücken wird erzeugt, wenn auf Mund oder den Nasenöffnungen die Bettdecke, das Kissen oder dergleichen zu liegen kommt. Diefen Beschwerden gesellen sich sofort beängstigende Träume bei, welche so lange währen, bis es dem Schlafenden gelingt, durch eine kräftige Bewegung die Respirationsöffnungen wieder zu befreien.“

„Der Herr kann gewiß ein Trubenkreuz machen?“ fragte das Mädchen, „aber sieben Ecken muß es haben. Mit fünf Ecken kann's der Peter auch, aber die helfen nichts.“

Sie gab ihm ein Stück Kreide in die Hand und führte ihn in die Kammer zu ihrem Bette. Es war fein und hoch geschwellt, hatte eine lichtblaue Decke mit schneeweißem Linnenüberschlag und ein rosenrothes Kissen.

„Da sollt's halt herkommen, da,“ sagte sie und deutete mit der Hand auf das Kopfbrett.“

„Liebes Kind,“ sagte er, „das kann ich nicht thun, weil es den Aberglauben befördert; aber wenn Du mir was lohnst, so zeichne ich Dir etwas Anderes auf die Bettstatt. Doch — ich muß einen Kuß dafür kriegen.“

„Aber na!“ lachte sie, „Er ist doch recht ein verliebter Ding!“

„Ich gestehe es Dir, Mädchen, ich liebe Dich. Ich trete in kurzer Zeit eine Professur an und heirate Dich. Dirndl, wie Du mir schon gestern gefallen hast, ich will Dich aus der Unwissenheit des Volkes reißen, und eine rechte, gebildete

Frau aus Dir machen. — Wie heißest Du?"

"Gusta," flüsterte das Mädchen er-röthend und schlug die Augen zu Boden.

"Also, Augusta, willst Du mein fein?"

Sie hielt ihr Köpfschen tief gesenkt und schwieg.

"Ich begreife es wohl," sagte er, "Daß Du mit Deiner Antwort zögerst, so lange Dir das Wesen der Liebe in seiner Definition noch unbekannt ist. — Die Liebe, Augusta, in welche wir nun Beide einzugehen gedenken, haben in ihrer Totalität die größten Männer aller Zeiten bisher nicht vollständig zu erklären vermocht. Doch vom modern wissenschaftlichen Standpunkte aus ist sie eine elektromagnetische Kraft, welche zwei Personen beiderlei Geschlechtes zusammenführt, aber stets nur in solcher Wahl, daß die physischen Eigenschaften, sowie auch die psychischen Bildungen der beiden Personen sich gegenseitig ersetzen und vervollständigen. Um hienon den Beweis zu erbringen, wird es allerdings nötig sein, eine mathematische Formel aufzustellen, und zwar —"

Er begann mit der Kreide auf die Bettstatt zu schreiben:

"Plus A und minus B können, um mich populär auszudrücken, nicht mitammen harmoniren; noch weniger werden sich plus A und plus B mitammen vertragen, ein Verhältniß, das sich mit minus A und einem minus B wiederholt. Demnach ist im gegebenen Beispiele nur eine Composition möglich, nämlich plus A und minus A, oder auch plus B und minus B — eben so viel, als zwei gleichgeartete, aber nicht gleichartige Wesen, die sich gegenseitig ersetzen und in ihrer Vereinigung aufheben — was zu beweisen war."

Gusta sagte, sie höre das Färlkel so arg grunzen und müsse nachsehen, ob es sich etwa nicht wieder, wie lezt-hin, den Fuß zwischen den Barren ver-klemmt habe. Sie ging hinaus und ließ den Herrn Michel stehen in der Kammer.

An einem der nächsten Tage suchte er das Mädchen wieder auf und sagte, wenn es ihn von nun an definitiv liebe, so würde er sich vielleicht gelegentlich doch noch entschließen, das Opfer zu bringen, gegen seine Principien zu ver-stoßen und ihr zu Liebe das Trudenkrenz an ihre Bettstatt zu malen.

"Je!" rief Gusta, "da ist der Herr schon zu spät dran. Just gestern hat mir der Peter das Trudenkrenz gemacht — ein siebenedig's ist's worden, und heut' in der Nacht hab' ich gut ge-schlafen."

Freilich hat sie ihm verschwiegen, daß sie gestern noch Athembeschwerden empfand, weil ihr der Peter einen Augen-blick die Respirationsöffnung durch einen herzhaften Kuß verschloß.

Aber der Herr Michel ahnte etwas dergleichen und zog fürbaß. Und als er sich auf seinen Wanderungen vielfach überzeugt hatte, daß die besten seiner verkündeten Theorien im Volke schon längst praktisch geübt werden und es eben diese Theorien waren, die ihm selbst nicht Zeit ließen, praktisch zu sein, beschloß er, seine Fahrten aufzugeben; seine Be-lehrungsfucht war allmählig geheilt.

Wir finden ihn heute in Wien als Docenten; für jede Lehrstunde, die er gibt, läßt er sich wader zahlen.

Und recht hat er. Das Gold des Wissens schleudert man nicht in Heller-schen unter den Haufen, der es höhnnend oder verkennend in den Staub tritt. Selbst die anmuthige und feingebildete Hausfrau des Herrn Professors, die er in der Stadt gefunden, und welcher der zärtliche Gatte über Alles geht, verzichtet gerne auf den mathematischen Beweis seiner Liebe.

Ein Jahr aus dem Leben einer Dorfschönen.

Zu Papier gebracht von P. K. Rosegger.

III.

In der Nacht zum zweiten Novem-ber warf beim Höllerbauer die Al-t-kuß verspätet ein Kalb. Das Junge

war ein wenig armselig und wollte nicht recht an die Zigen. So hochte die Kundl am Vormittage unter der Ruh und tütete das Kälbchen an, und stellte ihm berebt und eindringlich vor, daß es auf der Welt nichts Besseres und Gefünderes für so ein jung Närrl gebe, als die warme Kuhmilch, daß es — das Kalb — umkommen müsse, wenn es solch Ding verschmähe oder hell zu ungeschickt sei, zu trinken.

Während ihres Bemühens läuteten im Dorfe alle Kirchenglocken und sie sagte zum Kalb: „Schau, so mit Glodengeläut' ist z' Lahndorf noch Rein's angetütet worden, als wie Du. Aber geh', sei gescheidt und trink'!“ Dabei erschrak sie vor der Lästerung, die sie begangen hatte, denn sie wußte gar gut, weshalb die Glocken klangen; war ja Allerfeelen und die Leute gingen in Procession auf den Friedhof. War es nicht genug, daß sie zu dieser Stunde unter der Ruh sitzen mußte, wollte sie auch noch vorwichtig sein, sie, die eine Mutter liegen hatte draußen unter dem Rasen? — Die Kundl wurde still gegen das Kalb und hub in Gedanken an zu beten. Und das junge Viehlein hub schachte an zu trinken.

Am Nachmittage hatte sie ein Stündchen Zeit — denn heute war ein „kleiner Feiertag“ und die Person nicht so scharf an die Arbeit gedrängt wie an anderen Tagen, wenn auch nicht ganz so frei, wie am Sonntag, wo übrigens die Kundl auch als Stallmagd ihre genannte (bestimmte) Arbeit hat — also ein Stündchen Zeit; lief sie gleich, und zwar hinter den Häusern, daß man sie nicht sah, dem Friedhof zu. Auf ihrer Mutter Grab kniete sie nieder und betete. Auf anderen Gräbern lagen Kränze, brannten hie und da noch Kerzen im Glasleth (denn der Tobtencultus, eine moderne Erscheinung, hebt endlich auch im Dorfe an); aber auf dem Grabe der alten Magd war nichts anderes, als das arme Dirndl, welches die Hände faltete und die Augen zu machte. Mit geschlossenen Au-

gen sah sie am besten das stille, arbeitssame Dienstmädchen, welches seiner Tage öfters in den Höllerkhof kam und der kleinen Kundl eine Semmel mitbrachte. War die Mutter gewesen. „O Gott“, betete die Kundl, „gib ihr die ewige Ruh' und das ewige Licht leuchte ihr, lasse sie durch deine Barmherzigkeit im ewigen Frieden ruhen, Amen.“ So hatte sie's auswendig gelernt, dachte jetzt aber nicht an die Worte, dachte nur an die Mutter. Blöthlich stand sie auf, ging davon und sang:

„Dolda, Dolda, hoamtreibn,
Pinpazwoanzgi Kägl' schreibn,
Kugl laßt in Berg auf,
Fendl läigg an Ort drauf,
Ort gib i n Roda,
Roda gipp ma Dei,
Dei gib i n Koisl (Kuh),
Koisl gipp ma Mili,
Mili gib i n Banschkerl (Schweinch),
Banschkerl gipp ma Schmer,
Schmer gib i n Schuasta,
Schuasta gipp ma Schuach,
Schuach gib i n Wogna,
Wogna gipp ma Wogn,
Daß i kon in Himml auffisohrn.“

Dieses Kinderliedchen ist ihr jählings eingefallen; das Schleider-Mischerle hört es und spricht die Kundl an: „Naschau, Du kannst mir aber saubere Freidhofgesanger!“

„Du lernst mir gewiß keine besseren“, gab das Mädchen zurück, „hab mir nur gleich denkt, wenn ein armes Mensch, als wie ich, von der Mutter Grab heimgeht, da ist's donnöthen, daß sie ein lustig Gefangel thut singen. Das Traurigein gfreut mich nicht.“

„Hätt'st auch keine Ursach' dazu, Kundl. Eine, die so sauber ist! Ernster Weis, Dirndl, Dich möcht ich schon lang.“

„Mischerle“, antwortete sie, Du mußt Dich um eine Kleinere schauen, als wie ich bin. Bei mir thät'st nicht g'langen zum Häubelauffezgen.“

„Wollt' schon g'langen“, murmelte der Burtsche und schlich sich davon.

Die Kundl schaute ihm nach und bereute es, ihn verspottet zu haben. Was kann er dafür, daß er so klein ist! Er ist halt größer nicht gewachsen. — Eine, die so sauber ist, hat er gesagt. — Die Kundl ging zum Kaufmann: Ob sie nicht so ein kleines Spiegegläschen haben? — Und kaufte sich ein rundes Handspiegelchen in Weißblechfassung mit Trommel, Fahnen und Kanonen in Blech gedruckt. Und eilte heim in ihren Stall und sah nach, wie's stand mit der Sauberkeit. — Ist kein dummes Dab, der Schleibermischerle, und „keine Lug hat er nicht gesagt.“

Das Kälbchen tütelte auch, und so ging dieser Allerfeiertag recht brav zu Ende.

Am 11. November — ihr wißt, es war ein Sonntag — thaten sie im Höllerhose nach altem Brauch „Mirten (Martini) loben“. Schmalznudeln kamen auf den Tisch, wobei sich der Großknecht, auf die Martini-Gans anspielend, äußerte, gerupft wäre sie passabel, nur möge man Obacht haben, daß man an den feinen Knöchelchen nicht ersticke.

Dem Höllerbauer war diese Werbung nicht angenehm, er überhörte sie daher, zog ein Büchlein aus der Tasche und sagte, er hätte heute einen neuen Kalender gekauft. Nicht allein, daß die Sonn- und Feiertage im Kalender wären, und die Finsternisse und die Witterung und die Planeten: auch der Krieg wäre hineingedruckt, und wie die Russen und Türken miteinander fechten thaten, und schöne Geschichten und Räthsel, und allerhand so Sachen. Darob wurde die Martini-Gans vergessen und das Schmalznudelgericht bestens verzehrt. Aber die Kundl ließ sich weder von den Nudeln, noch von den Russen oder Türken irre machen, sie that' nur Ein Ding gern' wissen aus dem Kalender: wie lang nächst Jahr der Fasching sei.

Der Bauer schaut nach. „Du Halbnarr!“ schreit er auf, „eine acht Wochen lange Wurst. Mein Lebtag weiß ich den Fasching nicht so lang. Wirds

weiter ein bißel Heiraten geben über-einand! na, wer da noch überbleibt!“

Jetzt fiel es der Kundl wieder ein, es thäte eine Veränderung mit ihr nehmen in diesem Jahr'.

Am nächsten Sonntag ging der Kundl auf dem Kirchplatz ein Urlauber zu und sagte: „Du Höllerbäuerische! für Dich hab' ich von Graz einen schönen Gruß auszurichten!“

„Geh weiter!“ antwortete sie, „wer kunnt mich denn grüßen lassen von so weit her?“

„Wird halt doch Einer sein, weil er Dich grüßen laßt?“

Heiß giengs ihr durch Mark und Bein, denn es war ihr richtig Einer eingefallen. Sie lief davon.

Die langen Abende waren da; es lam das Spinnen. Da wurde viel erzählt, gelacht und gescherzt und draußen trug der Wind den Schnee an die Fenster. Und die Finger zogen unabänderlich den Faden vom Noden heraus, und das „Kwackel“ wand ihn emsig um die surrende Spule. Die Kundl war dabei die Aufgeweckteste, und gegen zehn Uhr hin, wenn die Anderen schon zu niden begannen, hub sie noch ein frisches Märchen oder ein fröhlich Lied an, und hatte keinen andern Zuhörer als sich selber.

Sie war dann die Letzte, welche das Spinnrad in den Winkel stellte. Sie zündete am Rienspann ihre Laterne an und ging in den Stall zu ihrer Altkuh mit dem Kälbchen, neben welcher jetzt ihr Bett stand, damit die Wöchnerin und ihr Junges die Nacht über für alle Fälle eine bereitwillige Beistandschaft habe.

Und eines Abends saß das Schleibermischerle auf ihrem Bette.

„So!“ sagte sie, „das ist sauber. Was hast denn Du dahier zu schaffen?“

„Ich?“ meinte das Mischerle, „ja weißt, ich schau dem Kalbel zu.“

„In der stockfinstern Nacht?“

„Hab' mir's ja denken können, daß Du mit der Laterne kommen mußt.“

„Ich will Dir schon leuchten!“
sagte sie und ergriff den Besen.

Er kehrte sich nicht dran, sondern sagte: „Kundl, ich will Dich fragen, ob Du mir im nächst Winterfasching magst heiraten helfen?“

„Warum denn nicht? Das Heiraten ist mir nicht zuwider.“

„Ernster Weis, Kundl. Meine Vaterleut' sind nimmer jung, die wollen mir das Heimatl übergeben, und da schau ich mir gleich um ein Weiberl dazu. Du g'fallst mir schon lang', Kundl — was meinst?“

Sie that nicht erst eine Weile spröb. „'s wird mir taugen“, sagte sie, „wenn ich ein eigenes Ort (einen eigenen Platz) krieg'. Wirthschaften hilf ich Dir schon.“

Es war so viel als abgemacht, da rückte das Mischerle mit einem Bündelchen hervor. In einem weißen Sacktuch hatte er etliche Aepfel und Birnen: „Die hab' ich für Dich mitbracht, Dirndl.“

„Sind aber das schöne Butteräpfel! Ja, ich sag: Vergelt's Gott! — Narrisch, was Du für ein sauber's Sacktüchel da hast! Du Mischerle, jezt möcht' ich aber schon wissen, wo hast Du das Sacktüchel her?“

„Ich? Das Tüchel da? Wo ich's her hab'?“ Er stand auf, „das Tüchel hab' ich einmal gefunden. Aber nu muß ich schon schauen, daß ich die Zeit nicht verpaß! Meiner greint so viel, wenn ich ein Bißel spat heimkomm'. Greint so viel — will's nit leiden. Gute Nacht!“

Und fort war er. Das Tüchel hatte er an sich gerissen, die Aepfel und Birnen waren zum großen Theil über's Bett hinausgeflogen — die Kundl bückte sich nicht darnach. Sie war völlig zu todt erschrocken. Sie hatte ihr weißes Sacktuch erkannt, welches ihr am Kirchweihsonntag zu Marein nitsammt ihrem Leihlaufgeld abhanden gekommen war.

Die ganze Nacht that sie kein Auge zu. Sie konnte es nicht glauben!

Am Kathreins-Tag sah sie das Mischerle wieder auf dem Kirchplatz; der Zwerg suchte sich rasch unter den Leuten zu verlieren, als er das Mädchen auf sich zukommen sah. Kam aber nicht mehr aus. — „Du, Mischerl“, sagte sie, als sie mit ihm in einem Winkel der Kirchhofsmauer stand, „ich hab' was zu reden mit Dir. Hörst, Mischerl, Du gibst mir mein Tüchel und mein Geld zurück!“

Stucht unmöglich, so zog er das Sacktuch — wie es eben war — hervor, hielt ihr's hin und murmelte: „Das Geld hab' ich nimmer.“

„Von Dir hätt' ich so was nicht vermeint, Mischerl!“

Er hielt seinen Arm über das Gesicht und schluchzte. „Wirst glauben“, stotterte er, „daß ich Dir's hätt' gestohlen. Aufrichtig Gott wahr nicht! Nur daß ich's vom Erdboden aufgehoben und in den Sack gesteckt hab', weil's sonst leicht von den Leuten vertreten oder gar mitgenommen worden wär'. Hätt' Dir's ja wieder zurückgeben.“

„Und hast es gewußt, daß es mir gehört und ist verkündet worden auf dem Platz! Du, Mischerl, wenn Du mir bis zum Frau'ntag mein Geld nicht bringst, so geh' ich's dem Gemeindevorstand sagen. Und jezt scher' Dich weg, Du schlechter Lump!“

Er hub sich weg und grollte mit sich selber: „Na, daß ich mich mit diesem verdankelten Tüchel so hab' verzessen! Daß ich ihr's jezt unter die Nasen muß halten, leht' im Stall. Das ist eine Dummheit gewesen! Jezt ist die Schmier fertig. Verfluchtlet!“ —

So hat sich's zugetragen und nun wollen wir sehen, ob das Schleiber-Mischerle bis zum Frauentage im Advent seine Schulbigkeit thun wird.

Am Sanct Andrä-Tag kam der Fleischhauer ums Kalb. Es war noch so ziemlich geblieben und die Kundl bekam zwei Zwanziger Tütelgeld. Dabei griff ihr der Fleischhauer ans Kinn und schaute ihr fest in die Augen, und

der große Treibhund sprang ihr lustig an die Brust, daß sie schier an die Wand taumelte. Das gehezte Kalb röhrete noch lange nach seiner Pflegerin zurück. Das stieß die Kundl ans Herz. — Es gibt halt überall so viel Widerwärtigkeiten auf der Welt, aber mir kann's so leicht nicht fehlen, Leut' und Vieh haben mich gern. —

Kundl, Kundl, ich glaub's, die Leut' mögen Dich gern haben, — aber Du halt' Dich lieber ans Vieh!

Dorfbriefe.

III.

In meinem Schreiben vom 31. November versprach ich zum Troste aller boshaften Leser demnächst über die Jämmerlichkeiten von Gutweiler zu berichten. Ich schrieb einstweilen nur ein paar Bogen voll, doch als ich das Ding erpediren wollte, war es abhanden gekommen. Sonderbarer Weise, unerklärlicher Weise, glücklicher Weise! Das Decemberheft liegt über die Weihnachtszeit auf, und da soll Frieden sein in Gutweiler.

Das darf ich wohl sagen: wir auf dem Lande haben noch Weihnachten in der Natur und im Hause. Jener Dämon unserer Zeit, welcher mit giftigem Athem den letzten Rest kindlicher Poesie aus dem Menschenleben wegblasen will, ist in das entlegene Dorf noch nicht gedrungen. Im Wirthshaus versammeln sich freilich die Gesellen zum Trinken und Kartenspielen; die Kirche hat auch gefunden, daß es besser sei, die alten Bräuche, wovon etliche sogar heidnischen Ursprunges gewesen sein sollen, abzuschaffen und den Gottesdienst nach vorgeschriebenem Ritus zu normalisiren. Man weiß sogar Pfarrvorsteher, welche das „Krippel“ draußen haben wollen — die kindliche Darstellung der Geburt des Herrn mit seinem lieben Volkshumor und seinen rührenden Anachronismen. Die alten naiven Krippenlieder, welche das Volk sich gedichtet hatte,

weil es die lateinischen Gesänge nicht verstand, sind aus der Kirche längst vertrieben — nach wenigen Jahren wird auch das Krippel als nicht mehr zeitgemäß abgeschafft sein. So zerstört sich der katholische Cultus selbst die kräftigsten Wurzeln, welche ihn mit dem Volksherzen verbanden.

Aber dort oben im Berghause, welches zwischen schneebelasteten Waldbäumen steht seit länger als einem Jahrhundert, dort ist der alte Glaube noch daheim. Jener Glaube, der auch den Freigeist rührt, wenn dieser Freigeist nicht gar zu fanatisch ist. Was bedeutet eure phrasenhaft-pathologische Poesie gegen unseren „Aberglauben“? Sie selbst, Herr Redacteur, sind gegen den Aberglauben der Bauernleute mitunter schon scharf in's Zeug gegangen. Nach meiner Meinung haben Sie hierin wohl zumeist recht gehabt, aber nicht immer. Gerade die Weihnachtszeit hat ihre abergläubischen Dinge, die so anmuthend sind. Das Segnen des Hauses am Vorabende, das nächtliche Wachen und Auffrisgen alter Weihnachtsstraditionen, und wenn um Mitternacht die Hausthiere in menschlicher Sprache reden, und wenn in der friedlichen Stube vor dem Krippel auf dem Hausaltare von Leuten, in denen man vielleicht das ganze Jahr nichts an Poesie bemerkt, mit Lust und Liebe die alten Krippenlieder gesungen werden.

Ich theile zwei solche Lieder (aus der Zudenburger Gegend) hier mit, obgleich es unmöglich ist, sie in jener Stimmung wieder zu geben, die aus ihnen hervorgeht, wenn man ihrem kindlich-gläubigem Vortrage im Bauernhause beiwohnt.

1.

He, ent Hochbarbleitn
 Von ih onzudeitn,
 Daß heint Feiertog ban uns do is.
 Und ds sulst vanehma,
 Daß a Bot is tema,
 Der vasschert wohter und si gwih,
 Daß in Ganggerl (Zeusel) z Truh,
 Und in Menschn z Ruh

Is von Himel gsteig da Gotteskuhn ;
Der sul d Welt erlehn
Und in Zweifel frehn,
Und viel grossi, grossi Wunda tuan.

2.

Und hiazt mochts na listi,
Sunstn wir ih gifti;
Pupst ent sauber und schdan uetler auf,
's wans af d Hochzat wulats
Oda tonzn sulats,
Oda gangoz eppa zan a Lauf.
Knafts in Jagahansl
Und in Kirchnafranzl,
Und in Schueidastffel int ban Boch,
Und in Millnahartl,
Und in Schuafabartl,
De suln hufi, hufi (hurtig) lasn noch.

3.

Und ah d Weiba deasn
Ah bold nochi schlafn,
Daf ma nit long worin deaf af se,
Kinans sista laufn,
Deafns heint ah schnaufn,
Dafs nit obi tirglu iban We.
Und die Anagretl,
Und die Lisabell,
Und die Coalatl ah von Haus,
Und die Panalupl
Mitn krumpn Wapl
Suln desmol jo nit bleiben aus.

4.

Aftn Musstantn,
Man ar sein vahandn,
De vagefts ma jo baleibe nit ;
Wo la Weign nit raundlt,
Gehs jo gor zua laundlt (langweilig),
Hobn niz zhpfn unsri jungen Ziash.
Rehmts a floani Weign,
Rehmts a Pratschn-Weign,
Rehmts mar ah in grossn Sasasa,
Rehmts a Holabredl,
Und a Freifn-Blötl,
Und in Dudlsot, den nehmts holt ah.

5.

Rehmts ah morbi Stripl
Und a zelsoakts Kipl,
Rehmts ah Toffad-Epfl und an Brein ;
Tuats as zjomamochn,
Und mit selchti Sochn,
Wiaß mar uns heint olli stellen ein.

Rehmts mit Dar (Eier) a Kerbl,
Und a Schmolz in Scherbl,
Rehmts a Butamild und ah an Kas ;
Deafst as gor leicht gebn,
Kints jo do noh lebn,
Hobts jo eh noh gmua von selchtn Ofrat.

6.

Wans tuats zuichi (hingn) lema
Wiaßts in Quat onehma,
Seids monirli olli um und um,
Tuats ent niedabuku (beugen)
Mitn Kopf und Kufn,
Und seits ma do nit eppa Koana stum.
Holt in Kinderl z Ziashn,
Tuats es freindli griashn,
Klogn an Taber eahm sein oagni Rot,
Recht uns doh erhern
Und uns Guats beschern,
Is jo unsa liaba Her und Gott.

7.

Aftn welln ma bittn,
Daf er unsri Pittn
Wo da Feiersgfohr holt hifch bewohr,
Daf er s Troat lost wochfn,
Und an guatn Blochfn
Und mecht grotn lossn olli Zohr.
Daf er s Feld tuat seguen
Und nit z viel lost regnen,
Und di Dunaweta mecht dasporn ;
Tuat uns gmua vadriassn,
Daf as Metaschiassn
Uns vabotn hobn, uns ormen Korn.

8.

Aftn welln ma stehn,
Daf ma s wiedasehn,
s liabi Kristind noch an etla Zohrn,
Man ma brav vableibn,
Koani Possn treibn
Und schnurrod in Himel auffisohrn.
Sein mar amol drobn,
Wer man Hergott lobn,
Aftn gehs recht frisch und lusti zua ;
Wern ma neama muru,
Und va Vorspons-Zuhrn
Hobn mar aft zan Zeigl a mol Rua.

1.

Dants, Wuabn, seits oll meiserhill
Und gebts a floans wentl Rua ;
Wos ih ent Reigs dagehln will,
Gehs losts ma friedla zua :

Diaz hot da z nagst um Mittanocht
 A Bua a Zeitung brocht,
 Zu Bettehem in Stoll
 Lats brinen iberoll.

2.

Ist wir ih holt bin auffi goug,
 Hon gskaut, was Feir dan war,
 Do her ih ent an Liablingskloug,
 Des Ding wa gor so rar.
 Trumbetu und Scholmei,
 A Dudlsof dabei
 Hobn nia, mein Dad, ba Mittanocht
 So schöani Ruffi gmocht.

3.

Ist wir ih juft will zuwi gehn
 Jan Haglbauernhof,
 Do fisch ih scha mein Kochbarn stehn,
 Sei Hiasl, der holt d Schof,
 Der sogt, Gott het uns holt
 Erleht von Twifels Schwolt,
 Wa kema grad von Himelsof,
 Lag drein in koltm Stoll.

4.

Hot uns dazehlt von Ort afs End,
 Bia Gott wa kemeu on,
 Sein Bodan het er long scha tent,
 Der war a Simamon,
 Die Muada wa gonz rein,
 A Jungfrau weiß und fein ;
 Recht wiffn, wer des hot begehrt,
 Daß er kemeu id af d Erd.

5.

Diaz, Peter, geh na rund mit mir,
 Mir gehn glei s Kind anschau,
 Da Hansl laft wul ah mit dir,
 Er steht scha doscht ban Zaun.
 Was gebts n Kind fi Ofschent ?
 Es hobts jo nig ban ent ;
 Gangs eini hell mit lara Fond,
 Mein Dad, des war a Schond !

6.

Geh, Bua, trogn Kind des Mehl hinein,
 A Rahm is noh dabei,
 A Poor, a Wol (Wolle) wird a doscht sein,
 So deafs nit liegn in Fei.
 Ist bitt ma dich, lieb Kind,
 Behalt uns da da Sind,
 Und sibr uns in die Himelsofreid
 Zur ewign Seligfeit !

Nur der Christbaum ist noch nicht da oben. Eine Gelegenheit, die Kinder unter dem Deckmantel des Wunderbaren zu beschenken, bietet der Nikolausabend. In Gutweiler aber kommt der Christbaum schon vor; er wird — trotzdem er, wie man sagt, lutherischen Ursprungs wäre — alljährlich in der Kirche für die armen Kinder der Gemeinde mit reichlichen Geschenken aufgestellt.

Selbst die Knaben einer armen hier wohnhaften Judenfamilie werden an diesem Tage katholisch und gehen in die Kirche, um ihre Christgaben zu holen. Niemand hat was dagegen, denn Menschenkind ist Menschenkind, ob es nun um ein überflüssiges Stückchen Haut mehr hat oder weniger.

Das Christkind wäre selbst ein Jude gewesen, sagte unser Kaplan in der vorjährigen Weihnachtspredigt. Der Tausend! da hätte er freilich leicht seinen ganzen Respect einbüßen können. Denn es will sich auf der Welt nichts übler reimen, als daß der große Christ, nach welchem wir Alle Christen heißen, ein Jude gewesen sein soll. — Mitunter, so meint die alte Jungfer Lori, thäte er doch ein bißchen aufschneiden, der geistliche Herr.

Ist ansonsten aber eine sittsame Magd, die Jungfer Lori, womit ich verbleibe Ihr gehorsamer Diener.

Gutweiler, Ende November 1877.

Beständiges im Wechsel.

Beim BIRTH zur „süßen Traube“,
 Da gab es guten Erunt,
 Da bin ich oft geseffen
 Und — trant mir nie genug !

Der BIRTH zur „kleinen Traube“,
 Der hatt' ein Mägdlein jung,
 Da bin ich oft geseffen
 Und — küßt' mir nie genug !

Beim BIRTH zum „lechten Baken“,
 Da ist der Pump im Schwung,
 Da bin ich oft geseffen
 Und — pumpt' mir nie genug.

Der Wein des Traubenwirthes
 Ist sauer seit manchem Jahr,
 Der Tochter von der „Traube“
 Bleicht schon das gold'ne Haar !

Beim Birih zum „lehten Baken“
Ist noch der Pump im Schwung,
Dort sitzt ein alter Knabe
Und pumpt sich nie genung!

Paul Kirsch.

Sei gegrüßt, du himmlischer Knabe!

Eine Weihnachtsandacht.

Christkind, bist da; bist endlich nach
langen, traurigen Tagen wieder gekommen
zu uns herab.

Ich hab' dich ersehnt, als wie ein
Kind, denn ich bin ein Kind mit weißen
Haaren.

Nun hör' ich dich rauschen in diesen
Zweigen; vor deinem süßen, warmen
Obem flackern die Lichter des heiligen
Weihnachtsbaums.

O, sei gegrüßt, du himmlischer
Knabe, der du mit den sonnigen Neuglein
die schweren Nebel durchleuchtest, die
hier im Thale des Thränenthaues nimmer-
mehr wollen schwinden.

Ich möchte dich wärmen an meinem
Herzen, und muß mich fürchten, der mensch-
lichen Leidenschaft stürmische Gluthen
könnten versengen dein lockiges Haar.
Denn du bist gewohnt des ewigen Früh-
lings milden Hauch; o Gotteskind, bei
dir daheim muß es schön sein!

Oft hör' ich es leis in den Lüften
klingen, als wie ein Läuten und Grüßen
von oben.

Dann faßt mich das Heimweh, und
wie ein verirrtes Kind in der Nacht ruf'
ich und such' ich den Weg zu den Woh-
nungen Gottes.

Erzähl' nun, erzähle, du holder Bote
des Himmels, was waltet dein Vater,
der ewige Herr?

Fast fürcht' ich, der Vater hätt'
unser vergessen; denn wie den Sonnen-
strahl vor Wetterstürmen seh' ich auf
Erden das Göttliche schwinden.

Die Kunst wühlt im Staube, die
kindlichen Herzen verkümmern.

Wenn du, o mein süßer, heiliger
Christ von Zeit zu Zeit nicht kämest
gesandt, es müßt der Pfad zwischen
Himmel und Erden doch gänzlich ver-
wildern.

Und mich verlangt es so heiß nach
Kunde von oben, was all die Theueren,
die uns verließen, denn machen im Lande
der ewigen Liebe.

Mein Mütterlein treu; sie muß
schon vor Jahren auf mühsollen Knien
dort angelangt sein.

Zwar war sie fast blind, doch hat sie
— das weiß ich — den Weg nicht verfehlt.

Wie geht ihr's? Singt sie noch
immer die lustigen Lieder? was wer-
den die Engelein horchen und lachen!
Was war das ein Spaß, wenn sie
hat erzählt und gesungen! Und ernst-
haft blieb sie dabei, denn taub war sie
völlig und hat so ihr fröhliches Singen
und Sagen selbst nicht vernommen.

Und daß ich noch frage: Habt ihr
ein Krankes im Himmel?

Wenn sie nicht Kranke kann warten,
die Mutter, wachen die Nächte und
sorgen, und sich von dem Munde die
Bissen ablargen, so ist sie nicht glücklich.

Sie wird es schon sein.

Denn sag' ihr, sie hätte auf Erden
jetzt Enkelin süß; diesellen, die heute,
o Christkind, dein strahlendes Bäumchen
umjauchzen. Und sag' es der Mutter:
wir lassen sie grüßen!

Dann wirst du, mein himmlischer
Knabe, auch einem Frauenbild noch sein
begegnet, jung, wie der Mai, hold wie
ein Engel; wirst es kaum glauben, daß
sie auf Erden geboren.

Im Reigen der Reinsten und Selig-
sten, der treuen, opferfreudigen Dulder.

Du lächelst, mein Christkind, sahest
sie schweben im weißen, myrtenburch-
wirkten Kleide.

Ein Antlitz, so zart, wie Kirschbaum-
blüh' — sie ist's! — und Augen, so
sanft und seelentief — es muß sich
darin ja Gatte und Kind noch spiegeln?

So bist ihr begegnet im himmlischen
Land, wie einsam vielleicht sie gewandelt
in stillen Hainen, und wartend.

Denn dann erst, wenn Gatte und
Kinder bei ihr sind, will freudig sie ein-
geh'n zur Seligkeit.

Diese Frau, mein göttliches Kind,
wenn du heimkehrst, wird fragen dich

mit weinendem Lächeln, wie es denn war, als du den Weihnachtsbaum stelltest in das verwaiste Haus den jubelnden Kindern?

O, sag' ihr, wie frisch in den jungen Gemüthern die früh und verwehte Luft dieser Welt wieder aufblüht.

Und sage, wie selig ich bin in den Kleinen, wie heiß ich ihr danke!

Und das, wie ich immer noch weinen muß — Bote der Liebe — das sag' ihr nicht.

Bücher.

Christian Lammfell.

Roman in fünf Theilen von Karl von Holtei. (Breslau. C. Trewendt.)

Lassen Sie sich doch nicht so sehr zurückdrängen, alter Herr, von dem Troste des jüngeren Literatenthums, treten Sie ein wenig vor. — Was gemacht für das weiße, ehrwürdige Haupt — für Karl von Holtei!

Nein, er dankt. Er sei müde des Herumvagabundirens im Reiche der Geister, habe genug der Fußtritte und Rippenstöße von den Brüdern in Apollo und habe sich behaglich gemacht in seinem Klosterfrieden. Dem müden Menschen sei der Frieden gegönnt; allein für den Dichter, wie Holtei, kann es keine Abgeschiedenheit geben — der ist gegenwärtig, nicht allein im Liebe des schlesischen Volkes, nicht allein auf den Brettern, so die Welt bedeuten, sondern auch als Erzähler in der deutschen Familie.

In meinen einsamsten Stunden war es, da mich Holtei's: „Christian Lammfell“ besuchte. Lange ließ ich ihn im Pulte unbeachtet liegen, denn ich bin kein Freund von fünfbandigen Romanen, noch dazu, wenn sie einen so wenig versprechenden Namen führen. Da fiel mir eines Tages das verklangene Wort eines geliebten, nun verstummten Mundes ein: „Du sollst doch einmal den Christian Lammfell lesen.“ So nahm ich das Buch zur Hand. Romane betet man sonst nicht wie einen Psalm,

aber der Teufel hol' mich, ich that's. Vergaß — besonders in den ersten Bänden — daß es ein Roman war. 's ist Einem gerade nicht sehr wohl dabei, ordentlich das Herz wird geknetet, und man quält und sorgt sich ab um den armen, lieben Christian, daß es eine Pein ist. Es dauert nicht lange, bis die Resignation, der Friede und das Glück von dem Felden auf den Leser übergeht, aber auf einmal ist die Transfusion bewerkstelligt, und man meint, man wäre selbst der Christian Lammfell — gottswahrhaftig.

Für den ersten Anschein wäre damit eigentlich blutwenig gewonnen, denn der Christel, das arme Fußarenkind, der zum Medicin-Doctor studiren soll, dafür schließlich aber zu einfältig ist, von seinem Freund und von seiner Liebsten betrogen wird, dann Theologie studirt und in seinem fünfundsachtzigsten Jahre als armer Dorfkaplan stirbt — dieser Christel scheint nicht eben beneidenswert. Aber bitte fürs Erste nur einmal seine Verwandten kennen zu lernen; seine Mutter Anna Maria, das gütigste, duldsamste Weib aus dem Volke; seinen Vater, den einarmigen Fußaren Lebrecht mit dem herrlichen Humor, wie ihn ein zweiter Fußar der Welt kaum wieder hat; seinen Onkel Heinrich Räthel, diesen alten protestantischen Magister, trotz kleinlicher Gelehrtenkrullen ein Mann von tiefem Herzensadel und geistiger Hoheit. Und bitte kennen zu lernen die himmlische Cölestine, die alte Lachmuthin, Saperlot! und auch des alten katholischen Pfarrers Egner nicht zu vergessen. Und endlich der Christian Lammfell selbst, dieser einfältige echte Priester, der im Glücke anderer glücklich ist, wie ein Kind, der Arme am Geiste mit dem Himmelreich im Herzen, dieser stillvergnügte Dulder, den Alle, die ihn kennen, geradezu lieben müssen, bis auf seinen Pfarrer Süßmilch, dem er etwas unbequem ist, bei dem er sich daher sterbend treuherzig entschuldigt, daß er „noch ein Bränkel lebe“.

Ein solch katholisches Priesterleben von einem Lutherischen verfaßt! Holtei zeigt in diesem seinem Werke, wie, trotzdem Katholizismus und Protestantismus im Grunde ein und dasselbe Ziel anstreben, ein Friebe zwischen beiden niemals möglich sein kann. Wohl, in der Familie, zwischen dem lutherischen Mann und dem katholischen Weibe herrscht die Liebe des Christenthums; anders aber dort, wo Priester gegen Priester als Dogmatiker sich gegenüberstehen. Aber der kleine Dorfkaplan Christian Lammfell kennt sich bei den Dogmen nicht aus, dazu ist er viel zu einfältig, er ist gerade nur gut genug, um selbst auf alle Freuden der Welt zu verzichten, nach seinen Kräften Jedem, ohne zu fragen, weß' Glaubens, Gutes zu thun, und gar dankbar zu sein dafür, daß sich die Menschen von ihm Gutes thun lassen. — In Steiermark kenne ich einen Priester, einen kleinen, regsamen, heiteren, nun schon betagten Herrn, der mich bisweilen gemahnen will an Christian Lammfell. Aber bei den Anderen? „Da plagts, da plagts!“ würde unser Christian sagen. Ich möchte das Buch besonders der Geistlichkeit und auch den — Priesterfeinden empfehlen; — sie können mir's nicht für Uebel nehmen.

Es ist nicht etwa eine Tendenzschrift nach modernem Style — ich sagte ja, der Christian ist für alle Dogmen zu einfältig — gerade gut genug zur Selbstopferung und Liebe.

Einen „Roman“ nennt der Verfasser diese Lebensgeschichte; ein häßliches Wort, das mich an solchem Werke schon deswegen ärgert, weil ihm der Dichter manche Concession machen mußte. Dieser Stoff bebingt die allereinfachste, ich möchte sagen biographische Form. Der beste Theil des Werkes ist der dritte Band mit dem Briefwechsel zwischen Christian und Rätzel — wahrhaft classisch in seiner Art. Der Humor läßt sich so schwer definiren und noch schwerer ist er in der Definition zu verstehen; aber wer wissen will, was

Humor ist, der lese „Christian Lammfell“. Ich hielt die Totalwirkung dieses Werkes inbeß noch für bedeutend größer, wenn die zahlreichen Nebenpersonen mit ihren romantischen Abenteuern und oft etwas unerquidlichen Angelegenheiten, die im Grunde zu dem Charakter und Wirkungskreise des armen Paters in keiner organischen Beziehung stehen, aus dem Spiele gelassen wären. Ich für meine Person will ja das Nebensächliche des Bedeutenden und Herrlichen willen gerne dankbar hinnehmen, nur fürchte ich, daß der romanhafte Zusatz das edle Werk auf die Dauer etwas zu sehr belasten und im Meere der immer höher stuhenden Literatur endlich gar in den Grund ziehen könnte.

Und das wäre ein unerseßlicher Verlust, denn eine zweite Gestalt, wie Christian Lammfell, finden wir in der deutschen Dichtung nicht mehr. *)

F. A. Rosegger.

Anna von Gösting.

Tragödie von D. Hauenstein. (Graz, in Commission bei Leuschner & Lubensky.)

Die alte Sage vom Jungfernsprung bei Gösting ist wiederholt poetisch behandelt worden. Wie wäre es auch anders möglich? Ein Ritterfräulein stürzt sich aus unglücklicher Liebe in den Abgrund! Wo ist der Poet, dem das nicht an's Herz ginge? Zudem ist außer der einen Thatsache dem Dichter vollständige Freiheit belassen, er kann die Liebesgeschichte aufbauen und ausschmücken wie er will, Sage und Historie haben weiter nichts dagegen.

Oswald Hauenstein hat uns die Anna von Gösting eigentlich erst plausibel gemacht. Graf von Pannberg und Ritter Siegfried von Stübing

*) Die steirischen Verehrer des schlesischen Dichters dürfte es interessieren, zu erfahren, daß Karl von Holtei, der gegenwärtig als achtzigjähriger Greis im Kloster der Barmherzigen zu Breslau lebt, die meisten seiner Werke, so auch den „Christian Lammfell“ während seines vieljährigen Aufenthaltes in Graz geschrieben hat.

werben um die Hand der schönen Anna. Der alte Götting ist für den reichen Pfannberger; die Frau Hilde von Götting ist für ihren Schwestersohn, den schönen Siegfried; Anna haßt den Pfannberg und liebt den Siegfried; da wäre die Sache entschieden, sollte man meinen. Mit nichten, der Vater hat dem Pfannberg sein Ehrenwort gegeben, daß dieser sein Tochtermann werde, und ein Götting nimmt sein Wort nimmermehr zurück. Die Tochter wird schon kirre werden. Ottokar II., der Böhmenkönig, welcher zur Zeit nach Graz kommt, um sich hulldigen zu lassen, selbst legt sich in's Mittel; das Stift Rein wirbt auch um Anna zur Braut Gottes; aber die Jungfrau wird nicht kirre, sie ist eine verliebte deutsche Maid, aber ein bißchen verber, als Goethes Gretchen. Sie läßt von Siegfried nicht, und der alte Götting läßt von Pannberg nicht. Rein anderer Ausweg, als der Zweikampf. Der findet statt bei Götting. Vermitteltst einer Gistsalbe, die der Pfannberg von einer alten Heze erhalten und auf sein Schwert streicht, tödtet er den Siegfried. Anna stürzt sich zur Stunde über die Felswand.

Die Bearbeitung ist dem Stoffe angemessen: die Diction ist einfach und kernig, und verliert sich selten in tief-sinnige Reflexionen. Das lyrische Element waltet vor und sind hierin manche Stellen von ergreifender Wirkung. Geschichtlich interessant ist die edle Darstellung der Episode mit König Ottokar und den steirischen Großen im Ständehause zu Graz.

Eine waterländische Bühne würde mit der Aufführung dieses Drama's nichts riskiren; in Bezug auf Form wie auf Gehalt kann es mit so manchem modernen Bühnenproducte kühnlich in die Schranken treten.

Der Reinertrag dieses den Freunden waterländischer Geschichte und Sage besonders zu empfehlenden Werkes ist zu gleichen Theilen für das Anastasius-Grün-Denkmal in Graz und das Walthers-Denkmal in Bozen bestimmt.

Kunst und Leben.

Ein neuer Almanach für das deutsche Haus von Friedrich Bodenstedt. (Stuttgart, W. Spemann.)

Friedrich Bodenstedt, der Sänger der Lebenslust, bringt dem diesjährigen Weihnachtstisch des deutschen Hauses eine des Spenders und des Empfängers würdige Festgabe. Bodenstedt bietet in diesem Buche mehrere seiner herrlichen Gedichte und Aphorismen, in denen die Freude und die Weisheit des Mirza Schaffy lebt und webt. Aber er kommt nicht allein, er bringt einen aus-erlesenen Kreis von Lyrikern, Erzählern und Gelehrten mit, wie: D. Roquette, G. Kinkel, E. Geibel, G. Keller, R. Waldmüller-Duboc, R. Stieler, R. Vern, J. v. Falke, F. v. Holzendorff, G. Schweinfurth und Andere. Mehrere in den Text gedruckte Holzschnitte und sechs gelungene Bilder von berühmten Meistern zieren das in jeder Beziehung prachtvoll ausgestattete Werk, welches wohl jedem anzurathen ist, der sich oder Anderen ein Weihnachts-geschenk von bleibendem Werthe machen will.

Notizen.

Franz Dingelstedt's sämtliche Werke. Erste Gesamt-Ausgabe in 12 Bänden. Band I.—VII. Berlin. Gedr. Gaetel, 1877. Von der so lange erwarteten Ausgabe des „kosmopolitischen Nachtwächters“ Dingelstedt liegen nun die ersten sieben stattlichen Bände vor, welche uns schon eine Uebersicht geben davon, was der Dichter auf novellistischem Gebiete geleistet. Die Ausgabe zerfällt nämlich in mehrere Gruppen, deren erste die „Erzählenden Dichtungen“ in sechs Bänden entfällt, während die zweite Gruppe oder Abtheilung mit dem ersten Bande der „Lyrischen Dichtungen“ eröffnet wird. Was die meist ohnehin bekannten und berühmten novellistischen Cabinetsstücke Dingelstedt's anbelangt, so zeigen sie nun in den sechs Bänden geordnet das Talent des Dichters in dem glänzendsten Lichte. Der feine Salontou, welcher über alle diese kleineren und größeren Erzählungen ausgebreitet erscheint, die prägnantesten klaren Schilderungen der Landschaft, beispielsweise in den „Badenovellen“, die geistvolle Conversation und die effectvollen Pointen verathen den gewandten hochbegabten Dichter auf jeder Seite seiner gesammelten novellistischen Stücke.

Liefergreifende Erzählungen, wie etwa „Esel Friebe“ oder „Das Mädchen von Helgoland“ wechseln mit humoristisch angehauchten Ficcen, wie „Keine Liebe“ u. dgl. ab, und auf jedem Gebiete weiß der Novellist den Leser zu fesseln. Der Band „Lyrische Dichtungen“ enthält manches Ungedruckte aus früherer Zeit und als besonders bemerkenswerth auch erzählende Dichtungen in des Wortes engerer Bedeutung, die von großem poetischen Werthe sind. S.

Wer Kinder liebt. Von C. W. Adler, unter Mitwirkung mehrerer Kinderfreunde. Keine größere Verlegenheit, als wenn man für ein 6–10jähriges Kind ein Lesebuch kaufen will. Kinderschriften übergenuß, aber hier alberne Märchen, dort hyperfimentale Verse oder moralisirende Erzählungen — und selbst Kinder merken die Absicht und wollen dann nicht lesen. Lößlich ist daher das Bestreben C. W. Adler's, ein Kinderbuch zu schaffen, und wir glauben fast, daß das liebenswürdige Büchlein „Wer Kinder liebt“ zu den wenigen gelungenen Jugendschriften zu zählen ist. Besonders die kleinen Aufsätze aus der Naturgeschichte, welche nur zu unterhalten scheinen, während sie in jeder Zeile anregen und unterrichten, sind durchaus sachgemäß. Der Druck ist groß und deutlich, zahlreiche Bilder zieren den Text und erleichtern das Verständnis. Der Kinderfreund C. W. Adler bietet das Büchlein zum Selbstkostenpreis von 35 Kreuzern. Es ist (am besten durch Bestellungen pr. Postkarte) nur bei ihm, Wien, V., Franzensgasse 25, zu haben.

Ein deutscher Bürgermeister. Episches Gedicht von Ludwig v. Merrens. (Kosner, Wien). Der begabte Verfasser hat zum Helden seiner neuesten Dichtung den Wiener Bürgermeister Vorlauf gewählt, der seinerzeit auf dem Hohenmarkt in Wien ungerechter Weise enthauptet wurde. Merrens stellt Vorlauf als ein Muster freien Mannesmuthes, furchtlosen Bürgerhuldes und patriotischer Treue dar. Die Form der Dichtung ist mit poetischer Empfindung behandelt. Eine schöne Gabe der vaterländischen Literatur.

Anastasijs Grün's gesammelte Werke. Herausgegeben von Ludw. Aug. Frankl. Mit dem Portrait des Dichters. 5 Bände. Grote'sche Verlagshandlung, Berlin. In dem erst kürzlich erschienenen wunderbar zarten Gedicht „Läuterung“ sagt Anastasijs Grün: daß wir glücklich waren, wissen wir erst, wenn wir es nicht mehr sind; eines Menschen ganzen Werth zu kennen, müßt ihr ihn begraben; was uns lieb ist, wird uns durch die Ferne noch schmerzlicher, und schließt diese Gedanken mit der Strophe:

„Blick' nieder, wo von ihrem Gruf
Die Friedhofshügel wogend schwellen,
Des dunkeln Stromes grüne Wellen,
Der so viel Liebes scheiden muß! —
Sie spülen Mafel weg und Fehle,
Und wie ein Schwan beim Wellenschein,
Im Drüberflug abht deine Seele:
Hier hab' ich einst den Fittig rein!“

Am Grabe Anastasijs Grün's steht ein trauerndes Volk und klagt über das Tabinscheiden des Dichters, dem es mehr wie jedem Andern Dank für seine nationale Entwicklung schuldet, dem es die Verehrung zollen muß, die dem Freiheitskämpfer gebührt. Und ein Freiheitskämpfer österreichisch-deutscher Zunge war Anastasijs Grün, dessen begeistertes Dichterwort manch' edles Samenkorn in die Herzen seines Volkes gelegt hat, das seitdem erblüht ist und segensreiche Frucht gezeitigt hat. Obgleich dahingegangen, wohnt doch lebenswarm der geehrte Dichter im Geist seiner Nation, und das eben ist der ehrendste Dank, welcher dem Freiheitskämpfer gewidmet werden kann, daß sein Andenken lebt in seinem Volk und von ihm bewahrt werde durch viele Generationen, als würdiges Denkmal, das dem gesetzt werden könne, der um den geistigen Aufbau seines Volkes hoch verdient ist. Was Anastasijs Grün erstrebt im hohen Kluge seines freien Dichter-Genius, was er edel und schön empfunden im Herzen, er hat es niedergelegt in seinen Dichtungen, die ein Schatz seines Volkes geworden sind und bleiben werden. Und diesen Schatz geistiger Anregung und seelischer Stimmung zu hüten und zu wahren, zu hegen und zu pflegen, macht das Dankbarkeitsgefühl seinem Dichter gegenüber dem Volke zur heiligen Pflicht.

Diesem hohen Zwecke dient nun auch die Ausgabe seiner gesammelten Werke.

Sie will mitwirken, seinen Geist in seiner Nation zu festigen und ihr das zu behalten, was Unsterbliches ihm verliehen war.

Von der „Allgemeinen literarischen Correspondenz“ für das gebildete Deutschland“ sind soeben die ersten Nummern des Jahrgangs 1877/8 erschienen. Dieselben beweisen die schöne Erfüllung der Aufgabe, welche sich das Blatt gestellt: eine Correspondenz zu sein, Solchen, die das Studium der Literatur zu ihrem Beruf machten, und den Freunden derselben. Verlag von Permann Holz in Leipzig.

Wie man ein Heiligthum gründet. Brief einer Schülerin des Klosters der Immaculata zu Neapel an ihre Freundin vom heiligen Bergen in Lyon. Aus dem Französischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Otto Badtke. Bück, Verlags-Magazin. Dieser Brief hat zwei Abtheilungen; die erste dersel-

ben ist für Alle, die zweite, gar heitler und pikanter Natur, ist bloß für die Herzogsfreundin geschrieben — nichts desto weniger aber zu Ruh und Frommen aller katholischen Christen veröffentlicht worden.

Altdeutsche Märchen, Sagen und Legenden.

Ereu nacherzählt und für Jung und Alt herausgegeben von Reinhold B. C. S. Zweite vermehrte Auflage mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Ludwig Beckstein. Leipzig, Otto Aug. Schulz. Diese Märchen, Sagen und Legenden sind drei handschriftlichen Sammlungen des fünfzehnten Jahrhunderts entnommen. Einzelne dieser Erzählungen sind der Lesewelt bereits bekannt, so der Ritt nach dem Kalkofen (Schiller's Gang zum Eisenhammer) und die Bürgschaft (Schiller's gleichnamiges Gedicht). In die neue Auflage, welche 50 kleine Erzählungen umfaßt, sind auch Stücke aus Pauli's „Schimpf und Ernst“ einbezogen worden. Das Büchlein ist als Weihnachtsgeschenk für die Jugend empfehlenswert.

Mein Land Tirol. Dramatisches Gedicht in 1 Act von Josef Erl. Eine Festgabe zur Enthüllung des Rudolfsbrunnens in Innsbruck. (Verlag der Wagner'schen Univeritäts-Buchhandlung, Innsbruck). Die sinnige Dichtung ist dem Kronprinzen Rudolf gewidmet. (Der Verfasser hat vom Kronprinzen als Anerkennung einen prachtvollen Brillant-Ring erhalten.)

Das Neue Jahr. Volkskalender für 1878, herausgegeben von P. K. Rossegger, hat folgenden Inhalt: Kalendarium. — Der Kaiu von Odensee. Eine Geschichte von P. K. Rossegger. — Gedichte von Robert Pamerling: Schlend're den Becher du nicht in den Abgrund. Auf hohen Bergen. — Vergelt's Gott. Eine Geschichte aus dem Rolke von P. K. Rossegger. — Schdoan-Schdeirishi Weis, aufgeschloß van Bider- und Holtbreidtschloga: Drei Buchaza. Af der Otm. s valosin Dirndl. — Der den Bliz vom Himmel gerissen. — Känte und Schwänke, zur Kurzweil gewählt und erzählt vom Kalendermann: Wie die Bällder einen großen Dichter feiern. Der Wönd, der nicht lachen will. Wie ein Kalender zu seinem Ruhme gekommen ist. Zum Scheine. Eine Sorg' muß sein im Haus. Mäuserstill sein! — Von der Küche unseres Körpers. Ein Capitel für Jedermann. — Das Blut der Nachstenliebe. — Liebeslied. Gedicht von Ludw. Fichrodt. — Der Adlerschweif oder die Geschichte von dem Engländer und dem Senn. — Kleine Späße. — Der stille Beil. Ein Kalenderstück aus dem Nachlasse von Christian Defer. — Allerlei Alt und Neu: Das nordische Hausthier. Das ewige Licht am Pole. Wie man in America zu betteln

versteht. Der Aderl von Rinn. Das Denkmal an den 18. Februar 1853. Das Wenschenauge und seine Zukunft. Farben und Charaktere. Ueber das Luftschiff. Beilichter. — Zu Mailand auf dem Dome. Ein Reisebild aus Italien vom Kalendermanne. — Ein Sträuschen. Gedicht von K. G. Leitner. — Der alte Adam. Eine närrische Geschichte von P. K. Rossegger. — Wohin? Gedicht von Friedrich Marg. — Der Keujahrsbote. — Nachschlagblätter: Das neue Maß und Gewicht. Deutschlands neue Münzen. Postwejen. Jahrmärkte.

Am die Erde. Reisebilder von der Erdumseglung mit Sr. Maj. Corvette „Erzherrzog Friedrich“ in den Jahren 1874, 1875, 1876 von Josef Lehnert. 1. Lieferung. (Alfred Hölder, k. t. Hof- und Univeritäts-Buchhandlung, Wien.) Dieses Werk, welches die dritte der epochemachenden österr.-ungar. Reisen in fesselndster Form schildert, dürfte einen ähnlichen phänomenalen Erfolg haben, wie seinerzeit Rauer's Buch über die österr.-ungar. Nordpol-Expedition. Das erste Heft schildert die Reise über Pola nach Aegypten. — Das complete Werk, welches circa 30 Lieferungen umfassen soll, wird mit 160 Original-Illustrationen und mehreren Karten geschmückt sein. Die Hefte (à 30 Kreuzer) erscheinen in Zwischenräumen von 10 bis 14 Tagen.

Weiters sind bis Mitte November eingelaufen:

Der Hungerpoker von Wilhelm Kabe. Dritte Auflage, Prachtausgabe mit dem Bilde des Verfassers. (Otto Janke, Berlin.)

Zwischen Himmel und Erde. Erzählung von Otto Ludwig. Fünfte Auflage, Hausbibliothek, herausgegeben von Otto Janke in Berlin.

Der Erbsörker. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Otto Ludwig. Hausbibliothek, herausgegeben von Otto Janke, Berlin.

Die Rechte des Herzens. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Otto Ludwig. (Aus dem Nachlasse des Verfassers.) Hausbibliothek von Otto Janke in Berlin.

Das Märchen vom toden Kinde. Von Otto Ludwig. Aus dem Nachlasse des Dichters. Hausbibliothek, herausgegeben von Otto Janke, Berlin.

Die Hosen des Herrn von Bredow. Waterländischer Roman von Willibald Alexis. Siebente Auflage. Hausbibliothek, herausgegeben von Otto Janke, Berlin.

Der Piratenlieutenant. Roman von Valentin Wöllhausen. Zweite Auflage. Hausbibliothek, herausgegeben von Otto Janke in Berlin.

Buch der Kindheit. Von Bogumil Goltz. Vierte Auflage. (Otto Janke, Berlin.)

Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. Von Bogumil Golsp. Fünfte Auflage. (Otto Janke, Berlin.)

Ein Kleinräder in Ägypten. Reise von Bogumil Golsp. (Otto Janke, Berlin.)

Studio's Rheinfahrt. Eine heitere Geschichte aus der Paarbeutezeit. Von Eduard Jost. (Jost'sche Buchhandlung, Landau.)

Christlich oder Päpstlich. Historische Erzählung von Eduard Jost. (Jost'sche Buchhandlung, Landau.)

Gedichte. Von Otto von Leizner. (Leipzig bei Prochhaus.)

Des Fahrers hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann auf das Jahr 1878. (78. Jahrgang.)

Waldheimat. Erinnerungen aus der Jugendzeit von F. K. Rosegger. (Prestburg, Leipzig, G. Dedekast 1878.)

Palatändisches Ehrenbuch. Geschichtliche Denkwürdigkeiten aus allen Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie. Herausgegeben von A. v. Leuffenbach. (Wien und Teschen. Verlag von K. Prochaska. In 18 Lieferungen.)

Vom Don zur Donau. Neue Culturbilder aus „Ost-Asien“ von K. E. Franzos. 2 Bände. (Leipzig, Duncker & Humlot 1878.)

Josef Kirchsieders Gedichte in der Mundart von Andelsbuch. Mit biographischer Einleitung und Worterklärungen, herausgegeben von Hermann Sander. (Innsbruck, Wagner's Verlagsbuchhandlung.)

Das Menschenleben in seiner stilklichen Erscheinung. Von Johannes Brent. (Prestburg, Leipzig, G. Dedekast. 1878.)

Die Gott- und Weltanschauung deutscher Dichter und Dichterrinnen im Spiegel ihrer lyrischen Lehr- und Spruchdichtung, nebst erläuternden Zügen aus ihrem geistigen Leben und Schaffen von Friedrich Ritter von Hentl. (Prestburg, Leipzig, Gustav Dedekast 1878.)

Zur Geschichte der neuen chromatischen Claviatur und Notenschrift von Otto Luany. (Berlin, Georg Stille 1877.)

Neue Federzeichnungen aus der Thierwelt. Von Aglaia von Enderes. (Verlag Hartleben, Wien, Pest, Leipzig.)

Musikalische Studienköpfe. Von LaMara. Dritte, mit den Verzeichnissen der Werke des Componisten vermehrte Auflage. Neue Lieferungs Ausgabe. 1. Lieferung: Carl Maria von Weber. (Leipzig, F. Schmidt & K. Günther, 1878.)

Agnes von Meran. Trauerspiel in fünf Acten von Franz Kiffel. (Wien, L. Rosner 1877.)

Der steiermärkische Verein zur Förderung der Kunst-Industrie. Im Selbstverlage des Vereines.

Kaiser Josephs II. untergeklidte Gedanken, Aussprüche und Bestrebungen in seinen eigenen Worten. Herausgegeben von Ernst Leitzner. (Wien, Pest, Leipzig, Hartleben.)

Stenographische Unterrichtsbriefe, allgemein verständlicher Unterricht für das Selbststudium der Stenographie nach Gabelberger's System, von Karl Paulmanu. 4., 5., 6. Lieferung. (Wien, Pest, Leipzig, Hartleben.)

Das verhängnißvolle Kreuz. Socialer Roman von Franz Zitzler. (Graz, Leytam-Josefthal 1878.)

Die goldene Legende. Eine Naturgeschichte der Heiligen von Corbin. (Bern, B. F. Haller.)

Jus potandi oder deutsches Besrecht, herausgegeben von Dr. Max Oberbrecher (Gehr. Henninger, Heildronn.)

Naturgeschichte des Aremsmünsterer Studenten. (Linz, Jos. Reichinger's Erben.)

Poetische Werke von Karl Eduard v. Ebert. (Graz, Verlag Bohemia.)

Postkarten des Heimgarten:

Abonnent in Salzburg: Besten Dank für die Aufklärung, daß jenes von Johann Raim zu Aufsee in steirischer Mundart wiedergegebene Gedicht „Aufsee Land!“ (Heimgarten I, Seite 855) den österreichischen Volksdichter K. A. Kaltenbrunner zum Verfasser hat.

A. A. in Blankensee: Alles willkommen, was allgemeine's Interesse hat, nur Gedichte — bitte — Gedichte nicht mehr!

M. Blume, Berlin: Alfred Weisner wohnt in Bregenz, Hans Kalfes in Graz, August Silberstein in Wien.

A. B. B. in Pest: Vielen Dank! Wie wohlthuend und erquickend ist doch ein herzlich schlechtes Gedicht gegenüber der ungeheuren Fluth von mittelmäßiger Waare, bei der man lachen will, weinen soll und — gähnen muß.

Junger Autor in Brünn: Sie sagen, wenn wir erst 4 Seiten von Ihrer Novelle gelesen hätten, so würden wir von Ihrem dichterischen Talente überzeugt sein. Wir haben vier Seiten gelesen und auch noch ein paar Seiten der fünften. O Herr, wir sind begriffstüßig!

B. B. in Innsbruck: Sie sind ja ein wahrer Sudenfresser aus jener Zeit, in welcher ein Steuerzettel an den Stadthoren so lauten konnte: „Heute am — Januar 178 — verjollt und versteuert am Kreuzthor: I. Drei Kinder, II. Biergehn Schweine, III. Zehn Kälber, IV. Ein Jud, — nicht sich Moses Mendelssohn aus Berlin.“ —

Heimgarten

Heft 4.

Jänner 1878.

II. Jahrg.

Der Hinterschöpp,

oder die Geschichte dreier zweifelhaften Personen von P. F. Hofegger.

Aus dem ersten Capitel wird man nicht klug.

Für den Hinterschöpp in Schneewaldbach war das ein sauberer Pfingstsonntag.

„Mein Lebtag weiß ich noch keinen solchen Pfingstsonntag!“ rief er dem Sarge nach, den zwei Männer aus dem Hause trugen und etliche Weiber und Kinder mit lautem Gebete begleiteten.

„Vor der Nase stirbt sie mir weg, und just jetzt. Wer kommt dich denn grathen (entbehren)?“ So rief er ihr nach, die im Sarge lag, und die Leute schauten verwundert zurück, und einen solchen Scheideruf hatten sie noch nicht gehört.

Sie hat ihm manche Bosheit zugefügt, aber jetzt ihm das junge Kind in die Händ' legen und auf „fiagst miß neama“ davonrennen, als wie wenn sie gar niemals zusammengehört hätten — das war doch der ärgste Streich, den sie ihm anthun konnte.

Der Hinterschöpp stand an der Hausthür und zwischen den Hollerbäumen lugte die Sonne auf ihn. Solche Leute sieht sie wahrlich nicht alle Tage wie diesen Hinterschöpp. Schon von auswendig gab er ein wunderliches Bild. Er war ein sehr schlanker, hagerer Mann, er trug einen braunen zerklüfteten Lodenrock, der bis über die Waden hinabging. Die Füße stak in grauen Wollpatschen, und das war's, was sein Weib — Gott schenk' ihr die Ruh' — so oft geärgert hatte, daß er meist plötzlich vor Einem daftand, ohne daß man ihn gehen gehört. Aus dem Habit ragte ein schlanker, brauner und runzeliger Hals hervor, auf welchem ein kleines, gealtertes Haupt saß — ein Haupt, mit seltsamem Gemisch von Schönheit und Häßlichkeit. Die Augen waren klein und hellgrau und zeigten ringsum gar keine Schattirungen, weil die Brauen die Farbe der Haut hatten. Die Nase machte oben zwischen diesen

Neuglein einen festen Sprung hervor, um dann in einem scharfen, senkrechten Sattel niederzufallen. Haare und Bart waren schon etwas grau und zum Theile kurz geschnitten, zum Theile verfilzt und verworren. Die dünnen Lippen waren jetzt, da er seinem ihn treulos verlassenden Weibe nachblickte, etwas zusammengepreßt, nur ein einziger, schneeweißer Zahn stach zwischen auf der linken Seite hervor. Auf dem Kopf hatte er einen sehr hohen Filzhut, der seine Gestalt noch schlanker und abenteuerlicher erscheinen ließ. Ganz stramm stand der Mann da; — man kann auch gerade aufwärts stehen, ohne bei den Soldaten gewesen zu sein!

Und als er so an der Schwelle seiner Hausthür dem Tode nachstarrte, meldete sich hinter ihm ein junges Leben.

„Es kreischt schon wieder! — So wird es heute kreischen und morgen und jahrelang — und der Alte soll die Kindsmagd sein. Und ist es groß und kreischt es nimmer, und ist der Alte selber ein Kind, das man heben und legen muß — nachher ist wieder ein anderer Teufel da . . . Weib, Du hast ganz Recht gehabt, daß Du durchgegangen bist. — Jetzt möcht' sie schon da sein, die Schraglin.“

So muß der Mensch mit sich selber reden, wenn Keiner mehr da ist, der ihm zuhört.

Das Reifen des zottigen Hündleins ver kündete aber, daß Einer komme. Auf dem Fußsteige zwischen dem Haselnußgesträuche wackelte mit einem langen knorpeligen Stocke die Schraglin herbei. Der Hinterschöpp war ein Kleinhäusler, der zwischen Wildwiesen und Laubwäldern einen Erdäpfelacker und einen Krautgarten besaß, und auch noch ein mit Kohlenlöche gebüngtes Salatbeetlein mit etlichen Nagelspöcken, die an der nun verstorbenen Hinterschöppin stets eine sorgsame Pflegerin gefunden hatten. Der Schöpp arbeitete zumeist als Holzknecht in den Wäldern, oder als Kohlenbrenner, oder als Tagwerker draußen in den Bauernhöfen. Er that,

was sich gab und was ihn freute, erwarb die nöthigen Bedürfnisse seines kleinen Hauses und war ein freier Mann. Die Schraglin war die Witwe eines Zilchschusters und Kurtschmiedes, hatte einen Sohn beim Militär, war des Weiteren aber an keinen Menschen gebunden, und auch an keine sonstigen Dinge, weil sie eben nichts besaß. Im Sommer hatte sie bisher ihr Brot mit Eierhandeln und Botengehen verdient, bis sie dazu, nicht etwa aus Wohlleben, sondern aus Naturanlage, nachgerade zu wohlbeleibt wurde. Im Winter war sie bei den Bauern und nähte und spann, ließ sich auch als Krankenwärterin recht gut verwenden; und war es, daß ein Weib in seinen verschiedenen Umständen Rath oder gar Hilfe beischte, so ließ sich die Schraglin gerne finden und brauchen.

Hatte denn auch der Hinterschöpp in seiner Noth nach der Schraglin geschickt. Aber sie war auf weiten Wegen gewesen, und jetzt, da sie kam und nach der Hinterschöppin fragte, gab ihr der Schöpp achselzuckend zur Antwort: „Ja die Hinterschöppin, die ist auf einmal so viel vornehm worden — hat mir die Treu aufg' jagt, hat sich auf den Schragen gelegt!“

„Jesus Maria Josef Joachim und Anna!“ schrie die Schraglin und ließ den Stock aus der Hand fallen, „da steht noch die Ampel auf der Bank!“

„Hat jetzt Zeit ein Nachtlicht haben müssen.“

„Und das Kreuz!“

„— steht auch noch da. Das hat sie mir im Haus gelassen.“

„Hinterschöpp! sie ist Dir gestorben!“

„Das war närrisch. Jetzt hätt' sie ein Kind gehabt; hat ja fortweg eins haben wollen. Und wie es schreit, lauft sie davon. — Schraglin, ich möcht auch am liebsten davonlaufen!“

Die Schraglin war schon in die Stube geeilt, wo das Kind wimmerte. Er sprang ihr nach und sährte sie wieder vor das Hans und sagte hastig:

„Schraglin, ehvor du was anrührst im Haus, müssen wir allerlei miteinander ausreden.“

„Geh, geh, reiß Eins nicht so herum, jeder Mensch kann nicht so rührsam aus- und eintrennen, wie du. Was konnten denn wir miteinander zu reden haben, kaum daß Dein erstes Weib aus dem Haus getragen ist!“

„Schraglin, Du denkst weiter als wie ich!“ lachte der Schöpp mit hohlem Tone. „Die Narheit zweimal machen, an das hab' ich noch nicht gedacht, aber eine Wirthschafterin muß ich im Haus haben, und das auf der Stell'. Er hub die Hände vor ihr auf, er klammerte die Finger aneinander. Verlaß mich nicht, Schraglin!“ Er meinte.

„Wenn's ihretwegen ist“, rief sie, „so leid' Dich aus — leid' Dich nur aus. Aber meinerwegen darfst keinen Tropfen weinen. Wenn ich einmal seh', Du siehst auf mich an, so verlaß ich Dich nicht. Wenn Du Dir's gut überlegt hast, daß ich auf Deine Hauswirthschaft soll schauen und das Kind warten — Gottswegen, sag' ich. Aber eine Gais bring ich mit, Schöpp, und die mußst mir fuhren (hegen, nähren)“.

„Die Gais können wir brauchen; der Kleine schreit eh schon nach der Milch.“

„Ist's ein Bub?“

„Ein Bub! Warum?“ murmelte der Schöpp und blickte sie schief an.

„Nachher ist's ein Unglück. Nur keinen Buben, sag' ich alleweil, wer nicht groß Haus und Grund hat, daß er ihn kann ansäßig machen.“

„Haus und Grund hab' ich nicht, hab's nie gehabt, krieg's auch nicht.“

„Glaubt man Dir gern, Du bist kein Großbauer, man sieht Dir's an. Nichts für Uebel. Schöpp, Du wirst es nicht glauben, ich trag' auch mein Kreuz auf dem Herzen. — Mein Hansel, der beim Soldatenleben ist, der ist jetzt wieder so viel geschlagen worden.“

„Aha!“

„Er laßt mir's schreiben und da siehst zu lesen.“ Sie hatte den Brief bald zur Hand; er war zersplittert und war feucht. Der ihn schrieb, hatte geweint, der ihn las hatte auch geweint. Das Regiment liegt in Ungarn; Der Hansel hatte es nicht mehr ausgehalten, war in einer Nacht aus der Kaserne geflohen, hatte heim wollen. Sie nahmen ihn gefangen und schickten ihn dreimal durch die schlagende Gasse. Den Rücken haben sie blutig geschlagen, aber das Heimweh haben sie nicht erschlagen. — Und das ist der Schmerz der armen Schraglin, den ihr von nun an der Hinterschöpp tragen helfen muß, weil sie auch sein Leid erleichtern will.

„Ja!“ sagt der Hinterschöpp und lacht, „so gut hätt' ich's auch haben können, aber — geschiedt — geschiedt muß man sein! — Daß Du weißt, ich vertrau' Dir, Schraglin, so werde ich Dir einmal ein Geheimniß sagen. Mußt aber sein still sein! Sonst hat es nur mein Weib gewußt, schau, und mein Weib ist auch kein still. Ich bin nicht der Mensch, muß wissen, der nichts Heimliches bei sich behalten kommt, aber Dir sag' ich einmal was.“

Dabei ging er über den Lehmboden auf und ab, hatte die Hände hinter dem Rücken und den Hut tief über die Augen gedrückt. Wie ihn das Weib so ansah, da wollte sie es wohl glauben: der kann was wissen. Er war fast unheimlich anzuschauen, der hagere, braune Hinterschöpp mit dem kleinen Kopf und dem hochragenden Hut darauf. Stand er aufrecht, so war's, wie ein Ausrufungszeichen, lag er ausgestreckt auf der Holzbank, so war's ein Gedankenstrich:

Jetzt wieder ging er über den Boden auf und nieder wie ein Fragezeichen, das sich einmal in die Höhe gerichtet hatte, so daß es die schwarzen Trambäume der Hütte fast berühren wollte.

Als ihn die Schraglin so eine Weile angesehen hatte, sagte sie: „Hinterschöpp, wenn Du etwan auf das Fragen wartest, was Du denn für eine

Heimlichkeit in Dir hättest, so magst lang' auf- und abgehen. Ich bin keine von den neugierigen Weibsleuten, ich paß' geru bis auf den jüngsten Tag, wo Alles aufgebeckt wird."

Damit kriegte sie ihn herum.

"Ja so", jagte er, "auf den jüngsten Tag, meinst. Bist nicht dumm. Wir warten Alle auf den jüngsten Tag. Aber ich denk', da werdet ihr Weibsleute noch ganz andere Sachen zu hören kriegen, daß Du auf mein Ding gar nicht wirst losen wollen. Jetzt mußt mich betrachten, jetzt. — Schraglin, reb' Dich aus einmal, was sagst zum Hinterschöpp?"

"Was kommt ich denn zum Hinterschöpp sagen," gab sie ihm zur Antwort und maß ihn traurig von Kopf bis zu den Füßen, „ein alter Witimer ist er."

"Versteht mich nicht — was Du zum Namen Hinterschöpp sagst?"

"Zum Namen? — an dem ist schon gar nichts dran."

"Haßt recht, gehört auch nicht mein. — Wie lang kennst mich, Schraglin?"

"Wie lang soll ich Dich denn kennen? ich versteh's nicht, was Du mich heut' so herumfragst. Dich weiß ich schon seit dem großen Schauer her."

"Bist recht. Im Jahr, wie der groß' Schauer ist gewesen, bin ich hergekommen. Das wird jetzt schon zehn Jahr sein."

"Du Halbesel, seit dem großen Schauer sind schon dreiundzwanzig Jahr aus. Ich weiß es daher, weil in demselbigen Jahr das Marinhof-Haus ist niedergebrannt und ich just in der guten Hoffnung mit meinem Hansel bin gewesen."

"Ein rechter Altweibertalender. Ich kenn' mich nicht aus, was das für ein Beweis sein soll, daß es schon dreiundzwanzig Jahr her ist."

Jetzt zählte sie ihm's an den Fingern vor: „Mein Hansel ist dreiundzwanzig Jahr alt, das wird Dir das Kirchenbuch sagen, wenn Du mir's nicht glauben willst. Und mein Hansel hat

das Muttermal auf der rechten Wang', weil ich so viel Schreck ausgestanden hab', wie das Marinhof-Haus ist niedergebrannt. Und das Marinhof-Haus hat der Donnerkeil anzunden bei demselbigen Ungewitter, wie der groß' Schauer war. Weiß' es noch so gut, als wie wenn's gestern wär' gewesen."

"Laß es Dir schon gelten," murmelte er und warf abwehrend die Hand hin; „aber wo ich diese dreiundzwanzig Jahr hintan hab', das versteh' ich nicht. — Auf die Weis' wär ich funfzig Jahr alt! — Jesses, Jesses, Hinterschöpp, du alter Tadel! daß du's nicht g'spürst!"

"Wirft es schon g'spüren!" sagte sie.

"Aber der Hinterschöpp, mußt wissen, ist um halben Theil jünger."

Sie haschte mit ihrer breiten Hand nach seiner schmalen Stirne und rief: „Schöpp! Hinterschöpp, mit Dir geht's nicht recht her."

„Freilich, Schraglin, und das thäten Alle sagen, wenn sie's wüßten. Ein Glück, daß sie den Hinterschöpp nicht finden, der hat sich in kein Kirchenbuch einschreiben lassen, und auch in's andere nicht, aus dem sie beim Kreisamt die Soldaten herausfischen."

"Schelm, Du haßt Dich verlaugt'!" grinste ihm das Weib zu.

"Schau Du!"

"Und haßt letztlich gar kein Taufwasser und kein Chrisam auf Dir!" rief sie entsetzt.

"Alles lang schon weggeschen. Kriegt — hat meine Mutter gesagt — soll ich's wohl einmal haben. Aber selb' Zeit, mußt wissen, bin ich wer Anderer gewest — ganz wer Anderer. Der selb' Andere ist in seinen jungen Jahren verstorben."

"Na" — flüsterte die Schraglin in ihr rothes Sackttuch hinein, „vor Dir hebt man sich an zu fürchten."

"Wär' ein Unsinn. Ich thü' keinem Menschen was; bin froh, daß sie mich in Ruh' gelassen haben. Nur daß ich mich nicht hab' lassen fortschleppen wie ein Schlachtvieh und schlagen und treten,

wie einen Hund. Wird auch kein Unrecht sein, daß ich im Land mein eigener Herr hab' bleiben wollen. Und wenn n's ein's ist, so soll's Der büßen, der's so eingerichtet hat. . . ."

Er murmelte noch etwas und preßte den hervorstehenden Zahn scharf in die Unterkuppe hinein.

„Da muß ich Dir wohl recht geben, Hinter — ja Du, wie heißt denn nachher?“

„Hinterschöpp, alleweil Hinterschöpp, bis der Hinterschöpp stirbt. Alsdann magst du meinetweg sagen, was Du weißt. Oder geht die Geschichte von vorn wieder an? he? — Schau, Schraglin, und das hab' ich mir bedacht schon gestern und das hab' ich mir bedacht heut'.“ Er streckte den Zeige- und den langen Finger seiner linken Hand aus und mit dem Zeigefinger der rechten schlug er auf jene: „It'so ganger, nachher gehts auch so.“ Und schwieg.

Wer das Gesicht des Hinterschöpp gesehen hätte!

Drinnen hub das Kind wieder zu schreien an.

„So bist mir jetzt die Hauswirtin,“ sagte er zum Weibe, „will trachten, daß ich Dich nicht zu kurz halt' — das will ich trachten, Schraglin. Du hast einen Vuben bei den Soldaten, der schon zweimal geschlagen ist worden, das bedenkt'. Und jetzt geh mit, ich muß Dir noch was sagen.“

Sie gingen in die Stube.

Um die Mittagszeit waren sie einig.

„Es ist verflucht falsch,“ sagte die Schraglin, „aber es ist recht. Es ist schon recht. Ich hätt's auch so machen sollen.“

„Ja, wenn das so leicht gehen thät! Das geht nur beim Hinterschöpp im hintersten Schneewaldbachgraben.“

„Gehen thät's oft wo, jeb' hätt ich keine Sorg'. Aber nachher? Wenn die Zeit herumgeht, Schöpp, was wirst denn nachher anheben? Du, ich thät

mich doch nicht trauen! Da kommt Dir was heraus, Schöpp, da kommt Dir was Schaudervolles heraus. Funfzehn, sechzehn Jahr sind bald vorbei.“

„Wird sich schon manteln (bemanteln). Die Hauptsach ist das Taufbuch, mußst bedenken. Nur nicht verreden thu' Dich, Schraglin, ich bitt' Dich zu tausendmal, paß auf. — Da hast dieweil was, na, na, laß Dich nicht ehren! aber Schraglin, ich brud' Dirs mit Gewalt in die Faust. So nimm's! brauchst es selber nicht, so schid's Deinem Vuben.“

Daß der alte, häßliche Mann so ungeliebte Dukaten hatte! —

Am Nachmittag kam einer von den Leichenträgern aus der Pfarre Kraben zurück.

„Na, habt sie in Gottesnamen hineingeschoben?“ fragte ihn der Schöpp.

„Haben sie hineingeschoben. Da bring ich Dir ein Briefel.“

„Den Todtenschein?“

„Wird wohl so was sein. Acht Gulden dreißig Kreuzer machts.“

„Nachher ist's ein anderer Schein. Drei Gulden fürs Läuten, das ist aber viel!“

„Haben mit allen Glocken geläutet. Sag ich ja noch: s'ist die Hinterschöppin, ein braves Weib, und in Kindbetten gestorben — da muß schon recht geläutet werden. Rechtschaffen feierlich ist's gehalten worden und alle Leut' haben gesagt, Schab', daß der Schöpp nicht dabei ist, der müßt eine rechte Freud haben. — Daheim beim Kind muß auch wer sein, hab' ich gesagt. — Aber saggrisch bruct hat uns Deine Alte; wenn Du wetten willst: meine Achsel hat einen blauen Fleck. — Ja, und daß ich nicht drauf vergeß, vom Pfarrer hab ich Dir was auszurichten. Wie's mit dem Kind ausjchaut, laßt er Dich fragen, Schöpp, — der Tauf' wegen, sagt er.“

„Will er da auch schon wieder Geld haben?“ fuhr der Mann drein.

„Christus der Herr ist dreißig Jahre alt worden, bis er sich hat taufen lassen.

— Halt ja! morgen werden wir ihm das Dirndl schon bringen.“

Später meinte die neue Haushälterin, sie fürchte nur, der liebe Gott würde die falsche Tauf' für Uebel halten.

„Die falsche Tauf'?“

„Was denn!“

„Hast Recht.“

Sie befannen sich. Dem Weibe fiel das Richtige ein. Taufen kann Jedermann, stehts im Katechismus, und nur einmal kann der Mensch getauft werden; weitere Taufen sind weder nütze noch schade. Der Schöpp tauft das Kind zu Hause, nennt es nach Gewissen und Belieben und schickt es dann erst zum Pfarrer und läßt es Antonia heißen.

Im Wandtschrank steht das Weihwasser. Der Schöpp zögert eine Weile; solcher Handlungen ungewohnt verrichtet er dann hastig das Werk an dem schreienden Kinde.

„Da riecht Essig!“ bemerkte die Schraglin und schnupperte mit der Nase. Schreit der Schöpp schon auf. Anstatt der Weihwasserflasche hat er das Essigglas erwischt.

„Ja, Du Narr!“ ruft die Schraglin, „da ist es freilich kein Wunder, daß Dir das Geschäft so sauer ankommt!“

„O Tonnele, Tonnele!“ rief der Schöpp dem Kinde zu, „wie's mit Dir anhebt, das ist aus der Weis! Jetzt möcht ich schon wissen, was das wird bedeuten!“

— Am nächsten Tag ist alles nach Schick und Ordnung abgethan worden. Die Schraglin ist Patzin, bringt vom Hinterschöpphause ein viertägiges, zierlich eingefatschtes Mädchen zur Kirche hinab, läßt es taufen und gibt ihm den schönen Namen Antonia. Hierauf steckt sie ihm ein rothseidenes Säckchen an den jungen Busen — die Kresengabe, die Antonia einst ihrem Bräutigam als Beweis der Sparsamkeit mitbringen wird. Dann zahlt sie dem Pfarrer und dem Mesner das Begräb-

niß und die Taufe, dann geht sie auf eine Stärkung ins Wirthshaus, und dann trägt sie die kleine Antonia zu ihrem hageren, baumlangen Vater Hinterschöpp zurück.

Zwei Spitzbuben kommen zusammen.

Der hagere, baumlange Vater Hinterschöpp zog eines Tages seine braune, zwei Ellen lange Lobenjoppe an, setzte seinen hohen Filzhut auf, nahm seinen gewundenen Kranabethstock zur Hand und wanderte.

In der Zweistundenlänge von seinem Hause weg sprach er alle Leute an, oder sie ihn.

„Wohlauf, Schöpp, steigt auf Arbeit aus?“ fragte ihn der Eine.

„Ja“, sagte der Schöpp.

„Auf Schlein über?“ fragte ein Anderer, „wird wohlfeil sein, auf dem Schleiner Markt, das Korn. Ist dem Herrgöttl wieder einmal ein gut Jahr aus dem Sack gefallen. Kauft?“

„Ja“, sagte er.

„Kirfahrten, Schöpp? Auf den Dreimasenberg?“

„Ja“, sagte er.

„Du, Schöpp, Du Schöpp, was hast Dir aber für ein Paar Stiefel machen lassen? Die führen Dich heilig im Heiraten um?“

„Ja“, sagte der Schöpp und ging seines Weges. „Ja“, sagte er, und so sollte es Jeder errathen haben und Keiner brauchte weiter zu fragen. Das Fragen irrte ihn heute. Es war ja wahr, er sah sich dort und da nach Arbeit um für die nächsten Monate, und er wollte in der Schlein elliche Meßen Roggen und einen Sack Heiden kaufen für den Winter, und er gedachte, wenn er am Dreimasenberg vorbei kam, auf ein Stündel hinaufsteigen zur lieben Frau von den drei Ellen, heißt das, wenn er gute Geschäfte gemacht hätte; — der Mensch muß dankbar sein, es ist wegen ein anderemal. Und die Heiratstiefel? Es mag ja sein, daß er ein paar solche erwischt

hat — von Ochsenleder sind sie, und eine Schweinshaut ist auch drin, weil's so kratzt — er verspürt's wohl. So ein Schuster stiefelt ja bisweilen das ungereimtest' Zeug zusammen. — Der Schöpp! der Hinterschöpp! der alte Hinterschöpp! Auswendig ein graustruppiger Witib, inwendig ein dreiboppelt durchtriebener Narr! Und heiraten!

„Warum denn nicht?“ fragte der Hinterschöpp.

„Möcht schier auch wissen, warum nicht“, antwortete der Hinterschöpp.

„Fang' an noch einmal von vorn,“ rieth der Hinterschöpp „wie Du ein baumlanger Kerl bist, her — laß wem Andern auch noch was von Dir.“

„Verdangelt gern“, entgegnete der Hinterschöpp, „aber so Eins ist höllisch vielhabig; gibt man den Finger, ist gleich das Tappen nach der Hand, und an der Hand — bigott — hängt der ganze Schöppel mit Haut und Haar. Na weißt, s' thut sich besser, ich behalt' mich selber.“

Und die neuen Stiefel knarzen ihres Weges fort. Wer gut bei Fuß zehn Stunden ist's nach Schlein. — 's ist geschickt genug, dachte er sich, daß man eine Wegstrecke mit Stunden messen kann, wie sie die Uhr schlägt; so will ich's mal probiren und einen Tag nach der Kloster abklastern. Wenn er eine ausmacht! Hat nicht juist verwichenen Sonntag der Pfarrer predigt, daß das Menschenleben nur eine kurze Spanne Zeit dauert? Schöpp, hernachen trägt dein Nest Kleber (kaum) noch die Läng' von der Dicken eines Messerrückens. Sind ja schon zwei Mannslängen hinter Dir; eine zwanzigjährige und eine zweiunddreißigjährige, das macht einen alten Lumpen von zweiundfünfzig Jahren. Und sag' mir, wie vermeinst die noch übrige Läng' von der Breite eines Messerrückens zu verthun? Verthirbst, und das Mädel bleibt zurüd! Hinterschöpp, da kommt ein schreckhaftes Weltwunder heraus, das größer wird sein, als wie alle andern achte zusammen. Hinterschöpp,

davor muß was gethan werden; denk' an dein Versterben! — So redete er in seinem Gedanken, sprang dann über einen Wassergraben und sagte: „He, so lang' Du noch stink hupfen kannst, ist keine Gefahr. Verlaß Dich drauf, weil ich Dir's sag: in dreißig Jahren lebst auch noch!“

Und weg war das Simuliren und ein sehr langer, aber ein ganz leichtlebiger Mann war's, der dahinschritt gen Schlein.

In Schlein wußte er alle Wege und Gäßchen und alle Kniffe der Kornhändler. Er kaufte wohlfeiles Körnbl ein. Dann lehrte er beim Kronenwirth zu und hielt sich feil. Er sah am Tisch, gleich eingangs, hatte Wein vor sich und tauchte eine Semmel-schnitte das einemal in den Schoppen und das anderemal in den Schöpp — und sah dabei jedem Ein- und Ausgehenden groß ins Gesicht. Ein paar Bauern redeten ihn an, ob er zu haben wäre zum Holzspalten, zum Köhlern, zum Strohdach decken.

— Wenns nicht juist auf der Stell' sein muß, recht gern. — Und hatte Arbeit für die nächsten Monate.

Hinter Schlein steht ein Berg, der von unten hinauf mit Haselnußsträuchen bedeckt ist, dann in eisgrauen Wänden aufsteigt, oben einen jungen Wald und einen grünen Rasenplatz hat und der Dreiwasenberg geheissen ist. Auf dem Rasenplatz steht eine kleine hölzerne Kirche, deren rothe Thurmspitze auf Schlein herab- und weit ins Land hinausfschauet. Zwei Glöckchen sind im Thurm, die loden den Menschen vom Thale hinauf zu den steinernen Stufen und zu dem hölzernen Frauenbild, das in den Hunderten von Votivtäfelchen um sich eben so viele Empfangsbestätigungen ausgeheilster Gnaden und Wohlthaten aufweist.

Der Hinterschöpp war kein Betbruber, aber die lieb' Frauen von den drei Wasen galt was bei ihm. Mit der hatte er es ausgemacht vormaleinst: Wenn's glücklich vertuscht wird, so bin

ich, der Hinterschöpp, von jetzt an nicht zu karg. Des Jahres eine Kirchfahrt zu Dir, allemal ein par rothe Kerzen mit, oder ein Silbergröschel für den Opferstock, oder so Eins un's Andere.

's war glücklich vertuscht und die Freundschaft bestand. Und neuzeit hat der Schöpp die lieb' Frauen von Holz auch ins andere junge Geheimniß beigezogen, und opfert seither drei Kerzen und zwei Silbergröschlein.

Nachdem er in der Bergkirche seine Andacht verrichtet hatte, stieg er hinterwärts am Berg hinab gegen ein Wasser. Das Wasser liegt wie eine schwarze Scheibe in einem Felsenkessel. Die Sage geht, daß der kleine See gar keinen meßbaren Grund habe. Aus dem ungeheuren Loch wär' vormal:inst Feuer herausgefahren, aber nach der Sündfluth sei das Wasser drin stehen geblieben. Der See hat zwei Zuflüsse: eine in denselben sprudelnde frische Quelle und einen ungestümen Wasserfall, der von mehreren Bänden niederbricht; aber keinen sichtbaren Abfluß, so daß die Leute sagen, es thäte alles in die Weltkugel hineinrinnen, bis ihr einstmals, wenn sie sich vollgeoffen hätte, der Bauch aufspringen würde. Sie haben so ihre absonderlichen Wissenschaften, die Leute zu Schlein.

An einer Seite des Sees unter den Wänden ist gerade so viel Raum, daß etliche Bäume stehen können, die sich zu diesem Wasserraum wie die Brauen reimen; ist weiters ein trüblicher Fußweg, auf welchem man in die Lusch hinaufkommt, wo es so schauerhaft wüß ist, daß jetzt, etliche dreißig Jahre nach den hier erzählten Geschehnissen, der Kronenwirth zu Schlein ein Wirtshaus bauen lassen will für die Stadtleut', bei denen es in die Mode gekommen ist, daß sie zur Schwärmzeit, im Juli und August, aus ihren Mauerwänden hervor- und in die Felsmände hineinziehen.

Mitten am See, wo der Weg mit arger Noth am Gerände hinanklettern muß, daß er der völlig finsternen Wasser-

tiefe ausweicht, an einen widerborstigen Fichtenbaum, ist ein Botivotafelchen genagelt. Das Dachbrettchen ist schon moosig über und über, die Malerei schier verblaßt und verwaschen, und noch zur Nothdurft ist unterhalb solcher Bericht zu lesen:

„Im 1809er Jar, am Feittag des heil. Augustini, ist dahier Anton Obersdorfer, vulgo Holz knecht-Toni in seinem 20. Lebensjar durch einen Sturz in die Wasserfluthen elend zu Grund' gegangen. Gott Wirt sein Seel in Himmel nehmen, der Wanderer sey gebetten um einen Vaterunser.“

Unser Hinterschöpp blieb stehen vor der Tafel und sah sie an und betete das verlangte Vaterunser. Dabei lachte er hämisch und zog seine salben Augenbrauen wie zwei Häublein über die Augen herab, und sein Oberzahn stach zwischen den zusammengekniffenen Lippen noch länger und schärfer hervor, als sonst. Es war, besonders in diesem Augenblicke ein seltsam häßliches Gesicht. — „Der arme Anton Obersdorfer!“ murmelte er dann, „so frühzeitig hat er sterben müssen; — Schlaf' wohl, Anton Obersdorfer, Dich findet Keiner mehr.“ —

Und ging weiter.

Unweit davon setzte er sich auf einen Stein und untersuchte sich, wie's mit dem Zmbiß aussah, den er mittrug. Ja, daß Einer da, wo voreinst ein Anderer so elend starb, mit so gutem Behagen seinen Käse mit Schrotbrot verzehren kann! Und wenn ihn der Todte noch was angeht!

Als der Schöpp sah und aß, kam vom Berge herab ein altes Weib gehatst, das trug einen Kranz aus Feldpflanzen in der Hand und spannte ihn um die Botivotafel. Der Schöpp zog die Augenbrauen in die Höhe. Als das Weib herankam und den Mann sitzen sah, rechtfertigte sie ihre That. Es sei heute der Jahrestag vom Tode des jungen, braven Menschen, der im tiefen See sein Grab habe.

„ — Ei so!“ that der Schöpp, „der Jahrestag. Ja, mag wohl sein. Wie ist's denn zugegangen, daß man's so genau weiß?“

„Wie wird Eins denn das nicht wissen?!“ begehrte die Alte auf; dann setzte sie kleinlaut bei: „Recht hat Er eh. Man weiß auch nichts. 's ist halt gar so viel traurig. Ueber die dreißig Jahr sind vorbei, und aufkommen ist gar nichts. Gefischt hat er gern, das ist wohl wahr, es kann ihn aber leichtlich auch ein herabfallender Stein ins Wasser geschlagen haben. Er mag verrutscht sein — der Luschweg ist dazumal noch vermalebeiter gewesen, als wie jeßund. — Am Augustini-Tag bei der Frühmess ist er noch in der Schleiner Kirch' gesehen worden. Um die Abendstund' bringt Einer die Nähr', am See wär' der Hut und die Tabakpfeifen vom Holzknecht-Toni gefunden worden. Und seither hat kein Mensch vom Toni nichts mehr gehört. Bei Gotts-Christi Wahrheit ist mir Der mitten in der Weltkugel brin!“

„Dir ist er? Alte, Du thust ja hell, als ob er Dich was anging'?“ „Kommt leicht wohl sein!“ rief das Weib, „kumt wohl sein, daß Einen der Liebste was angeht!“ Und trippelte fürbaß.

Der Schöpp that ein Auge zu, und das andere that er auf. Und dachte nach, was das bedeuten sollte. — Als ob der Anton Obersdorfer nicht sein allerbestter Freund gewesen wäre! Der hätte ihm von sothaner Liebshast ja was sagen müssen. Und als der Toni ins Wasser stürzte und der Hinterschöpp höhnlachend davon huschte durch den finsternen Wald bei freiem Tage und über das freie Gelände bei finsterner Nacht: sollte er damit auch ein weiblich Menschenkind getroffen haben? Sie mag dazumal ja jung gewesen sein und sauber; aber der Schöpp wüßte es heilig nicht, daß der Toni eine Liebshast hätte gehabt. — Und heut zur Stund' der

Jahrestag und der Tobestag und der Schöpp sitzt da an die zwanzig Schritt vom Martertafel und verzehrt seinen Käse mit Schrotbrot. Es thut sich schier possierlich.

Die Sonne von oben und der warme Stein von unten thaten behaglich, doch stand er zeitlich auf und reckte sich, streckte sich — bigott, der Mensch wird ja noch alleweil länger! — Schließlich sah er sich schein um, als graue ihm vor dem See und der kleinen Tafel am borstigen Baum und trug sich mit langen Schritten weiter.

Auf einem Ummweg kehrte er wieder zurück gegen Schlein, aber im Buchenwalde fand er ein Moosplätzchen, das ihm durchaus tauglich und lang genug schien, seine müden Glieder für ein halb Stündchen zu wiegen. Der Schöpp geht just eben nicht mehr auf seinen ersten Füßen und so ein Tag wie der heutige — man vermeint, er wecke auf, aber er thut Blei in's Blut. Der Traum schlich ihm heute schon lange nach — jezt, da der Alte hingestreckt lag, sprang er ihm kecklich auf das Haupt. Da gings los; die Schraglin keifte und riß den Kranz vom Martertafel; dem widersezte sich das andere alte Weib, sie geriethen sich in's Gellocke, da tauchte die kleine Antonia aus dem Seegrund auf und sie hatte einen Schnurbart mitten im Gesicht, und sie fragte scharf, was denn das närrische Treiben solle an diesem See? Und darauf kamen die Ueberreiter (Häpsher) wie auf festem Boden über den See gesprungen, und singen das Mädchen und rüttelten heftig an dem alten Hinterschöpp. . . .

Der Hinterschöpp erwachte von solch einem gottlosen Mütteln. Er sah sich liegen auf dem Moose im Buchenwald, wie er sich hingelegt hatte, und über ihm stand — die Weine stramm nach seinen beiden Seiten ausgespreitet — ein Mensch, der ganz wie Solche aussah, vor denen uns Gott behüte. Ein schwarzer, zerissener, baumstarker, widerhaariger Kerl über und über. Das

Weise in den zuckenden Augen und die fleischenden Zähne waren das einzige Weiße an ihm. Sein Weintkleid war aus zerschlissem Leber, von seiner Toppe, die aus seinem blauem Tuch gemacht gewesen war, hingen die Fäden nieder in vielfältigen Zungen, so daß sich vom Eingeweide des Rockes schier mehr bot, als von dessen legitimer Seite. Hals schien gar keiner da zu sein, um so breiter machte sich der Unterkiefer, von dem aus der Kopf kegelförmig zum Scheitel zusammenlief. Haar und Bart gab's in Ueberfluß. Seinen rechten Arm stemmte er derart auf die Brust des Schöpp, daß sich der kaum rühren konnte. Mit der andern Hand hielt er die Briestafche des Schöpp in die Luft. — Solchermaßen war die reizende Erscheinung, die sich unserm erwachenden Wandersmanne darbot. Ein gewaltiger Knüttel lehnte quer über am Arme des fürchterlichen Mannes und ein blinkendes Messerbesteck hing an den Lenden desselben. — Die letzte Länge von der Dicke eines Messerrückens schon alle, Hinterschöpp? Und genau an diesem Jahrestag! Der liebe Gott ist doch ein possierlicher Mann, daß er Alles so eintheilt.

Der Wilbe that den Mund auf und pipste: „Wollt' meinen, Du wärst schon alt genug! Einen Schilling sollt' man Dir geben. Ist mir das nicht grenzenlose Leichtsinigkeit, daß Einer in so einem höllenöden Wald einschläft und den Spenser mit der Briestafch' laßt er neben sich liegen, als wie wenn das Geld ein Hundsfott wär!“

Das Stimmchen des grauenhaften Menschen war so dünn und sifflend, wie das eines winnernden Kindes. Und fuhr in solchem Tone — denn er hatte keinen andern — fort: „Ehrlichere Leut', als ich einer bin, hätten den Geldledersack mit sich gewunken und Dich auf Deinem guten Gewissen in Fried weitergeschlafen lassen. — Wieder ein Anderer — weil unser Herrgott ja allerhand Kojtgeher hat — hätt'

sich leichtlich für verpflichtet gehalten, Dir, mein lieber Alter, mit einem guten Kolben die zeitliche Ruh' zu einer ewigen zu verlängern und herzu machen mit löblichem Fleiß zu mustern, was noch an Dir hängen möcht an Uhren oder Ringen, oder andern brauchbaren Sachen, die der Wirthschaftliche nicht gern auf dem Boden liegen laßt. — Ich geh' stad daher und seh' Dich schlafen und die saist' Taschen laßt mir entgegen aus Deinem Janter und ich schau noch etlichmal um mich herum. Kein Mensch siehst, mein Gott verrath mich nicht und das Geld kann ich brauchen. — Die Tasch' hab' ich genommen, hab' Dich aufgeweckt — schläft aber, wie ein Drescher, Du. Und jezo, ruck auf, das Geld nimmst wieder zu Dir, und ein zweimal, wenn ich Dich wieder so soll' treffen im gelegensamen Wald, möcht' ich's nicht gern machen, wie heut'. Drum gescheidt sein, mein lieber Hinterschöpp!“

„Kennt Ihr mich denn?“ fragte der Schöpp, richtete sich auf und strich mit der Hand in der Eile etwas Schweiß von seiner Stirne.

„Jerum, wer kennt den braven Hinterschöpp nicht! Wie geht's Deiner Schraglin daheim im Schneewaldbach? Rechtschaffen! Kindl auch? Alles wohl-auf? — Bin ja erst leztunter mit der Kragen bei euch drüben gewest. — Der Schauberer! Mein Nebengeschäft ist das Holzschüssel- und Holzlöffel-schnigen für Leut', die der Müh' werth was zu heißen haben. — Und nachher, meine eigentliche Profession, mit der ich auch beim Amtmann eingetragen bin, ist, daß ich stehlen thu'. — Ja, mein lieber Hinterschöpp!“

— Ein Bahnsinniger ist mitunter noch gefährlicher, als ein schlechter Mensch, mochte sich der Schöpp gedacht haben, denn in seiner Miene war nichts weniger als Zutraulichkeit zu lesen.

„Wie praktisch ich mein Handwerk zu üben verstehe,“ fuhr der festfame Mensch fort, indem er sich eine Stel-

lung gab, in welcher er ein durchaus anderes, fast anständiges Bild bot, „wie ich's verstehe“, das, Hinterschöpp aus dem Schneewaldbach, hast jezo gesehen. Ich sag's auf meine Ehr', Mann Gottes, mit diesem Geschäft brächt' ich's rein an den Bettelstab!

— Aber halt meine Firma, mußt wissen, mein Ruf! Ich bin der größte, gefährlichste Dieb, der abgefemteste Spitzbub' im ganzen Kreis — so steht's intabulirt beim hohen Gericht. Und wo sich ein Einbruch zuträgt, und wo sich ein Schaf verläuft in den Wald und dem Wolf ins Maul, und auf dem Kirchtag, wo eine Uhr abgezwickelt wird — da hats der Schauderer gethan. Wer wird denn dahinterstecken, als wie der Schauderer, ist ja wieder aus dem Kotter, jetzt! — Ja, Freund!“ und er legte seine Hand zutraulich auf den Arm des Schöpp, „das, mußt wissen, ist mir höchst unangenehm. — Daß ich im Grund ein Spitzbublein bin, des hab' ich mich selbst im Verdacht, aber, daß ich mich einmal bei einer leibhaftigen Schleichzeit erwischt hätt — 's selb mußt ich lügen. Mir ist um mein' Ehr', Hinterschöpp, mir ist um mein' Ehr'! — Und weißt, alter Mann, der Du so redlich klar bist, wie das Wasser im Kesselfee und so lang wie die halbe Ewigkeit — Du mußt mir heut' meine Ehr' aufrißchen helfen. Das ist Deine Schulbigkeit. Ich hab' Deine Brieftaschen in der Hand gehabt, wie Du bist munter worden; so nimmst mich jetzt und treibst mich ins Schlein hinab zum Gericht und besagt es: was ein vollgemessener Gallunt' wär', der thät die Leut' nicht aufwecken im Wald, anstatt mit ihrem Geld sich tiefer in den Schatten zu machen. Und so Einen, der die feinste Gelegenheit hat, und doch nicht stiehlt und nicht raubt, so Einen müßt' man aus dem Spitzbubenprotokoll' endlich austreichen. Das verlang' ich, Schöpp, und jetzt geh' mit mir in's Schlein hinab.“

Der Hinterschöpp lachte verhält-nißmäßig; denn entschieden lachte er

nie und man mußte schon recht zufrieden sein, wenn er einmal den Mund quer in die Länge zog und der Vorberzahn über die Unterlippe niederstach.

„Ist gut“, sagte er hierauf, „ich nehm' Dich mit, Schauderer, und zeig' Dich beim Gericht an, daß Du mich nicht bestohlen hast. Voreh muß ich wohl doch erst nachsehen, ob mir nichts im Verstoß ist. Nur ein Eichtl weiter unten, wo man die Häuser sieht, denn, durch und durch trau' ich Dir nicht.“

„Wenn wir weitergehen“, sagte der Schauderer, „so muß ich auch meine Kragen mittragen.“ Hinter dem Busch stand die Rückentrage mit den hölzernen Schüsseln, Schaufeln und Löffeln, deren Herstellung und Handel ihren Mann ernährten. Diese Trage faßte der Schauderer ächzend auf den Rücken, stieß seinen Knüttel in den Boden und brummte: „So, jetzt bin ich's!“

Und er war's. Und sah ganz aus wie ein ehrlicher Mann.

Hernach, weiter unten, wo das Wegmacherhaus stand, und wo hinter den Obstbäumen die Häuser von Schlein hervorshimmerten, untersuchte der Hinterschöpp seine Geldtasche und seine Säcke. Es fehlte nichts.

„So will ich's hoch und theuer beschwören, braver Schauderer, daß Du mich im Walde schlafend hast gefunden, daß Du mein Geld in der Hand hast gehabt und — machen wir die runde Zahl — auch mein Leben, und daß Du, als der ehrlichste aller Spitzbuben, mir beides unversehrt wieder zurückgestellt hast. Thät ja überhaupt viel weniger Geßcher' und Schreibereien geben in unseren Gerichtskanzleien, wenn man anstatt den Schurken einmal die redlichen Leut' zu Protokoll bringen wollt!“

„So was hat der Trummelböck auch gesagt, als wie ich ihm die ersten Aepfel stahl“, entgegnete der Schauderer treuherzig. „Ich beutel die Rothbauchigen lustig vom Baum; packt

mich nicht gach Ein's am Genick und beutelt auch da? — Der Trummelböck steht da — er und sein Stecken. Ist ein alter Bekannter von mir gewesen, der Stecken; selb, wie ich dem Böck die Erdbäpffel aus der Erden grab', hab' ich ihm kennen gelernt. Ein bitterlicher Stecken, Hinterschöpp! Und wie ich ihn jetzt wieder hinter mir aufhupfen seh' unter'm Apfelbaum, und wie der Trummelböck die höfliche Frag' thut: Du kleinwinziger Schauderer-Bub' — bin dazumal noch lang nicht ausgewachsen gewesen — Du bist ja schon ein ausgelernter Dieb, wohin soll Dich denn das führen? — Jetzt dent' ich, daß mir der Stecken erspart bleibt, so mach' ich Aussicht auf eine andere Straf'. Wohin das führen soll? sag' ich, und es flößt mich schon der Bock, an den Galgenstrick wirb's mich führen. Und drauf gibt mir der Trummelböck die Antwort: Ja, ja, ja, an den Galgenstrick, das ist leicht gesagt, ihr Diebsgesindel. Möcht' wissen, wo den Hanf hernehmen dazu, daß jeder ordentliche Dieb gehentt werden kumt! Stecken wachsen mehr auf der Welt, als wie Strickzeug, die braucht Ein's nicht zu sparen. — Und das muß ich Dir beschwören: Ein Filziger sonst, der Trummelböck, aber sein Holz hat er an mir ganz gottslästerlich verschwendet. Mein Hinterschöpp, mir wär' die Aussicht auf den Galgenstrick lieber gewesen, als wie dieser gräuliche Baumast."

"Thu' nicht verzagen, mein Herz", antwortete ihm hierauf der Lange, „es wird Alles noch gut werden; das Holz ist verwunden und frischer Hanf wächst alle Jahr."

"Du verstehst mich nicht, Hinterschöpp", flüstelte der Schauderer, indem er stehen blieb und seinen Knüttel unter die Rückentrage stützte. „Ich kaprizir' mich nicht auf's Henken! — Auch hätt's dazumal noch Zeit gehabt, denn der Mensch muß über und über ausgewachsen sein. Nur an's Herz greifen hab' ich dem Kerl,

dem Trummelböck, mit dem Galgenstrick wollen. Wenn mir um den Strick ist, hörst, so stehl' ich keine Äpfel — oh, da greif' ich der Mühl' werth was an! Alle Tag' hätt' ich Sinst. Just wie vorgefarn. 's ist schon finstere Nacht, ich geh' den Weg in's Lebviertel hinab; kennst ihn ja — die Gegend ist ödweilig wie eine ausgefornbene Mühl'. Und bei der Nacht schon gar. Denk' ich bei mir: Schauderer da jetztund wär's gut rauben! Sollt' dir Einer begegnen, puff' ihn nieder mit der Faust. Lobtschlagen ist nicht noth, nur daß er dir elmsich (ohnmächtig) ist und das Geld auslaßt. Und duckst ab, und hast viel nicht, so hast ein Bißel was, und wenn du dir damit nur einen einzigen vergnüglichen Tag kannst anthun, so ist das Büßlein schon verlohnt."

Mensch!" machte der Schöpp und sah ihn groß und wunderbarlich an, „laß' Dir zum Guten rathen, schieb' bei Zeiten ab, geh' nicht mit mir zum Gericht, 's kumt Dich dorten verdrießen, Schauderer, schauderlich verdrießen!"

„Sei kein Narr, Hinterschöpp. Meinst ich thät Dir's erzählen, wenns zu was kommen wär'? Und der guten Vorsätze allein wegen wird Keiner eingesperrt. — Na weiter also. Wie ich Dir eine Weil' so hintrott', vor und hinter mir die Dedweiligkeit und zu beiden Seiten auch, da hör' ich Einen dahergehen. Ein gut unterfester Mensch übereinand und der große Knüttel, den er bei sich tragt, weist, gering angelegt, auf einen Hundeter in seiner Taschen. Der Weg ist breit genug, wir hätten recht leicht fünf Schritt weiter füreinander können, aber schnurgerad' gehen wir aufeinander zu. — Mit Verlaub, sagt er, hat der Herr keinen Mann begegnet, der einäugig ist und eine Pelzhauben trägt? — Hat er nicht einen braunen Schurz am Leib? frag' ich. — Ja, sagt er, hat auch einen braunen Schurz am Leib. — Ist mir nicht

untergekommen, d'rauf meine Antwort; aber, guter Freund, sag' ich, und will mich schon erkundigen, wie's wohl mit seinen Habeligkeiten bestellt wär'. Da ruft er: Desweg ist's, daß ich nachtrag', beraubt hat mich Einer! — Oho! jage ich. — Und hest unterwegs. — Wie denn das? sag' ich. — In Otterkirch' hat er sich zu mir geschlagen; ein weltfremder Mensch. Wir steigen vom Lehviertel herauf eine Weil' gemüthlich daher wie zwei Brüder. Wie es finster wird, packt er mich auf ja und nein beim Kragen, g'rad so, und gibt mir auf ja und nein mit der Faust einen Puff auf den Magen, gerade so — Na, na, sag' ich, Lump', das kenn' ich schon, und faß ihm den Arm ab, Du willst mir's so handgreiflich erzählen, daß ich umfall' und Du mich sauber aussuchen kunntst. Schelm! — Wie ein Haß' hat Dir der Kerl jetzt Beine kriegt."

"Muß aber kein heuriger gewesen sein, so wenig wie Du", meinte der Schöpp, "ist nur Schab', daß ihr nicht wie Brüder miteinander gestiegen seid."

"Hinterschöpp!" beehrte der Schauderer pipend auf, "was hab' ich Dir gethan, daß Du mich beleidigst? Ich bin ein ehrlicher Mensch, und wenn ich hätt' gewollt, so wärs jetztund in der himmlischen Welt oder hättest fürs Wenigst auf dieser keine Geldtaschen bei Dir. Das wirft mir gerichtlich bestätigen. Geh' mit."

Wie sich der Jonathan Schauderer rechtfertigen läßt.

Sie gingen mitsammen in den Markt Schlein und sie gingen dem Gerichte zu. Im Vorhose des alten Klostergebäudes, in dessen Räumen sich die Behörde seit Kaiser Josefs Zeiten niedergelassen hat, zog der Schauderer einen Taschenkamm hervor, um zur Ehre des hohen Ortes Haar und Bart ein wenig zu häckeln. Dann schritten sie fürbaß die Treppen empor.

Die Herren in der Kanzlei erschrafen baß, als sie die beiden Gestalten — eine verdächtiger wie die andere — eintreten sahen. Es war heute nur ein einziger Amtsdienner im Hause. Der Vormann der Behörde erkannte augenblicklich seine Sendung. Vor Allem das Wichtigste war, daß er mit einer Stimme, die mindestens so stark sein mußte, als wie die gewaltigen Handstücke der Eintretenden, sie ansuhr: was sie wollten!

Daraus vermuthete der Schauderer sofort, daß sein Begleiter hierorts unbekannt sein dürfte; er sagte daher mit einer tiefen Verbeugung: „Ich bitte zu Gnaden, das ist der Hinterschöpp von Schneewaldbach, ein kreuzbraver Mann durch und durch; hat nie keine gerichtlichen Anstände gehabt. Ich bin der Jonathan Schauderer — bitt' — hab' schon die Ehr', hier bekannt zu sein. Da oben im Wald' hab' ich den Hinterschöpp begegnet und er wünscht etwas anzugeben.“

Eine ganz manirliche Red' — aber die Herren gaben sich fast demonstrativ den Anschein, als hegten sie Zweifel an der Rede Wahrheit. Da trat einer von den Schreibern herfür, hob seine Brillen auf die Nase, sah den Hinterschöpp an und sagte: „So weit in der Richtigkeit. Der Schöpp von Schneewaldbach ist's. Ist vor ein par Jahren zu einer Zeugenaußsag' berufen worden, eines Kaufhandels halber. Liegt soweit nichts Bedenkliches gegen ihn vor.“

„Hat Er was vorzubringen?“ herrschte der Richter den Schöpp an. „Vortreten!“

Der Schöpp that ein par Schritte gegen den Tisch hin, hielt den hohen Hut mit beiden Händen fest, zwinkerte mit einem Auge und streckte seinen Zahn hervor, der immer länger zu werden schien, je fester der Mann die Lippen zusammenkniff.

„Im Fall“, sagte er nun mit dumpfer Stimme, „daß meinweg ein

Zweifel sollt' sein — nur gleich den Kronenwirth rufen lassen. Der kennt mich, ich komm' seit zehn Jahren in's Schlein herüber und bin, kein Geheimniß, der Hinterschöpp. Ueber mich selber red' ich nicht. Hab' ich einen reblichen Namen, so werden es die andern Leut' sagen. Bin ich ein Spitzbub, so muß es wo in euren Schriften stehen —“.

„Was will Er?“ unterbrach der Richter.

„Der da —“ und der Schöpp deutete auf den Schauderer, „ich kenn' ihn erst seit zwei Stunden — der will, daß ich über ihn was aus sag'. — Wenn ichs recht will sagen, meine hohen Herren, dem da vertrau' ich keinen schimmeligen Groschen an, herentgegen —“.

„Du Hinterschöpp!“ rief der Schauderer mit höchsterregter Füstelstimme drein, „hab' ich Dich mithergeführt, daß Du meine Ehr' sollt'st abschweiden? Wer ist heut' gelegen oben im Buchenwald wie eine saule Sau, hat die viere von sich gerecht und die Brieftaschen steigt ihm hell selber beim Saß 'raus? Wer ißs gewesen, Du zwiesacher Schwerenoths-Lungerer, der Dich hat gewedt aus Deinem leichtsinnigen Dufel, in einem Wald, wo leicht schlechte Leut' kunnten sein, und Dir Dein lumpig Geld hat in die Hand gegeben? Hinterschöpp, ein Jurement verlang' ich, daß Du ablegst drauf, wer das ist gewesen!“

Der Schöpp antwortete sehr gelassen: „Da brauchts kein Beschrei und da brauchts kein Jurement. Ich bin da und zeig's auf Ehr' und Gewissen an, daß mich der Mensch da, ein Holzwaarenträger und Hausfrier was er sein will, und — Schauderer wie er heißen soll — daß er mich nicht bestohlen hat. Ob er's im Sinn' gehabt hat, weiß ich nicht, warum er's unterlassen hat, weiß ich auch nicht.“

„Du bist wie ein Judas!“ knirschte der Schauderer, „ein Mensch wie Du,

verdient es nicht, daß er unberaubt aus einem Wald geht — ich bitt' schon um Verzeihung, meine Herren. Ich rühr' keinen Menschen an, bin froh, wenn sie mich selbänder in Ruh' lassen, aber das thun sie nicht. Die Herren werden es am besten wissen, wie oft sie mich schon eingetrieben haben, allemal jaggrisch niebergeritten, allemal unschuldig. Nachher ausgelassen, nichts bewiesen, nichts vergütet — Dein braver Namen ist umgebracht, kannst gehen wie die Dirn vom Tanz. — Wenn ich ein schlechter Lump bin, meine Herren, so stolpert euch jetzt die lange Heugeigen da in's Haus, schlägt die Händ' zusamm': Das Geld hätten sie ihm gekohlen im Wald' oben! — Die Herrschaften thäten den Fall sein sauber zu Protokoll bringen, thäten hernach die Pfeife anzünden und dabei kunnts Einem einfallen, 's möcht' nicht uneben sein, daß der Amtsbdiener ein bißel auf die Straßen ging' und nachschauen, ob nicht etwan der Dieb sich wo blicken läßt. Und ich — der schlechte Lump — bin derweilen mit dem Geld über Berg und Thal und bettel in jedes Haus hinein um ein Stück Brot, und laß' den Geber aus und den Bestohlenen und das Gericht auch. Weil ich herentgegen aber, mein hochachtbares Gericht, ein ehrlicher Kerl bin, der Gelegenheit gehabt und doch nicht gekohlen hat, so muß ich sehr bitten, daß es auf der Stell vermerkt wird. Wenn ich ohne Grund als schlechter Mensch beim hohen Gericht eingetragener bin, so verlang' ich, daß auch der brave, ehrliche Jonathan Schauderer einmal zu Papier gebracht wird.“

Der Mann war bei diesen Worten bitter erregt geworden, und als der Hinterschöpp sah, daß es dem Schauderer um die Rettung seines Einzigen, was er als armer Mann haben konnte, um die Rettung seiner Ehre Ernst war, sagte er: „Thu's das hohe Gericht nur einschreiben, daß der Jona-

than Schauderer am 28. August 1841 um zwei Uhr Nachmittags nichts gestohlen hat.“

„Das ist ein spottschlechtes Angeben!“ schrie der Schauderer drein, „daß er's hätte thun können, aber nicht gethan hat, muß es heißen!“

„Ihr seid ein par wunderliche Kerle“, sagte der Richter, und that einen scharfen, nieren- und herzburchdringenden Blick in die widerhaarigen Gesichtser; „den Hinterschöpp dort möchte ich am liebsten untersuchen, und den braven Mann da, der heut' um zwei Uhr nicht gestohlen hat, hätte ich gute Lust, auf der Stell' einsperren zu lassen.“

„Da hat das hohe Gericht recht, ganz recht“, entgegnete der Schauderer voll heimlichen Ingrimmes; „nicht wahr, Hinterschöpp, die paar ehrlichen Leut' nur gut einsperren, daß sie von anderen nicht bestohlen werden können. Oh, Ihr seid ein Gericht! Ihr seid ein Gericht!“

Der Schöpp sah, daß diese Stunde, wenn sie sich derart entwickelte, noch gefährlich werden konnte, er drang daher mit möglichst höflichen Worten, daß nach dem Willen des wunderlichen Menschen in Gottes lieben Namen auf ein Blatt Papier gebracht werden soll, daß der Schauderer an diesem Tage Gelegenheit zum Stehlen gehabt, aber dieselbe nicht benützt habe — demnach wahrscheinlich ein braver Mensch und ehrlicher Holzwaarenträger sein werde.

Der Launigste unter den Kanzleischreibern schrieb es nieder auf ein graues Blatt — zu Spaß und Ernst. Und hierauf machten sich unsere Weiden aus dem Actenstaube.

Als sie die Treppen hinabstiegen in den Markt Schlein, zapfte der Schauderer den Hinterschöpp am Aermel und zischelte: „Du hättest mir bei einem Haar bald Alles verborben, und kein Aeugel war's mehr davon, so ergeht's mir wie dazumal beim Ochsenstehlen.“

„Das muß sauber gewesen sein.“

„Pst! Teufel! Ich bin sauber gewesen und jung, das laß' ich gelten; meine Herzliebste auch so viel. Ich will mich nicht selber heben, Schöpp, aber wenn ich dieselbig Liebste so gut hätt' geheiratet, als ich sie nicht hab' geheiratet — wahrlich Gott, 's wär' was ordentliches aus mir worden. Haus und Hof hat sie gehabt und viel Manier. Und just wie das Versprechen sein soll, stiehlt sich der Nachbar Hans im Schlag sein bestes Paar Ochsen von der Weib' und laßt mich der Hundsfötter noch am selbigen Tag dafür einsperren. Die Untersuchung dauert etliche Wochen — drauf kann ich heimgehen, in der Hand ein blaues Blattel von grobem Papier, beweist's, daß mir nichts hat können bewiesen werden, und ich demnach so zu sagen wieder als ehrlicher Mensch zu betrachten wär'! Die Ochsen, die sind dem Hans im Schlag lang' schon wieder im Hof gewesen und — meine Herzliebste auch. Die hat mir der Schwerenoth-Nader, der höllvermaledeite, dieweil weggeheiratet. Ist ansonsten ein rechtschaffener Mann, der Hans im Schlag, so viel ein rechtschaffener Mann. Ist Viertelrichter jetzt in der Schlagau. — Ei, lieber Gott, wenn ich dran denk, was mir schon Alles ist passirt, bis morgen früh kommt ich Dir verzählen. Aber durstig bin ich worden. Gelt, Schöpp, Du verschmäht mir's Schöppel nicht, weil wir just bei der Kron' gehen. Du hast mich heut' herauszogen, so zieh' ich Dich hinein, aber zahlen mußt Du, denn ich bin so dumm gewesen und hab' heut' da oben im Wald' mein ganzes Geld aus der Hand gegeben.“

„Hast mich zwar wie einen Schulhuben heruntergemacht beim Gericht, doch einen Nachmittagskrunk sollst haben, alter Stromer“, sagte der Schöpp, „aber nachher sei so gut und heb' Dich weg.“

„Ich? mich wegheben? von Dir? daß Du allein sollst in's Schneewald-

bach hinübergehen müssen? Du, Hinterschöpp, den! auf die finst' Nacht! Grüß Gott, im Wirthshaus. Eine Halbe vom Feinsten bieweil. Wer Holzschüsseln braucht, die Kragen im Vorhaus ist mein. — Und daß ich Dir's sag', Schöpp, es gibt Schurken in der Gegend. Verlaß Dich drauf. Ich nimm's nicht auf mein Gewissen, daß Du mir mutterseelenallein über die Berge gehst."

"Wenn Du schon so gut willst sein, Schauderer, und mir das Geleit' willst geben in's Schneewaldbach hinüber, so laß ich mein Geld lieber da. — Mir auch eine Halbe, Kellnerin, und wenn was Warmes ist?"

Beim Kronenwirth ist immer was Warmes, und wenn auch nicht, man sibt sich leicht warm in demselbigen Wirthshaus.

Sie ließen sich's wohl sein, und nach einem halben Stündlein schon wollte der Schauderer mit dem Hinterschöpp auf Du und Du trinken.

"Narr", malnte der Andere, ein widerpehliches Stück Hammel im Munde bearbeitend, „hast eh nie anders, als wie Du zu mir gesagt, Du kosen-grober Michel."

"Weißt, Schöpp", sagte der Schauderer im Vertrauen, „ein verdächtiger Mensch muß alleneil grob sein; die Höflichkeit macht ihn noch verdächtiger. Schöpp, o mein Schöpp, Du bist ein gläubiges Schaf, denn weil Du heut' bei der Maria von den drei Wasen bist geweest! Aber das kannst nicht glauben, was es für eine Ulenbigkeit ist, wenn Einem die Leut' nicht trauen. Vor lauter Angst, daß man sich nicht in Verdacht bring', macht man's g'rad nach der Spitzbubenweis'. Nachher packen sie Dich und halten Dich fest und fragen Dich in's Kreuz und in's Krumm, und Du weißt nimmer recht, was Du voreh hast gesagt, und verzappelt Dich wie die Fliegen im Web und auf ja und nein ist die groß' Kreuzspinnerin da — vermein' damit das löbliche Gericht — und hin bist.

Freund, es ist zum Verzagen, und so weit werden sie mich hetzen, daß — wirst es noch erleben, Hinterschöpp — daß ich hinauf geh' zum See und mich hinabstürz zum Holznecht-Toni. Hernachen — wirst es schon sehen — hernachen ist der brave Mensch fertig — der arme Holzwaarentrager! was ihn überkommen hat! Man sagt gar, der Leut' Neben und die Herumfroselereien von einem Gericht zum andern hätt' er sich so zu Herzen genommen — wär' selber in's Wasser gangen — die gute ehrliche Haut. Hernachen, Schöpp, krieg' ich ein schönes Martertafel — justament wie der Toni ein's hat."

"Wohl, wohl — wie der Toni", murmelte der Hinterschöpp und trank Wein. „Lassen wir's gut sein mit dem Toni und trink'."

"Trinken thu' ich schon; mit dem Toni laß' ich's auch gut sein, aber die Leut' reden gar viel darüber, just wie sie über den Jonathan seiner Tag viel reden werden. Freilich allemal das Verkehrte. Von mir wirc's leicht gar heißen: umbracht ist er worden, und vom Toni sagen sie: selber ist er gangen! Den muß Einer gekannt haben, wie ich. Mit dem muß Einer beisamm' gewesen sein jahraus, jahrein — Tag und Nacht, wie ich, der Schauderer. Der hat diese Welt viel zu gern g'habt, als daß er selber 'gangen wär'. Und gejagt hat ihn auch kein Mensch, und so tappig ist er auch nicht gewesen, daß er aus Unachtigkeit in's Wasser gefallen wär' — der ist kein Kind gewesen, Schöpp! — Ja, wenn Ein's nur reden dürft' — über den Holznecht-Toni — Anton Obersdorfer hat er sich schreiben lassen — kunn' ich schon was sagen, daß die Leut' einmal die Ohren, und hernachen Maul und Augen aufreihen thäten! — Ja, mein lieber Freund!"

Der Hinterschöpp schien auf der warmen Wirthsbank für die Länge nicht sehr gut zu sitzen; er rückte unbehaglich hin und her und mit halb-

geschlossenen Augen blinzelte er den Schauderer an. Er wollte auf den halbberauschten Gesellen gar nicht weiter hören, zahlte die Zechen.

Da faßte ihn der Hausfurer beim Arm ab und murmelte ihm unter den langen, runzeligen Hals hinein: „Der Toni ist umbracht worden!“

Der Schöpp lachte mächtig auf.

„Das muß Einer wissen!“ rief der Schauderer und trank Wein. Und fuhr fort: „Weil er gemeint hat, 's kummt kein Stärkerer mehr über ihn kommen. Der höllische Mäuser, der er gewest ist!“

„Der Toni?“ fragte der Lange, „mein Lebtag hab' ich's nicht gehört, daß der Holznecht-Toni ein Mäuser gewesen sollt' sein.“

„Eh, was weißt denn Du in Schneewaldbach drüben! Du hast den Toni Dein Lebtag nicht gesehen. Ist jeztund schon dreißig Jahr, daß er hin ist. Und warum hin?“

Ein guter Zug aus dem Glase und dann weiter: „Weil er mit Einem anbanden hat, der noch ist stärker gewesen, als wie er mitsammt seiner Kuraschirtheit. Runnts auch sagen, wegen was es hergangen ist, daß sie sich allzwei hinaufbestellt haben zum See, und daß es ausgemacht worden ist: Der Festerer schmeißt den andern in's Wasser.“

„Ein Duell?“ rief der Schöpp.

„Kumt sein! Und was für ein's!“ Am nächsten Tisch saß ein kleines krummes Bäuerlein. Das schüttelte bei den Darlegungen des Schauderer fortwährend theils ungläubig und theils mißbilligend den Kopf.

Der Schauderer bemerkte es und schrie ihm zu: „Was? Dir ist's nicht recht? Leicht warst Du dabei und weißt es besser, Du Hungerleiber, Du Bettelbauer, haben Dir eh die vorvergangen' Nacht Dein lezt' Trumm Speck aus der Kammer gestohlen!“

Stand das Bäuerlein ganz langsam auf, trat her gegen den Schauderer und sagte: „Das ist richtig, mir haben sie voreh' Nacht meinen Speck von der Kammer weggestohlen. Aber nachher bist es leicht Du selber gewesen, Schelm? denn ich hab' vom Diebstahl bis zu dieser Stund' keinem Menschen nichts gesagt.“

Der Schauderer stotterte etliches Zeug übereinander; da hatte das kleine, krumme Bäuerlein schon ein paar handfeste Knechte aufgetrieben.

Und die handfesten Knechte thäten den Jonathan Schauderer binden und hinansühren zu jenem Gericht, wo es bis heute noch geschrieben steht, daß der Hausfurer Schauderer am 28. August 1841 um 2 Uhr Mittags nicht gestohlen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Sommerfrische.

Kovelle aus dem Tragödiertale von *Kuise Scher*.

(Schluß.)

„Warum denn, o Natur, thatst Du die Männer bauen?“ so lispelte Klara liebebeiß aus banger Seele — und da meinte sie, weich und nachlässig in der Fensternische kauend, das Aroma einer feinen Cigarre zu verspüren. Ihr Mann war kein Raucher, auch kam der Duft von außen. Sie bog sich weiter vor und gewahrte einen hellen Lichtschein, der sich wie ein länglich Viereck auf die Kraut- und Salatbeete vor ihrem Fenster legte. Es war ihr nicht unbekannt, daß unter ihrem Gemach dasjenige des hübschen, blonden Malers lag, und wunderbar befangen lauschte sie hinüber ob der mürrische Eh gemal wirklichen Abendgruß, kein freundlich Wort für seine junge Frau mehr habe, bekam aber nichts zu vernehmen, als das Krachen der alten Bettstelle und einige Laute des Behagens, wie man sie von sich gibt, wenn man nach richtig vollbrachtem Tagewerk beginnt, sich sanfter Ruhe zu erfreuen. Auch er war ohne Souper geblieben und vermuthete Klärchen wohl bereits schlafend, da sie bei ihrer Flucht ihre Leuchter zurückgelassen hatte und sich seit einer Stunde im Dunkeln befand.

Aber schlafen, schlafen mochte sie nun um Alles nicht. Sie beugte sich nochmals gelinde vor über des Fensters Brüstung und bemerkte nun ganz deutlich schnurgerade unter sich etwas wie lodig Haar, den Theil einer Schulter und ein hinabbaumelndes Bein. Der Maler scheint gleich seiner schönen Nachbarin in stille Contemplationen vertieft, denn der Landschaft Reize sind gleich Null, fintemalen die Nacht sternlos ist, und immer stock- und rabenfinsterner darsinstiert.

Ob es jetzt wohl Zufall war, daß sich eine lange Haarnadel aus den dicken Flechten löste und gerade abwärts fallend des blonden Künstlers Wange streifte?

Er selbst schien es für keinen solchen zu nehmen, denn er mochte etwas geplant haben von einem nächtlichen Zwiesgespräche mit der Dame vom See, da er sein Zimmer so übermäßig hell erleuchtet und schon mehr denn einmal erwartungsvoll nach oben gepähet hatte.

„Fallen hier Doldche vom Himmel in armer Sterblicher Herzen?“ so schallt es sofort an Klärchens Ohr.

„Vergebung! hat Sie die Nadel verlegt?“

„Tief und schwer sitzt der Pfeil und ich harre der milden Hand, die brennende Wunde zu heilen.“

Der angeschlagene Ton gefiel der jungen Frau nicht sonderlich. Sie gedachte des Willets und erschrak nun ob ihres unverantwortlichen Leichtsinns. Angstvoll horchte sie noch einmal nach des Professors Stube, doch daraus tönte ihr ein so deutliches Schnarchen entgegen, daß sie, die Stimme mit Absicht laut erhebend, kecklich erwiderte:

„Ach, meine Hand ist allzu ungeübt, dergleichen Blessuren zu heilen; ich würde mich sehr ungeschickt bei der Cur benehmen.“

Noch bestürzter über diese vermessene Antwort wollte sie jedoch wie zum Schutze hinzusetzen:

„Mein Mann —“

Doch stink unterbrach sie der Maler mit einer Stimme, die ihr spöttisch dünken wollte:

„Ihr Herr Gemahl schläft wohl schon?“

„Ja, mein Mann ist zu Bette.“

Der Maler fuhr fort:

„Und wo geht es morgen hin?

Klärchen, froh wieder in harmloserem Fahrwasser zu schwimmen, rief flugs:

„Ich hätte nicht übel Lust, den Hochthurm zu besteigen.“

„Darf ich mich als Führer anbieten? Ich kenne Weg und Steg hier herum genau. Der Aufstieg ist beschwerlich und nicht ohne Gefahr von wegen möglicher Geröllabrutschungen.“

Das klang nun wieder gänzlich conventionell und unversänglich. Klärchen meinte, es wohl wagen zu können, den Vorschlag anzunehmen. Wäre Mama zugegen, kaum dürfte sie etwas einzuwenden finden.

„Ich werde meinem Mann Ihr freundlich Anerbieten mittheilen.“

„Ach, der Herr Gemahl wird mit von der Partie sein? Ich dachte, er sei etwas leidend.“

Wieder jener Spott in Stimme und Ton. Der Maler fuhr fort:

„Um wie viel Uhr der Ausbruch?“

Klärchen zögerte mit dem Bescheide. Warum dieser höhnische Ton, so oft sie ihres Mannes erwähnte? Doch unbekümmert um ihr Schweigen lönt es herauf:

„Ich denke, wir gehen nicht allzu früh. Die Nebel sind des Morgens sehr belästigend. Etwa um neun Uhr, wenn Sie einverstanden sind. Das Aufsteigen währt gegen vier, das Heruntergehen etwa drei Stunden.“

Sie mußte nun doch irgend etwas erwidern. Um weder bindend zuzusagen, noch direct abzulehnen, meinte die junge Frau kläglich:

„Ich hoffe, der Tag wird schön. Doch jetzt fängt es an, äußerst kühl hereinzuwehen. Gute Nacht, mein Herr.“

„Gute Nacht, schöne Frau. Morgen neun Uhr.“

Schöne Frau: das behagte ihr wiederum minder und wunderbar bequem, halb stolz und halb verlegen über das kühne Engagement, das sie

nächtlicher Weise eingegangen, konnte Klärchen nun erst recht nicht einschlafen. Sie hörte im Traume sobann Mamas Klage über ihr gewagtes Benehmen und sah den ernsten Gatten sorglich sein weißes Haupt schütteln. Dazwischen aber flatterten blonde Locken hinter dunklem Tannengrün hervor und seltsamer Cigarrenduft kräuselte sich zu fantastischen Wolkengebilden, die sich im stillen See wieder spiegeln, und durch die Bäume am Ufergrund ging ein Flüstern und Rauschen, als zeigten sich neckende Amoretten in verliebtem Groll.

Es war bereits spät am Morgen, gar nicht sehr weit von der verabredeten Stunde, als Klara aus dem unruhigen Schlafe aufwachte. Die Nebel waren längst gewichen, die Thüre weit geöffnet zu des Professors Zimmer, und dieser o des Unheils, schon wieder in vollster Thätigkeit. Er hatte Nachts im Halbschlaf einen Fehler in seinen Vergleichen entdeckt und war nun daran, das gestern Geschriebene gründlich zu revidiren. Unter solchen Umständen wäre es thöricht gewesen, den guten Mann für den projectirten Spaziergang zu interessieren oder ihm einen Begriff von den Verbindlichkeiten beizubringen, welche seine unbesonnene kleine Frau auf so heiklige Art eingegangen. Das sah selbst Klärchen ein, und ob sie gleich leicht eine Ausrede ersinnen konnte, dem Maler abzusagen und ganz daheim zu bleiben, so mochte sie, nun einmal störrisch gemacht, just nicht zu diesem Mittel greifen und es stand fest in dem kleinen Querköpfchen: Ich gehe, mit oder ohne Mann.

Noch setzt sie einige Hoffnung in die Frühstückstunde, ihm während derselben beizukommen. Jedoch der Professor bittet flehentlich, um nur ja keine Minute zu verlieren, man möge ihm seinen Kaffee auf seinen Arbeitstisch herüberstellen, er will während des Lesens trinken. Klärchen ist boshast genug, auf den Zucker zu vergessen, um den unglücklichen Gelehrten auf-

zustören. Aber er bemerkte diese Falschheit seines Liebchens nicht einmal und schüttete resolut den bitteren Trank in den Schlund hinab. Von einem Gespräch keine Rede. Zwar nicht er einigemale pflichtgemäß in gewohnter Zerknirschtheit, als ihm seine Frau auseinandersetzte, warum sie gehe, mit wem sie gehe, wohin sie gehe; aber es ist das Nicken eines Träumenden, dessen Sinn weit abschweift von der Gegenwart. Es ist zum Verzweifeln! Fix und fertig steht Klärchen endlich da in des weißen Kleides zum zweiten Male zerknitterter Herrlichkeit und fragt noch einmal mit schler weinerlicher Stimme:

„Du gehst also definitiv nicht mit?“

„Auf den Hochthurm? — wo denkst du hin — unmöglich.“

„So werde ich die Begleitung unseres Nachbarn, jenes Malers annehmen?“

„Ganz recht, liebes Kind. Amüsire Dich recht gut und sei vorsichtig, Dich nicht zu erkälten.“

Klärchen eilt wüthend die Stiege hinab.

„Das ist zu stark. Er holte mir ihn wohl noch selbst herauf den fremden Mann, damit er vor mir Ruhe hat. Nicht ein Fünkchen, o nicht ein winzig Fünkchen Eifersucht. Ach er hat mich nie, niemals geliebt!“

Mit dieser Ueberzeugung im Herzen fürmte die arme, gekränkte Frau davon.

IV.

Draußen stieg die Sonne hoch und höher und legte sich leuchtend, wohl auch sengend über die Aehren der Felder und die Gipfel der Tannen, aber unjer Professor, der wußte nichts vom hellen warmen Sonnenschein und sah gar vertieft in seine Arbeit, Zeit und Raum über den alten Semiten-Völkern vergessend. Er war wirklich darauf gekommen, daß ein hebräisch Citat von einem leichtsinnigen Uebersetzer ins Griechische falsch verdolmetscht worden war und daß selbiges gerade das Gegentheil von dem bewies, als man seither angenommen. Das gab

nun eine böje Revision und allerlei fatale Verächtigungen. Er war hierüber derart in Eifer gerathen, daß er nicht einmal daran dachte, Toilette zu machen. Die Stunden flogen, bereits schossen der Sonne Strahlen sentrecht nieder, und hätte sich nicht endlich auch ein schmaler Lichtstreifen über seine Papiere gebreitet, wer weiß wie lange der gute Mann noch vertieft geblieben wäre in dem Schutte vergangener Geschlechter.

Ueberrascht sah er hinüber nach der Uhr, der Zeiger stand auf zwölf und pünktlich zeigte sich alsbald die Birthin in der Thüre mit dem heißdampfenden Suppentopf.

„Wirklich bereits so spät,“ meinte der Professor fast beschämt über seines Fleißes Umfang; „wirklich schon Mittagszeit — ist meine Frau zurück?“

„O wollen Euer Gnaden auf die Frau warten? Wir haben glaubt, die bleibe heut außen, denn erst vor einer Stund', da hat's der Toni gesehen von der Pfarralm aus, wie 's sind ganz broben gestanden auf der höchsten Hochthurmspitz. Die gnädige Frau, die hat gar weit heruntergesehen mit den rothen Maschen auf dem weißen Kleid.“

„Meine Frau, und ganz allein?“

„Zu bewahre, ist doch der hübsche Herr mit, der hier unter Ihnen wohnt, der Maler.“

Hochthurm, hübscher Maler, weißes Kleid mit rothen Maschen, Mittag außen bleiben — es war dem Professor, als habe er diese Worte schon einmal vernommen in ähnlichem Zusammenhang. Da er aber, zumeist mit seinen Affecten und Hebräern beschäftigt, wohl nur mit halbem Ohre nach dem hinzuhorchen pflegte, was seine stets unruhige Gefährtin Ernstes und Kindisches durcheinanderwerfend vorbrachte, so suchte er sich nun auf deren letztgeführte Neben genauer zu besinnen. Es ward ihm einigermaßen schül hiebei zu Muth. Er strich das Haar unbehaglich von der vornehmen Stirne, auf der ein paar dunkle Furchen urplötzlich tiefere Schatten warfen denn

ehezuvor, machte hierauf einige Gänge durch die Stube und blieb sodann vor jenem Fenster stehen, vor dem der mächtige Hochthurm seine steilen Nordwände aufbaute. Nachdem er geraume Weile so dagestanden, machte er auf einmal kehrt und rief zur Wirthin gewandt, die noch immer ungeschlüssig da stand, weiterer Verfügungen bezüglich des Mittagessens harrend:

„Da sehen Sie, ich glaube dort“ —

Er brach jedoch unvollendet ab, als fürchte er, die fremde Frau theilnehmen zu lassen an den Gedanken, die jetzt in sein Hirn durchkreuzten. Ungeschlüssig fixierte er an der Bergwand empor. Und man sah wirklich etwas. Zwei leichte Gestalten, klein wie Gliederpuppen schienen sich noch in höchster Höhe, kaum dem freien Auge merklich, nach abwärts zu bewegen.

„Das sind sie!“ rief die Wirthin zustimmend, „o Sie können getrost essen; die haben zum wenigsten noch zwei Stunden bis sie herunter sind, denn man muß einen großen Umweg nehmen an der andern Seite herab, denn hier geht's später zu steil hinunter.“

Getrost essen! Ja sie hat gut reden die um ihr schmachtigst Mahl bekümmerte Wirthin. Schien es doch, als sei dem guten Mann alljeder Appetit vergangen und als könne er sich nicht losreißen von den beiden Figürchen, die in einer so geringen Distanz der Luftweite und doch so hoch, so beängstigend hoch über ihm herunterkrabbelten. Da plötzlich schien er von einem guten Gedanken erfaßt.

„Liebe Frau, mich dünkt, ich hätte gestern einen Tubus liegen sehen auf dem großen Schrank in Ihrem Gastzimmer. Ist er wohl in gutem Stande?“

„Ach, der gnädige Herr meint das lange Futteral, wo man durchguckt. Das hat vor zwei Monaten ein Herr hier vergessen. Aber wir getrauen uns nicht darüber, möcht' etwa was brechen dran.“

„Golen Sie hurtig das Instrument. Ich garantire, daß nichts daran geschieht, bitte, bitte —“

Seine Rebe ward immer hastiger und die Wirthin, die war ihm gerne zu Willen und brachte das Verlangte. Unsicher tastete der Professor mit zitternden Händen an dem arg verstaubten Fernrohre herum, bis es ihm endlich gelungen, die Theile richtig zu stellen, denn sein Auge slog immer wieder zum Fenster hinaus nach den leichten Gestalten, als fürchte er, sie könnten ihm ent schlüpfen.

Endlich stand das Instrument fest; erst flimmert es vor dem spähen den Auge in unbestimmten Nuancen: blau, grau, grün, wie Wasser und wie die Unendlichkeit des Meeres — dann endlich taucht Gebirge auf und nun hat er die Richtung, jenen eigenthümlich gebildeten Felsvorsprung, auf dem sich das Paar bewegte, nur ein wenig nach links und jetzt, jetzt sieht er sein Klärchen so deutlich nahebei, daß er meint, sie mit Händen greifen zu können. Nicht allzu entfernt vor ihr her eine zweite Gestalt, den breitkrämpigen Hut tief über den Augen, der Sonne zu wehren, darunter auffallend langes, blondes Haar. — Ja das sieht wirklich einem Maler gleich; er bleibt zuweilen stehen, seiner Begleiterin an besonders gefährlichen Stellen die Hand zu bieten. Festgebannt, kauert der Professor vor dem Rohre, keine Bewegung der Fernen geht ihm verloren. Doch weshalb zuckt er jetzt zusammen wie von einer Natter gebissen? Ein Schauer geht über den gekrümmten Leib, aber er läßt nicht von dem Tubus und jetzt wieder ein krampfhaft Zucken — — das war keine Täuschung, kein Phantom, kein äffend Trugbild, was er geschaut. Zu deutlich war Alles zu sehen gewesen, die beiden so nahe aneinandergelehnt und erst beugt sich Klärchen zurück, aber der Maler nimmt sie in seine Arme und hält die Nichtwiderstehende und jetzt — jetzt wieder —

„Das ist zu stark; meinen Hut, meinen Rod, bringen Sie mir meine Stiefel!“ so ruft der Professor, im Sturmschritt durch das Zimmer rasend.

Der Zugwind legt einige Papiere zu Boden von seines Schreibtisches Schätzen, aber hiefür hat er jetzt kein Auge; die Zipfel des Schlafrocks fliegen weit auseinander; zuerst den Hut auf, dann rasch in die Beinkleider, unbekümmert um der jungen Wirthin Gegenwart, welch' erstere sich sehr zu interessieren scheint für seinen Anzug und gerne hilfreich zugreift. Stiefel, Stock, im Nu ist er fertig. Noch nie hat der bedächtige Mann so fliegend Toilette gemacht und fort geht nun im Dauerlauf über die Stoppelfelder hin, über Wiesen, durch des Bächleins Raß mittendurch, ohne seines Weges zu fragen, ohne zu zweifeln, er sei auf dem rechten, er werde alsbald finden, was er gesucht und rächen, was er geschaut.

Knechtend, pustend klimmt der unglückliche Gelehrte den beschwerlichen Steig empor, der Schweiß trieft von der Stirne, die Zunge will schier festkleben am trockenen Gaumen, aber er achtet dessen nicht und nur jezuweilen, wenn es ihn ergreift wie kreisender Schwindel ob des allzu stürmenden Aufstrebens, da hält er erschöpft inne und fährt sich mit der Hand über beide Augen, als suche er es wegzuwischen das Bild, das er vor Kurzem im Fernrohr erschaut.

Fast eine Stunde war es so fortgegangen ohne Unterbrechung, — nie hätte der bequeme, etwas schwerfällige Mann gemeint, noch eines solchen Wagstückes fähig zu sein — da vernimmt er nicht allzuweit entfernt, hinter einem Gebüsch verkrüppelter Preiselbeerstäuben und kümmerlicher Föhren etwas wie den Schall menschlicher Stimmen vom Winde nah und näher herabgetragen. Erst nur undeutlich wie Quellgemurmel oder Blätterrauschen, dann manch stärkerer Laut vernehmlicher niederschallend, und endlich mit einemmal ganz deutlich ihm zu Häupten ein Lachen, ein silberhelles, kindliches Lachen, das er gar wohl kennt und das dem gequälten Manne, der in seiner jäh entsachten

Eifersucht gefaßt gewesen, das Vergnügen zu erschauen, klingt wie ein Ton aus seltsam Gefilden. Thränen entströmen den Augen, er sinkt erschöpft, fast knieend am Berggrain nieder, hebt die Hände wie zum Dankgebet empor und seufzt erleichterten Herzens:

„Gott sei gepriesen, sie kann noch lachen! Klärchen lacht noch, und unschuldig und glöcklein wie zuvor; ich habe mein Weib nicht verloren!“

Müde bleibt er nun liegen, so wie es ihn niedergerissen den Abhang hin und immer deutlicher bringt alsbald Wort um Wort an des Lauschers Ohr. Aus unvermittelten Ausrufen werden verbundene Satzglieder, zusammenhängende Red' und Antwort des herabklimmenden Paares:

„Danke, danke, ich will trachten, allein weiter zu kommen. Ihre Hilfe wird zu gefährlich.“

„Sie sind grausam, grausam und undankbar. Wie oft ist er schon begleitet der niedliche Fuß, wie oft wäre der schöne Körper gefallen ohne meinen stützenden Arm.“

„Ein Gleiten bedingt noch nicht ein Fallen.“

„O man fällt in ausgebreitete Arme weicher und sanfter, als Sie meinen, meine schöne kalte Marmorstatue, deren Ruß gefrieren macht der Menschen heißwandelndes Blut, deren Umarmung“ —

„Mein Herr, wenn Sie mich nicht zwingen wollen, mich während der kurzen Strecke Wegs, die noch vor uns liegt, für Ihre Begleitung zu danken, so schlagen Sie einen andern Ton an. Ihr Betragen rächt ihn allzu bitter, den Leichtsin, den ich begangen, Ihre Annäherung zu gestatten. Mein Mann“ —

„Oho schöne Frau, Sie haben keinen Neuling vor sich, den dieser geschickt angebrachte Popanz sofort in die Flucht treibt. Meinen Sie denn wirklich, mein holdes Kind, daß ich glauben soll an diese Ruthe von einem Ehegatten, an diese Fiktion“. — Da erhob sich wenige Schritte unter des ungläu-

bigen Malers Füßen. Ein Mann, groß, würdevoll, fast erhaben stand er da. Alles Edige, Unbeholfene war verschwunden. Es floß wie Anmuth um die hohe, stattliche Gestalt, da sie die Arme nach der jungen Frau ausstreckte.

Ein Schrei aus Klärchens Mund — aber nicht wie Schreck! Wie Jubel über unerwartete Rettung erklang ihr Ruf; und hurtig den Abhang hinuntereilend lag sie auch schon an des Gatten Brust und schmiegte sich so fest an sein Herz, mit den Armen seinen Nacken umklammernd, wie ein fürwählig Vögelein, das zu frühe der Eltern schützend Nest verlassen und glücklich wieder zurückgefunden in des wohlthig bergenden Flaumes weiche Hülle. Der Professor legte seine Rechte auf das blonde Haupt seines Weibes und sah drüberhin nach dem Begleiter desselben. Doch dieser war verschwunden. Mit einem leisen Aufschrei, der wie unerwartetes, unerwünschtes Erkennen geklungen, war er blickschnell enteilt, gradaus den steilsten Hang hinunterkletternd und man sah die elastische Gestalt schon in bedeutender Tiefe hügelabwärts dahinstürmen.

„Ist er fort, ist er wirklich fort?“ hauchte die junge Frau angstvoll aufblickend. „O nicht schelten, nicht zürnen. Ich bin ein leichtfertig, ungehörig Ding! Aber Du bist ja gekommen, mich zu erretten! Du liebst mich doch! Du bist eifersüchtig! — Ach wie gut, wie wundergut sie Dich klandet, die häßliche Leidenschaft. — Und wie Du zitterst und bebst, fast so stark, wie ich selbst. Und wie erhitzt Du bist, Du lieber, böser, Du guter, abscheulicher, Du einziger Mann!“

Sie lachte und weinte durcheinander wie ein Kind, wie ein gezüchtigt und wieder zu Gnaden angenommenes Kind, das sie ja wohl noch war.

Gerne hätte er nun recht ernsthaft gepredigt, der gelehrte Herr, wenn es ihm nur auch ganz klar vor die erschütterte Seele getreten wäre, wessen

eigentlich die Schuld sei. Doch Klärchen hing so fest an seinem Arme, drückte das reizende Köpfcgen so hingebungsvoll vertrauensvoll an seine Schulter, daß er nur darüber mit sich einig ward, er sei glücklich, o wie glücklich, das liebliche Geschöpf wieder an seiner Seite zu fühlen.

Da sie das Haus betraten, schoß dem Professor jedoch ein wilder Gedanke durch den Kopf und es stieg verworren vor ihm auf, als hätte er wohl noch ein Wortlein mit dem Manne zu sprechen, den er nur kaum gesehen bei der peinlichen Begegnung. Doch kaum in der Thüre, übergab die Wirthin auch schon einen Brief. Da der Professor nach der Unterschrift sah, ward er bleich und las zwischen Aerger und Nüchtern kämpfend, Folgendes:

„Mein lieber, mein alter Freund! Vergieb mir und traue meiner Versicherung als Ehrenmann, daß ich nicht die leiseste Ahnung hatte, wer die reizende Frau sei, die ich vor zwei Tagen an den Ufern des grünen See's kennen gelernt, und daß nichts zwischen uns vorfiel, was den leisesten Schatten auf ihre oder Deine Ehre zu werfen vermöchte. Die Unschuld trägt ihren sichersten Schutz im Klar des Auges und in der Helle der Stimme; beides trägt nie, und wehe dem Manne, der, wie ich, nur einen Augenblick an solchen Bürgen eines reinen Gemüthes zweifeln konnte. Er fügt sich ergeben in seine ans Lächerliche streifende Rolle und strast sich durch schleunige Entfernung aus der Nähe eines so lieben Freundes. Vielleicht erbarmt sich das Schicksal meiner und gestattet mir im Verlaufe der Jahre aus den schönen Augen Deiner Gemahlin meine Vergebung und ein bißchen Achtung zu erhaschen. Bis dahin Dein niemals ungetreuer
Karl Meinhard.“

Der Professor reichte den Brief stillschweigend seiner Frau und sie legte sich, nachdem sie gelesen, noch einmal stumm in des Gatten Arme.

Der böse Blick.

Eine Geschichte aus dem Süden von E. M. Barans.

I.

Piero Mercutio war ein noch immer junger Mann und gehörte dem kleinen Kaufmanns- oder vielmehr Krämerstande an. Er war nicht reich, weit davon! Sein kleiner Laden bestand sich in einem kleinen Häuschen am Südenbe von Portici, zwischen den letzten gegen die Pergole und Nebenufer hin abfallenden Häusern. Der Laden enthielt einige Laibe Grana-Räse, einige formlose, zusammengebundene Mortabella's, dann Wachskerzen für Kirchweihen, Fischneze und Angeln, Ruder, Senfflaschen und Mustarda-Obst.

Piero Mercutio hatte nie viel Glück gehabt in seiner Jugend — schon von Natur aus nicht: er war un schön und grotesk, hatte eine aufgestülpte Nase, wie bei einem Mops, einen breiten Mund mit wulstigen Lippen, große gelbliche Pferde Zähne, dabei braune, starre, blindlose, stehende Augen. Solchen Menschen kommt das Glück und das Herz der Leute nicht gern entgegen. Die Eltern hatten den jüngeren Bruder, den franken, fetten Fratello Mumbo lieber, der so hübsch und helläugig und singhaft war. Die Leute machten auch lieber Geschäfte mit anderen Krämern, die angenehmer zu sehen waren als der viereckige Piero, die mit weißen Zähnen lachten und durch ein flüssiges Gespräch dem Kauf und Verkauf Würze verliehen. Die Mädchen auch, die sich zur Abendzeit um die Brunnen sammelten und mit den jungen Burschen Worte „hin und her warfen“, die gaben dem Piero selten Antwort; so saß er denn meist allein, und sah bloß den schlanken Gestalten nach, die sich im Mondlichte paarweis zusammenfanden, um dann in den Nebengäßchen heimgehend zu verschwinden.

Alles in Allem also: es war nicht Glück auf seinem Geschäfte.

Es mag denn Niemanden Wunder nehmen, daß mein Piero gern in die Kirche ging. Zu den Heiligen flüchtete sich ja gern alle Diejenigen, welche von den Menschen verlassen werden; sie reden sich dann ein, daß sie selber die Welt verachten und finden ihren Trost in milder Entfugung und Träumereien an das Jenseits, dessen Gläubigen man armen und verlassenen Herzen nicht absichtlich rauben sollte; denn dort allein erfüllt sich ihnen ja schon im voraus die Gerechtigkeit, welche ihnen das Leben hier unten vermag: die Gerechtigkeit, daß auch sie froh und glücklich sein dürfen. Hier unten fühlt sich kaum Jemand verpflichtet, einen Häßlichen froh zu machen, da er uns keine Freude und keinen angenehmen Eindruck zu geben vermag. So findet er denn seinen Weg meist in die Kirche, wo ihm stille Gnadenbilder unveränderlich = milde Blicke zuwenden und ihm ein glanzvolles Jenseits verheißen. So fand auch Piero Mercutio den Weg des Trostes über die Kälte der Eltern, der Freunde, der Frauen, der Geschäftsfreunde und der Kunden hinaus im Bewußtsein seiner Häßlichkeit und seiner Jungenschwerheit und seiner Schwermuth den Weg in die Kirche.

Und weiß der Himmel, wie es kam: seine Geduld, seine Resignation verliehen seinem ganzen unangenehmen und häßlichen Wesen eine unbeschreibliche Sanftheit, und seinem rohen Mops-Gesichte eine Art Würde, der sich Niemand entziehen konnte. Er wurde noch immer nicht gesucht, aber man verpötte ihn auch nicht mehr. Er wurde liebenswerth gleichsam durch seine Sanftmuth, und geheiligt durch seine Ergebung. Er erschien wirklich geheiligt — aber vielleicht zu viel geheiligt.

Der Himmel hat in Italien manchmal wohl seltsame Weisen, seine Gerechtigkeit ganz unmittelbar an den Menschen zu zeigen. So heiter dort der Himmel ist, so düster ist dort oftmals der Weg der Justitia und der Erbarmung Gottes. Viele mag es geben, die solchen einzelnen dunklen Weg, von welchem diese Geschichte hier handelt, leugnen und in das Gebiet des Aberglaubens werden verweisen wollen: er wird aber von Einem erzählt, der ihn schon oft beobachtet hat, und der Hunderte an seiner Seite hat, Eingeborene, die denselben bestätigen können und müssen — aus Erfahrung und aus einer Wissenschaft, die schon von ihren Eltern-Eltern her stammt.

Piero wünschte — so schien es — keinem Menschen etwas Böses — nicht seinen Freunden und auch nicht seinen Feinden. Sein gutes Herz vergab Jedem jedes böse Wort, und es verstand sehr gut das „warum“ des stummen Weidens, welches er von der Schönheit und von der Freundschaft, von den Käufern und von den Kindern erfuhr; er verstand es und hatte seine Sächlichkeit dem Herrn und dem Himmel aufgeopfert und empfand vielleicht in seinem Entfagen und in seiner Resignation mehr Glück, als andere im Genuße und im Gefühle des Reichthums und der Leidenschaften finden mögen.

Aber der liebe Gott — und vor Allem der liebe Gott Italiens — nimmt sich derer an, die ihm ihr ganzes Leid, ihre ganze Verlassenheit und ihr ganzes Sein aufopfern; er nimmt sich ihrer an auf eine rücksichtslose, erbarmungslose Weise oft.

Für jede Beleidigung, für jede Zurückweisung hatte Piero einen Blick der Vergebung. Aber dieser Blick der Vergebung aus den starren braunen Augen brachte Unheil über die, welche er traf: ein jähes, unbereitetes, schreckliches Unheil.

Und er war dabei gut und fromm! Ja, gut und fromm. Aber sein

Blick lag nimmer in seiner Macht. Wenn man getränkt wird im innersten Herzen, dann — o dann mag man der beste, der gottergebenste, der sanfteste Mensch sein: dann hat man doch einen schüchternen, halbverzeihenden Vorwurf in seinem Herzen: und so bald der in dem zagenen Herzen Piero's dämmerte, da war auch das Unheil beschlossen von der göttlichen Allmacht über seinen Gegner. Das nennt das Volk: den „bösen Blick haben“, den mal'occhio.

Und diesen Blick bekam Piero. Wen er damit anschaute, dem geschah Uebles am Theuersten oder an sich selber.

Der, welcher solchen Blick hat, ahnt anfangs meist nichts davon. Aber wen dieser braune oder grüne starre Blick trifft, der wird nimmer froh.

Ammer rathen eine Hörnerfigur, mit den Fingern gebildet, als Sympathiemittel dagegen an. Man will aber leugnen, daß das immer helfe.

Die Leute mit dem mal'occhio heißen „Gettatori“ und wirken das Böse, ohne es zu wollen. Gott hat sie zu den Seinigen gemacht, und rächt sie. Aber diese Gottgehörnden sind unselig und unglücklich darüber. Ihr Blick vernichtet Gesundheit, Leben oder Reichthum denen, die er trifft, nachdem sie den Gettatore getränkt oder verletzt haben. Und diese gettatori sind dabei, wie gesagt, zumeist die besten Leute von der Welt. Wenn ein Schaden zu ersetzen ist, ersetzen sie ihn oft bis zum letzten Heller. Und sie stehen am Altar Gottes das echte Gebet Jesu: „Herr, vergib meinen Feinden!“ — Sie stehen es aus wahren Herzen, inbrünstig, denn sie wissen, daß ihr Auge vernichtet, was es trifft, sobald das Angechaute ihnen Böses gethan hat. Sie sind Rächer ihrer selbst, aber willenlose Rächer, diese schrecklichen, armen Menschen mit dem „bösen Blick“.

Und ein solcher Gottbeschützer und dabei Unglücklicher war wohl auch Piero? Das wurde bald klar.

Er trug Recht und Unrecht geduldig. Er zog sich von der Gesellschaft zurück. Dem Vater, der ihn nicht mochte und der den schöneren, stolzen Sohn schon um seiner Hochzeit mit der reichsten Jungfrau der Gegend willen vorzog, ging er aus dem Wege. Aber der Vater starb; starb jäh, durch einen Unfall. Das Roß, das dem Piero der Nachbar verweigerte, fiel jählings. Die Kuh, deren Milch man ihm versagte, sickte hin. Ein Knabe, der ihm eine Grimasse zeigte auf eine Botschaft, fiel auf seinem Heimwege in einen Teich und ertrank.

Ja, Gott hatte Piero zu seinem Lieblinge erkoren, und zugleich zum Schreden der Menschen. Niemand konnte mehr daran zweifeln, er war ein Gattatore. er hatte den „bösen Blick“!

Welch' ein seltsames, Welch' ein trauriges Leben führen dergleichen — ich weiß nicht, soll man sagen: Vergabete oder Verdammte? — und Welch' ein Leben führte Piero, seitdem die Thatsache existirte, seitdem die Welt sie wußte! Blutiger Rachebringer sein, ohne Rachebegierde zu fühlen! Richter und Henker sein müssen, mit einem Herzen voller Verzeihung und Entsagung. Ein gar wunderliches Leben, wie gesagt, ist das Leben solcher Gattatori. Sie vermeiden es, mit anderen Menschen zusammenzukommen. Denn wie bald ist ein böses Wort gesprochen, und wie bald fühlt selbst das geduldigste Herz ein wenig Born, ein wenig Vorwurf, ein wenig Leid? Und wer hält dann den Blick zurück, den erbarmungslos Unheil bringenden? — Solche Leute werden also meist sehr still und menschenfeind; und sind doch oft Menschen, die nach dem Frohsinn und der Schönheit der Welt fast ver schmachten; die fröhlich sein möchten mit den Fröhlichen, jung mit der Jugend.

Ein schrecklicher Zwiespalt lebt in ihnen: sie fühlen sich als willenloses Werkzeug in der Hand der Vorsehung — sie werden von ihr gleichsam ge-

schützt, mit einem Harnisch versehen, sie müssen ihr also dankbar sein für die instinktive Waffe, die sie von ihr erhalten haben — wie der Eber seine Stöber und der Scorpion seine Gift. Aber im Menschen lebt nur selten das wilde Herz des Ebers oder der tödtliche Instinkt des Scorpions, und er scheut, er haßt die Waffe, die ihm eine geheimnißvolle Natur verliehen hat, die er willenlos gebrauchen muß, die ihn rächt und zum Unseligsten macht.

Die Männer reichen ihm die Hand, sie wollen ihm in Allem zu Lieb sein; die Mädchen wagen es nicht, ihm einen Scherz, einen Spaziergang zu verneinen; die Geschäftsfreunde suchen ihn nie zu übervothellen: sie verlieren lieber bei ihm — wenn sie ihn nur bei guter Laune erhalten; man scheut ihn bloß insgeheim: in Wahrheit, öffentlich aber sucht man ihn: man will der Erste sein bei ihm, am besten befreundet sein mit ihm, sein frohestes Lächeln haben; er wird heimlich gemieden und offen umworben: man findet seine Häßlichkeit schön, seine Melancholie sympathisch, seinen Geschäftsgang reell, seine Forderungen billig, und seine Gesellschaft so unbeschreiblich angenehm! —

Und der arme Piero, das war nun gar ein Gattatore, den man fast wirklich mehr bedauerte als fürchtete. Wenn Jemand gegen ihn war, gab er immer nach, und flehte nur: „Sei gut auf mich! Der liebe Gott würde es strafen, schau — und ich kann nichts dafür. .!“

Und wenn dem Betreffenden dann ein Roß fiel, oder eine Kuh, oder wenn ihm ein Kind starb, da kam er und bedauerte, und tröstete, und wo etwas zu ersetzen war, da gab er von seiner eigenen Habe her. Man sah ihn über einem Kindergrabe weinen, als ob drin sein eigenes Fleisch und Blut gewesen wäre.

In der Kirche sah man ihn aber jetzt seltener. Es war, als ob er den

Gott, der ihn so fürchterlich unter seinen Schutz genommen hatte, scheue. Die meisten Gettatori sind überfromm, ja Frömmler. Piero war es nicht.

Er blieb ein „italienischer“ Christ, d. h. er unterließ keine der vorgeschriebenen Glaubenshandlungen, aber es schien, als zweifle er jetzt an der „Barmherzigkeit Gottes auf Kosten seiner Gerechtigkeit“, die sich an ihm selber so ungefordert äußerte.

Alles umwarb ihn, er stand in seinen Verhältnissen bald besser als je, seine Umstände wurden geordneter; Händler wurden seine Kunden, um ihn zum Freunde zu haben; Frauen schickten ihre Kinder mit Früchten zu ihm. Sogar Anittiola, die trotzige Fischers-tochter, die ihn früher seiner Plumpheit wegen oft verspottet hatte, führte jetzt den Piero, der so schwerfällig auf den krummen Weinen ging, an manchem Morgen an's Meer hinaus zu den Barken, mit denen er Handel trieb.

Sein reicherer hübscherer Bruder allein glaubte an den „Unsinn“ nicht, trotzdem er doch täglich Beweise davon hörte und sah. Aber il fratello hatte eben seine eigenen Ansichten. Er hatte die Adria durchschifft, er war auch mit Türken und mit Amerikanern zusammengekommen.

Er war habgierig und roh. Eines Tages machte er dem Piero den Garten-Grund vor dessen Hause streitig und dann sogar das Haus selber. Piero stellte ihm vor, bittend, daß er doch im Rechte, und daß er noch dazu sein Bruder sei! . . . Er bot ihm zulezt, obgleich er sich überoorthelt glaubte, eine Miethe an. Aber der verhätschelte fratello war stübig. Er mißgönnte Jedem Alles und am meisten seinem Bruder. Und er fürchtete keinen Gott — er war ein Schüler der Gesuitti gewesen in seiner Jugend. Und da weiß man ja, was das zu bedeuten hat! So kam der Streit. Aber der liebe Gott ist vielleicht nicht immer gleichbedeutend mit der trotzigen Gerechtigkeit der Natur? „Ich bitte Dich“ — sagte Piero,

„Wolle nicht hart sein mit mir! Ich . . . ich könnte nichts dafür, wenn . . .“

Dabei beschattete er sein Auge mit der Hand.

„Du mußt!“ — war die rauhe Antwort.

Da bereitete sich Piero dazu, sein Haus zu räumen.

In der Nacht entstand eines jener furchtbaren Gewitter mit Donner und Blitz, wo der Himmel ein nach unten speiender Vulkan zu sein scheint.

Und die Gebäude des fratello lingen Feuer, mitten im Feuersturm. Auch das Wohnhaus Piero's mit all' der Habe, die sich noch zurückbefand, wurde dabei verzehrt.

Es war das erste Mal, daß die Nacht, die die Vorsehung über seine Feinde verhängte, an ihm selber ausging. Er selber war der erste, der die Flamme sah, er stürzte sich mit Lebensgefahr in das brennende Haus — nicht in das eigene, sondern in das des fratello — es war zu spät, um etwas zu retten. Mit Brandwunden bedeckt, mußte er selber sich retten.

Am nächsten Sonntage, da fand sich die ganze Gemeinde von Portici wie sonst beim heiligen Abendmahl. Die beiden Brüder kamen miteinander. Das Weib des fratello weinte. Piero, den Arm noch in der Binde und die Wange verbunden, selber von Schäden heimgesucht, war es, der seine arme Schwägerin, die Alles verloren hatte, mit zitternder Stimme tröstete: „Ich — ich hatte Deinen Mann gewarnt, Maria“ . . . sagte er.

Die Andächtigen thaten die allsonntägliche Reichte ab und nach der Messe knieten sie in langer Reihe an dem hölzernen, zum Abendmahlstische umgewandelten Geländer vor dem Hochaltare.

Der greise Priester ging mit dem Kelche von Einem zum Andern und Jedem sagte er unverdrossen mit seiner erloschenen Stimme das: „Herr, ich bin nicht würdig . . .“

Zweimal schon hatte er die Reihe durchgangen und immer noch knieten

neue Communicanten hin. Zuletzt kam Piero. Die starren, blicklosen, braunen Glosaugen gegen Himmel gekehrt, mit den plumpen Händen das abgegriffene Gebetbüchlein haltend unter dem groben Rinne, den wulstigen, breiten Mund halb geöffnet, um den Leib des Herrn zu empfangen.

Da kam wohl ein Krampf in die Hand des greisen, des müden Priesters; in diese Hand, die schon von Anfang an gezittert hatte aus Altersschwäche und die jetzt zitterte aus Ermattung, und der Leib des Herrn fiel an den Lippen Piero's vorbei auf den Steinboden der Kirche und zerbrach.

Es war die letzte Hostie gewesen. Einen Augenblick starrte Piero auf den Greis — wie wartend, daß er eine zweite Hostie bringe. Sein Antlitz ward jaßgelb. Der alte Mann bückte sich und seine Finger versuchten es, den geheiligten Leib aufzunehmen. Aber sein Zittern verursachte, daß derselbe unter dem Griff zu Staub zerbröckelte . . .

O Priester, wenn Du um die wenigen Monde, die Du vielleicht noch zu leben hast, besorgt bist, dann schaffe eine neue Hostie; denn wenn der Blick Piero's so auf Dir ruht wie jetzt, wo ist Deine arme Seele schon morgen?

O Priester des Herrn, wenn Dir Dein Leben lieb ist, Deine Habe, Dein Ruf, das gelehrte Buch, welches Du der Welt hinterlassen magst, kurz Dein Allerbestes und Liebstes, dann schaffe eine neue Hostie; denn das starre Auge Piero's sieht die Augen der Andern auf sich gerichtet, es sucht sein Mund und sein Blick kehrt zu Dir zurück mit unaussprechlichem Ausdruck . . .

Der Priester des Herrn hatte die Staublein zusammengelesen und in den Reck gethan und wandte gegen den Altar zurück.

Aller Augen waren auf Piero gerichtet. Der erhob sich wandend. Sein Antlitz war erdfarben, die Zähne bissen in die Lippen. Er ging durch die Menge am Hochaltare vorüber zur Sakristei; dort auf der Schwelle sank er nieder

und kreischte schrill auf: „Beichten!“ — Schaum trat vor seinen Mund und der robuste Mann wand sich in Convulsionen auf der Schwelle des düsteren Vorzimmers des Himmels.

* * *

Das Volk drängte nach, um zu helfen oder zu sehen. Und wie man ihn emporzerrte, da beichtete er. Er beichtete, indem er wie außer sich den Saum des Priesterrodes faßte. Er beichtete, daß der Herr ihn verlassen habe, daß sein heiliger Leib sich geweigert habe, Eingang zu nehmen in ihn. Er beichtete, daß nicht Gott und nicht sein Blick das Unglück gebracht habe über seine Gegner, sondern seine eigene verruchte Hand . . .

Man trennte ihn vom Volke. Der Priester — ein anderer, jüngerer, nahte sich ihm allein, wie er auf dem Lager des Mefners lag. „Bedenke“, sprach der zu ihm (er hatte dunkle, hagere Züge und ein erbarmungsloses, ajzetisches Aussehen), „bedenke, daß Du hier nicht beichtest, sondern gestehst“.

Und Piero gestand, er gestand mit der wilden Hast, die Alle haben, welche mit einem verbitterten Gemüthe lange Zeit hindurch eine schwere Last des Hasses trotzig in sich selber aufgethürmt.

Das Roß Mariotto's hatte er vergeben mit dem weißen Pulver „gegen den Storpion“ und die Kuh Laurina's mit dem feuchten Klee, den Knaben der Ricajoli hatte er in den Teich gestürzt in schlummerstiller Mittagsstunde und Venata, die Schwarzäugige, hatte er erwürgt draußen im Meere, als sie allein mit ihm in ihrer Barke auf Peppo wartete, im Mondesglanz, nachdem sie ihn, den Häßlichen, verschmäht hatte und daraufhin, auf das „Gottesgericht“, welches über Venata gekommen war, da hatte es die schöne Anttiola nicht mehr gewagt, dem Piero auf einen Kuß „nein“ zu sagen. Und die Handelsleute wurden ihm billig und gerecht und die Nachbarn gefällig und die Stolzen bemüthig und die Hoch-

müthigen nachgiebig und die Weiber ergeben. Und er lebte so, als „ob er gar nicht häßlich sei“; er lebte gehässig und gebietend, nachdem er verachtet und verächtelt gelebt hatte; die Mordthaten, die Brandstiftungen, Alles das war ihm Rache und Mittel zum Vortheile zugleich. Er konnte nie einen Menschen finden, der ihn lieb gehabt hätte, er hatte Menschen gefunden, die ihn fürchteten.

Ohne Gewissensbisse schuf er sich jetzt dieses sein Leben als wie sein Recht. Der Herr hatte ihm die Schönheit und das Gefallen und die Beredsamkeit und das Glück versagt; er schuf sich also die Folge von dem Allen durch die Furcht, durch den bösen Blick. Er lebte gut und ruhig. Aber er, der kein Gefühl hatte für die Menschheit und den Nächsten, der sich nicht entsetzte vor Blutschuld, Raub und Rache; er, der keinen Glauben hatte, hatte

im Innersten seines Herzens den Aberglauben bewahrt; und was Moral und Gewissen, was lobende Häuser und röchelnde Opfer nicht bewirkten, bewirkte — eine zu Boden gefallene und in Staub zerbröckelte Hostie. „Der Herrgott“ hatte ihn verstoßen.

Piero, der Gettatore, ward vom Gerichte für einen „religiös Wahnsinnigen“ erkannt und in ein Klosterhospital gesandt . . .

* * *

Der italienische Landmann glaubt steif und fest an den mal'occhio und führt dafür oft wirkliche, unlegbar scheinende Beweise an; ob es aber nicht manche Gettatori gegeben haben mag, die ihrem „bösen Blicke“ nachgeholfen haben wie Piero? *)

*) Etwas Aehnliches erzählt man von einem pommerischen Bauer, der zum Verbrecher wurde, nun für einen Günstling des Dämonen zu gelten. Der Verfasser.

Ein Rosenblatt aus dem Kranze der Piebsten.

I.

Was das Rosenblatt bedeutet,
Das in sich zusammenlauert
Vor dem Hauch des Mundes schauernd
Auf der Hand mir liegt gebreitet?

Kann ich nicht dem todten, süßen
Rosenblatt mit Sehnsuchtsbeben
Noch einmal ein junges Leben
Minnend in die Adern gießen?

O, von meinem heißen Kusse
Wird es nimmer grünen können,
Wird es, ach, nur still verbrennen,
Asche, Asche sein zum Schlusse.

III.

Soll ich warten, bis die Tage
Wachsen und die Nächte schwinden,
Die so lodend, Lieb' zu finden?
Rosenblatt, flieg' hin und frage.

Denk' an deine Maientage,
Rosenblatt, du kennst das Leben;
Kennst der Liebe Pein und Beben.
Nun, so flieg' zu ihr und frage.

II.

Rosenblatt, warum alleine
Kommst du mir von ihr geflogen,
Ach, daß du nicht mitgezogen
Sie, die Holde, die ich meine.

Jene Süße, von den Rusen
Ahnend mir so lang verheißten.
Nächtig, wenn die Sterne gleißten,
Möcht' ich ruh'n an ihrem Busen.

Möcht' in's helle Aug' ihr sehen,
Ihr in's tiefe Herz mich graben,
Möcht' an heißer Gluth mich laben,
Und in Liebeslust vergehen.

Soll ich warten auf die Tage,
Wo bloß Gruß wird, was heut' Kuß ist,
Und zur Pflicht, was heut' Genuß ist?
Rosenblatt, flieg' hin und frage.

Sans Wasser.

Aus alter Chronik.

Ein Zeitbild in Umrissen von Dr. Franz Krone.

Nicht gar vielen Leuten ist die Orts- und Pfarrgemeinde St. Martin am Teichelsberge bei Pörschach und Belden, den zwei lieblichen Badeorten des Wörtherseegeländes, bekannt; ein stiller, lustiger Erdenwinkel mit bescheidener Häuser- und Menschenzahl. Die Weltgeschichte ließ ihn, wie so viele andere bei Seite liegen, und doch gewinnt er für den Historiker mehr Bedeutung, als so manche Stätte, über welche sich die Fluth der Ereignisse rasch und zerstörend ergoß, um sie dann als Kampfgelände, als Schlachtenplatz in die traurigen Jahrbücher des Krieges einreihen zu lassen. Denn St. Martin am Teichelsberge wurde der Ort friedlicher und fruchtbarer Thätigkeit eines Mannes, dessen fleißige Feder uns ein paar werthvolle Zeugnisse bewegter Vergangenheit hinterließ, werthvoll durch den reichen stofflichen Gehalt und jene naive Anschaulichkeit der Darstellung, die einem gesunden, warmen Gemüthe und lebendiger Beobachtungsgabe entquillt.

Ueber den Lebensgang unseres Chronisten wissen wir nicht viel und doch reicht es hin, um die beiläufigen Zeitgrenzen eines solchen stillen, anspruchlosen Daseins abzustechen. Eine Urkunde des Jahres 1469 nennt ihn: Jakob Unrest, Chorherr zu Gurtnitz und Pfarrer in Teichelsberg. Gurtnitz oder Gurnitz in der Umgebung Klagenfurt's war damals Sitz einer Propstei. Daß er ein Kräntner war, dafür spricht die nächste Voraussetzung, die warme Liebe zum Lande, dem er auch ein historisches Ehrendenkmäl setzte, und nicht zum Geringsien die

Sprache seiner Werke, so weit sich dies eben aus Chroniken des 15. Jahrhunderts herausfühlen läßt. Wir müssen ihn um das Jahr 1469 jedenfalls im Mannesalter denken, mindestens über das 30. Lebensjahr hinaus, und da sein Hauptwerk, das uns beschäftigten soll, mit Ereignissen des Jahres 1499 abbricht, so dürfte er nicht viel darüber — in's 16. Jahrhundert hinein — gelebt haben. Denn ein Mann, wie unser wackerer Unrest, dem das Schreiben über Erlebtes ein wahrhaftes Bedürfnis gewesen sein muß, rührte die Feder gewiß so lange als er konnte, und nicht leicht ist es anzunehmen, daß ein weitergehendes Stück jenes Geschichtswerkes uns verloren ging.

Unrest ist einer der Lieblinge des Schreibers dieser Zeilen geworden, noch lange bevor Letzterer ein Historicus ex professo, das ist ein Geschichtskundiger und — um mit dem trefflichen Fischart zu reden — ein „Geschichtsklitterer“ von Handwerk wurde. Diese frühzeitige, angenehme Bekanntschaft, noch in Studentenjahren, verdankte er der Lesung eines seiner Zeit hochgeschätzten und noch jetzt werthvollen Büchleins, Kreuzer's Abhandlung über „die historische Kunst der Griechen“, allwo sich S. 200 u. 253 der Styl Unrest's als praktisches Beispiel einer der Darstellung Herodots verwandten Diction anerkannt findet. Kreuzer hatte dabei allerdings eine Stelle Unrest's im Auge, worin sich dieser an einen Vordermann, den steiermärkischen Heimchronisten Ottokar, willkürlich „von Horner“ genannt, den Dienstmann der Liechten-

keiner in den Tagen König Ottokars von Böhmen und der ersten Habsburger, — als Prosagraphist an den Epiker in Stoff und Ausdruck ziemlich enge anschließt. Immerhin hatte Kreuzer Recht, wenn er die naive Plastik Unrests mit der des Patriarchen hellenischer Geschichtsschreibung, des unsterblichen Vaters Herodots, annähernd verglich, wie man etwa griechische und mittelalterlich deutsche Bildnereien vergleichen darf.

Alte Liebe roset nicht; so bin auch ich meiner jugendlichen Neigung für weiland Jakob Unrest treu geblieben, und die Berechtigung meiner Neigung auch weiteren Leserkreisen, vor Allem aber den Freunden des „Heimgarten“ darzutun, den Chronisten des Pfarrers von Tschelsberg dankbare Verehrer zu gewinnen, unter all' denen, die ihre Freude an „alten Geschristen“ haben, ist mit ein Zweck dieser Zeilen.

Unrest hat zwei Chroniken hinterlassen, die durch späteren Druck bekannt geworden sind: eine „Kärntner Chronik“, — „dem Adel (des Landes) zu Ehren“, — als berufenem Hüter der Vergangenheit, und ein größeres Werk, dessen Schwerpunkt in der Zeit Unrests, also in den vier letzten Dezennien des 15. Jahrhunderts liegt. Die Kärntner Chronik, die bis zur Vereinigung des Landes mit den andern Gebieten des Hauses Habsburg, also bis zum Jahre 1363 reicht, ist eine farbenreiche Mischung von Sage und Geschichte „aus etlichen Chroniken auf das Kürzeste entworfen“, wie der Verfasser selbst sagt. Ungleich gehaltvoller und durchaus selbstständig erscheint jedoch die „Deutsche Reichliche Chronik“; sie spiegelt so recht das eigenartige Wesen Unrests ab; mit ihr wollen wir uns beschäftigen, u. z. vorzugsweise so weit die Steiermark das Bereich der geschichtlichen Erzählung ist.

Unrest schreibt ein anheimelndes Deutsch, ein lieblich gutes, haus-

backenes Oberdeutsch, innerösterreichischer Prägung, worin man sich bald ebenso gut zurecht findet, wie in einem breitfüßigen und breitfüßigen Leberstuhle unserer Urabnherrn, wenn man diesen nur staubfrei macht und nicht neuzeitliche Schwellegebern und moderne Façon beansprucht.

Durch den „Rost“ der Sprache darf man sich nicht abschrecken lassen. Allerdings wäre es gut, wenn ein neuerer, von kundiger Hand besorgter Abdruck vorläge, denn der bisher einzige in Sah'n's „Collectio monumentorum“, I. Band (zu Traunschweig im Jahre 1724 gedr.) steckt in einem Buche, das der Nicht-Historiker einen „Schwarten“ zu nennen pflegt; aber man muß sich eben mit dem behelfen, was man hat.

So wäre denn die Einleitung über die Person und die Werke Unrests fertig, und wir wollen nun zunächst jene Stelle aus der österreichischen Chronik herausheben, worin unser guter Unrest (beiläufig um das Jahr 1493—94) von sich und den Beweggründen seiner Schriftstellerei spricht. Sie kennzeichnet am besten unsern Gewährsmann und mag zugleich als Proben seiner Sprache gelten:

„So aber die Zeit verfleußt als (wie) das Wasser, und des Menschen Gedechtnuß vergeen (vergeht) mit der Glocken Donn (Ton) — hab ich Jakob Unrest, der minst (mindeste, geringste) Pfarrer in Kernbtt als ein Inwooner seiner kuniglichen Matesät (Maximilian I. f. 1493) Erblande in meiner Einfallt gedacht, was in Schrift kumbt, bleibt lenger den (als) des Mensch gebächtnus wert (währt), und hab bedacht die Raittung (Rechnung) von der müßign Zeit und hab nach der alttn Cronika des löblichen Namens und Stammes der Fürsfn von Oesterreich an Herzog Ernst (Ernst d. Eiserne † 1424) Vater, Kunigs Maximilians Branherrn (Urgroßvater: Leopold III. † in der Schweizer Schlacht bei Sempach 1386) widerumb ange-

hebt (b. i. die Erzählung angehoben) und furan geschrieben auf die Zeit (bis zur Zeit), als vil ich der gescheneu Ding underricht pin gewesen und meiner Vernunft mütlich (mächtig); vertrau das auch hinsür zu thun, so lang mir got mein lebn vergan (vergönnt), getun lewttu zu Ern. Ob aber yemant (jemand) ain mißwulln daran hett und mir zur Torheit mess (anrechne), — der gedenk, das die kunst keinen Beindt hat, denne (als nur den) der ir (sie) nicht kan.“

Unrest's Leben fällt in eine bewegte Zeit, in den Ausgang des Mittelalters und zugleich in die Anfänge der Neuzeit, wie man diese beiden Geschichtsperioden zu nennen beliebt; halb Ausgelebtes und Werdenbes liegt mit einander im Kampfe, aber noch herrscht das Alte vor.

Der Chorherr und Pfarrer zu Tschelsberg ist so recht noch ein Sohn des Mittelalters in seiner Welt- und Lebensanschauung, in seinen Empfindungen, in Bildung und Sprechweise; nichts verräth den Schüler des damals immer mehr um sich greifenden Humanismus, der sich von den Schätzen der classischen Welt zu nähren beginnt, von ihnen zunächst die äußerliche Gewandung, die Sprache borgt und — der Masse des Volkes unverständlich — eine Aristokratie des Geistes, die Gelehrtenrepublik der „Latiniſten“ darstellt.

Dafür entschädigt uns der mittelalterliche Chronist reichlich durch die treue, ungekünstelte Wiedergabe der Zeiteindrücke und des eigenen Wesens, insbesondere, wenn er sich, wie unser Unrest, der Volkssprache im Ausdruck nähert, wenn er so schreibt, wie es ihm ums Herz ist, schlecht und recht, ohne Blume, Niemanden zu Gnaden, Niemanden zu Schaden.

Unrest ist Geistlicher, der herrschenden Kirche eifrigst zugethan, ein geschwornener Feind der Hussitischen „Ketzeri“, er sieht in Girolamo Sa-

vonarola nur den „falschen“, pflichtvergesenen Mönch; nicht Ein Gedanke scheint bei ihm über den Zaun der kirchlichen Rechtsgläubigkeit geflogen zu sein; aber das Geistliche hat in ihm nicht den Menschen von richtigem Denken und Fühlen verkümmern lassen; er ist nicht blind für die Gebrechen der katholischen Hierarchie. Als Papst Innocenz VIII. dem allgemeinen Gerüchte zufolge sich dem Franzosenkönige Karl VIII. gefällig erweist, nachdem dieser die bereits procurationsmäßig angetraute Gattin König Maximilians, Anna von Bretagne (1490), auf ihrer Reise nach Deutschland anhielt und zwang, sich ihm selbst zu vermählen, — mißbilligt dies Unrest in scharfer Weise: „Nun ist es leider in der Welt gemein worden unter Geistlichen und Weltlichen, daß das zeitliche Gut oft versperret das Thor der Gerechtigkeit und das schöne Gut betriegt am meisten die geistliche Würdigkeit. Denn da des Königs von Frankreich Bottschaften in dem bösen Handel vor dem Papste Innocenzium erschienen, da dachte der Papst dem Gute nach“....

Von dem Salzburger Erzbischofe Bernhard Rohrer, dessen Bund mit dem Ungarankönige Matthias Corvinus gegen Kaiser Friedrich III. s. 1479 so viel Weh über Innerösterreich brachte und der schließlich in den Ruhestand ging, schreibt er:

„Er starb sitzend an einem Tisch, zwischen zwei Frauen, ohne alle Reu. Solches pflegte er allzeit gern und war bis zu seinem Ende seine Lebensart.“

Und als der streitbare Bischof von Sedau, Martin Scheidt, im Kampfe mit den Ungarn (1484) Gefangener wird, liest ihm unser Chronist scharf den Text: „Besser wäre gewesen, der Bischof hätte die Zeit den Psalter gelesen und das weltliche Schwert denen zu führen überlassen, denen es gebührt. Die christliche Kirche hat die Bischöfe eingesetzt zum Prediger und Beicht hören, Kirchen und Pfaffen:

zu weihen. Darum ist geweiht Insef und Stab als Hut und Stab als für einen Pilgrim und Halter (Hirten) und nicht Eisen, Helm (Hut) und Spieß. Was sie mit Worten predigen, sollen sie mit Werken erfüllen.“

Aber auch das weltliche Regiment entgeht dem treu gemeinten Tadel nicht. Wie ergeben unjer Chronist dem „lößlichen Hause Oesterreich“, geht aus der ganzen Chronik hervor; — er empfindet lebhaft jede Kränkung seiner Rechte; deunoch kann er es nicht verwinden, die zuwartende Unthätigkeit, das unentschlossene, knickerische Wesen, die Thatenlosigkeit Kaiser Friedrichs III. zu rügen, dessen lange Herrschaft (1440—1493) den wesentlichen Gegenstand seiner historischen Darstellung ausmacht. Als z. B. der Kaiser dem kriegerischen Gegner, Mathias Corvina die Stadt Wien preisgibt (1485), schreibt Unrest mit schmerzlicher Empfindung: „Wien, es sieht von dir geschrieben, du seist an dem Wasserflusse Donau, an welchem 62 Städte liegen, die mächtigste an Volk und Leuten. Du bist genannt das Haus von Oesterreich, darin mancher Herzog von Oesterreich behaust worden ist und vor allen Feinden sicher war und manchen fürklichen Krieg geführt hat. Wien, in dir ist große Macht und hoher Muth zur That geworden von Seite ebler und unebler Frauen und Männer; wie ist es dir nun ergangen! Da sind nun wahr geworden die fünf Vocale A E Z D U“), die etliche vor langer Zeit ausgelegt haben: Aller Erst ist Oesterreich Verloren, wie wohl sie zu Anfang nicht in der Meinung vorgenommen worden sind.“ . . .

*) Fünf räthselhafte Buchstaben, welche Kaiser Friedrich als sein Symbol überall an seinen Bauten, so z. B. auch an der Grazer Hofburg (heutige Statthalterei) anbringen ließ und die meist als: Aller Ehre ist Oesterreich Voll oder Alles Erdreich ist Oesterreich Unterthan, gedeutet zu werden pflegen.

Und als endlich nach langem, wackern Widerstande, aller Aussicht auf Hilfe beraubt, Wiener-Neustadt, der Lieblingssitz des Kaisers, dem Ungarnkönige sich ergibt, während jener schon seit zwei Jahren, fern den eigenen Landen, im Reiche als Flüchtling weilt: bricht der Chronist in die herben Worte aus: „Die Stadt ist des Kaisers Heimat gewesen, da ist er geboren und erzogen worden; das ist seine allerliebste Wohnung gewesen, — da hat er seine Lust gehabt, da hat er gute Verpflegung gehabt, da hat er treue und fromme Leute gehabt, da hat er sich seine Ruhe nach dem Tode bei seiner Gemalin erwählt. Das hat er alles so liebedlich verlassen und nicht allein die Stadt, sondern andere Schlösser viel, die in Bezug der Hilfe und Beschützung ihr Augenmerk auf die Neustadt gehabt haben und nach dem Verluste dieser Stadt dem Könige (Mathias) auch zugesagt haben. Wer kann aus des Kaisers Sinne klug werden?!“

Versuchen wir es nun, den Gesichtskreis unseres Chronisten und seines Werkes zu zeichnen.

Unrest dürfte nicht viel von der großen Welt gesehen haben, wemgleich seine warme Theilnahme für die Geschichte Wiens, „wo die sieben freien Künfte gelehrt, dadurch die heilige Schrift erklart und christlicher Glaube ist gestarkt worden,“ — zu verrathen scheint, daß er die schöne, lebensfrohe Universitätsstadt in jungen Jahren kennen lernte. Auch eine Bemerkung über das Grabmal des Kaiserin Leonore (†1467) zu Wiener-Neustadt und eine andere Stelle, wo der Aussage von Mönchen in Stuhlweißenburg gedacht wird, ließe vielleicht auf persönliche Wahrnehmungen an Ort und Stelle schließen. Aber diese Vermuthungen entbehren jeder sicheren Grundlage. Weit eher scheint alles darauf hinzuweisen, daß sich das ganze Leben Unrests innerhalb enger Grenzen bewegte, und er dann als Pfarr-

herr aus seinem Gebirgsdorfe in die große Welt ähnlicher Weise schaute, wie ein Kind mit wißbegierigem Auge auf die wechselnden Bilder eines Sudlastens.

Lag aber auch der Ort seines stillen Wirkens nicht an der großen Heerstraße der Ereignisse, die fürmlich bewegte Zeit eines langen Parteilampfes und der Türkennoth ließ auch das harmlose Pfarrdorf nicht unberührt. Die mehr als zehnjährigen Kämpfe mit der Ungarninvasion in Innerösterreich, der gefährliche Bauernaufstand Kärntens vom Jahre 1478 zogen einen engen Kreis der Gefahren um Teichelsberg; vor Allem aber setzten es die fürchterlichen Beutezüge der Osmanen, der türkische „Sakman“ (vgl. das magyarische: zsakmány = die Beute), die „Renner und Brenner“ des Halbmondes, verderblich wie Heuschreckenschwärme, in Angst. St. Martin a. T. erlebte schon 1476 ihren fürchterlichen Besuch und so begreifen wir doppelt die ganze Schwere des Stoßseufzers unseres Chronisten: „O Gott im Himmel, es wär Zeit, daß das christliche Schwert dem türkischen Säbel seine Schneid nähm!“

Viel erlebt der Einzelne in so bewegten Zeiten, eine Fülle von Neuigkeiten, „Nähren“ bringen aus der Nähe und Ferne zu ihm heran, denn Kriegs- und Parteilieben bringt die Menschen durcheinander. Die Leidensgenossen solcher Tage suchen sich, um über gemeinsame Noth zu klagen; der Drang nach Mittheilung, die Neugierde, wächst mit den Fährlichkeiten der Zeit. Kriegerleute, Reisende wissen gar manches zu erzählen, — die ämtliche Correspondenz der Bischöfe, Erzpriesterthümer und Decanate mit den Pfarrern ist rege, denn leider nur gar zu oft handelt es sich um eine der unlieblichsten Neuigkeiten: um die landesfürstliche Besteuerung des Landmannes und der „gemeinen Priefterschaft“, um Zwangsanlagen des Feindes im Lande, oder um Aufgehobswweisungen, wie der Kriegsgefahr zu begegnen sei, — und solche

Mandate enthalten gemeinhin Mittheilungen der bezüglichen Gründe, einen historischen Commentar, allerdings ebenso unerfreulich wie die Zwangspflicht, deren Erfüllung verlangt wird.

Aber noch weiter spannt sich der Kreis der damaligen Nachrichten von und aus der Fremde. Wohl las damals noch Keiner Morgens und Abends die regelmäßig erscheinenden Journale, wie wir sie jetzt zu verschlingen gewohnt sind, — aber schon beginnt sich die aufstrebende Typographie, die größte Errungenschaft des 15. Jahrhunderts, des allgemeinen Bedürfnisses anzunehmen; gedruckte „Nähren“, oder „Zeitungen“ machen von Zeit zu Zeit als Flugblätter die Runde, und aus dieser Quelle schöpfte der fleißige Unreiß so viele Nachrichten über die Vorgänge im deutschen Reiche, im Westen, Süden und Osten Europas; so erklären wir uns den univervellen Charakter seiner Zeitgeschichte, die uns stellenweise nach Deutschland und in die Niederlande, nach Frankreich, Italien und in die Karpatheulande einführt.

Detart gestaltet sich: aus eigener Anschauung, von Hörensagen, aus Correspondenzen, fremden „Zeitungen“ und reger Beobachtungsgabe für das Nahe und Fernliegende vor Allem — die bienenfleißige Sammelarbeit Unreißs, ruckweise erwächst aus solchen Notizen das umfangreiche Zeitbuch: die „Chronik“, „History“, das „Tidit“ Unreißs, wie er im Ausbrude wechselnd, sein Werk nennt.

Am sichersten und behaglichsten fühlen wir uns allerdings auf dem eigenthümlichen Boden der Beobachtung Unreißs, in seinen Nachrichten über Innerösterreich und so möge aus diesem Kerne der Chronik das dem Steierlande Angehörige seine andeutungsweise Würdigung finden.

Es gab Leute genug, welche als Zeitungsgeoffen des Sabsburgers Ernst des Eisernen († 1424), des streitbaren und starken Mannes, der Hufeisen spielend brach und in

zweiter Ehe die an Kraft ebenbürtige Tochter des Fürsten von Masowien, die schöne Gimburka, zur Frau nahm, — mancherlei dem jungen Unreß zu erzählen in der Lage waren. Aus diesen Mittheilungen stammt eine Anekdote Unreßs, die wir anderorten vergebens suchen: „Herzog Ernst“, erzählt unser Chronist, „war ein beherzter („trostlicher“) Fürst und in seinen Zeiten stunden seine Lande und Leute in gutem Frieden. Er war vor keinem Fürsten zaghaft, er hatte auch vor Kaiser Sigismund dem Luxemburger, Sohn Kaiser Karls IV., † 1437 keine Sorge. Denn einmal war ihm der Kaiser etwas gram (eine Thatfache, die besonders um 1412 hervortritt); da kam der Herzog zu ihm gen Bregburg, da empfing ihn der Kaiser mit Uebermuth und sprach: „Seid willkommen, der von Habsburg!“ da dankt er ihm und sprach: „Gott dan! Euch, Herr von Lützelburg (Luxemburg).“

Die erste Regierungsepoche Friedrichs V. (als deutschen Königs und Kaisers Friedrich IV. oder III.) — 1437 bis 1458 — fällt in die Jugendtage Unreßs; es ist die Zeit des Höhepunktes der Machtstellung der weitberühmten Grafen von Silli und ihres tragischen Erlöschens mit Ulrich II., dessen Ermordung in Belgrad (1456, 9. Nov.) und den Streit um das Erbe der Sillier Unreß mit kundiger Feder schildert.

Er kennt und rügt die traurige Finanzwirtschaft des geldbedürftigen Kaisers — besonders in den Jahren 1458—1460; allerdings keine vereinzelte, sondern bazumal auch von andern Nachbarstaaten geübte Maßregelung des Geldverkehrs. „Bei des Kaisers Zeiten“, lautet die bezügliche Stelle, — stand es übel in seinen und mehreren Ländern mit böser Münze, Theuerung, Pestilenz an viel Enden und mit Krieg in dem Reich zwischen andern Fürsten, auch in seinen Landen. Er vergönnte, eine böse Münz (schlechtes Geld, geringhältige Pfennige, reich an

Kupfer, arm an Silber) zu machen, die wurden genannt „Schinderling“; wer viel alte Kessel hatte, der münzte desto besser. Der Kaiser vergönnte zu münzen dem Grafen von Pöging, dem Grafeneder, dem Baumkircher und dem Herrn Sigmunden dem Weispriacher (sämmlich unbegaltete Gläubiger des Kaisers) und einem Bürger von Graz, genannt Egtperg (Balthasar Eggenberger, der Begründer der Selb-macht seines dereinst fürstlichen Hauses); der hatte des Kaisers Münz in einem Bestand (d. i. als Pächter der landesfürstlichen Münze); der ließ münzen in Graz und zu S. Veit in Kärnten. Da wurden die Münzherrn (d. i. die mit dem Rechte, Münzen zu prägen, zeitweilig belehnten Adelsherren) und Münzmeister und Münzer zu großen Herren. Und zur selbigen Zeit waren etliche, die nannte man die „Schüler“; da wurden etliche große Herren daraus. Doch nahm die Herrschaft Etlicher bald ein Ende; wer aber die Münze und das Geld nicht brauchen konnte, der mußte verderben und das Land nahm dessen darnach lange Schaden bei allen Käufen (zu Folge der naturgemäß eintretenden Agiotage). Zu denselben Zeiten wurden in des Kaisers Landen neue Aufschläge (Verzehrungssteuer) und Mauthen gemacht auf Getreide, Wein und Eisen und alle Pfennewerth (d. i. Pfenningwerth oder Kleinwaare), die in und aus dem Lande gingen, so daß die Lande großen Schaden nahmen.“

So gestatten uns die Ausführungen Unreßs, mit anderweitigen Nachrichten zusammengehalten und ergänzt, einen belehrenden Einblick in Mißverhältnisse des gemeinen Lebens, wie sie überall und zu allen Zeiten zu Tage treten und die Zeitgenossen übelnaunig machen.

Anderes berichtet Unreß zum Jahre 1468; es ist die Zeit des erbittertsten Kampfes der römischen Curie gegen König Georg (Bodiebrad) von Böhmen, den geannten „Hufschischen Erzkeßer“. Unreß kennt natürlich den

Zuhalt der weitverbreiteten drei Verdammungsbullen Papst Pauls' II., die der Legat zu Graz vor dem Kaiser verkündigen ließ. Doch klagt unser Chronist, daß sich die Verdichte des heiligen Vaters „Niemand fast zu Herzen gehen ließ, weder der Kaiser, noch Edel und Uedel. Nur ein paar „armer Knechte“ nahmen das Kreuz gegen die „Ketzer“ und thaten aus Noth auf ihrer Kreuzfahrt „mehr Uebles als Gutes“. —

Zu den wichtigsten Abschnitten Unrests gehört seine Schilderung der Baumkircherfehde (1468—1471). Hier schreibt er als wohl unterrichteter Zeitgenosse, eingehend, umständlich. Er kennt den ersten Versuch des Aufstandes im Jahre 1468, den zweiten und eigentlichen Ausbruch des bösen Handels, der so viel Leid über unser Land brachte. Durch Unrest erfahren wir, daß Baumkircher im heutigen Krainerlande, zu Wippach am Karste, geboren war, — und wie wenig er auch sonst vom Lebensgange dieser Lieblingsgestalt der steiermärkischen Volksüberlieferung andeutet, so erwähnt er z. B. seiner Heldenthat bei der Belagerung Kaiser Friedrichs in Wiener-Neustadt (1452) mit keiner Sylbe, — von 1469 ab ist er ein getreulicher Berichterstatter aller Vorgänge, der nichts bemäntelt, nichts entstellt, die nicht entschuldbare Verwüstung der Steiermark durch den Baumkircher und dessen Genossen vom Unterlande bis in's Mürztal, vom Grazer Felde bis an den oberen Murboden hin beschreibt — aber ebensowenig das reinmenschliche Bedauern über die Gefangenensetzung und Hinrichtung des Baumkirchers und Greifeneders zu unterdrücken vermag.

Die bezüglichliche Hauptstelle lautet: „Nu hört, was geschah. In demselben Jahr war der Bamkircher zu Graz; in was für Geschäften, das laß ich stehn (!); und der Kaiser schickt auch nach Herrn Andreen Greyßechter, der war zu Fewtsberg (Boitsberg) angeessen, der kam auch gen Graz auf des Kaisers Auf-

forderung, und alsbald er nach Graz in die Stadt kam, wurden die Thore zugehlagen und der Kaiser schuf, dem Bamkircher und Greyßechter Weiden die Köpfe abzuschlagen. (Unrest drängt da den Sachverhalt zusammen, den wir nach den Aufzeichnungen des Augenzeugen, Wilwolt von Schaumburg, nun am genauesten kennen.) Das geschah am Sanct Jörgen Abend (d. i. am Vorabende des Georgs-Tages, den 23. April 1471) und wurden da zu Graz in dem Kloster (Minoriten: [jetzt Franziskanerkloster], nahe dem vormaligen Murthore) begraben. Also mußte der frische und freitbare Mann, der Bamkircher und der reiche Richter, der Greyßechter, elendiglich sterben.“

Lebendig erzählt Unrest die rächende Fehde des erstgeborenen Sohnes Baumkirchers, Wilhelm, der im Bunde mit dem Herrn von Weißpriach und dem unruhigen Ulrich von Pefnitz, ehemaligem Genossen der Baumkircherfehde, wider den Kaiser aufstand.

Die historische Anekdote von dem Pefnitzer läßt am besten den gewalthätigen Sinn dieses Landfriedensförderers und seiner Zeit, die Logik des faulrechtliches erkennen:

„Nu hört ein Abentheuer. Der Pefnitzer schickt einstens, ehe man sich (von kaiserlicher Seite) gegen ihn zum Kriege rüstete, zu dem Herrn Kristof Narringer, dem Herrn Hannsen von Stubenberg, der Pfleger auf Wurmburg war, er sollte zu ihm gen Weitersfeld kommen und gab ihm (freies) Geleit zu sich und von sich, und dabei ließ er dem Narringer entbieten, er solle im Geleite Niemanden vertrauen. Der Narringer verstand das nicht und sorgte sich nicht vor ihm, denn sie waren vormalen (zur Zeit der Baumkircherfehde) in einem Bunde wider den Kaiser gewesen — und da der Narringer gen Weitersfeld zu dem Pefnitzer kam, da fing ihn dieser und ließ ihn an Händen und Füßen in Eisen legen. Der Narringer betief sich auf sein Geleite, der Pefnitzer aber

verantwortete sich mit den (ihm vermeldeten) Worten: Er solle Niemandem im Geleite vertrauen. Nu seht, was die Welt an List vermag.“

Unrest's Mittheilungen über die Baumkircherhebe sind auch reich an genauen Angaben über die damaligen Nothauslagen, das Besteuerungssystem. So liefert er ein Verzeichniß der im Sommer 1470 verhängten gemeinen Leib- oder Kopfsteuer, die zugleich eine Classensteuer war. Wir können daraus am besten die Gliederung der Stände, die Steuerkategorien und die Höhe der Auflage erkennen.

Diesem Verzeichniß zufolge zahlte jeder Bischof 40 Gulden; Abt, Aebtissin, geinelter (infulirter) Propst je 32; Klosterpropst und Karthäuserprior 16; der Hochmeister 36; jeder Comenthur des deutschen oder Johanniterordens 12; Prior oder Quardian des Bettlerordens für sich und seine Brüder 4; die bezüglichen Frauenklöster 2; Erzpriester 6; Pfarrer 1 bis 4 oder mehr Gulden, je nach dem Einkommen; weltgeistlicher Propst, weltgeistlicher Kirchenherr und Altarist je 1 Gulden; ein Vicar den dritten Theil dessen; ein „Gesellpriester“ 60 Pfennige; ein Kaplan 32; ein Schüler, der nicht bei Vater und Mutter und über 14 Jahre alt ist, 7; ein Schüler, der unter 14 Jahre alt ist, 4; ein Bettler oder eine Bettlerin 2 Pfennige.

Ein Graf hatte 32 Gulden; Freiherr 28; „Herr von“ 14; Ritter 10; Edelmann mit „Gült“ (Renten) 5 für sich, für seine Frau 3 Gulden und für jedes Kind 4 Pfennige zu zahlen.

Jeder „reißige Knecht“ eines Herrn, der nicht „Gült“ hat, zahlt 14 Pfennige und jede Witwe nach Art ihres Standes; — ein jeder Bürger, der „Gült“ auf dem Lande hat (behaugt und begütert ist) 2 Gulden; jeder andere Bürger 1; jeder „Lagerherr“, der im Lande Kaufmannschaft treibt und nicht angelesen ist, 1; ein „geschlechter Bürger“ (rathsfähiger Bürger, Patrizier) 1 Gulden;

ein Handwerker, der in der Herberge ist, 32 Pfennige; eine Witwe die Hälfte solchen Anschlages; alle Bauern, die Eigenbesitz (eigene Gült) haben, 1 Gulden; jeder Amtmann 32 Pfennige; ein Bauer, der auf einem ganzen Hofe sitzt, 32; der auf einem halben sitzt, 34; der auf einer Hube oder Lehen (d. i. Lohn) sitzt, 12 Pfennige, der in einer Herberge oder Hofstatt sitzt, 8 Pfennige, und ein jedes Weib solcher Classe die Hälfte; ein „Knabe“, eine Jungfrau, auch das Kind, „das von der Brust gespent ist“ (also anshört, Säugling zu sein), 4 Pfennige; ein Diensthof, Knecht und Dirn, Tagwerker oder Tagwerkerin 7 Pfennige; der Handwerkerknecht 7 Pfennige, ein lebiger Knecht oder eine Dirne, die nicht dienen, 7 Pfennige, ein jeder Zechmann (Mitglied einer Zechen oder Innung, Genossenschaft) in einer Stadt 1 Gulden; das Mitglied einer Handwerkerzeche 60 Pfennige; ein jeder Zechmann in den Märkten oder „auf dem Sey“ (auf dem Lande) 1 Gulden und jede Bruderschaft in den Städten 1 Gulden; desgleichen in Märkten und auf dem Lande. — Die Zuben und Züdinnen in den drei Landen: Steier, Kärnten und Krain sollten 4000 Gulden zahlen.

Unrest theilt den allgemeinen Groll gegen die dazumal namentlich in unserem Lande weitverbreitete Judenschaft, die vom Kaiser als „Kammerknechte“ und ergiebige Steuerquelle, nicht minder als darlehensfähige Besitzer des so seltene Baargelbes, — geschützt, eine verhängnißvolle Herrschaft über den Geldmarkt, die Capitalbewegung und Verzinsung und — als Wechselgläubiger gegenüber dem verarmenden gemeinen Manne und dem Abeligem ein von Jahr zu Jahr drückenderes Wucherregiment auszuüben begann.

Die aus religiösem Wahne quellenden Judenverfolgungen, die z. B. in der Passauer Hofstengeschichte vom Jahre 1477 und namentlich in dem auch von Unrest weitläufig erzählten Morde eines Christenkindeß durch Juden in Trient

(1475) neue gefährliche Nahrung fanden, — waren zum großen Theile auch der Ausfluß des tiefen Hasses gegen den wucherischen, gelbhäufenden Israeliten, — dessen Tugenden: Mäßigkeit, Sparsinn, Betriebsamkeit allerdings im grossen Gegensatz zu den leider unter Hoch und Nieber stark verbreiteten Gebrechen der hierländischen Christenwelt: Völlerei und Trägheit, Standen und eben jener Geldherrschaft des Juden Vorschub leisten mußten.

Als daher die Stände, seit 1478 in dieser Richtung unablässig thätig, es endlich unter Kaiser Maximilian I. dahin brachten, daß sich der Landesfürst 1496 das Recht oder Regale, Juden zu halten, für die Summe von 38.000 Gulden ablösen ließ, — erfolgte allmählig die Verbannung der Juden aus dem Lande. Auch in Oesterreich und Kärnten kam es dazu. Unrest schließt die kurze Erzählung dieses Ereignisses mit den bezeichnenden Worten: „Also schieben die Juden aus den drei Landen, das haben die bösen Juden mit ihrer Falschheit und mit Briefen (d. i. Wechselbriefen und Schuldscheinen) am meisten verschuldet.“

Der Haupttheil der Erzählungen Unrest's dreht sich um die brennendsten Fragen Innerösterreichs, die Türkennoth und den langathmigen Krieg zwischen dem Ungarkönige Mathias und dem habsburgischen Kaiser.

Seit dem Jahre 1469 kommen die Türkeneinfälle nach Innerösterreich, diese trostloseste aller Landplagen in ihren stets beschleunigteren Gang. Unrest wird ihr genauer Berichtstatter. Auch ihn beschleichen unter dem Einbruche all' des unsäglichsten Jammers und der kaiserlichen Ohnmacht, zu steuern, dieselben Empfindungen wie den gleichzeitigen Predigermonch, der im Jahre 1475 einen Maueranschlag zu Graz ansetzt und mit kühnen Worten den Kaiser anruft, er möge „aufstehen von seinem Schläfe“ und seines Amtes handeln.

Von Interesse ist das seltsame Gerücht, das unser Chronist in Hinsicht der Ortskenntniß und des planmäßigen Vorgehens der Türken verzeichnet: „Der türkische Kaiser“ heißt es gelegentlich des Einfalles zum Jahre 1473 — „hat in den Landen alle Städte lassen abmalen, und ist unterwiesen worden von einem vertriebenen Pfarrer und von zwei Predigern, die der Türl heimlich ausgeschiedt hat, in den Landen alle Städte abzumalen. Merkt, ein Kärntner, genannt Michel Zwitter, ist der Türken Wegführer gewesen auf mehr als einem Zuge (Rais)“ . . . Verband sich doch 1475 der kroatische Graf Hanns von Bründlein (Brinje, einer der Frangepani) und der krainerische Edelmann Schnepperger mit den Türken gegen den Kaiser.

Der Kärntner Bauernaufstand vom Jahre 1478 war auch eine theilweise Folge der durch die Türkennoth verzweifelt und störrig gewordenen Stimmung des gemeinen Mannes. Er fand seine Gefinnungsgenossen auch in der Steiermark. Hier im Ennsthal hatte sich ein Bund unter der Führung eines gewissen Mainhard gebildet; — doch kam es nicht zum Losschlagen.

Für die Geschichte des drangvollsten Türken-, Pest- und Hungerjahres 1480, dessen dreifache Schreden das kostbare zeitgenössische Wandgemälde an unserer Grazer Domkirche in naiver Auffassung veranschaulicht — liefert Unrest eine genaue Skizze des Türkenzuges aus Kärnten über Neumarkt gegen Scheiffling an die Mur bis Judenburg, Eppenstein, Weiskirchen und Zeiring, dann die Mur herab vor Graz: „und fiengen das Volk fast auf und die Priester den meisten Theil, denn sie überraschten das Volk ohne daß es davon wußte;“ „sie ließen den Sackmann wieder aus“ (d. i. neuerdings schwärmten die türkischen Nordbrenner umher), „der kam fast durch die ganze Steiermark auf das Gebirge und in die Thäler bis

gen Rabfersburg und fiengen da unmäßig viel Volk, Priester und Laien, Männer, Weiber und Kinder.“

„Darnach zogen sie ab mit so viel gefangenen Christen, das billig einen jeglichen Christenmenschen erbarmen soll, wäre Barmherzigkeit auf Erden; denn es waren da allein bei fünf- hundert Priester, die gefangen worden. Mag ein jeder Mensch gedenken, wie viel da andere gefangene Christen- menschen, Männer, Weiber, jung und alt, gewesen sind. Solchs verderb- lichen Schadens sind eines Theils Ursache die Zwietracht, so die christ- lichen Fürsten unter sich haben und gleich dies der heil. Schrift, die da spricht: „Ein jedes Reich, das in sich selbst ist zertheilt, ist auch zergänglich.“ — Vom Jahre 1480 bildet Unrest's Chronik das farbenreichste Bild des traurigen Partaikampfes, der sich in Folge des Zerwürfnißes Kaiser Friedrichs mit dem Salzburger Erzbischofe Bernhard Rohrer, sowie aus der alten Feindschaft des Habsbur- gers und des Ungaröniges Mathias Corvinus entwickelte. Der kurzfristige Kirchenfürst warf sich dem Corvinen in die Arme und räumte ihm seine Schlösser und Städte ein, in Kärnten und Steier, so z. B. Pettau und Leibnitz, St. Georgen, Bischofsfeld, Pischätz, Lichtenwalb, W. - Landsberg. Nun erschienen die ungarischen Heerhaufen im Lande, bemächtigten sich dieser Plätze und begannen von ihnen als Stützpunkten aus den Kampf gegen den Kaiser, der bald von Fürstenseld und Marburg (1480—81 belagert) bis in den obern Murboden sich ver- zweigte. Schwere zehn Jahre kamen über unser Land und Kärnten; denn auch mächtige Adelige, so der Liech- tensteiner auf Murau, fielen vom Landesfürsten ab und verbanden sich mit den Ungarn und diese wirth- schafteten im Lande gar übel. Aber auch die kaiserlichen Söldner wurden bald dessen Plage. Wackerer Ver- fechter der kaiserlichen Sache waren

der Thannhauser, der Wulferstorfer und vor allen Herr Reinprecht von Reichenburg.

Im Jahre 1486—87 tobt außer- dem der Kampf im Müritzthale. Die Schaaren des Ungarönigs erobern Platz um Platz bis Rapsenberg und bald entbrennen heftige Stritte zwischen den Kaiserlichen unter dem Oberbe- fehle des Herzogs Albrecht des Kühnen von Sachsen um Müritzuschlag, mit den Königlichen, deren Gebieter, Ma- thias, längt Herr Wiens (1485) und Wr.-Neustadts (1487) geworden ist.

Erst der Tod des Ungarönigs in Wien (1490 Ostern) führte bessere Tage, — die Räumung der Kaiser- lande seitens der Ungarn herbei. Maximilian I. erschien als der Bürge dieser tröstlicheren Zukunft. Dies Alles berichtet Unrest, oft mit tagebücher- licher Genauigkeit.

Als echter Chronist wendet er aber seine Aufmerksamkeit nicht minder den merkwürdigen Naturerscheinungen zu.

Bald ist es „blutfärbiger Schnee“, wie i. J. 1467, bald ein Komet, wie der zu Weihnachten 1472, der „seinen langen Schwanz gegen alle Lande kehrt“, — unheilverkündend und dro- hend, — oder Unrest erzählt uns z. J. 1486 von einer Menge „Nat- tern“, die ober Pettau in dem Strome in großer Menge schwimmend gefunden wurden, die dann ans Land krochen und durch Büchsenschüsse und Feuer zurück in das Wasser geschleucht wur- den. Am häufigsten ist der schlimmen Landplage der „Haberschreden“, d. i. der Heuschrecken in ihren verderblichen Zügen gedacht, z. B. i. d. J. 1477, 1478, 1483. Einer der größten war der im erstgenannten Jahre, dessen Un- rest mit nachstehenden Worten gedenkt:

„Anno domini 1477 des nächsten Tages vor unserer Frauen Schibung d. i. (Himmelfahrt Mariä), kamen die Haberschreden gen Kärnten von Ungarn durch die Steiermark nach der Mur und nach der Drau (Traa) und kamen

in das Lavantthal zu dem Wörthersee, nach Reifnitz und Rosenthal (Rosenthal), da haben sie Hirse und Haide und Heu fast verderbt; sie kamen auch an die Geil in das Kanalthal und gegen Lienz und gar bis Sterzing, Bogen und gar an den Garbasse. Man hat sie auch über Venedig gesehen fliegen, sie blieben auch an etlichen Enden bis auf den Winter, daß sie vor Kälte mußten sterben. Sie haben auch an viel Enden den geschöpften Winterroggen aus der Erde gefressen; sie flogen an viel Enden so dick wie großer Rauch und wo sie niederfielen, verderbten sie alle Frucht.“

Wir sind zu Ende. Ein buntes Mosaik von Proben aus weiland Unrest's Chronik sollte Inhalt und Gepräge einer der originellsten und

stoffreichsten Quellen für die Geschichte des ausgehenden Mittelalters kennzeichnen, einer Quelle, die für das historische Leben Innerösterreichs und der Steiermark nicht in letzter Linie unentbehrliche Zeugnisse liefert — und, wie schlicht und ungefüge auch ihr geistiger und sprachlicher Ausdruck erscheinen mag, etwas aufweist, was unschätzbar ist: anspruchslöse Treue der Erzählung, den warmen Drang nach Wahrheit. Wenn wir Unrest's Chronik lesen, so mußet sie uns an, wie ein uralter Holzschnitt der deutschen Schule, den man vielleicht mit Lächeln, aber nie ohne ein Gefühl des tiefinnersten Behagens zur Hand nimmt. Aus beiden athmet ungeschminkt, ungefälscht, ein Stück Vergangenheit und ehrlicher Geistesarbeit.

Wiener Luft.

Kleine Culturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt von Friedrich Schögl.
Wien 1876, L. Koberer, 2. Auflage. Besprochen von
R. J. Schröter.

Friedrich Schögl hat sich durch die erste Sammlung seiner Culturbilder: „Wiener Blut“ — die eben in vierter Auflage erschien — einen Namen gemacht, der weit über Oesterreichs Grenzen hinaus reicht. Auch sein Büchlein: „Alte und neue Geschichten von Wiener Weinkellern“ (Wien 1875. A. Hartleben's Verlag) ist auf das Günstigste aufgenommen worden.

Ich kann von der vorliegenden Sammlung nur sagen, daß sie die erste an Reichthum trefflicher Schilderungen noch übertrifft.

Wir können diese Schilderungen etwa als Stadtgeschichte — neben den Stadtgeschichten (1852) und Neuen Stadtgeschichten (1859) von Max Ring — der Dorfgeschichtsliteratur an die Seite oder gegenüber stellen. In letzterem Falle tritt dabei der Gegensatz zwischen Stadt und

Land hervor; nicht zu Gunsten der Stadt! Alles was uns Stadtmenschen an dem Dorfe reizend ist: kindliche Unschuld und naive Einfalt der Menschen, Zwanglosigkeit der Sitten, frische Luft und frisches Grün — das suchen und finden wir in den reizenden Dorfgeschichten unsers Auerbach und seiner trefflichen Nachfolger, der für uns damals, als er hervortrat, um das Jahr 1843 herum, alle Idyllendichtung der Vorzeit — und nicht die Idyllendichtung allein! — den Hintergrund gebrängt hat.

Angeichts der Reize der Natur und ländlicher Zustände vergessen wir gerne, selbst auf das Gute, das die Stadt bietet. Wir räsöniren jahraus jahrein über Theuerung, schlechte Luft, Unbequemlichkeiten aller Art, die uns das Leben verbittern, besonders in Wien!

Wollen wir aber dieses Leben aufgeben? Sind wir gern bereit, wenn

sich Gelegenheit dazu bietet, in ein gesünderes Klima, wo es billiger ist, wo wir für den Betrag, den wir für unsere Wohnung an Miethe zahlen, nicht nur leben, sondern auch Wagen und Pferde halten könnten — sind wir bereit, dahin zu ziehen? Gewiß nicht alle; dazu bedarf es schon einer gewissen Resignation, zu der der Zehnte nicht entschlossen ist! — Wir wollen nicht fort von Wien! — Auch die Fremden, die zu uns kommen, mit den seltensten Ausnahmen, bleiben gerne und wollen nicht fort. Ich werde Professor Zhering immer bewundern, der uns so rasch entschlossen den Rücken wandte, indem er erkannte, für einen Gelehrten sei das Leben einer so großen Stadt nicht! — Er hatte völlig recht. Dies Treiben, das uns so wenig Gemuth bietet, zehrt an unserer Kraft! — Dennoch fühlen wir uns, die Meisten, angezogen davon und mögen es nicht lassen! Das heißt, im Sommer gehn wir gerne fort, weit fort, in die Berge, aber um zurückzukommen, denn hier wurzeln wir! —

Das vorliegende Buch Schlägls ist ein so echtes Spiegelbild des Lebens, einer für Wien besonders charakteristischen Schichte der Gesellschaft, daß es uns mit ihm fast so ergeht, wie mit Wien selbst. Das Buch ärgert uns, es kränkt uns, es zerreißt uns das Herz, es empört uns, wir werfen es weg — und wir greifen wieder darnach hin und werden wieder angezogen. Es ist wahr, es ist fürchtbar wahr und die Wahrheit ist nicht fein, nicht erfreulich — sie ist trostlos, entsetzlich! — Das Buch beginnt mit einer Schilderung überschriften: Die Unheilbaren. Der Verfasser schildert den Abend des 4. Juli 1866. „Mit bleichen Gesichtern, zornentflammten Blicken, geballten Fäusten durchhüllten die Wiener die Straßen der Stadt!“

Der Verfasser geht nun in ein „echtes Wiener Wirthshaus“, zu sehen, welsch ein Bild es bieten wird an dem Tage, „wo eine Schlacht verloren und Helatomben von Söhnen des Vater-

landes erschossen, zertreten, erfäust oder zusammengeworfen wurden!“ — Nun, er findet das Locale völler denn je; ein alter Stammgast könnte „kein Kiernbratt“ mehr bekommen, der Wirth hat heute „drei Kalbln braucht!“ — „Welcher Appetit nach dem Nebel von Chlum!“ setzt der Erzähler bitter hinzu. „Wir können es nit ändern“, lautet die gemeinsame Parole; das Schlaraffenthum ist unerschütterlich!

Das sind die „guten Unterthanen“, wie man sie einst haben wollte! — Wie Kühner, mit denen man das Experiment macht, ihnen das Gehirn auszunehmen; sie leben fort, haben aber zu keinem andern Thun mehr die Fähigkeit, als zu essen und zu trinken; sie essen, essen und trinken, trinken unaufhörlich! — Unsere Wiener Unheilbaren sprechen zwar auch dabei, das ist aber offenbar nur aus Gewohnheit, sie drehen ihre alten Gemeinplätze fort und fort herum bei ihrem Essen und Trinken, ganz ohne zu denken!

Das hat Schlägl unvergleichlich anschaulich gemacht, indem er in seiner zweiten Schilderung „Acht Wochen mit einem Wiener Spießbürger“ zum Besten gibt. Nicht ein Lump etwa wird uns vorgeführt, behüte! Ein angesehenes Hausvater, ein wohlhabender Bürger, „vom Grund“, wie sie im Duzend sind. — Und dieses Leben! Dieses regelmässige Hinbringen der schönsten Stunden beim Kartenspiel, dann im Bierhaus, dann im Weinhaus, dann im Kaffeehaus „noch auf a Punschel“, Tag für Tag und alles das mit vollem Anspruch auf Ansehen und Ehrbarkeit. Dabei nun dieses sinnlose Geschwätz, die Charakterlosigkeit in Urtheil und Gesinnung! Ueber die alten Zeiten: ist er entzückt — was übrigens nichts als auch nur Phrase ist — und im Laufe des Gesprächs, das immer mit Gemeinplätzen über die ausgeartete Gegenwart angeht, erfahren wir, daß diese gepriesene Zeit genau so versunken war im Schlaraffenthum wie die Gegenwart. Diese einfachen, schönen Zeiten! als er einmal in Uni-

form, als Bürgermiliz, einherging und seine Gemahlin — betrunken! die Pa-trontasche umgehängt, neben ihm! — Trefflich ist der Zug, wenn er durch eine Querfrage auf den Widerspruch zwischen seinem Reden und Handeln aufmerksam wird. Es bleibt ihm förmlich der Verstand stehen vor Jorn. So, wie er in seinem Geschimpfe über die modernen Frisuren gefragt wird: ob er in seinem Hause gegen diese Frisuren ein Veto eingelegt hat? — Da ist sein Unwillen kaum zu beschwichtigen, bis er sich hilft mit der Frage: „solln's wir die Narrn umgehn“? tragen sich halt auch wie die andern, vorn kraupet und hint a Haarpostler von dritthalb Pfund. Punktum“. — Und „die Gemüthlichkeit“! Der Urwiener labet den Erzähler, mit dem er Bruderschaft getrunken, zum Speien sein. Wer sollte meinen, daß die herzliche Einladung des gemüthlichen Mannes auch nur liebevolle, leichtsinnige Phrase war? Der Erzähler nimmt es ernst und kommt, um zu entdecken, daß man ihn kaum erwartet hat, daß es bei dem gemüthlichen Manne überhaupt so ungemüthlich ist, daß er, vor Beendigung des mit Janf gewürzten Mahles die Flucht ergreift! —

Der Urwiener „hat auch seine Religion“. Er ist „kein Betbruder“, aber auf einen „Umgang“ (Umzug, kirchliche Procession) hält er was und weiß zu erzählen, wie feierlich einst die Umgänge waren. Ja, das waren Zeiten! Und gleich hinter drein erzählt er, wie man sich dann nach einem solchen „Umgang“ betrunken hat! — Ja, keine Religion haben die Leute heute mehr, beklagt er sich. Und gleich kommt wieder eine Geschichte von einer „Hex“ in der Pumpermetten, störend von Gemeinheit und Frivolität. „Diese entarteten Dienstboten“, brummt der Spießbürger, „diese Unsitlichkeit!“ „Wie war das einmal anders.“ Und im Handumdrehen erfahren wir, wie er damals, als er noch jung war, eben nicht

zur Sittlichkeit der Dienstboten beige-tragen, „wenns' sauber waren“. —

In diesem Sumpf gedankenlosen Geschwätzes, bei gedankenloser Scham- Lⁿ merci geht alles unter. Jeder Gedanke, jede Empfindung, die aufstauen will, versinkt augenblicklich wieder, ehe sie feste Gestalt gewonnen.

„Jasses, wann i was' reben hätt'!“ sagt Eins. Man glaube ja nicht, daß es weiß, was es dann sagen würde. Es ist nur eine der vielen Phrasen zur Motivierung der selbstbewußten Geberde, die es gern annimmt — wenn es isst und trinkt. —

„San mer's oder san mers nit?“ ruft er, um die blödsinnigsten Aeußerungen daran zu knüpfen.

Eine wahre Perle ist die köstliche Schilderung aus der Weltausstellungszeit, die damals schon in den Blättern so viel Heiterkeit erregte. Sie ist überschriften: „Geh'n mer obi, schau mer eini (hinab in den Prater, hinein in die Ausstellung).“ Wie ein „Urwiener“ als Familienvater mit den Seinigen in die Weltausstellung geht! Er drängt auf der Ausstellung immer nur vorwärts, ärgert sich, wenn die Kinder etwas ansehen, noch mehr, wenn sie stehen bleiben oder gar fragen. „D'Hauptfach is weiterkommen!“ Denn natürlich denkt er auch hier wie immer nur an Essen und Trinken. Er freut sich schon, das Pilsner Bier, das Liefinger, das Steirer, das Kärntner zu kosten und zu vergleichen; freut sich wie ein Kind auf „ein echt türkisches Kapuziner“ (Kaffee). — Die Krone des Buches ist wohl die unvergleichliche Studie: „Der Müller und sein Kind = Jegg“. — Der Urwiener liebt eigentlich das Trauerspiel durchaus nicht, überhaupt nicht's, was ihn in seinen Gewohnheiten hindert. Er ist sein „Schlüpf“ Bier gewohnt, ein Paar Pfiff Wein darauf „wie Amen im Gebet“. Wenn er nun in's Theater geht, nimmt ihm das den ganzen Abend! Mit einem Wort:

essen, essen, trinken und trinken und alles Andere ist ihm ein Gräucl, wenn es nicht so mit dem Essen geschehen kann. — Aber einmal im Jahre geht er in's Trauerspiel, am Allerseelentag, in „Müller und sein Kind“. — Es ist wohl kaum das Herzensbedürfnis des Gemüthsmenschen, das ihn hineinzieht. Er ist roh und hart. Wenn ein Kellnerjunge ~~and~~handelt, geprügel wird, da lacht der ehrsame Bürger „vom Grund“, von Herzen über „die Hez“; (darüber ist das Kapitel: „Die Geburtsstätten“ in Schögl's Buch nachzulesen). Es ist nicht die Lust am Tragischen, an dem herrlichen Schauspiel des im Untergang noch sich frei fühlenden Bewusstes. Es ist eine Abfindung des Bewusstens einmal im Jahre, das dem Urwiener sagt, daß er das Jahr hindurch die Welt der Gedanken und Empfindungen bis zum Erlöschen im Essen und Trinken erstickt hat. Es ist ihm ein Genuß, sich einmal des Nestes, der noch vorhanden ist, bewußt zu werden, wenn auch in brutaler Form, indem die Selbstsucht sich bei dem Gedanken, daß der Mensch dem Tode unterworfen ist, einmal, wie ein verzogenes Kind, bei diesem Stück recht ausweinen, ausbrüllen kann. Kein Stück, das das Herz, den Geist anspricht, mag er sehen, nur einmal im Jahre ein Stück, das an unseren physischen Selbsterhaltungstrieb appellirt, an unser Grauen vor dem Tode; die unterste Stufe des Gemüthlebens.

„D, dieser Müller und sein Kind; da gibts nix Zweits!“ —

Ich will der trefflichen Darstellung nicht weiter vorgreifen, man muß sie selbst lesen. Es würde auch zu weit

führen, wenn ich alle die mannigfaltigen Bilder besprechen wollte, die in dem Buche aufgerollt sind.

Sie sind mit einer Meisterschaft gezeichnet, daß ich Schögl einen Wiener Hogarth nennen möchte.

Was aber dem Ganzen Adel leiht, ist die hinter den drolligen, gemeinen, oft empörenden Auftritten hervorblühende Physiognomie des Erzählers, der mit einem Herzen voll Humanität mitten in dem Treiben steht, von Trauer erfüllt über die bodenlose Gesinnungslosigkeit ringsum und doch voll Liebe zur Heimat. — Wenn wir etwas zu dem Buche hinzuwünschen möchten, so wäre es, als Gegengewicht zu den größtentheils Schattenseiten hervortretenden Bildern, eine größere Beigabe von solchen, die uns wieder erheben und die Lichtseiten, die unser Volksleben zeigen, darstellen, wenn auch nicht bei Individuen wie jene Urwiener, nicht beim verrotteter Philistertum. Das gemüthliche Lebensfreudige, Geniale, Kunstsinige, Hochherzige, das bei unserem Volke so oft überraschend durchschlägt. Schögl weiß auch dergleichen trefflich zu zeichnen. Ich erinnere an den schönsten Mann am Grund im Heimgarten I, 758 u. dgl. m. Die Frage nach der moralischen Wirkung, die man sich von dem Buche versprechen darf, lasse ich billigerweise unerörtert, obwohl ich überzeugt bin, daß die Wahrheit immer fruchtbar wirkt und Schögl's Schriften nur lustreinigend wirken können. Sie verdienen aber, was mehr ist, vom ästhetischen Standorte aus die Anerkennung meisterhaft gezeichneter Skizzen, die uns fesseln durch die Kunst der Darstellung.

Culturbilder aus Amerika.

Von Albert Koncourt.

I.

Verkehrsmittel in den Vereinigten Staaten.

Trotz der vielen Bücher und Zeitungsartikel, welche über Land und Leute jenseits des atlantischen Oceans schon geschrieben worden, haben sich dennoch vielfach unrichtige Anschauungen bei uns über die dortigen Verhältnisse herausgebildet. Die vorjährige Weltausstellung in Philadelphia hat vielen von uns reichliche Gelegenheit gegeben, an Ort und Stelle unsere Ansichten über die socialen Zustände in Amerika richtig zu stellen. Möge es mir gestattet sein, hier manche der Erfahrungen wiedergeben zu dürfen, welche ich durch den Augenschein und auf Grundlage besser Quellen im Lande selbst gewonnen habe. — Nicht leicht anderswo fühlt man sich so sehr geneigt, durch rosenfarbene Brillen zu blicken, als im freien Amerika. Im freien Amerika! Auch darin steht ein gutes Stück Uebertreibung und es wird mir in der Folge leicht werden, den aufmerksamen Leser davon zu überzeugen. Daß jedoch die Bewohner eines jungen Landes, in welchem selbst die Kraft der Natur noch in voller Urmächtigkeit sich offenbart, viel eher denn ein durch Jahrhunderte gefestigter Culturstaat gewaltige sociale Umwälzungen wagen dürfen, ist begreiflich. Sie haben weniger umzustürzen, als aufzubauen und da hat man die Auswahl der Steine für sich. Nicht Alles paßt auch für Leben. So manche Einrichtung dort zu Lande wird uns unsfablich sein und wäre für uns absolut unbrauchbar. Ich will nur der

eigenthümlichen Erziehungs-Methode gedenken; die den europäischen Begriffen von Sitte und Moral so vielfach zuwiderläuft. Aber in jenen Dingen, welche überhaupt einen internationalen Charakter besitzen, wie beispielsweise das Verkehrswesen, haben die praktischen Amerikaner nicht wenige sehr bedeutende Fortschritte aufzuweisen, welche wir unbedingt acceptiren dürfen. Die Verkehrsmittel zur Hebung des Handels und der Industrie in den Vereinigten Staaten verdienen unsere Aufmerksamkeit und der freundliche Leser wird in dem Folgenden unter weniger Nachahmungswerthem Manches finden, dessen Einführung auch bei uns zu Lande wünschenswerth wäre.

Die amerikanischen Eisenbahnen gelten Vielen als Muster aller Eisenbahnen. Was nun den Comfort derselben für den Passagier anbelangt, so möchte ich gleichfalls zustimmen. Anders aber verhält es sich mit dem Baue selbst. Das Concessionswesen ist auch dort üblich, wird nirgends anderswo so sehr mißbraucht. In Folge dessen haben wir Bahnstrecken geurtheilt, die von einer entsetzlichen Gewissenlosigkeit in der Bauführung Zeugniß gaben.

Es liegt schon in dem Principe des amerikanischen Geschäftsmannes, mit möglichst geringen Kosten und ohne Rücksicht auf die Dauer zu bauen. So werden die meisten Fabriken nur auf eine kurze Reihe von Jahren gebaut, während welcher die Baukosten hereingebracht sein müssen, um eventuell einen Neubau zu riskiren. Dies Princip ist ein allgemeines, nur wenige große, meist deutsche Industriellen

machen hievon eine Ausnahme. — Die Sicherheit auf den amerikanischen Bahnen ist also keine allzugroße. Ihre nicht selten Kühne Anlage vermag wohl unsere Bewunderung, nicht aber auch unser Vertrauen auf die Solidität der Bauführung, ganz besonders in Bezug auf den Unterbau, zu erwecken. Der Umstand, daß die Schienenstränge häufig ganz einfach durch einzelne Straßen der Städte, welche die Bahn berührt, gelegt sind, und nicht einmal Geländer oder dgl. zur Vorsicht mahnen, erhöht das Gefühl der Sicherheit gar nicht. Man begnügt sich ganz einfach, eine Warnungstafel an den Kreuzungspunkten aufzustellen und die Locomotive mit einer großen Glocke zu versehen, deren lauter Schall die Leute auf den Straßen auf das herausschnaubende Dampftröb aufmerksam machen muß. — Dem Passagier wird ferner nicht das geringste Hinderniß in den Weg gelegt, wenn er Lust haben sollte, eine halbsbrecherische Promenade über sämtliche Trittbretter des Trains zu unternehmen. Zwar verbietet ein Erlaß der Directionen das Verweilen auf der Plattform oder dem Trittbrette. Aber in Amerika sind die Geese für Viele nur deshalb vorhanden, um nicht befolgt zu werden und so sind denn gerade die verbotenen Plätze auch dann recht fleißig frequentirt, wenn im Innern der Waggons bedenkliche Leere gähnt. Ein weiterer Uebelstand, der mir auf allen Bahnen, die ich in den Vereinigten Staaten befahren habe, aufgefallen ist, war die ganz merkwürdig schlechte Beleuchtung der Strecke und der Stationsgebäude. Letztere überhaupt zeichnen sich durch ihre fast naive Primitivität aus. Wenn ich auch nicht gerade dem übertriebenen Luxus an Architektur und decorativer Pracht, durch welche so viele europäische Bahnhöfe zu Sehenswürdigkeiten geworden sind, das Wort reden will, so muß ich doch anderseits erklären, daß ich in den ameri-

kantischen Bahnhöfen den vielgepriesenen Comfort fast immer vermißt habe. Das Drängen an den Casen, die wenige Minuten vor Abgang des Zuges geöffnet werden, das Verweilen in einem einzigen Wartejaal mit veritablen Schulbänken gehören keineswegs zu den Bequemlichkeiten. In großer Stationen, wie beispielsweise in Jersey-City herrscht überdies noch eine andere sonderbare Einrichtung. In hellen Gausen stürzt die Menge auf den Perron, in welchem vier bis fünf Züge gleichzeitig zur Abfahrt bereit stehen. Der Fremde, der natürlich nicht weiß, welchem Train er sich auf gut Glück nähern soll, kann lange fragen und rufen, bis ihm Auskunft wird, denn die bescheidene Tafel, welche vor dem Schlußwaggon postirt und auf der die Richtung des Zuges verzeichnet ist, entzieht sich seinen Blicken und man muß schon einmal gefahren sein, ehe man den hölzernen Mentor jederzeit aufzufinden versteht. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß es für den Fremden zum Comfort gehört, durch alle möglichen Stationen geführt zu werden, ohne den Namen einer einzigen zu erfahren. Es erscheint wohl vor dem Einfahren in jeder Station der Clerk und ruft den Namen derselben aus, aber er thut dies ebenso verständlich, als die Unterschrift des Postmeisters von Hoboken leserlich ist.

Die Fahrgeschwindigkeit auf amerikanischen Eisenbahnen hat vielfache schmeichelhafte Prädicate, wie: „enorm“, „phänomenal“ u. erhalten. Auch dies muß auf das richtige Maß zurückgeführt werden. Ein Expresszug von New-York nach Philadelphia durchfährt diese 90 englische Meilen umfassende Strecke in fast drei Stunden. Es kommen also auf eine Stunde ungefähr 6·3 deutsche Meilen, was allerdings eine recht hübsche Geschwindigkeit ausmacht, aber doch von dem Triester Schnellzug beinahe erreicht, von den englischen Courierzügen aber übertroffen wird. Von Zeit zu Zeit lieben es die Amerikaner, auch auf den

Dampfstraßen kleine Parforcefüßchen in Scene zu setzen. Einen originellen Beitrag hiezu hat vor Kurzem ein Theaterdirector in San Francisco geliefert, der ankündigen ließ, daß er sich einen berühmten englischen Tragöden mittelst Separatrain von New-York nach San Francisco kommen lassen werde. Einen Separatrain ganz allein für einen einzigen Künstler! Diese Idee mußte bei dem empfänglichen Yankee Anklang finden. Der Director aber versteht die Reclame noch besser. Eine Reihe von Zeitungsnotizen verkündete, daß dieser Separatzug zugleich der schnellstlaufende werden soll, der seit drei Jahren über eine Eisenschiene in Amerika dahinbraute. Er sollte die Fahrt in achtzig Stunden vollenden, also über 42 englische Meilen in der Stunde zurücklegen.

Dieses sublime Project schlug dem Fasse den Boden aus. Ganz Amerika sprach von der brillanten Idee und war neugierig, ob sie auch „gefixt“ werden würde. Sie wurde es, und der Director lieferte gleichzeitig den Beweis, daß er ein ebenso guter Geschäftsmann als Reclamemacher sei, denn er ließ mit diesem Train, mit dessen enormen Kosten er nicht minder enormes Aufsehen zu erregen wußte, schließlich so viele begeisterte Yankees mitfahren, daß er seinen Schauspieler nicht nur umsonst nach San Francisco brachte, sondern aus dem „Separatrain“ noch ein hübsches Sümmdchen herauslöslug.

In den Vereinigten Staaten zählen wir mehr denn 90 Eisenbahnlilien ohne Nebenlinien. Die Concurrenz derselben untereinander ist sehr häufig eine enorm erbitterte und die Fälle, in denen eine Gesellschaft, ihrer Concurrenzlinie zum Troß, die Passagiere umsonst beförderte, worauf die andere den Passagieren auf die freie Fahrt noch ein Souper bewilligte, gehören nicht in das Reich der gut erfundenen Fabeln. Sie haben sich thatsächlich ereignet und waren mitunter keine üble Speculation,

denn beide Gesellschaften gingen zu Grunde und aus den feindlichen Drübern, resp. Verwaltungsräthen, organisirte sich der Verwaltungsrath einer neuen Gesellschaft, die nunmehr zwei Bahnlilien um ein Spottgeld und ohne Concurrenzgefahr erstand. Das nennt man amerikanischen Geschäftsgeist! Gegenwärtig ist es die Eric Rail-Road Comp., welche durch unausgesetzte Preis- und Tarifiereductionen ihre Concurrenten der Verzweiflung nahe bringt.

Der gewöhnliche Fahrpreis für den Passagier steht mit dem bei uns üblichen in so ziemlich gleichem Verhältnisse. Doch gibt es in Amerika, mit Ausnahme einiger westlicher Gesellschaften, keine anderen als solche, welche nur Waggons erster Classe führen. Die Einrichtung der Coupés ist eine sehr praktische und muß wärmstens zur Nachahmung empfohlen werden. Rechts und links zwei bequeme Sitze, in der Mitte eine große Passage, die die Promenade erleichtert. Vortreffliche Ventilation erhält immer, auch in der heißesten Jahreszeit, reine gesunde Luft im Coupé, die Fenster rollen sehr leicht auf und nieder und besitzen eine kleine Maschine zum Einhaken, der lästige Riemenzug unserer Waggons ist daher gänzlich entbehrlich. Jedes Coupé führt einen Eiskasten mit Ice Waler und ein Closet mit sich, die durch Fallschirme verdeckt sind; einfache, meist humorvolle Farbenskizzen schmücken die Wände des Coupés, das durch alles dies einen zimmerartigen Charakter erhält. Ueberdies sorgen mitfahrende, unternehmende Jünglinge für Erfrischungen und Lecture, stets die jüngsten Journale und Broschüren mit sich führend. So ausgerüstet, fährt der Train in gleicher Geschwindigkeit durch Thäler, über Berge und über die bewundernswürdig einfach konstruirten Brücken. Das lästige Piffsignal beim Einfahren in die Station, sowie das Läuten oder Blasen bei dieser Gelegenheit fällt gänzlich weg. Der Zug sieht — die Leute steigen aus und ein, was sehr

rasch vor sich gehen muß, denn ohne irgend ein Zeichen setzt sich die Maschine wieder in Bewegung und braust höhnisch-naubend von dannen. — Fast jeder Train, der eine längere Fahrbauer aufweist, führt einen Arzt mit wohl-versehener Apotheke mit sich, eine Einrichtung, die in Amerika sehr noth-

wendig erscheint. Daß mit jedem Expresszuge ein Pullmann'scher Waggon (Schlafwaggon) oder je nach Bedarf mehrere derselben mitgehen, ist ebenso bekannt wie deren ganz vorzügliche Einrichtung, welche auch den höchsten Anforderungen an Comfort und Eleganz vollkommen entspricht.

Aus dem Reiche der Thorheit.

Von H. M.

Die moderne Kritik gegen Religion und Confessionen war bisher wohl doch gar einseitig und — partiisch. Immer und überall — auch in nicht katholischen Ländern — mußte der Katholizismus den Prügeljungen abgeben. Nur selten ein Stimmchen wagte zu behaupten und zu bekennen, daß eigentlich auch in anderen Confessionen etwelches faul ist. Katholische Schriftsteller zeternten nur über die „Judenpresse“, hatten aber entweder nicht den Muth, oder nicht die Kenntniß, oder hielten es für überflüssig, aus ihrem Vertheidigungsstandpunkte herauszutreten und die Offensiv zu ergreifen.

Da steht plötzlich Einer vor den Schranken — ein Jude ist's, Dr. William Rubens — und beginnt den Kampf gegen ein uraltes Ungeheuer, gegen das orthodoxe Judenthum. „Orthodoxes Judenthum!“ werden viele unserer Literaten einwenden, „wer von uns sünde noch auf diesem Standpunkt!“ Wohlan, wenn wir nicht auf diesem Standpunkte der Väter stehen, weil er uns zu unsinnig, zu ungeeignet ist, warum verdammen wir ihn nicht mit jenem Freimuth und mit jenem Zorn und Hohn, wie den orthodox katholischen? William Rubens schont nicht den Talmud und nicht den Brauch seiner Väter. Seine Schrift (erschienen in Zürich, Verlags-

Magazin): „Der alte und der neue Glaube im Judenthum“ ist eine Reihe von streng kritischen Streiflichtern über die Religion Israels nach rabbinischer Auffassung. Diese Brochüre zeigt auf wenigen Blättern, welche Fülle von ungläublicher Thorheit im orthodoxen Judenthume steckt und von demselben heute (vielsach auch in unseren Ländern) noch geübt wird. Diesem orthodoxen Judenthume gegenüber erscheint der Katholicismus ein wahrer Voltaire an Freigeisterei. Wenn ich hier einen Auszug aus Rubens' Büchlein biete, so wähle ich nicht einmal das kraffteste Capitel, sondern ein paar Abschnitte, die unserm Interesse und Verständnisse näher liegen, als wie etwa das „Schächten“, das „Terefa“, das „Waschen und Benschen“ u. s. w.

Vom „Versöhnungstage“ nur ein paar Anekdoten. An diesem Feste gebührt es sich, den ganzen Tag zu fasten und in der Synagoge zu sein. Man kennt Frauen, die diesen Tag fastend im Bette zubringen und lesen. Etwa die Bibel oder die Psalme lesen? Mit nichten, sondern die „sieben Todsünden“ von Eugen Sue oder „Die drei Musketiere“ von Alexander Dumas. Die Gebetbücher der Juden sind in hebräischer Sprache, auch für Solche, die nicht hebräisch verstehen. So weinte eine Frau einst

am Veröhnungstage die bittersten Bußthränen, während sie las: „Gedruckt bei Zünderfer und Sommer in Fürth“. Es war hebräisch gedruckt und sie meinte, es gehöre zum Gebet. Ueber die „Beschneidung“ ergeht sich Rubens in folgenden Gedanken:

Schon an der Pforte des Lebens findet der neugeborne Israelite gleich einem grimmen Portier das „Gesetz“ postirt, das mit einem Messer in der Hand als Entrée in diese „beste der Welten“ — ein anderer Schylo — sein Blut und die beiden Häute seiner empfindlichsten Extremität fordert. Derjenige, der diese Operation vollzieht, heißt Mohel und ist nichts weniger als ein geschulter Operateur, er hat vielmehr einem andern Mohel öfters zugehört, einigemale unter dessen Assistentz es probirt und — der Mohel war fertig. Es ist schon manchmal vorgekommen, daß Kinder in Folge der Beschneidung an Verblutung gestorben sind, oder daß die Genitalien des Kindes durch Ungeschicklichkeit, Unvorsichtigkeit oder Eigensinn alter Mohelim (die trotz ihrer zitternden Hände und blöden Augen es sich nicht nehmen ließen, selbst zu fungiren) auf Lebenszeit geschädigt wurden.

Unter den Mohelim gibt es Viele, welche unentgeltlich operiren und sogar von Reichen sich nicht bezahlen lassen, da ihnen der Lohn des Himmels, wo jeder Fall genau gebucht wird, alsdann um so gewisser ist. Manche machen sich auch ein Geschäft daraus und bei der bekannten Fruchtbarkeit der Israeliten, die schon dem egyptischen Pharao und der egyptischen Kreuzzeitung unbequem war, kann es nicht fehlen, daß dieses Geschäft mitunter ein recht einträgliches ist.

Nach dem 1. Buch Moses wurde die Beschneidung dem Abraham und seinen Nachkommen von Jehovah befohlen. Indessen ist es notorisch und aus der Bibel selbst nachweisbar, daß sie bei vielen andern Völkern des

Alterthums, insbesondere bei den Egyptern eingeführt war. Es scheint, daß sie nicht sowohl als Präservativ gegen die im Orient heimische Hautkrankheit eingeführt wurde, als vielmehr als Surrogat für die ehemaligen Kinderopfer. Denn bekanntlich war es im alter Orient an des Tagesordnung, Kinder, besonders die Erstgeborenen, dem Gott Moloch (Saturn) zu opfern. Daher knüpft sich ihre Einführung in Israel am Abraham, der manche Thorheiten seiner Zeit reformirte und, nach Geiger's unzweifelhaft richtiger Auffassung der Erzählung von der Aufopferung Isaks, bei seinen Stammesangehörigen die Menschenopfer abschaffte und die Thieropfer dafür substituirt. Etwas Menschenblut mußte jedoch der Gottheit verspritzt werden und man führte die Beschneidung als religiösen Act ein.

Welcher Zusammenhang zwischen dieser Operation und der Religion, d. h. Tugend und Humanität, obwalten soll, ist dem vernünftigen Menschen trotz aller Phrasen, Salbadereien und Sophismen modernen jüdischer Theologen ebenjowenig ersichtlich, als was der Pöppel der Chinesen mit dem kategorischen Imperativ zu schaffen hat. In der That hat schon Moses, der als Reformator nicht minder groß war wie als Gesetzgeber, die Beschneidung bei seinem Sohne unterlassen und erst seine Frau hat sie, abergläubisch wie die Weiber sind, mit einem Schieferstein vollzogen, als das Kind unterwegs krank wurde; wie es denn auch jetzt noch vielfach dem Aberglauben der Frauen Gemahlinnen, resp. Schwiegermütter — dem man dadurch, daß man ihn „Pietät“ nennt, ein rationelles Mäntelchen umhängt — zuschreiben ist, daß freisinnig jüdische Männer in ihrem Familienleben der Sancta Simplicitas opfern. Auch unterließ Moses die Beschneidung bei den aus Egypten ziehenden Israeliten, und erst Josuah beschneidete sie in Gilgal. Das 5. Buch Moses erwähnt sie gar nicht und der Prophet Jeremias spricht

sich geradezu gegen diese barbarische Ceremonie aus. Ebenso haben viele aufgeklärte Rabbiner früherer Jahrzehnte ihr Mißfallen gegen dieselbe unverhohlen kundgegeben, und in einer großen Gemeinde Deutschlands hatte sich sogar einmal ein Antibeschneidungsverein constituirt.

Indessen hat ein gewisser Dr. med. Kornfeld neuerdings „wissenschaftlich“ und widerleglich dargethan, daß „die Beschneidung den menschlichen Organismus dermaßen verändert, daß erst der Beschnittene fähig ist, die „Sehre“ in sich aufzunehmen“. Es ist nur zu bedauern, daß Herr Prof. Gräß, der diese Weisheit in seiner wissenschaftlichen Monatschrift aufgenommen hat, dieselbe nicht durch Separatabdruck den Nichtlesern seiner Monatschrift zugänglich gemacht hat. Ohne Zweifel würde sie bei den Nicht-Israeliten die Sehnsucht nach dieser Operation wachrufen, denn wer möchte nicht die „Befähigung, die Lehre in sich aufzunehmen“, mit einem bißchen Blut und überflüssiger Haut erkaufen!

Es ist gewiß höchst angemessen, die Geburt eines Kindes durch irgend eine passende Feier zu signalisiren. Aber weshalb durch eine so barbarische Ceremonie, welche sich mitten im civilisirten Europa ausnimmt, wie ein Stalp als Schmuck einer Salonbame oder ein Gericht Rattenbraten bei einem Schwarzlappen'schen Diner im Stuttgarter Königsbau. Ohnehin geht hiebei das weibliche Geschlecht leer aus. Warum nicht lieber durch ein Gebet oder eine Ansprache den Gefühlen, Wünschen und Hoffnungen der Eltern bezüglich des neuen Sprößlings Ausdruck geben und sie auf ihre Pflichten gegen den Neugeborenen aufmerksam machen, wie dies in der That schon mehrfach eingeführt ist!

Erwähnt sei noch, daß bei der Beschneidung ein leerer Sessel für den Propheten Elias hingestellt und der letztere von dem Mohel optima forma eingeladen wird, der Operation zu assi-

stiren. Und da belachen noch gewisse Leute den Heiligen-Cultus der Ultramontanen!

Von sonstigen Gebräuchen, wie das „Bekrasen“ (Bekreisen) der Böhnnerinnen u. s. f. wollen wir, da sie im Ver-schwinden begriffen sind, nichts erwähnen, wiewohl wir in unserem lieben Neu-Judenthum selbst Zeitungsredactoren haben, welche sich für Verbehalten-ung des größten Blödsinns ereifern, wäre es auch nur, um die Spalten ihres Blattes zu füllen. Nur das sei noch angefügt, daß, wenn ein Kind unbeschritten stirbt, die Beschneidung noch nachträglich an seinem Leichnam vollzogen wird!! Wahrscheinlich wäre es sonst nicht fähig, in Abrahams Schoß zu kommen.

Die Antrauung soll vom rabbinischen Standpunkte aus giltig sein, wenn der Mann das Weib vor zwei Zeugen dadurch sich kauft, daß er ihr einen Pfennig oder den Werth eines Pfennigs in der Absicht einhändigt, sie sich zum Weibe zu machen.

Nach biblischer Verordnung soll der Bruder eines kinderlos verstorbenen Mannes dessen Wittve ehelichen, „um den Todten Samen zu stellen, damit sein Name nicht aus Israel verschwinde“. Die Sache hat auch ein sozial-ökonomisches Motiv, denn es sollen dadurch die liegenden Güter des Verstorbenen der Familie erhalten bleiben. (In der vorpentateuchischen Zeit war dies nicht nur Pflicht des Bruders, sondern des nächsten Verwandten überhaupt.) Weigert sich aber der Bruder, die Wittve zu ehelichen, so soll letztere Ersterem in öffentlicher Versammlung den Schuß ausziehen (alte Ceremonie als Symbol der Loslösung jeder Beziehung zu demselben) und soll ihm in's Angesicht spucken — als Zeichen der Verachtung, weil er so wenig Pietät gegen seinen verstorbenen Bruder hat — und die Anwesenden sollen rufen: So geschieht dem Manne, der nicht aufbaut seines Bruders Haus,

und er soll von nun an in Israel den Spitznamen „Schußloser“ führen.

Ueber die Todtenbräuche des Juden sagt William Rubens: Das Gesetz, das den Juden nicht ruhig leben läßt, läßt ihn auch nicht ruhig sterben liegt ein Israelite auf dem Krankenlager, so gibt man ihm zu verstehen, daß er an sein Seelenheil denken, das kleine und große Sündenbekenntniß sprechen möge. Liegt er in den letzten Zügen, so beeifern sich die Angehörigen oder Aufseher der „heiligen Bruderschaft“ (die alle rituellen Beerdigungs-Angelegenheiten besorgt), mindestens 10 erwachsene männliche Israeliten (es kommen aber oft noch viel mehr, denn jeder hält es für ein Verdienst) herbeizuholen, welche auf den Athem des Sterbenden achten, um bei jedem Athemzug, bei jedem Schnapper, der etwa der letzte sein könnte, den Vers „Höre, Israel 1c.“ zu schreien, damit seine Seele mit „Einzig“ aus dem Körper ziehe. Ich war schon dabei, wie das kleine Krankenzimmer von Menschen ganz angefüllt und eine wahrhaft erstickende Luft im Zimmer war. Der citirte Vers wurde mindestens dreißigmal geschrien bis der Sterbende ausgeathmet hatte. Wie oft hat schon die Frau: Lasset mich bei meinem Manne bleiben, es beunruhigt ihn, wenn er so viele Menschen sieht, denn er ahnt, daß man ihm „die Seele auswartet“ (wie der terminus technicus heißt); wozu denn so viele Leute? Aber das hilft Alles nichts, die heilige Bruderschaft duldet keinen Angehörigen im Zimmer und besetzt auf dem Gebrauche, wie Shylol auf seinem Schein. Es ist auch schon oft vorgekommen, daß die Leute „Höre, Israel 1c.“ anfangen zu schreien, der Kranke aber entgegnete: „Ihr brauchet noch nicht anzufangen, es geht noch nicht aus“. Das Gesetz tödtet alle Humanität. Die heilige Bruderschaft stellt es sich sogar zur Aufgabe, Tag und Nacht Wächter aufzustellen, welche, wenn es ausgehen sollte, Leute holen, um den Vers zu schreien. Daran denkt sie aber nicht,

Krankenwärter auszubilden, oder auch nur den Angehörigen in der Pflege des Kranken an die Hand zu gehen. Es ist ihr nicht um Humanität zu thun, sondern um das Gesetz. Ist endlich die Seele unter dem melodischen Accompanement der Höre-Israel-Schreier dem irdischen Jammerthale mit seinem tausendfachen Blödsinn entrückt, so beginnt die Trauerzeit und es müssen eine Menge werthloser, sinnloser, zum Theil schrecklich abergläubischer Ceremonien und Observanzen beobachtet werden, sowohl beim Waschen, Einwickeln, Sarglegen, Sargverfertigen, Senken in die Gruft, als auch überhaupt von den Leidtragenden während der Trauerzeit, die bei Vater und Mutter ein Jahr, bei andern Anverwandten 30 Tage von der Beerdigung an gerechnet wird. In keinem Gebiet hat der Aberglaube ein so günstiges Feld gefunden als hier. Um nur eines zu erwähnen, so wird bei einem Sterbefall in den drei nächsten Häusern der Nachbarschaft alles im Hause befindliche Wasser ausgegossen, weil der Todesengel sein Schwert mit dem Gisttropfen, womit er den Tod bringt, in der Nachbarschaft abspült. Wer sich dafür interessirt, kann Näheres in dem Handbuche für Trauernde, „Buch des Lebens“, finden.

Die ersten sieben Tage der Trauerzeit werden streng gehalten. Am Sarge machen die Leidtragenden einen Riß in den Rock und gehen dann nach Hause, wo sie sieben Tage lang auf einem Sad sitzend verweilen und alle Berufsschäfte vernachlässigen müssen (wenn nämlich der Verstorbene 30 Tage alt war; dagegen wird ein Kind unter 30 Tagen ohne jede Begleitung und Gebet wie ein Thier eingescharrt); dabei dürfen sie keine Schuhe anziehen und es ist höchst possierlich zu sehen, wie beim Hausgottesdienst (der gewöhnlich während der sieben Trauertage im Sterbehause abgehalten wird) die Leidtragenden in schwarzen Cylindberhüten und mit Schlappschuhen an den Füßen neben

ihren Säden stehen und beten. Dreißig Tage lang wird alles Waschen des Weißzeugs, sowie alles Aufwaschen der Wohnung ängstlich vermieden und das selbst von den Freisinnigen, denn sie befürchten, den Todten zu beleidigen oder sich selbst den Tod zuzuziehen, wenn sie derartige Bräuche verletzen, oder sie scheuen die üble Nachrede; denn durch das Verletzen dieser Vorschriften setzen sie sich dem Verdacht aus, daß sie für den Todten keine rechte Trauer fühlen.

Es kommt daher häufig vor, daß die Angehörigen eines Sterbenden, besonders wenn ein Festtag bevorsteht, noch schnell aufwaschen und tünchen lassen, während der Sterbende auf seinem Lager ächzt; nachher ist es verboten!!

Man denke, wie hemmend solche Satzungen für einen armen oder halbvermittelten Mann sind, wenn er sieben Tage sein Geschäft vernachlässigen muß! Mir sind Fälle erinnerlich, wo ein Mann von sehr wenig Vermögen viermal in einem Jahre solche Trauerfälle hatte und also 36 Tage faulenzgen mußte. Daß solche Gesetze das ihrige thaten, dem Israeliten das Handwerk zu verleiden, läßt sich sehr leicht ermessen. Das Seciren eines Leichnams ver-

bietet der Rabbinismus streng, selbst zu gerichtlichen oder wissenschaftlichen Zwecken, denn man darf keinen Leichnam verstümmeln. Neben Andersgläubigen begraben zu werden, ist dem „Israelit“ etwas Unerhörtes, gegen das er mit allen Waffen kämpft, und ich weiß einen Fall, wo ein amerikanischer Jude den Leichnam seines Bruders ausgraben ließ und ihn mit großen Kosten in einen Judenkirchhof transportirte. Die jüdischen Leichenscheine sind meist hebräisch beschrieben und zwar gewöhnlich mit einer etelhaftesten Lobhudelei des Verstorbenen in so geschmacklosem Styl als möglich; da ist Jeder ein Frommer, Gerechter zc. Das Verbrennen der Leichen verbietet der Großphofta Dr. Philippson aus biblischen Gründen.

Verweste Leichen auszugraben, um für neue Leichen Platz zu machen, ist gleichfalls streng untersagt und noch nie dagewesen. Würden auch Nichtjuden dies beobachten, so würden bald die Todten den Lebenden den Raum streitig machen und die erdbewohnenden Menschen dürften sich nach einem anderen Planeten umsehen, ähnlich den Abberiten, welche ihre gute Stadt Abbera den Fröschen überliehen aus Pietät gegen das heilige Thier der Latona.

Kleine Laube.

Auf der Wanderung zur Mutter.

Eine Sylvestergeschichte von P. R. Rosegger.

Die Säge stand still, das letzte Brett glitt über die Rutschbalken nieder. Es war Feierabend — Feierabend des Tages und des Jahres — Sylvesterabend.

Wolfgang, der junge Sägemeister, stieg langsam von seiner Werkstatt nieder, und sah auf die weißen Bretter hin, auf welchen noch der Staub der Sägespäne lag, und dachte daran, was man alles daraus machen könne: Tisch und Schrank, Bettstatt und Banl, Wiege und Schrein. — Wiege und Schrein! am Sylvesterabend denkt sich so etwas gern, besonders, wenn man ein sinniger Kopf ist, wie der Wolfgang, ein altes mühseliges Mütterchen hat drüben in der Seegrub, und daheim ein süßes Weibchen, das der Herr gesegnet hat in den Tagen des Lenzes, als das erste Schwalbenpaar sich einheimste im Dachgiebel des kleinen Hauses an der Amster.

Zu diesem Weibchen schritt nun Wolfgang heim, daß er mit ihm ein glückseliges Jahr schließe und ein neues glückselig beginne.

Agatha saß bei ihrem Nähtisch, nähte aber nicht, sondern legte die Hände in den Schoß und blickte träumend auf das Nadelkissen. Aber nicht das Nadelkissen sah ihr geistig Auge, sondern, — o, lieber Leser, wie könntest du verlangen, daß ich wisse, was ein junges Weib, zur Seherin geworden, in solcher Stunde schaut!

Ihr eigener Mann mußte sie wecken, da er die Hand auf ihre Achsel legte, und fragte: „Wie so, Agatha, daß Du mich heute gar nicht gewahrst, wenn ich

bei der Thür' hereinpolstere? Du schläfst ja wie ein Hase — mit offenen Augen!“

Sie ermannte sich rasch aus ihren Träumen, blickte treuherzig zum Manne auf und lächelte.

„'s mag wohl sein, daß das neue Jahr gut anhebt“, sagte sie dann, und ihre Wangen schimmerten rosig, wie draußen der Schnee im Abendroth.

Es wird ein Ruß gewesen sein, den jetzt der junge Gatte auf die Lippen seines Weibes gedrückt, ein absonderlicher Ruß, dem neuen Jahre vermeint, der Zukunft — dem Kinde.

Und zur Stunde trippelte das alte Zwid-Schusterlein in die Stube; das hatte voran über der Brust das Werkzeugtrüchelchen hängen, und hinten über dem Höcker eine große klappernde Traube von Leisten verschiedener Größe und Form — in Holz geschnitzt die Füße der Einwohner von Amsterdorf und Seegrub. Gar Mancher, der auf eigenem Fuße stehen und leben konnte, hatte sich für seinen Fuß eben eigene Leisten anfertigen lassen, und es war daher beim Zwid-Schusterlein nicht richtig, daß es alle Stiefel nach einem Leisten schlage. Aber das harte Tragen! Es war leicht zu errathen, wo diesen Mann der Schuh drückte: hinten auf dem Höcker.

Nun wohl, so rasselte der kleine Alte mit seiner Last zur Thür' herein, und sagte: „Grüß Gott zum Feierabend, miteinander! Ich komm' von der Seegrub herüber, hab' nur eine Post auszurichten und geh' gleich wieder. Die alt' Mutter drüben laßt bitten, wenn's dem Wolfgang nicht gar zu unhandsam thät sein, daß er heut' noch ein Bissel wollt' zu ihr hinübergehen.“

Die Eh'leute erschrafen und fragten gleichzeitig, ob was geschehen wäre, ob sie nicht doch gar krank wäre, die Mutter!

„Auf das kann ich nichts sagen. Sie hat mich durch den Besöhlbuben bitten lassen, daß ichs bei euch ausrücht'. Möcht' sich nicht schiden, daß ich eine Weil' nachgefragt hätt', wegen was, oder warum. Jetzt hab' ich meine Sach' ausgerichtet; vergunn' Euch ein glückseliges Neujahr miteinander und sag' gute Nacht, Leutel.“

Kaum die letzten Leisten des Schusters zur Thür' hinausgellappert waren, sagte der Wolfgang: „Was wird's jetzt geben? Muß schon was Wichtiges sein, daß sie mich hinüberraust den weiten, schlechten Weg in der Nacht, und in so einer Nacht. Die Mutter verlangt nicht dergleichen ansonst. Arg krank geworden muß sie sein, anders kunnt ich mir's nicht auslegen. Daß es nur heu' nicht wär'!“

„Da müßt doch eine alte Kuh lachen, wenn der Wolfgang sich in der Sylvesternacht vor Gespenstern wollt' fürchten!“ rief das Weib.

„Du bist aber schon gar, Agatha, daß Dir so was kann einfallen. In der Todtenkammer will ich schlafen die heutige Nacht, der Gespenster wegen. Kugelscheiden mit den Todtenschädeln, Gott verzeih's! — Aber Dich mag ich nicht allein lassen, die heutige Nacht — von wegen dem, was Du vorhin hast gesagt.“

Sie lachte. Damit hätt's noch lange Zeit. Bis in die Seegrub wäre es nicht ganz drei Stunden, da könnte er leichtlich nach Mitternacht wieder zurück sein; wäre aber nicht vonnöthen, möge sich friebdam auschlafen in der Seegrub und morgen bei Sonnenschein wohlgetroßt nach Hause gehen.

So gut verstand sie das Zureden, daß der Wolfgang den Lodenmantel anzog, den Stoc' zur Hand nahm und ging.

Es war schon dunkel, als er emporstieg den bewaldeten Bergzug, welcher

das Amstertal und die Gegend der Seegrub scheidet. Das rothe Rad des Mondes ging auf; der Wolfgang warf einen langen Schatten über das Schneefeld hin, und unter seinen Füßen knarrte der Pfad.

— Was es nur geben wird drüben bei der Mutter? Fünfundsiebzig Jahre alt sein ist eine gefährliche Krankheit. Da rücken sie so an, ein's um's andere, morgen kommt wieder ein neues und man hat seinen Spaß dabei. So Jahre sind wie der Hüttenrauch (Arsenik), den der Roß-Waßli so gern isst: in rechtem Maß genossen, macht er schön und stark, zu viel bringt Einen um. Die Jahre sind auch so ein Gift.

Als er zur ersten Anhöhe gekommen war, blickte er auf das Dorf hinab, dessen Kirchturm schon in das Mondlicht emporstarrte. Die Säge am Bach und das Haus mit der Agatha lag noch im Schatten. Sechzehn Stunden dauert es um diese Jahreszeit, bis die Sonne wieder kommt. Da kann die weilen viel geschehen im Finstern. Wolfgang, wenn Einer, während du hinüber zur Mutter gehst, zu deiner Frau kommt?! Sie ist jung und hübsch, sie wird ihn Herzen und Küßen, wird ihn lieber haben, als dich! Du bist zwar noch gar nicht alt, aber etwan kann er noch um ein Erledliches jünger sein, als du, und wenn du nach Hause lehrst, so wird sie ihn nicht mehr von ihrer Seite lassen, wird ihn an ihre Brust drücken Tag und Nacht Du lächelst, Wolfgang, und meinst, daß könne schon sein — hättest aber nichts dagegen. Und lieb haben, nicht zu sagen, wie liebhaben wolltest du den ledigen Nebenbuhler, und ihm Alles sein und geben, was an dir ist, was du hast und geben kannst. — So eile denn, daß du bald wieder zurück bist.

Er ging sinnend über die hohe Heide hin, ging durch Wälder und über kalten, felsigen Grund, wo der Wind allen Schnee weggefegt hatte, und wo auch jetzt eine scharfe Luft ihm Eisnadeln in's Gesicht säete, daß er kaum im

Stande war, die Augen offen zu halten. Endlich war er vor dem großen Kreuze, welches an der Grenze stand, so daß Christus seinen ausgespannten rechten Arm im Bereiche der Seegrub hatte. Der Mond war hoch gestiegen und licht wie Silberblick geworden; so sah er über die alten Bäume her auf das Kreuzifix, mild und ernst, als wollte er sagen: Ich weiß noch eine Zeit, da du hier nicht standest, eine Zeit, da die Erde nichts wußte von einem gekreuzigten Gott. Wenn du heute zusammenbrichst, morscher Holzstamm, so werden sie dich morgen wieder aufrichten — ob eine Zeit kommen wird, daß sie dich, du hehres Bild göttlicher Selbstopferung, nicht mehr erhöhen werden? Und da die Menschheit so tief gesunken sein wird, daß sie das Sinnbild der Aufopferung nicht mehr erfahet, oder so hoch gestiegen, daß sie seiner nicht mehr bedarf? — Wolfgang, der über das Scharren seiner Säge hinaus bisweilen gerne auf den Zeitgeist horchte, hatte häufig ähnliche Gedanken, und so kam es auch, daß er nun, vom Bergkreuze abwärts im Sinnen über allerlei den halbverwehten Fußpfad verlor und über die Schneegründe weglos dahinging. Aus dem Thale herauf hörte er schon das Rauschen des Rabendaches, welcher hoch in den Felsen entsprang und in mehrfachen Stürzen niederbrauste von Hang zu Hang, bis er unten sich als stättlicher Fluß in den Seegruber-See ergoß.

Da Wolfgang seine Richtung genau kannte, so achtete er nicht auf den Fußpfad, sondern eilte stink weiter, um ehestens das Mütterlein zu sehen. Er rüstete sich in Gedanken für alle Fälle, so wie es ja seine Gewohnheit war, das Beste zu hoffen und auf das Schlimmste gefaßt zu sein. Diese Regel ist das beste Kraut gegen den Uebermuth und die Verzweiflung; es wächst auch auf steinigem Boden und mitten im Schnee.

Plötzlich der Tod da. Ein Schritt noch, und der Wolfgang wäre in denselben hineingesprungen. Ein tiefer Ab-

grund lag vor ihm, er stand an dem äußersten Rande eines Felsens. Umlehren und den ausgetretenen und doch wieder verwehten Fußpfad suchen? Nein. Bei einiger Vorsicht ist im Gehänge der Abstieg leicht zu finden. Er kletterte am Gefelle hinab, rutschte mehrmals im Schnee, schlug dann mit den Füßen etliche Eiszapfen los, wie sie an Abenden von sonnigen Tagen gewachsen waren, wand sich an erstarrten Gesträuchen hin, bisweilen die Ruthe eines Haselnußbusches oder Erlstrauches als Strickleiter benützend; dann stand er auf sicherem Boden still, um zu ruhen. Da wurde er auf ein dumpfes Dröhnen aufmerksam, welches aus dem Gewände zu kommen schien, das ihn umgab. Anfangs glaubte er, es fahre irgendwo eine Schneelawine los, und suchte sich unter einem Vorsprunge zu schützen. Aber das Dröhnen währte gleichmäßig fort, und Wolfgang bildete sich ein, es bebe davor der Boden. Rathsam fand er es eigentlich nicht, hier so hinunter zu steigen, ohne den Abgrund zu kennen, der wie ein „graues Nichts“ herausgähnte. Aber, sollte er denn wieder aufwärts klettern mit Lebensgefahr, und im besten Falle den Weg zur kranken Mutter um mehrere Stunden verlängern? — Er stemmte sich auf den Stod und fuhr niederwärts. Im Gerölle ging das Rutschen nicht, wie sonst zur Sommerzeit, da der Boden, auf welchem der Waller steht, sanft vor sich hingleitet; die Steine waren fest aneinandergefroren. Um so fröhlicher ging's über die Schneelehnen. Auf einer solchen ließ sich Wolfgang rasch und mit der kühnen Geschicklichkeit des Kelters hinabfahren. Als er in eine Mulde kam, wo das Schneefeld sich zu einer kleinen Thalung ausschweifte, fuhr der gute Wolfgang gerade aus in den Boden hinein — und war von der mondbeschiedenen Erdoberfläche verschwunden.

Unter der Schneebede war der Sägemeister in tiefer Finsterniß noch eine Weile über Stein und Sand dahingerutscht, bis ihn ein Felsstück aufhielt.

für den ersten Augenblick konnte er sich nur noch denken: Jetzt hat mich die Erde verschlungen! — dann war er betäubt.

Allmählig weckte ihn das erschütternde Tosen und der Wasserstaub, welcher aus der Tiefe drang. Er erkannte seine Lage, er hing in der Rabenschlucht über dem großen Wasserfalle des Rabenbaches, welcher zu dieser Zeit hoch oben mit Schnee und Eis eingewölbt war. Sein fahrender Körper hatte das Gewölbe durchbrochen und nun drang der Schimmer der Mondnacht hernieder und zeigte ihm die zuckenden, quirlenden, gischenden Silberlichter des zu seinen Füßen rasenden Wassers.

„Jetzt heißt Obacht geben, Wolfgang, sonst wirst waschnaß!“ sagte er zu sich selber und rückte sich auf seinem Felsenstuhle ein wenig zurecht, daß er nicht weiter rollen konnte, denn hier war das Gerölle nicht gefroren, sondern rieselte fortwährend nieder. Dann überlegte er, wie er diesen durchaus unbehaglichen Verhältnissen wieder entkommen könne, und dabei sagte ihn das Grauen. Emporwärts zu kommen die steile finstere Kluff war nicht möglich, und aus der brausenden Tiefe griffen tausend Arme des Todes herauf. Wolfgang saß still und lehnte sich an die rauhe, triefende Wand und murmelte: Das hätt' ich nicht gedacht, daß ich die heurige Sylvesternacht beim Wasser zubringen sollte; Andere sitzen beim Wein.

Dann versuchte er's doch mit dem Aufwärtsklettern; aber er sah, daß er dabei immer tiefer kam, anstatt höher, weil sich um ihn Schnee und Steine lösten. So trachtete er nur wieder mit starkem Arm seinen Felsvorsprung zu erreichen und meinte hernach in seiner Weise: „'s ist überall gut, aber hier ist's am besten. Will ich halt da sitzen bleiben, bis das neue Jahr kommt; das neue Jahr bringt einen Auswärts (Frühling) mit, der schmilzt mir mein Dach weg; nachher will ich schon hinauskommen. — Nur, daß die Mutter ein Eichtl hart warten wird in Seegrub-

unten, und die Agatha in Amsterdorf drüben. — Oh, 's ist hell zum Lachen, daß ich so dumm bin in die Falle 'gangen!“ Es war doch ein Ausruf der Verzweiflung. 's ist hell zum Lachen, wie ein Mensch auf so schreckbare Art zu Grunde gehen kann!

Dann sagte er wieder: „Zu Grund' gehen? von dem ist ja gar keine Red'. Ich sitz' da, was fehlt mir denn? ich rast' mich aus. Und besinn' mich. In der Neujahrsnacht macht man sich ja geru ein wenig abseits von den Leuten und denkt nach über Vergangenes und Kommendes. Hätt' ich nur ein Bißel leichter Zeit zum Simuliren; vor mir ist eine sterbende Mutter, hinter mir ein gebärendes Weib. Und der Lump sitzt in der Rabenschlucht und laßt sich's gut gehen. — Herrgott, rette mich!“

Das Wort schrie er wild in die Felswand hinein; das Tosen des Wassersturzes überbrauste es. Aber der Herrgott hörte es und schickte einen Gesellen. Der guckte mit hellem Auge durch die Oeffnung nieder. Der Mond war's. Der hüllte mit seinem Dämmerlichte die Schrednisse erst auf. Die Höhle war wild zerklüftet, aus einer ungeheuren Spalte brach die Wasserfluth in schwarzen üppigen Büchten, dann stürzte sie nieder und zerschellte an den Felsklanten zu tausend funkelnden Scherben, welche mit neuer Lebendigkeit und Gewalt abwärts schossen in die Untiefe. Von der Höhe hingen abenteuerliche Gestalten in Schneemassen und Eisgebilden nieder und im Nebelstaube schimmerten wunderbar zarte Regenbogenfarben.

„Man sieht was Neues“, sagte sich Wolfgang. „Nur, daß mich kein Mensch hören kann, wenn ich um Kameradschaft schrei“. Im Traum war's mir nicht eingefallen, daß Unsererinem das alte und das neue Jahr in der Rabenschlucht zusammenkommen sollten. Hab' oftmals das Wort gehört vom Zeitenstrom, jetzt sitz' ich da und seh' ihn hinunterstürzen, und mich durchnäßt er mit seinem Thau, bis ich im Frost erstarrt

mit hinunterpurzle in's Wasser. Wenn das der Pfarrer von Amsterdorf thät wissen, das wär' ihm ein gefundenes Gleichniß auf das menschliche Leben für die morgige Predigt. — Daß nur die zwei närrischen Weiber nicht auf mich thäten warten."

Noch einmal versuchte er es mit dem Hinanklettern — ohne Erfolg; ein Schneestück fiel von der Wölbung, das ihn schier in den Abgrund geworfen hätte. Er saß wieder auf seinem Stein und drückte sich fröstelnd an die Wand und dachte: „Jetzt wäre für mich die passendste Zeit zum Verzweifeln — es kommt nicht leicht eine bessere mehr. Ich stürz' mich da hinunter und der Rabenbach trägt mich von selber hinaus zum Seegrub-See. — O, Wolfgang“, rief er dann, „hast du denn heute deine Morgenandacht unterlassen, daß dir solche Gedanken kommen? Wer wird sich denn umbringen, wenn er so gute Aussicht hat, daß es ohnehin bald vorbei ist! — O Gott, mein Gott im Himmel, allerweg hab' ich auf Dich Vertrauen gehabt. 's schaut ganz unmöglich aus, aber Du hast dem Daniel Rath gewußt, wie er in der Löwengrub' ist gefessen, denn Du nur willst, o, Vater unser, der Du bist in dem Himmel!“

Heiße Thränen stürzten ihm aus den Augen, daß er sterben müsse in so jungen Jahren, ohne sein Kind gesehen zu haben.

Da erbarmte sich Gott — jener Gott, den heute die Welt nicht mehr nennen will, weil sie glaubt, daß dessenstatt „Schicksal“, „Zufall“ besser klinge, der aber in dem Herzen und Leben des naiven Volkes noch göttlich waltet, strafft und rettet. Dieser Gott des Volkes mit seinen menschlichen Eigenschaften im Superlativ sah in unserer Neujahrsnacht von der Seegrub drei Männer heraufsteigen zur Rabenschlucht. Sie hatten Hauen und Stricke bei sich, denn sie hatten von jeher gehört, daß in der Rabenschlucht ein großer Schatz verborgen sei, der nur in einer Neujahrsnacht, in

welche der Vollmond fällt, gehoben werden könne.

Und da dachte Gott: drei Schatzgräber? Die kommen mir just recht mit ihren Werkzeugen, daß sie mir meinen elegisch-humoristischen Sägemeister aus der Rabenschlucht ziehen.

Sie stiegen empor zur felsigen Stelle, deren Ungründe mit Schnee verweht waren, und hörten das Tosen des Wasserfall's. Da sie sich behutsam vorwagten, sahen sie auch das Loch, durch welches der Wolfgang hinabgefahren war, und hörten aus der Tiefe empor die menschliche Stimme. Der erste Gedanke war natürlich: Gespenster! Gespenster sind sonst immer ein Wunder, aber in einer Sylvesternacht an der Rabenschlucht, wo ein Schatz verborgen liegt, sind sie gar kein Wunder. Ein knurrender schwarzer Hund, eine klägliche Stimme, die um Hilfe ruft, oder dergleichen — das ist selbstverständlich. Die Hauptsache ist, sich von derlei nicht abschrecken lassen.

Bei näherer Untersuchung jedoch flüsterte einer der Männer: „Keinen Schuhnagel vermett' ich, da unten steckt schon ein Schatzgräber, der uns zuvor ist kommen.“

„Das wär' schon der Höllsaggra!“ fluchte der Zweite. Aber der Dritte sagte: „Mir scheint eher, da unten ist Einer in der Klemm', und wollt' den Schatz gern ungehoben lassen, wenn er selber gehoben wär!“

Sie redeten eine Weile hin und her, dann rief Einer hinab: „Alle guten Geister loben Gott, aber wenn es ein Mensch ist, so soll er's sagen.“

Wolfgang sah die Schatten der Köpfe gespenstisch an den mondbleichen Wänden gaukeln, verstand aber in dem mächtigen Brausen des Wassers die Worte nicht.

„Probiren wir's und lassen einmal den Strick hinab“, rief einer von den Dreien, „hängt sich kein Mensch an, so hängt sich der Schatz an.“

„Es kann sich aber auch der Teufel anhängen!“ gab der Zweite zu bedenken.

„Ich glaub' an keinen Teufel!“
sagte der Eine.

„So?! Hast keine Religion und willst schatzgraben?“

Der Dritte sagte: „Ich glaub' schon an einen, aber fürchten thu' ich mich nicht vor ihm. Davor trag' ich den Gertrudensegen in meine Pfand genäht.“

So ließen sie den Strid hinab, und da sie merkten, daß unten etwas angelte, stemmten sie sich am festen Boden, daß sie nicht etwa durch den Schnee brächen — und zogen den Sägemeister Wolfgang von Amsterdorf aus der schreckbaren Schlucht.

Als der Wolfgang sah, er wäre befreit, sprang er viele Schritte weit vom Loch hintan und lachte.

Die Anderen fragten ihn, ob er den Schatz habe, und bedeuteten, daß er in diesem Falle mit ihnen theilen müsse.

Es brauchte eine gute Weile, bis sie sich verständigten. Der Wolfgang war in der ganzen Gegend als ein geschickter, respectirlicher Mann bekannt; sie glaubten seiner Darlegung, wie es ihm nicht eingefallen sei, eines Schatzes wegen in die Rabenschlucht zu steigen, sondern, wie er sich auf dem Wege in die Seeegrub dahin verirrt habe und hinabgestürzt sei. Und nun that einer der drei Männer das herrliche Wort: „Ein braver Mann ist auch ein Schatz, den haben wir gehoben, und jetzt gehen wir heim.“

Sie reichten ihm Schnaps, daß er sich erwärme; sie huben mit ihm auf mondbeschienerer Weide ein Ringen an, daß er sich bewege und wieder ordentlich belebe. Dann suchten sie den rechten Weg zur Seeegrub hinab und fanden ihn bald. Unterwegs fragte der Wolfgang nach, wie es mit seiner Mutter stünde. — Das Weiblein sei im Bett — sonst wüßten sie nichts.

Als Wolfgang zu ihrem Häuschen kam und an's lichtlose Fenster klopfte, rief drinnen eine Stimme: „Bist Du's, Wolf? Ich bin schon wach; steig' beim Dachthür herein, die Hausthür ist heut'

versperrt, will Dir's nachher schon sagen, warum.“

Er war gar herzensfroh, daß er sein Mütterchen im gewöhnlichen Zustande fand — zwar mühselig, aber stets heiter.

„Wirst Dir's nicht denken“, sagte sie, als er an ihrem Bette saß und beim Nempeln ihr weißes Antlitz mit dem Schlafhäubchen ansah, „weßweg ich Dich in der heutigen Nacht herübergeplagt hab'. — Ja, ich muß Dir was sagen, Wolf! — aber gelt, die Agatha ist noch in der Ordnung?“

„Sie laßt Euch grüßen, und weil ich sehe, daß es Euch insoweit gut geht, Mutterl, so will ich wohl gleich wieder heimzu laufen. Lang' wird's nicht mehr dauern mit der Agatha.“

„Schau, das hab' ich mir auch gedacht, und da hab' ich kein Stündl länger wollen warten mit dem, was ich Dir sagen muß. Wirst sehen, mein Wolf, was ich Dir für eine falsche Person bin! Weiß recht gut, daß Du das Lotteriesehen nicht leiden kannst, und so hab' ich's heimlich gethan. Geh', geh', die alten Weiber“, setzte sie bei, „'s ist ein's wie's andere. Na, lachen muß ich auch.“

Und sie lachte und sicherte. Der Wolfgang meinte, daß es für sie wohl geschickter wäre, sich bisweilen ein stärkendes Gläschen Wein zu gönnen, anstatt die blutigen Kreuzer in die Colleetur zu tragen.

„Und jetzt“, fuhr sie lichernd fort, „hab' ich gestern närrischer Weis' einen Terno gemacht.“

Da horchte der Wolfgang auf.

„Hab' zuerst hell gemeint, der Amtmann soppt mich, wie er mir's sagt — und richtig ist's: neunhundert Gulden und noch was dazu. Da drin im Bettstroh ist das Gelb. — Du zitterst ja frei, Wolf, hat's Dich so geschreckt?“

Der Fieberfrost war da. Die Magd wurde geweckt, daß sie eine heiße Brüh bereite. Der Mann trank sie mit Behagen und sagte nichts, wovon der Frost herrührte.

„Jetzt, das ist ein Glück!“ sagte die Alte, „und ich hab's nimmer ausgehalten, und hinübersteigen kann ich auch nicht mehr zu Euch, so habe ich Dich halt kommen lassen. Das Geld nimmst mit; na, Du, das nimmst mit! Was thät denn ich's brauchen, Du Kindisch! — Es ist das Taufgeschenk für Dein Kindel. Du, Wofsi, aber gleich steckst es ein. Das wär'! Thätst mich bitter kränken. — Und jetzt, wenn Du meinst, daß es daheim nicht mehr lang' dauern wird, so mach' Dich wieder auf, und thu' mir sie grüßen!“

O Mutterherz! mit dir fängt dem Wolfgang das neue Jahr an. In der Seegrub verließ er dich, in Amsterdorp fand er dich. Und als der blasse Mond nieder sank und die helle Sonne emporstieg, segnet mit einem jungen, blühenden und fruchtbaren Jahre — da drückte der Vater seinen ersten Knaben an's Herz.

Wie die Geburtshelferin Frau Schlumpe der Frau Stadtschreiberin beikam.

Mitgeteilt von M. S.

Es traf sich zufällig vor der Geburt meines Ersten — so erzählte mir die Frau Stadtschreiberin — daß mein Mann auf einen Tag und eine Nacht verreisen mußte, und daß die Magd eben aus dem Dienste getreten, ihre Nachfolgerin aber noch nicht eingetroffen war, so daß ich über Nacht mich ganz allein im Hause hätte besorgen müssen. Indem aber meine Entbindung sozusagen täglich bevorstand, und auch schon allerlei bedenkliche Anzeichen sich einstellten, so sagte mein Mann, mit der Besorglichkeit, wie sie ein Ehegatte für seine Frau zu haben pflegt, so lange sie jung ist: „Liebes Kind“, sagte er, „ich werde Frau Schlumpe rufen lassen, damit sie die Nacht über Dir Gesellschaft leistet und Dir sofort beispringt, wenn es nöthig sein sollte!“

Gesagt, gethan. Frau Schlumpe, die Geburtshelferin, wurde gebeten zu

kommen. Sie fand sich gegen Abend pünktlich ein und stellte sich bereitwilligst zu meiner Verfügung.

Frau Schlumpe war eine ziemlich stark beleibte, robuste, dabei gesprächige, joviale Frau und zufällig selbst auch in geeigneten Umständen.

Sie schnupfte viel und war auch keine Kostverächterin. Für ein ordentliches warmes Abendessen war gesorgt und sie ließ es sich schmecken. Den Tag zuvor war meines Mannes Geburtsfest gefeiert worden und da gab es noch mancherlei kleine Vorräthe und Ueberreste von Lederbissen im Hause, von welchen ich der guten Frau zum Dessert vorlegen konnte. Sie aß ein kaltes Brathuhn, und ein Stück Lachsforelle, dann eine halbe Torte, zu welcher sie ein Fläschen Vorbeaux trank; hernach verzehrte sie eine Melone, und nachdem sie auch etwas kalten Punsch getrunken und ihr von Allem der Magen etwas flau geworden war, so nahm sie zuletzt noch ein paar Täßchen warmen Thees zu sich.

Hilfsleistung, wie ihr Beruf sie fordere, sagte sie, sei eine anstrengende Sache; sie müsse sich gut nähren. Auch zählte sie auf, was man ihr in diesem, jenem Hause bei solcher Gelegenheit vorsetze, und wie sie gewohnt sei, förmlich auf den Händen getragen zu werden, wogegen man aber auch auf sie bauen könne wie auf keine andere in der Welt.

Im Uebrigen stelle eine geprüfte und beedete Hebamme, sagte sie, als Geburts- und Taufzeugin, beinahe eine obrigkeitliche Person vor, und es sei ganz in der Ordnung, daß man sie ehre.

Sie erzählte mir auch Mancherlei aus ihrer Berufsthätigkeit: wie sie mit der Unerfahrenheit und Aengstlichkeit namentlich der jüngeren Frauen ihre liebe Noth habe, und wie unverantwortlich sich oft auch die Ehemänner bei solchen Gelegenheiten benehmen.

„Danken Sie Gott, Frau Stadtschreiberin“, sagte sie, „daß Sie einen so wackeren Mann haben, der mich für-

sorglich zur rechten Zeit hat rufen lassen. Es gibt da auch Männer von einer ganz andern Sorte. Wenn so einen die arme Frau in der Nacht weckt mit den Worten: „Um Gotteswillen, Mann, lauf' zur Hebamme, es ist die höchste Zeit!“ so seufzt er: „Ach, ich bitte Dich, laß' mich nur noch ein klein wenig schlafen!“ und legt sich auf's andere Ohr. Wenn sie mit schwerer Noth hernach bis zum Anbruch des Tages gewartet hat, und ihn dann, vor Schmerzen ächzend, von Neuem anstößt: „Um Christi willen — die Geburtshelferin!“ so erhebt er sich langsam, reißt sich die Augen, gähnt fürchterlich und fragt gedehnt: „Meinst Du wirklich, daß es schon Ernst wird?“ — Endlich ist er angekleidet, läuft zur Hebamme, und da drängt er nun und treibt und spektakelt. Du lieber Gott, man muß sich doch auch erst ankleiden und waschen und ein wenig frisiren und frühstücken!“

„Gar unausstehlich aber sind diese Ehemänner hernach, während die Niederkunft selber vor sich geht. Der Eine rennt vor Angst wie besessen aus dem Hause fort und kümmert sich um nichts weiter, der andere ist wie an den Bettfuß genagelt, und bevor die kleine Creatur noch völlig an's Licht des Tages getreten, fragt er schon ungeduldig: „Ist's ein Knabe? und sieht er mir ähnlich?“ und hernach wieder, wenn der Knabe da ist und schreit, daß man es über die Gasse hört, ist der kopflose Vater im Stande, ängstlich in der Stube umhertrippelnd zu winseln: „Lebt es, Frau Schlumpe?“

In dieser Weise sprach Frau Schlumpe noch lange fort und vertrieb mir die Zeit mit ihren Geschichten.

Von jungen, feinen Dämchen erzählte sie, die mitunter zur ihr kämen und allerlei Anliegen vorbrächten, aber sie sei nicht zu haben — Gott bewahre! — und verkaufe für theures Geld meistens nur ganz unschädliche Pflückerchen.

In die tiefsten Geheimnisse der Familien sei sie vermöge ihres Standes und Berufes eingeweiht; aber man könne auf ihre Discretion rechnen, sagte sie, und erzählte mir dann unter dem Siegel der Verschwiegenheit eine Menge kleiner Geschichten, bei welchen mir die Haare zu Berge standen, aus Familien, deren Namen sie nicht nannte und die ich nur errathen konnte.

Sie sprach zuletzt auch von ihren eigenen Umständen, und bat mich, ihr Jüngstes zur Taufe zu halten, wenn es käme, was in ein paar Wochen zu erwarten stehe.

Ziemlich spät gingen wir zur Ruhe. Beim Entkleiden bewunderte Frau Schlumpe meine Strumpfbänder, und klagte, daß sie kein ordentliches Paar dergleichen besäße. Ich schenkte ihr ein Paar der hübschesten von den meinigen.

Bevor sie in's Bett stieg, bedauerte sie noch, daß sie ihr gewohntes zweites Hemd für die Nacht mit sich zu nehmen vergessen. Ich konnte nicht umhin, eins von den meinigen aus dem Kasten zu holen und ihr zu geben.

Als wir uns neben einander in's doppelspännige Bett legten, kramte das Bett unter Frau Schlumpe. Das sei eigentlich kein gutes Zeichen, meinte sie, aber man müsse nicht immer gleich Schlimmes denken.

Mich wunderte es gar nicht so sehr, daß das Bett unter Frau Schlumpe kramte, und ich dachte dabei nichts Schlimmes, als daß das Bett in der Nacht unter Frau Schlumpe einbrechen könnte.

Wie wir nun so neben einander lagen, hielt mir Frau Schlumpe noch eine lange Trost- und Ermahnungsrede.

„Nur keine Angst, Frau Stadtschreiberin!“ sagte sie. „Sie sind in guten Händen, in den besten Händen, Frau Stadtschreiberin! Sie können auf mich Ihr Vertrauen setzen, wie auf die Heiligen im Himmel, und sogar in den schlimmsten Fällen ersparen Sie, wenn ich da bin, den Arzt! — Und wenn es an der Zeit ist, nur nicht winseln und wimmern oder gar schreien — lie-

ber ein Stofgebetelein zur heiligen Mutter Gottes im Stillen! Und nicht grüßeln und denken: dieß könnte kommen und Jenes könnte geschehen — du lieber Himmel, was könnte nicht Alles geschehen? Aber es muß nicht und es wird nicht — dafür bin ich da, die Geburtshelferin! — Und wenn die Schmerzen sich einstellen, Frau Stadtschreiberin, und Sie wollen sich durchaus, wie das so viele kreißende Frauen in der leidigen Gewohnheit haben, an mir halten und mit den Fingern an mich klammern — thun Sie's in Gottes Namen, wenn es sein muß; aber ich bitte schön, setzen sie mir die Fingernägel nicht gar zu fest in's Fleisch, denn mein Fleisch ist weich und zart an den Armen, ich bin da etwas empfindlich und bekomme leicht Schwielen und blaue Flecken, wie mir's erst gestern bei der Frau Amtmännin Meisenthaler widerfuhr, die mich in ihrer Noth dermaßen braun und blau kneipte und preßte, als ob man mir einen Schraubstock angelegt hätte. Das ist keine Kleinigkeit, Frau Stadtschreiberin; ich habe, glaub' ich, noch zur Stunde die blauen Flecke im dicken Fleische des Oberarms. Ich lasse mir das bezahlen — ganz natürlich! Schmerzengeld muß sein. Herr Gott im Himmel, wie kann eine vernünftige Frau sich so gar thöricht benehmen, daß sie sich wegen des bißchen Weheleids gar nicht zu helfen und zu fassen weiß? Jesus, da gibt es Frauen, die gar flennen und denen die hellen Zähnen über die Backen herablaufen! Ist das nicht lächerlich, Frau Stadtschreiberin? — Viel Schmerzen sind ein gutes Vorzeichen; viel Plagen zuvor, viel Behagen nachher, sag' ich. Wenn Alles so mir nichts dir nichts und so im Hui von statten geht, das gefällt mir nicht; es kommt dann meist was Uebles nach.“

Zuletzt unterbrach Frau Schlumpe ihren Redefluß nur noch mit der Klage, daß sie ein wenig friere; sie sei gewohnt, mit einem Nachteamisol am Leibe zu schlafen.

Ich stieg nochmals aus dem Bette und brachte ihr eins von meinen Nachtsäckchen, womit sie sich bekleidete und dann zum Schlaf die Augen schloß, nachdem sie mir nochmals Muth empfohlen und mich aufgefordert, sie zu wecken, sobald es an dem wäre, daß ich ihrer Hilfe bedürfte.

Ich selber konnte ziemlich lange nicht einschlafen. Tausend Gedanken schwirrten mir im Kopfe noch umher. Befürchtungen, Hoffnungen, Erinnerungen an die Gespräche mit Frau Schlumpe hielten mich wach. Zuweilen überkam mich eine gelinde Angst, eine flüchtige Beschwerde, eine bedenklige, fremde Empfindung. Aber Alles verlor sich wieder, zerrann wie ein Nebel oder ging in eine Art von Traum über. Erst gegen Mitternacht kam der ersehnte tiefe Schlummer über mich.

Ich träumte, daß ich im Wochenbette lag, und daß das Kind an meiner Seite immerfort weinte und wimmerte. Ich konnte es gar nicht beruhigen. Ich hatte eine große Noth mit dem weinenden Kinde.

Endlich aber — ich mochte ein paar Stunden so geschlafen und geträumt haben, — weckte mich das Wimmern und Aechzen an meiner Seite.

Es war Frau Schlumpe, die so ächzte und stöhnte.

„Was ist Ihnen, Frau Schlumpe?“ fragte ich und richtete mich auf. Ich glaubte, daß sie der Alp drückte oder daß sie von heftigen Krämpfen befallen sei.

Sie wimmerte aber in Einem fort und wollte mit der Sprache nicht heraus.

Sie war über die Maßen kleinlaut und verzagt.

„Nach und nach wurde mirs aus ihren abgerissenen Klagen, Ausrufen und Seufzern klar, daß die arme Frau Schlumpe, die mir nöthigenfalls hätte beispringen sollen, nun selber — stellen Sie sich meine Bestürzung und meine Verlegenheit vor! — ja, wahrhaftig, daß sie nun selber der Hilfe kundiger Frauenhand bedürftig sei!“

Was konnte ich thun? Sollte ich bei meinen Umständen auf die StraÙe hinauslaufen, um in finsterner Nacht eine andere, weitentfernere Geburtshelferin herbeizuholen? Frau Schlumpe hielt mich bei den Händen fest und ließ mich gar nicht los. Jetzt dürfe sie keinen Augenblick allein gelassen werden, stöhnte sie.

„Heilige Mutter Maria!“ dachte ich, „wie soll das enden?“ Zum Glück hasteten in meinem Gedächtnisse noch die Erzählungen, Mittheilungen, Weisungen und Ermahnungen, die mir Frau Schlumpe den ganzen Abend über in so reichlichem Maße hatte zu Theil werden lassen.

Weiß Gott, die gute Frau Schlumpe that in Allem das gerade Gegentheil von dem, was sie mir vor dem Einschlafen so bringlich eingeschärft und auf die Seele gebunden hatte.

Sie wurde immer kleinmüthiger und wehklagte, daß es zum Erbarmen war. „Ach nur nicht klagen und jammern, Frau Schlumpe!“ begann ich, nachdem ich meine Fassung wieder ein wenig gewonnen. „Lieber ein Stoßgebetelein im Stillen zu unserer lieben Frau“ . . .

Frau Schlumpe wimmerte leiser, aber nur um so kläglicher.

Mir zitterten die Knie, und ich mußte mich doch herzhast zeigen und die Arme beschwichtigen, so gut ich es verstand.

„Heftige Schmerzen“, begann ich wieder etwas schüchtern wie ein Schulmädchen, das seine eben gelernte Lection her sagt — „heftige Schmerzen sind im Ganzen ein eher günstiges als ungünstiges Vorzeichen. Je größer die Klagen, um so größer hernach das Behagen, wenn man über die schlimmsten Augenblicke hinaus ist“ . . .

Frau Schlumpe stöhnte nach wie vor. „Wenn im Anfang Alles so glatt abläuft, fuhr ich wohlmeinend und altklug fort, „und Alles gar so leicht und so flink von statten geht, so ist zu befürchten, daß es späterhin sich um so schlimmer gestaltet, und daß die Sache ganz zuletzt noch eine üble Wendung

nimmt. Besser, man übersteht das Ärgste gleich im Beginne“ . . .

„Jesus Maria!“ jammerte Frau Schlumpe, „da lieg' ich, verlassen von aller göttlichen und menschlichen Hilfe! Was fangen wir an, Frau Stadtschreiberin, wenn mir etwas Arges zustoßt — irgend ein bedenklicher Zwischenfall — ach Gott, ach Gott! mir ahnt nichts Gutes — ganz gewiß geschieht ein Unglück, Frau Stadtschreiberin!“

„Beruhigen Sie sich, Frau Schlumpe!“ mahnte ich. „Wer wird immer gleich das Schlimmste denken? Es könnte freilich gar Vieles geschehen; aber man hätte keinen ruhigen Augenblick im Leben, wenn sich immer Alles vorstellen wollte, was eintreten könnte. Kann nicht jedem Menschen ohne Ausnahme in jedem Augenblicke ein Unglück begegnen? Kann nicht der Gesündeste plötzlich vom Schlage getroffen werden? Aber wer wird deshalb unablässig an so etwas denken? Kümmern Sie sich nur jetzt nicht um das, was kommen kann; es muß nicht kommen und es wird nicht kommen, Frau Schlumpe!“

Ich meinte es, wie gesagt, recht gut; wenn ich nur mit der grünen Weisheit, die ich in meiner Herzensangst so hervorstammelte, etwas ausgerichtet hätte! Aber Frau Schlumpe nahm wenig Notiz davon; nach Art der starken und beliebten Frauenspersonen, die gegen Schmerzen oft empfindlicher sind als die mageren und schwächlichen, benahm sie sich sehr ungeberdig in der Kundgebung ihrer Gefühle, so daß ich selber ein paarmal fast den Muth verlor. Sie kniff mich mit so krampfhafter Heftigkeit in die Arme, preßte mir die Fingernägel so ungestüm ins Fleisch, daß ich hätte aufschreien mögen. Und es kam im Verlaufe der Nacht ein Augenblick, wo dem armen Weibe die hellen Zähren über die Backen liefen und wo ich mich vergebens bemühte, ihr klar zu machen, wie lächerlich es sei, wenn eine vernünftige Frau wegen des bißchen Weheleids sich so gar nicht zu helfen und zu fassen weiß . . .

Anfangs war ich wie topflos gewesen; aber zuletzt fand ich mich in die Lage und leistete jegliche Hilfe, welche die gute Frau mit schwacher Stimme von mir heischte.

Ich will nicht ausführlich erzählen, wie die für mich ewig denkwürdige Nacht verlief. Es war eine ernsthafte Sache und sie wurde erst wieder spakhast, als am Morgen mein Gatte von der Reise zurückkam.

In dem Augenblicke als er in die Stube trat, tänzelte ich ihm mit dem frischen Jungen der Geburtshelferin auf den Armen entgegen.

Er blieb in der Mitte des Zimmers, wie erstarrt, mit weit aufgerissenen Augen stehn.

„Um Gottes Willen“, stammelte er, mit Entsetzen seine Blicke zwischen mich und das Kind theilend, „Du hast also — und Du bist außer dem Bette? Fühlst Du Dich denn nicht schwach und ermattet?“

„Nicht im Geringsten!“ versetzte ich und legte ihm den Knaben in die Arme.

Mechanisch hielt er dieselben vor sich ausgestreckt. „Du sehest Dein Leben aufs Spiel, Agathe!“ rief er, „geh' zu Bett, um aller Heiligen willen!“

Er ergriff mich bei der Hand, um mich mit Gewalt ins Schlafgemach zu führen, und da ihm das Kind auf den Armen dabei hinderlich war, so legte er es in der Verwirrung des Augenblicks auf ein schmales Fensterbrett. Glücklicherweise kam ihm noch die Besorgniß, das Knäblein könne von dort herabfallen; er nahm es also weg und schob es mit unwilliger Hast in den Glaskasten zwischen die Becher und Tassen, und da auch dieser Platz ihm nicht ganz geheuer erschien, ließ er es in seiner Verzweiflung vorläufig in den Papierkorb gleiten, auf den sein rathlos umherirrendes Auge fiel.

Dann faßte er mich mit beiden Händen an und zog mich fort in die innere Stube.

Hier fand er nun freilich die Deutung des Wunders und die andere Hälfte

der verkehrten Welt: die Wächnerin auf den Beinen — die Geburtshelferin im Bette!

Bald machte man ihm die Sache völlig klar. Lachend ging er hinaus, um den Kleinen zu befreien, der ihm aus dem Papierkorbe wie toll entgegenschrie.

„Nun bin ich nur begierig zu wissen“, sagte er zu mir unter vier Augen, „was ich der Frau Schlumpe werde bezahlen müssen für die Hilfe, welche sie Dir in dieser verwirrenen Nacht geleistet hat!“

Ein Jahr aus dem Leben einer Dorfshönen.

Zu Papier gebracht von F. K. Rosegger.
IV.

Am Morgen des heiligen Nikolaus war's, als sich die Kundl ankleiden wollte, und nicht in die Schuhe konnte. Ein Apfel und etliche Küsse waren drin, und ganz im letzten Winkel, dort, wo sonst nur die große Zehe ihr Nest hat, saß ein lebzelten' Kind. Der alte stochtaube und halbblahme Einleger hatte sich spät Abends vorher im Stalle zu schaffen gemacht, sollte der ihr die Hulbigung gebracht haben? Da war es — mein Eid — schier noch wahrscheinlicher, der heilige Bischof Nikolaus selber hätte es gethan, der ja alle braven Kinder beschenkt in dieser Nacht. Wenn sie, die Kundl, auch kein Kind mehr ist, aber brav, kreuzbrav bisher — das müßte auch ihr Feind sagen, wenn sie einen hätte.

Seit dem Kathreinstage freilich war ihr zu Muth, sie hätte einen Feind; denn seit jenem Tage hatte sie das Schleider-Mischerle in ihrer Hand — just wie man ein Kalb am Strick hält. — „O, du mein Gott!“ dachte sich die Kundl jedesmal vor dem Einschlafen, „was wird das Mischerle jetzt wieder beten, daß die Kunigunde Wächnerin in dieser Nacht versterben möcht'. Und für übel halten kann ich's ihm nicht, denn ich hab' ihm's ja gesagt, wenn er mir bis auf den Advent-Frauentag mein Geld nicht schafft, so reit' ich ihn ein. —

Wird schon doch damit warten bis auf Weihnachten, und er seinen Jahrlohn kriegt. Mein himmlischer Vater, er kriegt aber keinen. Muß bei seinen Vaterleuten daheim ganz umsonst arbeiten — ist doch ein armer Narr!“

Und am Advent-Frauentag, als zur stadtfirteren, schneestürmischen Morgenstunde die Leute mit ihren Spansfadeln und Laternen zusammenkamen auf dem Kirchplatz und in der Kirche der Messner die Kerzen und den Apostelleuchter (Kronleuchter) anzündete, und auf dem Chöre die Instrumente gestimmt wurden, und als auch die Kundl mit ihrem Wachsstock zur Kirche kam, wurde dem Mädchen, just wie es durch die Thür hinein wollte, etwas unter den Arm gesteckt. Ein längliches Päckel in Papier war's, ein Menschenmund flüsterte drüber her: „Und wenn Du mich herten läßt, das Geld kann ich Dir nicht geben, das hab' ich mir dafür gekauft und jetzt gehört's Dein.“ Das Richterle war's gewesen. Und die Kundl mußte während der ganzen Morate das Päckel an ihrem Leibe verbergen, ohne zu wissen, was drin ist. Der Andacht war das nicht förderlich.

Raum war der letzte Ergelton verklingen, so machte sie sich schon auf den Heimweg und in ihrem kuhwarmen Stalle war ihr Rößigstes, daß sie das Päckel öffnete.

Für's Erste fiel ihr ein rother Brustfleck in's Auge, dann eine Pfand, dann ein Paar wollene Strümpfe, dann eine schwarze Zispelmütze, — Jesses, was braucht denn unsereins die Zispelmützen! — endlich ein gelbgestrichener Taschentüchel, noch etwas, ein Würzchen in einem versilberten Papier, sah aus, wie Seifen, war aber zu fettig und ließ sich anföhlen, wie eine „Dürband-Salben“.

Der Kundl wollte sich das Herz in der Brust umdrehen, als sie die Dinge sah, die sich der arme Bursch' um das „gefundene“ Geld für den Winter gekauft hatte, und die er nun wieder hergeben mußte. Das Kältenleiden ist hart, wer's hat probirt. — Zu was er aber nur

die Dürbandsalben braucht? Wird sich doch nichts ausgelagert haben! — Eine Dürband-Salben wird's aber eigentlich nicht sein — dieselbig schmeckt (riecht) anders. Das ist, als wie wenn's von Wachs wär'. Zum Essen was? 's selb' glaub' ich auch nicht. — Sie schälte ein wenig vom Silberpapier herab, konnte aber nicht klug werden an der Sache. — Da hat er das Geld gewiß für was Unnützes hinausgeworfen. Das Andere soll er Alles wieder haben, aber das Päckelangel da, oder was es ist, das kriegt er nicht zurück. Wer weiß, was er damit wollt' anstellen!

Am nächsten Nachmittag, während das übrige Gefinde im Höllerkhofe theils seine Werktagskleider ausbesserte, oder — war es männlichen Geschlechtes — über den Bänken herum auf dem Rücken lag und die Arme als Kopfkissen benützte — ging die Kundl in's Schleiderhäusel und übergab dem Richterle das Päckel: „Da hast Deinen Bettel wieder, ich brauch' ihn nicht!“ Und ohne daß sie dem Burschen Zeit ließ, zu fragen, ob sie ihn denn doch anzeigen wolle, oder ihm die Schuld gutwillig borge — war sie wieder davon.

Am Thomasmorgen gab's großen Lärm im Dorfe. Beim Thorscheidel war in der Nacht eingebrochen worden. Man hatte die Kleider aus den Kästen, den Flach aus den Truhen, das Schmalz aus den Kübeln geraubt, ohne daß im Hause auch nur ein einziger Mensch erwacht wäre. Die Räuber hatten sicherlich Finger von kleinen Kindern bei sich gehabt, und solche wie Kerzen angezündet. Und so lange solche Finger brennen, kann in demselbigen Hause Niemand aufwachen. Auch Kerzen von Menschenfett leisten die gleichen Dienste. Erst auf der Flucht durch das Dorf, von den Hundn ausgehetzt, wurden die Diebe erwischt. Sie hatten geschwärzte Gesichter — waren eines Kohlenbrenners Söhne, die schon mehrmals als Wildschützen abgestraft wurden.

Als Kundl der Leute Reden hörte, über die Diebskerzen aus Menschenfett

da wurde ihr plötzlich klar, was das pechige Ding im Silberpapier war: sicherlich nichts anders, als auch so ein verfertiges Lichtzeug. O Rucherle, Rucherle!

An demselben Freitag verrichtete die Kundl ihre Abventbeicht'. Als sie der Priester fragte, ob sie thäte lieben, antwortete sie: Ja, sie meine halt, den Nächsten. Und er fragte, ob sie außerdem irgendwem ganz absonderlich thäte lieben. Sie antwortete, das könne sie im Augenblick nicht sagen, aber wenn sie dergleichen in sich wahrnehme, so wolle sie schon wieder fleißig beichten kommen.

Darauf, am heiligen Abend, war das Beichten schier wieder nöthig geworden. Der Schulmeisters-Sohn war aus der Stadt zurückgekommen, um sich die Feiertage über daheim des Lebens zu freuen.

Die Kundl stand mit dem Zuber am halbverfrorenen Dorfbrunnen, um Wasser zu holen. Da trat der Student hinzu und sagte: „Wart', mein Schatz, ich schlag' Dir die Eiszapfen weg“, und brach mit dem Stocke die Wasser-röhre frei, daß es klorrte. Dann trat er ganz an sie heran und neckte ihr am Halse was fest. Sie wollte es wehren, aber dachte, so einen Herrn, der leicht geistlich wird, darf Eins nicht grob ansprechen. Und ließ es geschehen.

Dann sagte der Schulmeisters-Sohn: „Bist noch beim Höllerbauer im Stall?“

„Ja freilich.“

„Wo schlaffst denn?“

„Wo werd' ich denn schlafen! Auf der untenauffern Seiten.“

„Daß Dich nicht friert!“

„Bei Leib', im Stall' ist's nicht kalt.“

„Kundl, ich habe oft gehört, in der Christnacht thäten die Vieher reden. Ist das wohl wahr?“

„Freilich.“

„So möchte ich mich doch einmal überzeugen. Gelt, mein Herzl, Du läßt mich heute nach der Mette in den Stall, daß ich horchen kann!“

„Freilich“, flüsterte sie wieder und eilte mit dem gefüllten Zuber davon.

Der Student blickte ihr nach und schmalzte mit der Zunge.

In den Stall gekommen, war ihr Erstes, zu sehen, was ihr nur der freundliche Student an den Hals gethan hatte Je — Jerum! eine goldene Brustnadel, wie's die Frau Wirthin an Festtagen trägt. Und an den Scheibenknopf ist ein rothes Kösslein gemalt. Das ist allzuviel, das darf sie nicht behalten. Da thät' sie ja so viel hochmüthig werden; sie will's deshalb ganz inwendig tragen. Aber, wenn sie's inwendig trägt — was sehen denn die Leute davon? — Und an dem selbigen heiligen Abende war ihr zu Muth, als solle sie der Verabredung gemäß wieder zum Beichtstuhl gehen. — Nu, Kundl, verschieben wir's bis auf morgen.

Als es finster wurde, und der Höllerbauer und der Jungknecht in den Stall kamen, um mit geweihetem Rauch das Vieh auszurauchern und mit geweihetem Wasser Wände und Krippen zu besprengen, sprengte der Jungknecht mit besonderer Andacht dreimal auf das Bett der Kundl. Das verdroß sie: „Du, behalt' das Wasser lieber für De in Nest!“ Da kam erst der Bauer mit dem Rauchfaß über ihr Bett — dem durfte sie freilich nichts entgegen reden, ja, mußte noch das üblige Vergeltsgott sagen.

Während in der Nacht die meisten anderen Bewohner des Höllerbauerhofes zur Christmette gingen, blieb die Kundl als Hüterin daheim in ihrem Stall. Die Ruhe wiederklauten ihr Abendmahl und sie betete den Rosenkranz. Und sagte zu sich selber: „So ein Rauchen und Sprengen ist Alles für die Raß. Da sitz' ich auf dem eingesegeten Bett und hab' nicht um einen Groschen eine Andacht. Der Schulmeisters-Sohn sitzt jetzt in der Kircheng und wird fleißig beten. In der Religion muß er rechtschaffen fest sein, weil er noch beim alten Glauben ist, daß in der Christnacht die Vieher thäten reden. Ich selber hätt'

hell d'rauf vergessen und mag auch gar nicht d'ran denken, sonst kommt mir der Grugl (Gräuel). Wenn er nur schon da wär'; heut' dauert die Metten ein' ewige Zeit. Jetzt läuten sie erst zur Wandlung."

Eine der Kühe schnaufte. Der Ruml fuhr es heiß und falt über den Rücken. — „Sie heben schon an; na, wenn er nur schon da wär'!"

— Du sollst die Thür' zusperren! rief es im Stalle. Kein Vieh rief es, ihr Leute, sondern das Gewissen des Mädchens.

Und als die Zeit nahte und die Mette zu Ende war, da ging die Ruml, und hing die Thür' von innen mit der Sperrkette zu. Und nachdem die heimkehrenden Leute im Hofe zur Ruh' gekommen waren und ringsum stille, tiefe Nacht herrschte, da rührte sich die Holzlinke an der Stallthür'. Die Ruml verhielt sich still. Es klopfte draußen, es flüsterte. Der Ruml war heiß in der Brust, aber sie öffnete nicht.

Mit vereiserten Fingern mußte der Student von dannen ziehen, ohne in dieser wunderbaren Nacht die Thiere sprechen gehört zu haben.

Und die Ruml schlief ein und träumte von der redenden Kuh und von der goldenen Busennadel, und auch vom Lichtzeug aus Menschenfett, so sie immer noch liegen hatte in ihrer Truhe.

Schlaf' wohl, Runigunde! Das Lichtzeug wird Dich nicht brennen, die Nadel wird Dich nicht stechen, und die Kuh kann Dir nichts Uebles nachreden, Gott sei Dank! — Aber, das sage ich: wenn es mit Dir so weiter geht auch im nächsten Jahr', dann wird es schwer für mich

Dorfbriefe.

IV.

Nicht in Gutweiler, aber gleich daneben besteht eine Schule, in welcher die Kinder Schulmeister sind. Wie das gemeint ist, erhellt aus Folgendem: Diese Schule besucht unter Anderen

ein eilfjähriger Bauernbursche, der sich nichts Gutes nachsagen läßt. Daß er „schulstürzt“ und dann dem Lehrer eine Nase dreht, gehört noch zu seinen Tugenden; denn der Lehrer ist insgeheim hochvergnügt, wenn der Junge nicht in der Schule kniet — kniet, denn es vergeht kein Tag, an welchem der Bursche nicht sein Verbrechen übt, entweder an den jungen Mitmenschen, oder an sich selbst. Wird er zur Strafe über Mittag in die Schule gesperrt, so achtet er das nicht, sondern sucht sich zu unterhalten, so gut es geht, nicht immer zum Vortheile der Schulbänke und der Requisiten. Wird er nach der Schule zurückgehalten, so ist ihm das noch lieber, denn so entgeht er den Arbeiten zu Hause, die ihm weit lästiger sind, als das ungefährliche Brummen und Drohen des Schullehrers.

Wichtige Strafaufgaben, Aushungern, Verweise vom Orts-Schulrath und allerlei dergleichen ist schon versucht worden — der Junge wird noch immer boshafter. Da war es vor Kurzem, daß er während des Unterrichtes wieder verschiedene Laster trieb, bis dem Lehrer die Geduld ausging und er zur activen Nothwehr greifen wollte. „Oha, Helm!“ schrie der kleine Flegel, „das Schlagen ist verboten, da wird der Herr Lehrer eingesperrt!“ Trotzdem wollte der Lehrer seine Autorität geltend machen, was geschah? Mehrere Schullinder sprangen aus den Bänken und riefen: „Wenn der Herr Schullehrer selber das Gesetz nicht befolgt, so brauchen wir's noch weniger zu thun.“ — und liefen davon. Der arme Lehrer stand wie gelähmt da. Er will nicht mehr schulhalten.

Früher setzte es in der Schule Prügel jeden Tag und wegen jeder Kleinigkeit; selbst die Talentlosigkeit eines blöden Kindes wurde mit der Ruthe oder dem Stocke gezüchtigt. Es gab viel Ungerechtigkeit in der Sache, daher hub man sie auf, schüttete das Kind mitsammt dem Bade aus — und die bösen Wunden lachen. Daß doch der Mit-

telweg so schwer zu finden ist! Moralische Strafen sind nur einem moralischen Charakter empfindlich; an einem boshaft gearteten Kinde, in welchem die Schule eine Moral erst erwecken soll, geht sie spurlos vorüber. Alle Menschen können einmal nicht nach einer Schablone gefirnisht werden, es ist wie beim Holz, manche Gattung braucht eine dickere Deckung an Farben, manch' andere bedingt nur einen leichten Anstrich, soll die Schönheit der natürlichen Glaserzeichnung nicht verwischt werden. Sie werden „Pst!“ sagen, Herr Redacteur, aber meine Meinung bleibt die: „Man soll die Schulung und Erziehung junger Menschen nicht fabrikmäßig betreiben, heute nach der Haselstockmethode, morgen mit lau-süßer Moralsiederei“.

Die letztlich Ihnen mitgetheilten Weihnachtslieder, sagen Sie, hätten Spaß gemacht? Wäre das Fest nicht schon vorbei, ich könnte mit noch mehreren aufwarten. Ein braver Schulmeister hat sich die Mühe gegeben, derlei Krippenlieder im Volke zu sammeln und mir davon ein Duzend mitzutheilen. Für's nächste Jahr, wenn wir noch beisammen sind! Heute schenke ich Ihnen nur eines für den „Heiligen-drei-Königs-Tag“:

Heind hon i wos gsehn, & is gwister und
wohr,

In Welcher, in Hauser, in Kini Kospar.

Wia de sein kemer on, wia de sein kemer on,
Wos s' mitbrocht si Sochn und wos s' ast
hob'n thou.

Diaz, wia s' ent sein kema zan Stoll do herein,
Do wult holt an Viada da Peflichsti sein;
Sie biagn ihri Ania, sie biagn ihri Ania
Und linen si schidn viel besa wia mir.

Da Kini Woldhausl, (Walthauser) der schaut
finster aus,

Da Kosper is freindli und bukt sie wir a
Raus:

Da Kini da Welcher, da Kini Melchior,
Schaut aus wia da Tuisl, is a kulschwor: a
Mor.

Der Ersti bringt Weibrach, der Duberi Mührn.
Da Dritti gibt Ould her und lost eahms nit
wirn.

Und & Kindl hot recht glockt, und & Kindl hot
recht glockt.

Und i hon mian (müssen) woan, wir i & hon
bitrocht.

Drauf songen ah d Eugel zan singen oll on,
Z thooal pfeifn, & thooal geignan in himlisch
Ton;

Koana wil nit schweign und Koana wil nit
schweign,

Do hots wul nit ghoassn: Peint nig mit da
Geig'n!

Die Kini, die losn von Herzg oll zua;

Mir hobn uns nit kina wawunern oll gnua,
Daz Gott ols Falschn-Kind, daz Gott ols
Falschn-Kind

In Krippel schon onfongt zu büassn die Sünd.

Ka, d Jungfrau und Wuada legt o an schein
Dout,

Der oll Josef ah si die muatsgenan Gschent,
Er holt & Kindl hin, er holt' & Kindl hin;
Ku Tada hots bukt — ast roasn & dabin.

Wie Sie sehen, Herr Redacteur, behandle ich den obersteirischen Dialekt nicht ganz nach Ihrer Art. Sie versuchen die Mundart genau so zu schreiben, wie man sie spricht; das ist sehr sachgemäß und bietet wissenschaftliche Vortheile für den Culturhistoriker und Sprachforscher. Aber der gewöhnliche Leser kommt dabei zu kurz! selbst Einer, der den Dialekt vorzüglich spricht, kann ihn, wenn dieser genau nach der Aussprache geschrieben ist, nicht lesen. Ich denke also, wer die Mundart ihrer selbst willen darstellt, der schreibe sie möglichst genau nach; wer in ihr etwas für einen größeren Leserkreis schafft, der lasse den Dialekt gegen das Hochdeutsche neigen.*)

Vor Kurzem sah Outweiler eine goldene Hochzeit. Ein Ercisenpaar mit

*) Dem stimmen wir nicht unbedingt bei.
Die Red.

langen Pilgerstäben in der Hand und einem großen Kreis von Kindern, Enkeln und Urenkeln um sich, so schritt es noch rüstig zum Altare, um sich neuerdings eheliche Lieb' und Treue bis zum Tode zu schwören. Gloden, Musik, Gesang, Böller riefen den Jubel in's Thal; und es wurden die uralten Gepflogenheiten wieder aufgefrischt; das Brautpaar und die Hochzeitsgäste waren gelleidet nach alter, steirischer Art; alte Lieber, alte Tänze, alte Sitte vom Glase Wein in der Kirche, bis zum „Krautfalzen“ in Wirthshaus, vom Brautraube bis zum „Kranzelabtanzen“, vom „Gesundheittrinken“ bis zum „Wiegenholzführen“. Herr, es war ein lustiger Tag! Und die alte, echte Volksthümlichkeit ist doch noch nicht ganz beim Teufel. Jetzt kommt der Fasching, wird's wieder „Steirerabende“ geben in den Städten. Der Hochzeitstag in Gutweiler wäre ein Muster gewesen für so ein Fest. Ich habe mich noch nicht entschließen können, einen „Steirerabend“ unter den Städtern anzusehen. 's mag dabei noch so unterhaltsam sein, aber 's bleibt halt alleweil nur eine Komödie, ein Maskenball — und erfüllt schließlich damit ja auch seinen Zweck. Aber wer ein Freund des ungeschminkten Volksthumes ist, der bleib' auf dem Land und nähre sich redlich.

Ich höre auf der Straße die Schlittenpartie schellen, die mich mitruft auf die Alpe zum Gutweiler Jägerhaus. Ein Schlitten voll Proviant ist schon gestern vorausgegangen, einen Schlitten voll Musikanten und einen Schlitten voll hübscher Weibskente nehmen wir heute mit. Da wird's weiter ein Bissel volksthümlich hergehen! Wird's nicht etwa zu volksthümlich, so werde ich das nächstemal davon erzählen.

Prost Neujahr! Amen.

Gutweiler, Ende December 1877.

Der taube See.

Eine steirische Sage.

Ein Kloster lag an einem Bergeshange, In dessen Mauern ging es weltlich her. An Reichthum war's der erste ein's im Range; Den Mönchen fiel die Ordensregel schwer.

Mitunter auch die kirchlichen Gebräuche; Doch Tanz, Musik und Spiel und Böllerei: Die Mönche hielten mehr auf ihre Bäuche, Als auf's Prieuer und auf die Vitanei.

Bei Festgelagen kam der Wein in Butten, Die Priester drehten lüftern sich im Tanz. Da flogen Dirnen, Röcke, auch die Kutten, Es flog am Gürtelband der Rosenkranz;

Sie zechten, prasteten, schmelgten Tage, Nächte. Bis in den Hallen selbst betrunken tappt, Damit Frau Venus er ein Opfer brächte, Des heil'gen Klosters gottesfürcht'ger Abt.

Die Mönche sossen Wein selbst in den Zellen, Sie schliefen dort nicht andachtsstrunken ein, Sie tosten mit den Mägden aus den Ställen Und wachten in den Kammern nicht allein.

Noch einst, bei einem wüsten Klosterfeste, Bei einem südlich üpp'gen Bacchanal, Da mengt sich in die Zahl der heitern Gäste Des lockern Ordens strenger General.

Vom Rufe seines Jornes bebt die Halle „Verflucht sei euer gottlos Treiben hier, In Schutt und Moder euer Kloster falle, Verschllossen bleibe euch der Kirche Thür.“

Weil ihr verleugnet eures Ordens Pflichten, Entweihtet euer heilig Prieueramt, Ward ich gesandt, euch, Sündhafte, zu richten, Von Gott, der eure Bruderschaft verdammt!“

Hierauf erbebt das Haus in seinen Fugen. Es stürzt mit Getöse von seiner Höh', Weil sein Gebäll' die Mauern nicht mehr trugen, In den zu Füßen ihm geleg'nen See! —

Oft tönt auf seinem Grund ein Glockentlingen, Es leuchtet aus der Fluth ein Fackelschein, Wobei die Mönche Kirchenlieder singen, Sie ziehen in ihr Gotteshaus hinein!

Man sieht sie am Altare Messe lesen,
 Sie beten nun Brevier und Rosenkranz,
 Vom strengen Kirchenbanne sich zu lösen,
 Sie knien vor der heiligen Monkranz!

Doch frommt den Todten keine Kirchenfeier!
 Die Wände bleiben in den See gebannt,
 Er liegt, der taube See, in Oberkeier,
 Den Abt hat uns die Sage nicht genannt!

Sisarius.

Von der deutschen Sprache.

Seit den großen deutschen Siegen gegen die Franzosen haben die Deutschen einen scharfen Anlauf genommen, alles Fremdartige von ihrer Nation abzuwälzen und echt germanisches Wesen wieder zu erwecken und zu fördern. Es ist besonders bei der Reinigung der Sprache hierin manches Gute geschehen. Aber — noch einen Schritt weiter, und man hätte sich aus lauter guter Meinung an der lieben deutschen Sprache veründigt. Man wollte eine neue vereinfachte Schreibweise und neue — die lateinischen — Lettern einführen. Wäre dieses in der Uebereilung gelungen, wir hätten eine der größten, ursprünglichsten Eigenthümlichkeiten und ein Stück deutscher Culturgeschichte von uns geworfen.

Der Journalistentag zu Wiesbaden 1876 war es hauptsächlich, welcher diesem allzueifrig fortschrittlichen Streben ein ernstes Halt zurief. Reformen dürfen nie sprungweise und gewaltsam durchgeführt werden, sollen sie nachhaltig sein. Dank diesem entschiedenen Einspruch der Journalisten werden wir auch fernerhin die neuen Erscheinungen der Literatur sowie die Werke unserer Classiker in der uns angefallenen Form erhalten und beibehalten dürfen, in jener Form, welche wir von Jugend auf kennen und lieben und verehren gelernt haben. Das wird nicht allein in Bezug auf die Schreibweise, sondern auch in Hinsicht der Schriftzüge der Fall sein. Wenn es fremden Nationen

wirklich Ernst damit ist, die kostbaren Schätze, welche in unserer Literatur niedergelegt sind, aus ihrer ersten, wahren und reinen Quelle zu schöpfen, so werden sie, wie sie es bisher gethan haben, sich die kleine Mühe nicht verbrießen lassen, mit der deutschen Sprache auch die deutschen Buchstaben lesen und schreiben zu lernen. Auch wir müssen, wollen wir mit Fremden in der Ihrigen verkehren, uns nach ihren Sitten richten. Dem besonnenen und unparteiischen Fremden würde es sogar sehr sonderbar vorkommen, wenn eine Sprache von der Bedeutung für die Weltcultur, wie es die deutsche ist, ihren Jahrhundertalten Charakter plötzlich verleugnen und dafür eine fremde, weniger ausdrucksreiche Mode annehmen wollte — bloß um dem Fremden gefällig zu sein.

Allerdings, die deutsche Sprache ist noch lange nicht fertig; sie hat sich ja erst, und noch nicht einmal vollständig von dem Ungeziefer der überflüssigen Fremdwörter freigemacht.

Bei deutschen Gerichtsämtern ist die Rede von Edictal-Citation, Extrahent, Präclusion, Proclam u. s. w. — wahre Volksplagen. Vor nicht langer Zeit hat ein Anwalt der deutschen Sprache, der Hauptpostmeister Stephan in Berlin in einer geistvollen Rede das Unwesen der Fremdwörter gegeißelt. Wie? wenn in einer Belehrung für den Landmann über die Maul- und Klauenseuche die Rede ist von spontan, prophylaktischer Behandlung, intensivem, virulentem Contagium, Se- und Excretionen, isolirter Maulinfection, Aphthenausschlag, Präcautionsverfahren, von präferoativ, curativ und imprägnirt. — Muß der Bauer nicht glauben, die Maul- und Klauenseuche sei in die Sprache gefahren? Wie soll er Morbidität und Mortalität unterscheiden? und kann man es jenem Gemeindevorstand nicht verübeln, der berichtet: die Moralität unter den hiesigen Einwohnern ist gottlob im Abnehmen begriffen, macht sich aber leider jetzt unter dem Vieh bemerkbar.

Und wie sieht's im deutschen Rufentempel aus?

Wir erstehen ein Villet zur Loge, zur Tribune, zum Parquet, zum Parterre, legen in der Garderobe ab, hören die Ouverture, mitunter leider auch den Souffleur, sehen die Scene und Couffissen, bewundern die Decorationen, die Costume, die Balletteusen (!) und die Regie, gehen im Zwischenacte mit einer Contremarke ins Foyer und lesen das Repertoire der nächsten Woche! Mit so und soviel Gage und Spielhonorar wird eine Sängerin engagirt, ihre Heiserkeit aber wird auf deutsch gemeldet.

Ferner ringt die deutsche Sprache heute noch mit den Schlangenungeheuern endloser Sätze, wovon aus manch' Einem ein häuslicher Schriftsteller fünf oder zehn machen könnte. Es ist nicht wahr, daß die deutsche Sprache von Natur aus schwerfällig ist, man hat sie nur schwerfällig gemacht. Der leichte, behende und fröhliche Satzbau läßt den Franzosen geistreich erscheinen; der deutsche Gelehrte vermeint es nur durch seine unendlichen, verschobenen, verschlungenen, in einander verkeilten Perioden zu sein.

Nicht mit Unrecht parodirt ist die Einleitung eines neueren, philosophischen Werkes: „Es läßt sich, abgesehen von dem Umstande, daß, einerseits die Empyrik, insofern sie lediglich auf erfahrungsmäßigem Wege thätig ist und andererseits die Hypothesen der reinen Speculation nach den Consequenzen ihrer Grundmotive, einem Resultate zusteuern, nicht bestreiten, daß die an und für sich untereinander durchaus verschiedenen, ja sich oft nachgerade direct entgegengesetzten Principien der Philosophen, als die eines Hegel, Kant, Schelling, Herder, Darwin, Schopenhauer, Hartmann u. A., sowie auch die der antiken Schule, ausgehend von dem einen Grundprincipe, der Frage, das in jedem Zeitalter und auf jeder Culturstufe der Menschheit sich andersgedachte Ziel, die Antwort, resp. Erkenntniß, mit größter

Selbstverleugnung ihrer Vertreter, mit tapferster Ueberwindung aller erdenklichen diesen unter die Füße geworfenen Hindernisse suchen.“

Des Satzes simpler Sinn ist die Phrase, daß die Philosophen aller Zeiten bestrebt waren, die Wahrheit zu suchen.

Die Schönheit und Anmuth der deutschen Sprache ist bisher nur edleren Dichterwerken zu gute gekommen, in ihrer heute gebräuchlichen amtlichen, kaufmännischen Form, in der Weise, wie sie wissenschaftlichen Werken dient u. s. w. liegt der Beweis und die Nothwendigkeit, daß sie sich erst entwickeln muß. Und sie wird sich entwickeln, aber allmähig und naturgemäß muß das geschehen. Der Formenreichtum, die Bewegsamkeit und der Wohlklang ist da — die deutsche Sprache wird einst die vollkommenste, vielleicht die verbreitetste der Welt sein. M.

Aleine Elegie.

Wiederum an einem Morgen
Hab' ich eine Burg erliegen,
Eine schwerverbrannte Burg,
Wie sie wild in Trümmern liegen.

Früher, in der Jugend Tage,
War Romantik allenthalben,
Nun als Mann betümmr' ich mich
Um lebend'ge Mauerfchwalben.

Jeder Fels und jede Mauer
War einst int'ressant, zum Malen!
Heute kummert mich der Wald,
Lieb' ich milde Sonnenstrahlen.

Auf Getrümmern denk' ich heute,
Wie so mancher Freund geschieden —
Und die Thräne — gilt sie ihm?
Ach, er ruht im ew'gen Frieden!

In Ruinen, in Ruinen,
Seit der Jugend Stern erblichen,
Kommt mir der Vergänglichkeit
Rahnung recht an's Herz geschlichen.

Siehe dort den Fortschritt brauen!
Eisenbahnen, Telegrafen —
Hier auch — wer erfand sie nur?
Alle gingen schlafen, schlafen.
Wenige ernten, die da pflanzten,
Glücklich ist die eitle Drohne.
Der Erfinder darbt und geht,
Es genießt der Epigone.

Ludwig Eichrodt.

Bücher.

Realismus und Idealismus in der neuesten Lyrik.

Vor wenigen Tagen brachte mir ein Ungefähr das poetische Werkchen „Zlatorog“, eine Alpenfage von Rudolph Baumbach (Leipzig, Liebeskind 1867) in die Hände, und nachdem ich dasselbe mit wachsendem Behagen wie eine saftige Frucht bei herrschender Dürre verschlungen, da meinte ich in der ersten Entdeckerfreude Lärm schlagen zu müssen, um der Welt zu verkünden, daß wir an Rudolph Baumbach wieder einmal einen naturfrischen, einen löstlichen Sänger haben. Aber kaum hatte ich diesen Voratz gefaßt, so schlug ein Chorus der schönsten Recensionen in- und ausländischer Blätter an mein Ohr und zwar auf Grund der „Lieber eines fahrenden Gesellen“, welche von demselben Poeten bei demselben Verleger soeben erschienen sind. Mein Entdeckerstolz kommt also eigentlich zu spät, aber ich kann noch immer nicht umhin, das Loblied auf den wackeren Baumbach doch wenigstens in Chöre mitzusingen.

Was diesen Dichter vor anderen auszeichnet, worin das Geheimniß seiner Wirkung liegt, das ist so schwer zu sagen, als es schwer ist, anzugeben, was uns denn eigentlich bezaubert an einer Bergesquelle, an einer Waldblume oder an einer ziehenden Wolke. Es ist eben jener Reiz des Unfassbaren in Baumbach's Poesie, wie er Allen eigen ist, was rein aus dem Born der Natur quillt. Man kann es „Frische“ nennen, wenn man will, man kann es mit dem glänzend reinen Grün einer soeben auf-

gebrochenen Blätterknospe vergleichen. Es ist im „Zlatorog“ jene reiche und doch natürlich, leicht, ungezwungen fließende Ader, welche den Blütenlenz eines hervorragenden Talents kennzeichnet. Vom einsamen Apengipfel, wo der goldgehörnte Gensbock „Zlatorog“ haust, bis hinunter zur Schenke der Frau Katharina an der Trentabrücke, steht Alles so anschaulich, so naturwahr, so glaubwürdig und überzeugend vor uns da, als ob wir selbst schon Jahrzehnte lang da heimisch wären.

Ebenso erquickend sprechen die Lieber der Baumbach's an, die zunächst in einer Art Jahrbuch, welches unter dem Titel „Enzian, ein Gaudeamus für Bergsteiger“ erscheint (bis jetzt 3 Bände, Leipzig, Liebeskind 1875—1877), sich mit poetischen und prosaischen Musengaben verwandter fröhlicher Geister vereinigt finden. Hier erscheint der Dichter ganz originell, als der Begründer einer „alpinen Poesie“, als Großmeister eines poetisch berechtigten und salonfähig gemachten Touristenhumors. Hier ist u. A. der klassische „Klagegesang eines Triester Professors“ zu lesen, der, nebenbei bemerkt, den vielverbreiteten Glauben veranlaßt haben mag, Baumbach besitze die Stelle eines Professors an einer öffentlichen Triester Lehranstalt. Dies ist nicht der Fall; der Dichter, ein geborner Thüringer, brachte viele Jahre als Erzieher hin und lebt seit einiger Zeit ohne irgendwelche feste Stellung als Privatgelehrter in Triest.

Die „Lieber eines fahrenden Gesellen“ (Leipzig, Liebeskind 1878) sind für einen weiteren Kreis als „Enzian“ bestimmt. Hier begegnen wir Gedichten, die, wie das Lied vom „Hasner“ oder das vom „schlauen Abt“, den liebtesten Sachen Scheffel's ebenbürtig sind. Daß erst nach Erscheinen dieses Büchleins die Kritik angefangen, zu Ehren des „Zlatorog“-Dichters ihre Wölle zu lösen und ihre Freudenfeuer anzuzünden, liegt wohl darin begründet, daß eine Hauptrolle in dieser kleinen Sammlung das Zehlied spielt, jene lustige Anekdote,

die eben in unseren Tagen zu einer so großen Beliebtheit gelangt ist und durch welche Victor Schefel namentlich zum Idol der studirenden Jugend geworden. Gott erhalte sie uns, diese fröhliche Lyrik mit dem Noth der Gesundheit oder wenigstens des Bacchus auf den Wangen: sie hat Berechtigung, Werth und Bedeutung der pessimistischen Stimmung unserer Tage gegenüber! — Aber freilich, wenn zu Schefel und Baumbach sich weiterhin noch ein Dritter, ein Vierter, ein Fünfter gesellte und uns von allen Zweigen des deutschen Dichters: hains nur ein fröhliches „Gaudeamus igitur“ entgegenschalte, so würde uns doch etwas bange dabei werden. Es würde die Ueberzeugung nicht abzuweisen sein, daß von dieser Art denn doch nicht allzuviel des Guten geboten werden dürfe.

Es muß auch andere Vögel und andere Lieder geben und es gibt welche, die nicht zu verachten sind. Da liegt z. B. ein Heft vor mir, betitelt: „Monologen von Otto Marschall (Köln, Du Mont-Schauberg 1878).“ Dieser Dichter wird nicht so enthusiastisch begrüßt werden; man wird ihn vielleicht sogar übersehen trotz der sinnigen Nachtviolen-Augen, mit welchen seine Muse in die Welt blickt. Ein größerer Gegensatz wie der zwischen Baumbach und Otto Marschall läßt sich nicht denken. Nicht als ob der Letztere Ersterem als der Pessimist dem Optimisten gegenüberstünde; aber dem munteren „fahrenden Gesellen“ gegenüber ist er der Idealist, der Grübler und Träumer. In der Anordnung des Buchtitels verräth sich bei Marschall etwas von der Unbeholfenheit genialer Menschen. Ein „Seelendrama“ — drei „Seelen-scenen“ — Was soll das heißen? wird der nüchterne Kritiker fragen. Es sind lyrisch-epische Monologe in reimlosen fünf-süßigen Jamben. Aber mit demselben anmuthigen Zauber, mit welchem sich in Baumbach's Poesie die Außenwelt spiegelt, entfaltet und entthüllt sich bei Marschall das Innere, das seelische Leben und Wesen. Hier wie dort originelle,

lebensvolle Züge und eine Anschaulichkeit, die das Gemüth anspricht, wenn auch für das feingeistige Arom der Seelenanmuth Otto Marschall's die volle Empfänglichkeit nur bei Wenigen voraus-zusehen ist.

H. Samerling.

Carl Egon Ebert.

Seit einem halben Jahrhundert wird der Name Ebert's unter den Besten im Reiche der deutschen Dichtung genannt. Harmonisch wie sein dem Dienste der Muse und eines edlen Fürstenhauses geweihtes Leben, liegt sein poetisches Schaffen vor uns, und die Gesamtausgabe seiner Werke, welche soeben von der Actiengesellschaft „Bohemia“ in Prag veranstaltet worden ist, entrollt uns ein edles, ehrwürdiges Dichterbild. Fern dem Getriebe der Parteien, vornehm abgeschlossen von der Allgemeinheit und Alltäglichkeit entwickelt Ebert sein starkes Talent ebennmäßig, er bewahrte sich den Schatz eines wahren, schönen Idealismus, reiner ungetrübt Menschenliebe, er bewahrte die Thatkraft und Frische, die seine Jugendwerke durchglüht, bis auf unsere Tage, in denen er als sechsund-siebzehnjähriger Greis rüstig und theilnehmend für alle hohen Strebungen unter uns steht. Carl Egon Ebert hat sich beinahe auf allen Gebieten der Poesie erprobt. Sein gewaltiges episches Talent offenbarte sich zuerst in dem böhmisch-nationalen Heldengebicht „Wlasta“, in dem die kraftvollen, wuchtigen Verse erdröhnen wie die kampferüsteten Schaaren der mythischen Mägde Wlasta's, wenn sie mit den gegnerischen Männerheeren kühn zusammentreffen. Die redenhaften Gestalten, die der Dichter impofant aus dem Nebel der Sage hervortreten ließ, die weltbewegenden Gedanken, die er ihnen in den Busen pflanzte, die grausen Kampfes- und Naturschilderungen, die er meisterhaft entwirft, der großartig dämonische Charakter des Ganzen haben diesem Epos einen Ehrenplatz unter den Heldengebichten aller Zeit gesichert. Hielt es doch selbst Altmeister Goethe, mit

dem übrigens unser Einstebler Ebert in mancher Hinsicht verwandte Züge hat, nicht unter seiner Würde, von seiner olympischen Höhe herab dem jungen Dichter der „Wlasta“ einen ermunternden, schwer wiegenden Lobspruch zu spenden. Zeigt uns „Wlasta“ den Dichter in der vollen Kraft seiner großartigen Begabung, so lehren uns die Idyllen „Das Kloster“ und „Walb und Liebe“ ihn in seiner Naturfreudigkeit kennen, in der Meisterschaft, die heitere Ruhe eines friedlichen, bloß dem Schönen und Guten zugewandten Daseins mit prächtiger Kleinmalerei zu schildern. „Das Kloster“, das sich den besten Idyllen anreihet, ist eine ältere Arbeit, eine Dichtung, welche dem wildbewegten Abenteuerleben die stille Friedlichkeit eines Gott und der Menschenliebe geweihten Lebens gegenüberstellt, „Walb und Liebe“ stammt aus dem Jahre 1874 und erscheint hier zum ersten Male gedruckt, ein allerliebster, einfaches Liebesidyl. Den Hexameter, in welchem beide Dichtungen geschrieben sind, handhabt Ebert mit klassischer Fertigkeit. Ein anderes Epos „die Magyarenfrau“ erzählt in schönen Trochäen schwungvoll eine Episode aus Ungarns Revolutionskämpfen (1644). Ein eigener Band führt uns Balladen, Romanzen, Legenden, kleinere poetische Erzählungen und Scenen vor, darunter Schöpfungen von unschätzbarem poetischen Werthe. Ebert's Balladen „Frau Hitt“ und „Schwerting der Sachsenherzog“ sind berühmt geworden, eine ganze Reihe anderer aber schließen sich ihnen vermöge des echt volkstümlichen Zuges, der sie durchweht, vermöge ihrer Frische und Kraft ebenbürtig an. Sie zeigen den Dichter als Meister in jedem Zweige der epischen Dichtung, sie zeigen ihn aber auch als echt deutschen Vaterland hat, der nicht allein seine engere Heimat, das Böhmerland, begeistert zu besingen vermag, sondern sich auch aufschwingt zum Sänger der großen deutschen Heimat. Schon in jungen Jahren besang Ebert den Vater Rhein, nach

der Schlacht bei Seban ertönte machtvoll auch sein Siegeslied im Chorus der deutschen Sänger. — Als Lyriker offenbart Ebert stets ein sinniges, heiteres Anschauen der Natur, ein belebendes und tief sinniges Empfinden. Die Schönheiten der böhmischen Berge und Thäler feiert er in duftigen Naturliedern, das starke Gefühl der Liebe strömt in keuschen, melancholischen Gebichten aus. Sein Sonettenkranz „Milo“ ist eine Kette kostbarer Perlen, wie sie so edel und echt selten gefunden werden. Die erhabene Lebensklugheit, Weisheit und geistige Höhe Ebert's offenbart sich in den (1854) erschienenen „frommen Gedanken eines weltlichen Mannes“ eine Frucht reichen, schönen Gedankenlebens, das Glaubensbekenntniß eines sittlichen, edlen Charakters. Die Höhe, auf die sich Ebert frühzeitig gegenüber der literarischen Alltagswelt, dem Gekränke und Geklässe der Kunstgenossen gestellt, veranlaßte wohl seine fernigen, sich vertiefenden „satyrischen Gebichte“. Sie sind schon alt, diese Satyren, die Objecte aber, die sie geißeln, sind nicht ausgestorben, und die Streiche, welche der Dichter gegen literarische Charlatanerie, kritische Hohlheit und Erbärmlichkeit, gegen das nichtige Virtuositenthum in der Kunst führt, sind auch heute nicht in die Luft geführt. — Wenn wir zuletzt von dem Dramatiker Ebert reden, thun wir es keineswegs, weil er etwa hinter dem Epiker zu stehen komme — seine Dramen sind sämmtlich lebensfähig auf der Bühne; dramatische Handlung, Ideenreichtum, historischer Gehalt und edle Diction sind Jedem eigen. Das Jugendwerk „Bretislaw und Jassa“ stürmt noch im Feuer der Begeisterung einher und lehrt Versöhnung der in Böhmen streitenden Nationalitäten, die Tragödie „Der Frauen Liebe und Haß“ ist ein Ehebruchsdrama aus Otto's III. Tagen, „Das Gelübde“, ein gegen das Cölibat ankämpfendes Trauerspiel, das Schauspiel „Brunoy“ aber, dem erst 1870 die endgiltige Gestalt gegeben wurde, spielt in Louis' XV. Tagen und

läßt den Anbruch der weltumwälzenden Freiheitsära ahnen.

So führen uns die „gesammelten poetischen Werke“ von Carl Egon Ritter v. Ebert in sieben vom Verlage der „Bohemia“ schön ausgestatteten Bänden das Bild eines deutschen Dichters in seiner Vollenbung vor, eines Dichters, der längst unter die ersten und Erhabensten seines Volkes gezählt wurde.

Oscar Tenber.

Agnès von Meran.

Trauerspiel in 5 Acten von Franz Rissel.
(Wien, L. Koberner 1877.)

Philipp August, König von Frankreich, ließ sich die schöne Ingeburg von Dänemark zur Gattin holen. Diese wurde daheim ihrem Geliebten entrißen, der sich aus Verzweiflung vor den Augen der Scheidenden von einem Felsen in das Meer stürzte. In Trauer und Groll kam sie ihrem königlichen Bräutigam entgegen, falt wie Marmor lag sie ihm in den Armen; der König konnte sie nicht lieben und verstieß sie in ein Kloster. Dann führte er sich die holde Herzogstochter Agnès von Meran ins Brautgemach; doch die Kirche widersetzte sich dem Bruch der von ihr geweihten ersten Ehe, und zwar vorzugsweise deshalb, weil der König auch in der Politik Schritte that, die den Plänen der Kirche entgegen waren. So verhängte der Papst Innoncenz „von wegen der unrechtmäßigen Ehe des Königs mit Agnès“ das Interdict über Frankreich, bis Philipp zum Kreuze kroch, Ingeburg wieder als Gemalin zu sich nahm und Agnès verstieß.

Aus dieser geschichtlichen Thatsache hat Franz Rissel ein herrliches Drama geschaffen, das an Gehalt und innerer Wahrheit hoch über den meisten dramatischen Arbeiten unserer Zeit steht und an Kraft und Plastik an Hamerlings epische Werke erinnert. Ich versuche es nicht, hier einen Abganz zu geben der wunderbaren Frauengestalt, die uns in Agnès entgegentritt. Psychologisch rich-

tiger und ergreifender ist doch selten das sittlich starke, in Leidenschaft liebende und jeden Augenblick zur Entfagung und Selbstopferung bereite Weib geschildert worden.

In aller Liebesglückseligkeit folgt sie dem königlichen Bräutigam zum Hochzeitstafel; dort erst erfährt sie, daß der König schon vermählt ist, ihr graut vor dem Verhältniß, sie will sofort der ersten Gemalin Ingeburg den Platz räumen. Da ruft ihr Philipp hämißlich zu:

— Du auch wirst die Heil'ge sein —
Wie Jene, die das Dasein nur vergißet —
Für immer, ich erkenne es nun. O sie —
Sie werd' ich hassen, mehr als je. Ver-

keinen
Wird sich dies Herz, auf immer sich die Seele
Umnachten. Einsam werd' ich sein und
elend
Auf meinem Thron — ein Schattendenen nur,
Was ich zu sein berufen — ja vielleicht,
Von Menschenhaß zertruffen, finstern Ehrgeiz
Nur nährend, eine Geißel, ein Tyrann! —
Du konntest's wenden, Du mein Schutzgeist
werden.

Von Dir geliebt, war ich ein guter König;
Von Dir beglückt, beglückte ich mein Volk.
Sahst Du auf mich, war ich der Helden größter,
Zur höchsten That, zur edelsten verbunden,
Nahm ihren schönsten Lohn ich vorweg Dir
Von süßen Lippen. — Geh! geh! und entsag!
Im Jugendwahn der hehren Sendung, bring!
In Sicherheit Dein enges Loos — schnell! schnell!
Birg' es vor jedem rauhen Lustzug böser
Gewillter Meinung. Fort! sonst noch vielleicht
Verhöhnt Du mich, den Mann, der Wuth und
Schmerz
Uhmächtig mit den Zähnen niedertrüßet
Und d'rüber schamroth — Dir zu fliehen winkt.
Fort! fort von mir!

Agnès
(die außer sich, von diesem furchtbaren Ausbruch seiner Leidenschaft ganz überwältigt und unfähig, zu widerstehen, sich ihm zu Füßen wirft).

Kein! nein! hier lieg' ich, Dir
Zu Füßen, willenlos in Dich verloren.
Bertritt mich oder hebe mich empor —
Mißhandle oder streiche meine Wangen,
Mach' mich zur Skavin oder Königin!
Beforsam folg' ich Dir, wohin Du winkst:
Zu Muth und Glanz, in Schmach und Schuld,
zum Heile —

Zum ewigen Verderben. Agnès ist
Nicht mehr, lebt nur mehr, Deines Wesens Theil.
In Dir, das Dir verhängte Loos ist ihres —
Nicht selbst zu schauen Gottes Angesicht,
Ein sel'ger Geist, begehrt sie ohne Dich!
Ob sie Dich liebt, ermiß an dieser Stunde!

Und als sich das Geschick erfüllt und von Rom entfacht die Kriegsfurie das Land durchbraust, da will Agnes mit dem König auf's Schlachtfeld und ihn aneifern zum Kampf; und als der Aufbruch den königlichen Palast umwüthet, und Agnes sieht, daß sie allein die Ursache all der Noth ist, ruft sie ihrem Gemal bitend zu: „Verstoße mich! — Bei Allen, was dir heilig: verstoße mich!“ — Und als der König sich nicht zu beugen vermag den demüthigenden Zumuthungen der Kirche und durch den Tod seiner Gemalin Ingeburg den Conflict zu lösen wähnt, da entreißt ihm Agnes den Dolch, und anstatt daß derselbe das Herz der Nebenbuhlerin durchbohrte, senkt sie ihn in ihre eigene Brust. So richtet und schlachtet sie Alles. Als sie Philipp den Dolch entwindet:

Du mein theurer,
Mein stolzer Held! verbunke nicht den Glanz
Mir dieser edlen Stirn, eindruckend ihr
Das Wahl der Schuld, das unauflöschliche!
Beflechte nicht mir diese liebe Hand,
Die ich so oft gelüßt — und schaudernd nur
Mehr küssen könnte — und doch küssen müßte
Auch dann, weil sie für mich, um mich beflecht!
O sieh mich an und sag', ob ich's ertrüge? —
O sieh mich an und denk' der Stunde wieder,
Der furchtbar ersten, jener Schicksalsstunde,
Die dieser gleich, zu trennen uns gedroht.
Gedenke Deines Worts: — „Von Dir geliebt,
Von Dir beglückt, war ich ein guter König.
Beglückte ich mein Volk, zur höchsten That,
Zu edelsten Verbunden, nahm ich vorweg
Den Lohn dafür von süßen Lippen Dir.“ —
Und nun ein blutiger, blind wüthender
Tyraun? — O sag: hab' ich Dich über Alles
Denn nicht geliebt? hab' ich Dich nicht ein wenig
Doch auch beglückt? — O wenn Du auch nur

Einen —

Nur Einen schönen Augenblick mir dankst,
Laß ab von jenem düsteren Gedanken —
Weg mit dem Mordstahl, weg aus dieser Hand,
In der zu ruh'n ein ritterliches Schwert
Nur würdig! Bitte, bitte: schenk' ihn mir —
Zum Zeichen, daß Du nicht mir rauben willst
Mein schwach Verdienst um Dich und Deine
Größe.

Daß ich es mehre, schenk' ihn mir!
— Ich rette, ich befreie Dich!

Und sterbend spricht sie:

Keine Klage — keine! —
Die Zeit gebriecht — und jauchzend möcht'
ich enden —
Mein Schwanenlied sei ein Triumphgesang!

Anstimmten darf ich ihn; denn doch gesiegt
Hat heil'ge Liebe über diese Welt.
Ihr Haß, ihr Hohn verstimmt an meiner Leiche —
Versöhnt und tief beschämt muß sie gestehen:
Daß an der rechten Stelle Agnes war
An Deiner Brust — daß, sie erwählend, Du
Auch recht gewählt, denn Dich verdiente nur,
Die nicht allein Dich zu beglücken, die
Zu sterben auch für Dich gewußt. — O so —
So bist Du mein — nur so auf ewig mein!
Kein Zweifel! keine Reue! darf ich rufen
Auch jetzt; denn ohne Schuldbeuhsen rief
Ich auf zu Gott, in den Gehilden Dich
Der Seligen erwartend; denn auch dort
Gehörst du mir — nicht ihr — besiegelt ist
Mein Recht auf Dich — mit meinem Blut.

Philipp

(in furchtbarer Qual).

Verloren bist Du mir! Verloren —

Agnes.

Kein, sag' ich, nein!
Mein Angedenken lebt — in Dir in Allen,
Auf jeder Lippe schwebt's im Segensworte,
An mich Dich mahnend, Deinem Volke gab
Ich Dich zurück und Deiner Größe, Oh!
Laß dessen sicher scheiden mich von Dir.
Warum sonst schied' ich? O versprich es mir —
Und schnell! sonst ist's — zu spät! — ver-
sprich' es mir —
Mit einem Kuß, so lange noch die Lippen,
Dies Herz noch warm.

Freilich ist Philipp eines solchen
Weibes nicht werth. Rücksichtslos, ja ein
Tyraun, launisch, übermannt von den Lei-
denschaften der Liebe, des Hasses, des
Cherzgeizes und doch wieder matt und
feig genug, um Liebe und Haß seinem
Königthume zu opfern. Wie ein Wurm
im Staube windet er sich vor den Füßen
des Cardinals, der ihm diktiert, daß
er die geliebte Frau verstoßen und die
Verhaftete wieder aufnehmen solle; die-
ser Philipp hätte nicht gesiegt, wenn
nicht das liebende Weib es für ihn
gethan.

Gar interessante Charaktere sind fer-
ner Ingeburg, das Weib voll Eifer-
sucht, aber ohne Liebe; Pierre von Ca-
pua, der stolze, jesuitisch-schlaue Cardinal-
Legat und auch der atheistische Trou-
badour Pierre von Vernègue.

Diese Tragödie, welche schon als
„Buchdrama“ einen tiefen Eindruck her-
vorbringt, wird auf der Bühne von
großartiger Wirkung sein.

Federzeichnungen aus der Thierwelt.

Von Aglaia von Enderes. (Erster Band, Franklin-Verein in Pest; zweite Folge: „Neue Federzeichnungen aus der Thierwelt“, Partleben, Wien, Pest, Leipzig.)

Die bekannten Schlagworte, als: „ursprünglich“, „waldfrisch“, „reizend“, „ein nicht gewöhnliches Talent“, „hoch über dem Niveau der literarischen Duzendwaare“ u. s. w. können bei diesem Buche getroßt angewendet werden, ohne daß der Rezensent deshalb mehr als ein Kapitel daraus zu lesen braucht. Wer sich aber die Mühe nimmt, nein, das Vergnügen macht, die zwei Bände durchzulesen, der wird finden, das sich darüber etwas mehr noch sagen läßt.

Wenn der Verlagsbuchhändler, oder der Autor sein Buch einer Zeitung einschickt, so meint der Zeitungsschreiber häufig, das wäre die hofle Hand, in welche er das Almosen einer „schönen“ Notiz zu werfen hätte; während dem honneten Buchhändler und Verfasser mehr an einer kritischen Beurtheilung seines Werkes gelegen sein muß, als an einer stereotypen Reklame, nach welcher wenn's hoch kommt, zehn Exemplare an Mann gehen. Das vom „nicht gewöhnlichen Talent“ ist der „nicht mehr ungewöhnliche Weg“, einem Buche Käufer zu erzielen; aber das Publikum möchte schließlich lieber wieder einmal ein Werk haben von einem gewöhnlichen Talente, heißt das von einem, wie man es unter der Bezeichnung „Talent“ gewöhnlich versteht. Ein solch gewöhnliches Talent ist die Frau, welche uns die „Federzeichnungen aus der Thierwelt“ gab.

Es ist ganz in der Ordnung, daß in demselben Verhältnisse, als mit der vorschreitenden Kultur der Verstand der Menschheit größer wird, sich auch das Herz derselben erweitert. Da sich nicht mehr leugnen läßt, daß wir selbst zu den lieben Thieren gehören (woburd der Mensch ja nicht erniedrigt, sondern das Thier erhöht wird), so machen wir auch etwas Gemeinschaft mit denselben; und gleichwohl wir es uns noch immer nicht recht gefallen lassen, mit dem Gimpel,

mit dem Esel, mit dem Affen analogisiert zu werden, so zeigen wir doch schon viel mehr Verständniß, Interesse und Herz für die Thiere, als das sonst der Fall war. So ist auch einmal die Poesie — welche vor ihrem materiellsten Standpunkte der Dorfgeschichte keinen großen Sprung zur Thierwelt mehr hatte — auf diese übergegangen. Zwar ist die Thierfabeldichtung, wie Aesop bezeugen kann, sehr alten Datums; aber der Fabeldichter legte den Menschen in das Thier, während man heute das Thier in den Menschen steckt. Und bei diesem Bodshorn und Pferdefuß, bei dem Thiere im Menschen, bei unserem sinnlichen Leben muß uns der Erzähler aus der Thierwelt packen, will er uns für diese gewinnen.

Aglaia von Enderes erzählt uns von dem Leben vieler Vögel, Käfer, Insekten, Raubthiere und Reptilien, erzählt Biographien einzelner Charaktere, erzählt kleine Romane aus der zoologischen Welt. Dort, wo die Wissenschaft nur graue Theorien hat, muß die Poesie immer mit Beispielen von des Lebens goldnem Baume ausschöpfen. Wenn Darwin, Huxley, Vogt und Büchner sagen, daß sich das Geistesleben der Thiere ganz nach denselben Gesetzen entwickle, als das des Menschen, so ist das ein Wort; wenn aber der Poet auf Grundlage von Erfahrungen zeigt, daß z. B. die Lerche und die Schwalbe und die Meise gerade so, und mit denselben Conflicten lieben, wie der Mensch, daß die Kröte und die Ameise nach denselben Prinzipien arbeiten als der Mensch, daß die Maus und die Krähe und der Marber mit einem ähnlichen Raffinement stehlen und rauben, als wie — wer Anderer: so ist das ein Bild, von dessen Wahrheit wir überzeugt sind, weil wir es selbst oft genug in der Natur gesehen haben.

Gleichwohl die Verfasserin sagt, ihr Buch mache keinen Anspruch auf Gelehrsamkeit, so wird sie doch nicht bestreiten wollen, daß ihre „Federzeichnungen“ von wissenschaftlicher Bedeutung sind. Daß sie andererseits einen poetischen Werth haben

ist eben so leicht bewiesen, weil eine schöne Darstellungsweise des Naturunmittelbaren selbst schon Poesie ist, und Agläa von Enderes es versteht, in anscheinend anspruchsloser Form die reichen Lebenserscheinungen und die zarteren Seelenregungen der Thiere gestaltenvoll darzustellen.

Wenn wir durch Auen und Wälder wandeln, so sehen und hören wir da eine lebendige Welt, die wohl an unsere Sinne schlägt, die wir aber nicht begreifen, noch weniger als uns selbst und die wir auch mit ganz anderem Maße zu messen gewohnt sind, als uns selbst, weil wir es schon von Großmüttern her wissen: Der Mensch habe eine Seele, aber das Thier habe einen Instinkt. Und nun kommt der Voet, und ganz mit demselben Stabe, mit welchem er an das Menschenwesen schlug, daß es sich offenbare, schlägt er auch an das Thier, und die Schleier fallen und wir sehen ein Wesen, das wir kennen, weil es, wie wir, lebt und strebt, liebt und haßt, streitet, siegt oder fällt.

Man lese nur die Schilderungen von der Lerche, der Schwalbe, der Maus, dem Frosch, dem Finken, der Elster, der Ameise, man lese irgend eine der so poetisch dargestellten Thierkizzen von Agläa von Enderes, und man wird mir beistimmen.

S. Wasser.

Das Menschenleben in seiner sittlichen Erscheinung. Von Johannes Avrent (Kustav Detenast, Freiburg und Leipzig, 1877).

Dieses Buch mag sich wohl auf absichtliche Nichtbeachtung, oder auf scharfe Polemiken gefaßt machen, es kommt zur Unzeit in die Welt. Die heutige Welt gehört den Naturforschern, und einen guten Theil derselben haben die Pessimisten gepachtet — nicht die Pessimisten von Ueberzeugung (denn diese finden eine Meinungs-Äußerung überhaupt für überflüssig), sondern die von Profession, die von ihrem Pessimismus leben und sich durch denselben für ihre alten Tage zu versorgen trachten.

In solcher Zeit tritt ein Mann auf, der in einem Buche von 216 Octav-Seiten Gott und Unsterblichkeit wissenschaftlich zu beweisen sucht. Und was an diesem Manne das Kühnste

ist: er baut seine Philosophie auf Grundlage der modernen Naturwissenschaft empor; bedient sich aber übrigens dazu derselben Mittel, als wie etwa der Atheist, welcher durch Hypothesen in Gestalt der Logik — das Gegenheil beweist. Es ist ein unlogischer diabolischer Zug der modernen Philosophie, daß sie mit allen Kräften und rhetorischen Mitteln etwas verneinen wollen, was nach ihrer Meinung die Natur, das Leben und die Erfahrung durch Thatsachen verneint. Wenn letzteres der Fall, wozu das viele Gerede? Allein, sie wissen es gar gut, daß die empirische Wissenschaft ihre Grenzen hat, hinter welchen wieder das Reich der Hypothesen und Begriffe beginnt, bis der Verstand still steht. Aber jenes Reich gehört nach unserer Meinung nicht wahr dem Geiste, sondern dem Herzen.

Das seelenvolle Buch von Avrent ist reich an Trost und Inversicht, ein unerhödlicher Verkünder der reinen heroischen Sittlichkeit, die in ihr selbst schon hier den Lohn birgt und jener Vollkommenheit zustrebt, welche den Menschen endlich mit seinem Ideale, also mit seinem Gott vereinen soll. Das Buch ist — wie der Verfasser selbst gesteht — „sein nach einem von vorn herein festgestellten, wohlbedachten Plane angelegtes Werk“; und doch ist es durchwegs theoretisch gehalten, so, daß es den fatalen Anschein gewinnt, als wolle es wissenschaftlich — mit menschlichen Mitteln den Ewigen beweisen und durch Begriffe und Schlussfolgerungen eine Kettenbrücke bauen in's Land der Unsterblichkeit. — Das will uns nicht recht gefallen. Es ist überflüssig, Gott zu läugnen, und es ist überflüssig, ihn zu beweisen. In dieser Sache ist das Gemüth der Herr. Ein religiös angelegtes Gemüth kann vielleicht mit Gleichmuth den Gottesläugner anhören, der mathematische Beweise aber, daß es einen Gott gibt, wird es verlegen.

Volle Verechtigung jedoch hat Avrent's Buch, sobald man es als Streitschrift gegenüber dem Materialismus und Pessimismus betrachtet. Hierin imponiren die reichen und tiefen Kenntnisse und die Geistesstärke des Verfassers, und sein Werk gilt als Beispiel, wie sich in gewisser Art eben — Alles beweisen läßt, und daß die Welt nicht schlecht sein müsse, weil es bewiesen ist, daß sie schlecht sei, da man es ja mit den selben Mitteln gerade so schlagend beweisen könne, daß sie gut sei. Zudem sagt unser Autor selbst: Ich spreche meine Ueberzeugung aus in der ruhigen Zuversicht, daß Alles, was in meinem Buche als ein ewig Wahres sich findet, auch in dieser Gestalt hier oder dort wirksam sich erweisen, alles hinzugehen, was als Nichtiges in dasselbe übergegangen ist, als ein Nichtiges wirkungslos bleiben werde.

Bairische Volksgeschichten von Hans Hopfen. (Hallberger, Stuttgart 1878.) Seit Immermann, Auerbach, Gottlieb, Keller, Lentner, Otto Ludwig, Kompert, Silberstein u. A. sind gute Volksgeschichten nichts Neues mehr. So etwas lernt sich eublich. Und warum sollte nicht Jeder, der das Schreiben gelernt hat und alljährlich auf dem Lande Sommerfrische nimmt, Volksgeschichten schreiben können? Einen Hans und eine Grethe, einen Hartköpfigen Alten, einen Wildschüßen, einen Tanzboden und einen Kirchhof gibt es in jedem Dorfe. Daraus läßt sich was machen. Freilich will es die Leser schier bedünken, derlei, was so jeder Tag im Leben gäbe, noch extra aus Büchern zu lesen, wäre überflüssig. Wenn nicht ganz besondere Begebenheiten erzählt, nicht eigenartige Charaktere dargestellt, nicht bedeutsame Fragen aufgeworfen, nicht tiefe Konflikte verflochten gelöst würden, so wäre auf der Welt nichts leideter entbehrlich, als ein Geschichtenerzähler. Das „ins volle Menschenleben hineingreifen“ kann Jeder, aber das Rechte herauslangen, das ist die Kunst. — Hans Hopfen langt immer das Rechte heraus. Schickt er sich an zum Erzählen, so weiß er etwas Interessantes, was Andere nicht wissen. In seinen „Bairische Volksgeschichten“ gibt er uns drei treffliche Erzählungen: „Der Böswirt“ (vor ewigen Jahren in Badländers „Sorglosen Stunden“ erschienen), „Zwischen Dorf und Stadt“ und „Aus den Acten, aus der Welt“. Im „Böswirt“ finden wir allerdings die obligaten „Hans und Gretchen“ und den Hartköpfigen Alten; aber die Sache dreht sich hier um ein Kind, ein Andenken an jene Nacht, in welcher der Alte gar ungerathlich die Schlafkammer seiner Tochter verperrte, und dessentwegen ein schwerer Conflict sein Gemüth zerriß — sein Leben vernichtete. Allerdings ist des Böswirts Herzgenosse immer nur die Faust und etwas weniger schlagend würde dieser Bauerncharakter noch schlagender wirken. — In „Aus den Acten, aus der Welt“ lernen wir einen Dorfgauner kennen, der auf seinem Transport zum Gericht den Aufseher und den Gendarmen in die Isar stürzt. Des ist ein Bildchen voll Plastik, Kraft und Sarkasie — in der Manier der J. H. Lentner'schen „Geschichten aus Tirol und Oberbaiern“ geschrieben. — In der weiteren Beurtheilung des Buches wollen wir dem Leser nicht vorgreifen.

Notizen.

Deutsche Lyrik seit Goethe's Tode. Ausgewählt von Maximilian Bern. (Leipzig, Philipp Reclam jun.) Unter allen Anthologien, die wir kennen, ist diese, wenn schon nicht die gediegenste, so doch gewiß die inter-

essanteste. Ihre beispiellose Reichhaltigkeit (das Buch enthält über 800 Gedichte von 247 Autoren) besticht uns nicht; aber der Auswahl dieser Dichtungen ist rückhaltloses Lob zu jollen. Diefelbe bietet ein merkwürdiges, wunderbar manigfaltiges und sicherlich getreues Bild der deutschen Lyrik seit dem Tode des großen Sängers (1832). Speciell freuen wir uns noch jener Saiten dieser deutschen Harfe, die in Oesterreich gespannt oder gestimmt sind, als der Dichtungen von L. Anzengruber, K. Beck, L. Bowitzsch, A. Christen, W. Constant, F. Dingelstedt, K. E. Ebert, L. Foglar, L. A. Frankl, K. E. Franzos, F. Grabberger, F. Grillparzer, F. Groß, A. Grün, F. Palm, K. Pamerling, F. Debbel, A. Dörmann, C. Kub, K. G. Leitner, K. Lenau, F. v. Littrow, F. Marx, A. Reißner, S. Milow, S. F. Rosenthal, B. Paoli, F. Penn, D. Prechtler, C. Kaufser, B. K. Rosegger, F. Saar, A. Schlofhar, J. G. Seidl, A. Silberstein, F. v. Steinwand, A. Stifter, C. Thomas, C. M. Vacano, J. H. Vogl, A. Weis, D. Welten, Widenburg-Almásy, A. Wilbrandt u. A. Und wenn man bedenkt, daß es lange noch nicht Alle sind, die in unserm Vaterlande jungen, singen und schön singen, so mag doch wohl die Behauptung, daß unserer Zeit die Poesie mangle, lügensgestraft werden. Freilich nur scheinbar lügensgestraft, denn die Zahl derer, die Gedichte schreiben, steht zur Zahl jener, die solche lesen, nicht im richtigen Verhältniß! Und doch wird diese Thatsache durch vorliegende Anthologie insofern alterirt, als das Buch „Deutsche Lyrik seit Goethe's Tode“ erst vor Kurzem in einer Auflage von 30.000 Exemplaren erschienen, nahezu schon vergriffen ist. Nur weiß man nicht, ist dieser Erfolg den 247 Dichtern oder dem Spottpreise des Buches (eine Mark) zu verdanken.

Kaiser Josephs II. unvergessliche Gedanken, Aussprüche und Bekrebenungen in seinen eigenen Worten. Herausgegeben von Ernst Leisner. (A. Hartleben, Wien, Pest, Leipzig.) Josef II. wird als Selbstherrscher seiner Staaten und als Vater seiner Landeskinder nicht nur seinem Reiche und den Nachkommen seiner gleichzeitigen Untertanen stets unvergesslich bleiben, sondern auch als einer der größten und begabtesten Fürsten, sowie einer der edelsten, für Gutes und Gemeinnütziges strebsamsten Menschen der ganzen gefitteten und gebildeten Welt.

Josef bedarf keiner Vertheidigung und Beweisführung eines Biographen, daß er als Kaiser wie als Mensch nach bestem Wissen und Gewissen gestrebt und gehandelt, daß er für das Gemeinwohl seines Volkes gleichwie für das allgemeine Beste der Menschheit seiner Zeit wie aller Zeit gelebt und Unvergänglichkeiten geschaffen — seine eigenen Worte, seine selbst niedergeschriebenen Gedanken und charakteri-

fische Züge aus seinem Leben haben für sich selbst gesprochen und werden immer und stets mehr zu seiner größeren Anerkennung und höheren Verehrung für ihn sprechen.

Es war daher, besonders in den heutigen Tagen, die in mancher Beziehung an jene, unter Josephs Regierung erinnern, ein glücklicher Gedanke, solche Worte, Züge und Traditionen zu sammeln und wohlgeordnet der Lesewelt zu bieten. Wir finden in diesem Buche ein treues Bild des großen Kaisers; Josef als Kaiser und Selbstherrscher, Josef gegen Papst und römische Geistlichkeit, Jesuiten und Mönchtum. Seine Toleranz in Betreff Protestanten und Juden, Ehe, Kirche, Bildung der Geistlichen und Schule. Seine Politik über die Türken und Rußland, über Deutschland und Preußen. Josef als Feldherr und Soldat, als Bauer und Arbeiter über seine Beamten. Seine Ansprüche über Handwerk, Gewerbe und Handel, Presse, Buchhandel und Censur. Josef als Sohn, Gatte und Bruder. Seine Gedanken über die Frauen. Josef als Vater der Armen, als Mensch; über Gleichheit, Adel, Privilegien, Leibeigenschaft, Freimaurerei etc. Josephs Leutseligkeit, Wohlthätigkeit und Großmuth. Josephs Humor und Satire; Anekdoten.

Das Werkchen ist ein Volksbuch im edelsten Sinne.

Goethe's äußere Erscheinung. Von K. J. Schröer. Erschienen in der „Sammlung gemeinnütziger populär-wissenschaftlicher Vorträge.“ (N. Parleben, Wien, Pest, Leipzig.) Ein hochinteressantes Büchlein, dessen wenige Blätter uns von Goethe's Person ein wahrhaft lichtvolles Bild geben. Dreizehn verschiedene Bilder des größten deutschen Dichters und seiner Eltern in Lichtdruck (darunter Goethe's Todtenmaske) vervollständigen das kleine, sich so anpruchlos darbietende und so gehaltvolle Werk, welches in der Goethe-Literatur eine längst empfundene Lücke ausfüllt.

Jus potandi oder deutsches Bock-Recht. Darinnen von Ursprung, Gebräuchen und Solennitäten sowol auch von der Antiquität, Effect und Wirkung des Trankens und Zutrinkens, auch was darinnen etwan sonst noch vor Streitigkeiten vorlauffen, so noch zur Zeit nicht decidirt, gar artig, und zehiger Weltlauf nach sehr lustig discuriert wird durch Blasium Multibibam. Nach dem Original von 1616 mit Einleitung neu herausgegeben von Dr. Max Oberdreyer. (Verlag von Gebr. Penninger, Heilbronn.) Gedruckt in diesem Jahre. — Das humorvolle Opusculum ist in erster Linie bestimmt für die akademische Welt, dann für weitere, ebenso heitere als einsichtige Kreise — eine officiell

genehmigte Lectüre für höhere Töchter Schulen freilich dürfte es schwerlich jemals werden.

Naturgeschichte des Arzneymünsterer Studenten. Herausgegeben von einem ehemaligen Studiosus. (Sublänams-Ausgabe. Litz, Hof-Frichtinger's Erben. Verleger: Dr. Krakowiger.)

Ein possiertliches Büchlein über den Studenten der „eine gelungene Abart des Menschen, mit welchem er nach seinem Körperbaue im Allgemeinen übereinstimmt, und von dem das Wertwürdigste ist, daß er — im Alterthume noch völlig unbekannt — sich heute endlos vermehrt und zwar ohne Weibchen“. Zuerst wird der Studiosus als solcher behandelt, dann docirt der gelehrte Autor über die verschiedenen Gattungen der Studenten, als da sind: Der aufgeschlossene, der kleine, der dicke, der schnietige Student, und nach geistigen Verschiedenheiten der weise, der begriffstüchtige, der schlaue, der poetische, der sentimentale, der prosaische, der verzärtelte und der Kraftstudent. Weitere Kapitel handeln vom Bohnort, Fundort, von der Nahrung und den Krankheiten des Studenten. Von den letzteren erwähnen wir das epidemisch auftretende Faulfieber, den Kopfschmerz und das Nasenbluten bei Examinationen. Die Schrift ist ein schätzenswerther Beitrag zur Zoologie, und kann auch Freunden eines harmlosen Humors bestens empfohlen werden.

Wir dürfen wohl, ohne gegen den Namen, welcher an der Spitze dieses Blattes steht, indidret zu sein, hinweisen auf einige Stimmen der Presse über **Rosegger's Volkskalender „Das neue Jahr“**. Die „Presse“ sagt: „Dieses Jahrbuch unterscheidet sich dadurch wesentlich von allen anderen österreichischen Kalendern, daß der novellistische Theil desselben besonders reichhaltig ist. Rosegger hat wieder mit einigen herrlichen Gaben seines anmuthigen Talentes das Büchlein ausgestattet. Ernst und Scherz, Belehrung und Unterhaltung sind geboten.“ — Der „ungarische Schulbote“ schreibt über diesen Kalender: „Unter den vielen Kalendern nimmt Rosegger's Jahrbuch unstreitig die erste Stelle ein. Der martige Stil, die kernige Sprache, die Rosegger auszeichnen, haben diesen Volksschriftsteller schon lange zum Lieblinge des Volkes gemacht. Wir nehmen Anlaß, die Lehrer des Volkes in Ungarn dringendst aufzufordern, dem Rosegger'schen Jahrbuche, als dem besten Kalender, die möglichste Verbreitung zu verschaffen. Das Volk findet in demselben Unterhaltung und Belehrung. Die Ausstattung ist schön, der Preis billig.“ Ähnlich äußern sich zahlreiche andere Journale.

D. A.

Fromme's Kalender für 1878. (Druck und Verlag der I. I. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.) Die Mannigfaltigkeit des Fromme'schen Kalender-Verlages, welcher außer dem vortreflich unterhaltenden und belehrenden Vögel-Silberstein'schen Volks-Kalender, 34. Jahrgang, eine Reihe von Special-Kalendern herausgibt, ist in der That erstaunlich. Wir finden da Fromme's Brauer-, Feuerwehr-, Forst-, Garten-, Handels- und Börsen-, Ingenieur-, Juristen-, Landmanns-, Landwirtschafts-, Medicinal-, Montan-, Musik-, Müller-, Pharmaceuten-, Professoren-, Lehrerinnen-, Studenten-, Telegraphen-, Veteranen-Kalender, und können wohl behaupten, daß diese stattliche Reihe nützlicher und praktischer Taschenbücher nicht einem Vorgefassen gegenüber den Verhältnissen entspringt, sondern vielmehr ein Befriedigen von stetig entschieden hervorgetretenen Bedürfnissen ist.

Außerdem möchten wir noch der für den allgemeinen Bedarf bestimmten Fromme'schen Kalender gedenken, als da sind Fromme's Kunst-Kalender für Geschäft und Haus, Fromme's Geschäfts-Notiz-Kalender, sowie die verschiedenen Blatt-, Brieftaschen-, Taschen-, Comptoir-, Salon-, Toiletten-, Wand- und Bloc-Kalender.

Schließlich sind die Kalender für die elegante Welt, sowie das neue reizend ausgestattete Fromme's Notiz- u. Tagebuch und die überaus niedlichen kleinen Fromme'schen Wiener-Portemonnaie-Kalender in Gold-, Bronze-, Leder- und Papier-Einbänden so sehr für Weihnachts- und Neujahrgeschenke, wie nicht minder für den eigenen Gebrauch verwendbar, daß unsere Leser es uns Dank wissen werden, sie auf diese Fromme'schen Specialitäten aufmerksam gemacht zu haben.

Weiters sind bis Mitte December eingelaufen:

Off und West. Gedichte von Murad Efendi. (Oldenburg, Schulz'sche Hofbuchhandlung.)

Brautshaw. Gedichte von Kurt Noof. (Leipzig, R. C. Köhne.)

Scherben. Gesammelt vom müden Manne. (Zürich, Verlags-Magazin, 1878.)

Julius Berner's gesammelte Schriften, Volks- und Familien-Ausgabe. (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.)

Anastasius Grün's gesammelte Werke. Herausgegeben von Ludw. August Frankl. 19.—24. Heft. (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.)

Wilhelm Hauff's sämtliche Werke. 4. bis 8. Lieferung. (Stuttgart, Kieger's Verlag.)

Handbuch der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis zur neuesten Zeit, mit besonderer Rücksicht auf Länder-, Völkertunde

und Culturgeschichte, bearbeitet von Dr. Franz Kroneb. 1. und 2. Band. (Berlin, Theobald Grieben.)

Schiller's Werke, illustriert von ersten deutschen Künstlern. 9.—16. Lieferung. (Stuttgart, C. Hallberger.)

Der Ausgleich mit Ungarn. Politische Studie über die Verhältnisse Oesterreichs zu Ungarn und Deutschland. Von Heinrich Friedjung. Zweite Auflage. (Leipzig, Otto Wigand.)

Die Rose. Geschichte und Symbolik in ethnographischer und culturhistorischer Beziehung. Ein Versuch von R. S. Schleiden. (Leipzig, W. Engelmann.)

Mein Herz in Lieben von August Silberstein. Vierte Auflage mit dem Porträt des Dichters. (Stuttgart, C. Hallberger.)

Untergegangene Welten. Eine populäre Darstellung der Geschichte der Schöpfung und der Wunder der Urvwelt. Nach den neuesten Forschungen der Wissenschaft bearbeitet von Ferd. Siegmund. (A. Hartleben, Wien, Pest, Leipzig.)

Dalmatien und seine Inselwelt, nebst Wanderungen durch die schwarzen Berge. Von Heinrich Roë. (A. Hartleben, Wien, Pest, Leipzig.)

Saskiner Novellen von Heinrich Roë. (A. Hartleben, Wien, Pest, Leipzig.)

Spanische Dorfgeschichten von Fernau Caballero und Antonio de Trueba. Deutsch von Pauline Schanz. (A. Hartleben, Wien, Pest, Leipzig.)

Homo Sum. Roman von Georg Ebers. (C. Hallberger, Stuttgart, Leipzig 1878.)

Landschafts- und Stillenbilder. Von R. Riederer. (Wien, A. Fischer's Witwe und Sohn.)

Hannibals Triumph. Nach Polybius und Livius der reiferen Jugend erzählt von Paul Page. (Wien, A. Fischer's Witwe u. Sohn.)

Der österreichische Kinderfreund. Illustrierte Zeitschrift zur Förderung einer rationalen Kleinkinder-Erziehung im häuslichen Kreise, in Kindergärten, Bewahranstalten und verwandten Instituten. Redigirt von L. Schindler. Nr. 1. I. Jahrg. 1878. (Wien, Karl Graef.)

Allgemeine literarische Correspondenz für das gebildete Deutschland. Nr. 2—5. (Leipzig, Hermann Holz.)

Deutsche Dichtertalle. Herausgegeben von Ernst Eckstein. Nr. 15—21. (Leipzig, Hartnoch.)

Die Heimat, illustriertes Familienblatt. Wöchentlich eine Nummer. (Wien.)

Neue illustrierte Zeitung. Herausgegeben von Johannes Nordmann. Wöchentlich eine Nummer. (Wien.)

Unser Vaterland. 6.—8. Heft. (Gedr. Kröner, Stuttgart.)

Däger's Tourist. Organ für Touristik und Alpenkunde. Erscheint zweimal des Monats. (Wien.)

Westermann's illustrierte Monatshefte. October-, November- und Decemberheft. (Braunschweig.)

Literaturblatt. Herausgegeben von Ed. Linger. Erscheint monatlich zweimal. (Wien.)

Deutscher Frauen-Anwalt. Organ des Verbandes deutscher Frauenbildungs- und Erwerbsvereine. Herausgegeben von Jenny Firsch. (Berlin, Berghold.) Jahrgang 1878, 1. Heft.

Illustrierter Katalog sämtlicher, bis Anfang 1878 erschienener Post-Couverts, Streifenbänder etc., mit über 300 Abbildungen, von S. Friedl in Wien (I., Adlergasse 2).

Illustrierter Katalog sämtlicher, bis Anfang 1878 erschienener Post-Karten etc., mit 200 Abbildungen. Herausgegeben von S. Friedl in Wien (I., Adlergasse 2).

Illustrierte Briefmarken-Zeitung von S. Friedl in Wien (I., Adlergasse 2). II. Jahrg.

Postkarten des Heimgarten:

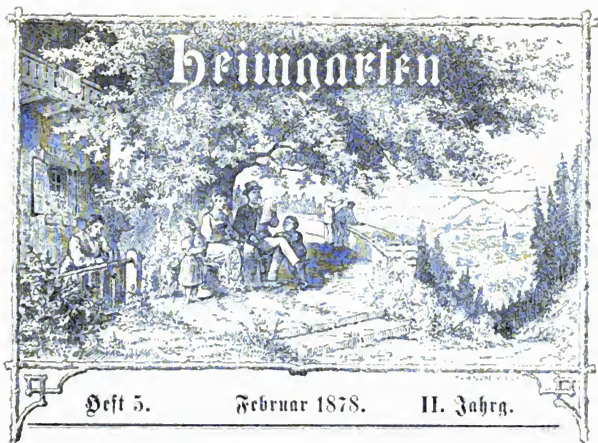
H. Fels.: Der Inhalt Ihres satyrischen Gedichtes trefflich, aber die Form etwas gar zu locker.

S. v. K.—I in Wien.: Sie eifern gegen die meteorologischen Berichte in den Zeitungen und sagen: Künden diese schönes Wetter, so kommt gewiß Sturm und Regen, und wird schlechte Witterung prophezeit, so ist decidirt auf Sonnenschein zu rechnen. — Ja, Verehrtester, darin eben liegt die Bedeutung dieser Bitterungsnotizen, daß man sich dergestalt orientiren kann.

K. Schw — Berlin, H. M. Wien, F. H. Pest, B. v. K. München, H. G. Rotterdam u. A.:
Ihr lebt nur, um zu träumen,
Und liebt nur, um zu reimen,
Und glaubt, Ihr habt die Herzen
Als Meim nur auf Eure Schmerzen.

Heimgartenfreund, Magensurt: Ihre Zuschrift sehr schmeichelhaft. Doch, abgesehen davon, daß zur Erfüllung Ihres freundlichen Wunsches erst das Recht bei den Verlegern zu erwerben wäre, müssen wir bestrebt sein, von dem betreffenden Autor stets Neues zu bringen.

H. B. E. R. Wien.: Glück auf!



Der Hinterschöpp,

oder die Geschichte dreier zweifelhaften Personen von P. A. Kofegger.

(Fortsetzung.)

Was man mit den lieben Kindern für ein Arcuz hat!

Als der Hinterschöpp am nächsten Tage seine Wanderung vollendet hatte und gegen sein einsames Haus hinschritt, hörte er von demselben her ein jämmerliches Kirren und Winseln. Er beschleunigte seine Schritte und sah nun auf dem Anger das wundersame Schauspiel. Die alte Schraglin ritt auf der Sau, die sich am Boden wälzte und der herzlosen Unterjocherin keine Gegenwehr hatte, als das klägliche Geschrei und Gewinsel. Die Schraglin durchstach ihr mit einer Ahle den Rüssel und zog einen eisernen Ring durch. Denn die alte Vockin — ahnend, daß dies der letzte Sommer ihres Lebens sein könne — hatte sich etwas zu eifrig dem Genasche hingegen, hatte den grünen Nasen aufgewühlt, schier als wäre gepflügt worden auf dem Anger, war in den Kohl-

garten eingebrochen und hatte selbst die Untermauerung des Stalles nicht geschont, sondern, durch einen pikanten Geruch gereizt, dieselbe mit ihrem scharfen Rüssel zu unterminiren gesucht. Von nun an sollte das Ringlein in der Nase der sonst braven Vockin eine sinnige Erinnerung sein, daß ein durchbohrter Rüssel schrecklich schmerzt, so oft man mit demselben wühlen will.

Der lange Hinterschöpp stand da und sah der Schraglin zu. Sie griff das Ding an, wie ein Mannsbild und die Vockin konnte nur froh sein, daß es diesmal blos an den Rüssel ging, denn wenn sie ihren Stammbaum durchforschte: kein Einziges aus diesem Geschlechte war eines natürlichen Todes gestorben.

Dem Hinterschöpp fiel die Gast und Wulh auf, mit welcher die Alte dem Schwein den Ring durch die Nase zog; die Vockin war sonst ja doch ihr erklärter Liebling, welchem sie mit Zärt-

lichkeit hegte und pflegte, schier so gewissenhaft, wie die kleine Antonia und den sie immer am liebsten fußfällig um Verzeihung gebeten hätte, so oft sie bemüßigt gewesen war, ihm ein neues Klingeln anzusetzen. Weil es doch immer ein Unterschied bleibt, ob das Klingeln an den Finger oder an die Nase gesteckt wird. Und heute dieser wilde Zorn, mit dem sie auf den armen Rüssel dreinstach. — Als es geschehen war, stand sie mit den Händen tappend und keuchend auf und die Sau zottelte grunzend davon. „Das ist ja gar hitzig zugegangen?“ sagte der Schöpp.

„So, Du bist da!“ Und sie fuhr mit der Schürze über das geröthete Gesicht, „Zeit ist, daß Du da bist; just hab' ich meinen Zorn ausgelassen. — Die gute Wodin muß es entgelten. Weil ich heilig hab' gemeint, ich hätt' den verdangekten Obristen unter dem Knie!“

„Oho!“
 „Mich ziemt, einen siebendoppelten Eisenring wollt' ich dem alten Teufel — dem verschwefelten — durch seinen Rüssel treiben! Meinen Hansel thut er wieder so viel peinig'n!“
 Sie hub zu schluchzen an.

„Ich kenn' mich nicht aus. Den Saurüssel meinst?“

„Der Hansel hat wieder geschrieben“. Und sie suchte den Brief. Zuerst an ihrem Busen, dann in den Kittelsäcken, nachher ging sie in's Haus und suchte im Wandkasten, auf dem Fensterbrett, unter dem Bettkissen — und hub an zu schelten, daß der Teufel b'rauf thät sitzen und einen fingerlang früher hätt' sie das Briefel noch in der Hand gehabt.

Die Antonia hochte an der Thürschwelle auf ihrem linken Bein und das rechte streckte sie von sich — und sie lud das Schußgewehr des Vaters.

Der Alte wußte wohl, daß kein Pulver zugegen war und fragte das Mädchen, was es denn schießen wolle.

„Den Feind schieß' ich todt!“
 sagte sie in ernsthafter Weis.

„Du Frag'!“ rief die Schraglin, „dem Hansel seinen Obristen, das laß' ich mir gefallen.“

„Nein“, wiederholte das Mädchen kurz und entschieden, „den Feind schieß' ich todt!“ und preßte mit dem Labstock einen PapierSchuppen in's Nohr.

Da fiel's der Schraglin ein: das ist heilig der Brief vom Hansel! und hepelte den Schuppen aufeinander, und es war richtig der Brief vom Hansel. Der schrieb an die Schraglin: „Liebste Mutter!

Ich grüße Euch vielmals und mache Euch zu wissen, daß es mir sehr schlecht geht, bin seit fünf Tagen wieder im Stockhaus. Müßet nicht denken, daß ich was angestellt hätte, es ist wieder der alte Drack', mein Herr Obrist, der mich in's Unglück bracht hat. Zugangen ist es so: sieben von meinen Kameraden — dienen davon zwei erst vier Jahr — haben Urlaub kriegt und da lasse ich es dem Obristen stecken, daß ich schon über zehn Jahr' beim Regiment bin und noch nicht ein einzigesmal auf Urlaub und daß ich auch heim möchte. Liebe Mutter! Und bei der nächsten Recognoscirung hättet ihr sehen sollen, wie der alte Satan auf mich losfahrt. Hundsfott! schreit er mir in's Gesicht der Herr Obrist. Zweimal in der Execution wegen Desertion, dreimal wegen Respektverletzung und Aufstand gegen seine Vorgesetzten. Und Urlaub haben wollen! Peitschen laß' ich dich, du Schwerenoths-Lämmel, und meine Parole: Er verschißt seine vierzehn Jahr in der Kaserne und die drei Reservjahr steck' ich ihn in's Wallachisch hinab. Ich werd Euch zeigen, Aeser, wer von uns der Stärkere ist, marsch! und stößt mich mit der Faust zurück. Mir steigt die Gall' auf und das ist halt mein größter Schaden, daß ich's nicht verhalten kann. Herr Obrist! habe ich gesagt, sind wir denn Vieher worden beim

Militär? — Das ist genug gewesen. Er wollt' mir die Vieher schon zeigen, schreit er und läßt mich auf vier Wochen in's Stockhaus spazieren, bei Wasser und Brot. Und, liebte Mutter, was Ihr mir habt geschickt, das weiß ich nicht, wo es ist, bekommen habe ich es nicht. O, das Soldatenleben! Wenn nur wieder ein Krieg thät werden, daß dieses Hundeleben ein End' hätt'. Aber dann geschieht was: meinen ersten Schuß richtete ich nach dem Obristen . . .“

„Der unbesinnte Mensch!“ Mit diesem Rufe unterbrach die Schraglin den Alten, der den Brief las, „wenn der Brief wär' aufgefangen worden in der Kasern!“

„Da kunnts schlecht ausschauen, Schraglin, mit Deinem Hansel. — 's ist auch hell zum rebellisch werden, eine solche Leutschinderei!“ Er ballte das Schreiben in Wuth zusammen.

Die Alte schluchzte; die kleine Toni jagte draußen auf dem Anger der Wokin nach.

„Zu der Strengheit“, fuhr der Schöpp fort, „wollt' Einer ja nichts sagen, ein Ernst muß sein beim Militär. Wenn so ein wildlebiger Dursch einmal die roth' Suppen soll verspritzen — da muß er schon höllisch scharf angespannt sein. Und bis sich ihrer Hunderttausend — was weiß ich — auf's Blutfeld lassen führen, da gehört — der Teufel hol' mich — ein Thierbändiger dazu. Aber Schinderei ist nicht vonnöthen. Daß man einen jungen Soldaten — ehvor sie ihn noch zur Schlachtbank führen, ludern darf, das muß derlogen sein — Sakrament!“

„'s ist halt nicht derlogen, Hinter-schöpp!“ sagte die Schraglin.

„Narr, wenn Du mußt. Wenn sie Dich einfangen wie einen Vären! Ja, wer sich derwischen laßt, dem geschieht schon recht. Mit dem Laufen richtest nichts aus, das laß' ich gelten — aber verdammt hinter-

trieben muß man sein. Mein Bub kommt nicht zum Militär, selbander, so wenig, als wie ich.“

— Heute erscheint uns eine solche Sprache nachgerade unbegreiflich. Heute freut sich jeder wadere Dursche auf das Soldatenleben, und ich hab manchen Vater gekannt, der unwirsch worden ist, als sie seinen Sohn zurückwiesen, weil er nicht tauglich war. Vor vierzig Jahren ist's anders gewesen. Da gab's arge Gräuel beim Militär, besonders zur Friedenszeit sind die Soldaten behandelt worden, als wären sie gar keine Menschen gewesen. Der Bauer auf dem Hofe war Höriger, sein Sohn in der Kaserne war Sklave. Von der langen Dauer des Militärdienstes, von den Qualen der Montur, von der täglichen Behandlungsweise, die geradezu eine hündische war, nicht zu reden, aber: Stockhaus, Krummschließen, Spießruthenlaufen, Standrecht! — Freilich war das Landvolk damals in einem Culturzustande, der ein ganz anderes Vorgehen, als heute, bedingte. Auf einen groben Klob gehört ein scharfer Keil. Aber andererseits verthierte die Schmach das Volk noch mehr, oder sie empörte jene Gemüther, in welchen eine Ahnung von Menschenrecht und Menschenwürde lag. Die Stumpfen und Wuthlosen ließen sich treiben und schmähen, die Intelligenteren suchten sich der Wehrpflicht zu entziehen, und die Verhältnisse waren darnach, daß es ihnen sehr oft gelang. Aber diese Flüchtlinge mußten verzichten auf den Schutz der Gesellschaft und mußten Gemeinschaft halten mit den Thieren der Wildniß.

Nun, der Hinterschöpp ging nicht zu den Soldaten und ging nicht zu den wilden Thieren. „Aber verdammt hintertrieben muß man sein.“

„Sei still, Alte,“ brummte der Schöpp, „Du stehst mir bei, und Deinen Hansel, den werden wir noch herauskriegen, ehvor ihn die Teufelsleut' zu Grund' gerichtet haben. Sei still, Alte.“

Gut, daß beide still waren, denn die Thür that sich auf und ein kleiner, einfüßiger Mensch stolperte herein. Das war auch so Einer. Den fingen sie vor Jahren von seinem alten Mütterlein weg, schoben ihn bei St. Michel an der Mür vor die Franzosen und als der Fuß ab war, schickten sie ihn wieder heim, auf daß ihn das alte Mütterlein ernähre. Das alte Mütterlein ernährte ihr Kind so lange, bis sie sich selber zu Tode gedarbt, dann fiel das einfüßige Erbstück der Gemeinde zu. Diese machte einen Schulmeister d'raus. Der Grindl — so hieß er — konnte leidlich lesen und schreiben, und die Gemeinde hatte gehört, man käme leichter fort in der Welt, wenn man lesen und schreiben könne, daher richtete sie in einem alten Stübel in Schneewald eine Schule ein.

Der Hinterschöpp hatte anfangs seine Toni nicht in die Schule schicken wollen. „Bei den Buben ist es gut, wenn sie was lernen, bei den Mädeln ist es nicht nöthig.“

„Du, Schöpp!“ hatte da die Schraglin gesagt, „bedenks! bedenks, was Du jetzt hast gesagt! Die Toni wird Dir auf einmal aus dem Kittel springen!“

„Soll' sich nicht unterstehen, die Ditrn!“ d'rauf er — „aber wenn man's halt überlegt! — Glaub' mir's, Schraglin, an meiner Stell' ist es hart schlafen in der Nacht. Oft zerstudier' ich mich frei. Ich bin Dir in eine höllische Sadgassen gesprungen. Die Toni muß mir doch in die Schul'.“

Die Toni war jetzt — da der Einfluß mit der Stelze zur Thür herein stolperte — neun Jahre alt.

Das erste Wort, das der Schulmeister hören mußte, war: „Jerum, Grindl, Du bist da? ja, was suchst denn Du bei uns heroben?“

„Daß Du mich nur erst niederzusetzen thät' heißen, Schraglin“, versetzte der Schulmeister ein wenig verlegt und ließ sich auf einen Holz-

schragen nieder. „Daß ich mich ja nicht zu lang aufhalt', so heb' ich gleich an: Hinterschöpp, Euer Mädel müßt's abstrafen! Euer Mädel, das ist ein Unhold, so ein Mädel ist mir noch gar nicht vorgekommen; das ist schneidiger, als wie der ungestüme Bub'! möcht' ich sagen.“

„Ho, ho, ho!“ machte der Hinterschöpp.

„Die erst' Zeit hab' ich's nicht beachtet, wie sie mir vor und nach der Schul' um's Haus ist gefahren, als wie ein Hirsch. Ein paar Fenster hat sie mir eingeschleubert, die kosten nichts, Hinterschöpp, nur daß ich's sag'. Aber nachher ist die Balgerei angangen; mit den Buben nimmt sie's auf, ein blaues Aug' um's andere, eine blutige Nase um die andere und vom gestrigen Raufen kannst heut' noch die Haarfedern sehen vor der Schulhausthür. Hinterschöpp, wo hast Du diesen Wildfang her?!“

„Will ich Dir gern sagen“, war die Antwort, „aber ich denk', ein Schulmeister hat nur darauf zu sehen, daß ein Kind was lernt. Ist sie faul, die Toni?“

„Ich sag' nur so viel, Hinterschöpp, wenn die ihr Köpfel für's Lernen wollt' verwenden, wie sie's für die Bubenstückeln verwendet — ein Bischof ist sie in zehn Jahren, ein Bischof! Auffassen, begreifen — keine Zweite nicht! aber halt kein Sigsteisch. Diemeil die Andern fleißig ihre Aufgab' abthun, reitet Euer Mädel draussen auf meiner Geiß um, oder trauert unter's Dach hinauf und reißt die Vogelnester auseinander, daß die Federn nur so im Wind herumgaukeln!“

Derlei bittere Klage brachte der Schulmeister Grindl vor. Dann sagte er noch, er habe es für seine Pflicht gehalten, das den Eltern zu berichten; wenn sie das Kind fernern noch in die Schule zu schicken gedächten, ohne es gebührendermaßen selber zu züchtigen, so müsse er mit dem Hahlsch

d'ran, denn mit Gutem richte er bei diesem kleinen Uebing nichts mehr aus.

Und holperte davon.

Der Hinterschöpp sagte: „Man sollt' lieber draußen im Land herumstreichen, wie ein Stromer. Kewer (kaum), daß man in's Haus guckt, ist die Kummernuß schon da.“

Dann stellte er sich hin vor die Schraglin und murmelte: „Jetzt haben wir's. — Unter's Dach trautert sie hinauf um Vogelneſter! Du, meine liebe Hauswirthin, ich vermein', es ist hohe Zeit, daß wir das Wesen aus der Schul' ziehen. Was aber nachher?“

„Mich fragst um Rath? Du hast es gelocht, Du magst es auch selber ausessen. Möcht' wissen, wo jetztund Rath hernehmen! Daheim muß sie bleiben und einen Wächter kanst jetzt hinstellen zu Deiner kleinen Jungfrau.“

Der Lange hub an zu lachen und er lachte merkwürdig laut, wie selten. Plötzlich brach er ab, wie der schwere Guß des Wetterregens oft plötzlich abbricht, wenn es in der Luft nicht gebueher ist. — Er simulirte: „Etliche Jahr', hatt' ich gemeint, kunnts noch fortrutschen mit dem Mädel, bis in's fünfzehnte, sechzehnte. Bis selbhin hätt' ich die alt' Krammel (baufälliges Haus) da verkauft und wär' in's Lehviertel ausgewandert; dort kann Keiner fragen, wo ich mein Mädel hätt', oder warum der Bub' militärfrei ist. . .“

„Verkauf jetzt die Krammel!“

„Krieg' nichts dafür. Wer kann's denn brauchen als wie der Waldbherr? Und der Waldbherr kauft das klein' Stückel erst, wenn auch der Oberstodberger seinen Grund hergibt — so steht's zusammen. Und der Oberstodberger, muß wissen, braucht nach meinem Erkennen noch sechs, sieben Jahr, bis er mit seiner Wirthschaft soweit auf dem Hund ist, daß er hergeben muß.“

„So ginge ich früher davon an Deiner Stell“, rief die Alte.

„Du? Mit was wollt'ſt Dich denn hernachen ankaufen drüben im Lehviertel? Ja, reden ist leicht! Wir hängen, Schraglin, wir hängen nämlich in der Sach'!“

„Diß sonst immer so proper“, sagte sie, „und jetzt auf einmal verzagt. Unser Kalender steht nicht schlecht; der reimt sich, wie dem Pfaffen der Pflaster. — Nach etlichen Jahren kommt der Oberstodberger auf den Hund. D'rauf kauft der Waldbherr seinen Grund, d'rauf kauft er auch den Deinen, nachher gehen wir und kaufen uns im Lehviertel an und nachher wird das Mädel —“

„Majorem erklärt. Wohl, wohl, wenn's nur all geht nach dieser Schnur. Nur mußt versteh'n, Schraglin, das Ding darf die Zeit über nicht gar viel unter die Leut'!“

„Versteh' ich auch. Was wir aber daheim mit ihm anheben, das versteh' ich Dir wieder nicht. Spinnen, Nähen und Striden, ist das ein Zeitvertreib für so was? Die Arbeit im Acker und Hausgarten ist nicht der Mäh' werth, daß Ein's davon red't. In's Tagwerk kann man's nicht mitnehmen. Nu? — Das Best' ist, Schöpp, Du nimmst Dich wieder um's Haltergeschäst an, daß Du vom Waldbherrn vor ein paar Jahren hast gehabt und stellst die Dirn zum lieben Vieh. Da hat sie ein Geschäft und eine Sorg' und kommt Dir nicht unter die Leut'.“

Was die Männer auch anheben mögen, ausführen müssen es immer die Weiber. Der Schraglin Rath war sehr gut und der Hinterschöpp stellte es fest: die Toni wird Halterbirn auf der Schneewaldbalm. Dort bleibt sie, bis ausgewandert werden kann. Und dann: eine andere Gegenb, andere Leut'. Hernachen, Toni, kriegst ein neues Gewand. —

Der Schuber des Küchenfensters klappte auf. Die Toni lachte herein — hatte einen Schnurbart über den Lippen. Mit Kohlen war er gemalt. Aber der lange Hinterschöpp

schüttelte bedenklich den Kopf: „Noch ein sechs ein sieben Jahr? so lang' wird's klawer mehr halten. — Was man doch mit den Kindern für ein Kreuz hat!“

Wie die kleine Hexe mit dem Sohne des Ortsvorstand's umspringt.

Wir finden die Hinterschöpp-Dirn auf den Almten. Sie reitet gern den schwarzen Ziegenbock, dessen Wohlthut die Matten durchströmt und sie geht in's vierzehnte Jahr.

Von den lektvergangenen vier Jahren ist nichts Besonderes zu vermelden. Die Toni war des Tags ein Wildfang und war des Nachts stets versunken in den dicken Schlaf, der in den Gebirgen von Schneewaldbach je geschlummert worden war. Der Schöpp war ihr treuer Wächter, sah das Dirndl wachsen und gebeihen vor seinen Augen und beobachtete im Stillen mit Interesse die Wirthschaft des Oberstockbergers, die von Jahr zu Jahr armseliger wurde, so daß davon ein Fahrniß um's andere hinweggegeben werden mußte. Der Oberstockberger sah, daß auf seinem Steinberg nichts mehr verschlug, wurde allverzagt und hub schließlich zu trinken an.

„Das ist recht, das ist recht!“ jubelte der Hinterschöpp, „haben wir nicht lang' Aufenthalt.“

Und wahrhaftig, es ging ihm an die Zeit. Toni war bereits die kräftigste Jungfrau weit und breit; nur so viel gut war's, daß die Leute nicht viel von ihr wußten, daß sie sich wie eine Amazone in den Wäldern umtrieb und bisweilen sogar zu den Gemen hinanfieng in's Hochgebirge.

Sie war gutmüthig und offenherzig, aber bisweilen wußte sie sich vor Uebermuth, Trotz und Lustigkeit gar nicht zu helfen, wie solche kerngejunde und sich selbst überlassene junge Leute einmal schon sind. Der Vater und der Großvater werden gerade so wilb

gewesen sein in solchen Jahren; das Gebahren wird nicht angeleert, liegt in der Natur und die Natur schaut nicht auf's Kleid, die rutscht im Blutstropfen fort von Geschlecht zu Geschlecht und es braucht viele hundert Jahre, bis sie sich anderen Verhältnissen anpaßt.

Wenn die Toni aber im Schatten des Ahornbaumes lag und dem lieben Vieh zusah, das sich auf den Matten sättigte und unterhielt, da war doch auch wieder etwas Träumerisches in ihr. Ihr Haargelocke war braun und schwer und immer zerzaust und immer hingen Zweigelchen, Nabeln und Zapfenschuppen von dünnen Fichtenbäumen daran; denn sie kroch und schlüpfte und kletterte im unwirksamsten Dickicht umher, wie eine Eichtaß', oder sie sprang auf einen Heuhaufen, stürzte sich kopfüber hinein und grub und schlug und hastete mit Händen und Füßen, daß ringsum die Fegen flogen.

Sie hatte selten ihren gelben, zerfaserten Strohhut auf dem Haupte; wenn die Sonne schien, oder wenn sie auf dem Rücken hingestreckt lag und ihr die lichte Himmelsbläue in die Augen saß, dann kraute sie mit den Fingern das Gelocke über ihr Gesicht, so daß man durch dasselbe nur das feste Stumpfnäschen hervortreten, zwischen den leicht aufgeworfenen Lippen die weißen Zähne schimmern und auch noch die Gluth des dunklen großen Auges blitzen sah.

Wie ein so häßlicher Vater ein so schönes Kind haben kann! Aber die Mutter war schön gewesen, und die Toni hatte sehr viel von der Mutter, nur daß sie weit kräftiger an Gestalt war und nicht jene Milde und Sanftmuth inne hatte, dieselbe auch kaum jemals gewinnen konnte, wie die arme, bulbungs-große Frau des Hinterschöpp.

Aber gerade des Mädchens Trotz und Wilbheit war es, welche den Sohn des Ortsvorstand's von Kraben anzog.

Der Sohn des Ortsvorstands von Kraben war nämlich insgeheim ein Wildschütze, der an stillen Festtagen, wenn die Leute gen Kraben in die Kirche gingen oder in hellen Mondnächten gerne hinaufstieg in die Waldungen und zu den Hochmatten der Schneewaldbalmen. Der Tibur war ein Bursche von dreißig Jahren — ein tüchtiger, sauberer Kerl, aber ohne Gluth und Lustigkeit, ein stiller Lapp — ein „Lofer“, wie die Leute sagen. Was Andere so gern haben, dem wich er aus. Der Wein war ihm zu naß, das Kartenspiel zu gefährlich, das Buckelringen (Ringen) zu anstrengend. Und die Weiber? Die Weiber mit ihrem Zieren und Girren, Liebeln, Kichern und Flennen waren ihm zu langweilig. Heiraten ist ihr erstes Wort und ihr letztes, ihr Gedanke bei Tag und Nacht; Weiberlieb' ist nichts wie ein Heiratsfieber; junges Weib ist ein paßig Ding, altes ist eine Klette. — So das Glaubensbekenntniß des Tibur. Auf der Alm war's ganz anders. Zur unbelauchten Stund' nahm er seinen Stutzen und eilte in's Gebirge und die Hirschen und Gemsen zitterten vor seiner Leidenschaft und Augengluth, die man unten in Kraben nachgerade ganz vermischte.

Und eines Julisonntags am Vormittag, da sah der Tibur dort unter dem Ahornbaum etwas Lebenbiges, wie ein Rehbock, der sich leckte. Der Bursche legte sein Rohr an, da stieß der Rehbock einen hellen Zuchschrei aus, und der Knall unterblieb. Der Tibur sah das wildschöne, frische Kind und sein erster heißer Gedanke war: Waldjungfrau, an dir lieb' ich mich zu todt!

Toni gewahrte den Mann, sprang auf und erfaßte, zur Wehr bereit, den Hirtenstab.

„Ich thu' Dir nichts“, sagte er und ging auf sie los.

„Ich hab' Dich nicht gefragt, ob Du mir was thust!“ war ihre trockige Antwort, „sag, was Du willst!“

„Ich bin müd' und möchte bei Dir im Schatten rasten.“

„Was tragt Du dort im Leberbeutel mit Dir?“

„Schinken.“

„Was ist das?“

„Geräucherter Schweinefleisch.“

„So setz Dich zu mir in den Schatten. Ich will essen.“

Sie hatte bei diesen Worten ihren Stock fest umspannt und ihre scharfen Augen blitzten herrlich auf den Tibur.

Dieser that, wie sie verlangte, ließ sich nieder in den Schatten, legte seinen Stutzen an die Wurzel des Baumes, öffnete den Leberfad und that Speck, Selschfleisch und Brot her- vor. Hastig kauerte das Mädchen vor ihn hin, stützte die Ellbogen auf seine Knie, riß mit den Händen ein Stück Selschfleisch an sich und aß mit leuchtendem Antlitze. Tibur wußte nicht, wie ihm geschah, als dieses braune, lecke Kind sich derart seiner bemächtigt hatte.

„Hast Du auch Wein?“ fragte sie plötzlich.

„Willst Du trinken? Komm', dort unter dem Haselnußbusch ist ein Brunnen.“

„Morgen bringst Wein mit! Wasser weiß ich selber.“

Sie wollte mit ihrer Schürze den fetten Mund trocknen.

„Du“, sagte er, „Speckfetten muß man mit einem Schnauzbart abwischen“. Er wollte sie küssen. Toni sprang auf, erfaßte das Schußgewehr des Burschen, richtete das Rohr gegen ihn und rief: „Ergib Dich!“

„Was denn, Du Herz, was willst denn?“ stotterte er und erhob sich langsam.

„Deinen Schnauzbart mag ich nicht, geh' weg!“ Der Hahn knackte, sie trieb den Burschen vor sich her.

„Dummheiten, das“, kicherte der Tibur, „Mädel, thu' weg das Ding, 's kunnt ein Unglück geschehen!“

„So trifft's Dich.“

Sie trieb ihn an den Rindern vorbei, über die Matten hinab, bis zum Felsenhang.

„Steig' da hinab!“ gebot sie und es war wie der herbste Fohn in ihrem Wesen.

Er weigerte sich, über die hohe Felswand hinauszuklettern und suchte die Handlung auf Scherz hinüberzuführen.

„Steig' hinab!“ rief sie wüthend, „oder — Gott verfluch' mich — ich brenn' Dich nieder wie einen Hundling!“

Die ist wahnsinnig! fiel es jetzt dem Burtschen ein und er sprang und kletterte und rutschte den steinigen Gang hinab bis zur Tiefe. Zu der Tiefe stand ein Hagebuttenstrauch.

„Jetzt auf der Stell' krauch' mir in den Rosenbusch hinein!“ schrie das Mädchen von oben hinab und zielte mit dem Schußgewehr.

„Liebste, Liebste!“ rief er unten in weinerlichen Tone, „das ist ja eine bitterböse Dornhecke!“

„Ich ratz' Dir's gut, spring' hinein, eh' der Stutzen lospfeift!“

Hastig kroch er in den stehenden Hagebuttenstrauch, noch zappelten die Beine nach, dann sah man nichts mehr von dem Burtschen.

Die Toni lachte hell auf, lief hüpfend die Matten hinan, knallte den Schuß los, verbarg das Gewehr sicher in einem hohlen Baum und jagte die Heerde jeithin und eilte lustig hinab zum Hause ihres Vaters.

Die Toni unter dem Jungfrauenkranze.

Von dem Staatsstreiche auf der Hochmatte ist weiters nichts bekannt worden. Sinegen ließ an einem der nächsten Sonntage der Pfarrer zu Kraden bekannt machen, daß am Himmelfahrtstraudentag im August die neue unbefleckte Empfängniß-Kapelle unter den drei Buchen eingeweiht werde, wobei sich zur größeren Ehre alle Jungfrauen der Pfarr' mit dem grünen Kranz auf dem Haupte einzufinden hätten.

Der Hinterhöpp hörte diese Kundmachung und dachte bei sich: Meine kommt gewiß nicht.

Aber Tags d'rauf rief ein alter Nachbar — 's ist ohnehin der Oberstodberger gewesen — der Toni zu: „Na, Dirn, jetzt frisch' Deinen Rosmarinstamm ein. Am Frau'ntag ist es zum Kranzelaufsetzen.“

So hat sie's erfahren. Und das Kranzeltragen inmitten der anderen Jungfrauen war ihr ein mächtiger Spaß. Da mußte sie dabei sein! Warum sollte sie allfort leben auf der Alm, wie ein Vieh; sie will auch einmal unter die Leut', will auch wieder einmal einen lustigen Tag mit den Dirndln haben, mit denen sie ist in die Schnl' gegangen. Sie will!

Was können die Alten machen? Alle Mädchen setzen den Kranz auf, die sich des Rechtes dazu bewußt sind. Es wäre ja doch auffallend, wenn die Toni dabei fehlte. Warum geht die Hinterhöpp-Dirn nicht hervor? möchten die Leute fragen und etwelche gibt es in Kraden, die richtig nachschauen gehen möchten in's Schneewaldbach, was denn der Hinterhöpp-Dirn widerfahren ist.

Die Schraglin bereitete einen grünen Kranz und ein weißes Kleid; aber der Alte murmelte: „Al' umsonst, die Natur laßt sich nichts weiß machen“, und suchte um's Haus herum und hatte Strupel und hatte Angst und brummte neben seinem scharfen Zahn herans: „Vertiefelte G'schicht! Geh' mir schon zu weit, jekund. Das ist kein Spaß mehr!“

Und am Frauentag zur goldenen Morgenfrühe, da ging das schöne, schlanke, weißgekleidete Mädchen aus Schneewaldbach hervor und mischte sich unter die Anderen, die bekränzten Jungfrauen all' — darunter welche mit fünf Jahren und auch welche mit fünfzig Jahren — denn, auf manchem Haupte bleibt der Jungfrauenkranz ganz wunderbar frisch bis in späteste Zeit. Nur auf feinem, weißem

Gesichtlein und auf dichtem, weichen Haar — es mag des Weiteren goldfarbig sein oder rabenschwarz — wollen die kühlen, grünen Zweiglein und Blättlein allzubald verwelken.

„Schaut Euch heuer der Hinterschöpp-Dirn ihr Kranzeln gut an“, sagten die Leute zu einander, „auf's Jahr mögt ihr's leicht nimmer sehen!“

„Die Toni ist die Schönste darunter. So sauber gewachsen, wie die, ist keine. Und die vielen Haar um das helle Gesichtlein. — 's ist jaust, wie ein schwarzer Wald, durch den der Mond scheint.“

„Nicht dumm, die Reb'. Aber frei so viel übermüthig! Thut's nur auf die Andern hinschauen, was die still und züchtig dahergehen und zu Boden lugen, wie sich's gehört. Und die Hinterschöppisch! Die staht daher, als hätt' sie eine Stangen im Leib, die Arm' trollt sie hin und wieder, als thät sie Hafersiroh dreschen und Schritt macht sie, wie ein Husar.“

„Ein Husar macht gar keine Schritt', der reitet.“

„Das thät' auch die Hinterschöpp-Dirn am liebsten. Wollt' mich gar nicht verwundern, wenn sie heut' zwischen den Kranzelnjungfrauen auf ihrem Geisbock thät' dahertreiben! —

Weil die Toni ihr Gesicht nicht wie die Andern zu Boden schlug, sondern ledlich in die Luft hineinschaute, so sagte ein Bursche: „Der gefallen auch die Vögel besser, als wie die Käfer. Hörst, Dirndl, wer so viel den Spazgen nachschaut, dem fällt hinten leicht der Kranz herab.“

Es war ein Wunder, daß die Toni mit ihrem losen Mundwerk auf das Wort nichts entgegnete, aber sie hatte es nicht verstanden. Dumme Burschen schwätzen oft so Zeug; sie ist heute Kranzjungfrau, da muß sie ernsthaft sein.

Bei der Prozession zur Kapelle unter den drei Buchen gingen die Jungfrauen zu Paar und Paar. Der Mehner hatte sie zusammengestellt nach

seinem Vermeinen. Aber die Toni hatte auf des blöden alten Rüstlers Vermeinen nicht gewartet, sondern sich den Gespons selber ausgesucht. Ein hartes, stilles und gar eingezogenes Dirndl war darunter, das sich die Augen nicht um die Welt aufzuschlagen getraute von dem weißen Äußelchen, welches es mit beiden Händen am Busen hielt. Ein Dirndl, dessen Wangen über und über brannten, weil es sich fast zu Tode schämte.

Sie hatte wohl auch einen buschigen Rosmarinflamm auf dem Haar, aber sie hatte kein weißes Kleid an, sondern ein blaßgrünes mit rothen Blümchen, wie sie es sonst trug an den Sonntagen. Ihr Vater, der Bärenschütz-Nichel war arm, konnte ihr nichts Weißes kaufen, und ihre Mutter hatte gesagt: „Zuweg sollt' die Dirn nicht im Blümelrod gehen! Ich bei meinem Aufwachsen hab' zum Kranzeltag einen grobrupfenen Kittel tragen — ist auch gut gewesen.“ Und so war die junge Dirn im Blümelrod und schämte sich dessen fast zum Versinken. Sie bildete sich ein, daß all' die tausend Leute auf sie blickten, und das war ein Aufruhr in ihr, nicht zu sagen. Und als der Mehner die Mädchen zusammenstellte, schien es, als fände er keine für sie, die Bärenschütz-Gregina, und als würde sie allein stehen bleiben müssen unter dem Hollartrauch, wo sie jaust stand, oder an der Reihe der weißgekleideten Jungfrauen hinten hertrappeln, wie eine einsame Spazin — im Blümelrod.

Da zupfte sie jählings an diesem Blümelrod die Toni, zupfte ziemlich stark und sagte frischweg: „Dreh' Dich her, Dirn, wir zwei gehen miteinand.“

Und gingen miteinand. Die Toni zur Linken, die Gregina zur Rechten, aber zusammenstanden sie nicht eben besonders; die Toni war um einen halben Kopf größer, als wie die schüchternen Gesponsin, die neben herschlich, wie ein geängstigtes Täubchen, immer noch glühend roth im Gesicht, aber

nummehr vor Glück. Unsäglich dankbar war sie der Hinterschöpp-Dirn, daß diese sie hatte erforscht zum Gespons auf der Prozession zu den drei Büchen. Einen vielherzlichen Blick schlug sie zweimal auf zu der Toni; aber diese hatte ein Auge, in das gar nicht zu sehen war, ohne noch röther zu werden. Vielleicht, weil es so unschicklich war, wie die Toni kecklich daherging und d'reinschaute, anstatt in Demuth geneigt vor der Unbesetzten, die man auf einer rosenumwundenen Stangenbahre vor ihnen trug.

In der Kapelle unter den drei Büchen streuten kleine Mädchen Blumen, und die größeren fangen ein Loblied auf die Himmelskönigin. Da ist's bemerkt worden, wie schön die zwei Stimmen der Toni und der Gregina nebeneinander wiegten und sich ergänzten. Von der Gregina war's wohl bekannt, daß sie einen hellen, lieblichen Sang hatte, aber wer hätte es von der ungeberbigem Waldbirn erwartet, daß sie einen so reinen, rührenden Mollton in der Brust trug.

Und als sie sangen:

„Liebste Jungfrau, wir sind Dein,
Zeig' Dich, Mutter stets zu sein,
Schreib' uns Alle Deinem Herzen
Unauslöschlich ein.

Groß ist unsrer Feinde Zahl
Hier in diesem Thränenthal;
Kette, Mutter, Deine Kinder,
Vor dem Sündenfall!“

Da mußte wohl Jeder, der hier horchte und fühlen konnte, darüber klar sein, daß so nur die Unschuld singen kann. Wie ein unbewußter Aufschrei war es der jungen Herzen, die — gestern noch Kinder — schon heute in die Gefahren hineingetrieben wurden.

Und in welche Gefahren!

Die Feierlichkeit hatte lange gedauert, und als auch die Nachmittagsandacht vorüber war, warfen die drei Büchen, unter welchen das neueingeweihte Kirchlein stand, gedehnte Schatten über das Wiesenland hin.

Die Leute gingen auseinander und ihren weit im Gebirge zerstreuten, stillen Wohnstätten zu. Die Schaaren der Kranzjungfrauen waren im Brudelwirthshause erquickt und weltlicher gefinnt worden, so, daß sie — auf ihr züchtiges Zubodenschauen vergessend — miteinander lüchelten, tänzelten, sich zutranken und unterlaufend auch ein bißchen mit den Burschen schäderten. So geschah es wohl Einer oder der Andern, daß sie in ihrem Kranze eine verwegene Hahnenfeder oder eine böshafte Brennessel vorfand — heimliche Burschenspenden. Allmähig und mit allerlei Scherzen und Muthwillen häfelte sich die junge Gesellschaft auseinander. Auch die Toni und die Gregina sollten sich trennen, die seit dem Augenblicke, da sie sich unter dem Hollerstrauche zusammen gefunden hatten, wie in einander verwachsen waren.

„Wenn wieder ein Kranzeltag ist, mußt Du wieder herauskommen von Schneewaldbach“, sagte die Gregina, „ich geh' mit keiner Andern.“

„Der Kranzeltag schert mich nicht“, entgegnete die Toni, „ich komm' schon morgen wieder und setz' mich zu Dir in den Kirchenstuhl. Ich mag nicht alleweil beim Vieh bleiben. Da z' Kraben gefallt mir besser. Du gefallst mir auch gut.“ Und sie faßte die Gregina fest an beiden Armen: „Du mußt meine Kameradin bleiben!“

Ihr Auge leuchtete ganz seltsam. Das sah Gregina's Vater, der Bärenschütz, und freute sich darüber. Er hatte es gesehen, wie vor der Prozession seine Tochter voll Beklommenheit am Hollerstrauch gestanden war, bis sich die Hinterschöpp-Dirn um sie angenommen hatte. Das fand er so viel brav von der Hinterschöpp-Dirn; und als er nun auch noch gesehen hatte, wie die beiden Mädchen faulbide Freundschaft schlossen, da sonst die Gregina nicht das Zeug hatte, sich an eine Gesellin zu schmiegen, und wie ein armes Waiselein allein und

traurig herumschlich — da sagte er zu der Hinterschöpp-Dirn:

„Geh, Toni, was wirst denn heut' den weiten Weg traben bis in's Schneewaldbach hinein, und morgen Früh wieder heraus. Das wär' ungeschickter Weis'! Das machst geschaidter. Du bleibst heute bei uns, schläfst bei der Gregina und morgen zur Sonntag- Früh bist bei der Kirsch.“

Das war der Toni gleich recht und der Gregina noch lieber. Arm in Arm ging die weißgekleidete Tochter des Hinterschöpp mit der neuen Freundin im Blümelrock dem Bärenschütz- häuschen zu.

Hinterschöpp, wo ist die Toni?

Beim Nachtmahl im Bärenschütz- Häusel langte die Hinterschöpp-Dirn wader zu. Da gab es Salat in Butter- milch und mit Speck geprenkelt und Kirsch in Suppe gekocht. Insonder- heit die Kirsch! die wuchsen nicht drin in Schneewaldbach. Der Bären- schütz-Michel eiferte die Toni immer von Neuem zum Zugreifen an, und der Guibl rückte ihr immer von Neuem die Schüssel näher. Der Guibl, der Bärenschützsohn, ein Mensch von neun- zehn oder zwanzig Jahren, das war auch so Einer! Dem war es schon recht, daß die junge, herlebige Dirn im Hause blieb. Er fand es sehr ge- schaidt von seiner Schwester Gregina, daß sie sich diese Kameradin ausge- sucht hatte. So eine Kameradin möchte er auch haben.

„Iß Kirsch, Toni!“ sagte er und schob ihr die Schüssel zu. — Sauber ist sie! Red ist sie auch, jetzt wirst sie ihm einen Kirschkern in's Gesicht. Aber schad' um den Mund, daß er so schwarz wird bei dem Essen. Wird schon wieder roth werden.

„Iß Kirsch, Toni!“

— Wenn Die auf den Almen drin das Vieh hütet — Teufel, da soll' Einer doch einmal auf die Alm gehen! — Iß weit hin. Jetzt hätt'

man sie im Haus. Das tragt sich nicht oft zu, daß man so Eine im Haus hat.

„Iß Kirsch, Dirndl!“

„Mag nicht mehr.“ rief sie, „hale- ziehen möcht' ich!“ Und hielt den ge- bogenen Zeigfinger der rechten Hand über den Tisch zum Guibl. Allsogleich hatte auch der Bursche den Finger trumm und hatte an. Man sollt's gar nicht meinen, was die Hinterschöpp- Dirn stark ist, den ganzen Guibl mit Haut und Haar zieht sie zu sich her- über, daß er ihr schier an die Brust fällt, der ungeschickte Bursch'. Dabei macht er ein so gutherziges Gesicht. Sind gar keine süßlen Lent', die Bären- schütz-Leut'.

Und der Guibl denkt: das ist ein prächtiger Spaß. Die ist keine Let- zeigen, die ist mir einmal wiß genug. Mit der heb' ich was an!

Als sie mit der Gregina in die Kammer ging, faßte sie der Guibl beim Kinn und sagte: „Schlaf' gut, Dirndl. Aber in unserm Haus thut's manig- mal geistern.“

„Fürcht' mich nicht!“ versetzte die Toni, „ein guter Geist thut mir nichts und ein leger (schwacher) mag mir nichts thun.“

„Wenn Dir aber einmal ein Geist kommt, der einen Leib bei sich hat?“

„Der kommt mir grad' recht, den kann man prügeln!“

„Jetzt geht nur, geht, daß ihr in's Bett kommt!“ unterbrach die Bären- schützgin und schob die beiden Mädchen vor sich her über die Bodenstiege hin- auf und in die Schlafkammer der Gregina.

Sie bequerten sich, löschten das Kerzenlicht aus, legten sich in's Bett und huben an zu schwätzen. Sie schwätz- ten von Schneewaldbach und von Kraben, schwätzten vom Viehhalten und vom Kranzeltanz, schwätzten von der Kapelle unter den drei Buchen, von den lustigen Burschen im Wirthshaus und vom Blümelrock. Legten sich die Arme um den Nacken, daß sie gegenseitig den warmen Athem fühlten, und schwätzten von anderen Kranzjungfrauen, die heute

so fromm gethan, aber dahinter schon Liebshafter hätten. Und da fragte die Gregina ihre Gespousin, ob sie wohl auch einen Liebhaber möchte? und da antwortete die Toni, sie möchte keinen; ob die Gregina einen möchte? Die Gregina meinte, sie wisse es nicht.

„Du mußt es recht gut haben,“ sagte jetzt die Toni.

„Warum mußt es?“

„Weil Du halt nicht so mager bist, als wie ich.“

„Sei still!“ flüsterte Gregina, hielt den Athem ein und horchte. An der Thür war ein Geräusch gehört worden — aber ganz leise. Die Mädchen verhielten sich mäschenstill. Die Toni wollte bemerken, daß es wahrscheinlich das Geistern wäre, wovon der Guidl gesprochen habe, aber die Gregina verhielt ihr den Mund.

Als es eine Weile so still gewesen war, daß man von draußen herein den Drummen rieseln gehört hatte, wurde dort langsam die Klinke niedergedrückt und die Thür ging allmählig von der Wand.

Die Mädchen mußten nicht. Gregina zog in Todesangst noch die Decke über den Kopf. Die Toni starrte zur Thür hin, in der jetzt eine Gestalt erschienen war, die, so viel in der Nacht erkenntlich, mit einem Menschen im Nachtgewand große Aehnlichkeit hatte. Diese Gestalt bewegte sich jetzt leise gegen das Bett, in welchem sich die Toni halb aufrichtete. — In demselben Augenblicke entstand unten in Hause Lärm. An's Fenster pochte es laut, dann rief eine heisere Stimme herein: „Se, Leut', Bärenschützenleut', ist meine Tochter, die Toni, nicht da?“

„Wer ist denn draußen?“ fragte der Bärenschütz.

„Der Hinterschöpp von Schneewaldsch. Hab' gehört, ihr hättet mir die Dirn abgefaßt, daß sie nicht heimkommen ist.“

„Ja freilich, Schöpp, die Toni ist bei uns im Haus. Sie schläft schon, ist gut aufgehoben.“

„Thut euch nicht grimmen“, rebete die Bärenschützin drein, „morgen kommt sie euch schon wieder heim.“

„Auf der Stell' geht sie mit mir!“ rief draußen der Schöpp, „das Jerggen (Bagabundiren) sollt' sie sich angewöhnen, das ging' mir ab! Bärenschütz, was geht Dich das Mädel an, das gehört heim in's Vaterhaus. Auf der Stell' geht sie mit!“

„Ho, ho, ho!“ brummte es herinnen, „Du bist ein Töpp. Haben ihr's nur gut meinen wollen — wenn sie morgen wieder heraus soll — daß sie bei uns bleibt über Nacht. Zu essen hat sie ja auch was kriegt.“

„Weiß ich, Bärenschütz — insoweit rechtschaffen von Dir. Aber ich, mußt wissen, brauch' eine Ordnung im Haus. Geht sie heut' nicht heim, bleibt sie morgen auch aus. Und wer hat ihr's denn geschafft, daß sie morgen wieder heraus sollt' gehen — morgen muß sie auf die Alm. Geh', Schütz, wenn sie schon schlaf, thu' mir den Gefallen und wech' sie eifens auf.“

Mittlerweile war oben in der Kammer der Geist in Menschengestalt schönbe verschwunden, und die Toni hatte gesagt: „Gregina, jetzt ist mein Vater da um mich, jetzt muß ich heimgehen. Auweh!“ Und lebte die Locke ab, die sich in jene der Gespousin verwickelt hatte, und stieg aus dem warmen Nest, und mußte in die kühle, dunkle Nacht hinaus.

Die Gregina weinte in ihrer einsamen Kammer. Der Guidl verfluchte den Hinterschöpp.

Ein Durstiger und zwei Wildschützen.

Und jetzt gingen sie miteinander nach Hause, aber gar nicht im besten Einvernehmen.

Die Toni trug des Vaters Stod, damit schlug sie zornig an die Steine, daß die Funken sprangen.

„Nur noch giftiger, Dirn,“ sagte der Alte, „Deine Giftigkeit ist heut' eine gute Latern. — Ja, das glaub'

ich schon, daß Du gern in fremder Leut' Häuser herumtrauchen thätst. Leib's aber nicht; Leib's einzig nicht. Wird noch eine Zeit kommen, wo Du weißt, warum. Und mit den Nädeln geb' Dich schon gar nicht ab, daß sag' ich Dir!"

"Mir sind die Durtschen auch lieber," antwortete die Toni trotzig. "Aber nur die Bärenschütz-Gregina hab' ich so viel gern!"

"Das darf nicht sein, Dirn!"

"Nicht? nachher hab' ich sie noch lieber."

"Untersteh' Dich nicht!"

"Oh, ich untersteh' mich!" fiel sie ihm rasch in's Wort, „justament untersteh' ich mich. Und justament, weil's verboten ist, jetzt geh' ich zu der Gregina!"

Mit einem Sprunge war sie über den Weg hinaus und floh davon. Ein paar mal noch schimmerte ihr weißes Kleid durch den finsternen Wald her — dann war sie weg.

Der Hinterschöpp verfolgte sie, stieß aber immer an Gewurzel und Baumstämme und kam nicht weiter. Dann sagte er zu sich: Da hast es, Schöpp! — Hast gemeint, im vierzehnten, fünfzehnten Jahr wär Ein's noch Fraß. Jetztund reitet ihn schon der Teufel. — Was mir das Kind ist anders geworden seit einem Jahr! 's ist nicht wie die Nädeln und nicht wie die Buben; wenn sich das so weiterwächst, da kriegen wir ein Ungeheuer heraus. Weiß mir nimmer zu helfen. —

Und nahm wieder den Rückweg gegen das Bärenschützenhaus um vor dessen Thür die Ankunft der Toni zu erwarten. Als er hinter dem Bruderswirthshause über den Bach ging, hörte er unter der Brücke etwas gröhlen. Er sah nach und fand den betrunkenen Oberstockberger im Schlamm liegen.

Da wälzt sich die Sau!" schrie der Hinterschöpp, „und soll daheim sein und schauen, daß er fertig wird."

„Wer ist denn da?“ lallte der Oberstockberger, „der Schöpp? „Schau,

das ist gescheidt — ist brav, Schöpp, daß Du mich nicht — willst im Stich lassen. Galt alleweil — ein braver Nachbar, Bruder, aber gelt, jetzt hilfst mir auf. Grei' an! so wohl, so wohl. Ja Saterment hinein, wo lieg ich denn? Mein Bett — ist das einzig nicht."

„Besoffen bist und im Morast liegst!" schrie ihm der Schöpp in's Ohr.

„Wie denn das?“ entgegnete der Bauer verwunderlich, „da müßt' ich höchstens ein Eichel zu stark getrunken haben, anders kunnt's nicht sein. Ah, der Wirth hat mich aus der Thür geschoben, hätt' noch Durst gehabt, aber kein Geld, keinen Knopf Geld, muß ich Dir jagen. Geh', Hinterschöpp, kauf mir mein Haus ab, anf der Stell' lauf' mir's ab. — Eh', das ist Dir schon ein höllischer Durst!"

„So trink' Wasser, Narr, liegt ja im Bach!"

„Pfui Teufel! — In's Wirthshaus will ich. Schöpp, thu' mir den Gefallen aus Christenlieb' — trag' mich und hilf mir mein Haus verkaufen."

So träge war ihm die Zunge schon, daß er im Wort „verkaufen" das j in Gottesnamen für ein t gelten ließ.

Wenn jetzt nur der Waldbherr da wär! siehte der Schöpp in seinem Innern. Dabei fiel ihm ein: kauf' es selber, 'leicht macht ein Geschäft. Narr, wenn Du Geld hast und es selber kannst kaufen, hernach bist Großbauer und brauchst gar nicht auszuwandern. Galt, auswandern mußt noch — da thut's es nimmer. Eine Heirat hätt' Alles können gleichen. Na, will schauen, was zu machen ist.

Im Wirthshause giengs noch lustig zu, wie es in Nächten, die zwischen zwei Feiertagen liegen, der Brauch ist. Der Schöpp schleppte den Oberstockberger hinein, kaufte vor lachenden Zeugen die ganze Oberstockberger Wirthschaft um einen Spottpreis. Drei Fünferscheine — die waren seine ganze Baarschaft — die gab er als Dran-

gelb. Und dem Andern war heute eben nur um's Drangelb zu thun. 's war ein bitterlicher Durst!

Der Hinterschöpp blieb hübsch nüchtern, der mußte ja morgen früh auf und zum Waldbherrn gehen, und seine zwei Bauerngründe verkaufen. — Da schaut ein Profitel heraus. Hernach taucht er an in's Lehoiertel hinüber, und die Wurst ist abgebunden. — Just daß ich zurecht kommen bin. Ei na, wie das ist gut gewesen, der Dirn ihr Davonlaufen. Daß ich jetzt aber schau', wo der Drach' steckt!

Er hatte sich noch einmal angemeldet im Bärenschühhäusel, stand hernach die ganze Nacht vor der Thür und wartete auf die Toni. Und als der Morgen aufging, und die Leute aus ihren Betten krochen, lachten sie ihn aus. Die Dirn war nicht da; und als er in's Schneewaldbach kam, war sie auch dort nicht. Zur Zeit, als unten die Sonntagsglocken klangen, ging sie oben auf der Alm herum, jagte in Uebermuth das Vieh hin- und wieder, trillerte und jauchzte und aß Heidelbeeren. Da zog sie auch das Gewehr aus dem hohlen Baum, um dem Tibur zu Ehren einen Schuß loszuknallen auf einen Hasen hin. War aber keiner mehr im Rohr. Trotzdem stolzirte sie mit dem Stutzen auf dem Rücken über die Matten hin. Und als der Jäger Pepp herantrat, konnte er sich gar nicht genug verwundern über die Jungfrau im weißen Kleide, auf den zerrißenen Loden noch einen Feszen vom Kranze und am Rücken das Schußgewehr.

Er rief ihr zu: „Wenn Du etwan vielleicht zufällig keinen Waffenpaß haben solltest, so wäre es eigentlich wohl so zu sagen verboten, daß ich Dir zufällig mit dem Schußprügel begegne.“

„Für das einermal soll's nachgesehen sein“, trumpfte das Mädchen des Alten schlechte Ausdrucksweise ab.

„'s müßt' uur möglicher Weise sein, daß Du etwan vielleicht mit dem

Kugelflugen Deinen grünen Kranz wolltest verttheidigen. Dirndl, das wär' recht'schaffen brau.“

Sie sah in trozig an.

„Und auch selbunter nicht, daß es passiren dürft'. Mag wohl sein, Dirndl, daß ich Dich höflich frag', wie so Du zum Kugelflugen kommst?“

Sie verweigerte ihm die Antwort.

„Bist Du nicht die Hinterschöppisch'?"
 Kenn' Dich ja, ein kreuzbrav Mädel. Mußt schon so gut sein, und mußt Dir den Weg gefallen lassen nach Kraben abi. Brauchst nicht allein zu gehen, daß Dir etwan vielleicht die Zeit thät lang werden. Geh' schon mit Dir. Und den Gefallen thuß mir, Hinterschöpp-Dirn, die Bischen tragst selber; ein Eichtl, wenn Du magst, zeig's her, ob sie etwan vielleicht Pulver und Blei im Bauch hat. Nicht? Ist schon recht jetzt: aber Faxen macht mir keine, Dirndl, gelt! Ungern thät ich's, daß ich Dir mit einem Stridel die Händ' sollt' übereinanderlegen. Beim Ortsrichter unten machst uns nächher den Spas und verzählst, wie närrisch das ist zugegangen, daß ich auf Deinem schneeweißen Budel eine Bischen hab' gefunden.“

Und mit feinsten Manier trieb der alte Jäger die Toni als wie einen Wildschützen hinab nach Kraben, und so hat die Hinterschöpp-Dirn dem Tibur das ihm entristene Gewehr wieder in's Haus gebracht.

Der Tibur wartodtenblaß, als er das Mädchen mit seinem Stutzen vor seinem Vater, dem Ortsvorstande stehen sah. Aber die Toni sagte nichts aus; sie gab an, sie hätte das Gewehr oben auf der Alm in einem hohlen Horn gefunden und sie hätte den Baum nicht gefragt, wer es hätte hineingesteckt.

Jedenfalls — des kam man überein — ist es ein Wildschützenstutzen und hat derselbige diemeilen beim Ortsvorstande zu verbleiben.

Und in einer der nächsten Nächte darauf ist der Tibur mit seinem Stutzen wieder auf die Bürsch gegangen. Und

hatte unterwegs gedacht: Das ist doch ein verschwammeltes Mädel; jetzt weil sie mich nicht verrathen hat, bin ich erst recht in sie verschossen.

Uebrigens hatte der Tibur kein Glück mehr auf seinen wilden Jagden. Er hätte sonst leicht lachen gehabt. Er war gerade im letzten der „militärpflichtigen Jahre“, deren dazumal viel mehr gewesen, als heute sind. Er war nicht mehr im Stellungsbrief, sollte entschlüpfen. Denn sein Vater war Ortsvorstand, ein wohlhabender und angesehener Mann; und solche Leute hatten zur damaligen Zeit stets das Unglück, engbrüstige, kurzzeitige, schwerhörige, plattfüßige, steckropfige, oder sonst wie kränkliche Söhne zu haben. Armer Leute Burschen waren ganz andere Kerle, die taugten fast alle für's Soldatenleben. Der arme Tibur, der war plattfüßig und hatte noch dazu an der linken Seite, knapp neben der untersten Rippe eine Stelle, da that's ihm oft schrecklich weh.

Weider Gottes — ist untauglich.

So bedauerlich war's bis heute — bis an den Tag, da ihn der höfliche Jäger Pepp, welcher die Toni nach Kraben gebracht hatte, ebenfalls als Wildschützen nach Kraben brachte. Der Jäger Pepp, na der war besserer Meinung.

„Hab' meiner Tage gar Keinen gesehen,“ berichtete er, „der etwan vielleicht so prächtig laufen kunnt, wie der Herr Tiburius. Und daß Der einen Plattfuß sollt' haben mag der Christenmenscht platterdings nicht glauben.“

Vaut ist's worden, und für die nächste Assentirung ist der Tibur bei den Stellungspflichtigen.

Der alte Ortsvorstand sprach klein verzagt mit dem Herrn Militärarzt: Ob ihm, dem Tibur, das Fledel auf der linken Seite, das ihm oftmals gar so viel höllisch weh thut, nicht noch einmal kunnt hinweghelfen, wenn man einen Hundertler thät drauflegen?

Der Arzt suchte die Achsel. Und wenn ein Militärarzt einmal die Achsel

sucht, hernach hilft auch kein solch' Pflaster mehr.

Der Waldherr und Jagdeigenenthümer hat die Geschichte vom Wildschützen gehört, da ist all' umsonst, der Bursch' muß zur Stellung.

Rekrutenstreife.

Wird aber nicht betrübt hergehen, denn es sind die Lustigsten dabei, dies Jahr. An die zwölf sind von Kraben und drei von Schneemaldbach heraus. Es wären mehr, aber ein paar sind seit den letzten Monaten abhanden gekommen. Sie leben irgendwo in den hintersten Winkeln und vermeinen, sich fortbringen zu können in der Armseligkeit, und die Ueberreiter würden sie nicht finden. Ihnen ist die schwere Gefangenschaft der Verbannung, die sie sich selbst auferlegt haben, lieber, als wie die Knechtschaft beim Militär. Aber der Bärenschütz Guibl sagt: „Just, weil sie das Soldatenleben gar so viel fürchten, just deswegen freu' ich mich drauf. Daheim ist auch eine Noth und überall, und da ist mir schon der sauerste Essig der liebste.“

Der Guibl ist eben auch bei den Rekruten, und desz weinet seine Schwester Gregina schon seit fünf Wochen. Ach, bisher hatte sie gemeint, der Blümelrod am Kranzeltag sei der größte Schmerz auf der Welt. Jetzt wollte sie gern in alle Ewigkeit Blümelrod tragen, müß' nur ihr Bruder nicht zu den Soldaten.

Je größer zu damaliger Zeit die Angst und Furcht vor dem Militärdienst gewesen ist, desto lauter und wilder waren die Gelage und Lustbarkeiten, welche die Rekruten vor der Stellung und Einrückung anstellten. Es gab ja Zeiten, in welchen die bei der Assentirung Gebliebener gar nicht mehr heimgehen durften, um ihre Angelegenheit zu ordnen, um sich zu beurlauben, sondern allsogleich nach der Abstellung eingesperrt und bewacht wurden, um nach Schluß der Assentirung forttransportirt zu werden zum

Skavlenleben im fremden Land. Den Glücklichen, den Sinkenden, Einäugigen, Kropfigen, Buckeligen, den Taubstummen und den Zwergen — den Glücklichen mit einem Worte, wurde bei ihrem Austritte von den wachhabenden Soldaten das Bajonnet an die Brust gesetzt: „Geld her! Trinkgeld her!“ Die Heimkehrenden gaben gerne und in angstvoller Hast den letzten Knopf und flohen, und plünderten unterwegs die Wirthshäuser, und machten die Wege unsicher, und kamen erst wieder zur gewohnten Ruhe daheim in ihrer häuslichen Drangsal. Und die Geliebten verschlemmten im Kasernenhofe das Geld und hielten, in wüstem Taumel Wuth und Weh erscheidend, ihr Genkemahl, ehe ihnen die Ketten eines tyrannischen Reglementes an den Leib geschmiedet wurden.

So war die ganze Rekrutirung eine tolle Reihe von Bechereien, grobem Schabernack, wilden Hezen, vor welchen Niemand sicher war. Die Obrigkeit drückte ein Auge zu. Begeisterung machen! hieß es, und in der Begeisterung „für Kaiser und Vaterland“ wurden die jungen Horden oft ein Schrecken einzelner Theile des Vaterlandes.

Schon ein paar Tage vor der Affentirung hatten sich die Rekruten von Kraben und Schneewaldbach beim Brudewirth zum ersten Gelage zusammengethan.

Das Weinsafz wurde in die Stube gestellt. Der Eggstammer Simon legte sich in seinem Uebermuthe sofort rücklings auf den Fußboden hin und hielt seinen großen Mund unter die Pippe, unter welche der Wirth sonst ein Schüsselchen zu stellen pflegt, um die absickernden Tropfen aufzufangen, aber die absickernden Tropfen, die gaben dem Eggstammerischen all' nicht naß genug, und er drehte ein wenig, daß ein kleines Brännlein mäßig in seine Gurgel rieselte. Kaum hatte er Zeit, dasselbe recht genießend zwischen Zunge und Gaumen zu leiten, weil der liebe Athem

auch seinen Weg haben wollte. Da sprang der Kräbtreiterische hinzu: „Simmerl, Simmerl, Du mußt ja verdursten!“ sprach's und drehte die Pippe um, daß die ganze Fluth des Weines dem Wurschen in den Mund schoß. Der wollte sich verschreiben, aber die johleuden Kerle hielten ihn am Boden fest, und ließen es quirlen und gurgeln und der Wein schoß über das Gesicht hinaus und über den staubigen Fußboden hin.

„Efelsleut', er muß ja versticken?“ rief der Bärenschütz-Guibl, sprang hinzu und riß den Simon hintan. — Es war schier zu spät gewesen, der dumm' Lotter drehte die Augen schreckhaft über und rührte sich nicht mehr. Auf den Kopf stellen ließ er sich, ehvor er anhub wieder zu röcheln. Dann schleppeten sie ihn in eine Stalkammer auf's Stroh.

Das war das erste Stücklein gewesen; hierauf wurde Etwelches gesungen. Als in der Begeisterung für

„Den Kaiser seinen Mann,
Für den Herrn Soldaten“

ein Fenster in Scherben ging und der Wirth dagegen Einwand erhob, huben ihrer Etliche diesen selben Wirth vom Erdboden auf, steckten ihn durch's Fenster und keilten ihn in demselben fest. So oft des Armen Kopf draußen auf der Gasse den Hils'eruf ausstieß, thaten sie einem jener Theile seines Körpers, die noch in der Stube waren, was an. Die Weibskleute hatten sich alle geslüchtet. Ein paar der Bursche hatten ihre Mädchen bei sich, aber mit diesen war nichts zu machen, sie wollten sich der Lustbarkeit nicht begeben, sie hielten, je ausgelassener ihre Gesellen waren, je Sacktücher vor das Gesicht und schluchzten. Sahen sie doch bereits im Geiste ihre Liebhaber von allem Nöthigen entblößt unter dem Mafze stehen: lang genug, stark genug, kerzeng'tad gewachsen, über und über prächtige Leut' — tauglich!

Und mußten dann den angeftammten Liebhaber entbehren, eils oder vierzehn

Jahr lang, oder noch länger, oder — immer! Wo ist denn daheim gleich wieder einer, der so proper wär'? — Und da sollt' Eine nicht verzagt sein?

Einer der Burtschen, es war der Gescheidter einer, rief darob aus: „Zhr latschigen Weiberleut', mit eurem verschwefelten Verzagtsein macht's Einen ganz verzagt. Die Flenneri können wir nicht brauchen, dahier; wärt's lieber daheim verblieben?“

„Da ist euch die Hinterschöpp-Dirn ein bissel eine Andere!“

„Saggra-Michel! Wuben, wenn wir die Hinterschöpp-Dirn da hätten!“

„Ist uns viel zu hoch oben. Zu hinterst auf der Alm, und reitet auf einem jungen Gamsbock um.“

Sprang der Bärenschütz-Guibl auf den Tisch: „Was krieg ich, wenn ich sie bring'?“

„Mitsammt dem Bock? den sollst haben. Die Dirn gehört unsrer.“

„Gescheidterweis. Was krieg' ich, wenn ich sie bring'?!“

„Zu saufen, so viel Du magst. Kreuz-Fix-Himmel und Erden, Bärenschütz-Guibl, wenn Du uns heut' die Hinterschöpp-Dirn in's Haus bringst, hernachen bist kein heuriger Haas, hernachen bist ein dreidoppelter Teufelskerl mit Essig und Del!“

Der Guibl riß seinen Janker vom Nagel — denn in Hemdärmeln waren sie alle — und schrie: „Um die Zwischenlichtszeit sind wir da!“ und war fort.

Die verdrossenen Weibsbilber fühlten sich auf diese Sach' noch mehr verdrossen und saßen sich davon, in der unersthütterlichsten Absicht, am Abend, um die Zwischenlichtszeit wieder zu kommen. Es war arg genug, daß man so junge Leut' ohne Aufsicht in wenigen Tagen schon ziehen lassen mußte in die weite Welt.

Und der Wirth — o Heiland, daß wir den so lang' stecken lassen im Fenster! Kein Erbarmen wär' gewesen, aber das Faß war leer, und sie wußten den Schlüssel zum Keller nicht. Also wurde er befreit, halb weinend,

halb lachend flüchte er ihnen in's Gesicht und ging um Wein.

Diemeilen ein grobes Geschrei vor dem Hause, die Wand dröhnte, als würden Holzbündel an sie geworfen. „Heut' halten wir Rechnung ab, verfluchter Spagenschütz!“ rief eine Stimme, da sprang schon der Thürhaken heraus, und in die Stube taumelten, ineinander zu einem Knäuel verschlungen und verbissen, der Tibur und der herrschaftliche Jäger Pepp.

„Da — da,“ schnauzte der Tibur, „bring ich den Galgenstrich, der mich hat eingeritten, den nageln wir heut' auf den Tisch!“

„Auf den Tisch nageln, her mit ihm, auf den Tisch nageln!“ schrie Alles. Denn dem herrschaftlichen Jäger war Keiner gewogen; die meisten waren Wildschützen, und wenn auf der Weid' der Wildhüter Herr ist, hier im Wirthshaus ist's der Nekrut, der kein Civilgesetz mehr achtet, weil er schon Soldat zu sein glaubt, und der kein Militärgericht zu fürchten hat, weil er noch nicht in seinem Bereiche ist. Die Gemeindepolizei möchte sich auch wohlweislich hüten, mit den übermüthigen Zungen anzubinden, und so erbietet sich für diese keine bessere Zeit und Gelegenheit, ihren Muthwillen auszulassen, und wenn sie einen Feind haben, ihre Rache zu üben — als die Tage vor der Assentirung. Da geht nichts sicher, es wag männlichen, weiblichen oder sächlichen Geschlechtes sein, und der alte Jäger war sehr unbedachtjam, heute durch Kraden und am Wirthshause vorüberzugehen, wo ihn der Tibur abfang und unter die Becher schleppte.

„Nägel her, Wirth!“

„Das laß' ich nicht angehen. In meinem Haus wird Keiner genagelt!“

„So ziehen wir die Nägel aus den Dachbrettern heraus!“ Und hatten schon die Weißzange zugegr.

„Ich bitt' euch, liebe, brave Leutel“, flehte der Wirth, „thut's mich verschonen. Geht's zum Lindenwirth hinab, der hat schon Heurigen im Keller!“

Unglücklich war's, wie sie jetzt über ihn herfielen: „Sonst schaut Dir der grüngelbe Neid bei Deinen Glogern heraus, wenn Einer zum Lindenwirth steigt. Aber halt so etlich' Kaiserbuben, Vaterlandswächter, die ihren beineigenen Schädel müssen hintragen dafür, daß Dir der Franzos das Haus nicht über den Kopf anzünden kann — die möcht'st freilich hinausschmeißen und zum Lindenwirth schicken, weil Du etwan meinst, sie hätten kein Geld! Bruckelwirth, Dich kaufen wir noch, das verlaß' Dich!“

Mittlerweile hatte sich die Nägelade gefunden. Der Jäger wehrte sich mit Händen und Füßen, meinte dabei zu Trost, „sie thäten etwan vielleicht doch nur ein Eichtl Spaß machen!“ — Da lag er schon hingestreckt auf den langen Tisch, und zu Händen und Füßen, an den Seiten und an den Schultern wurden unter vielfältigem Geknatter die Nägel durch die Kleidungsstücke geschlagen.

Nach fünf Minuten war er mit ausgepreizten Vieren betarrt auf den Tisch genagelt, daß er trotz seines Fluchens und Zappelns machtlos dalag.

„So nagelt man die Geier an die Wand!“ riefen sie und trugen den Tisch in's Freie und stellten ihn auf die Gasse. Dort höhnten sie ihn noch, daß er sich draus „doch etwan vielleicht nicht allzuviel machen soll“, 's wär' ein Wildschützen Spaß.

Und kehrten zu ihrem Weingelage zurück.

Als der Tibur hörte, die Hinterschöpp-Dirn komme, regte sich sein Rachegehlüste auf's Neue. — Sie habe ihn zwar nicht verraten, als sie sein Gewehr in's Haus zum Richter brachte, aber sie sei eigentlich doch die Schuld an Allem. Daß sie ihn wie einen Schulbuben den Stuken hat weggenommen, das bleibt extra aufgemerkt, das muß sie noch freissen. Aber weßweg muß sie den verfluchten Brügel wieder herfür und in's Haus schleppen?

Aussonst wär' Alles ausgeblieben. Hat er kein Gewehr, so kann er nicht jagen, wird ihn der Jäger nicht in die Affentirung heßen. Daß er Soldatenhund muß sein jezund, nicht daheimbleiben und heiraten auf des Vaters Haus, derschossen kann werden auf dem Feld, wer ist die Schuld, als wie die Hinterschöppisch? Na, die mag sich g'freuen! — Wer nur stets so folgerichtig denken möcht', wie der Tibur, der ehleibliche Sohn des Vorstandes von Kraben!

Der Wirth, da er sah, die unheimlichen Gäste wären sobald noch nicht aus dem Hause zu bringen, suchte mit denselben wieder auf Freundschaft zu kommen. Er wollte und zwar auf eigene Rechnung und Gefahr, Glühwein kochen.

„Ist ein kreuzbraver Gedanken, Bruckelwirth; leicht wirft doch noch einmal halb so geschmeid, wie ein Kalb in der Kuh aber weißt, den Glühwein, den saufen wir, bis der Bärenschüs da ist mit der Hinterschöpp-Dirn!“

Und der gute Bruckelwirth hätte ihnen gerade vor Ankunft des Altmädchens mit dem feurigen Trank gerne den Rest gegeben. Er hätte den Gekreuzigten gerne befreit, er hätte die Toni gerne gewarnt, aber die Rekruten ließen ihn nicht aus dem Hause. Da meinte er, es versuchen zu sollen, sie anderswie zu zerstreuen. Er war Solbat gewesen und begann von seinen Feldzügen zu sprechen; sie meinten, das würden sie schon selbst erfahren und wären keine Kinder, denen man es beim Ofen erzählt. Er hub von den Merkwürdigkeiten und Lustbarkeiten der großen Städte an. — „Da gibt's ein Bissel Häuser und Kirchen! Und die Lafter (Menge) Köffer! Und das Musiciten überall, daß es schon ein Unsinn ist vor lauter Herrlichkeit. Herz machen das Kanoniren, wenn eine Generalsleich' ist. Und nun, wenn ihr hineinkommt, nu könnt's Einen henken sehen!“

„Einen General?“

„Galbnarren! einen Spitzbuben. Der alt' Schauderer wird g'henkt.“

„Das kunn' ja der Hausfurer, der Holzschüsseltrager sein,“ versetzte der Nüchternsten Einer, „der mit seiner Krage auch in Zeit und Weil zu Kraben herumsteigt.“

„Auf's Haar derselbig'. Wird gehenkt, steht schon in der Neuzeitung.“

„Der alt' Schauderer? Daß der sollt' glanggeln (baumeln)? Möcht' wissen wegen was? Wenn ich so ein rechtschaff'ner Lugner bin als wie der alt' Fuchsbartl, da bin ich bei den angelesensten Leuten zu erfragen, und nicht bei den Schelmen am Strick. Bei einem Menschen wie der Schauderer, wenn er gehenkt wird, kann man wohl sagen, er ist selber dran schuldig.“

Ein Spintifurer und Rekrut! — Wär' in seiner Betrachtung fortgefahren, wurde aber von den Anderen arg überschrien.

„Jetzt auf der Stell verzähl's, Wirth, warum der wird gehenkt! Sind gute Freund' allzwei, und das haben wir vornächst Jahr beim Lindenwirth — hörst, Brudelwirth! — beim Lindenwirth erst ausgemacht: Er ist bei meiner Hochzeit und ich bei seinem Henken. Soll der Spaß Ernst werden? Dem wird was grausen!“

„Weißt was, Wirth, so mach's her!“

„Dir schon nicht, Du Krähreiterischer! sagte der Brudelwirth, „Du bist der Erst' gewesen; der mich in's Fenster hat g'steckt. Na, na, Spaß versteht Einer ja.“

Er war sehr froh, daß sich der Sturm ein wenig legte. Die Burschen waren ja schier selber erschöpft vor all' dem Uebermuth, den sie schon getrieben und mußten sich sammeln für das, so sie noch vorhatten. Auch kannte Jeder den Schauderer, der öfters in die Gegend kam und sich durch seine erstunkenen Geschichten, die er zum Besten gab und durch seine possirlichen Spitzbübereien einer gewissen Beliebtheit erfreute. Mit dem Schau-

derer unterhielt sich Jeder gern, aber trauen that ihm Keiner. Zwar — außer einem Schafdiebstahl, ließ sich nichts Erklärlisches gegen ihn aufbringen. Aber man müßte ihn nur reden hören, so war man sich klar: für Den ist kein Galgen zu hoch. Den erwähnten Schafdiebstahl wollten ihm die Herren übrigens gar nicht zuschreiben, denn die Angaben stimmten nicht. Der Schauderer, nachdem er die Sache überhaupt eingestanden hatte, behauptete, der Schafe zwei gestohlen zu haben, während der Beschädigte im Stande war, zu beweisen, daß ihm nur eines fehle. Nach heftigen Protesten mußte sich der Schauderer endlich für bloß eines bekennen und darob fünf Monate lang sitzen. Als er nach vollzogener Sühne wieder zurückkam, sagte er: „Jezo, da ich so lang hab' müssen kutschen, gereut's mich bis auf's letzte Haar, daß ich von den Schafen auch das Eine nicht hab' gestohlen. Aber ich thu' was und ihr werdet's erfahren, Leut', die fünf Monat' bring' ich mir noch ein.“

Außerdem gab es Manche, der mit dem Schauderer so oder so im Bunde gewesen. Dem Wildschützen wußte er Schießpulver zu verschaffen, dem Arsenikeffer Hüttenrauch; irgend einem Andern war darum zu thun, den oder den Haushund unschädlich zu machen — der Schauderer that's; oder Einem lag's im Plan, irgend ein Gerücht auszusprengen, der Schauderer besorgte es. Oder es war sonst ein Schabernack, eine Spitzbüberei auszuführen — der alte Hausfurer war zu Allem bereit. Und hernach, wenn er dem Fischer Forellen aus dem Behälter stahl, sprengte er, um den Verdacht von sich abzulenken, aus, er hätte in derselben Nacht eine Tagreise weit weg einem reichen Bauer die Kleidertruhen ausgeraubt.

So gab's Allerlei mit dem alten Holzwaarenschnitzer und Hausfurer, und so thaten die Zecher jetzt die Ohren auf, um zu hören, für welche seiner

Schändthaten man ihn eigentlich jetzt auf einmal hängen wolle.

„Ja!“ sagte der Brudelwirth, „wissen thut man's wohl. Aber ihr hundsjungen Büßeln. Der Schauderer ist eppas früher aufgestanden! Ehvor einer von euch noch in die Welt hat guckt, hat der seinen Mann schon um's Leben gebracht!“

„Oho, umbracht hätt' er Einen?“

„Ja, Leutl, in's Fenster gesteckt ist der Brudelwirth leicht, aber ob's Einer weiß, was er kann erzählen, das ist eine andere Frag!“

„Jetzt aber geschaidterweis,“ sagte ein Besonnener, „voreh' bringst ein Kerzenlicht und nachher wollen wir ein Eichtl Fried' geben und wollen losen (horchten).“

Mit schwerer Müß', daß sie einverstanden waren. Dann sprach der Wirth:

„Vom Kesselfee in der Schlein geht's her — na ja, der hinter dem Dreiwaffenberg liegt, seib's Einer oder der Andere gewiß schon kirchfahrten dort gewesen. Bei demselbigen See ist vor etlichen dreißig Jahren, was weiß ich, ein junger Holzknecht verloren gangen. Ist selbig Zeit viel die Red' gewesen von ihm, aber was ihm denn überfahren ist, das hat kein Mensch sagen können. Sein Hut ist gefunden worden beim Wasser. Die Geschicht' ist nach und nach vergessen worden, und jetzt auf einmal ist's da: Der Schauderer hat ihn umbracht.“

„Die Weiberleut' sind da!“ rief der Tibur der beim Fenster saß, und sie johlten zur Thür hinaus.

Muß jetzt freilich wohl still sein, der Brudelwirth, mit seiner Morbds-geschichte, muß eilends Glühwein kochen gehen. Die Weiberleut' sind da!

(Schluß folgt.)

Es wallt das Korn —

Ein Gedicht von **Sollfried Keller**.

Es wallt das Korn weit in der Runde
Und wie ein Meer dehnt es sich aus;
Doch liegt auf seinem stillen Grunde
Nicht Seegewürm, noch anderer Grans:
Da träumen Blumen nur von Kränzen
Und trinken der Gestirne Schein.
O gold'nes Meer, dein friedlich Glänzen
Saugt meine Seele gierig ein.

In meiner Heimat grünen Thälen,
Da herrscht ein alter, schöner Brauch;
Bann hell die Sommersterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch:
Dann geht ein Flüstern und ein Winken,
Das sich dem Aehrenfelde naht,
Da geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sichel durch die gold'ne Saat.

Das sind die Bursche, jung und wader,
Die sammeln sich im Feld zu Hauf'
Und suchen den gereiften Aker
Der Witwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Aechtes Hilfe weiß —
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reinste Luft ziert ihren Fleiß.

Schon sind die Garben festgebunden
Und schön in einen Kranz gebracht;
Wie lieblich stoh'n die stillen Stunden,
Es war ein Spiel in kühl'rer Nacht;
Run wird geschwärmt und hell gesungen
Im Garbentreis, bis Morgenduft
Die nimmermüden, braven Jungen
Zur eig'nen schweren Arbeit ruft.

Zum Besuche.

Stizze aus dem Leben eines Schauspielers von Hans Malser.

Als vor mehreren Jahren der Suezcanal gebaut wurde, ging eines Tages zur heißen Stunde ein Arbeiter hin gegen die Gärten von Tineh. Im Schatten der wüthigen Haine ließ er sich nieder, um zu ruhen; über seinem Antlitze säckelten die Palme und der Lorbeer. Der Mann blickte träumend in das üppige, immergrüne Gesträuch. Dann sagte er laut: „Jetzt beschattest Du, o lebendiger Lorbeer, die Stirne des Tagelöhners; und einst haben halbweile Blätter das Haupt des Künstlers gesengt.“ Dann zog er ein in blauer Seide gehülltes Lorbeerblatt vom Busen, betrachtete es: „Und doch ist dies einzige dürre Blatt aus vergangenen Tagen mir lieber, als all' ihr ewig grünen Haine des Morgenlandes.“

Seine Hand sank auf's Herz — er selbst in den Schummer.

Es ist in einer großen, deutschen Stadt. Alle Uhren des Häusermeeres haben innerhalb einer Viertelstunde zehn geschlagen. Die Wägen aus den Theatern verrollten sich nach allen Richtungen und Straßen hin. In einer der neugebauten Vorstädte, an der Thür' eines vier Stock hohen Hauses stand ein Herr und drückte den Gloden-telegraphen.

Sogleich erschien die betagte Hausbesorgerin, öffnete das Thor und die Hand, um dann den fremden Mann im Hause seiner Wege gehen zu lassen. Aber der Eingetretene that weder eines der niedlichen Silberscheibchen in die Hand der Alten, noch ging er seiner Wege.

„Sie können mir gütigst sagen, ob der Schauspieler Genert schon zu Hause ist?“ fragte er.

Der Hausbesorgerin that das Wörtchen „gütigst“ wohl, sie antwortete daher in möglichst höflicher Weise, daß Herr Genert noch nicht nach Hause gekommen sei, und daß sie bis zu seiner Heimkehr wach zu bleiben gedenke.

„Ich sah jedoch Licht in seiner Wohnung“, warf der Fremde ein.

„Ist wohl möglich, Euer Gnaden, daß er die Lampe brennen ließ, um sie Nachts nicht wieder anzünden zu müssen.“

„Erlauben Sie gütigst, Herr Genert hat nicht das Recht, Brennöl zu verschwenden“, bemerkte der Mann fast aufgeregt. „Doch bin ich überzeugt, daß er's noch gewissenloser treibt. Ist er thatsächlich nicht zu Hause, so schlemmt er jetzt unter Zechbrüdern, während sich in seiner Stube das Licht vergeudet. Aber ich werde seine Nachhausekunft hier erwarten. Wollen Sie, liebe Frau, mich einstweilen gefälligt in seine Wohnung führen.“

Die Beschlieferin hielt das Kerzenlicht hoch und musterte nun den Mann. Seine hastigen Bewegungen, sowie seine rasch herausgestoßenen Worte hatte sie für Zeichen von Jugendlichkeit gehalten; jetzt aber sah sie, daß er ein sehr glatt rasirtes, runzeliges Gesicht und eine Glaze hatte. Seine Kleidung war sehr elegant, und nun bohrte er Daumen und Zeigefinger in seine Westentasche, eine Pantomime, für welche sich die Hausbesorgerin sehr interessirte. Sie wartete mit der Antwort, bis sie das Geldstück in

ihrer Sicherheit hatte, dann sagte sie: „Der Herr sind wohl gewiß ein guter Freund zum Herrn Genert. Aber ich habe zu seiner Wohnung keine Schlüssel; sonst hätte ich ja schon die Kränze hinauftragen lassen, für welche ich mir gar keinen Rath weiß. So schreckhaft viele Kränze! Zwei Dienstmänner haben sie gebracht vor einer halben Stunde. Es ist schon eine Pracht! wenn sie der Herr befehlen will?“

Sie ging voraus in ihr Stübchen, er folgte ihr. Wie ein Garten grünt und blüht die Wände, die Stühle, die Schränke. Alles war vollgeleget mit Lorbeerkränzen, Sträußen und hellfarbigen Bändern.

„Haben der gnädige Herr so etwas schon gesehen?“ rief die Alte mit Stolz aus. „Eine solche Herrlichkeit. Ein Sturm soll im Theater gewesen sein, daß die Gallerien angefangen hätten zu krachen. Aber wundern thut's mich nicht. Sobald der Genert nur mit einem Fuß auf die Bühne tritt, da lacht schon Alles. Geld, der gnädige Herr auch? Na, thut's mir doch so leid! Für mein Leben gern hätt' ich ihn heute gesehen! Aber, mein Gott, Haus-Inspectorin! wen soll ich aufstellen dazu, auf wen kann ich mich denn verlassen? Meine Nachbarin, die Tischlersfrau am ehesten hätt' das Zeug dazu; aber nicht mit vier Köffern, daß sich Die heute zurückhalten ließ. Die hat sich schon um drei Uhr Nachmittags vor dem Theater angestellt. Ein Drängen und Raußen soll das gewesen sein um die Plätze; habe ich doch selber die arme Frau vorbeitragen sehen, der sie beim Einlaß den Fuß abgetreten haben. — Und Unserer hat von Allem nichts. Aber! —“ und sie zeigte auf die Kränze, „die hat doch sonst keine, wie ich! Die Stadt mag gelacht haben, so viel sie will, die Kränze und Blumen, die sie ihm zugeworfen, sind da, da bei der alten Hausmeisterin! — Schau' sich der Herr nur den einmal an mit

der blauen Schleife: Unserem Genert! Und jetzt den dahier — den soll ein Verein geworfen haben — die Schrift auf dem grünen Band: Dem geliebten Menschen, dem großen Künstler!“

Die Augen wurden der Alten naß. Der Herr murmelte: „Läßt sich leicht auf Seide drucken, der Buchstabe kostet sieben Kreuzer.“

„Und jetzt dieser!“ flüsterte die Hausbesorgerin, „dieser da mit der herrlichen Rosafleise! Von einer jungen Fürstin, sagen sie. O mein Gott, ich wünsch' ihm's, überall geliebt und verehrt, ist wohl ein Glückskind, dieser Genert. Die Leut' wissen gar nicht, was sie ihm anthun sollen. Der, wenn er todt ist, hat am dritten Tag sein steinernes Denkmal auf dem Platz. Man sagt, die Bildhauer thäten schon heimlich arbeiten d'ran. Aber thur' der gnädige Herr doch Platz nehmen, 's ist halt Alles so viel verräumt.“ Ein Bouquet, das auf einem Stuhle prangte, mußte dem Sipleber des alten Herrn weichen.

In demselben Augenblicke klangen draußen Musikklänge, welche rasch näher kamen. Ein rother Schein flackerte an den Mauern der Häuser. Ein schmetternder, jauchzender Fackelzug kam heran und stellte sich in einem weiten Halbrund um das Haus. Zwei Männer traten in den Kreis; einer davon war der Obmann des Vereines „Harmonia“, der andere war der Schauspieler Genert. Der Lärm verstummte. Der Vereinsobmann hielt eine schwungvolle, begeisterte Rede, welche er damit schloß: „Und nun bleibt mir noch das Eine übrig, nämlich Dich, edler Mime, im Namen all' Deiner Freunde und Verehrer um Verzeihung zu bitten, daß wir die Gelegenheit Deines Benefices benützten, um unsere Dankbarkeit und Liebe, welche Du längst in unseren Herzen wach gerufen hast, Dir auszubrüden. Dein überreiches Talent hat Tausende und Tausende dieser Stadt unzähligemal schon erquidht,

erfreut, erhöht. Du Zierde unseres
Mufentempels, den edelsten Genuß
danken wir Dir. O, bleibe unser
Genert! Ein dreimaliges Hoch!"

Der alte Mann im Stübchen der
Hausbesorgerin hatte aufgehört, als
draußen von Tausenden die Rede war.
Die Hausbesorgerin selbst schwamm
in Verzückung ob des ungeahnten Auf-
zuges vor ihrem Fenster. Sie schlich
auf Zehenspitzen, um das Hausthor
in allen Weiten zu öffnen, als wollte
sie die ganze Menschenmenge in's Haus
rufen, um zu sehen, daß sich die Herr-
lichkeit des Festes bis in ihr Kämmer-
lein erstreckte, und welch' würdiger
Gut die Kränze, die unter dem Wei-
tallstürme des Publikums geflogen,
hier anvertraut waren.

Aber Genert sagte ein paar kurze
Sätze des Dankes und eilte allein in
das Haus. Draußen schallte noch ein
gellendes Hoch und die Fackeln ver-
loschen eine um die andere und die
Menge zerstreute sich. Noch eine müde
Bewegung mit der Hand machte Ge-
nert, daß sich das schwere Hausthor
doch schließen und diesen langen, heißen
Tag von ihm und seiner Nacht tren-
nen möge. Eben wollte er die matt-
beleuchtete Treppe hinaufsteigen, da
langte eine Hand nach seinem Arm
und hielt ihn zurück.

"Herr Genert, Sie werden einen
Augenblick entschuldigen!" jagte der
alte Herr, welchen wir bereits kennen.

"Ah!" hauchte der Schauspieler
überrascht, "so spät noch?"

"Müssen wohl gestatten, daß ich
gerade diese Stunde wählte, Sie zu
belästigen, jedoch, Sie werden begrei-
fen —"

"Sie wollen Ihr Geld", unter-
brach ihn Genert und griff hastig in
seine Rocktasche, aus welcher er eine
handvoll zerklüfteter Gelbnoten hervor-
zog: "Da, mein Herr, nehmen Sie
— nehmen Sie!"

Der Andere starrte mit großer
Befremdung auf dieses leichtfertige,
pictätlose Verfahren mit dem Gelde,

nach seiner Meinung, dem größten
Heiligtume dieser Erde.

"Ich bitte, bedienen Sie sich, und
dann lassen Sie mich meines Weges!"
rief der Schauspieler. Sein schönes
jugendliches Antlitz war blaß, der
Narr des "Königs Lear" war wegge-
wischt von diesem Angesichte und von
dieser Seele.

"Was soll das heißen, mein Herr?
Das Geld muß gezählt werden", sagte
der Alte.

"Gelbzählen kann ich nicht."

"Aber es könnte zu viel sein,
Bester!"

"Oh, daß es zu wenig ist, fürchtet
Ihr! Mehr kann ich nicht. Hier meine
Einnahme."

"So!" entgegnete der Alte bitter,
"zu wenig, meinen Sie. Ja, was soll
denn aus mir werden?"

"Ein Wucherer nicht mehr!"

"Mein Herr! Ist das der Dank
dafür, daß ich Jahr und Tag Nach-
sicht mit Ihnen gehabt habe?"

"Nachsicht mit hundertfünfzig Pro-
cent Zinsen! — Wohl an, wenn's
nicht gefällig ist —" Und der Schau-
spieler wollte das Geld wieder zu sich
stecken. Da erfaßte es der Andere
gierig mit zehn Fingern. — Von
einem Komödianten nimmt man, was
er hat.

"Sie taumeln ja!" rief er dem
Schauspieler nach, als dieser sich die
Treppe hinaufstakete. Dann eilte er
fort, dürftend darnach, seine Beute
zu zählen unter der nächsten Stra-
ßenlaterne.

Genert öffnete wahrhaftig taumelnd
die Thür seiner Wohnung. Dort holte
ihn die Hausbesorgerin mit der
Wucht von Kränzen ein. Er griff in
die Taschen und zog die Hände leer
zurück.

"Morgen danke ich. Adieu!"

Die Alte aber küßte ihm eine der
leeren Hände. Was wollte sie Dank?
Sie war ja glücklich, daß sie ihm die
Zeichen seiner Ehren bewachen und
überbringen durfte.

Im dunkeln Vorzimmer des Künstlers saß — halb betend und halb schlummernd — eine barmherzige Schwester.

„Ihr könnt jetzt nach Hause gehen“, sagte Genert zu ihr mit weicher Stimme. „Doch gesteht mir Euren Namen, daß ich Euch — hoffentlich bald dankbar sein kann für den Liebesdienst, den Ihr mir erwiesen habt.“

„Ich nehme keinen Dank“, antwortete die Schwester demüthig, „es war meine Pflicht. Wollt Ihr dankbar sein, so seid es gegen Gott. Sein Name sei gelobt!“

Mit diesem Gruße hatte sie die Wohnung verlassen.

Genert öffnete leise die Thür zum inneren Raum seines Heim's. Dieser war ein mäßig großes, elegant eingerichtetes Zimmer mit seltenen Pflanzen- und Blumensträußern reich geschmückt. Es war von mehreren Kerzen hell beleuchtet, und zwischen den grünenden Gewächsen und Lichtern, auf einem Betische von rothem Sammt lag die Leiche eines Kindes.

Es war ein Knabe von etwa vier Jahren; das schöne kleine Gesicht war zart und weiß wie Wachs, die goldfarbigen Locken waren zurückgethan und legten sich weich und wellig hin über das Kissen. Ein weißseidenes Kleid schmiegte sich um die kleinen Glieder.

„Nimmer diese Qualen, wie heute!“ stöhnte Genert und brach schluchzend nieder an der kleinen Bahre. „Mein Richard! mein Kind! Mir brach das Herz und sie haben dazu gejubelt. Und Alles umsonst, oh, dieser Tag hält Gericht über alle meine Sünden.“

Sein Haupt lag auf der jungen todtten Brust und er weinte.

„Sie wäghen gar,“ fuhr er mit sich selbst sprechend dann fort, „jetzt, nach dem Rausche des Beifalls, des Triumphes, des Schaumweines läge ich am Busen eines Weibes. Ich war der Narr des Königs und ich war der Narr des Pöbels. Die Narrenkappe abgeworfen, ist's ein Todtenschädel.

Wenn sie den Bißer sähen! Nein, nein, bleibt mir vom Leibe ihr Schmeichler und Gaukler, ich glaube nicht an eure Gunst — auch ihr seid nur Komödianten, nur nicht so ehrliche, als die vom Fach. — Wahr ist es, es hat mir oft wohlgethan, euch spielen zu sehen; aber der heutige Tag, da ich euch ergötzen mußte mit der Narrenschelle und mit einem heiteren Gesichte am Zechstisch — während hier mein todes Kind liegt — dieser Tag hat euch und eure gleißende Welt mir zum Efel gemacht für alle Zeit. — Richard, jetzt bin ich dein. Ich habe mit dreißig Jahren ausgelebt und ausgespielt. Ich hüße willig, aber ich bereue nicht, was ich that, denn ich that, was ich mußte: ich lebte. Ich gab meinen Sinnen, was ihrer war; ich genoß die Natur und die Welt, die Kunst und die Liebe — ich bereue es nicht. Den Wucherern verpfändete ich mein Talent, daß sie sich aufstellten an der Cassé, wenn die Gagen fielen. Das Publikum glaubte mich mit Gold zu überschütten — ich sah kein's, die Mäßer singen es auf, denn ich lebte, bevor ich arbeitete, und die Jugend will nicht warten mit ihrer Lust, bis die Männlichkeit dazu bedächtigt die Mittel schafft. Zehn Jahre lang war ich ein Gott auf dieser Erde. Nicht die Hoffahrt hat mich gestürzt, sondern meine Künstlernatur. Ich habe über Alles, Alles die Schönheit gestellt. Gemälde von Meisterhand habe ich mir erworben; nicht befriedigt von den welkenden Lorbeerzweigen, die mir auf die Bühne flogen, habe ich lebendige Gärten aus den Tropenländern in meine Wohnung verpflanzt.

Das legte mir Pflichten auf, die mich in die Wucherhände trieben. Ich erwählte mir das schönste Weib der Stadt, aber das treueste war es nicht. Mit einem reichen Herrn auf Biergespann fuhr sie davon — Deine Mutter, Richard. Ich verzeih' ihr, sie hatte Recht, sie liebte die siebenzackige Krone mehr, als die Narrenkappe mit drei Schellen. Mein Theuerstes, was

an ihr war, Dich, Kind, ließ sie auf mein Bitten mir ja zurück. Da warst Du arm genug, Deine Mutter gehörte dem reichen Herrn in Paris, Dein Vater gehörte dem Theater. Deine neuen Pflegettern liebten Dich, weil man dafür zahlte. Und als Du erkranktest vor sechs Tagen, da legten sie Dich, aus Furcht vor Ansteckung ihrer eigenen Kinder, in die entlegenste Kammer. Mich selbst, als ich zu Dir kam, fröstelte in der öden, frostigen Dachstube. Und in später Nacht — ich war von Abend zuvor im Theater wieder Lustigmacher gewesen — nahm ich Dich auf meinen Arm und trug Dich in meine Wohnung. Einen Tag hatte ich Dich ganz, mein Kind, einen einzigen Tag, während ich wähnte, mit Dir durch das Leben gehen zu können. Dann starbst Du. — Auf dem Theater war mein Benefice angekündet; ich wollte abfragen, aber ich bedurfte Geld — Geld um Dich zu begraben. Wenige wußten von meinem Kinde, Niemand von dem Tode desselben. Wie auch sollte man lachen vor den Späßen des Komödianten, wenn man weiß: der hat zu Hause einen aufgebahrten Knaben. Man würde entrüstet sein über die Herzlosigkeit des Schauspielers. Gott weiß es, daß ich wie toll in's Schauspielhaus rannte, in der Absicht, meinen Schmerz zu betäuben, mich zu zerstreuen; Lear's ungerathene Töchter sollten mich lehren, daß es ein Glück sei, wenn Kinder in früher Jugend sterben. Das Tagewerk war hart. An den Hofnarren des Königs dachte ich wahrlich nicht. Im Auditorium sah ich lauter kahle Knochenköpfe, in jeder Loge meines Richard's Wahre. Der Beifall der Publikums klang mir wie gellender Hohn, und als die Blumenpenden kamen gestiegen, rauschten Todtenkränze nieder zu meinen Füßen. Heimtkehrend dann nimmt mir der Jude vom Gold den letzten Kreuzer. Und das nennt man ein Benefice! — Ha, 's ist zu lustig. Tausende habe ich an Andere und mich verschwendet —

jetzt bin ich ein Bettler, der nicht einmal den Schrein kaufen kann für's tobt' Kind . . .“

Der Mann war aufgesprungen. Aus einem prachtvoll gearbeiteten Schrank von Mahagoniholz riß er die Lade heraus: „In Dir verwehrt, freilich stets nur auf kurze Zeit, lag mancher Schatz, lag auch der kostbare Brillantenschmuck, den ich an sie verschwendete. In diesen Schrein lege ich nun meinen einzigen Schatz — dieses Kind. — — Ha, spiele ich denn Komödie? Wer soll hier lachen, wer weinen, als ich selber! Oh, wer sich das Klunkern einmal angewöhnt hat, dem schminkt sich all' Lust und Leid zum Effekt. Hinweg mit Dir, Trödel, ich brauche Dich nimmer. Heute das letzte mal habe ich Komödie gespielt. Meine Welt — und meine Kunst —“ er blickte wie verzückt auf die holbe, weiße Knabengestalt hin, die auf dem rothen Sammt ausgestreckt lag — „ist hier! — O Knabe, Du bist schön! Du warst schön, als Du mit rofigen Wangen im Schlummer ruhest, als Du mit hellem Auge so treuherzig in das meine blicktest, aber so schön, wie jetzt warst Du nie. Ich sah gar manches Meisterwerk aus Marmor und aus Fleisch und Blut. Ich stand schauernd am Ruhebette des herrlichen Weibes, das ich nachher des Knaben Mutter nennen mußte — aber so schön, wie dieses in Ewigkeit ruhende Kind, habe ich nie noch etwas gesehen . . .“

Sich an den Schrank stützend stand er unbeweglich lange Zeit und blickte mit leuchtendem Auge auf die Wahre. Sein Wesen schien sich zu lösen, sein ganzes Herz lag in diesem Schauen. Draußen klangen die Schläge der Mitternachtsstunde. Genert's Gestalt, im festlichen Gewande noch, war wie erstarrt — doch mälig, mälig neigte er sich hin, sank endlich nieder auf die Leiche und murmelte: „Es ist gut, Es hat einen schönen Schluß.“

Dann erhob er sich wieder, trug die Lorbeerkränze herbei und bedeckte

damit den lieben Leichnam. Dann schrieb er mit fliegender Hand einige Zeilen auf ein Blatt Papier. Dann that er noch einen langen Blick in's milde, süße Antlitz der Leiche, verlosch stürmischen Athems die Lichter und verließ das Haus.

Am nächsten Tage hieß es in den Morgenblättern: so wie gestern hätte Herr Genert bisher noch nie gespielt. So genial wäre die Rolle des Narren im „Dear“ noch nie zum Ausdruck gekommen. „Diese wie Gluth ägende Sarkastik und dieser wunderbare Humor! Fast möchten wir sagen: eine dämonische Gewalt lag in diesem Narren. Das Publikum war auch dankbar, und wahrlich, zu einem Künstler, wie Genert, ist uns zu gratuliren.“

Die Abendblätter desselben Tages brachten folgende Notiz: „Ein geheimnißvoller Vorfall. Seit gestern wird eines der geachteten Mitglieder unserer Bühne unter Umständen vermißt, die Schlimmes befürchten lassen. Eine hiesige Leichenbestattungs-Anstalt erhielt heute Morgens ein Schreiben folgenden Inhaltes: Steingasse, Haus-Nr. 16, 4. Stock liegt ein todttes Kind. Feilschen sie mit den Wucherern um die Einrichtungsstücke der Wohnung, um den Leichnam bestatten zu können. S. G., Schauspieler. — Sofort begab sich eine Commission in das angeedeutete Haus und fand in der Wohnung des Schauspielers G. wirklich die Leiche eines 3—4jährigen Knaben, mit Lorbeerkränzen überdeckt.

Herr G. selbst ist seit gestern Abends nirgends mehr gesehen worden.“

Und an einem der nächsten Tage erzählten die Blätter: „Gestern Nachmittags ist, unter Vertheiligung einer unabsehbaren Menschenmenge das Kind des Schauspielers Genert bestattet worden. Das Geheimnißvolle des bis zur Stunde noch nicht aufgeklärten Falles gestaltete dieses Begräbniß zu einem der feierlichsten und ergreifendsten. Die Behörde ist thätig; Genert, an welchem man am Abende seines Benefices eine ungewöhnliche Festreutheit bemerkt haben will, wird noch immer vermißt.“

Und Genert blieb vermißt.

Einen Monat später wurde auf dem Grabe des Kindes eine schöne, blasse Dame gesehen. Sie schluchzte zum Erbarmen und rief die Namen Richard und Sigmund. In der darauffolgenden Nacht verhinderte sie die Polizei an einem Selbstmordversuche auf der Brücke. Ein halbes Jahr später finden wir sie in jenem Kloster der barmherzigen Schwestern, aus welchem Genert einst die Wärterin für sein krankes, sterbendes Kind holen ließ.

Im Schatten der würzigen Haine von Tineh erwacht nun der Arbeiter des Suezcanals. Wehmuthsvoll schaut er in die Lorbeerbüsche. Er hatte einen Traum aus vergangenen Zeiten. Man weiß nicht, bedauert er den Traum oder das Erwachen. Er tritt hinaus in die freien Höhen und blickt sinnend hin über die Gewässer des mittelländischen Meeres.

Die falschen Exzellenzen.

Humoreste von Karl May.

Wer von Euch hat die ambulante Schauspieltruppe Uhlewald gekannt? Keiner? Das ist schade! Denn da könnt Ihr auch nicht wissen, was für einen Knall es in Limberg gab, als es auf einmal hieß: „Uhlewald kommt!“

Das war ein gar lustiges Chörchen, die Truppe Uhlewald, und der Lustigste von Allen war der Herr Direktor selbst, welcher, was leider nicht gar zu häufig vorkommen soll, sich der liebevollsten Anhänglichkeit von Seite der ihm anvertrauten Künstlerseelen erfreute. Und das hatte seinen guten Grund, denn er pflegte sein väterliches Thun nach zwei Wahlsprüchen zu richten, mit denen die Seinen vollständig einverstanden sein konnten. Der erste lautete: Lieber selbst hungern, als meine Leute auf Moneten warten lassen, und der zweite hieß: Fehlt mir's, so haben's die Philister. Das half wirtschaften und war auch gar nicht gefährlich, denn er hatte eine ganz eigene Art und Weise, mit den Manichäern zu verkehren, und wußte sie dermaßen aus der Vogelperspektive zu behandeln, daß sie es für eine Ehre hielten, den bekannten Platz hinter der Feueresse als Wechselformular benutzen zu dürfen.

Also „Uhlewald kommt!“ hieß es in Limburg, und er kam auch. Aber nicht etwa auf einem alten, wackeligen Rheumatismuskarren sondern mit drei vollen, zweispännigen „Fubern“, von denen die beiden ersten die todten Requiriten enthielten, während der dritte Wagen so voll lebender und lebendiger Personen gepfropft war, daß sie auf allen vier Seiten herauszuquellen drohten.

Der dicke Prinzipal mit dem runden, klugen und dabei äußerst gutmüthigen Gesichte saß vorn neben dem Kutscher und hielt fleißigen Ausguck nach dem Orte, welcher berufen war, der Kunst für die Zeit von einigen Wochen als Tempel zu dienen.

„Galt! Urrrr, Gevatter!“ commandirte er, als sie den Gasthof zu den „drei Schwänen“ erreicht hatten, wo die beiden andern Wagen schon hielten: „Hier ist der Schimmel alle, und 'rrrraus aus der Arche mit Euch buntem Volke!“

Er stieg zuerst aus dem unsichern Behikel herab auf die feste, zuverlässige Erdenkruste und steuerte dann ohne Aufenthalt dem Gastzimmer zu, wo er diejenige Individualität zu treffen hoffte, welche es unbegreiflicher Weise versäumt hatte, ihn und seine Ausgewählten willkommen zu heißen.

Im Flur stieß er auf einen jungen Mann, welcher eilig aus dem Hofe herbeizukommen schien.

„Ah, das ist ja der Anton! Grüß Gott, Herzensjunge; da sind wir, Gott sei Dank, wieder in Limberg! Wie geht es und wo steckt der Herr Papa?“

Der Angeredete war der Sohn des Wirthes, ein hochgewachsener, stämmiger Gesell, dem man es auf den ersten Blick anmerken mußte, daß er aus einer wackeren und wohlvermögenden Familie stammen müsse. Er reichte dem Angekommenen mit freundlichem Lächeln die Hand.

„Willkommen, Herr Director! Danke! Wie man es treibt, so geht es, und es wird sich ja wohl noch treiben lassen! Vater ist ausgegangen, wird aber bald wieder da sein.“

„Treiben lassen? Mein Sohn, das klingt ja ganz nach irgend einem Räthsel!“

„Möglich! Es ist bei uns nicht Alles mehr so in Ordnung wie bei Ihrem letzten Hiersein! Sie werden das bald merken. Wir leben gegenwärtig auf kriegerischem Fuße und haben alle Tage irgend ein Gewitter auszuhalten. Eben jetzt ist Vater wieder beim Advocaten und ich bin überzeugt, daß es wieder Blitz und Donner gibt, wenn er nach Hause kommt!“

„So, so, hm, hm! Ich sehe schon, da fehlt der Uhlwald, um dem Schwanenwirth wieder einmal den Kopf zurecht zu setzen. Du mußt mir die Sache noch näher erklären; zuvörderst aber will ich einmal hereingehen, um mich bei der Frau Mutter sehen zu lassen.“

Er trat in die Stube, wo ihn die anwesende Wirthin ebenso wie die gegenwärtigen Gäste freudig begrüßten. Er stand in Folge seines zweiten Grundsatzes noch im lebhaften Andenken bei ihnen, und seine Rückkehr schien also gar wohl geeignet, alte, längst eingeebnete Hoffnungen wieder zu beleben. Es dauerte gar nicht lange, so saßen die munteren Kinder der Bühne bei fröhlicher Unterhaltung im Kreise der ehrsamten Spießbürger und die Fuhrleute hatten ihre liebe Noth, den Inhalt ihrer hochbepackten Frachtwagen loszuwerden. Erst auf ein halb zorniges, halb lachendes Nachtgebot Uhlwald's fanden sich bereite Hände, die Requisiten an Ort und Stelle zu bringen, und als dies geschehen war, versammelte er das Häuflein zu einer Conferenz, in welcher er ihnen seine Feldzugspläne zu entwickeln beabsichtigte.

„So so, hm hm!“ meinte er, mit einem liebevollen Blicke die Reihe überfliegend, in welcher „kein theures Haupt“ fehlte. „Wollen uns doch einmal überlegen, wie wir uns hier in Limberg einzurichten haben! Das, meine Kinder, ist nothwendig, weil beim letztenmale Manches von uns

hier hängen geblieben ist, was uns're guten Freunde eigentlich hätten vergessen sollen. Da ist zunächst Franke, der Schwanenwirth, eine alte, gute Haut, aber er will „gestreichelt“ sein. Dem sind wir noch Alles schuldig, was — — —“

Er wurde unterbrochen. Derjenige, von welchem soeben die Rede war, erschien unter der Thür, eine Anzahl von Papierzetteln in der Hand und fuhr ohne große Umstände mitten unter die Versammelten hinein.

„Guten Tag, Herr Director! Gut, daß Sie gleich Alle beisammen sind, denn ich habe für Jeden etwas mitgebracht!“

„Danke, Schwanenwirth!“ antwortete Uhlwald mit einem herablassend vertraulichen Kopfnicken und ohne sich vom Stuhle zu erheben. „Etwas mitgebracht? Für Jeden? Hm hm, so so, da sehe ich doch, daß wir Euch lieb und werth sind? Aber Ihr habt Euch doch nicht etwa unserwegen in allzugroße Ausgaben gesteckt?“

„Nein, nein, das ist mir gar nicht eingefallen! Sie denken wohl gar, ich rede von Geschenken? Da wäre ich schön dumm, das ist doch factisch! Nein, im Gegentheile, ich habe unsere alten Rechnungen hervorgefucht und will sie Ihnen hiermit zur nochmaligen Durchsicht präsentiren.“

„Schön, mein lieber Gasthof, daß Ihr Euch die Papiere so sorgfältig aufgehoben habt; Ordnung muß sein. Aber das Präsentiren ist bei uns nicht nothwendig, da wir die Notizen ja gar nicht durchzusehen brauchen. Wenn Ihr uns die Versicherung gebt, daß Alles gehörig notirt ist, so hegen wir gar keinen Zweifel, daß es auch so ist. Ihr wißt ja, daß Ihr Vertrauen und Credit bei uns besitzt!“

Der Wirth sah dem Sprecher einigermaßen verblüfft in das Gesicht.

„Ja, so meine ich es nicht, das ist doch factisch! Ich bringe die Rechnungen nicht etwa, daß sie bloß geprüft, sondern daß sie endlich einmal

berichtigt werden sollen. Ich habe zwei volle Jahre gewartet und denke, daß ich nun zu dem Meinen kommen werde.“

„So so, hm hm, Ihr habt mich falsch verstanden! Glaubt Ihr etwa, daß wir gewohnt sind, einem jeden beliebigen Wirthe unsere Rechnungen in Verwahrung zu geben? Ich dünkte, Ihr wäret der Mann dazu, noble Gesinnungen zu begreifen! Und dann werdet Ihr die Hochachtung und das Zutrauen, welche wir Euch bewiesen haben, auch zu würdigen wissen.“

„Ach, was nobel! Was hilft mir das Nobeln, wenn sich der Beutel dabei schlecht steht! Ich will Ihnen einmal im Einzelnen verlesen, was ich Alles zu fordern habe. Es sind schlechte Zeiten, und g'rad mir geht es am Aller schlechtesten. Ich brauche Geld und wenn ich kein's bekomme, so halte ich mich an die Effecten. Ich hätte schon damals so viel zurückbehalten sollen, als nöthig war, meine Auslagen zu decken; das ist doch faktisch!“

„Ach so, hm hm! Geld wollt Ihr haben?“ frug erstaunt der Director. „Wenn Ihr weiter nichts verlangt! Da könnt Ihr Euch das einzelne Verlesen ersparen. Sagt, was Ihr im Ganzen bekommt!“

Er griff mit überlegenem Lächeln in die Tasche seines Rockes und zog eine alte, rothlederne Brieftasche hervor, in welcher sich außer einigen vollgeschriebenen Notiäblättern nichts befand, als höchstens ein paar Briefcouverts und Visitenkarten, das wußten seine Untergebenen alle. Dabei hatte er sich erhoben und war an das Fenster getreten.

„Wahrhaftig, es ist gerade noch Zeit! So so, hm hm, Schmidt“, meinte er zum Souffleur, welcher der Thür am nächsten stand, „springen Sie doch einmal hinunter zu den Fuhrleuten. Sie sollen warten; wir laden wieder auf!“

„Wieder aufladen?“ frug der Wirth, „warum denn?“

„Weil wir nicht in den „drei Schwänen“, sondern im „römischen Kaiser“ spielen werden. Die Wagen sind einmal da, und so werden wir unsere Sachen doch nicht etwa hude-pack durch die Stadt schaffen!“

„Im römischen Kaiser? Ist das faktisch? Hier der erste Liebhaber ist doch vor acht Tagen in Ihrem Auftrage bei mir gewesen und hat mit mir abgeschlossen, daß Sie Ihre Vorstellungen in meinem Saale geben! Sie können ja gar nicht zurücktreten!“

„Warum denn nicht?“

„Weil das gegen unser Uebereinkommen wäre. Der Kaiserwirth würde ein schönes Gaudium haben, wenn er die Einnahmen, die das Theater mit sich bringt, so mir nichts, dir nichts zugeschwemmt bekäme, und ich, ich wäre blamirt für lange Zeiten!“

„Hm hm, so so! Also Ihr geht zu, daß Ihr Profit von uns habt? Das ist aufrichtig und rechtschaffen von Euch, Franke, und bringt Euch in meiner Achtung um ein Beträchtliches wieder in die Höhe. Aber in dem Kaiser werden wir trotzdem spielen, da ich es nicht nothwendig habe, Beleidigungen zu dulden, die nicht nur gegen mich allein, sondern gegen jedes einzelne Glied meiner Gesellschaft ebenso gerichtet sind. Man kennt uns, achtet uns und heißt uns überall willkommen. Oder glaubt Ihr etwa, daß irgend Jemand auftreten könnte, der es hätte wagen dürfen, mich oder Einen von den Meinigen um elendes Geld zu mahnen? Und was das Zurücktreten betrifft, Schwänenwirth, so sind wir damit in vollen Rechte. Ihr seid ein kluger und belehener Mann und kennt das Gesetzbuch besser als mancher Advocat. Daher wißt Ihr ebensogut wie ich, was es zu bedeuten hat, daß Ihr uns hier in pleno corpore et pluralis als Cure Schuldner ausschreit. Man darf Niemanden in Gegenwart eines Andern mahnen, ja, es ist sogar verboten, Jemandem per Postkarte eine Erinnerung zu ge-

ben und Ihr tretet zu uns zwölf Personen herein und setzt jede einzelne derselben in den Augen der andern auf das Beleidigendste herab! Das ist nicht nur unedel und rücksichtslos, nein, das ist eine zwölffache Injurie, die man gerichtlich verfolgen lassen sollte! Wir spielen beim Kaiserwirth. Sagt, was wir Euch in Summa zu berechtigen haben!“

„Eine zwölffache Injurie? Ja, mein bester Herr Director, so war das nicht gemeint, das ist doch factisch! Ich dachte, weil Sie einander kennen, so wäre es — — —“

„Ja grad, weil wir einander kennen, ist die Beleidigung doppelt groß, denn in Gegenwart eines Unbekannten kann so etwas natürlich weniger Schaben bringen. Und Ihr habt Eure Mahnung nicht blos in Worten ausgesprochen, sondern auch durch das Vorzeigen der Rechnungen bewerkstelligt, also durch eine vollendete That. In Folge dessen ist die Injurie nicht blos verbal, sondern sogar zu gleicher Zeit auch real. Ihr seid fast ein ebenso guter Lateiner wie ich, und werdet wissen, was das für zwei gefährliche Criminal-Ausdrücke sind! — Was habe ich zu bezahlen?“

„Aber, Herr Director, so lassen Sie doch nur mit sich reden! Ich stecke schon jetzt in einer Amtsgeschichte, die mir den Kopf warm macht; ich war vorhin beim Advocaten und habe alle Hoffnung, den Proceß zu verlieren und die riesigen Kosten bezahlen zu müssen, und da kommen nun auch noch Sie mit einer zwölffachen Injurie, die nicht nur re-, sondern auch verbal ist, das macht also eine vierundzwanzigfache Klage! Wer soll denn das aushalten? Stecken Sie doch nur Ihre Briestafche wieder ein! Ich habe gar kein Geld gewollt, sondern Ihnen nur zeigen wollen, daß meine Buchführung in Ordnung ist. Sie sind mir ja so sicher wie nur irgend Einer, das ist doch factisch!“

„So so, hm hm! Das kann ein Zeber: Erst blamiren und dann lamens-tiren. Ich habe viel auf Euch gehalten, Franke, und überall, wohin ich nur gekommen bin, von dem Schwannens-wirth in Simberg erzählt; darum thut mir's leid, daß ich Euch verkannt habe. Wir spielen im Kaiser; also gebt endlich einmal die Summe an, damit wir wieder fort können!“

Er öffnete die Briestafche und zog einige abgerissene Blätter hervor, mit denen er, zum Aufzählen bereit, sich dem Tische näherte. Der Wirth schob ihn zurück.

„Ich sage Ihnen, Herr Director, lassen Sie das heut! Jetzt bin ich der Beleidigte, denn Sie halten mich für einen Menschen, der solche Gäste, wie Sie sind, nicht zu schätzen und zu behandeln weiß. Es ist wirklich factisch, daß ich Sie nicht habe mahnen wollen, und wenn ich nicht ernstlich böß werden soll, so stecken Sie Ihre Cassenscheine nur immer wieder ein! Sie haben ja für die ersten Tage so viel Ausgaben, daß es g'rabezu unverständlich von mir wäre, Ihre Cassse zu schwächen.“

„Na, was die Cassse anbelangt, so wäre sie einem solchen Unverstände jedenfalls gewachsen, und Euer Bößsein könnte uns wohl nicht viel Schaben bringen. Aber — hm hm, so so, ich war Euch stets gewogen und es sollte mich dauern, wenn das nicht so bleiben könnte. Ihr mögt es also für eine ganz besondere Freundschaft und Nachgiebigkeit ansehen, daß ich Eure Bitte erfülle. Ich meine, daß hier diese guten Leute ebenso, wie ich, nicht weiter an die vierundzwanzigfältige Injurie denken wollen, und damit einverstanden sind, daß ich nicht am Ende gar noch gewaltfam auf die Annahme der Bezahlung bringe. Und als Beweis uns'rer bereitwilligen Verzeihung mag der Entschluß dienen, vom „römischen Kaiser“ abzusehen und, wie es allerdings ausgemacht war, hier bei

Euch zu spielen. Seid Ihr so zufrieden?"

„Vollständig, Herr Director!"

Der Genannte schob die Papiere mit huldvoller Miene in die Tasche zurück, und meinte dann:

„Was ist denn das für ein Proceß, an dem Ihr laborirt?"

„Ja, zu welcher Sorte von Proceßes er gehört, das weiß ich eigentlich selbst nicht. Als ich die „drei Schwänen“ von dem Bismark kaufte, da — — —“

„Von dem Bismark?"

„Ja, aber nicht von dem echten. Der frühere Wirth, Werner heißt der Kerl, war früher der eingeseischteste Socialdemokrat, den es nur gab. Er hatte Webeln, Mosen, Mottelern und wie sie alle heißen, unten in der Stube hängen, und keine andern Gäste als Demokraten und rothe Republikaner. Er mußte verkaufen und zog nach Ebersbach, wo er den Gasthof pachtete. Dort ist er in den Armenvorstand gewählt worden, und seit er das Amtchen hat, thut er bide und hat sich unter die National-Liberalen gemacht oder wie sie heißen, die auf ihrem Dorfe grad so tanzen, wie in Berlin gepiffen wird. Jetzt hängen in seiner Gaststube Bismark und Moltke und der Kaiser und wer weiß, was sonst noch für große Geister und Potentaten; er hat sich Bismarkbücher gekauft, weiß von Niemanden, als von Bismarken, redet von nichts, als von Bismarken, und hat sogar seiner Frau ein bismarkfarbiges Kleid als Weihnachtsgeschenk gegeben, was doch schon viele Jahre nicht mehr in der Mode ist. Auf seinem Pfeifenkopf hat er Bismarken, am Stocke hat er Bismarken, am Regenschirm hat er Bismarken, kurz und gut, überall hat er Bismarken oder Moltken, und als sie leztthin den zwei einzigen Gassen, die Ebersbach aufzuweisen hat, Namen geben wollten, hat er vorgeschlagen, sie Bismarkstraße und Moltkestraße zu heißen. Daher heißt ihn kein Mensch

mehr Werner, sondern Bismark. Der Kerl ist nicht recht bei Troste, das ist factisch!"

„So so, hm hm! Hat er denn mit Eurem Proceße etwas zu schaffen?"

„Freilich! Er ist ja der Hauptmatador dabei! Nämlich, als ich die „drei Schwänen“ von ihm kaufte, da — da — na, wissen Sie, Herr Director, er war bankrott und wollte nicht gern um die paar Pfennige kommen, die er noch hatte. Da habe ich ihm den Gasthof abgekauft und ihm nachher zuweilen, je nachdem ich es zusammenbrachte, etwas hinaus nach Ebersbach getragen. Als es genug war, ist's mit dem Zahlen abgewesen, wie sich's von selbst versteht; da aber tritt der Mann auf und behauptet, daß ich ihm Geld schuldig bin. Ich habe es nicht zugegeben, und darauf geht er vor Gericht und verklagt mich. Ich habe mich geweigert, den Eid zu leisten, weil — na, das ist Nebensache, und so hat sich der Proceß fast zwei Jahre hingezogen. Uebermorgen nun ist Vergleichstermin oder Entscheidungstermin oder wie sie es nennen, und ich wäre da wohl zu meinem Rechte gekommen; plötzlich aber spricht der Werner — und das habe ich heut' erst gehört — daß er meine Unterschrift endlich gefunden habe, die er so lange gesucht hat, und da, da ist der Proceß verloren, das ist factisch!"

„Ihr seid zwei Spigbuben, Einer wie der Andere! Wißt Ihr das, Schwänenwirth? Und das Wichtigste wäre, wenn Ihr alle Beide tüchtig bezahlen müßtet! Diese Unterschrift kann Euch und auch dem Bismark viel zu schaffen machen. Sieht er das denn nicht ein?"

„Er hat gemeint, ihm sei jetzt Alles egal; einen Advocaten hat er nicht, weil er sich selbst für klug genug hält, und der meinige schüttelt den Kopf dazu. Und an dem Unheile sind Sie auch mit Schuld, Herr Director!"

„Ich? hm hm, so so! In wiefern denn ich?“

„Wegen Ihren Liebesgeschichten. In jedem Stücke, welches Sie vor zwei Jahren hier bei mir gaben, waren Zwei in einander verliebt, manchmal auch Vier, und einmal gar Sechs. Dadurch haben Sie meinen Jungen, den Anton, ganz verdreht gemacht und er ist auf die dumme Idee gekommen, daß er auch eine Liebste haben müsse. Das wäre nun freilich nicht gar so sehr schlimm gewesen, denn er ist am Ende schon alt genug dazu; aber daß er grad auf dem Bismark seine Lisbeth kommen muß, das kann mir nicht passen!“

„Ach, so so, hm hm! Also darum lebt man hier auf kriegerischem Fuße, und darum gibt es täglich ein Gewitter!“

„Hat er es Ihnen schon erzählt! Er soll mich nur nicht in die Wölle bringen, sonst halte ich mein Wort, welches ich ihm gegeben habe!“

„Was für ein's denn, wenn man fragen darf?“

„Wenn er nicht von dem Mädchen läßt, so muß er aus dem Hause. Ich mag von der Ebersbacher Gesellschaft nichts wissen! Und nun gar den Bismark, der mich verklagt hat und der den Proceß gewinnt, als Schwager; ich führe vor Aerger aus der Haut, das ist factisch!“

„Hm! Das, von wegen aus dem Hause jagen, Schwanenwirth, das überlegt Euch ja erst richtig! Der Anton ist ein folgamer und guter Junge; aber er hat da, wo es gilt, seinen Kopf auch für sich. Er wird wohl meinen, daß die Lisbeth für ihn paßt, und daß die Kinder mit der Feindschaft der Eltern nichts zu thun haben. Ich kenne das Mädchen nicht; ist sie denn so unrecht?“

„Ach nein! Man kann ihr nichts nachreden; sie ist hübsch und arbeitfam und häuslich, geht stets nett und sauber, und man könnte fast Respect vor ihr haben, wenn der Bismark

mich nicht verklagt hätte und nun auch den Proceß gewänne.“

„So vergleicht Euch doch im Guten!“

„Herr Director, es ist doch factisch, daß dies nicht geht. Der Werner gibt nicht nach, weil er gewinnt, und ich kann nicht nachgeben, wenn ich auch wollte, weil ich verliere.“

„So so, hm hm! Würdet Ihr denn nachgeben, wenn Ihr am Gewinnen wäret? Seid einmal aufrichtig!“

„Ich —? Das weiß ich nicht. Möglich wäre es, denn — nun ja, der Streit hat mir viel Sorge gemacht, und man wird seines Lebens gar nicht mehr froh. Dazu kommt die Angst von wegen der Unterschrift, denn durch sie wird doch unser damaliger Handel verkehrt. Wir hatten gar nichts Böses im Sinne; ich kam in den Gasthof, und er behielt so viel, daß er sich in Ebersbach einrichten konnte. Seine alten Schulden hat er nach und nach abgezahlt, und so könnte wohl keiner auftreten, der Schaden von uns gehabt hätte; es ist also nur wegen der Reputation, Herr Director. Ich wollte sonst 'was geben, wenn die Sache zur Ruhe käme!“

„Gibt es denn keine Möglichkeit für Euch, doch noch zu gewinnen?“

„Nein, gar keine, wie mir vorhin der Advocat zu verstehen gab, wenn der Bismark nicht etwa den Termin versäumt; denn, wer nicht kommt, der hat verloren, das ist factisch.“

„Für welche Zeit ist er anberaumt?“

„Für übermorgen, Vormittags zehn Uhr, hier in Limberg.“

„So so — — — hm hm!“

Uhlswald machte ein ganz eigenthümliches Gesicht. Die Seinen kannten diese Miene; sie pflegte dann sich über sein rundes, schalkiges Gesicht zu legen, wenn irgend ein launiges Project ihm durch den Kopf gefahren war.

„Wissen Sie vielleicht eine Hilfe, Herr Director?“ frug der Wirth, welcher diesen Ausbruch in den Zügen seines Gastes bemerkte.

„Hilfe? Warum nicht? Mühe wird es freilich kosten, und Gefahr ist vielleicht für mich auch dabei! Aber sagt, Franke, was gebt Ihr, wenn Ihr den Proceß gewinnt?“

„Was ich gebe? Hier diese Papiere stecke ich sofort in den Ofen, das ist factisch, und bei der kommenden Rechnung werde ich mich außerdem noch dankbar zeigen.“

„Gut! Angenommen! Aber ich mache zwei Bedingungen.“

„Welche?“

„Erstens: Ihr laßt dem Anton seine Liebbeth!“

„Herr Director — —!“

„Wenn Ihr nicht wollt, so mag die Sache bleiben. Ich habe es gut gemeint!“

„Nennen Sie mir Ihr Mittel; vielleicht kann ich es auch fertig bringen!“

„Nein! So etwas kann nur Unserer ausführen, und dazu habt Ihr kein Geschick, Schwanenwirth, obgleich Ihr sonst ein anstelliger Kopf seid.“

„Geht es denn wirklich nicht ohne die Liebbeth?“

„Ist denn auch der Bismark gegen diese Liebshaft?“

„Freilich, noch mehr als ich; das ist factisch!“

„So, so, hm, hm, und doch wird es nicht ohne sie gehen! Ihr müßt in einen sauern Apfel beißen, Franke!“

„Nun, so mag es denn meinethwegen sein, wenn es wirklich so nothwendig ist. Es ist auch 'was werth, wenn man gewinnt.“

„Schön! Zweitens: Ihr tragt die Gerichtsloskosten!“

„Fällt mir gar nicht ein! Wenn ich gewinne, ist es ganz von selbst nicht nöthig.“

„Gut; so verliert den Proceß!“

„Sie sind heut' ganz außerordentlich kurz, Herr Director. Es wäre doch

geradezu lächerlich, die Kosten zu bezahlen, wenn ich ihn gewinne.“

„Und es ist ebenso lächerlich, ihn nicht zu gewinnen, weil Ihr die Kosten nicht bezahlen wollt, denn dann seit Ihr dazu gezwungen und habt obendrein die Forderung Eures Gegners zu berücksichtigen. Von allem Andern, was dabei zu bedenken wäre, will ich gar nicht sprechen.“

„Das ist wirklich eine ganz heillose Geschichte! Und trotzdem würde ich mich fügen, wenn ich nur gewiß wüßte, ob ich auch wirklich gewinne.“

„Ihr habt es mir ja nur für diesen Fall zu versprechen, und wenn ich mein Wort nicht halte, so seid Ihr von dem Euren auch entbunden.“

„Da mag es sein! Also ich nehme die Kosten auf mich und der Anton mag sein Mädchen haben.“

„So ist's! Abgemacht! Schlagt ein, Schwanenwirth! Schriftlich will ich es nicht von Euch verlangen, denn ich kenne Euch als einen Mann, der stets sein Wort hält, und überdies stehen mir hier ja eif' Zeugen zu Gebote!“

Während Franke mit erleichtertem Herzen das Zimmer verließ, wandte sich der Director fröhlich zu den Seinen:

„So so, hm hm! Kinder, ich bin mit mir zufrieden, und Ihr könnt es auch sein. Aber macht mir doch 'mal ein wenig Platz!“

Er wand sich zwischen ihnen hindurch und trat zum Spiegel. Dort unterwarf er seine Züge einer sorgfältigen Betrachtung, schnitt zur Verwunderung der Zuschauer eine Reihe der verschiedensten Gesichter und that endlich gar etwas, was Alle für vollständig unmöglich gehalten hätten: er nahm sich sorgsam die Perrücke vom Kopfe und gab den neugierigen Blicken eine bisher, wenn auch nicht mit allgemeinem Erfolge, verheimlichte Tonsur Preis, welche, vollständig glatt und nackt, nur grad über der Stirn einige wenige Härlein zeigte. Nachdem er auch sie sehr aufmerksam in Augenschein genommen hatte, wandte er

sich wieder zurück und richtete sein Auge prüfend auf den Souffleur.

„Treten Sie einmal näher, Schmidt!“

Der Gerufene folgte dem Wunsche. Er war ein langer, hagerer, dabei aber kräftiger und breitschultriger Mann, der in passender Gewandung keine ganz üble Figur bilden mußte.

„So so, hm hm! Das könnte gehen! Die Gestalt paßt, das Gesicht paßt auch, bleich, ohne Bart, ein wenig faltig — hm! Wollen Sie einmal den General-Feldmarschall Grafen von Moltke geben, Schmidt?“

„Ich — —?“ frug der Souffleur erstaunt. „Sie scherzen wohl, Herr Director!“

„Es ist mein vollständiger Ernst, Männchen! Zwar habe ich Sie nie zu irgend einer Rolle gebrauchen können, obgleich Sie Schnid und Schnad genug im Kopfe führen, aber für meine jetzigen Zwecke werden Sie sich eignen. Also, wollen Sie?“

„Mit Vergnügen, wenn nämlich kein Sagenabzug dabei zu befürchten ist!“

„Ohne Sorge, mein Lieber! Sie treten in einem kleinen Privatstücke auf, welches wir außerhalb der Bühne geben; ich als Bismark und Sie als Moltke. Ueber Ihre Rolle werde ich Sie heut' noch instruiren. Jetzt aber, Kinder, wollen wir unser Geschäftliches wieder aufnehmen!“

„Das versteht Ihr nicht! Ich muß das besser wissen, denn ich habe die Bücher darüber. Wenn Ihr etwa meint, daß er vom Kriege nichts verstehe, so irrt Ihr Euch gewaltig. Er hat schon als Junge reiten können, trotz einem Husaren-Lieutenant, und mit den Waffen umzugehen verstanden, wie nur irgend Einer. Sogar den Herkules, was doch ein Kerl ist, der einen Löwen gleich todtgequetscht hat, hat er in Schönhausen einmal mit der Vogelflinte von hinten angeschossen, und damals war er noch ein Schulbube. Als Student ist er der beste Fechter gewesen, den es gegeben

hat, und denkt Ihr vielleicht, daß ihn der Kaiser zum General gemacht haben würde, wenn er kein Geschick dazu hätte? Geht nur hinein in die Stube, wo er in seiner Cürassieruniform an der Wand hängt! Man sieht es ihm gleich an, daß er seine Sache versteht!“

Der Sprecher saß mit seinen Gästen vor dem Hause. Die jungen Burtsche schoben Regal, und die älteren Männer hatten sich um die alte, weitästige Linde versammelt, um zu politisiren. Natürlich war der Werner dabei der Hauptsprecher, und er konnte sich dieser seiner Lieblingsbeschäftigung auch ohne Sorge hingeben, denn die Lisbeth hatte helle Augen und stinke Beine, so daß Keiner lange auf den bestellten Trunk zu warten brauchte. Es dämmerte bereits, und das ist bekanntlich diejenige Zeit, in welcher es sich am gemüthlichsten plaudern läßt.

„Die Geschichte von dem Herkules habe ich auch gehört“, meinte Einer.

„War denn der Kerl lebendig?“

„Nein, es war nur die Bildsäule, welche dort im Parke steht, aber es bleibt doch immer der Herkules, der sogar den Höllehund einmal fast todtgeschlagen hat. Ich weiß das ganz genau, denn ich habe ein altes Buch darüber, worin es haarklar zu lesen ist. Es ist ganz gut, wenn man sich mit solchen gelehrten Dingen ein wenig befaßt, denn man kann in der Politik ein Wörtchen mitsprechen und braucht sich von Niemandem etwas vormalen zu lassen. Und auch in anderen Sachen bringt es großen Nutzen. Da habt Ihr zum Beispiel meinen Proceß mit dem Limberger Schwanenwirth. Ein Anderer hätte zum Advocaten laufen müssen; ich aber brauche keinen, denn ich verstehe mich auf die Gesetze ebenso gut wie ein Jurist; ich habe ein Buch darüber.“

„Wie steht es denn mit dem Streite?“

„Der ist so gut wie aus. Morgen früh um zehn Uhr haben wir Termin, und da werde ich die Schrift vorlegen,

in welcher mein Recht bewiesen ist. Sie war mit bei dem Umzuge abhanden gekommen, und erst vorgestern habe ich sie in der Nürnberger Bilderbibel wiedergefunden. Ich hätte wohl schon eher einmal in das alte Buch gucken können, aber man hat immer keine Zeit dazu, weil es noch ganz and're Werke zu studiren gibt. Nun könnt Ihr Euch denken, was so ein Mann, wie Bismark, zu arbeiten und zu lesen hat, wenn schon Unserer der ganzen Tag über den Büchern liegen muß. Und dazu kommen noch die Conferenzen und Vorträge und Besprechungen und Audienzen und Reisen. Jetzt ist er wieder einmal unterwegs, und zwar incognito, wie man sich ausdrückt, wenn so ein Herr einmal unerkannt bleiben will. Nach Ebersbach freilich dürfte er nicht kommen, denn ich würde sofort wissen, wer er ist; ich habe ihn ja viermal in der Stube hängen!"

„Wohin ist er denn gegangen?"

„Ja, das wird er Niemanden sagen, und es war also auch gar keine Bemerkung darüber gemacht. Habt Ihr denn das Limberger Tageblatt noch gar nicht gelesen?"

Er erhob sich und ging in das Gastzimmer, aus welchem er halb mit einem Zeitungsblatte in der Hand zurückkehrte. Er schlug dasselbe auseinander, und obgleich es schon stark dunkelte, bemühte er sich doch, die betreffende Stelle zu finden.

„Hier steht es: „Wie aus sicherer Quelle verlautet, hat sich in Folge des drohenden Krieges der Reichskanzler Fürst von Bismark mit dem Grafen von Moltke incognito auf eine militärische Recognition begeben; über deren Ziel sich der Bericht allerdings in tiefes Schweigen hüllt.“ — Nun, glaubt Ihr jetzt, daß er von dem Kriege auch etwas versteht? Die beiden großen Männer wissen schon im voraus, wenn es losgeht und wo die Schlachten geschlagen werden. Das haben sie Anno Sechshundsechzig be-

wiesen, Siebzig und Einundsiebzig ebenso, und wenn es jetzt wegen der Türkei mit den Russen und Franzosen losgeht, so sind die Pläne alle schon im voraus fertig. Ich weiß das, denn ich habe die Bücher darüber."

„Da wird es wohl wieder einmal Einquartierung geben, wenn wir auch den Kanonendonner hier nicht zu hören bekommen."

„Ihr redet wie Ihr's versteht, ich aber muß das besser wissen! Wir können doch unsere Armeen nicht spalten und die eine Hälfte nach Osten gegen die Russen und die andere Hälfte nach Westen gegen die Franzosen schicken, sondern wir müssen unsere Kräfte zusammenhalten und den Feind zu uns hereinkommen lassen; da kennt er sich nicht aus und wird total auf's Haupt geschlagen. Es ist also gar nicht unmöglich, daß wir hier in unserer Gegend die Kanonen auch brummen hören. Ich will Euch einmal die ganze Politik deutlich auseinandersetzen; aber da müßt Ihr mit herein in die Stube kommen, denn hier kann man die Zeitungen nicht mehr erkennen!"

Er erhob sich, und die Anderen folgten seinem Beispiele. Sie hatten aber die Thür noch nicht erreicht, so blieben sie stehen. Eine vierspännige Kutsche kam im Galopp das Dorf herabgesauft und hielt vor dem Gasthose. Während der Kutscher in vornehmer Ruhe sitzen blieb, sprang ein Bedienter vom Boche und öffnete den Schlag. Ein Herr stieg aus. Es war eine hohe, militärisch stramme Gestalt mit einem etwas nach vorn gebeugten Kopfe. Die Beine staken in weit heraufgezogenen Reistiefeln; den Körper umhüllte ein dunkler Civilüberrock, den Kopf aber bedeckte eine rothrandige Soldatenmütze. Nachdem er mit einem raschen Blicke die Umgebung gemustert hatte, winkte er mit der Hand zurück; der Wagen rollte wieder von dannen, er selbst jedoch schritt auf das Haus zu.

Als er an den neugierigen Gästen vorüberkam, zogen sie ehrerbietig ihre

Mühen und Hüten und wünschten einen „schönen guten Abend“. Er nickte leise mit dem Kopfe und trat in die Gaststube, wo er nach einer kurzen Umschau an dem hintersten Tische Platz nahm. Der Wirth, welcher ihm mit den Uebrigen gefolgt war, begrüßte ihn mit seiner besten Reverenz und fragte nach seinen Wünschen.

Statt einer hörbaren Antwort zeigte der Fremde auf eine der vollen Bierflaschen, welche am Buffete standen. Werner verstand diesen stummen Wunsch und holte das Verlangte nebst einem Glase herbei. Dabei fiel sein Auge auf das Bild, welches grad über dem Kopfe des schweigsamen Gastes hing und er war von der außerordentlichen Aehnlichkeit zwischen diesen Beiden so überrascht, daß er mitten im Gehen stehen blieb und die Flasche zu Boden fallen ließ. Der Unbekannte warf ihm einen scharfen, mißbilligenden Blick zu und hob wie warnend den Zeigefinger, an welchem mehrere gewiß sehr kostbare Ringe im Lichte der eben erst in Brand gesetzten Lampe blühten. Werner hob die ganz geliebene Thonflasche wieder vom Boden auf, entfortkte sie, schenkte ein und trat sodann mit einer Verbeugung zurück, welche so tief und ehrfurchtsvoll war, daß seine Stirn fast die Kante des Tisches berührte. Sodann trat er zu den Dorfleuten, welche inzwischen Platz genommen hatten und den Gast mit unverhohlener Wißbegierde betrachteten.

„Mollte!!!“

Nur dieses eine Wort raunte er ihnen zu, wobei er sich in Acht nahm, daß diese indiscrete Bemerkung am hintern Tische nicht gehört werde, aber sofort fuhren alle Köpfe in die Höhe und aller Augen suchten eilig nach dem Original zu vergleichen. Die Aehnlichkeit mußte nichts zu wünschen übrig lassen, denn die Köpfe senkten sich wieder und wurden mit so bedeutungsvollen Blicken zusammengestellt, daß der Fremde gewiß aufmerksam geworden

wäre, wenn ihn nicht etwas Anderes beschäftigt hätte. Er hatte nämlich den Ueberrock geöffnet und eine Anzahl Landkarten aus der Tasche gezogen, sie vor sich ausgebreitet und war nun in das Studium derselben so verfenkt, daß er von der ihm gewidmeten Theilnahme nicht das mindeste bemerkte. Ebenso schien es ihm zu entgehen, daß ihm zwischen dem geöffneten Rocke eine Reihe blanker Knöpfe hervorfunkelte und ein reich betreffter Uniformtragen sichtbar wurde. Ohne nur ein einzigesmal von den Karten aufzublicken, war er eifrig beschäftigt, Notizen einzutragen, und wenn er ja einmal zum Glase griff, so war es nur, um die Lippen kurz zu nessen.

„Der große Schweiger!!!“ flüsterte der Wirth, der sich zu den Andern niedergelassen hatte. „Gar kein Zweifel! Das hätte der Redacteur von dem Limberger Tagblatte wissen sollen!“

Die Andern nickten zustimmend. Es war in dem Raume wie in einer Kirche; eine heilige Stille hatte Alle erfaßt, und Keiner wagte, ein lautes Wort zu sprechen. Da ertönte ein leises Klopfen; der Wirth schnellte in die Höhe und trat in devoter Haltung zu dem durchschauten Feldmarschall.

Dieser näherte, ohne den Kopf von der Arbeit zu erheben, Daumen und Zeigefinger der linken Hand den bezeichnend gespitzten Lippen. Der kluge Wirth hatte ihn sofort verstanden, sprang nach einem in der Ecke befindlichen Brette und langte die werthvollste seiner Cigarettenkisten von demselben herab. Als er sie dem hohen Herrn präsentirte, stand dieser schon im Begriffe hineinzugreifen, zog aber die Hand wieder zurück und winkte gebieterisch nach der Thür. Es hatte sich das Rollen eines Wagens auf der Straße vernehmen lassen.

Werner stellte die Cigaretten auf den Tisch und eilte hinaus. Wieder erblickte er eine vierspännige Carrosse, und wieder stieg ein Herr aus, welcher auf die Thür zugeföhritten kam, während der Wagen davonsaufte.

„Das ist der Ebersbacher Gasthof?“ frug der Ankömmling mit einer Stimme, welcher man die Gewohnheit des Befehls deutlich anhörte.

„Aufzuwarten, mein Herr!“

„Sind Sie der Wirth?“

„Ich habe die Ehre!“

„So heißen Sie Werner?“

„Wenn Sie erlauben!“

„Ist ein fremder Herr hier angekommen?“

„Vor kurzer Zeit. Er befindet sich in der Stube, wenn es Ihnen beliebt, einzutreten!“

Er riß die Thür so weit wie möglich auf.

„Bitte, bemühen sich der Herr hier herein! Da hinten an — — —“

Die angefangene Rede blieb ihm vor seligem Schreck im Munde stecken, denn er hatte im hellen Schein der Lampe einen Mann erkannt, dem es in Ebersbach ganz unmöglich war, incognito zu bleiben. Es trug derselbe auch einen Civilüberrock, auch seine Beine staken in einem Paar weit heraufgezogener Reithiefel, auch seinen Kopf bedeckte eine buntranbige Soldatenmütze, und auch er besaß eine geradezu bewundernswürdige Ähnlichkeit, nämlich mit den vier Bildnissen des Reichskanzlers, welche an den Wänden hingen. Und wenn ja noch ein Zweifel möglich gewesen wäre, so mußte derselbe augenblicklich schwinden, als der Eingetretene sein Haupt entblöhte, um den vorher Angekommenen zu begrüßen; die obere Seite des Kopfes war kahl und zeigte über der Stirn jene weltgeschichtlichen drei Haare, an welchen das Herz eines jeden braven Deutschen mit rührender Pietät zu hängen hat.

Er nahm ohne weitere Umstände Platz, öffnete einige Knöpfe seines Rockes, streckte die Beine gemüthlich aus und griff in die Cigarrenkiste. Als es ihm mit Hilfe Werner's gelungen war, eine Probe des zweifelhaften Krautes in das Glömmen zu bringen, meinte er, den Rauch mit Wohlbehagen von sich blasend:

„Alle Wetter, Herr Feldmarsch — — wollte sagen Herr Kamerad, die Cigarre ist nicht schlecht! Habe diesem Ebersbach gar nichts so Exquisites zugebraut und glaube, daß selbst in Varzin kein solches Deckblatt gezogen werden kann. Stecken Sie sich Eine an!“

Der Andere kam diesem Rathe schweigend nach; dann vertieften sich Beide in die Karten und gaben sich dabei ihre Meinungen in einer Sprache kund, von welcher keiner der Anwesenden ein Wort verstand. Das wahrte eine Zeitlang, bis endlich ihre Ansichten einmal auseinander zu gehen schienen. Das Ebenbild des Bismarckportraits sprach sehr eindringlich und wurde sogar etwas hitzig; sein Gegenüber blieb ruhig, schüttelte mißbilligend den Kopf und machte, die Worte sparend, eine sehr bedenkliche Miene.

„Ach, was gibt es denn da zu zweifeln, Excell — — Herr College,“ rief wieder deutsch der Hitzige. „Hier sind ja Leute, bei denen wir uns erkundigen können! Wirth!“

Im nächsten Augenblicke stand der Gerufene vor ihm.

„Nicht wahr, Sie kennen uns nicht?“

„Wenn die Herren es so befehlen, nein!“ antwortete Werner mit einem sehr pfißigen Gesichte.

„Gut, so werden Sie auch keine störenden Folgerungen aus unsern Fragen ziehen. Wissen Sie, was man unter einem coupirten Terrain versteht?“

„Ja, das weiß ich ganz genau, denn ich habe die Bücher darüber.“

„Ist die Gegend zwischen Limberg und Ebersbach coupirt?“

„Ja, denn sie steht auf jeder Landkarte; aber wer sie coupirt hat, das kann ich hier den Augenblick nicht sagen.“

„Thut auch nichts zur Sache,“ bemerkte mit einem belustigenden Lächeln der Frager. Wir wollen einmal den Fall setzen, die Russen ständen in Limberg und die Deutschen hier in Ebersbach; ließe sich da wohl mit der Cavallerie ein tüchtiger Choc ausführen? Sie sind ein kluger Mann, das weiß

ich, und ich habe meine Gründe, Sie zu fragen."

Der Wirth warf einen sehr selbstbewußten Blick auf die am vordern Tische Sitzenden und meinte dann:

"O, auf solche Fragen verstehe ich schon zu antworten, denn ich habe die Bücher darüber! Freilich wird es gehen; ganz gut wird es gehen, denn Platz ist genug da. Ein Escad Cavallerie! Das sind sechzig Mann, ohne die viere, die man gewöhnlich obendrein bekommt; aber Sie können zwanzigtausend Mann hier ausführen oder aufzuführen oder anführen, ganz wie es Ihnen beliebt."

"Gut," wandte sich der Dreihaarige an seinen Kameraden, "so schlagen wir sie mit der Reiterei!"

Der Angeredete zuckte mit der Achsel und warf dabei einen mitleidigen Blick auf die ohrenspitzenden Bauern.

"Sie meinen, Herr Feldmar — Herr Kamerad, daß die Felber dabei schlecht wegkommen werden? Ja, das bringt der Krieg einmal mit sich, und ich sehe gar nicht ein, warum wir die Hauptschlacht in eine andere Gegend verlegen sollen!"

"Könnte man denn nicht einen Artillerieangriff machen?" frug Werner, denn es unter den Nägeln brannte, seine Weisheit an den Mann zu bringen. "Da flogen die Kugeln über die Felber weg und man braucht auch nicht so viel Menschen daran zu setzen."

Bei dieser Erinnerung sprang der Schweigsame auf und starrte mit unaussprechlicher Verwunderung den Rathgeber an. Dann that er etwas, was bisher noch nicht gesehen war; er redete mit dem Wirth:

"Das ist richtig! Das ist brillant! Daran habe nicht einmal ich gedacht! Sagen Sie, haben Sie Strategie studirt?"

"So ein bißchen!" meinte Werner ganz überglücklich. "Ich muß mich wohl darauf verstehen, den ich habe die Bücher darüber!"

"Das hätte ich eher wissen sollen! Vielleicht hätte ich dann meinen Plan ganz anders entworfen; er paßt mir

weber rechts noch links, weber hinten noch vorn!"

"Schabet nichts!" tröstete der Andere, indem er sich mit sorgloser Miene den Schnurbart drehte. "Wir machen morgen Früh noch einmal die Runde. Bei so wichtigen Dingen darf es auf einen halben Tag nicht ankommen. Hören Sie, Werner, Sie werden uns begleiten müssen; wir brauchen Ihren Rath!"

"Ich sehe ganz und gar zu Befehl!" versicherte der Wirth mit einem Gesichte, aus welchem der helle Triumph leuchtete. Er dachte an nichts weiter als an die ungeheure Ehre, welche ihm widerfuhr und an die ebenso außerordentliche Anerkennung, welche ihm zu Theil wurde. Und das geschah in Gegenwart seiner Nachbarn und Bekannten! Er hätte vor Entzücken die Stube zum Fenster hinauswerfen können.

"Aber wo halten wir da heut' unser Nachtquartier? Wir hatten ganz andere Dispositionen getroffen."

"Wo? Bei mir, meine Herren, bei mir!" fiel der glückliche Mann schnell ein. "Ich bin kein reicher Mann und habe auch keine Einrichtung, wie Sie es gewohnt sind; aber ich werde mir trotzdem Mühe geben, Sie zufrieden zu stellen!"

"Das ist annehmbar. Wie steht es, Herr Kamerad? Wollen wir — —?"

Der Gefragte gab seine Zustimmung durch ein vertrauensvolles Nicken zu erkennen.

"Abgemacht! Also zwei Zimmer und ein gutes Abendbrot! Dann wird geschlafen, und morgen Früh Punkt Fünf geht es nochmals auf Recognition!"

Damit war die Lösung zu einer wirtschaftlichen Revolution gegeben, durch welche die Befähigung des weiblichen Hauspersonales in ein glänzendes Licht gestellt wurde, denn schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit meldete Werner:

"Die Zimmer sind bereit! Wollen die gnädigen Herrschaften sich herauf bemühen?"

Er verschwand mit den beiden Fremden, und nun waren die Zungen der Zurückgebliebenen auf einmal gelöst. Daß man Bismark und Moltke vor sich gehabt habe, darüber gab es nicht den leisesten Zweifel, und daß die Russen hereinkommen würden und zwischen Limberg und Ebersbach geschlagen werden sollten, das war ebenso sicher. Und daß der Werner einen ansehnlichen Kopf habe, das wußte man, daß er aber so ganz ungemein geachtet sei, davon hatte man erst heut' den Beweis gesehen. Von wegen dem Kanonenangriffe hatte er den großen Moltke ja erst auf den richtigen Gedanken gebracht, und dieser wollte nun gar seinen Plan aufgeben, um mit dem Wirthse einen neuen zu entwerfen! Das war doch erstaunlich!

„Wer weiß, was Alles noch aus dem Werner werden kann!“ rief Einer.

„Der bleibt nicht hier in Ebersbach; das ist nun sicher!“

„Ja, den hüßen wir ein. Er hat doch recht: es ist gut, wenn man sich zuweilen ein wenig mit den Büchern abgibt. Bei mir ist es nun freilich schon zu spät, aber meine Jungen, die müssen von heut' an ganz gehörig lesen lernen!“

„Und ich halte mir von jetzt an so viel Zeitungen, wie es im deutschen Reiche gibt! Es ist kein Spaß, von solchen Männern um einen guten Rath gefragt zu werden.“

„Wie schnell so etwas eintreffen kann. Erst vorthin hat er da draußen vor dem Hause gesagt, daß die Russen und Franzosen herein nach Deutschland kommen müssen, und jetzt ist schon der Moltke da, und sieht sich die Gegend an, wo sie todgeschossen werden! Ich muß nur gleich nach Hause springen und es meiner Alten erzählen!“

Dieses letzte Wort fuhr wie eine platzende Bombe unter die Gesellschaft hinein. Alle sprangen auf, denn Jeber hatte es nothwendig, die große Neuigkeit so weit wie möglich zu verbreiten, und nach wenigen Augenblicken war die Stube leer, freilich nur auf kurze Zeit, denn die Kunde, daß Bismark und Moltke im Gasthose abgestiegen seien und morgen Früh mit dem Wirthse einen Schlachtplan zeichnen würden, ging wie ein Lauffeuer im Dorfe herum, und bald konnte der Raum die Gäste gar nicht fassen, welche sich herbeidrängten, um mit dem Auge vielleicht einen der berühmten Rockzipfel zu erwischen.

(Schluß folgt.)

H e r z e n .

Oft finden sich zwei Herzen leicht
Im großen Weltgedräng':
Ihr Liebesbund, ob Alles weicht,
Bleibt ewig treu und eng.

Und And're find, die fühlen nie
Erwidert ihren Fang;
Unglücklich zwar, doch lieben sie
Ihr ganzes Leben lang.

Und Herzen gibt's, die ahnen bloß
Der Liebe Vorgesühl:
Die bleiben immer heimatlos
Im fremden Weltgewühl.

Sie jucken bei der Schönheit Strahl,
Vor jedem Angesicht.
Sie suchen fort ihr Ideal
Und finden's ewig nicht.

Sie brennen stets vor Sehnsuchtsqual,
Und sterben liebelos —
Gerings ist zwar ihre Zahl,
Doch schrecklich ist ihr Loos.

Stefan Auborn.

Zur Geschichte der Sittlichkeit.

Von Robert Hamerling.

Die sagenhaften Metamorphosen des Teufels vom zottigen, feuerspeienden, hörnertragenden Unhold zum schmutzigen Cavalier mit leicht-maskeitem Pferdefuß sind uralte, bewährte Bilderweisheit. Die Zeiten ändern sich und der Teufel ändert sich mit ihnen. Aber in den neuen Hüllen steckt doch immer der alte Adam und der alte Versucher; und ob die Zahl der Seelen, deren Verhängniß es ist, von letzterem „geholt“ zu werden, sich immer so ziemlich gleich bleibt, wie, nach den Behauptungen der Statistiker, die Zahl der mit zwei Köpfen geborenen Kinder, oder der ohne Adresse auf die Post gegebenen Briefe — oder ob die Hölleborste ihre steigenden und fallenden Tendenzen hat, das ist gewiß schwer zu entscheiden.

Es wird unserm gegenwärtigen Zeitalter ziemlich allgemein der Vorwurf gemacht, daß es sich, namentlich in den Großstädten, durch Genußsucht und einen zunehmenden Verfall der Sittlichkeit auszeichne. Schlägt man die Chronik früherer Zeiten auf, so findet man, daß die Sittlichkeit des Menschengeschlechtes fast immer sehr viel zu wünschen übrig gelassen hat. Die Gegenwart ist nicht tugendhafter als frühere Jahrhunderte, sondern bloß weniger roh; sie ist aber auch nicht sittenloser, sondern bloß frivol und blasierter geworden. Von der Rohheit und Wüstheit zur Frivolität — das ist der Weg, den die Sittlichkeit — oder vielmehr die Unsitlichkeit — der Völker in ihrem Entwicklungsgange zurücklegt. Schon das Alterthum hat ihn durchlaufen, und das moderne Leben durchläuft ihn wieder. Ob die

Unsitlichkeit im Stadium der Rohheit oder in dem der Frivolität bedenklicher sei, ob sie in diesem oder in jenem den Geist und das Gemüth eindringlicher und gründlicher vergifte — das ist eine Frage, die freilich von den Meisten zu Ungunsten der letzteren entschieden werden dürfte. Auf Seite der Rohheit steht das quantitative Uebergewicht der Entartung; in qualitativer Beziehung wird sie von der Frivolität überholt, die den Sinnenreiz verfeinert und durch die scheinbar anständigen Formen, die sie der Sittenverderbniß gibt, den Grenzpfahl zwischen Tugend und Laster schwankend macht oder gar verrückt. In Zeiten roher Ursprünglichkeit ist auch die Unsitlichkeit *naiv*.

Es ist zu verwundern, daß noch Niemand den Versuch gemacht hat, eine allgemeine „Geschichte der Sittlichkeit“ zu schreiben. An Material und Vorarbeiten dazu würde es nicht fehlen. Die „Deutsche Cultur- und Sittengeschichte“ von Johannes Scherr gibt eine Fülle von Notizen über geschlechtlich-sittliche Verhältnisse innerhalb der Grenzen deutschen Volkes und Landes. In diesen durch das umfangreiche Werk zerstreuten Notizen ist der Stoff für eine Skizze gegeben, aus welcher sich ersichtlich machen läßt, wie z. B. auf deutschem Boden sich der Uebergang vollzog von der Naivetät und Rohheit barbarischer Zeiten zur eigentlichen Sittenlosigkeit, und von dieser zur Frivolität, zur Blasirtheit, zum „raffinirten“ Genuße. Man verzeihe die französischen Ausdrücke, deren Unentbehrlichkeit an dieser Stelle schon beweist, daß mit den Namen selbst auch

die Sachen ihren Ausgangspunkt bei dem „an der Spitze der Civilisation marschirenden“ Volke genommen.

Die *Naivetät* geht, wie gesagt, der eigentlichen *Sittenlosigkeit* und selbst der *Rohheit* voran; mit anderen Worten, die ersten Wahrnehmungen, die wir im Leben jugendlicher Völker von sittlich bedenklichen und auffälligen Dingen machen, sind meist derart, daß das Bedenkliche nicht aus Lüsterheit und Verberbniß, sondern aus barbarisch-unzarter Auffassung sittlicher Verhältnisse hervorgegangen, oder der Standpunkt der allgemeinen Sittlichkeit durch den einer localen Sitte verdrängt worden ist. Es war nicht *Sittenlosigkeit*, sondern *Naivetät*, die „zur Sitte“ geworden, wenn in der altdeutschen Familie den sich zur Ruhe begebenden Gast die Wirthin oder die stellvertretende Tochter in das Schlafgemach begleitete, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung sei; es war auch noch immer nicht *Sittenlosigkeit*, sondern einfach *Barbarei*, wenn in früherer Zeit die Gastfreundschaft noch weiter getrieben wurde, so weit, wie noch heute bei wilden Völkerschaften, daß nämlich der Wirth seine Frau oder Tochter „auf Tren' und Glauben dem Gaste beilegte“. Daß in den Niederlanden sich dieser Brauch noch bis in's Zeitalter der Reformation hinein erhielt, bezeugt Murner. Nicht sittenlos, sondern *naiv-barbarisch* war es ferner, wenn am Hochzeitstage die prächtig geschmückte Braut von den Eltern oder Vormündern, dem Brautführer und der Brautjungfer, und meist auch allen anderen Gästen in die Brautkammer geführt und dem harrenben Bräutigam übergeben wurde, der mit der Entkleideten in Anwesenheit des ganzen Gefolges das hochzeitliche Lager bestieg. Offenbar wollte man Zeugenschaft haben für die Rechtsgültigkeit der Ehe, die als vollzogen galt, sobald „eine Decke das Paar beschlug“. Und nur ein Ueberrest *naiv-barbarischer* Etikette war es auch,

wenn noch in späteren Jahrhunderten Fürsten sich mit ausländischen Prinzessinnen „durch Procuration“, d. h. so vermählten, daß der Bevollmächtigte des Fürsten das Lager der fürstlichen Braut wirklich bestieg und man den rein symbolischen Charakter der Ceremonie hinlänglich gewahrt glaubte, indem man ein bloßes Schwert zwischen die beiden Lagergenossen legte. So geschah es z. B. nach dem Zeugniß des österreichischen Chronisten Jakob Nurett bei der Vermählung des römischen Königs Maximilian I. mit der Prinzessin Anna von Bretagne, und der Chronist bezeichnet bei dieser Gelegenheit ausdrücklich diese Sitte als allgemein, von der alten Zeit überliefert, und noch immer in Uebung.

In dem Frauen- und Minnedienst des Mittelalters, wie er von Rittern und Minnesängern gepflogen wurde, trat ein Element hervor, das, welsch' großen Theil auch die Conventienz und ein starrer Begriff von Ritterehre daran haben mochte, schon deutlicher den Uebergang von *naiver Unsitte* zu bewußter *Unsitlichkeit* markirt. Noch zeigte dieser Uebergang den Charakter des einfachen Abergewisses, wenn ein provençalischer Troubadour, Peiré Vidal, seiner Geliebten zu gefallen, welche Loba (Wölfin) hieß, sich in ein Wolfsfell steckte und heulend auf allen Bieren in den Bergen umherkroch, bis er von Schäferhunden jämmerlich zugerichtet war. Aber aus dem bekannten Buche, in welchem der steirische Ritter Ulrich von Lichtenstein die absonderliche Geschichte seiner Liebesqualen und Ritterfahrten der Nachwelt hinterließ, kann man nicht bloß den Abergwitz ermessen, zu welchem ein überspannter Begriff von Ritterehre sich erschwang, sondern es ergibt sich auch daraus, daß das Liebesideal des minnenden Ritters im Mittelalter keineswegs ein durchaus abstractes, platonisches war, und daß der ritterliche Frauencult auf Gewinnung thatsächlichen Minnelohnes ausging, selbst

in dem Falle, daß sowohl der Ritter als auch die Dame, welcher zu Ehren er seine Speere verrieth, schon anderweitig durch die Pflichten einer legitimen Ehe gebunden waren.

Die ernstgemeinte Selbstbiographie des genannten Ritters ist eine köstlichere Parodie des Ritterthumes und des Minnedienstes, als der weltberühmte komische Roman des Cervantes. Nachdem unser Lichtensteiner vernommen, daß die Dame, die er erkoren, seinen „übelstehenden Mund“ getabelt — er hatte eine doppel-wulstige Unterlippe — reitet er flugs zu einem Meister nach Graz und läßt sich operiren. Troßdem widerfährt ihm noch immer eine ziemlich schöne Behandlung; auch hat er u. A. einmal das bezeichnende Unglück, daß er ein endlich errungenes Antwortschreiben der Angebeteten zehn Tage lang ungelesen mit sich herumtragen muß, weil er selbst des Schreibens und Lesens unkundig und sein Schreiber ihm gerade abhanden ist. Er turnirt nun fleißig zu Ehren seiner Herrin. Zu Triest, im Jahre 1227, wird ihm beim Nennen ein Finger zerstoßen, der nach nothdürftiger Heilung trumm und steif verbleibt. Nachdem er gehört, seine Herrin bezweifle diese Thatsache, läßt er sich den fraglichen Finger abschneiden und übersendet ihn der Ungläubigen, welche nicht umhin kann, zu äußern, so etwas habe sie einem Manne mit fünf gesunden Sinnen nicht zugetraut. Er unternimmt nun in höchst abenteuerlichem Aufzug eine große Ritterfahrt, besteht unzählige Kämpfe und mißt sich zuletzt, auf Begehren seiner Dame, mehrere Tage lang unter die Ausfägigen, welche vor der Burg derselben zu betteln pflegen. Nun meint er aber auch dem Lohne seiner Huldigungen nahe zu sein. In der That läßt die Dame — sie ist verheiratet! — den Ritter zu einer nächtlichen Zusammenkunft einladen, aber freilich nur, um den aberwitzigen Gesellen in kläglich, ja

grausamer Weise abzutrupfen. Nachdem er von den Mägden nächtlicher Weile zum Fenster empor und in die Burg gezogen worden, findet er die Herrin auf einladendem Lager sitzend. Sie hält den tapferen, aber unliebenswürdigen Bewerber eine Weile zum besten, und dann weiß sie eine Scene herbeizuführen, in Folge welcher der Schwertgeprüfte, ungedankt und ungelohnt, vom Fenster der Geliebten holzertotter in den Schloßgraben hinabfährt und von Glück zu sagen hat, daß er nicht das Genick gebrochen.

Nicht alle liebegirrenden Ritter wurden indeß so schön behandelt, wie der arme Ulrich von Lichtenstein. Was soll man dazu sagen, wenn man liest, daß die Dame bisweilen ihrem ritterlichen Verehrer erlaubte, das Lager mit ihr zu theilen, unter dem eidlichen Gelöbniß, daß er sich nichts weiter als einen Kuß erlauben wolle?

In den deutschen Gedächtnissen des Mittelalters nicht weniger als in den wälschen Epöden des Mittelalters finden wir die Thatsache bestätigt, daß die ritterlich-höfische Gesellschaft den Minnedienst nicht bloß von seiner idealen Seite kannte und pflegte. Minnefänger sowohl als Epiker ließen es an Klängen einer auch nach der sinnlichen Seite hin naturwahren Innigkeit nicht fehlen, und bei den mehr volksthümlichen Dichtern, einem Reidhart z. B., nahm die Offenheit des sinnlichen Ausdrucks eine Derbheit an, die heutzutage unmöglich wäre, und von welcher Scherr im Anhang seines obengenannten Werkes eine fast erschreckende Probe gibt.

Nicht züchtiger als im gesprochenen oder gesungenen Worte war das Mittelalter in dem, was es dem Auge zu bieten wagte. Bekannt sind die obscönen Formen, die man dem Gebäck, dem Zuderwerke zu geben pflegte; auf Trinkgeschirren waren die lascivsten Gruppen abgebildet. Freilich hatte an solchen Gebilden der volksthümlichere Humor einen weit größeren An-

theil als die eigentliche Unlauterkeit der Gesinnung.

Das am meisten Aergerniß gebende Capitel in der Sittengeschichte des Mittelalters ist ohne Zweifel die Zuchtlosigkeit, zu welcher das Cölibat bei allmäliger Abnahme des kirchlich-religiösen Geistes im Schoße des Clerus Anlaß gab. Was die Geschichte von dem Leben der Mönche und der Nonnen in den der Reformation unmittelbar vorausgehenden Jahrhunderten berichtet, grenzt nicht selten an's Unglaubliche. Als um das Jahr 1484 in dem Nonnenkloster Söflingen bei Ulm eine bischöfliche Untersuchung angeordnet wurde, hatte die damit beauftragte Commission an den Pappi zu berichten, sie habe in den Zellen der Schwestern Liebesbriefe höchst zuchtlosen Inhalts, üppige weltliche Kleider, Nachschlüssel, und viele Nonnen in Umständen gefunden, welche mit ihrem geistlichen Stande nicht im Einklange waren. Wenn amtliche Erhebungen solche Resultate lieferten, wenn ferner zahllose Verordnungen aus jener Zeit vorliegen, durch welche den Geistlichen wiederholt Verbote eingeschärft werden mußten, wie die, das geistliche Kirchengeräthe in der Schenke zu verlegen, ausgelassenen Tänzen beizuwohnen, bei Zechgelagen schamlose Schwänke zu erzählen, unmittelbar vom Lager ihrer Concubinen weg an den Altar zu treten, unmittelbar nach dem Gottesdienste „Saufmessen“ zu veranstalten, so beweist dies doch wohl, daß, was die Chroniken sonst in dieser Art von den Sitten der Geistlichen berichten, mehr sei, als eine kirchsenfeindliche Uebertreibung oder gar Erfindung lutherisch gefinnter Geschichtschreiber.

Mit der Sittenverberberung des Clerus stand manche rohe und wüste Unsitte des bürgerlichen Lebens in begreiflicher Wechselwirkung. Die Tänze jener Zeit verletzten das Schamgefühl mit derber Rücksichtslosigkeit. Ihre Pointe lag in dem berüchtigten „Umbwerfen“, welches darin bestand, daß

der Tänzer durch die Art, wie er seine Tänzerin zum Fallen brachte, der frechen Lach- und Scherzluft trunkenen Cumpane willkommene Nahrung bot.

Eine sonderbare Erscheinung ist es, daß von jeher und überall, im römischen Alterthum wie heutzutage, im Orient wie im Occident, an Bädern, an Orten also, wo krankte Menschen angeblich zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit sich versammelten, ein freies, genussuchendes, oft frivoles und ausgelassenes Thun und Treiben sich entwickelt. An den deutschen Gesundbrunnen des Mittelalters wurde schon so „flott“ gelebt, ja vielleicht noch etwas flotter, als heutzutage in deutschen Bädern, nahe der französischen Grenze, wo eine anrühige Weiblichkeit von jenseits des Rheins das Pfauenrad ihrer Reize entfaltet. Es gibt eine von Poggio im Jahre 1417 entworfene Schilderung des Treibens der Badegäste zu Baden im Nargau. Der Raum, in welchem man badete, war nach dem Berichte Poggio's zugleich Gesellschafts- und Conversations-Salon. Wer nicht selber badete, statete seinen Bekannten Besuche ab. Von den um die Bäder laufenden Galerien konnte er mit ihnen sprechen, und sie auf schwimmenden Tischen spielen und essen sehen. Mädchen baten ihn scherzend um Almosen, und warf er ihnen Münzen zu, so spreiteten sie, dieselben aufzufangen, wetteifernd ihre Gewänder aus. Blumen schmückten die Spiegel des Wassers, und oft hallten die Gewölbe wieder von Saitenspiel und Gesang. Mittags an der Tafel ging der Wecher so lange herum, bis die Pfeifen erklangen und das erhitzte Blut sich austobte in wilden Sprüngen und Tänzen.

Es ist heutigen Tages eine ganz unverfängliche Sache geworden, und der moderne Roman, sowie das Zeitungsfeuilleton machen sich sogar eine Lieblingsaufgabe daraus, das mit Glanz überrückte Treiben sittlich-zweideutiger Lebenssphären zu schildern.

So gewiß aber das einfach Nackte und Freche in der Darstellung weniger gefährlich ist, als die Zweideutigkeit mit raffinirtem Aufputz, so gewiß wäre es vom sittlichen Standpunkte aus vielleicht weniger bedenklich, in einfacher historischer Darstellung der Entwicklung nachzugehen, welche die Schande als weibliches Gewerbe im Mittelalter durchgemacht, als das Publikum mit Schilderung des Treibens und des fürstlichen Haushaltes einer Courtisane oder des Brillantschmucks einer Theater-Getäre in neidisches Staunen zu versetzen. An die Aufgabe, jenes Gewerbe zu „regeln“, ging man im frommen Mittelalter ohne jede Prüderie. Nachdem man einmal so weit gekommen, verfuhr man obrigkeitlicherseits in dieser Angelegenheit mit einer pedantisch = ehrlichen Offenheit und Unbefangenheit, welche eben die alte Zeit vor der neuen voraus hat.

Der Ertrag gewisser Institute war Eigenthum der Stadt oder landesfürstliches „Regal“, eine Einkommensquelle weltlicher und selbst geistlicher Dynastien. Die bürgerliche Stellung der „Frauenhäuserinnen“ war freilich nicht überall dieselbe. Hier wurden sie hart gehalten, dem Henker zur Aufsicht übergeben, auf dem Schindanger begraben; anderswo genossen sie Vorrechte, besaßen förmliches Bürgerrecht, durften bei städtischen Festen mit Blumensträußen geschmückt erscheinen u. Ehe Männern, Geistlichen und Juden war der Zutritt gesetzlich untersagt; aber nur in Bezug auf die letzteren wurde das Gesetz strenge aufrecht erhalten, so streng, daß Fälle bekannt sind, wo der betroffene Jude geradewegs am Leben gestraft wurde. Bekannt ist, wie bei Reichs- und Kirchenversammlungen die fahrenden Frauen in Menge zusammenströmten. Erst die Entstehung und Ueberhandnahme der Säu- chengefahr, vereint mit dem religiösen Eifer des Reformationszeitalters, veranlaßten vom 16. Jahrhundert an eine

allmähliche Umgestaltung des öffentlichen Sittlichkeitswesens.

Die Reformation blieb überhaupt nicht ohne läuternden Einfluß auf die Sittlichkeit, — wenigstens verfeinerte sie die Begriffe von Sitte und Anstand — wenn auch sie selbst im Einzelnen noch manchen Fall von Ausschweifung oder Entartung im Gefolge hatte. Dahin ist die Einführung der Vielweiberei zu rechnen, die im Wiedertäuferreich zu Münster, dem „neuen Sion“, in Scene gesetzt wurde. Hierin wird aber der unparteiische Geschichtsforscher mehr die Verirrung wild erregter, fanatisch-schwärmerischer Geister, als eigentliche Lüsternheit und Verberbniß erkennen. Bedenklicher erscheint die Thatsache, daß, während dieser Exceß die lutherischen Gemüther empörte, die Reformationshäupter, Luther und Melancthon, sich herbeiließen, die Bigamie des Landgrafen Philipp von Hessen, welche derselbe nicht etwa durch den Zwang äußerer Umstände, wie der Graf von Gleichen, sondern einfach durch das Bedürfniß seiner Organisation begründete, aus diplomatischer Nachgiebigkeit gegen den vermögenden Herrn gutzuheißen.

Der dreißigjährige Krieg, der über das deutsche Land mit beispiellosen Verheerungen hinweg, brachte eine neue großartige Verwilderung mit sich. Aber die sittlichen Gräuelpielchen sind doch mehr ein trauriges Zwischenpiel, als eine bestimmte Stufe in Entwicklungsgänge der deutschen Gesittung; sie sind als das Resultat außerordentlicher Zustände zu betrachten.

Den Schrecken des Krieges folgte auf Jahrhunderte eine dumpfe Lethargie, in welcher sich die Metamorphose der wilden Kraft früherer Zeiten in ein zahmes Spießbürger- und Junkerthum vollzog. In dieser Erstarrung des nationalen Lebens der Deutschen griff der sllavische Cultus ausländischen Wesens, ausländischer Sprache zuerst um sich, und unter den Errungen-

schaften, welche die maßgebenden Kreise — die höfischen — von jenseits des Rheins zuerst bezogen, stand die raffinierte Lüderlichkeit der Hofsitzen unter Heinrich IV., Ludwig XIV. etc. in erster Reihe. Vorgearbeitet war dieser Verschmelzung deutscher und französischer Sitte durch die Allianzen, welche die protestantischen deutschen Fürsten wiederholt in Frankreich gesucht und gefunden. Der französische Hof und Adel, in dessen Kreisen nicht mehr bloß jede natürliche, sondern auch jede unnatürliche Ausschweifung zum guten Ton gehörte, ward Augenmerk und Vorbild deutscher Machthaber und Edelleute. Es kam Verschwendung, Mißachtung des Volkes, bourbonische Cäsarenlaune, heillosiges Maitressenwesen herüber.

Zur vollen Blüthe gedieh die französische Corruption auf deutschem Boden erst im höfischen und aristokratischen Leben des achtzehnten Jahrhunderts. In den vornehmern Wiener Kreisen sehen wir französische Mode, französische Sitte schon unter Leopold I. eingebürgert, unter Karl VI. aber erst eigentlich sanctionirt. Die Minister Singendorf und Bartenstein, sowie der berühmte Staatskanzler Kaunitz, waren durchaus von französischem Geiste durchdrungen und trugen so viel als möglich dazu bei, den Bund zu fördern, welchen französische Lebensarten mit der phäakischen Genußsucht des Wieners schlossen und wobei zuerst jene zwitterhafte Mischung von raffinirtem Wesen und von Plumpheit sich ergab, welche bei den guten Wienern auch heute noch zum Vorschein kommt, wenn sie einen französischen Operntext, eine französische Farce, eine französische Frivolität bei sich einbürgern wollen. Bekannt genug ist die Strenge, mit welcher die große Kaiserin sittlichen Vergernissen entgegentrat, und welche u. A. zwei Bürgermeistersöhne aus Danzig erprobten, die, bei dem vom Wüßlingclub der „Feigenbrüder“ veranstalteten Festen betroffen, aller Fürbitten und Geldanbietungen ihres

Vaters ungeachtet, die Schmach des Prangerstehens erdulden mußten.

Am preussischen Hofe erfuhr das französische Wesen, nachdem ihm unter dem ersten König die Bahn gebrochen war, durch den zweiten, Friedrich Wilhelm I., eine lebhaftere Gegenwirkung. Ein militärisch-berber Geist war an der Spree so entschieden vorherrschend, daß Weichlichkeit, Sittenverderbniß, ausländische Lebensart weniger als anderswo, und nicht auf die Dauer, Boden gewinnen konnten. Die bekannten Bier- und Tabakscollegien am Preußenhofe, das bartsche Wesen, die teutonische Rohheit, die pedantische Soldatenspielerlei, die fürstliche Passion für „lange Kerle“, das Alles setzte sich unter so verwunderlichen Details in Scene, daß man es nicht mehr glauben würde, wenn es nicht so sicher überliefert wäre. Aber der germanische Trink- und Wachsstubenhumor, den die Preußenkönige pflegten, verhütete Schlimmeres, wie es an andern Höfen jener Zeit nur allzusehr im Schwunge war. Am Hofe zu Berlin gab es noch echte, „kurzangebundene“ weibliche Tugend. Friedrich Wilhelm I., sonst ein musterhafter Gatte, hatte doch einmal einen schwachen Augenblick gegenüber dem Hoffräulein von Pannewitz. Er wurde mit einer Maulschelle abgefertigt, nahm sie ruhig hin und verzichtete auf jede weitere Galanterie.

Es verdient bemerkt zu werden, daß an den beiden größten deutschen Höfen, zu Wien und zu Berlin, die höfische Sittenverderbniß immer gewisse Schranken einhielt, wenn auch gegen Ende des Jahrhunderts, dort unter Leopold II., hier unter dem Nachfolger des großen Friedrich, die chronique scandaleuse des deutschen Hoflebens jener Zeit um einige Kapitel vermehrt wurde. Die wunderlichsten und üppigsten Sprößlinge trieb unsinnige Verschwendung und frivole Ausschweifung an den Höfen der kleineren Fürsten und um so greller trat hier der Uebermuth hervor, als

eine wahrhaft cäsarische Prachtliebe und Vergnügungssucht zu den Mitteln eines doch nur bescheidenen Ländchenbesitzes in auffallendem Mißverhältnisse stand. Herzog Leopold Eberhard von Württemberg war mit dreien seiner Maitresses zugleich verheiratet und machte sich überdies den Spaß, die dreizehn mit diesen Weibern erzeugten Söhne und Töchter unter einander zu verheiraten. Man glaubt, eine Seite aus dem Suetonius zu lesen! — Unter dem Herzoge Karl Eugen (von 1744 an) gelangten Verschwendung und Ueppigkeit am Stuttgarter Hofe auf den Gipfelpunkt. Ungeheure Summen verschlang die Oper und das Ballet. Man führte Opern auf, zu welchen die Vorbereitungen einen Aufwand von 100.000 Gulden erforderten. Manches Hoffest verschlang 3 bis 400.000 Gulden. Feuerwerke wurden abgebrannt, die in wenigen Minuten eine halbe Tonne Goldes verzehrten. Maßlos wurde der Baulust geströht; glänzender Jagdprunk war mit rohestem Zwang, schreienden Mißhandlungen des Landvolks, schonungsloser Verwüstung des Landbesitzes verbunden. Dazu kamen tollverchwenderische Reisen und ausschweifende Lüsterheit des Fürsten, die sich leider nicht auf die bezahlten Concubinen beschränkte. Casanova schildert in seinen Memoiren den Hof zu Stuttgart als den „glänzenbsten in Europa“! — Die Mittel zu solchem Aufwand boten französische Subsidien und die drückendste Belastung des Volkes mit Frohnden und Steuern.

Unter dem Könige August dem Starken übertrug der polnische Hof alle andern an Ueppigkeit, Verschwendung und Ausschweifung. Die Ueberzählung, welche August der Starke seinem Gaste, dem Preußenkönige Friedrich Wilhelm I., bereitete, indem er diesen und den preussischen Kronprin-

zen bei einer Hofreoute durch mehrere Säle in ein prachtvoll ausgestattetes Gemach führte, wo sich der plöbliche Anblick eines „lebenden Bildes“ von unverhülltem Reiz darbot — ist noch nicht der letzte von den Streichen dieses unschreiblich zuchtlosen und cynischen Herrschers.

Die französische Revolution schrie ihr Mene tekel an die Wand der fürstlichen Schwelger Deutschland's und Europa's. Ihre Gewitter reinigten die entnervende Luft der Höfe. Als die Throne zu wanken begannen, traten die noblen Passionen der Potentaten in den Hintergrund. Zu der üppigen Blüthe, in welcher diese Passionen das achtzehnte Jahrhundert sah, werden sie wohl nie wieder zurückkehren. Die Aufzehrung der Mittel des Landes durch einen vergnügungssüchtigen Hof sind nicht mehr denkbar im Zeitalter der Parlamente und der riesigen Staatsschulden. Aber die im achtzehnten Jahrhundert an den Höfen heimisch gewesene Verderbnis ist im neunzehnten mehr und mehr heruntergestiegen in die Kreise des bürgerlichen Lebens. Die „Untertanen“, die früher, sozusagen, nur Treiber gewesen in der Vergnügungsjagd der Fürsten und der Großen, wollen jetzt alle, bis zum Karrenschieber herab, ihren Theil am Genuße des Lebens haben. Doch es würde zu weit führen, die Gruppierung dieser Notizen zur Sittengeschichte durch eine Kritik der Moral unserer Tage abzurunden und abzuschließen. Es ist bekannt, daß wir zu gebildet sind, um roh zu sein; dafür sind wir frivol und raffiniert. Statt der obscönen Bildwerke auf den Trinkgeschirren des Mittelalters haben wir die Illustrationen des „Journal amusant“, des Wiener „Floh“ und der Wiener „Humoristischen Blätter“, statt der altdeutschen Tänze mit der Pointe des „Umbwerfens“ haben wir den Cancan!

König Viktor Emanuel auf der Jagd.

Deutsch von Julius Schanz*).

In den Monaten Juli und August eines jeden Jahres wurde dem König Viktor Emanuel II. von den Bewohnern der Ortshaften Cogne und Balsavaranche ein feierlicher Empfang zu Theil. Der König, ein bewährter und leidenschaftlicher Jäger, begab sich alljährlich in jene Gegenden, um mit den seltensten und stolzesten Thieren der Berge, den Steinböcken, Krieg zu führen.

Wie mögen diese Thiere wohl beschaffen sein? wird mancher Leser fragen, der diese Vierfüßler nur dem Namen nach kennt, ohne je einen gesehen zu haben. Ich beile mich, diese Frage zu beantworten und bediene mich zu diesem Zwecke der Beschreibungen, welche verschiedene Schriftsteller und namentlich Tschudi über den Niesen der auf den Bergen lebenden Vierfüßler entworfen haben, sowie der Erkundigungen, die ich selbst bei den königl. Leibjägern darüber eingezogen habe.

Die Natur, welche den Eisgebirgen und den Nordpolsteppen die langhörnigen Rennthiere verliehen, hat auch die Eisregionen der höchsten Kolosse unserer Alpen mit anderen langhörnigen Thieren bevölkert.

Das Rennthier liebt die einheimischen Berge von Norwegen mit derselben Leidenschaft wie der Steinbock die höchsten Gipfel des großen Paradieses, das über und über mit Eis bedeckt ist. Auf dem gefrorenen Erdreich und in der schneidenden kalten Atmosphäre sind Beide in ihrem Elemente, Beide sind stolz auf ihre langen,

starken Hörner, die bei dem Rennthier zweigförmig gebogen sind, wie bei den Hirschen, während sie beim Steinbock leicht gekrümmt wie eine Sense und knotig sind. Die Weibchen der Rennthiere sowohl, wie die der Steinböcke tragen die Hörner viel kürzer wie die Männchen. Diese beiden Thiere haben viele anderen Eigenschaften mit einander gemein, beide sind gleich behend und von gleicher Körperbeschaffenheit, beide haben ein langhaariges, rauhes Fell, dessen gelbliche Naturfarbe später in's Braune übergeht; sie haben beide ein muthiges und gleichzeitig leicht erschreckbares Temperament, haben gleiche Gewohnheiten und nähren sich auf eine und dieselbe Weise. Da Beide stets die höchsten, mit Schnee und Eis bedeckten Gipfel bewohnen, so nähren sie sich im Sommer von den Blättern der Sträucher, während sie im Winter mit ihren Füßen Löcher in den Schnee graben und an den hohen Felsen hinaufklettern, um sich das weißliche Moos herabzuholen, das nichts weiter ist, als eine jener Flechten, die den letzten Grad der Vegetation anzeigen.

Die Lieblingsfajson dieser Thiere sind der Herbst und der Winter, denn die Hitze ist ihnen so nachtheilig oder unzutraglich, daß sie im Sommer fast nur aus Nerven, Haut und Knochen bestehen. Versucht es einmal, sie in die Ebene herunter zu bringen: wenn man ihnen hier nicht ganz specielle Sorgfalt widmet, werdet ihr sehen, wie rasch sie kopfhängerisch und von Tag zu Tag hinfalliger werden. Leider

*) Der König von Italien ist am 9. Januar d. J. einer kurzen Lungenkrankheit erlegen. Der „Heimgarten“ beileit sich, seinen Lesern ein Genrebild aus dem Privatleben dieses Gekrönten zu bieten.

sind die Steinböcke durch die Jagd fast gänzlich ausgerottet und die Bergbewohner können es nicht einmal dahin bringen, sie zahm zu machen und ihre wilden Heerden zu Dienstleistungen heranzuziehen, wie die Rennthiere sie den Lappländern verrichten.

Den Steinbock, *capra ibex* nach Linné, *Hirius ibex* nach Buffon, findet man in ganz Europa nur auf den Grajischen Alpen, auf der Gruppe des großen Parabieses und auf den Pyrenäen. Er hat keinen Bart wie die Ziege, sondern nur ein kleines Haarbüschelchen am Unterkiefer und lebt ungefähr 15 Jahre. In der Zeit, wo die Weibchen in der Brunst sind, streifen sie in kleinen Gruppen umher, denen ein Männchen als Escorte vorausgeht. Der Steinbock bewohnt höhere Regionen als die Gemse, hat lebhaft glänzende Augen, kurze, bewegliche Ohren, einen stolzen, sichern Gang und besitzt eine bedeutende Stärke in den Muskeln und Sehnen. Vermitteltst seines Geruchs- und Sehorgans wird er die Annäherung einer Gefahr oder eines Jägers rasch gewahr, und stößt dann, wenn ein Rudel von Weibchen oder Jungen seiner Obhut anvertraut ist, einen Pfiff aus, ordnet die Flucht an, beschützt sie, und dabei steht nicht etwa zu befürchten, daß einer der Flüchtlinge strauchelt, gleichviel ob er über Abgründe hinwegsetzt oder steile Anhöhen erklimmt. Er trotzt dem Wind und Wetter, aber dennoch fällt er manchmal den sich herabwälzenden schweren Lawinen zum Opfer. Der Familie der Ziegen angehörend, begattet er sich leicht mit der Ziege und die auf diese Weise erzeugten männlichen Bastarde im königl. ital. Viehpart sind größer als die Steinböcke selbst; die Weibchen hingegen ändern ihre Form nicht. Im kaiserl. österr. Park von Schönbrunn war diese Art Begattung von sehr guten Resultaten begleitet; allein dort machte man die Bemerkung, daß diese Thiere in der vierten Generation den Typus der zahmen

Ziege annahmen. Ueberdies machen sie mit den Ziegenheerden leicht Bekanntschaft, ja im 16. Jahrhundert gab es in Balais Hirten, die mit den Ziegen gemeinschaftlich auch junge Steinböcke mit auf die Weide führten. Und in den Thälern von Cogne trug es sich zu, daß zwei Ziegen, die den ganzen Winter hindurch auf den Bergen geblieben und im Frühjahr in das Thal herabgekommen waren, im Juni zwei junge Steinböcke warfen, die in Lurin verkauft wurden.

An historischen Nachrichten über den Steinbock mangelt es nicht und Eschubi macht in seinem Werke über die „Alpenwelt“ sehr interessante Mittheilungen darüber.

Der Steinbock existirte schon in den vorhistorischen Zeiten, allein damals war er viel härter, wie dies die vielen Ueberreste beweisen, die in den Pfahlwerken von Miletu an den Ufern des Züricher-See's aufgefunden wurden.

Die alten Römer bedienten sich der Steinböcke bei ihren Spielen im Circus und es kamen Gelegenheiten vor, wo sie deren eine Anzahl von 100 bis 200 beisammen hatten. Der Chronist Stumfis, der im 16. Jahrhundert lebte, war der erste, der eine Monographie in deutscher Sprache darüber verfaßte und ersieht man daraus, daß der Steinbock in der Schweiz keineswegs selten war und sich vorzugsweise auf den Bergen von Ober-Engadin, Chiavenna, Rheinwald, Paz und Bergell aufhielt.

Dieses Thier ist indeß nicht sehr fruchtbar und vertraut so sehr auf seine Unerstrockenheit, daß es sich den Kugeln der Jäger förmlich aussetzt. Und überdies helfen die Lawinen dem Menschen bei dieser Ausrottung und kommt es sehr häufig vor, daß ganze Heerden von ihnen im Schnee begraben werden. Man versuchte es daher, zu ihrer Erhaltung beizutragen und schon im Jahre 1612 wurde die Jagd auf Steinböcke bei Strafe von 50 Kronen-

thalern verboten. Durch dies Verbot wurde indeß das erwünschte Resultat nicht erzielt, so daß die Spuren des Steinbockes sich nach und nach ganz verloren.

Im Jahre 1550 erlegte man den letzten Steinbock im Canton Glarus und seine Hörner werden noch heute aufbewahrt. In Valois wurde der letzte im Jahre 1809 geschossen und heutzutage hat man in der Schweiz nur noch dunkle Erinnerungen davon. Gleichwohl figurirt der Steinbock in manchen Wappenschildern noch immer als das Symbol der Kraft und der Unerlöschlichkeit. Bis zum Jahre 1821 fand man den Steinbock noch auf den hohen Bergen von Savoyen und von da ab wurde die Jagd auf Erfuchen von Zunftstein hin auf's strengste verboten.

Victor Emanuel II. strebte gleichfalls darnach, eine so edle Thierart nicht untergehen zu lassen, die jetzt so selten und fast ausschließliches Eigenthum unserer Berge geworden ist. Wenngleich der König auch Jagd auf diese Thiere machte, so schoß er doch nur die Männchen und schonte sorgfältig die Weibchen. Wer den Jagden von Cogne und Balsavaranche beigewohnt hat, kann sich eine Idee von einem der großartigsten Schauspiele machen, die man sich nur zu denken vermag.

Schon vor Tagesanbruch sind die Anhöhen, die ein Thal beherrschen oder die ganze Ausdehnung eines Gletschers, von Hunderten von gut instruirten Treibern umstellt. Um diese Stunde sind die Steinböcke unten in den Wäldern mit Grasen fertig und ahnen sicher nicht, daß sie unwillkürlich der Tod erwartet. Inzwischen klimmen der König und seine Leibjäger mit ihrem Gefolge auf die von ihnen aufersehenen Punkte des Terrains hinan, das zur Abhaltung der Jagd bestimmt worden ist. Beim Sonnenaufgang ziehen die Steinböcke rudelweise den hohen Gipfeln

der Berge zu, um sich an den warmen Sonnenstrahlen zu laben und auszurufen. Aber während sie aufwärts ziehen, gehen die Treiber, über Schluchten und Gletscher springend, abwärts und so schließt sich die Kette immer mehr und mehr. Da auf einmal werden die Steinböcke gewahr, daß sie rings umzingelt sind und sehen keinen anderen Ausweg als rückwärts zu gehen. Und rückwärts, unwiderstehlich rückwärts werden sie getrieben, wenngleich sie auch herkulische Anstrengungen machen und mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Gewandtheit Entfernungen von vier Metern überspringen.

Endlich passiren sie das Terrain, wo der König mit seinen Jägern ihrer harret. Das schönste der Thiere späht furchtsam umher und nachdem es den königlichen Feind, der nur einige Schritte entfernt ist, gewittert hat, scheint es eine verzweifelte Gegenwehr versuchen zu wollen, um sich und die Seinen zu retten. Es richtet sich auf den Hinterbeinen gerade auf in die Höhe und senkt den gehörnten Kopf wie zum Stoße. Aber da pießt eine Kugel, der stolze König der Alpen-Bierfüßler zittert, beugt den Kopf und stürzt zu Boden; der König von Italien hat ihn getödtet und das ganze Rudel säubt, erschreckt durch den Schuß, in einem Nu, den Kopf leicht nach rückwärts gebogen und mit offenen Mündern, nach allen Richtungen hin auseinander.

Jedoch nur sehr wenigen gelingt die Flucht, und wenn sich Männchen in dem Rudel befinden, so kommt keines von ihnen davon, denn man hat sie schon alle auf's Korn genommen und tödtlich verwundet, fallen sie alle einer nach dem andern zu Boden. Die Jagd ist zu Ende, das Jubelgeschrei der Jäger tönt von Fels zu Fels und macht die Gletscher erzittern. Der König ist glücklich und seine feurigen Augen strahlen vor unbeschreiblicher Freude. — Wer ihm an einem solchen Tage eine Bittschrift überreichte, konnte sich vornherein einer günstigen Aufnahme der-

selben seitens des großherzigen Souveräns vergewissert halten.

Da liegen die erbeuteten Thiere aufgestapelt, umgeben von den Treibern, Leibjägern und Burtschen, unter denen sich die majestätische Figur des Königs vor allen andern bemerkbar macht. Es ist dies der letzte Act der Jagd, keiner von den Treibern ist in den Abgründen verunglückt, noch hat sonst irgend ein Unfall diesen Triumph beeinträchtigt. Ein Hoch der Freude!

Der Wilddieb hat indeß nicht so leichtes Spiel, wenn er sich Beute holen will. Keine Jagd bietet ein gefährlicheres Vergnügen als eben die Jagd auf Steinböcke, indem man dabei auf unzählige Schwierigkeiten stößt und genöthigt ist, über Abgründe und Gletscher hinweg oft tagelang das vorsichtige und behende Thier zu verfolgen. Wer vermag die wilde Freude des Jägers zu schildern, wenn es ihm endlich gelingt, auch nur einen einzigen Steinbock zu erlegen, nachdem er sich ein bis zwei Wochen lang auf den Bergabhängen einer steten Gefahr ausgesetzt hatte? Er bindet ihm dann die Beine zusammen, wirft sich ihn quer über die Schultern, steigt mit dieser schweren Last die Abhänge hinunter und bietet neuen Gefahren und Mühen dreist die Stirne um heimzulehren, ohne daß er von den Forstauffsehern abgefaßt wird.

Es gehört doch wahrlich eine Leidenschaft und zwar eine sehr starke dazu, um sich all' diesem Ungemach auszusetzen, und De Saussure erklärt sie in Anwendung auf die Gemsenjäger auf folgende Weise: „Wodurch entsteht also der Trieb zu einer solchen Lebensweise? Fürwahr, gewiß nicht durch die Habsucht, die doch wahrlich in diesem Falle schlecht angebracht wäre, da die schönste Gemse dem Jäger höchstens zwölf Franken einbringt, ein Gewinn, der in Anbetracht der Zeit, die bei der schwachen Anzahl der Gemsen auf die Erlegung einer einzigen verwendet werden muß, in der

That nur ein sehr geringer ist. Alle diese Gefahren jedoch, dieses Schwanken zwischen Hoffnung und Furcht, sowie die fortwährende Aufregung, in die das Gemüth durch ein so bewegtes Leben versetzt wird, dienen dazu, den Jäger nur noch mehr anzutreiben, gerade so wie den Spieler, den Krieger, den Seemann, ja selbst den Naturforscher der Alpen, deren Leben gewissermaßen dem der Gemsenjäger gleicht.“ — So stark ist der Eindruck, den diese Lebensweise auf die Gemsen- und Steinbockjäger übt, der sich selbst in ihren Widen in einer Weise ausdrückt, daß man sie durch ihr wildes, man möchte sagen abstoßendes und hochmüthiges Auftreten zwischen Tausenden herauskennen würde.

Der Gemsbock ist kleiner als der Steinbock, hat kleine, an der Hinterseite sehr stark gekrümmte Hörner, wechselt oft die Farbe seines Felles und hat über das Rückgrat hin einen gelblich-schwarzen Streifen. Er hat die physischen und moralischen Eigenschaften des Steinbocks, wenngleich er noch weit mutziger und wilder ist, und nur mit vieler Mühe kann man ihn an den Aufenthalt in der Ebene gewöhnen. In den nördlichen Alpen findet man ihn sehr häufig und begegnet ihn in Rudeln von zehn und auch zwanzig Stück. Der geübte Gemsenjäger begibt sich am frühen Morgen auf die am höchsten gelegenen Weidplätze und erpäßt das Wild mit dem Fernrohre. Wenn er es dann gefunden hat, nähert er sich ihm behutsam und sucht sich so viel wie möglich zu verstecken; und ist er dann endlich so weit vorgeschritten, um die Hörner des Thieres unterscheiden zu können, dann gibt er Feuer und selten verfehlt er sein Ziel, aber dennoch kommt es häufig vor, daß der Gemsbock ihm entslüpft.

Das System, welches diese Thiere hinsichtlich der Wachsamkeit beobachten, ist in der That eines der vollkommensten. Wenn mehrere auf der Weide

sind, ist eines von ihnen damit betraut, für die Sicherheit der Gefährten zu wachen und zu diesem Zwecke erklimmt es einen Felsen und späht unausgesetzt in der Umgegend umher. Wenn eine Gefahr im Anzuge ist, gibt die Schildwache einen Pfiff von sich und in einem Nu schaaren sich ihre Gefährten um sie her. Die Schildwache hat entweder einen Jäger oder einen Raubvogel sich nähern sehen und gibt in Folge dessen das Signal zum Rückzug, was dann das ganze Kubel veranlaßt, auf die unzugänglichsten Höhen zu klettern. Der sie ohne Unterlaß verfolgende Jäger hat dann eine Reihe furchtbarer Schwierigkeiten zu überwinden und setzt sich der größten Gefahr aus. Je mehr die Gefahren wachsen, desto mehr wächst die Leidenschaft des Jägers: er will um jeden Preis zum Ziele gelangen und sollte es ihm auch das Leben kosten.

„Mein Großvater“, so erzählte ein junger Gamsjäger dem Herrn Saussure, „ist auf der Jagd umgekommen, ebenso mein Vater, und mir ist dasselbe Los beschieden. Mein Sack, wie Ihr ihn hier seht, wird mein Leichentuch sein; und dennoch, wenn Ihr mir die Gelegenheit zum Reichwerden bötet, unter der Bedingung, die Gamsjagd aufzugeben, so würde ich Euer Anerbieten ausschlagen.“

Der Gemsbock gehört gleich dem Steinbock zum Ziegenengeschlecht. Linné nennt ihn „*Capra Rupicapra*“. Pallas und viele andere modernen Autoren rechnen ihn zum Antilopengeschlecht und bezeichnen ihn mit dem „*Antilope Rupicapra*“. In der Schnelligkeit seines Laufes, in seiner Enthaltbarkeit und in seiner Kraft ähnelt er, wie ich schon bemerkte, dem Steinbock und dem Reuthier der norwegischen Gebirge. Zu seiner Ausrottung tragen außer den Menschen ebenfalls auch noch die Schneelawinen und die Raubvögel bei. Die Steinböcke grasen des Nachts, die Gemsböcke bei Tage und schlafen in Heerden des Nachts unter

den Felsen. Der Steinbock verliert, wenn er verwundet ist, alle und jede Kraft, während der Gemsbock, wenn er auch eine Kugel im Leibe hat, doch noch im Stande ist, seinen Verfolger außer Athem zu bringen. Seine Hörner, die ihm als Waffe in den blutigen Schlachten dienen, welche die Gemsböcke sich häufig untereinander selbst liefern, sind ihm stellenweise nachtheilig, da sie sich manchmal in den Zweigen alter Fichten verwickeln, aus denen sie nur schwer wieder loszumachen sind, so daß öfters das arme Thier, wie angenagelt, vor Hunger sterben muß. Wenn der Gemsbock von Jägern verfolgt wird, ist er im Stande, sich von enormen Anhöhen hinabzustürzen und in diesem rasenden Sturze oder besser gesagt in diesem Fluge weiß er der Schnelligkeit des Falles Gehalt zu thun und rechtzeitig an einem sicheren Ort anzuhalten. Eine Schlucht von fünf bis sechs Metern Breite mit einem Saße zu überspringen, ist dem Gemsbock ein Leichtes, und oftmals wirft er sich in's Wasser, nur um sich nicht fangen zu lassen.

Ein noch jung eingefangener Gemsbock läßt sich zähmen, was indeß, wenn er erst ausgewachsen ist, fast unmöglich wird, ja er wird manchmal sogar gefährlich. Der von mir aufgezogene Gemsbock, den ich heute noch besitze, scheidt zusammen und macht jedesmal Sprünge, wenn sich ihm Jemand nähert, und nur dann, wenn ich ihm Salz, Brod oder grüne Zweige hinhalte, beruhigt er sich wieder ein wenig. Jedesmal jedoch, wenn sich ihm ein Kind nähert und ihn schief ansieht, gewinnt sein wilder Instinct die Oberhand, und dann senkt er den Kopf, greift den sich ihm Nähernden mit den Hörnern an und sucht ihn in die Höhe zu heben und zu Boden zu werfen.

Um der gänzlichen Ausrottung der Gemsböcke Grenzen zu setzen, sucht man sie in vielen Ortshästen dadurch

zu schützen, daß man die Jagd privilegiert und thut man dies in Cogne und Balsavaranche, wo man auf den Bergen immer noch große Heerden von Gemshöden antrifft.

Im Schweizer Canton Glarus gab es seit Jahrhunderten Bezirke, wo die Gemshöde völlig frei und vor allen Angriffen seitens der Jäger geschützt waren. „Die Bestimmungen“, sagt Tschudi, „welche die Alpen und die Freiburger Thälern zwischen Linth, Schaffhausen und Frugruatt zu geschonten Bergen machten, schrieben sich schon aus dem 15. Jahrhunderte her. Dort durfte Niemand jagen, ja nicht einmal Waffen tragen. Nur einmal im Jahre wurde von geschworenen und ausersehenen Jägern eine Gemshagd veranstaltet und zwar erlegte man je einen Gemshod für den Landammann und für den Präfecten, und je zwei für einen jeden von denjenigen Bürgern, der sich zu jener Zeit verheiratete, und für den dienstthuenden Bürgermeister in Zürich als Entschädigung für die Mähe, die er sich wegen der Brodtage nahm.“

In unseren Alpenhälern haben wir jedoch Ueberfluß an Gemshajägern und ihre Wohnungen sind mit großartigen Trophäen geschmückt, die aus Hörnern und Schädeln bestehen, und von den Inassen mit Stolz gezeigt werden.

Ritter Comba spricht in seinen zwei Skizzen über den Steinbod und den Gemshod den Wunsch aus, daß der Gesetzgeber ein wenig daran denken soll, der Ausrottung dieses graziosen Thieres entgegen zu treten und zu diesem Zwecke eine strenge Wachsamkeit ausüben möge, so daß der Fall nicht eintritt, daß man diese beiden Thierarten kaum binnen kurzem nicht sowohl auf den Felsen unserer Berge, sondern nur in den Sammlungen unserer naturhistorischen Museen zu suchen hat.

Ich schließe mich den Wünschen des gelehrten Naturforschers der könig-

lichen Züchtereien von ganzem Herzen an, und füge den Wunsch noch hinzu, er möge sobald er kann das von ihm versprochene Werk publiciren, nämlich eine, soweit es geht, möglichst erschöpfende Abhandlung über die Steinböde, nebst einer Reihe von angestellten Beobachtungen, die, wie Comba selbst sagt, nicht ganz ohne Interesse für diejenigen sein dürften, welche das Studium der Naturwissenschaft treiben.

Doch kehren wir zu den königlichen Jagden zurück, ich werde die bereits gemachten Mittheilungen darüber zu vervollständigen suchen.

Jedes Jahr, wenn der Monat Juli herannahte und der König beschloßen hatte, die Jagden von Cogne und Balsavaranche zu eröffnen, ward sofort das Dienstpersonal des Königs sammt Pferden, Maulthierern und Karren nach dem Schlosse Sarro in der Nähe von Aosta, dem Hauptquartiere der königlichen Jagden, dirigirt, um von hier aus nach den Jagdplätzen weiter befördert zu werden, sowie denn auch die Fourage und der Proviant Tag für Tag dahin abging.

Auf den Ruinen des von Tomaso I. erbauten Schlosses in Cogne, an der Stelle, wo früher die Gendarmierkaserne und das meteorologische Observatorium des Professors Carrel stand, wurde vor kurzem ein Jagdschloß für den König und sein Gefolge nebst einem Pferdebestall für zweiunddreißig Pferde eingerichtet.

Von Balsavaranche nach Jordan zu gelangt man in zwei Stunden auf den Jagdplatz, wohin eine im Fickack laufende, zwei Meter breite Chaussee führt, die rechts und links von einem herrlichen Fichtenwalde beschattet wird. Das auf dem Jagdplatze errichtete Schloß besteht aus zwei Flügeln, von denen der Vordertheil zum Wohnen und der Hinterteil als Marstall dient. Das Ganze ist mit einer Mauer umgeben und bildet einen kleinen Hof, in

dessen Mitte sich eine graziose Fontaine erhebt.

Audere Jagdplätze, namentlich in Lauson, wurden je nach Umständen provisorisch hergerichtet und die Zelte auf den von Gletschern und Schnee umgebenen Anhöhen aufgeschlagen. Und unter diesen dünnen Schutzbächern, bei einer eifigen Kälte brachten die Jäger ganze Nächte zu. In den Divouacs herrscht stets das regste Leben. Die große Feldküche ist improvisirt worden und da gibt es immer viel zu thun, weil der Appetit auf den Bergen nicht auf sich warten läßt. Die Küche dirigirte der Oberkoch Sr. Majestät, der dem König vorausging und ihn überallhin begleitete. Die Sonntagsmesse ward indeß bei alledem nicht vergessen, und im Jagd- wie im Zeltlager ward schnell ein schöner Altar aufgerichtet, wo der Kaplan die Messe las, der sowohl der König wie der letzte seiner Diener bewohnte.

Von Cogne sowohl, als auch von Balsavaranche schlängeln sich aus den mächtigen Thälern bis hinauf auf die steilen Gletscher sehr bequeme Fußpfade hinan, deren Zahl von Jahr zu Jahr zunimmt.

Dreißig Lastthiere, Pferde und Maulesel waren zum Transport des Proviant's und der Fourage bestimmt, die stets in Ueberfluß vorhanden war. In Cogne und Balsavaranche befanden sich Gendarmen- und Forstwächterstationen, und wenn die nahe Ankunft des Königs angezeigt war, machte sich Jeder so viel wie nur möglich zu schaffen und setzte Alles in Bereitschaft, damit es beim Beginne der Jagd an nichts fehle und alles seinen glatten Verlauf nehme. Da der Ort, wo der König das erste Treiben abzuhalten gedachte, immer schon bekannt gegeben wurde, hatte auch der Oberförster bereits den Straßenbau-Unternehmern und den Arbeitern rasch ihre Posten angewiesen, um die alten Straßen zu repariren und neue anzulegen, sowie auch die Treiber engagirt, deren Anzahl zwischen

80 und 100 Mann variirt, von denen ein jeder an Arbeitstagen zehn und an Ruhetagen fünf Francs bezog.

Von Sarro aus geht die Telegraphenlinie bis an das Jagdbivouac.

Allein auch im größten Jagdeifer versäumte der König die Staatsangelegenheiten nicht, sondern brachte fast täglich einige Stunden im telegraphischen Bureau zu, von wo aus er mit seinen Ministern correspondirte und die dringendsten Geschäfte erlebte. Nach Beendigung dieser telegraphischen Correspondenz nahm er von dem Chef seines Cabinets die Bittschriften und Decrete zum Unterzeichnen entgegen. Victor Emanuel besaß eine eiserne Gesundheit, er war unermüdet und in seinen Ruhestunden nach der Jagd widmete er sich ganz seinem Volke. Sein Telegraphist begleitete ihn überall hin. Täglich galopirte ein reitender Courier mit den Postsachen vom Jagd- feldlager bis nach Sarro, von wo aus ein zweiter berittener Bote den Weg bis nach Aosta fortsetzte.

Bei diesen Jagdausflügen befanden sich gewöhnlich im Gefolge des Königs ein General, der Chef des königl. Privatkabinet's, der Intendant, der Leibarzt und zwei Ordonnanzoffiziere; auch Graf Mirafiori pflegte sich diesem Gefolge anzuschließen. Victor kam in der Regel Abends spät in Jorea an, bestieg dort einen Wagen und fuhr die ganze Nacht hindurch; nur in Bard und in Châtillon, wo die Pferde gewechselt werden, hielt er an und setzte dann seinen Weg fort bis nach Sarro, wo er frühstückte, und dann weiter bis an das Jagd- feldlager fuhr.

Werfen wir nun einen Blick auf eins dieser Lager, wie es sich uns am Vorabend beginnender Jagd darbot. Gegen Mitternacht machen sich die Treiber, von den Forsthütern geführt, auf den Weg, um die Stein- und Gemäbde aufzusuchen und sie in Rubeln den Jägern bis auf Schußweite entgegenzutreiben. Kurz vor La-

gesambruch ritt auch der König mit seinem Gefolge, in Begleitung der Leibjäger, der Porteurs (so heißen die zum Laden und Tragen der Waffen bestimmten Diener) und der Meute der Hunde ab. Die Leidenschaft des Königs für das Reiten war so groß, daß er selbst auf den steilsten Gebirgspfaden im Sattel blieb. Den Zug eröffnete ein Gendarmierie-Brigadier, der gleichzeitig den Auftrag hatte, die Bittschriften entgegenzunehmen, ihm folgten zwei Jäger und der Stallmeister. Nach und nach hatten sich die Schützen postirt und jeder erwartete ungeduldig das Wild. Da auf einmal brechen die fliehenden Stein- und Gemsböcke hervor, schießen erschreckt über die Gletscher dahin und klettern die Felsen hinan. Doch kaum haben sie sich den Jägern auf Schußweite genähert, da hört man auch schon den Wiberhall der Büchsen, die Lob und Verberben unter diese edlen Thiere senden. Allmählig hört das Schießen auf und schon wird das gefallene Wild mitten im Jaglager aufgestapelt. Dieser Operation wohnte der König mit sichtlichem Interesse bei, wie es nur ein leidenschaftlicher Jäger zu schätzen weiß. Er untersuchte die Körper der getödteten Thiere, einen nach dem andern, betastete ihre Wunden, machte seine Bemerkungen und gab sein Gutachten ab. Dann ertheilte er Befehl, sie auszuweiden, traf seine Wahl und bestimmte, wie viel Stück von den erlegten Thieren zum Vießbrauch des Jaglagers verwendet und wie viele

verschenkt werden sollten. Denjenigen Thieren, die im Jaglager verbleiben, ließ er die Hörner absägen, die dann als Trophäen figuriren. —

War das Treiben von einem günstigen Resultate begleitet, dann gab es keinen glücklicheren Menschen, als den König, wie dann im entgegengesetzten Falle Niemand mißgestimmter war, wie gerade er. Im Laufe des Jahres wurden durchschnittlich 25—30 Steinböcke erlegt, während sich die Anzahl der getödteten Gemsböcke auf das Doppelte belief. Von den angeschossenen Steinböcken retteten sich nur wenige, da sie leicht den Muth verloren und bei der geringsten Verwundung fast wie gelähmt und völlig unfähig zum Fliehen sind; die Gemsböcke indessen eilen, wenn sie auch zwei Kugeln im Leibe haben, von dannen, als hätten sie Flügel an den Beinen, und säuben auseinander, um, hier und dorthin verstreut, elendiglich zu verenden.

An Regentagen fand kein Treiben statt; allein der König, unermüdetlich und thätig wie er war, wollte von Ruhe nichts wissen. Ganz allein machte er sich auf den Weg, bewaffnet mit seiner Flinte und nur von seinen beiden, ihm so sehr zugethanen Hundebegleitern, die ihn nie verließen. So durchstreifte er die Thäler und die Wälder, und spürte den Fasanen und den Rebhühnern wie andern wilden Geflügel nach, von dem keines dem sichern Schusse seiner Carabine entrann.

Culturbilder aus Amerika.

Von Albert Koncourl.

II.

Sport, Cares und Omnibusse. Ferries. Reclame in Amerika.

Das Fahren zu Wagen in Amerika ist eine sehr kostspielige Sache. Fiaker oder Droschken, wie sie in Europa üblich sind, gibt es in den Vereinigten Staaten nicht. Theils sind es die Hotels, theils einzelne Reitschul-Inhaber, welche Lohnfuhrwerke beistellen. Diese sind allerdings sehr elegant und bequem eingerichtet, aber die dafür zu entrichtende Miete übersteigt das Maß des Ausständigen. Gewöhnlich sind es vierstilige Wagen, sogenannte Landauer — ihre amerikanische Bezeichnung ist mir nicht mehr erinnerlich — die von zwei meist sehr schönen Pferden gezogen, für bestimmte Fahrten vermietet werden. Die amerikanischen Pferde gehören einer ebenso schönen als kräftigen Race an. Sie kommen zumeist aus Kentucky und zeichnen sich besonders durch ihre außergewöhnliche Frömmigkeit aus. Letztere ist wohl auch notwendig, denn ich habe nirgends so unsichere und wenig geschulte Reiter gesehen, als dort zu Lande.

Der edle Reitsport findet dort wohl sehr viele Liebhaber, aber wenige Kenner, und einem in der österreichischen Cavallerieschule großgezogenen Sportsman blüht das Herz bei dem Anblicke, wie so schöne, prächtige Thiere allen Regeln der Equitation zuwider behandelt werden. Seit einigen Jahren soll übrigens auch in dieser Beziehung Besseres geleistet werden. Da mir aber dortige Reitlehrer versichert haben, daß auch heute noch jeder Gentleman und jede Lady nach

zwölf Lectionen sich als vollendeten Reiter betrachten: so glaube ich nicht, daß uns die nächste Zukunft schon von großen Thaten auf dem Gebiete des Reitsportes in Amerika erzählen werde.

Uebrigens sind Reitschulen drüben eine sehr lucrative Unternehmung, welche durch die großen Einnahmen aus der Wagen-Vermietung noch besonders prosperirt. Der Durchschnittspreis für eine zweispännige Kutsche beträgt in den Hauptstädten drei Dollars per Stunde. Trotz dieses hohen Preises — vielleicht eben deshalb — gehört das Fahren zu den vornehmsten Plaisirs der jeunesse commerciale. Am Sonntage zumal werden die Equitationen von den jungen Kaufleuten sehr stark in Anspruch genommen, und auf allen Squares, in allen Parks sieht man die Jünger Merkurs hoch zu Wagen die schnellen Mosse lenken.

Für das große Publikum bilden allerdings die Massen-Eisenbahnen und Omnibusse die ausschließlichen Vehikel. Erstere — Cares genannt — unterscheiden sich sehr vortheilhaft von den bei uns bestehenden Tramways durch einige zweckmäßige Einrichtungen. In erster Linie rechnen wir hiezu die Ueberflüssigkeit des Conducteurs und Controlors. Letzterer Dignität begegnen wir in gar keinem Car. Der Conducteur wird nur von einigen Gesellschaften beibehalten. Die meisten Waggons der Straßenbahnen neueren Stils und alle Omnibusse enthalten eine Cassé, in welche das Fahrgeld durch den Passagier selbst gelegt wird. Der Kutscher führt Kleingeld bis zur Höhe von zwei Dollars

mit sich, um nach Bedarf zu wechseln. Uebergibt man ihm zum Beispiel einen Dollar, so gibt er durch ein Schiebefenster das entsprechende Kleingeld im geschlossenen Couvert zurück. Durch diese einfache Manipulation wird der Verkehr wesentlich erleichtert. In einem Car nehmen selten mehr Personen Platz als Sitze vorhanden. Durch diesen Umstand und die magnifique Ventilation gehört das Fahren in einem Straßenwaggon nicht zu jenen Tagesplagen, als es sich meist bei uns zu solchen gestaltet. Ueberdies ist die Fahrgeschwindigkeit eine bedeutendere als die unserer Tramway, die Entfernung zwischen den einzelnen Stationen ist gleichfalls eine größere, wodurch die Carez wirklich erst den Charakter von Beförderungsmitteln gewinnen. Was die Omnibusse anbelangt, so unterscheidet sich ihre Einrichtung mit Ausnahme der oben angeführten Cassa in nichts von der in Europa üblichen, und die Omnibusse dürfen daher allerorten als moderne Marterwerkzeuge angesehen werden.

Zu Zwecken der Stromübertragung dienen die Ferries. Die Organisation des Ferrydienstes ist überall in Amerika eine vortreffliche. Diese Dampfboote fassen nicht selten an tausend Personen, welche in zwei Länge-Cabinen Platz finden. Der Mittelraum gehört den Fuhrwerken und den Gepäckstücken. Eine hohe Bedeutung haben die Ferries für New-York und seine Schwesterstädte. Der herrliche oder gelbe Hudson wird ununterbrochen von unzähligen dieser eleganten Dampfer nach allen Richtungen durchschnitten. Der Fahrpreis beträgt nur drei Cents und so dürfte es erklärlich erscheinen, daß die Ferries jeden Tag wohl mehr als 200.000 Menschen über den Hudson befördern. Alle fünf Minuten geht ein Dampfboot ab und da es mehrere solcher Unternehmungen gibt, so herrscht eigentlich ein ununterbrochener Verkehr auf dem Wasser, der nur zur Nachtzeit eine Reduction erfährt.

Ich weiß nicht, ob es gewagt erscheint, auch die Reclame zu den Verkehrsmitteln in Amerika zu zählen. Ihre Bedeutung für das geschäftliche Leben ist aber dort eine so große und ihr Auftreten ein so interessantes, daß wir uns nicht versagen können, Einiges hierüber anzuführen. In Amerika macht jeder Mensch Reclame. Sie entwürdigt nicht, sie sucht nur ihren Gegenstand in schattenloses Licht zu stellen und dient daher ebenfugot humanitären, künstlerischen, als speculativen Zwecken. Wie der Gourmand besonderer Reizmittel bedarf, so will auch der in allen Geschäftslagen wohlbewanderte Yankee erst recht tüchtig ausgerüttelt werden, soll er sich für irgend einen Gegenstand interessieren. Wer in dem naiven Wahne lebt, ohne die Reclame in dem Zauberlande jenseits des atlantischen Oceans seinen Weg machen zu können, wird sich gar bald bitter enttäuscht fühlen. Nichts ist zu groß, nichts zu unbedeutend, um nicht Gegenstand der Reclame werden zu können. Die Stätten der Wissenschaft, die Universitäten und andere Hochschulen, die Kunstinstitute, Banken und Eisenbahnen, die großen und kleinen Geschäfte, Doctoren und Beamte, die Armees und das zarte Geschlecht, — Alles und Jedes in Amerika beugt sich unter dem Banne der Reclame. Wie tausendfältig deren Formen sind, wie überraschend sie in ihren Effecten ist, das kann unmöglich erschöpfend wiedergegeben werden. Wir wollen ihr Wesen nur mit einigen Exempeln charakterisiren. Jüngst erst trieb die Reclame wieder eine frappierende Blüthe. Die Felsenthore von Hell Gate bei Newyork wurden gesprengt. Nicht weniger als 50.000 Kilo Dynamit vollbrachten das Herculeswerk und erschütterten auf Meilen herum den Erdboden. Und diese Riesenthath, deren Folgen von gewiegten Ingenieuren als entsetzlich vorausgesagt wurden, vollbrachte ein dreijähriges Kind mit einem schwachen

Druck auf den elektrischen Apparat. Die Tochter des Chefingenieurs und Generals ist heute das berühmteste Kind in den Vereinigten Staaten, ihr Bildniß wird von schönen Damen im Mebailon getragen und die Photographen können ihr ein Monument bauen.

Welchen Lärm hat der Millionendieb Tweed verurjacht und wie rasch bemächtigte sich die Reclame dieses dankbaren Stoffes? Alle Welt trug Tweed-Hüte, rauchte Tweed-Segars aus Tweedspitzen. Der geniale Barnum fuhr am Gräberischmückungstage in einem Triumphwagen durch die Straßen von Newyork. Zehn Paar prachtvolle Pferde zogen den Wagen, auf welchem ein lebendiger Löwe an einer Kette herumließ, während hinter ihm eine berühmte Musikcapelle den Yankee dooble intonirte. Ein speculativer Dry Good-Händler warb vor Jahren einige Burjchen, die — selbst tüchtige Schwimmer — sich in den Hudson werfen und sich von ihm retten lassen mußten. Jedemal war ein Localcorrespondent zugegen und als er zum zehntenmale einen Menschen „gerettet“, da war sein Name bereits in Aller Munde und die Ladies kauften bei dem Braven Failes und Taschentücher in Hülle und Fülle. Heute ist er ein gemachter Mann und läßt Jeden à son goût in den Hudson springen und — ertrinken. Ein komisches Beispiel von Reclame hat auch ein heute berühmter Newyorker Arzt geliefert. Vor wenigen Jahren konnte man regelmäßig des Nachmittags auf dem Union-Square in Newyork einer eigenthümlichen Expedition begegnen. In einem eleganten Kollifuhle, von zwei Mohren in seiner Livrée geschoben, ruhte eine blasse junge Dame von seltener Schönheit. Der zarte Teint und das herrliche Ebenmaß ihrer feinen Züge erfüllten Ebermann mit aufrichtiger Bewunderung, die von dem tiefsten Mitgeföhle

für die schöne Leidende begleitet war. Nur selten öffnete sie ihr tiefschwarzes Auge und dann war es, als blickte der Tod aus demselben. Von Zeit zu Zeit reichte sie ihre Hand einem jungen, sorgfältig gekleideten Manne, der neben dem Wägelchen schritt und mit zarter Sorgfalt über die Kranke wachte. An sonniger Stelle wurde geruht und bald sammelte sich ein kleiner Zirkel von Herren um die Gruppe, welche Allen den besten Ständen anzugehören schienen. Die Kranke verhielt sich theilnahmslos und nur der junge Mann, ihr Arzt, beantwortete die geföhloollen Fragen der Bekannten. In wenig Wochen kannte ganz Newyork die schöne Leidende und beklagte ihr Schicksal, denn der baldige Tod schien unausbleiblich. Da, o Wunder! färbten sich allmählig die Wangen der Dame mit zarterm Roth; ihr Auge gewann an lebhaftem Glanze, bald zeigte sie Interesse an den Vorgängen um sich und schon nach einigen Wochen schritt sie als die schönste aller Reconvallescentinnen am Arme ihres Retters über den Union-Square dahin. Das Erstaunen war ein allgemeines, alle Welt beglückwünschte die reizvolle Genesende. Der junge Arzt war der Löwe des Tages und seiner Discretion vertrauten die jungen Ladies ihre süßen Schmerzen an. Die Clientel des Doctors ist heute eine der stärksten in Newyork, er besucht in eigener Equipage seine Kranken. Nicht selten wird er hierbei von seiner Frau begleitet, die natürlich niemand Anberer ist, als jene schöne Kranke, welche übrigens damals mindestens ebenso gesund war, wie heute und eben nichts Anderes als ein virtuosos Schauspielersstückchen zu Gunsten ihres Geliebten meisterhaft durchzuführen wußte. — So spielt denn in Amerika die Reclame auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit und dient nur einem einzigen Gotte: dem großen, allmächtigen Dollar.

Wiener Vorstadt-Figuren.

Von Friedrich Schögl.

III. *)

Der Fingel-Fangel-Karr.

Eine neue Epidemie ist seit den letzten zwei Jahren über die vielgeprüfte Kaiserstadt an der Donau hereingebrochen und scheint mehr Unheil anstiften zu wollen oder vielmehr bereits angestiftet zu haben, als jene acuten Seuchen, welche im Laufe der Jahrhunderte unter den erschreckendsten Namen die stets unvorbereitete Bevölkerung, dieselbe nicht selten sogar decimirend, heimgesucht hatten. Ich meine ein sociales Uebel, das sich in gewissen Schichten rapid eingemischt und dessen Fortschritts-Consequenzen dem Beobachter zu denken geben.

Der „gemeine Mann“ will sich auch „unterhalten“! Ja wohl, und man wird ihm die Concession nicht verweigern wollen. Erlustigte sich einst die misera plebs im classischen Rom an blutigen Circus-Schauspielen und grausamen Christen-Dramen, ergöhte sich der Pöbel dort an Stier- und anderswo an nicht minder empörenden Hahnenkämpfen, riefen unsere Väter und Großväter selbst ein herzinniges „Bravo“, als die Fleischhaken in den Räumen der alten „Seke“ herumflogen, so muß der Humanist die Geschmacks-Wandlungen beinahe segnen, wenn er sieht, daß der Nachwuchs civilisierter geworden und mit minder rohen Gemüths-Emotionen sich zufrieden gibt. Und so war's denn auch in dem zerfireungsbedürftigen Wien, dessen vorstädtische Elemente

den Verlust jener barbarischen Amusements bald verschmerzten und Neigung und Stimmung für ungefährlichere Productionen in rasch populär gewordenen „Musentempeln“ fand. Man lachte aus vollem Herzen über Hanswursth's (wenn auch nicht immer discrete) Späße, später über Kasperl, dann über Staberl, bis die eigentlichen Classiker des Volkshumors, das ausgelassene Komiker-Trifolium Carl-Scholz-Nejtroy, die Massen für sich eroberte. Nebenbei lief man aber auch in hellen Haufen den neuesten Troubadours, den Harfenisten, zu, die sich später, für den ungeheuren Beifall dankbar und dem Erfolge angemessen, vermeintlich nobilitiren zu müssen glaubten und sich in ihrer bubiosen „Bereblung“ — „Volkssänger“ nannten.

Es sind nun zehn Jahre, daß ich dem lehterwähnten Genre eingehende „Studien“ widmete, deren Kundgänge zu meinen bittersten Erinnerungen zählen. Es fällt mir nicht ein, heute nur im Auszuge zu wiederholen, was ich damals schrieb, zumal der geneigte Interessent diese gelehrten Abhandlungen sorgfältig gesammelt in dem freundlichst aufgenommenen Büchlein „Wiener Blut“ zu finden vermag, das mein theurer Freund und Verleger Herr L. Kosner jedem Nachforscher mit gewohnter Liebenswürdigkeit (in schön ausgestatteter vierter Auflage) einhändigen kann. Ich will nur in Kürze daran erinnern, daß, da ein Vorwärtsschreiten auf dem

*) Siehe „Freigarten“, Juli und October 1877.

Pfabe der Zote, nachdem man bereits beim Unerlaubtesten und Unglaublichsten angekommen, nicht mehr möglich war, ein stagnirendes Verharren im unsaubersten Sumpfe gleichfalls nicht zu denken gewesen, ich es getrost ausgesprochen, daß ein heilsamer Rückschlag, eine Umkehr, eine Richtung nach anderen Zielen erwartet werden kann — mit anderen Worten: daß das „Volksjängertum“ in seinem damaligen, geradezu meist entsetzlichen Bestande sich zum ersehntesten Vortheile der Allgemeinheit wohl bald — „überlebt“ haben werde.

Meine unter den geschilberten Verhältnissen und Zuständen allerbing nahe liegende Prophezeiung ist in kurzer Frist in Erfüllung gegangen. Das „Volksjängertum“ der Sechziger-Jahre, mit seinen gesungenen und gespielten Nubitäten, hat sich glücklicher Weise wirklich überlebt; die frechten Interpretinnen der textirten Cochonerien haben grottentheils abdicirt, die „Königin der Zote“ ist (vielleicht in Folge ihres excentrischen Metiers) wahnsinnig geworden und längst verfault und vermodert; ihre minder talentirten aber desto aufdringlicheren und weitaus ungenirteren Geschäftsgenossinnen stiegen mittlerweile von den imponirenden Tribünen unserer stolzeften Restaurations-Etablissements herab und stüchteten Kleinlaut in übelduftende Speulunken der entlegensten Bezirke, wo sie, mit dem Teller in der Hand, ein milbes Almosen-Honorar von rüden Süßlingen kreuzerweise einsammeln; der ganze „Stand“ sah sich nach lärmendsten aber kurzen Triumpfen im Niedergange und geht dem Untergange zu, fast das gesammte Helben- und Helbinnenthum des „Brettels“ und der „Bawlatschen“ befindet sich in ärgsten Nöthen. Nur mehr Wenigen blieb die Gunst ihres spezi-fischen Publikums treu: dem alten, lieben Kampf, dem braven Zoten-

verächter, dann den lustigen Kumpanten Roder und Jangl und vielleicht noch Einem oder dem Andern war es vom Schicksal vergönnt, auch ferner nicht nur tolerirt, sondern sogar gewissenhaft applaudirt zu werden — ansonsten wendete die Majorität des respectiven Stamm-Auditoriums, der Sache und ihrer Ausbreitungen und Auswüchse und namentlich des scandalösen Treibens der bezüglichen Primadonnen überdrüssig und von dem ekklen Spektakel gesättigt, den Productionen ihrer einflens vielerhät-schelten Schützlinge und Lieblinge allmählig den Rücken, es verlor den Geschmack an diesen bedenklichen Genüssen — die Gloire des „Wiener Volksjängertums“ war vorüber.

Freilich that bei dieser „ethischen Wandlung“ auch die sogenannte „volkswirtschaftliche Krise“ das ihre. Die Zeit, wo das Geld, einer allgemein verbreiteten Sage nach, auf der Strafe zu finden gewesen und das man denn auch im Uebermaße des „Glücks“ mit vollen Händen flugs wieder zum Fenster hinausschmiß, war vorbei, die „bummen Jungens“, welche gewisse effective Schwindel- und Betrugs-Banken mit Tausenden salarirten und die den Generalstab, das Elite-corps der Mäcene unserer Bänkefängerinnen bildeten und diese für ein intimes Augenzwinkern oder cordiales Lächeln mit Seidenroben und Brillanten regalirten — waren durch den Zusammensturz des papierenen Lügengebäudes plötzlich brodblos, fielen ihren Angehörigen zur Fütterungslast und mußten in die Schule zurück, aus der sie die „große Epoche“ vorzeitig gerissen, hatten also jedenfalls nicht mehr die nöthigen Subsidien, um in den diversen Wirthshäusern die Crösusse zu spielen und die anspruchvollsten Getären der momentanen Volksmuse zu patronisiren. Das gab den ersten Ausfall.

Aber auch der arbeitende Mittelstand und sein subordinirtes Gesellen-

Zugehör fühlte den Umschwung der Verhältnisse. Man hatte im Taumel der allgemeinen Geldtrunkenheit auch diese sonst so ziemlich bescheidenen und genügsamen Leute und Leutenchen vernöhnt, man hatte sie zu uerhörten Forderungen geradezu anmirt und als der univervale Kaufsch verflozen, war der Ragenjammer auf beiden Seiten ein intensiver und wurde hüben und drüben zum chronischen Leiden. Da fehlte denn auch dem Bürger und Arbeiter die nöthige Stimulanz, um höchst unzeitgemäßen Vacchanalien nachzugehen, es verdroß ihn vielleicht fogar, wenn inmitten der socialen Misère die Frivolität ihre Orgien feierte und er mied deshalb die Stätten, wo die banalste Lustigkeit floriren wollte, die mit seinem Sorgenquantum allzu ärgerlich contrastirte. Das war aber der Stod, die Majorität des Volksjänger-Publikums, die Flucht, der Abgang dieser Massen gab den Ausschlag, denn der restliche Anhang, der noch ausharrte, war nicht der Rede werth.

So vollzog sich denn wirklich, was wohl aus anderen Gründen schon vorauszu sehen, aber bereits in dringendster Weise zu wünschen war. Die gewaltsame Entfittlichung gewisser Schichten und Classen — welchen die allabendliche Einsaugung des Potengiftes so zum Bedürfnis wurde, wie dem Arsenikesser sein Reizmittel, dessen Dosen, um wirksam zu sein, auch allmählig wachsen müssen — nahm in schrankenloser Progression überhand. Man watete im Schlamm der Gemeinheit und brachte diesem Cultus die bedauerlichsten Opfer. Man verwilderte und grinste blödsinnig dazu, wenn auch Weib und Kind an dem sittenlosen Trubel ein schmuuzelnd Gefallen fanden. Da nahm der rohe Spektakel, wie gesagt, plöcklich ein fülles Ende . . .

Was ihm folgte? Nichts Erfreuliches. Als ich einst in der Hamburger Vorstadt St. Pauli, dem berüchtigten Matrosenviertel, Abends herumstrol-

berte und aus den zahllosen Kneipen dieses turbulenten Rayons das heifere Gesehle der volltrunkenen Theerjaden erschallen hörte, trat ich in ein solches schmuckloses „Estamine“, um doch die Wunder kennen zu lernen, die zu solch' jubelndem Beifall aufgefördert. Da mußte ich fast staunen über die — Genügsamkeit solch' robuster Charaktere und wetterharter Naturen, welche sich an den albernsten Zweideutigkeiten einer kreischenden Matrone so höchlich vergnügten, während Wien bereits die „pikante“ Mannsfeld besaß, die in ganz anderen Dingen machte. Wie weit waren die armen Burschen gegen uns zurück! Als ich aber später die Metropole an den Spree besuchte, fand ich allerdings schon einen Fortschritt in diesem Fache, wo sehr versierte „Polkamädchen“ bei „Harfongezwitscher“ und sonstiger artistischer Zugabe halbvalider Exküsler ein gewisses Publikum in gewissen Kellerräumen und anderen äquivalenten Localitäten die Nachstunden versüßen und — verschlemmen lehrten. Welche Atmosphäre, welche Kunstgenüsse und welches Ragout von slotterigen Gestalten beiderlei Geschlechtes! Eine Maculatur der Gesellschaft!

Troßdem fand die berbe Gattung solcher Vergnügungen in der Hauptstadt der Intelligenz rasch Verbreitung, Ausdehnung und Vielfältigung. Industriöse Entreprenneurs brachten den Bedürfnissen ihrer ehrenwerthen Gäste nach jeder Richtung entgegenkommende Abhilfe, man engagirte förmlich ganze Contingents dienstwilliger „Damen“, d. h. Dirnen, errichtete — „Cabinets à part“ und „Cabinets séparés“ und krebenzte um theures Geld ein höllisches Gesehle. Wer die ersten Vergnügungsfahrten nach Paris und London anno 1862 mitgemacht und die Augen groß aufriß als er derlei Etablissements in der Cité Bergère, oder das Coalhole, Evans etc. das erste mal kennen lernte und schon glaubte, zu diesen eigenthümlichen Productionen

mesquinster Talente und ihrer originellen Amateurs Glossen machen zu dürfen, sah diese für jene Weltstädte fast primitiv zu nennende Insallation in der Berliner Residenz in kürzester Frist in jeglicher Hinsicht weit aus überflügelt. Denn nicht nur das für Aug und Ohr Gebotene war reichhaltiger, auch das Publikum war es, d. h. aus den buntesten und contrastirendsten Elementen gemischt. Wer in einen der „Bumskeller“ trat, bei „Falstaff“ „reingefallen“, oder im „Orpheum“, in der „Walhalla“ u. seine „culturhistorischen Studien“ machen wollte, traf dort nicht nur übermüthige Studenten und Grisseten, lustige Unterofficiere und Handwerker, abenteuernde Lebemänner und Solche, die es werden wollen, er sah auch den orthodoxesten „Weißhierzphilister“ bei seiner legalen „Stange“ sitzen und den wechselnden Vorträgen mit stupender Andacht lauschen. Ich spreche hiebei nicht von den ominösen, fasssam bekannnten „Nachtconditorien“, deren exacteste Bestimmung es nach einem einschlägigen „Führer“ von Alterszeiten her nur ist, bei einem „Schwarzen“ den von andersher importirten Kausch niederzudämpfen; ich spreche auch nicht von den diversen Sammelpunkten mit Tanzsälen letzten Ranges und nicht von den Jubel- und Trubelbällen in der „Villa nova“, „Villa Colonna“, im „Odeon“, „Vaughall“ und diesem oder jenem inferioren „Casino“, u. s. w. mit ihren gar sonderbaren exotischen Programmen von chinesischen, persischen, andalusischen, spanischen und italienischen „Nächten“ und wo es Feste gibt, wie z. B. bei Ladena-dorff, wo im September 1876 ein „Ball im Lager der Serben in der Nacht vor der Schlacht von Zivor“ abgehalten wurde, welche schon nahezu an Tollhändlererei grenzen. Von all diesen Schöpfungen einer üppigen Wirthsphantasie sei weiter nichts erwähnt, weil sie eben keine Speciali-

täten einer einzelnen Stadt, vielmehr in geringen Variationen fast allüberall zu finden. Bei meiner heutigen Rück- und Umschau will ich nur der wirklichen und wahrhaften „Tingel-Tangel“ gedenken, als deren vielgeschäftige Ziehmutter unstreitig — Berlin zu erklären ist.

Was heißt und was ist ein „Tingel-Tangel“? Ich sagte oben, daß Paris, London, Hamburg schon längst Etablissements größeren oder kleineren Umfanges besaßen, in welchen Novizen der Kunst, meist aber deren abgetafelte Größen, havarirte und schiffbrüchige Virtuosen, fettleibige Balletteufen und tuberculose Grotesktänzer, hungerige Feuerfresser und abgekehrte Akrobaten vor einem wenig kritischen und wenig scrupulösen Publikum, das dabei sein Besperbrod verzehrte und hiezu sein übliches Quantum trank, für ein mäßiges Entrée in den zahmsten oder haarsträubendsten Leistungen sich producirten oder vielmehr abquälten. Ähnliches boten übrigens auch bereits seit Decennien die soi-disant „Nachttheater“, an denen Deutschland den leidigsten Ueberfluß hat. Die Gattung, das Genre der billigen „Asterkunst“, das mit der Kneipe verschmolzene Quasi-Theater — im Großen und im ausgebehntesten Maße kultivirt zu haben, dieses Verdienst, — mit Bedauern muß es gesagt werden — gebührt der nordischen Residenz, die in ihrem Max Marcus mit seinen diesfälligen instructiven Lehrbüchern sogar einen eigenen literarischen Wegweiser und vielbändigen Instructor besitzt.

Das „Tingel-Tangel“ ist also ein mixtum compositum von Bierlocale und Musentempel, wo beiderlei Gaben nur in bescheidenster Qualität offerirt werden, die Consumenten der beiderlei Genüsse jedoch ebenfalls von genügsamen Anforderungen besetzt sind und weder als Gourmands nach dem Gaumen, noch nach den ästhetischen Grundsätzen zu gelten gewohnt sind. Die Erfindung ist eine beklagenswerthe

und in ihrer ungebändigten Ausnützung doppelt verwerflich, weil sie die Massen von besserer Gemüthen ablenkt, sie beispielsweise vornehmlich auch den Theatern entfremdet und sie lehrt, mit dem Ordinaris vorlieb zu nehmen und daran Gefallen zu finden. Berlin hat nun eine Unzahl solcher Refugien, in denen der Geschmack für Solideres und Edleres unter grandiosem Spectakel ertödtet wird, completorganisirte Verwilderungs-Institute, die, ob sie nun „Tonhalle“ oder „Bundeshalle“, oder „Alcazar“ oder „Loborabo“ sich benamens, doch keine andere Tendenz verfolgen, als — den „Mittelstand“ und die naive Jugend (samt Zuhör) an der plattesten Mittelmaßigkeit ihr Genügen finden zu lassen und dieselben zu verleiten, als Lektüribissen an einigen zotigen Chansons und erotischen Coupletstrophen sich zu erlaben und zu ergözen. Mich stimmte der Anblick dieser jubelnden und ungeberdigst klatschenden Tengel-Tangel-Enthusiasten nicht heiter und wenn ich daran dachte, daß Wien, das sich in Nachahmungen so gerne gefällt und in seiner südlichen Excentricität jede Neuerung bis zum Excesse ausbeutet, sich auch dieser Modegattung bemächtigen sollte, so wurde mir vor der Zukunft fast bange. Und richtig. . . .

Wir machen in neuester Zeit Tauschgeschäfte und treiben merkwürdigen Handel. Wir installieren den Berlinern prächtige Bierhallen, animiren sie, gleich uns imposante und gemüthliche Cafés zu errichten, überlassen ihnen sogar unsere geübtesten Garçons und geschuldesten Marqueurs — und führen dafür die wüste „Tengel-Tangelei“ bei uns ein. Im Triumph brachten wir sie heim und als wir die saubere Errungenschaft hatten, geriethen die damit Beglückten beinahe aus Rand und Band. Evoë!

Die Sache ist, wie bereits bemerkt, nicht gleichgiltig und keineswegs gering zu schätzen und auf die leichte Achsel zu nehmen. Wir werden die Beschertung

noch nach ihrem genauen Werthe würdigen können und Gewinn und Verlust zu taxiren haben. Die Unflätereien des Volksjängert humes hätten wir so ziemlich überstanden und die blöde Schälheit des Tengel-Tangelthums ist uns geworden und zur vollsten Blüthe gereift. Die Theater klagen über Mangel an Besuch, machen horrende Anstrengungen und laboriren doch mehr oder minder an der Schwindsucht, und die „Dyphemus“ zc. sind überfüllt. Anzengruber, der tief sinnige und edle Reformator der Volksbühne, der sie von ihrem aberwitzigen Pöbel-Blödsinn reinigen wollte, erringt nur „Achtungserfolge“, bringt es bei seinen kernigsten Stücken kaum zu einem Duzend Aufführungen, muß sich demalen im letzten Theaterchen, wo Fürst so lange seine jodelnden Dravouraden hielt, ein Asyl suchen und ein schützend Heim aufschlagen, während Fr. Ullé, die resolute Tengel-Tangelistin, ein Heer von Bewunderern an sich fesselt, über ihr jeweilig Befindens Bulletins ausgibt und die Blätter mit Reclamenotizen über ihre allabendlich wechselnde Toilettenpracht bombardirt. Man braucht kein griesgrämiger Murrkopf zu sein, um gewisse Dinge nicht allzu lustig zu finden.

Wie vorausgesagt und vorausbesürchtet, machte die neue Form in dem abwechslungsreichen hitzigen Wien anfänglich nicht nur Glück, auch Furore. Die Tengel-Tangel's wuchsen wie Pilze nach einem lauwarmen Sommerregen aus allen Ecken und Enden und — Winkeln hervor. Bankrotte Geschäfte rafften sich neu auf, proclamirten sich unter den tollsten Titeln als „Tengel-Tangel“ und prosperirten eine Zeitlang. Honorable Etablissements sahen sich plötzlich verwaist und darum genöthigt, bei dem allgemeinen Trubel mitzuthun und uniformirten und adaptirten sich zu gleichem Zwecke. Wer einen, wenn auch verstimnten „Wimmerkasten“ und ein paar, wenn auch allseits expatriirte „Künstler“ aus-

finbig machen und das bringendste Geld für farbige Annoncen und eine grellrothe Laterne aufstreifen konnte, kündigt den B. L. Zeitgenossen seine längstverfallene Spelunke als neuestes „Tingel-Tangeleum“ an und sah sich einstweilen als gemachten Mann. Die „Tingel-Tangel-Tarantel“ hatte sie Alle gefochten, die „Tingel-Tangelosi“ ergriff ganze Bezirke, die „Tingel-Tangelei“ machte ganze Schichten und Classen verrückt; der „Harsenisten-Fer“ ist verschwunden und der „Tingel-Tangel-Narr“ ist neu aufstanden.

Mit den „Cafés chantants“ begann der Rummel und die „Drephum's“, „Deon's“, „Elysiun's“, „Dlymp's“, „Walhalla's“, „Coloseum's“, „Alhambra's“, „Alcazar's“, „Herkulanum's“, „Sans-Souci's“ und unzählbare pur et simple titulirten „Tingel-Tangel“ folgten in hastiger Eile. Ganz Wien war plötzlich überschwemmt von allerlei Talmi-Kunst-Instituten und eine Armee von englischen, spanischen, französischen, ameritanischen und afrikanischen zigeunernden „Artisten“ und marobirenden Athleten und ähnlichen Virtuosen, eine Legion von singenden, pirouettirenden, balancirenden, musicirenden, kugelwerfenden und schlittschuhlaufenden Künstlerinnen (sämmtlich „Sterne erster Größe“), erschien als jüngste Invasion. Es schwirbelte Einem im Kopfe, wenn die Augen auf das Runterbund von Affichen und Inzeraten fielen und die illustrirten Gliederverrenkungen, halbsbrecherischen Gruppirungen, die led' chauffirten Beine und herb decolletirten Monstreformen der respectiven weiblichen Wagnete zu schauen bekamen. Die Residenz gleich einem riesigen Jahrmarkt, auf welchem die producirenden „Kräfte“ sämmtlicher Schaubuden des Erdballs sich ein Rendez-vous gegeben zu haben schienen. Ein verwirrender Anblick, der aber doch der gaffenden Masse ein bewunderndes „Ah!“ entlockte. Denn was

gab's da so plötzlich Alles zu hören, zu sehen und zu bestaunen! . . .

Nun war der „Tingel-Tangel-Narr“ in seinem Elemente. Er sprach von nichts Anderem, dachte an nichts Anderes und träumte von nichts Anderem als von „ih“ und von „ihm“, die ihn Nachts vorher entzückten, ihn zu den begeistertsten „Bravos“ hingerissen und ihn seine wulstigen Hände wund klatschen ließen. Er hatte keinen Augenblick mehr Ruhe, versäumte und vergaß die wichtigsten Pflichten seines Standes, Geschäftes oder Amtes und erhielt sich in den erregtesten und lärmendsten Debatten mit Gleichgesinnten oder störrischen Segnern um die Geltendmachung der Vorzüge seiner erklärten Lieblinge. Der „Furor Tingel-Tangelicus“ ergriff alle seine Sinne und Nerven, er war nicht mehr fähig, anderen Dingen, Personen und Ereignissen auch nur die geringste Wichtigkeit und Bedeutung zu gönnen, für ihn gab es nur mehr die Reize und Wunder des „Tingel-Tangel“ und ein Abend nicht in solchem Kreise verlebt, war für ihn ein verlornor!

Da sitzt er denn dafür schon am folgenden Abende im Paroxysmus des Borentzündens in knappesteter Nähe der Tribüne, wirft wüthende Blicke jenen Barbaren zu, die es etwa wagten, ein nur halbwegs lärmend Geräusch zu machen, und spendet dagegen allen denkbaren Schmelz seiner Augen und sein ehrlichstes Herzklopfen der unter schelmischen Knigen erscheinenden Debutantin. Sie lächelt. „Ah, bravo! Bst! Arruhig!“ Sie hebt und küßt das bis an das Knie reichende Röckchen und gibt die von antiquarischen Tricots und einem tüchtigen Wattaquantum umhüllten Beine der allgemeinen prüfenden Begutachtung preis. „Ah, bravo! Bis! Da capo! fuora! Arruhig! Bst!“ Nun singt sie. Sie singt ein schottisch oder irisch Lied, eine portugiesische Romanze oder eine Pariser Chansonette. Alles eins! Keiner der Anwe-

senden versteht eine Silbe, Niemand hat von Sinn und Inhalt des laubwülfchen Textes und der barocken Melodie eine Ahnung, aber — je unverständlicher, desto effectvoller, ein Gebrüll und Gestampfe der fanatisirten Zuhörer durchtobt den Saal, unseres Enthusiasmten Augen erglänzen in Freudestränen, seine Wangen erglühen und erzittern vor Wonne, seine Arme arbeiten wie zwei altmodische Feldtelegraphen — er raft Beifall...

So geht es bei sämtlichen Nummern des fast endlosen Programmes. Ob Flöten-Solo oder Trapez-Production, ob spanischer Tanz oder Neget-Quartett, ob Maultrommel oder Bombardon, ob Zieh-Harmonika oder Chinesisches Messerspiel — der enragirte „Tingel-Tangel-Narr“ ist stets in der Gluthhitze des perennirenden Entzückens. Er hat all diese Dinge und Sachen und Leistungen schon hundertmal im Leben gesehen und gehört und gewiß oft viel besser und trefflicher, aber er hat sich nie darob verwundert; erst hier hat er die richtige Stimmung, die richtige Temperatur gefunden, wo ihn das Oeringfügigste, das Allergewöhnlichste in begeisterte Aufregung bringt. Er beklatscht und jubelt Alles, auch die Gisser der von Wiederholungen erschöpften Sopranistin.

So hart er denn aus bis zum Schlusse der Vorstellung. Er ist der Letzte im Saale und schleicht der Truppe in die Kaffeeshänke unter unbeachteten Seufzern nach. Mit welcher Wonne würde er hier seine Dankbarkeit für die erlebten Genüsse mittheilen einer anständigen Punschbowle zu erkennen geben, aber — er wagt es noch nicht und so begnügt er sich einstweilen mit stillem Schmächteln par distance, bis Zeit und Umstände ihm günstiger werden und ihn den Muth finden lassen, vor aller Welt als „Kunstfreund“ sich zu zeigen. Nun gelingt es ihm allmählig sogar, intim mit den Leuten zu werden;

duzt sich vielleicht in Kürze selbst mit dem bewundernswürdigsten japanesischen Jongleur, der zufällig deutsch versteht und beinahe lachensfelberisch spricht. Er wird eingeweiht in die Mysterien der Kunst; er lernt auch die Agenten dieser Branchen kennen, die Zutreiber, welche die Wirtse mit all diesem artistischen Wunderkram versehen; er kennt in wenigen Wochen Namen und Eigenschaften nicht nur aller berühmten in Wien wirkenden Künstler, er informirt sich auch über jene, welche heute noch in Philadelphia oder Stockholm, in Neapel oder Petersburg wirken und erst mit dem „nächsten Schiffe“ ankommen werden. Man schätzt sein warmes Interesse an der Sache, seine rührende Theilnahme an diesem oder jenem kleinen Mißgeschick und Unfälle einzelner Mitglieder, man beehrt ihn hierauf mit allerlei freundschaftlichen Anliegen und erlaubt ihm schließlich, einer alten Mulattin den Hof zu machen.

Unter Tags schwebt der Glückliche selbstverständlich geistig nur in jenen Regionen, wo es Balancirhingen, Trapezschnüre und — Couplet-sängerinnen gibt. Er hat sämtliche „Tingel-Tangel“, vom „Hundsthurmer“ bis zum „Thurybrücker“ kennen gelernt, ist bei Kempny und Hornick, bei Danzer und Bischoff, bei Walzer und Pantl, bei Sigmund und Schwender u. s. w. wie „zu Hause“ und weiß die Programme von sämtlichen Localen, wo „etwas los ist“, auswendig. Wehe dem Ignoranten, der etwa z. B. vermuthet: die „Tyrolienne“ Mlle. Cazè produziere sich im „Olymp“ oder die Gymnastiker Abdolfo Morro und George Windsor seien im „Elysium“, die Equilibristin Julietta im „Sans-Souci“ und die „weltberühmten Bravour-Turnerknaben“ Georgio und Francesco bei Danzer zu sehen. Das wären Mißgriffe, die er als unverzeihlich und wofür er den Frevler als „ungebildet“ erklären

würde. Mit bewundernswertem Gedächtnisse ausgehattet und mit seltener Eloquenz begabt, hat der Mann das vollständige Repertoire inclusive Personalstandbesegamten Tangel-Tangel-Marktes im Kopfe und wird nie falsch citiren, wenn er den Kautschukmannu Bela Masaj, den Komiker Siege, den Clown Bardram, die Alpenfängerin Ebermann, den Akrobaten Zscholly, die Velocipedistin Aderer und die Kollschuhkünstler Goodrich und Kurtis &c. hier und dort ihre Triumphe feiern läßt. Er hat, wie Moltke die Ordre de bataille, den Schlachtplan jedes einzelnen Abends vor seinem inneren Auge und kann, wie Julius Cäsar jeden Soldaten, so jeden Künstler und jede Künstlerin beim Namen, und sei er der verzwickteste und unaussprechbarste, mit Sicherheit nennen. Er wird dem Neuling an seinem Tische auf die „Nigergesangs“ aufmerksam machen und ihm genau nachweisen, welche Strophen zum „Weidlinganerlied“ neu zugebichtet werden mußten. Er wird zu erzählen wissen, daß die Geschwister Lawriell bereits in „Drford-Hall“ und die Sisters Leigh im „Pavillon“ engagirt waren. Er kann die wunderbaren Erlebnisse des Afrikaners M. Vogel und des Kopfbalancers Lind zum Besten geben, über die englischen Mynstrels Brotherts Mellor die genauesten Familiendaten liefern und auch Entstellungen bringen, wer der Lehrmeister des musikalischen Negers Frey gewesen. Er kennt alle Geheimnisse aller

Truppen und vermag auch anzudeuten, wo der französische Charakterkomiker Provandier, die Salonjoblerin Moutag und der englische Affen-darsteller Kotaky, sobald deren Engagement hier zu Ende, demnächst debutiren werden. Natürlich ist er auch über alle Sagen-, Spielhonorar- und sonstigen Verhältnisse jedes Einzelnen auf's Verlässlichsie informirt. Dieser glühende Cultus verzehrt erklärlicher Weise den Mann, er endet vielleicht im Irrenhause, aber — was liegt daran, vorläufig ist er der Glücklichste aller Sterblichen.

Nicht alle der zahlreichen „Tangel-Tangel-Fere“ sterben eines so — ehrlichen Todes. Manche gerathen vorerst noch in andere Häuser als in das bekannte Hospiz am Bründelsee, denn die Gesellschaft in solchen Räumen ist mitunter sehr — gemischt. Auch das Gebotene soll es zeitweise sein. Genug, daß unsere Herren Detectives, wenn sie ein frühreifes Defraudantchen zu suchen haben, wissen, wo sie es, neunzigmal unter hundert Fällen, mit Sicherheit finden können. — Sind letztere Bemerkungen etwa ungehörig? Nun, in der jüngsten Weihnachtswoche, als die Väter der Stadt das Budget berietthen, wurde bei dem Abfasse „Spektakelgelder“ auch über jene Unternehmungen Einiges gesprochen, welche „gewiß nicht zum Vortheile der Sitten und des guten Geschmacks dienen und außerdem den schwer belasteten Theatern fühlbare Concurrrenz machen“. Nun also . . .

Ueber dramatischen Unterricht.

Von Dr. K. Eyrol.

Stärker denn je, macht sich gerade heutigen Tages in allen Kreisen der Gesellschaft der Zug fühlbar, den die Bühne und insbesondere die dramatische Darstellungskunst seit erdenklichen Zeiten auf die für die Kunst begeisterte oder für das Theaterleben mit all' seinem geheimen Zauber, mit allen seinen wirklichen und eingebildeten Reizen, schwärmende Jugend ausübt. Diesem lebhafteren Drange zur Bühne entsprechend, vermehren sich auch die seit einer Reihe von Jahren in's Leben getretenen dramatischen Unterrichtsanstalten in einer den Zwecken der dramatischen Kunst nur gefährlich werdenden Weise; unter allen möglichen Namen, als: Akademien, Übungsschulen und Eleventhater tauchen seit kurzem obscure Institute auf, welche es sich, laut gedrucktem Programme, zur Aufgabe machen, dramatische Künstler zu bilden und heranzuziehen; in gleichem Maße wächst die Zahl der mit der theaterlustigen Jugend sich beschäftigenden dramatischen Lehrer.

Die Frage der Existenzberechtigung und der dringenden Nothwendigkeit dramatischer Bildungsanstalten und Theaterschulen für die deutsche Bühnenkunst ist eine bereits lang entschiedene; ich brauche diesfalls nur an Lessing's Wort zu erinnern: „Jede Kunst muß eine Schule haben; jede Kunst muß schon in der frühesten Jugend durch gute Grundsätze vorbereitet und geleitet werden“, sowie an den Ausspruch des bedeutendsten Dramaturgen der Gegenwart, an Heinrich Laube, der die Errichtung einer Schauspielerschule am Wiener Conservatorium in einem ausführlichen Aufsatze willkommen heißt.

Die Gegner dramatischer Unterrichtsanstalten — und zu diesen zählt leider noch immer ein großer Theil der Schauspieler selbst — wollen vor Allem die Existenzberechtigung oberwähnter Schulen angreifen, indem sie sagen: Die allererste Bedingung für den dramatischen Darsteller heißt Talent. Kann Talent durch Lehrmethoden, Studium und Fleiß erworben werden? Nein. Wozu also dramatischer Unterricht? Diese Behauptung, die man so oft zu hören bekommt, ist leichtfertig, unrichtig und hält nicht Stich, weil derartig Denkende ganz einfach über den eigentlichen Zweck des dramatischen Unterrichtes im Unklaren sind, der selbstverständlich nicht darin bestehen kann, Talente zu erzeugen, zu schaffen, sondern das immer vorauszusetzende und wirklich vorhandene Talent — diese *conditio sine qua non* der Schauspielkunst — des Weiteren auszubilden, zu veredeln, zu kräftigen.

Gerade die dramatische Kunst, die Kunst der Menschendarstellung, bedarf am allerdringendsten, nebst der unerläßlichen Grundbedingung des Talents, gebildete, in allen Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Erfahrung wohlunterrichtete Jünger.

Die dramatische Darstellung verlangt ein volles Vertrautsein mit der Sprache, mit dem mündlichen Vortrage (Redekunst und Declamation), philosophische Studien, namentlich im Gebiete der Logik und der praktischen Psychologie, eine genaue Kenntniß der heimischen wie der fremden Literatur, der Weltgeschichte, Völker- und Länderkunde u. s. w.

Nur dann, wenn theatralische Schulinstitute es sich zur Aufgabe stellen,

die angehenden Kunstjünger mit diesen für ihren künftigen Beruf so nothwendigen und von manchen Schauspielern nur zu gering beachteten Kenntnissen vertraut zu machen, erfüllen dieselben ihren eigentlichen, die wahren Interessen der Kunst fördernden Zweck. Eine anders eingerichtete Theaterschule, ein sogenannter dramatischer Unterricht, der im planlosen Einrichten von Rollen besteht, die dann in handwerksmäßiger Manier auf irgend einem zweifelhaften Übungstheater, welches oft in den Händen niedrigster Speculation liegt, an den Mann gebracht werden; einen solchen dramatischen Unterricht, wie ich ihn noch des Näheren zu schildern gedenke, halte ich nicht nur für unrichtig und überflüssig, sondern auch für jede weitere künstlerische Entwicklung gefahrbringend.

„Um zum Theater zu gehen“, lautet der Ausspruch eines alten Bühnenpraktikers, „braucht man dreierlei: Talent, Talent, und noch einmal — Talent!“

Mit diesem Satze soll selbstverständlich nicht die Nothwendigkeit oberrühmter Kenntnisse und Fertigkeiten für den Schauspielerberuf negirt werden, sondern der unumgängliche Factor bezeichnet sein, von dessen Quantität und Qualität allein das Fortkommen des die theatrale Laufbahn Ergreifenden abhängt; in diesem Sinne ist auch das Flugwort: „das Talent allein bricht sich Bahn“ aufzufassen.

Daß endlich theatralische Institute errichtet werden, wie die deutsche Schauspielschule am Wiener Conservatorium (gegründet im Jahre 1874), welche es sich vor Allem zur Aufgabe machen, der deutschen Schauspielkunst eine durch sorgfältige Prüfung von Sachverständigen ausgewählte talentvolle und gebildete Jugend zuzuführen, dieselbe den Unterricht anerkannter und tüchtiger Lehrkräfte genießen zu lassen, wird jeden wahren Freund dramatischer Kunst mit aufrichtiger Freude und Anerkennung für die Schöpfer dersel-

ben, erfüllen. Mit aller Energie und einer rücksichtslosen Strenge sollten jedoch die dazu berufenen staatlichen Organe im Vereine mit den Theatervorständen und Pflegern der Bühnenkunst auftreten gegen eine seit Jahren bestehende und sich leider auch vermehrende Sorte von dramatischen Handwerksstätten, welche, geleitet von unfähigen, unkünstlerischen, ja mitunter sogar unsauberen Händen, jedem höheren und besseren Kunststreben entgegen, als Brut- und Pflegeorte der Talentlosigkeit, der Mittelmäßigkeit, der Frivolität, mit einem Worte, des dramatischen Vagabundenthums emporwuchern und dem deutschen Theater ein Proletariat schaffen, gegen welches manche herumziehenden Komödianten der „Schmiere“ noch hoch zu halten sind; denn diese haben das Theater zu ihrem Berufe erwählt, nicht um unter dem Deckmantel der Kunst ein abscheuliches Gewerbe zu treiben oder ein für keine Arbeit mehr taugliches und daher langweiliges Leben in bequemer Faulenzerei hinzubringen, nein! Dieser armselige, von Dorf zu Dorf wandernde dramatische Zigeuner trägt zumeist sein elendes, nur an Sorge und Entbehrung reiches Dasein mit einem gewissen Stolze, der aus einer vielleicht falsch verstandenen, aber ehrlich gemeinten Liebe zum Theater entspringt; er lebt in dem aufrichtigen Glauben, durch sein redliches Mühen und Plagen der Kunst zu dienen.

Gleich solchen Instituten, in denen auf einfachstem und schnellstem Wege dramatische Künstler „nach dem Duzend“ geschaffen werden, existirt auch eine Sorte von dramatischen Unterrichtsgewerben, welche mit der sich ihnen anvertrauenden Jugend in gewissenloser Weise verfahren. Ob nun wirkliches Talent vorhanden, ob die geistigen und körperlichen Fähigkeiten eines Kunstjägers derartig sind, daß sie, den Theaterberuf zu ergreifen, als günstig erscheinen lassen — das sind in solchen Fällen nebensächliche Fragen, die am

liebsten womöglich gar nicht erörtert werden. Der Schüler wird aufgenommen, wird nach der herkömmlichen, gewöhnlichen Manier gebrüht und spielt auf einem beliebigen derartigen Schultheater gegen baare Bezahlung, die er zu leisten hat, die schönsten Rollen; daß er den Besuchern dieser problematischen Theaterbuden gefalle, dafür sorgt schon die speculative Direction, die „aufseimende Talente“ durch gegangenen Applaus zu ermuntern weiß.

Worin besteht nun eigentlich der dramatische Unterricht von solchen Lehrern, in solchen Anstalten? Die Frage ist schnell beantwortet: im Rollenstudium oder richtiger im Rolleneinstudiren; und wenn dieser alleinige Unterricht wenigstens mit Berücksichtigung der Individualität, der Eignung des Schülers für einen bestimmten Rollenkreis nach einem von dramaturgischen und künstlerischen Principien getragenen Systeme ertheilt würde! Diese Mühe macht man sich in den seltensten Fällen! Das simple Einpaufen der Rollen hat eben seine zweifachen Annehmlichkeiten: den oberflächlichen, nach dramatischer Kost heißhungerigen Schüleru ist das Leben und Lernen der Rollen natürlich eine viel angenehmere und leichter dünnende Beschäftigung als die überflüssig scheinende Plage mit dem albernen „theoretischen Kram“ von Sprechunterricht, Schulweisheit u. s. w.; den Lehrern hingegen wird oftmals durch das Ueberspringen dieser theoretischen Vorträge ein ihnen selbst noch unbekanntes Studium und manche Verlegenheit erspart.

Damit soll nun aber keineswegs gesagt sein, daß beim dramatischen Unterrichte das specielle Studium von Rollen ganz ausgeschlossen bleiben soll; ich halte nur den Unterricht, der sich ausschließlich damit befassen will, für unrichtig. Weiters kommt es auch wieder sehr viel darauf an, in welcher Art und Weise Theaterleben mit dem Rollenstudium vertraut gemacht werden; auch da soll nach einem gewissen Systeme vorgegangen werden. Einem Kunst-

novizen gewisse Rollen einzutrichtern, d. h. ihm die Rolle einfach mit allen Betonungen, Nüancen, Pointen und Effecten so lange vorsprechen und vorspielen, bis sie der mehr oder minder gelehrige Schüler mehr oder weniger genau seinem Lehrmeister nachahmt, heißt mit dem Begriffe „dramatischer Unterricht“ schmählischen Unfug treiben. Wenn ein Lehrer mit seinem Zöglinge beim Studium einzelner Rollen angelangt ist, soll er vor Allem darauf bedacht sein, in keiner Weise die bei dem Lernenden vorhandene künstlerische Individualität und Originalität durch eine zu subjective Einmischung seinerseits in ihrer Entwicklung zu stören. Der dramatische Lehrer darf nicht vor den Augen des Schülers gleichsam selbst produziren, sondern er soll sie durch eigene und auf selbstständigem Denken beruhende Thätigkeit des Lernenden entstehen lassen; im nöthigen Falle sei er ein Nachhelfer und Berather. Die Phantasie, das Gefühlslieben, das dramatische Darstellungstalent, die Schaffenskraft des Schülers muß angeregt werden, aus sich selbst herauszuarbeiten, um vom Anfange an zu lernen, auf eigenen Füßen zu stehen. Nur da, wo beim dramatischen Unterrichte eine derartige Methode angewendet wird, kann von einem für die dramatische Kunst erspriehlichen Erfolge die Rede sein. Ein solcher Unterricht führt allerdings nicht so schnell, aber dafür auch wieder zu keinem illusorischen Resultate.

Wie häufig lernt man im praktischen Bühnenleben junge begabte Schauspieler kennen, welche ausgestattet mit einer Anzahl einstudirter Rollen, die ihnen ohne jede tiefergehende und vernünftige Anleitung zum Selbststudium beigebracht wurden, am Beginne ihrer theatralischen Laufbahn einen Anflug zu großer Carrière nehmen, mit einemmale aber — wenn das eingewerkelte Repertoire abgespielt ist — von ihrer scheinbar erreichten Höhe herabsteigen müssen, um zu einem neuerlichen und richtiger eingeleiteten

Studium zurückzuführen, oder um in Folge von Muthlosigkeit, Faulheit oder Selbstüberhebung, im großen Betriebe der Mittelmäßigkeit unterzugehen. Eine verkehrte Erziehungsmethode rächt sich früher oder später in jedem Stande; am bittersten wohl im Verufe der dramatischen Künstler!

Und doch! trotz all' dieser in die Augen springenden Mängel und Verkehrtheiten einer derartig fehlerhaften und planlosen dramatischen Erziehungsmethode, liebt es ein großer Theil der sich dem Theater widmenden Jugend solche nur zu schmerzlichen Enttäuschungen führende Pfabe einzuschlagen.

Die Schuld an diesem vollständigen Verkennen des richtigen und sachgemäßen Weges zur Erreichung des Zieles liegt vorerst in dem Mangel an wahrer, echter Begeisterung für die Kunst, in der Unterschätzung ihrer hohen Aufgabe, in dem krankhaften Bestreben, in möglichst kurzer Zeit glänzende Carrière zu machen, welches Streben ein sogenanntes „Dienen von der Pike auf“ als veraltet und überflüssig, gar nicht mehr anerkennen will;

schließlich in der oben gerügten Systemlosigkeit des Unterrichtes vieler dramatischer Lehrer, die durch ihre Manier ein solches Vorgehen der dem Theater sich zuwendenden Jugend unterstützen. Wer ein Haus bauen will, fängt nicht mit dem Dachstuhl an, sondern bereitet zuerst sorgsam den Grund vor, auf welchem das zu errichtende Gebäude ruhen, nach und nach, von unten hinauf entstehen soll. Diese gute und nicht sorgsam genug zu prüfende Grundlage ist beim dramatischen Künstler das Talent; ohne diese Grundlage stürzt der, wenn auch künstlich mitunter in die Höhe gebrachte Bau über kurz oder lang zusammen.

Der dramatische Kunstjünger erhebe sich vor Allem durch Aneignung der zu seinem künftigen, erhabenen Verufe notwendigen Kenntnisse auf jene geistige und moralische Höhe, die er erreichen muß, will er bereinst von seinem durch ein gütiges Geschick verliehenen Talente den richtigen und edelsten Gebrauch machen: als ein wahrer Priester der dramatischen Muse durch seine Gebilde die Menschen bilden, erheben, erfreuen.

Bequeme Dunkelheit.

Landläufig bleibt den Menschen die Moral,
Die man, verjährten Formeltram inmitten,
Rings nach der Elle sorglich zugeschnitten;
Für leeres Hirn ein prächtiges Kull'ral.

Da wird nicht erst geprüft und nicht gestritten,
's ist überkommen ein für allemal;
An drohend brennt des Denkens Kladerstrahl,
Als daß sie derlei Zunder glimmend litten.

Und ist die Finsterniß auch noch so dicht,
So läßt man doch des Schirmes Hülle nicht,
Und hält sich Ein's an's And're, nicht zu
gleiten.

Mich aber dunkt es sittlich edler schier
Den Lebenspfad mit offenem Visier
Auf e'ig'n e'u Füßen frei einherzuschreiten.

Lulle Lehrer.

Kleine Laube.

Unsere Bienen in Australien.

Eine Geschichte.

Es geschah im deutschen Norden zu Grünwald, in der Nähe eines Hafens, daß sich im Bienenkorbe eines Landwirthes das Volk verdoppelte. Deswegen keine Feindschaft, der junge Schwarm wanderte aus; wegen einer neuen Heimat ist keine Sorge, jeder Nachbar hält einen leeren, feingebauten Korb bereit, um den jungen Stamm in Empfang zu nehmen. So die Hoffnung. Aber auch Thiere haben mitunter seltsame Schicksale.

Der Bienenschwarm flog aus seinem Mutterkorbe über die Büsche hin, über die blumige Wiese hin, über das Kieferwäldchen hin, dem Strande, dem Hafen zu, wohin der Lärm und das Geklirre der Matrosen ihn lockte, wo der Mastenwald der Schiffe ragte — auf dessen höchstem Stamme er sich niederließ. Wie eine stattliche Traube hing er im obersten Takelwerk und ergötzte sich an dem Gitzern und Schrillen da unten, dergleichen er bisher noch nicht gehört und gesehen. Und wie war das erst ein Spaß, als das ganze Ding anhub sich zu bewegen, zu schaukeln und der hohe Baum, auf dem der Schwarm saß, sich mälig hinauswand zwischen dem wunderlichen Gestämme, bis er endlich mit dem großen Schiffe auf dem Spiegel des Gewässers dahinglitt.

So fuhren die guten Bienlein stundenlang mit; nun aber, da sie ringsum keinen Baum und keinen Boden mehr sahen, wollte es ihnen unheimlich werden. Rasch entschlossen, flogen sie ab, irrten eine Weile auf dem Meere umher und da sie nirgend's einen Ruhe-

punkt fanden, mußten sie wieder zurückkehren auf das Schiff, das ihnen nun doch so trostlos war, weil auf ihm kein Blatt und keine Blume wuchs. Aus gewaltigen schwarzen Röhren stob dichter Rauch hervor und wollte das kleine Völklein im Takelwerk fast ersticken. Sie wechselten mehrmals ihren Platz, aber von Stunde zu Stunde wurde es ungemüthlicher. Da drängten sie sich um ihre junge Königin und hielten Rath.

Eines der Männchen brachte, selbstverständlich in der Bienensprache, seine Ansicht vor. „Ich halte mich insofern berechtigt, das Wort zu ergreifen“, sagte das Bienlein, „als ich mir schmeicheln darf, unsere Lage, obgleich dieselbe sehr sonderbar ist, zu begreifen. Bei meinem vielen Schwärmen um die Blumenheiden des Dorfschulhauses in Grünwald habe ich unter Andern auch von der Geographie etwelches profitirt. Es obliegt keinem Zweifel, daß wir uns auf der Nordsee befinden. Wenn sich's noch bloß um eine Fahrt nach England handelte, aber ich fürchte nur zu sehr, daß wir uns auf einem Auswandererschiffe befinden, denn Alles, was uns auf dieser schwimmenden Stadt umgibt, läßt eine weite Fahrt voraussetzen. Königin, ich ahne, daß wir unsere grüne Heimat niemals wiedersehen werden!“

Darauf entgegnete eine Andere: „Mein geehrter Herr Vorredner hat unsere Lage sehr trostlos geschildert. Ich theile nicht ganz seine Ansicht. So eben bin ich von einem Einzelausflug durch die Lüfte zurückgekehrt. Allerdings muß ich gestehen, daß mir das ungeheure lebendige Wasser, das uns

umgibt, und dessen Unendlichkeit ich auf meinem Fluge erst recht erfah, einen sehr unangenehmen Eindruck verursachte; allein ich glaube in jener Richtung, der wir zusteuern, ein Streifen grünen Landes entdeckt zu haben. Wir können also, wenn wir demselben in der Nähe sind, sehr leicht anfliegen. Und sollte uns dort eine beständige Niederlassung nicht gefallen, so wird sich gewiß, etwa auf Umwegen zu Lande oder durch ein Schiff, Gelegenheit finden, in unsere Heimat zurückzukehren. Ich beantrage demnach, daß wir auf jenen grünen Streifen, der uns immer näher kommt, unser Augenmerk richten mögen."

Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

Aber, die Biene denkt und der Steuermann lenkt. Weitab bog der Dampfer vom grünen Eiland.

Schon früher hatte ein Schiffsjunge auf dem Masten den Bienenschwarm bemerkt. Als nun der Capitän darauf aufmerksam wurde, klatschte er in die Hände, wie das sonst Capitäns selten zu thun pflegen, und sagte: „Ein Bienenschwarm! Das ist trefflich. Ich ging schon lange mit der Idee um, in Australien die europäische Biene einzubürgern; nun kommen die Thierchen selbst mit uns; so werden wir auf unserer Colonie in Australien auch an Honig keinen Mangel leiden. Möge der Schwarm nur sofort zweckmäßig verwahrt und gepflegt werden."

Das geschah und die armen Thierchen aus Grünwald waren nun Gefangene auf dem Dampfer, der mit seinem Stückchen europäischer Cultur nach Australien ging.

Wer sollte hier die Reiseindrücke der auswandernden Bienen wiedergeben? Nichts als Meer und Meer, wochenlang. Da und dort einmal eine heiße, gelbe, kahle, steinige Küste, dann wieder Landstriche, anzuschauen wie das Eben, wo Milch und Honig fließt. Die Bienen mußten an Allem vorüber. Die Arbeiter waren in solch' schrecklicher

Thatlosigkeit schier krank geworden. Die Männchen unterhielten sich zeitweilig mit der Königin und eine zahlreiche Nachkommenschaft, die zu erwarten war, erfüllte die Herzen der Gefangenen mit besonderer Sorge. Unter herben Stürmen heute, unter sengender Gluth der Aequatorsonne morgen, zog das Schiff dahin, bis es endlich im Westen von Australien landete.

Alsogleich wurde den Bienen in der Nähe eines Akazienwäldchens ein Korb angewiesen. Das Völklein war glücklich, als es hinaussummte durch die milde, süße Luft in das tropische Gelände. Die Arbeiter machten sich also gleich an's Sammeln, damit die Speicher des neuen Hauses sich füllten mit Vorräthen für den Winter. Aber mit gar manchem Gewächse, das hier so prunthast und vielversprechend aufwucherte, war nichts anzufangen; z. B. mit den lederhäutigen Gummiabäumen rangen sich die Bienlein vergebens ab, um Wachs und Honig zu gewinnen. Manches fleißige Arbeiterin slog aus und kehrte nicht mehr zurück; manche schwirrte zerfahren und verwundet ihren Genossen zu; einen Kampf mit Stacheln hatte es gegeben. Wieder Andere waren in ihrem Sammelfleiß sogar von Heuschreckenschwärmen belästigt worden. Es schien ein so fruchtbares Land, aber es war ein gefährliches Land, und die Bienen sehnten sich den kalten, kurzen Tagen und der Winterruhe entgegen. Der Korb war längst voll des feinsten Wachses, des köstlichsten Honigs, die Wohnung mit Allem versehen, was zur Winterbehaglichkeit nur immer wünschenswerth ist — aber der Winter wollte nicht kommen.

Die Tage wollten nicht abnehmen, die Sonne blieb heiß, neben den Früchten der Bäume setzten sich neue Blüthen an, neben dem abfallenden Laube wucherte junges hervor.

Eines Tages war den Bienen der Korb ausgeraubt.

Nicht einen etwaigen Ueberfluß hatten sie weggenommen, wie man es fern in der kühlen Heimat wohl erlebte

und verwand, sondern aller Vorrath an Honig und Wachs war fort und der Korb harrete auf neue Frucht. — Es ist doch gut, daß die schöne Jahreszeit noch anhält, dachten die Bienen und machten sich mit neuem Muth und Fleiß wieder an das Sammeln.

Wieder füllte sich allmählig die Vorrathskammer, während sich die Thierchen das Nöthige fast von ihrem eigenen Mund absparten und immer noch wollte der Winter nicht erscheinen.

Da trat eines Abends ein Mitglied der arbeitenden Classe auf, rief alles Volk aus den Zellen hervor und begann Folgendes zu sprechen:

„Mich dünkt, Kameraden, hierlands geht's nach einem andern Tact. Seit vielen Wochen habe ich geforscht und berechnet und bin zu einer Ueberzeugung gekommen, die ich nicht mehr länger verschweigen kann. Zuörderst frage ich Euch, meine Brüder, wofür arbeiten, sammeln und sparen wir eigentlich? Für den Winter, antwortet ihr. Ich aber sage Euch, in diesem Lande gibt es keinen Winter!“

Große Aufregung in der Versammlung.

„Wozu also sammeln wir?“ fuhr der Redner fort, „damit Fremde unsere Vorrathskammern leeren können? nimmermehr! Die Arbeit wird eingestellt!“

Ein unheimliches Surren ging durch die Menge; der Revolutionär blickte selbstbewußt um sich.

Ein Polizeibeamter erklärte die Versammlung als aufgelöst. Der Redner rief, er lasse sich nicht einschüchtern, wo es gelte, das allgemeine Beste zu fördern. Der Polizeibeamte drohte, dem in wildem Aufruhr hin- und wiewogenden Volke mit Belagerungszustand, in demselben Augenblicke wurde er niedergestochen. Ueber seiner Leiche proclamirten die Arbeiter den Strike auf ewige Zeiten. — Ein Abgesandter der Königin erschien mit einem Manifest. Dem gegenüber machten sie insofern Zugeständnisse, als man sich bereit erklärte, für die Bedürfnisse der Königin

auch in Zukunft zu sorgen und durch deren Männer sorgen zu lassen.

„Nicht mehr arbeiten!“ rief der Abgesandte einen Satz aus dem Manifeste, „ihr Bienen nicht mehr arbeiten! Wollt ihr denn die Weltordnung stürzen!“

Da sagte Einer aus dem Volke: „Herr, unsere Königin sei gepriesen! — Wir sind Bienen, aber wir leben nicht, um zu arbeiten. Im Gegentheile, meine Herren und Genossen, wir arbeiteten, um zu leben. Wir und unsere Urahnen — heilig sei ihr Andenken! — waren gezwungen und gewohnt, im Sommer für den Winter zu sorgen. Nachdem nun aber ein gütiges Geschick den Winter von uns genommen hat und die Früchte unserer Arbeit voll und ganz dem Geschlechte der Ungeheuer zufallen würden, so sehe ich im Grunde genommen keine revolutionäre Idee in dem Bestreben, die Arbeit einzustellen. Sorglos flogen wir aus, denn der Tag gibt, was wir für den Tag bedürfen, hier sind die Himmelsstriche Salomons, unter welchem jener Gott, der die Vögel des Himmels ernährt und die Blumen des Feldes bekleidet, auch der Bienen nicht vergißt. Ich habe gesprochen.“

Nun wußte der königliche Gesandte kein Wort der Entgegnung mehr, und die neue Verfassung, daß es keine Arbeiter mehr gebe im Bienenstaat, war angenommen.

In neuer Jugend flogen sie aus und schwärmten durch die ewigen Blumengärten des wiedergefundenen Paradieses.

Die Ungeheuer, wie jener Redner in der Versammlung die Menschen genannt hatte, heimsten aus dem Korbe wieder Wachs und Honig ein, und ahnten nicht, daß es das Letztmal war. Es wollte sich nun nichts mehr vermehren und immer weniger und immer seltenerkehrten die Bienen zum Korbe zurück.

Nun erst merkte die Königin, daß und weshalb es schief ging. Durch die Einstellung der gemeinsamen Arbeit verlor der Einzelne das Interesse an dem Korb; auf eigene Faust schwirrte er

in den Weiten umher, genoß die Frucht, wo sie wuchs, nahm das Nachtlager, wo er es fand. Der Sinn für die Zusammengehörigkeit und für das Gemeinsame war dahin. Aufrufe über Aufrufe schickte die Königin in's Land, aber nur die wenigsten der Bienen wurden noch gefunden, alle anderen lehrten nicht wieder — sie hatten sich zerstreut, verloren, waren theils in der Ueppigkeit, theils im Kampfe mit unbekanntem Feinden zu Grunde gegangen.

So elend war der brave Schwarm aus dem deutschen Grünwald verkommen. Die Zeitungen verschwiegen mehr, als sie sagten, da sie vor einiger Zeit folgende Notiz zur Kenntniß brachten: „Der Versuch, die europäische Biene in Australien einzuführen, ist gelungen, aber — nach wenigen Jahren sammeln die Bienen keinen Honig mehr; sie machen einfach die Erfahrung, daß in jenen Theilen Australiens, wohin man sie zu bringen pflegt, fortbauern der Sommer herrscht, daß also für sie die Nothwendigkeit, Honigvorräthe anzulegen, nicht mehr existirt. So niedererschlagend diese Wahrnehmung für die Colonisten sein mag, so interessant ist sie für den Naturforscher.“ R.

Ein Jahr aus dem Leben einer Dorfschönen.

Zu Papier gebracht von P. K. Roseger.
V.

„Das neue Jahr hebt schon gut an“, sagte die Kuml auf ihrem Krankenbette. Warum auch muß sie sich mit so hohen Herren einlassen, jetzt ist sie zum Falle gekommen. Am Vorabende der heiligen drei Könige war's, als sie auf den Meßstuhl stieg, um auf den Querpfeifen der Thür die heiligen drei Könige C † M † B † zu zeichnen. Aber noch war das dritte Kreuz nicht gezogen, so schwankte der einfüßige Meßstuhl, die Kuml stürzte zu Boden und verletzete sich den Fuß derart, daß sie in's Bett mußte. Da lag sie und commandirte die Weidmagd, welche

ihrer statt die Kühe verpflegen und melken mußte. Die längste Zeit war sie mit dem lieben Vieh allein im Stalle, sie sprach zu demselben über Eins um's Andere, sie sang ihm auch oftmals was vor, und sie betete für sich, daß der Höllerbauer od ihrer Wettlärerigkeit doch nicht ungeduldig werden möchte.

Der wurde es auch nicht, sondern schickte ihr die Schmiertraubl zu. Die Schmiertraubl — über die bitte ich wohl keine Späße zu machen — sie ist ein weitberühmter Doktor der Medicin. Nicht als ob sie d'rauf studirt hätte, das könnte Jeder, sogar der Arzt in Lahndorf ist auf einer „Stubirschul“ gewesen, wie ihm böswillige Leute nachsagen. Nein, die Schmiertraubl hat's von ihrer Mutter, der nun gottseligen Salbenthres, und ihre Mutter, die soll einst dadurch, daß sie sieben Jahre lang keinen Traum aussagte, eine arme Seel' erlöst haben, und darauf soll sie sich eine beliebige Gnade ausbitten haben können, und da soll sie sich die Gnade ausgebeten haben, mit einer grünen Salbe alle Gebrechen der Menschen und Thiere zu kuriren. Hat hernach auch Alle kurirt, die das Vertrauen zu ihr gehabt hatten; und die sie nicht kuriren konnte, die hatten eben zu ihr das Vertrauen nicht gehabt. Ihre Tochter, die Schmiertraubl, hat viel herumgeschmiert auf den Gebrechen der Leute und — wie es heißt — Manchen angeschmiert. So war das Vertrauen nimmer da und so konnte die Traubl nimmer helfen.

Auch Kuml's Fuß schwoll immer mehr auf, je dicker sie die Salbe strich. Um sich im Bette die Zeit zu vertreiben, ließ sie sich ihre große blumige Papierschachtel auf die Decke stellen und ergöhte sich an der Musterung ihres Reichthums. Wie es in dem Schatzkästlein einer Dorfsmagd aussieht? Sie läßt Niemand gern hineinschauen, ihr Schatz ist zwar nicht leicht zu stehlen, aber er ist zu entheiligen durch Blick und Wort. Schöne, fromme Sachen

sind da: ein Amulet und eine Rosenkranzschmuck von der Mutter; das Amulet ist ein im Viereck zusammengefaltetes Leinwandstück, auf welchem in bunten Farben die hilfreichsten Heiligen des Himmels stehen. Die Sach' ist hoch geweiht! Die Kundl hält das in Ehren, sie meint, der Weihe wegen, wird sich kaum bewußt, daß ihr dieses Stück verschliffener Leinwand nur als Andenken an die Mutter so heilig ist. Bauersleute hängen eben all ihr besseres Fühlen und Sinnen und Ahnen, es mag noch so irdisch sein, an den Cultus ihrer Religion. — Ferner besitzt die Kundl in ihrem Schatzkästlein allerlei Gebänder und verblaßte Rosen aus Papier. Die Mutter ist einmal jung gewesen und hat solche Zier getragen auf ihrem lebensfröhlichen Leibe. Zwischen den Rosen liegt eine blutrothe Kerze, die hat die Mutter in der Hand gehalten, als sie starb. Daneben, gut verwickelt, sind etliche Geldstücke vom Vater, der Eisenmeister ist drüben in Rantenbach. Ferner sind da zierliche Goldbringlein mit eingelegten Rubinien, die nur so lange echt sind, als sie in dieser Schachtel liegen; zeige sie fremder Leute Augen, und auf der Stelle sind sie Tand aus Messing und rothem Glase. Verschiedenerlei Burschenspenden, als Herzen und Reiter aus Lebzelteln, und Anderes, was man so gibt, wenn man mit „Einer anbandeln“ will, sind da. — Und als die Kundl in ihrem Herumrahmen auch an das Würzelchen stieß, das in Silberpapier gewunden war, und das sie vom Mischerle hatte, fiel es ihr ein: 'leicht hilft das für den bösen Fuß! Zu Grunde glaubt sie's doch nicht, daß das Schleider-Mischerle so schlecht sein könne und dieses Ding ein verheßtes Lichtzeug wäre zum Häuserausranben. Sie läßt's wohl gelten, daß eine Wunderkraft drinnen steckt — so kann es doch etwan den kranken Fuß heilen.

Mit vieler Mühe strich sie das zähe Stängelchen auf ein Pflaster und legte es auf den schmerzhaften Fuß.

Es kamen mancherlei Leute in den Stall, um sie in ihrer Krankheit zu besuchen; die Weiber wußten allerlei guten Rath, die Männer wußten gar nichts, sondern trachteten ihr nur die Zeit zu vertreiben. Sie bedankte sich schön für den guten Willen.

Eines Tages schlich auch das Schleider-Mischerle zur Thür herein.

„Ich thät' Dich halt doch auch gern einmal heimsuchen, Kundl“, redete er sie an.

Sie gab ihm keine Antwort.

„Kann ich Dir was helfen, Kundl?“

„Nicht vorwöndten, helf' mir schon selber“, gab sie zurück. „Aber — weil Du schon da bist, einen Gefallen kunnst mir thun.“

Da huschte er zu ihrem Bette.

„Ein Bissel hinaufsteigen sollst mir da“, sagte sie, „thät's gern sehen, daß Du mir das Kreuz machst.“

„Das Kreuz machen? ich? ja, wo denn?“

„Auf der Thür dort. Die heiligen drei Könige haben um ein Kreuz zu wenig. Bin zu früh heruntergerumpelt. Da hast die Kreiden, steig auf den Bloß, aber gib Achtung!“

Er that, wie sie sagte, zeichnete neben den Balkhauser hin ein scharfes, regelrechtes Kreuz. „So!“ sagte er hernach und sprang flink auf den Boden herab, „jezt hat Jeder sein Kreuz, wie's der Brauch ist. Du hast auch eins, Kundl, und — das möcht' ich Dir tragen helfen.“

„Du wohl, Du!“ spottete sie, „Deine Salben macht mir den Fuß eher schlechter, als besser!“

„Meine Salben? Wie meinst das?“

„So will ich Dir's gleichwohl sagen, daß ich Dein Wachstangel oder was es ist, auf meinen Fuß gestrichen hab.“

Das Mischerle war sehr verwundert. Das Stängel im Silberpapier, das sie ihm nicht zurückgegeben hatte?

„Jesses, Kundl!“ versetzte er dann, „wenn Du dasselbig Ding auf Deinen Fuß hast geschmiert, da hast was Sauberes angestellt!“ Er hub an zu lichern.

„Was laßst denn?“ fragte sie.

„Jetzt kriegst Haar, Rundl“, sagte er und das fruchtlos verhaltene Lachen schüttelte das ganze Mischerle, „jetzt kriegst einen Bart auf dem Fuß. Die-selbig Salben“ — er war vor Lachen nicht im Stande, weiterzupprechen.

„Wird doch heilig kein verherstes Zeug sein!“ rief das Mädchen aufge-regt.

„Ja freilich wohl, freilich“, gröhnte das Mischerle, „daselbig Stüdel ist ja —“

„Jesus Maria!“ schrie die Rundl, richtete sich auf und starrte dem Bur-schen in's Gesicht, „jetzt auf der Stell' sag's, was Du für Schleichigkeiten hast! Ist's leicht doch eine Rauberkerzen?!“

„Hi hi, daselbig Stüdel ist eine Bartmousspomade. Auf dem Mareiner Kirchtag hab' ich's kauft.“

In dem Mädchen gingen verschie-dene Dinge vor. Zuerst war sie froh, daß dieses silberige Würzgelchen so harmlos war. Dann war sie erbozt über ihre eigene Täuschung und Lächerlich-keit, und endlich hub sie an und höhnte den Burtschen. Das Mischerle war ganz weinerlich und lächerlich. Er bat die Rundl, daß sie es ihm nicht für Uebel halten möge, sie allein wäre die Ursache, wes-weg er gerne einen Bart hätte. Er wüßte, die Mäd'el hätten nichts lieber, als so was. Aber ihm wolle halt nichts wachsen, er könne selber nicht dafür. Und so habe er's mit der Pomade probiren wollen.“

„Und hat sie nicht geholfen?“

„Wie kann's mir denn helfen, wenn's auf Deinem Fuß pidt! — Daß ich's behalten hätt, das hat mir das Gewissen nicht zugelassen, weil's — weil's von Deinem Geld ist.“

Die Rundl befann sich. „Weißt, Mischerle“, sagte sie dann, „jetzt weil die Salben schon einmal auf meinem Fuß ist, so soll sie im Gottsnamen d'rauf bleiben.“

„Na, wenn Du vermeinst! Aber, wenn man's bedenkt, der Bart, was hilfst er Dir denn auf dem Fuß?“

„Du bist so viel närrisch, Mischerle. Die Salben magst aufstreichen, wo Du willst — kein Haargrandl wachst Dir deswegen, geschweigens ein ganzer Schnauz-bart. Da thät' ich ein ganz anders Mittel wissen!“

„Ich auch“, sagte der Burtsche, „alleweil hab' ich's gehört sagen: vom Bussertgeben wachst der Bart. Meinst, Rundl, sollt' ich das Mittel probiren?“

— Probiren kann man's ja; hilfst's nicht, so schad't's nicht. — Gesagt ist das nicht worden, vielleicht gedacht. In solchen Dingen darf man das Neueste nie klarstellen. Authentisch ist nur das hier oben angeführte Gespräch zwischen den beiden Leutchen, welches halb im Spaß, halb im Ernst am 12. Jänner Abends im Stalle des Höllerbauer ge-führt wurde. Junge Bauersleute sind so viel eigen, man kennt sich bei ihnen nicht aus, sie trogen sich und narren sich, und haben es doch unter Einem Hütel!

Des Weiteren ist von diesem 12. nur noch zu berichten, daß plötzlich die Stallthür aufging und vor dem Kran-kenbette der Höllerbauer stand.

„So!“ sagte er, „ist das ein Kranksein? Du legst Dir saubere Um-schläge auf, Rundl! 's wird schon hel-sen, ei ja! und ich verhoff', daß in paar Tagen Dein Fuß so weit gesund sein wird, daß Du um ein Häufel weiter gehen kannst. Ich hab' Dir lang' zugeschaut, wie Du mit den Manns-bildern herumgalsterst, aber jetzt ist's mir zu viel. Thuts Euch nit weiter geniren, ich geh' schon wieder.“

Und er ging. Die Leutchen blieben zurüd und schauten sich an.

„Ich bins Schuld“, sagte endlich das Mischerle, „so packst jetzt zusam'm und gehst in mein Häufel“.

„Was bild'st Dir denn ein?“ rief die Rundl, „soweit sind wir zwei noch lang nicht. Ich brauch' den Höllerbauer nicht und brauch' Dich nicht. Das wär'!“

Und als sie allein war, die arme Dirn mit ihrem kranken Fuß, der sie

festhielt an der Stelle, wo sie seit Kind auf gelebt und nun so plötzlich fremd geworden war, da weinte sie. Nicht so sehr, weil sie fort sollte und ihr Brot wo anders suchen, als vielmehr, weil sie der Höllerbauer, ihr Ziehvater, für schlecht und undankbar hielt. — Sie war's vielleicht, vielleicht auch nicht, sie war sich so viel unklar. — „An Allen Ursache ist doch diese verschwefelte Schnauzbarsalben.“

In derselbigen Nacht hatte sie Zieher Und am Morgen, als die Weidmagd kam, um die Kühe zu melken, war das Bett der Kundl leer. Leer und auch gar nicht mehr warm.

Gleich war's bekannt im ganzen Hause, die Kundl wäre durchgegangen. Der Höllerbauer zuckte die Achseln: er gehe ihr nicht nach. Sie hat sich doch nur verstellt, um nicht arbeiten zu müssen. Wer einen kranken Fuß hat, der kann nicht davonlaufen. An diesem Mädel hat man sich sauber geirrt; da hat man sie allweil für eine Fleißige und Sittsame gehalten und jetzt ist das so Eine!

Seit vierzehn Tagen weiß kein Mensch was von der Kundl.

Dorfbriefe.

V.

Daß wir am Sylvesterabend eine Schlittenpartie nach dem Gutweilerer Jägerhause unternahmen, wovon ich mir in meiner Ausgelassenheit sehr viel Volksthümliches versprach, das verneine ich Ihnen dazumal geschrieben zu haben. Nun hat sich aber in der Sylvesternacht ein seltenes Stücklein zugetragen, was Sie einmal zu einem Roman verwenden können.

Wir, unser dreißig an der Zahl, hatten uns in der großen Stube des Jagdhauses bald eingerichtet und saßen fest und warm und waren voll Uebermuth. Es ist wunderbarlich: wenn man wirklich meint, daß in der Sylvesternacht ein altes Stück Zeit und Leben abschließt und ein neues anfängt, so

muß man ja doch diese Nacht für überaus ernst und weisevoll halten. Warum sind aber die Leute just an diesem Abende zu allerlei Schabernack aufgelegt? Der loseste Schwank ist gut genug für den Sylvesterabend. Vielleicht thut man das, um sich vor der Sentimentalität zu schützen. Oder ist es der Galgenhumor? Das vergangene Jahr ist verloren, das kommende wird verloren werden. — An derlei schien der blasse Wanderbursche nicht zu denken, welcher im Winkel des Ofens saß und sich wärmte und vor sich hinbrütete. Er war, als es dunkelte, in seiner leichten, verschossenen Baumwollkleidung in's Haus gekommen; seine ganze Habe war ein knorpeliger Stok. Er hatte um Nachtherberge gebeten. — Wir lehrten uns nicht an den Burschen, wir aßen und tranken und wurden immer toller. Um eils Uhr war die Frage nach einem Mann, der die Neujahrsrede halten sollte. Da sich Keiner dazu herbeilassen wollte (denn schwächen kann Jeder von uns, aber reden kann Keiner), so wurde beschlossen, daß unter den anwesenden Männern das Loß entscheide. Das Loß fiel zu unserm größten Gaudium auf den Wanderburschen, der beim Ofen saß. Der blieb stumm und stach mit seinen schwarzen Augen herüber auf unsere Tische. Gegen zwölf Uhr wurde die Stimmung erwartungsvoll. Und als die alte Schwarzwälderin die letzte Stunde röchelte, da war fast eine Todtenstille unter den Zechern. — Als die Uhr ausgestöhnt hatte, beugte sich der Wanderbursche am Ofen, auf seinen Knüttel gestützt, vor und hielt eine Rede. Herr! heute noch grant mir vor dieser Rede. Es waren keine zusammenhängenden Gedanken, es waren zerrissene, zerhackte Sätze, voll Hast und Aufregung im schrillen Tone vorgebracht. Und das war der Rede Sinn: Eine große Zeit sei vor der Thür, eine schreckbare Zeit. Der Krieg im Orient, der sich noch zu uns heranzwölgen werde, sei das Wenigste. Aber der rothe Riese! Die phantastischen Ge-

spenster, Religion und Kunst genannt, seien glücklich gestürzt. Der Zeitgeist arbeite dem Communismus in die Hände, der Communismus werde siegen und in zehn Jahren werde es anders aussehen in Gutweiler. Gutweiler werde glücken, seine Bewohner bluten, bis Alles hin . . .

Die Neujährsrede war verhallt, der Nebner verschwunden. Mehrere unter uns flüsterten, das sei der Teufel gewesen. Keiner hob das Glas, ein Alp drückte uns nieder.

Da war es unsere junge kernfrische Lehrerin, die aufstand und etwa folgende Worte sprach: „Man hat es gemerkt, mein Vorredner ist keiner von den Unfern gewesen. Walte es Gott, daß dieser Gast fern bleibe von unserem heiteren, gemüthlichen und braven Gutweiler. Es ist der Pessimismus. Unser sei, was gut und schön ist. Der Gemeinfinn wächst und herrscht stets harmonischer in der Schule, in der Kirche und im Rathhause. Dichtkunst und Bilderei lächeln in unsern Häusern, Musik zieht jauchzend durch Gutweiler. Ein jedes neue Jahr bringt neuen Sieg den Menschen, die guten Willens sind. Es lebe Gutweiler!“

Mein Herr, Sie haben in Ihrem Leben noch keinen solchen Jubel gehört, als der war, welcher nach diesen Worten losbrach. Ein Anstathmen, möchte ich sagen, ein Freiwerden war's, von dem Banne, den die gränlichen Worte des sonderbaren Gesellen auf uns gelegt hatten. Zugejauchzt wurde der jungen Lehrerin und dem jungen Jahre, und ein heiliger Geist war in uns Allen. Einige von uns aber gingen grimmig hinaus, um den Wanderburschen zu suchen. Sie fanden ihn knirschend in der Scheune; sie schleppten ihn in die Küche und ließen ihm zu essen und zu trinken geben. Und als er satt war, kam er lächelnd zu uns in die Stube und stieß an auf ein glückseliges Jahr.

Wir schlummerten dann recht süß, und so verlief diese Nacht. Und als der Morgen kam, der klare Winter-

morgen, da rutschten unsere Schlitten fröhlich tiefer in's Gebirge hinein, in die frischbeschnittenen Tannenwälder. Diese Lust war köstlicher, als aller Punsch und Champagner der Welt, der in der Nacht getrunken und vergossen worden sein mochte.

Na, wie dieser hungerige Wanderbursche, so Einer könnte uns gestohlen werden! Wir Gutweilerer sind lustige Leut', und wenn einmal Einer kommt, der sich wichtig machen will mit dem Bettelend, den geigen wir zum Städtle hinaus. Wir haben auch unsere Nöthen, aber davon redet man anständiger Weise nicht. Und trifft Einen einmal ein harter Schlag, so wie vor Kurzem den Bauer Obersteiner hier, dem Haus, Hof, Viehstand und alle Fahrnisse niederbrannten, so find wir Anderen frisch bei der Hand, bis der Berunglückte wieder fest auf seinen Füßen steht. Muß wohl bemerken, daß nicht jeder Hilfebedürftige auch hilfswürdig ist (auch in Gutweiler gibt es verschiedenere Leute), aber darnach wird nicht erst gefragt, und mancher feindselige Egoist ist bei uns schon belehrt worden durch den Hochsinn der Anderen. Wir glauben einmal an keine absolute Erbärmlichkeit der Welt und an keine absolute Schledrigkeit der Menschen; unser Grundsatz ist: dieses gute Leben frisch genießen und auf ein besseres hoffen. So gehts uns ganz leidlich. Es ist wahr, auch wir haben Schulden, allein uns borgt man gern, weil wir proper dastehen. Wir machen aber keine neuen mehr; und wenn einmal, etwa für das Armenhaus, für die Schule, oder sonstwie unvorhergesehene Auslagen einsallen, so läuft der Herr Gemeinbeschreiber — ein gar feder, lustiger Rauz — von Haus zu Haus, und singt und schwägt den Leuten auf der Stelle die Steuer ab. Einen so übermüthigen Bettelmann finden Sie in der Welt nicht, wie unsern Gemeinbeschreiber; aber er thut's für die Gemeinde. Die Gutweilerer verfluchen ihn, wenn er kommt, und drücken ihm herzlich die Hand, wenn er geht.

Das Geben ist in der Regel schwer,
bevor man's thut; hat man's gethan,
dann ist's ein Vergnügen.

Aber das Alles würde nicht langen
zum Beweis, daß Gutweiler glücklich
ist. Wir sind vor Allem eins, worauf
alles Andere beruht: wir sind arbeits-
sam. Es ist nicht Einer unter uns, der
zwei Tage faullenzet und vom dritten ver-
langt, daß er den Ausfall decken soll.
Wir arbeiten um kleinen Gewinn, aber
wir arbeiten täglich, des Herrn Feste
natürlich ausgenommen, wo wir wohl
rund so gern im Wirthshaus, als in
der Kirche sitzen.

Nur ein Besonderes haben die
Gutweilerner, wovon man nicht weiß, ist
es eine Tugend oder ein Fehler: daß
sie sich gerne selber loben. Es scheint
dies zwar nicht zeitgemäß, noch weniger
patriotisch zu sein, denn der echte Oester-
reicher verschimpft sich selber so lange,
bis ihm der Fremde eine Ohrfeige gibt,
wonit ich verbleibe, geehrter Herr
Redacteur, Ihr dienstbarer N. N.

Gutweiler, Ende Jänner 1878.

Freßgruß

zur Feier von **Hart v. Holtei's** 80. Geburts-
tag, den 24. Jänner 1878, zu Graz.

Verfaßt von P. K. Rosegger.

Ein Fragezeichen ist das Menschenleben,
Es fragt das Kind, es fragt der müde Greis,
Es fragt die Lust, das Leid in eurem Herzen,
Und rasend fragt des Weltlaufs wüster Kreis.
Die Forschung selbst, die hoch auf den Rothurn
Sich stolz gestellt, um Antwort uns zu sagen,
— Sie hat zwar Antwort — diese, doch
gebärt

Auf's Neu' ein unheilvoll Geschlecht von
Fragen.

Da naht ein holder Engel, den der Himmel
Als Boten seiner Liebe uns verlieh,
Der weiß für alle Fragen süße Deutung,
Er nennt sich: Poesie.

Doch nur im Wer't des Künstlers liegt Erlösung,
Im Künstler selbst hat oft Gestalt gefunden
Der Menschheit müde Ahasverusseele,
Voll Sehnsuchtsqual und heiser Zwiepsalt-
wunden.

Und während er die Bekkenden erquickt,
Ergreift mit Beben er den Wanderstab,
Und eilet ruhelos von Land zu Land,
Und sucht den Frieden, den er Andern gab.

So seh' ich jetzt im Geiste einen Mann,
Der trotz des reichsten Schatzes seiner Seele
Durch Laub und Leben eilte ohne Rast,
Auf wildem Meere eine wilde Welle.
Wohin er kam, da wußte er im Flug
Der Menschen Herzen fort mit sich zu reißen. —
— Die Sehnsucht ist so groß, die Welt so
weit —

Der Dichter Bagabund war er geheiß.
So kam er auch, die Alpen überstiegen,
Zum Gane, wo die Grazien ihre Glieder
Voll Amuth um den Felsenhügel schmiegen;
Dort ließ der Sänger froh zur Rast sich
nieder.

Und ruhte aus, der späten Früchte froh,
Die mit dem Lorbeer in den Schoß ihm
fielen,

Und ließ in lauter Lust die Enkelschaar
Mit seinen langen weißen Locken spielen.
Und während sie die Silberkrone flochten
Mit zarter Hand um's Haupt des lieben Alten,
Da goß er all' sein Leben und Erkennen,
Sein Leid und Glück in neue Kunstgestalten.
Und wie er einst in heimathlichen Lanten
Die frohen, lieb'durchglühten Lieder sang,
Und wie des Mannes tiefbesetzte Dichtung
Gar thatenlosig auf die Bühne sprang:
So wußt' er zu erzählen um als Greis,
Ein Meister des Humors voll hohem Sinn.
Und gab sein größtes, herzengwürmstes Wert,
Im „Christian“ der Mit- und Nachwelt hin.
In dieser Dichtung wird uns offenbar,
Was alle Fragen löst im Weltgetriebe,
Nicht Macht und Weisheit kann's so sonnenklar,
Als wie die Einfalt und die Menschenliebe. —

Und endlich matt des Nehmens und des Gebens,
Gefättigt von des Lobes Honigseim,
Und herzlich müd' des ruhelosen Lebens
War noch sein letzter Wunsch: sonst nicht,
als heim!

Und ihm, dem einst die Welt zu eng geworden,
Ward nun zu weit sein eng'res Heimatland,
Denn nimmer strebt der reife Mann nach außen,
Der eine Welt in seinem Herzen fand.
Und an den Port des Klosters ist des müden
Weltmann's schwaunes Schifflein aufgefahren,

Und ruht nun dort, im stillen Abendsfrieden,
 Der Dichter-Odysseus von achtzig Jahren.
 Ein Pharus wohl der Schiffer auf dem Meere,
 Auf den wir Alle jubelnd heute schauen.
 Berninum den Gruß aus Styria's schönen
 Gauen!
 O, Vater Holtei, Dir sei Dank und Ehre!

Bücher.

Lecture am Kamin.

Ein Roman, der mit der Erschaffung der Welt anhebt! Es klingt unglaublich, aber einen solchen Roman hat Maurus Jokay in seinen „Schwarzen Diamanten“ (Berlin, Otto Janke, Volksausgabe) wirklich geliefert! — Maurus Jokay gehört zu den brilliantesten Erzählern der alten und neuen Welt. In Großartigkeit der Entwürfe und Fruchtbarkeit der Phantasie ist er einem Eugène Sue, einem Dumas ebenbürtig; die lebendige Wahrheit der Charaktere und des Dialogs, sowie die sinnige, poesievoll-realistische Naturanschauung theilt er mit Gogol, Turgenjew, Bret Harte; den Humor hat er mit Boz gemein. Leider genügt ihm das noch nicht und er trägt manchmal auch andere, weniger vornehme Verwandtschaften zur Schau. In seinem Roman „Die armen Reichen“ z. B. stehen neben Capiteln von geradezu homerischer Schönheit und Größe Schilderungen einer unterirdischen Räuberromantik, mit der kein deutscher Erzähler sich mehr befassen dürfte, weil sie durch Spieß und Cramer in Verruf gekommen. Und so sehen wir den genialen Ungar nun auch nach dem zweifelhaften Lorbeer Jules Verne's ringen. In einer Reihe von Capiteln, welche den Roman einleiten, wird die Urgeschichte der Erde als Brillantfeuerwerk der Poesie vor den staunenden Augen des Lesers abgebrannt, und das Kohlenbergwerk, von dessen Besitz und Ausbeutung es sich im Roman handelt — wir sehen es vorläufig entzehen in den geheimnisvollen Tiefen des Erdballs. Diese Capitel hätte nur noch Victor Hugo schreiben können. Aber

der Romanleser dürfte sich aus der gedankenschwülen Pracht und Herrlichkeit dieser Schilderungen vielleicht mit einiger Ungeduld hinaussehen nach den wohlbekannten, frischsprudelnden Quellen des Jokay'schen Humors und seiner virtuosen Lebensdarstellung, die denn auch wirklich nicht allzulange auf sich warten lassen; denn mit dem kühnsten aller Sprünge reißt der Poet den Leser mit sich fort aus der Urgeschichte des Erdballs in die Gegenwart, oder vielmehr in die jüngste Vergangenheit, in die Periode des „Schwindels“ und des „Krachs“. In der Sphäre des modernen Menschenlebens angelangt, entfaltet der Meister des ungarischen Romans wieder alle die bekannnten fesselnden Eigenschaften, durch die er der Weltliteratur angehört, und welche weiter anzupreisen nicht nöthig ist.

Wer nach der gaumentzehlenden ungarischen Paprika nach deutscher Hausmannskost sich sehnt, der lese nach den „Schwarzen Diamanten“ den „Hungerpastro“ von Wilhelm Raabe, den Otto Janke in dritter Auflage, äußerst schön und geschmackvoll ausgestattet, dem Publikum vorlegt. Auch hier ist Boz'scher Humor, aber mit Jean Paul'schem verschmolzen. Eine sehr anziehende, ausföhrliche Kindheits- und Jugendgeschichte der beiden Helden des Romans läßt Anfangs größere Ereignisse, imposantere Schicksalswendungen erwarten, als wirklich eintreten; aber da wir der Romane mit kühnen Erfindungen und verblüffenden Effecten ohnedies mehr als genug haben, so ist man mit der Schilderung des Kleinlebens, die da geboten wird, gar nicht unzufrieden. Hans Unwirsch ist ein unbedeutender Mensch; aber unbedeutende Menschen sind ja gerade die rechte Domäne des Humoristen. Der alte Lieutenant Göy und seine treuen Zechkumpane, das sind ganz unbeschreiblich köstliche Bursche, und es wimmelt in dem Buche von Genrebildern, welche einen dreibändigen Roman aufwiegen. W. Raabe ist nicht bloß ein guter, sondern auch ein geistvoller Erzähler; er weiß

seine schlichte Erzählung in ein tiefbedeutungsvolles Licht zu rücken. Dabei schreibt er einen prächtigen Styl, und in Schilderungen, z. B. des Nisseestrandes, verrieth sich der Griffel eines echten, ja eines großen Poeten. Der „Hungerspaster“ ist ein Werk, dem die Feile gewiß nicht gefehlt hat. Nur Eines hat mich befremdet: drei „blödsinnige Knaben“ (S. 182) werden zwei Seiten später (184) als „aufgewecktere Knaben“ bezeichnet, „welche schnell aufzufassen und begriffen“. — Die Knaben, waren also nicht so dumm als sie ausfahen? —

Eines curiosen Büchleins sei schließlich noch gedacht: der „Wiener Novellen“ von Heinrich Blechner. (Wien 1878, Selbstverlag des Autors.) Der Stempel der „Classicität“ ist diesen Novellen nicht aufgeprägt, von „akademischer Glätte“ ist darin nichts zu verspüren. Auch ist die Composition insofern ungefügt, als in der größeren Erzählung die Intrigue eines Geistlichen überflüssigerweise mit der Börsengeschichte, welche doch die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, verwoben ist. Aber der Autor frappirt durch originelle Naturschilderung und durch eine derb-realistische Darstellung des Wiener Lebens. Die Bilder des Börsen-Lebens und Treibens sind Photographien. Nur ein Augenzeuge konnte den „Krach“ der Wiener Börse von 1873 mit so drastischer Lebendigkeit schildern.

A. Samerling.

Weiters sind bis Mitte Jänner eingelaufen:

Wilhelm Gerhard's Gesänge der Berden. Zweite Auflage. Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Karl Braun-Wiesbaden. (Zoh. Ambr. Barth, Leipzig 1877.)

Blüthen aus dem Ereihause der Lyrik. Eine Musterammlung. Zweite veränderte Auflage. (Zoh. Ambr. Barth, Leipzig 1877.)

Touristische Blätter. Rundschau auf dem Gebiete der Alpenkunde und Touristik. Redigirt von Josef Kabl. Mit belletristischer Beilage: „Die Alpenzither“. Redigirt von Josef Erler. (Wien, Herausgeber A. Cohn.)

Neueste Erfindungen und Erfahrungen auf den Gebieten der praktischen Technik, der Gewerbe, Industrie, Chemie, der Land- und Hauswirtschaft. Herausgegeben von Dr. Theodor Koller. (A. Hartleben, Wien, Pest, Leipzig.) Jährlich erscheinen 13 Hefte. Ein Heft 30 kr. V. Jahrg. 1878.

Idyllen von Albert Doefer. (Halle, W. E. Barthel.)

Das vierte Gebot. Volksstück in vier Acten v. L. Anzengruber. (Wien, L. Mosner, 1878.)

Die Entstehung und Entwicklung des Lebens auf unserer Erde. Vollständige Darstellung der Entwicklungslehre als Grundlage einer einheitlichen Weltanschauung, von Hugo Oberster. (Graz, Albrecht & Fiedler.)

Rebekka. Novelle von F. Dollmayr. (Wien, Verlag Mosner.)

Bilder-Fibel von Josef Heinrich. (Prag, Verlag F. Tempfky.)

Die Reform der Gewerbeordnung in Oesterreich. Eine kritische Beleuchtung des neuen Gewerbeordnungs-Entwurfes mit besonderer Berücksichtigung der von den Arbeitern geäußerten Wünsche von Robert Wagner. (Selbstverlag des Verfassers, VII., Kaiserstraße 35, Wien, 1878.)

Postkarten des Heimgarten:

L. S. Breslau. Warum? Wir können es nicht verantworten, unsere Leser so wiederholt peinigen zu lassen; dieselben suchen im „Garten“ Erquickung, und nicht Noth und Verzweiflung.

Schl. Post: Auf Ihr selbstbewußtes Schreiben antworten wir mit F. Grabberger's Zeilen: Die Erkenntniß ist die Elle, Drau gemessen wird dein Sollen, Gleicher Länge sei dein Wollen, Sündig bist du sonst, Gefelle.

H. Fels, Graz: Der Gedanke poetisch, aber die Form allzu gedehnt. Der Inhalt reicht nur auf sechs condensirte Strophen.

A. A. C. A., Wien: N. P. in Triest hat seine Mitarbeiterschaft zugesagt. In Bezug auf den Schwanz Seite 298 dieses Jahrganges haben Sie gut gerathen.

M., Lemberg: Sie stellen eine Auffrischt: „Frägt ihr, warum ich weine?“ Nein, denn wir fürchten, Sie antworten in Versen.

A. C., Berlin: Lassen wir das. Alle Gedichte können nicht sein, und alle guten nicht gedruckt werden.

× × ×: Für unverlangte Manuscripte zu haften, können wir uns nicht verpflichten.

E. H., Florenz, E. F. H., Bittan: Nicht verwendbar.

M. M., Breslau: Das herrliche Gedicht Gottfried Keller's finden Sie in diesem Hefte.

× Eine vom Herausgeber dieses Blattes aufgenommene Darstellung des gräßlichen Unglückes in der Frein (am 17. Jänner) wird im nächsten Hefte erscheinen.



Ein Unheimlicher.

Kovellelte von L. Anzengruber.

Der Vorhang war gefallen, ein Act war wieder zu Ende; die Augen des Publikums, die kurz vorher, wie einem Haupte angehörig, alle nach demselben Bilde gerichtet gewesen, sie lenkten ab, begegneten sich und musterten sich gegenseitig. Die Conversation begann wieder, entweder da anknüpfend, wo sie früher geendet oder frisch einen Faden aufgreifend. Müde lehnte sich der oder jener wohl auch in sein Fauteuil zurück und ließ geschlossenen Auges die Töne der Zwischenmusik, die eben begonnen, an sich vorüberbrausen.

In einer Loge ersten Ranges saßen zwei junge Männer; nicht nur der Platz, den sie eben einnahmen, auch ihre Kleidung bewies ihre Wohlhabenheit, nur ließ das sichere Auftreten des Einen, des Jüngeren, vermuthen, er sei in dieser behaglichen Sphäre aufgewachsen, nehme dieselbe, als sich von selbst vernehmend, an und lege weiter keinen Werth darauf, während

der Aeltere zu auffällig das Gehaben seines Gefährten copirte, als daß man nicht hätte annehmen sollen, er habe seine Stellung schwer errungen und freue sich jetzt des Erreichten doppelt! —

„Nun, Heinrich“, begann der Jüngere, sich lässig über den Rand der Loge lehrend und mit dem Glase musternnd das Parterre durchlaufend — „was ist Dein Abenteuer von heute, dessen Erzählung Du vor Anfang dieses Actes beginnen wolltest?“ —

„Du weißt“, begann der Aufgeforderte, „daß mein Vater einer der reichsten Kaufleute hiesigen Platzes war und plötzlich in die traurige Lage gerieth, Concurs anzugehen zu müssen, ein Stoß, der ihn so erschütterte, daß ich, damals schon mutterlos, bald auch ihn verlor und nun ganz eine arme verlassene Waise war. Ich weiß nur, daß zu den hartnäckigsten Gläubigern meines seligen Vaters ein Jude gehörte, er hieß Aron Leeb und ging

Sommer und Winter in dem üblichen schwarzen Talar, der Tracht der streng orthodoxen Juden. Schon in meiner Kindheit war mir dieser Mensch ein unangenehmer Anblick.“

„Nun“, warf der jüngere Mann ein, „Gläubiger, ob sie nun Juden sind oder andern Glaubensbekenntnissen angehören, sind von jeher keine anmuthende Erscheinung gewesen.“

„Ich erinnere mich“, fuhr der Erzähler fort, „daß ich mich damals schon beaufsichtigt fühlte, als ich, ein kleiner Junge, noch zur Schule ging; fing ein anderer Knabe mit mir Händel an, so tauchte plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, ein elliche Jahre älteres Judenmädchen auf, nahm sich meiner an und zog natürlich stets den Spott auf sich und die mir zugebackten Schläge mit dazu. Ich war nie so ritterlich, mich um meine Vertheidigerin weiter zu bekümmern, im Gegentheil, ich haßte diese Einmischungen und ging meiner Wege.“

„Du erzählst gar nicht romantisch“, sagte der Zuhörer, „ich glaubte, jetzt wird es interessant, es käme so etwas wie eine gewiß sehr schwärmerische Liebe des kindlichen Alters — Schulknaben-Empfindung — zu Tage, aber es bleibt Alles prosaisch.“

„Woher willst Du etwas Romantisches, wenn ich Dir sage, ein Jude spielt die Hauptperson dabei? Romantisch und Hebräismus! Wäre Heine weniger Jude gewesen, er hätte mehr erwärmt und weniger weltgeschmerzelt, so berechnet er genau alle Procente der Wirkung und sucht den höchsten Ertrag daburd zu erreichen, daß er sich von unseren Gefühlen die Zinsen gleich vorweg nimmt, daher ist das Anbot seiner Lieber so lockend und das Resultat ist der Hohn, um eine Empfindung ärmer geworden zu sein.“ —

„So ist Heine wohl noch niemals beurtheilt worden“, lachte der Andere, „wahrhaftig Du solltest diese Deine Anschauung von dem „Vertriebe jüdi-

schen Welt Schmerzes auf literarischem Wege“ veröffentlichen. Uebrigens sei so freundlich, in Deiner Erzählung fortzufahren und lasse mir den Heine fernher ungeschoren, Du weißt, ich kenne keine Juden in der Literatur!“

„Nun denn, Dir ist bekannt, ich wurde gut erzogen, ich lernte etwas und brachte mich nach und nach vorwärts, bis ich es endlich, durch fortwährend mir günstige Verhältnisse, dahin brachte, auf dem Punkte zu stehen, wo mein seliger armer Vater es lassen mußte — ah, Du lächelst ironisch und meinst, der stand am Concurz — ich meine es natürlich nicht so, das brauch' ich wohl nicht zu sagen!“

„Ja, wo bleiben denn die Juden?“

„Nun, ich denke, ich muß Dir doch das Ganze geben, damit Du die Pointe der Geschichte auch ganz fassen mögest. Nun sagte ich Dir, daß mir von meiner Kindheit her jenes Judenmädchen mit seinen aufbringlichen Interventionen im frischesten Andenken war; aber später, von der Zeit ab, wo ich in die Deffentlichkeit trat, hatte ich, ich kann sagen, auf jedem meiner Tritte, jenen Juden Aron Leeb hinter mir!! Ich traf ihn auf dem Gange des Banfier Lentheim'schen Hauses — an jenem Tage, wo, eines geringen Verzehens halber, meine Entlassung bevorstand — ich weiß, daß ich niemand Anderem, als ihm, die Zurückweisung meiner Bewerbungen um die himmlisch reizende Ballerina Spinola verbante — ich fand ihn in noch hundert andern Fällen stets mir hindernd in dem Wege! Der Mensch mußte mich mit eben dem Hasse verfolgen, dem wohl auch seine Härte gegen meinen Vater zu Grunde lag, er haßt eben jetzt ihn in mir und verfolgt ebenso unermüdblich den Sohn, als er den Vater verfolgen würde, wenn er noch lebte. Mir ward die Erscheinung des Juden nachgerade unheimlich, fand ich ihn auf meinem Wege, so mußte ich, es galt ein heranziehendes Unwet-

ter zu beschwören, eine Unannehmlichkeit zu bestehen; was ihn auch dazu trieb, so viel steht fest: er war wie ein Schatten hinter mir her, ein Schatten, immer vor unangenehmen Ereignissen, die mich betrafen, und mir daher, wie gesagt, eine unheimliche Erscheinung!“

„Nun, und . . .?“

„Nun, ich denke ihn aber los zu sein, heute sah ich ihn wieder um meine Fährte schleichen, den alten Fuchs, und weiß der Himmel, wie es kam, er gerieth unter die Räder meiner Kutsche.“

„Und ist todt“, fragte sichtlich theilnehmend der Zuhörer.

„Todt? Ich weiß das nicht“, meinte Heinrich kalt, „ich denke, seine Verletzung ist nicht gefährlich, aber es wird eben genug sein, ihn eine geraume Zeit abzuhalten, meine Wege zu bespüren; letztere Zeit ließ er sich angelegen sein, zu erforschen, wie hoch sich wohl mein Vermögen belaufe, dieß habe ich aus meinen Leuten herausgekliegt; was er auch für Absichten haben mag, der heutige Zwischenfall befreit mich wahrscheinlich von einer mir zugehenden Schädigung.“

„Du hast ihn doch nicht mit Vorsatz niederführen . . .“

„Vassen?“ ergänzte unfreundlich der Erzähler. „Nun, ich denke nicht, ich rief dem Kutscher nur „vorwärts“ zu, als die Pferde vor dem über den Weg schleichenden Juden scheuten — die Schuld ist sein — und ich bin ihn los, diesen Dämon, den ich mehr hasse, als Jemand denken kann, als ich vielleicht selbst es denke . . .“

„Und als vernünftig sein dürft“, sagte aufstehend der Andere, „leb' wohl, dort im Parterre sitzt Leontine Wallberg, ein reizendes Mädchen, sie hat mir vorhin zugenickt, Du sprichst mir zu viel Haß, ich muß darauf ein wenig Liebe verhandeln. Gute Nacht!“

Er entfernte sich aus der Loge, der Erzähler blieb eine Weile allein und verstimmt auf dem Fleck. Das

Schauspiel hatte wieder begonnen, aber er hörte nicht darauf, verließ das Theater, stieg in seine Kutsche und selbe rollte rasch dahin.

Etwa zwei Stunden darnach empfing ihn an der Schwelle seiner Wohnung, dienstfertig wie immer, er mochte nun spät oder früh kommen, sein alter Diener, ein freundliches Gesicht, von dichten grauen Locken umrahmt; er leuchtete nach der Begrüßung, schweigend seinem Herrn nach dem Schlafgemache, setzte die Girandole auf ein kleines Tischchen und schickte sich an, beim Entkleiden zu helfen.

„Alter“, sagte Heinrich, die Kette der Uhr aus der Weste nehmend und das Ganze auf das Tischchen neben seinem Bette legend, „Dirch wird's wohl interessieren zu hören, daß wir den Juden endlich wohl für eine Zeit los geworden sein dürften.“

„Welchen Juden meinen der gnädige Herr?“

„Ei, ich kenne nur Einen, der um meine Wege schleicht, den ich längst schon in das Land wünsche, wo der Pfeffer wächst, den Kron Leeb.“

„Den Kron“, fragte erregt der Diener. „Was ist ihm zugestoßen?“

„Ei“, sagte der Herr, den Diener mit einem erstaunten Blicke messend, sieh' da, lauter judenfreundliche Gesinnungen, wo ich heute auf dies Thema komme!“

„Sie entschuldigen, gnädiger Herr, aber der alte Mensch, ob er nun Jude ist oder nicht, geht mich und Sie näher an, als Sie denken.“

„Gute Nacht“, sagte kurz und scharf Heinrich.

„Gute Nacht, gnädiger Herr“, sagte, sich verbeugend der alte Diener und schritt bis zur Thüre, wo er nach den Falten des schweren Vorhanges langte, um sie zurückzuschieben, aber er blieb stehen und sagte bittend: „Nehmen Sie es nicht ungütig, lieber junger Herr Heinrich, aber ich bin bei Ihrem Herrn Vater an dreißig Jahre im Dienste gewesen und . . .“

„Und? Nun sprich Dich aus, Du weißt, Du darfst Dir schon irgend etwas herausnehmen, was liegt Dir denn auf dem Herzen?“

„Wenn ich mir doch zu fragen erlauben dürfte, was hat es denn mit dem Aron Leeb gegeben?“

„Er wurde überfahren“, sagte der junge Mann, den Blicken des Alten ausweichend.

„Doch nicht von Ihrer Kutse, doch nicht getreten von Ihren Pferden“, fragte fast aufschreiend der Alte.

„Nun, nun“, sagte kalt der junge Mann, sich eben aus dem Hemde die Busennadel und Knöpfe der Manschetten lösend, was hast Du denn? Kann ich dafür, wenn er unvorsichtig mir gerade unter die Pferde läuft?“

„Er ist doch nicht . . .“ fragte der Diener zitternd.

„Tobt? Nein, ich denke, er ist nicht todt. Sag' mir doch, um aller Welt willen, was das Dich gerade so ergreifen mag, Alter? Das sag' mir nur, ich verstehe es nicht, Du zitterst ja an allen Gliedern — da setze Dich“, damit rückte er ihm rasch einen Stuhl hin.

Der alte Mann sah dankbar zu seinem Herrn auf, dann fuhr er sich langsam über die Stirne, an der ihm große Tropfen Schweißes hervorgebrochen waren.

„So rede denn, was ist mit dem alten schmierigen Juden? Ich will Euch endlich verstehen; bei meinem Freund Hans, nun da mag es eben eine humane Anwandlung gewesen sein, was ihn fast entrüstet heute von mir Abschied nehmen ließ; aber von Dir weiß ich mir diese sonderbare Parteinahme nicht zu erklären — rede, Du würdest Dich schwerlich um den Juden kümmern, wenn er nicht in irgend einer Beziehung zu meinem Hause oder zu Dir stehen würde.“

„Gott sei Dank, daß er lebt“, seufzte der Alte, „dieser Jude, Herr, ist Ihr Wohlthäter gewesen, seit Ihr Herr Vater gestorben ist —“

„Hahaha, mein Wohlthäter“, lachte laut auf Heinrich, „Alter, Du hast den Verstand verloren, mein böser Schatten ist er gewesen!“

„Nein, nein, täuschen Sie sich nicht länger; die spärlichen Reste des Vermögens, das Ihnen Ihr Herr Vater zu hinterlassen vermochte, rühren von dem Vergleiche mit dem Aron Leeb her, der sein bester Freund war —“

„Du bist doch bei Sinnen?“ fragte der junge Mann.

„Vollkommen, gnädiger Herr, dieser Jude manipulirte mit den wenigen Geldern, die Ihr Herr Vormund für Sie zu verwalten hatte, so glücklich, daß es Ihnen möglich und nur dadurch möglich gemacht wurde, Ihre Studien zu vollenden; er war es, der an jenem Tage, wo der Bankier Leukheim Sie wegen eines Verfehlers aus dem Comptoir geben wollte, dort Fürsprache that, ja Bürgschaft leistete; er war es — wofür Sie ihm freilich damals keinen Dank wußten — der jener leichtfertigen Tänzerin einen reicheren Verehrer zubrachte und so dieselbe vermochte, Ihnen einen Korb zu geben; aber er meinte es damit gut, Sie hätten Ihr Vermögen und Ihre Ruhe an diese Person verloren; er war es endlich, der als Sie sich etablierten, Ihnen jene Geschäftsfreunde, jenen Credit zuführte, wodurch eben Ihr Unternehmen so gehoben wurde, daß Sie jetzt so feststehen, als Sie ohne den alten Juden jetzt eine schwankende Existenz fristen müßten.“

„Und woher denn weißt Du dieß Alles?“ fragte sichtlich aufgeregt der junge Mann.

„Daher, weil ich anfangs gegen jenen Aron ebenso mißtrauisch gewesen war, als Sie es waren, weil ich ihn scharf beobachtete und ich kenne die Leute, die ich ausforschen will.“

„Was Du mir da sagtest, ist sonderbar, sehr sonderbar; Du würdest es nicht sagen, wenn Du nicht davon überzeugt wärest, ehrliche Seele, aber

warum rüdst Du erst heute damit heraus?“

„Hatte der alte Aron seine Gründe, zu schweigen, so war das wohl für mich auch einer, sein Schweigen zu respektiren, so lange es angehen mochte; nun geht es aber nicht mehr länger an; besser Sie, gnädiger Herr, bereuen Ihren Irrthum, als er seine Wohlthaten.“

„Ich muß Gewißheit haben“, sagte Heinrich. „Wenn ich bedenke, daß dem alten Manne, der heutige Unfall doch leicht das Leben kosten könnte. . . ! Er griff hastig nach den abgelegten Kleidern. „Einspannen lassen!“ —

„Gnädiger Herr?“

„Geh', der Kutscher soll rasch wieder einspannen — ich kleide mich schon selbst an, geh' nur!“

„Ja, gnädiger Herr“; eilig ging der alte Diener und als der Vorhang vor der Thüre niederrauschte, sagte er: „Ich kannte ihn ja, das ist das Herz, wie es in der Brust seines Vaters — Gott habe ihn selig — schlug.“

In einer entlegenen Vorstadt, der Häuserreihe entlang, deren spärliche halbträchtige Beleuchtung sich in den müde dahinrollenden Wellen der Donau spiegelte, stehen mehrere Bauten, die man mit bestem Willen nicht als zu den Häusern gehörig betrachten kann, es sind eben Hütten. Eine dieser Hütten schien noch nicht, wenn man so sagen darf, zur Ruhe gegangen zu sein, denn sie hatte ihre Augen, die massiven Fensterläden, noch nicht geschlossen.

Treten wir in das Innere der Hütte, so finden wir bei mattem Lichtscheine Aaron Leeb auf seinem Lager, an seiner Seite wacht Rebecca, sein einziges Kind.

Aron Leeb hat seinen rechten Fuß in nasse Lächer geschlagen und stöhnt von Zeit zu Zeit recht beweglich; wir dürfen dieserwegen gerade keinen ungeheuren Schmerz bei ihm voraussetzen,

denn die Kinder Israels sind sehr häufig das, was man im Volksmunde „wehleidig“ nennt.

Sein Antlitz zeigt jene scharfen, lautigen Züge, die uns auf den ersten Anblick hin sagen, daß er dem Stamme eben seines Volkes angehöre; aus seinen Augen leuchtet, trotz sie jetzt etwas matt erscheinen, wie sein ganzes Wesen, doch jene imponirende Schlaueit, jene Demuth, könnte man sagen, die um Vertrauen bettelt, um es dann zu nutzen, jener Geist seines Volkes, der immer revolutionär bleiben wird, weil er, wenn auch im reichsten Maße vorhanden, immer kämpfen muß, da er nur widerwillige Anerkennung findet, bis auf die heutigen Tage.

Rebecca, seine Tochter, ist ebenso unverkennbar Jüdin, sie hat jene imponirende, leider oft schnell verblühende Schönheit, die von alther die Töchter Israels schmückt; man braucht sie nicht zu beschreiben, die Schönheit dieser Frauen, mer ihnen in's Auge blickt und das seine nicht rechter Zeit zur Seite wendet, weiß es wohl, wie traumhaft mächtig und sehnsüchtig der Anblick fassen kann, weiß es, welche Gluth jäh auflobern kann, an dem Strahle dieser sanften und doch feurigen, sammtbeschatteten Augen, an der Hoheit dieser ruhigen, dieser weiblich ergebenen Züge. Lassen wir die Beschreibung fallen, hat doch der weiseste der weisen Könige weniger die Macht seines Sanges, als die seiner Leidenschaft bewiesen, als er der Rose Zions sein hohes Leid gesungen.

Der Kranke stöhnt und nachdem sein Schmerzansfall vorüber, spricht er, immer mit klagendem Ausdruck: „Rebecca, hüde Dich unter's Bett, dort wirst Du finden eine Schachtel. Hast Du sie?“

„Ja, Vater.“

„Mache sie auf.“

„Es sind Bindfaden und Siegel d'rüber.“

„Ich weiß, hätt' ich gewollt, Du sollst lassen Siegel und Bindfaden

unverletzt, hätte ich gesagt, lasse die Schachtel zu."

"Sie ist offen."

"Gut. Wirst Du finden ein Packet Briefe, nimm den Ersten, steht darauf: „An meinen Sohn zu geben, wenn es an der Zeit ist!“ —

"Das steht geschrieben, Vater", sagte das Mädchen und hielt den Brief hin.

"Ich weiß, Rebecca, ich sag' es nur, daß Du nimmst den rechten Brief und keinen unrechten. Ist das Siegel unverletzt?"

"Ja, Vater."

"Rebeccaleben!" sagte der Kranke sich etwas aufrichtend, eifrig, „küß' das Papier, wenn es auch nur aus schlechten Lumpen gemacht ist, es wird uns herausbringen aus dem Elend, worin wir haben gesteckt."

"Das Papier?!"

"Ja, das Papier! Du wirst es zu Dir nehmen, wirst es bringen an Heinrich Bergegger, den jungen Handlungsherrn."

"Den schlechten Menschen — was Dich hat überfahren, Tante?"

"Es ist kein schlechter Mensch, er hat mich nicht überfahren, es sind gewesen seine Pferd und sein Wagen. Ausgezeichnetes Pferd und ein ausgezeichnetes Geschirr, es ist eine wahre Lust."

"Sich überfahren zu lassen, davon? Ich danke, Tante, Du hättest den Tod finden können dabei."

"Hätt' ich finden können, aber die Pferd sind kluge Thiere, was geschieht ausweichen und nicht treten einen armen Menschen, weil sie wissen, daß man auf dem Pflaster tritt und kommt fort dabei."

"Aber der Wagen hat keinen Verstand."

"Der Wagen? Mein', hat er keinen, hab' ich ihn, ich habe mich gewendet, daß er mir nicht ist über meine alten Knochen gefahren und der Kutscher hat auch gehalten."

"Ich werd' doch nicht gehen zu dem schlechten Menschen, für den Du hast so viel gethan und der Dich dafür hat überfahren."

"Er ist kein schlechter Mensch — und warum, wenn darf ich mir zu fragen nehmen die Freiheit, wird das Fräulein nicht gehen zu ihm?"

"Ich werd' geh'n", sagte erröthend Rebecca.

"Morgen Früh wirst Du gehen. Nehm' Dir in Acht, daß Du Dir nicht an ihm verschaust, Rebecca."

"Ich weiß, was ich mir schuldig bin, Tante."

"Jeder weiß's und bleibt sich's schuldig, hat sich noch Keiner mit sich selbst ausgeglichen. Mein, er ist ein hübscher Mann, hält' er in Elend und Noth aufwachsen müssen, säh' er wohl nicht so aus, aber er ist ein hübscher Mann", sagte mit großer Befriedigung Aron.

"Ein hübscher Mann — aber ein undankbarer, für den Knaben hab' ich mich oft schlagen lassen, für den Mann hast Du Dich lassen niederführen."

"Nun, es ist besser, als wäre er geschlagen und niedergeführt worden. Morgen kann man ihm den Brief geben, an der Zeit ist es — zahlen kann er."

"Wird er zahlen?"

"Wah! geschrien! ob er zahlen wird, muß er nicht? Was hab' ich für ihn gethan und befiehlt es ihm nicht sein Vater?!"

"Ob er sich wohl wird kümmern um Eines oder das Andere?"

"Wird er doch haben ein Herz für seinen Vater", sagte etwas kleinlaut der Kranke. "Hat er doch seines Vaters Herz."

"Nun, sein Vater hat sich oft, wie Du erzählt hast, geschlagen mit den bösen Buben in der Schule für Dich — der Sohn hat mich schlagen lassen."

"Warst Du nicht älter, als er? Hat sich der Vater geschlagen für den Vater, kann sich die Tochter schlagen

lassen für den Sohn. Wir waren Freunde, ihr Zwei seid nicht Freunde gewesen, Du hast gehorcht mir und er Dich nicht gekannt."

"Hätt' er's aber doch erkennen sollen."

"Hör' mir auf mit die Geschicht aus der Schule!" —

In diesem Augenblicke hörte man das Rollen eines Wagens, er hielt vor der Hütte.

"Also hier wohnt der alte Aron?" fragte außen eine jugendliche Stimme. Es war Heinrich, der, wie man sieht, das Wort „Jude“ nun gekümmertlich vermied.

"Was soll das? Kommt er nicht selbst in der finstern Nacht noch angefahren? Soll mich doch Alles täuschen. Gott der Gerechte und sagt das gottlose Kind, daß er hätt' kein Herz. Rebecca wirf was um Dir herum, daß Du Dich nicht brauchst zu schämen wie Eva."

Ein kurzes Klopfen erscholl an der Thüre.

"Bist Du fertig mit Deinem Anzug?"

"Gleich, Vaterleben."

"So sag': „herein!"

"Herein!"

Heinrich Bergegger, wie wir nun wissen, daß er heißt, trat ein, ihm folgte der alte Diener, der an der Thüre stehen blieb. Heinrich war rasch eingetreten, er hatte nicht erwartet den alten Juden in Gesellschaft zu finden, er sah sich plötzlich Rebecca gegenüber, die ihn ernst willkommen hieß.

Er wurde dadurch zweifach verlegen gemacht, einmal hatte er bei den nun folgenden Erörterungen eine Zuhörerin zu berücksichtigen und, wer weiß es nicht, daß man da in vortheilhaftesten Lichte zu erscheinen wünscht? Aber er sah dazu in seinem Innern wenig Aussicht; zweitens kannte er nun gar wohl jenes dunkle stolze Auge, es hatte in seiner Kindheit über ihn gewacht, das stimmte

ihn weich, gerne hätte er gewünscht, das Mädchen käme ihm in seiner früheren Gestalt entgegen, er hätte es lächelnd empfangen mögen — und küssen — aber der Gedanke, daß er dies prächtige Mädchen, das jetzt vor ihm stand, einst schlagen ließ, um seine Haut zu sichern, der war ihm nun so widerwärtig, daß er stumm eine geraume Weile im Zimmer stand.

"Rebecca, dem Herrn Bergegger einen Stuhl", sagte Aron.

Heinrich kam rasch dem Mädchen zuvor und holte sich den Stuhl selbst, indem er mit verbindlichem Lächeln ihr dankte, die sich eben feinetwegen bemühen wollte.

"Hätt' ich mir doch heute nicht von dem reichen Kaufherrn erwartet, daß er besuchen werde einen so armen kranken Mann, wie ich."

"Insofern Sie krank sind, halte ich Sie auch für arm, Herr Leeb", sagte Heinrich, „und indem ich leider Ihre Krankheit verschuldet habe, will ich mich auch mittelbar an Ihrer Armuth schuldig erklären."

"So wahr mir Gott helfe", sagte Aron, „er spricht wie ein Prophet! So wahr Sie sind Schuld an meiner Krankheit, so wahr sind Sie auch Schuld an meiner Armuth und an der meiner Rebecca."

"Nun, wenn dem so ist", sagte Heinrich, „indem er sehr ersaunt nach seinem alten Diener umsaß — „denke ich der Armuth und Krankheit, so weit an mir liegt, abzuhelfen. Nur begreife ich dann Eines nicht, mein Diener behauptet, Sie hätten viel — wenn es richtig ist, was er sagt — so sage ich, Alles für mich gethan. Wie stimmt dieß mit Ihrer Armuth?"

"Mein! Jeder Mensch hat sein Vergnügen, kann ich nicht, wenn ich will, jungen Leuten vorwärts helfen? Rebecca ist nur ein Mädel, was kann sie vorwärts kommen in der Welt? Ich bin alt, was kann ich mehr? Da lassen wir die Andern arbeiten."

„Sie sprechen in Räthseln, ich muß sagen, ich bin in einer weichen Stimmung hieher gekommen, doch ist Ihr Ton so trocken, ich möchte sagen, so geschäftsmäßig, daß ich ganz abkomme von dem Zwecke meines Besuchs. Haben Sie bedeutenden Schaden genommen?“

„Wenn ich habe Alles verloren?! Wie heißt?! — Ja, Sie meinen, was ich hab' gelitten von Ihre Pferd' und Wagen? Nu, es geht an. Ein Anderer läg' schon auf dem Laden, aber ich habe eine zähe Natur. Sie sagen, daß sind Sie gekommen voll Mitleid, das freut mich, wenn Sie aber wollen dem Mitleid geben den Abschied und werden geschäftsmäßig, das ist mir sehr lieb, wir haben zu reden von Geschäften. Sind Sie heut' gekommen, ist es recht, morgen wär' gekommen Rebecca, wenn Sie erlauben.“

„Sprechen Sie!“ —

„Sie wissen, oder wird Ihr Herr Diener dort gütigst bestättigen können, es war Ihr Herr Vater — Gott hab' ihn selig — mir schuldig, ich kann sagen, mehr als Allen und habe ich doch das Wenigste herausgekriegt aus der Masse; wir haben uns abgefunden. — Rebecca — Gott, was für ein Schmerz! — leg' mir doch wieder ein nasses Tuch auf's Bein — da seht her, wie das Bein aussieht, versäum' ich doch, ich kann mir's kaum denken, wie viel Geschäftsgäng.“

„Weiter, spricht, weiter!“

„Gleich!“

Rebecca legte das verlangte nasse Tuch dem Alten um den wunden Fuß und er fuhr fort:

„Nun, dacht' ich mir, Du wirst reden zu dem Bergegger und wirst lassen seinen Sohn unter Deinen Augen heranwachsen und wenn es Zeit ist und er ist geworden ein reicher Mann und kann zahlen, wirst Du ihm geben den Brief von seinem Vater und er wird Dir ersetzen, was Du hast verloren an seinem Vater mit Zins und Zinseszins.“

„Also um Geld?“ hauchte der junge Mann. „Alles um Geld!“

„Geld ist ein großes Wort und ohne Geld was wäret Ihr jetzt selber?“ sagte Aron, der es gehört hatte. „Geld macht uns zu Menschen und alle Leut' wären gerne Menschen! Rebecca gib mir den Brief.“

Rebecca gehorchte und zog das Schreiben aus dem Busen, in dem sie es bei Heinrich's unvermutheter Ankunft verborgen hatte.

Der Alte faßte das Papier, drückte es an die Lippen und gab es in die Hände des jungen Mannes, indem er sagte: „Der Brief Ihres seligen Vaters, was war ein Ehrenmann, er ruh' in Frieden!“

„Amen“, sagte der alte Diener an der Thüre.

Rebecca nahm das Licht vom Tischchen und leuchtete dem jungen Manne, der eine Zeit lang stumm dasaß, den Brief in den hartdurchpulsten zitternden Fingern. Es löste das Siegel und las:

„Lieber Sohn Heinrich!

Diese Zeilen schreibe ich auf meinem Schmerzens- und, ich fühle das, bald Sterbelager. Derjenige, der sie Dir einst bringen wird, „wenn es an der Zeit ist“, was ich ganz seinen Einsichten überlasse, nennt sich Aron Leeb, er ist mein bester, mein theuerster Freund von Jugend auf gewesen, hätte er nicht meine Speculationen mit seiner ganzen Kraft gestützt, er würde mich haben retten können, er hätte es auch gethan, so fiel er mit mir!

Doch was sage ich Dir das — urtheile Du selbst über ihn! Wenn er je in die Lage kommt, Dir diesen Brief zu überreichen, so wirst Du wissen, daß Du ihm Alles zu danken hast und das beschwöre ich Dich, so Dir das Andenken Deines Vaters lieb ist, so Du mein guter Sohn und als Mensch so geworden bist, daß ich Dich mit Stolz nennen würde, beweise Dich dankbar und täusche nicht das

Vertrauen, das er in Dich gesetzt, da er von Dir noch nichts wußte, als daß Du der Sohn eines rechtschaffenen Mannes bist und darauf baute, daß Art von Art nicht läßt!

An jenem entsetzlichen Tage, wo uns der harte Schlag getroffen, und er an mich beinahe seine ganze Habe verlieren mußte, wenn ich vor der Welt nicht ganz ehrlos dastehen sollte, da lagen wir einander weinend in den Armen und gedachten unserer Kinder!

Wir haben doch nur gespart und gesammelt, gewagt und gesorgt für unser Liebstes, für unsere Kinder, sagte Aron.

Da sagte ich, damals schon von der Ahnung des nahen Todes erfasst: Deine Rebecca wird ihren Vater, wie ich hoffe, noch lange haben, mein Heinrich wird auch den bald verlieren.

Aron glaubte es nicht, ja er ward mir böse, daß ich glauben konnte, ich müsse so bald von dieser Welt.

Heute nun, wo ich dies schreibe, siehst er es selbst ein und hat mir in die Hand gelobt, Alles, was er noch hat, daran zu setzen, meine geringen Gelder durch kluge Speculation zu vermehren, auf daß Du ein vermöglicher Mann werden könntest und in die Lage kommen mögest, auch an ihm und seinem einzigen Kinde Deine und Deines Vaters Schuld abzutragen. Oder, sagte er, geht Alles verloren, so sollen, wie's Gott geliebt, unsere Kinder Keines vor dem Andern etwas voraushaben!

Mein Freund ist ein kluger Mann, er ist selbst ein guter, zärtlicher Vater und wird, so wahr ich glaube, daß ein Gott ist, sein Wort halten, so hoffe ich, werde noch Alles gut werden, Du mein Sohn wirst diese Reisen in die Hände bekommen und Deine und meine große Schuld an ihn abtragen.

So segne Dich denn Gott, wie er ihn segne sammt seinem lieben Kinde, er erhalte Euch Alle und Dich, mein

Sohn, lasse er meinen Segen tausendfach genieszen — ich küsse Dich in Gedanken, mein theures Kind, sehe auch Du über die Zeit hinweg, gedente in der Ewigkeit

Deines Vaters

Leonhard Bergegger."

In heftiger Erregung, das Blatt in der zitternden Hand, erhob sich Heinrich und reichte Aron die freie Rechte.

"Vater Aron", sagte er mit zitternder Stimme.

Der alte Aron schien seines kranken Beines zu vergessen, er hob sich hoch auf in dem Bette, faßte die Hand des jungen Mannes und, sich mit der Linken auf dessen Schulter stützend, rückte er sich sitzend zurecht.

"Was würden sie sagen, Alle, die mich gemieden haben, wie ein schlechtes Thier, seit ich nichts habe, wenn sie hören, daß der reiche Kaufherr Bergegger heißt 'n alten Aron 'Vater!'"

"Und wenn sie wüßten", setzte mild der junge Mann hinzu, „daß Sie es gewesen sind, der ihn zum reichen Kaufherrn gemacht.“

"Nu, war's doch nur eine Speculation.“

Eine glühende Röthe flog über das Gesicht Heinrich's, er erinnerte sich seines „Also um Geld!“ — „Vater Aron“, sagte er mit herzwinnendem Lächeln, „nicht Alle machen solche Speculationen wie Sie!“

"Mein! War's doch nicht schlecht gerathen!“

"Sagt, was schuldeten Ihnen mein Vater?" sagte eifrig Heinrich.

Aron nahm ihm den Brief aus der Hand, wendete ihn verwundert hin und her, und da er auf keiner Seite Ziffern bemerkte, begann er ihn zu lesen. „'s ist ein schöner Brief“, sagte er und bückte sich etwas herab, indem er sich mit dem Kermel über die Augen fuhr — „'s ist ein schöner Brief, aber die Hauptsach' steht nicht darin! Hat er es doch nie glauben

wollen, wenn ich ihm gesagt habe, Leonhard, Du bist Jedem gut für Dein Wort, aber schriftlich hat man's lieber von Dein'm Correspondenten, und nun schreibt er Brief', wo fehlt die Hauptsach'! Aber ich hab' Alles genotirt, Alles, ich kann's Ihnen nachweisen. Es werden sein, was das Ganze macht achtzigtausend Thaler.“

„Die Hälfte meines baaren Cassastandes“, sagte überrascht der junge Mann.

„Mag wohl etwas weniger sein mit die jüngsten Einläufe.“

„Etwas“, befügte Heinrich. „Betrachten Sie dies Papier“, sagte er nach einer Pause, indem er den Brief an Aron zurückgab, „wie einen Wechsel auf die genannte Summe.“

„Zahlbar?“

„Nach Sicht!“ — Sein Auge ruhte sinnend auf der reizvollen Rebecca, die ihn jetzt mit leuchtenden Augen ansah. „Vater Aron“, sagte er wieder, „ich dünkte, es ließe sich noch ein Ausweg finden, wobei wir Alle gewinnen würden, denn das Capital würde nicht getheilt.“

Der alte Aron sah erstaunt auf. „Gebt mir Euer Kind zum Weibe, vorausgesetzt, wenn ihr's geliebt und recht sein mag!“

„Ei, ei, der reiche Kaufherr und die schlechte Jüdin“, schmunzelte Aron und sah nach dem Mädchen, das ganz ruhig ihm entgegenblickte, „was meinst Du Rebecca?“ Ein Lächeln tiefer Befriedigung und innigen Stolzes glitt über seine harten Züge, aber nur für einen Moment, dann war es verschwunden. „Das wird nicht gehen!“

„Sie will wohl ihren Glauben nicht verlassen?“

„Sie wird es nicht thun“, sagte ernst Aron, „s ist besser Ihr bleibt Beide, was Ihr seid — Ihr, ein Christ, sie, eine Jüdin. Noch ist die Zeit nicht gekommen, wo die Welt so des Herrn gedenkt, daß sie darob ihre Bräuche vergißt und mit der Welt läßt sich nicht rechten, — dem

Frommen aber steht Gott Rede und er getröstet sich der Zeit.“ —

„Doch“, sagte zögernd Heinrich, „wo so Viele . . .“

„Uebertreten zu anderen Glauben — wollt' Ihr sagen — wozu da die Umständ'? Nun seht, ich denk', mit Gott geschieht Alles, was er will; mag sich's mit dem Glauben vertragen oder nicht, es geschieht und es ist doch Alles gut, wenn wir's gleich nicht einsehen? Aber es muß doch sein eine gewaltige Idee, die mit tausendjähriger Ueberlieferung bricht. Unsere Apostaten, die mit süßer Zunge alte Verheißungen in neue lehrten, sie haben im Sturze ihres Abfalls die Welt belehrt und umgebaut, und diese hat sie dafür geehrt, wie den Spinoza und Andere, und angebetet wie Einen! — Aber wenn die“, er deutete auf Rebecca, „abfiel von dem Glauben ihrer Väter, möglic", sagte er mit seinem Lächeln, „daß sie auch möcht' angebetet werden, doch gäbe es der Welt nichts, als ein Aergerniß!“

„Aber Freunde wollen wir bleiben, Vater Aron“, sagte herzlich der junge Mann.

Der Alte umarmte ihn.

„Schwester Rebecca“, sagte wehmüthig lächelnd Heinrich und reichte auch ihr die Hand, die sie annahm. „Eine Familie wollen wir bilden!“

„Bei Gott“, sagte Rebecca vertraulich und verschämt, „ich weiß Ihnen schon einen Herrn Schwager!“

„Ah“, lachte Heinrich, „so ist also auch hier die Liebe stärker als der Glaube!“

„Das ist sie immer gewesen“, sagte Aron, „denn nur die Liebe lehrt glauben. Seht, jetzt steigt die Sonne herauf, wir haben richtig die ganze Nacht gewacht und wenn wir auch nicht gebetet haben, so haben wir sie doch fromm zugebracht. Aber Ruhe thut uns Allen noth. Die Pferde schauern draußen in der Morgenluft und der Kutscher schläft auf dem

Doße, wenn ihn findet so die Polizei,
so gibt es Verdruß — was ich sagen
wollte, der Brief bleibt also Wechsel
und heut' Abend, nicht wahr, heut' Abend
kommt wieder der Sohn meines Ju-
gendfreundes; es kommt der Sabbath,
Rebecca richtet die Lampe und ich will
mir denken, ich bin wieder jung und
mich besucht mein Freund!"

Aron saß im Schimmer des Mor-
genlichtes, Rebecca lehnte an seiner
Schulter und Heinrich nahm Abschied,

sein rasches Gefährte jagte nach der
Stadt zurück.

Und wenn der Tag sich neigt,
die Dunkelheit hereinbricht, da brennt
die Lampe, es ist Sabbath! — Hösch,
da pocht es an der Thüre.

Herein! Und mit Dir herein die
alte Zeit!

O, gedenkt Ihr unser, wie wir
Euer gedenken, Ihr Gewesenen, Ihr
in der Sabbathruhe des Herrn?!

Viebeslieder.

Von Albert Moeser.

Sprich es nicht aus!

Ich liebe Dich, o wohl, doch schweige
Und laß mich schweigen fort und fort,
Gefändnißlos sei mein und neige
Mir stumm Dein Haupt und stieh' das Wort!

Was mit unsäglichem Genügen
Unnenubar tief das Herz durchdrang,
Das woll' Du nie in Worte fügen,
Gefühl ist zart, doch kalt der Klang.

Nachtwandler mit berücktem Sinne,
So träum' ich süßen Glückes Traum!
Doch sprichst Du aus das Wort der Minne,
Zerriunt das Glück wie eitel Schaum.

Das laute Wort wird mich erwecken,
Din ist des Zaubers Seligkeit,
Und staunend seh' ich und mit Schrecken:
Was heilig war, nun ist's entweicht.

Denn sich! Das Wort auf Windesflügeln
Trägt Raube aus von unserm Rund,
Dort, hier und dort — nicht mehr zu zügeln —
Weht's um in arger Menschen Rund.

Als neueste Neuigkeit von heute
Durch Gassen irrt's, wo Scheelsucht droht;
Und endlich stirbt — des Leumunds Beute —
Was göttlich war im Erdentoth.

So geht's; d'rum als Geheimniß ehren
Laß uns, die uns beglückt, die Lust
Und schweigen selbst vor uns, als wären
Des eig'nen Glücks wir unbewußt.

Waldgang.

In des Waldes Buchensaal
Schreit' ich mit der Süßen,
Welke Blätter sonder Zahl
Rascheln uns zu Füßen.

Lehten Lenz in jungem Blust
Nestten sie im Winde,
Als ich koste Brust an Brust
Hier mit meinem Kinde.

Wie die Blätter rasch verblüht
Sind der Menschen Schaaren;
Herz, das heiß in Liebe glüht,
Ruß zur Grube fahren.

Liebe blieb uns hold geneigt
Auch im neuen Lenz,
Schon der nächste bringt vielleicht
Platte Todtenränze.

Laub, das jezt noch frisch und grün,
Fällt dem Herbst zum Raube,
Ander's Herzen werden glüh'n
Ueber unserm Staube.

Der Hinterschöpp,

oder die Geschichte dreier zweifelhaften Personen von P. A. Mosegger.

(Schluß.)

Der Guidl bringt die Hinterschöpp-Dirn.

Der Bärenschütz-Guidl war ihr gerade recht gekommen auf die Alm.

Es war ihr uneben, der Toni, und sie wußte eigentlich nicht warum. Die Lustigkeit war weg. Und eine Unruhe war da, gerade als ob was Arges in der Nähe! Ihr Vater war recht mieselüchtig (mißlaunig) leßt Zeit her, und die Schraglin auch. Das Mädchen hatte schon lange gemerkt, daß die Zweie miteinander eine Heimlichkeit hätten, und war ihr sogar vorgekommen, als ginge diese Heimlichkeit sie — die Toni — an. Wenn sie nun daran dachte, daß der einzige Mensch, den sie auf der Welt hatte, ihr bluteigner Vater, es mit einer Fremden hielt, dem sein Kind nur zum Aerger und Gram war, der gegen dieses Kind noch was Absonderliches im Hinterhalt führte — da war es aus mit ihrem Uebermuth. Indeß war es die letzte Zeit her auch ein Anderes, was sie beunruhigte. Aber was? Sie wußte es nicht. Bisweilen that es sich heraus, als wie wenn es mit den Bärenschütz-Leuten zusammenhinge. Der Bursch da, der Guidl! Hernachen die Gregina! Warum daß sie kein Mannsbild ist, und daß sie nicht halten darf mit dem Burschen? Das wäre doch ein Leben! — Ja, ja, hält's eh schon zu viel mit den Buben! den Vorwurf muß sie sich von mancher Seite gefallen lassen. Ein Mäd'el in diesen Jahren muß schön züchtig sein, sonst geht's nicht gut aus. Es kommt ihr selber so vor, wenn sie die Gregina betrachtet und Andere.

Aber warum sagt der Vater, daß sie fort sollt' zu den Burschen stehen? Wie die Gregina sollt' sie sein, das sieht sie selber, so schön still und sittsam, so schön klug und warmherzig. Das kann sie nicht, Jesus Maria, das kann sie nicht! Warmherzig könnt' sie schon sein, aber da ist ihr gleich so heiß und wild und will's hinaus schreien nach Kraben so laut, daß es die Bärenschützleut' hören. Und das soll' sich für so ein Mäd'el schon wieder nicht schiden. Sie ist so, wie in einem Nebel drin und hat nichts als das liebe Vieh. Und wenn sie dem Vieh zuschaut, da kommt sie oftmals in's Stimuliren, da wird ihr angst und bang und da dächt' ihr, sie wäre närrisch. Dann wieder lacht sie sich aus, Vieh und Mensch ist ja ein großer Unterschied. — Daß sie nur einen recht guten Kameraden hätt', dem sie's kunnt sagen. Sie möcht' nur wissen, was die Gregina meint. Aber letztlich einmal, da hat sie — die Toni — davon mit ihr anheben wollen zu sprechen, ist ihr aber wieder so viel angst und bang worden. Und die Gregina lacht auf einmal drein: Herr Jeschl, Toni, dir wachst ja mitten im Gesicht ein Haar heraus! — Das ginge ihr just noch ab, daß sie so häßlich würde, wie ein Mannsbild! — Wenn der Guidl mit sich ein gescheibt' Wörtel reden ließe! Aber der ist gleich so viel anhabig. Wie die Buben schon sind; Fingerhakeln, Halsen und Busseln, und lauter so Sachen. — Dazu ist sie nicht allemal aufgelegt. Wenn so gar nichts stimmt auf der Welt! Da ist Einem ja ganz taumelig! — Hernachen wird sie

plötzlich wie wüthend und wild die Kleider zerreißen, die sie am Leibe hat, und schließlich gibt es doch immer wieder nur Ein Mittel gegen solche Flausen: schreien, jauchzen, so viel sie vom Mund kann bringen, springen über Stock und Stein, den Thieren nachjagen und auf dem Ziegenbock hinarafeln über die Alm. —

Als nun der Guidl zu ihr auf die Alm gekommen war, fand er sie im Moose sitzen und sich den Kopf verbinden. Eben hatte sie ihr zottiger und gehörnter Hengst in einem unbeachteten Momente auf die Baumwurzeln hingeschleudert, wobei der Kopf zu einem Locke kam. Sie lachte darüber: das närrische und rebellische Blut läme heraus, das wäre schon recht.

„O du liebe, blutige Hinterschöpp-dirn,“ so rebete sie der lustige Guidl an, „jegund bin ich da um dich. Du weißt, morgen marschiren wir, und heut' kommen wir beim Brudelwirth zusammen. Jeder hat seine Liebste bei sich und du mußt mit mir. Die Gregina kommt auch.“

— Ist recht, denkt sie, leicht, wenn ich einen Liebsten hab' wie die andern Mäd'el, daß ich ein Eichtl gescheibter werd'. Noth thät's.

Ob sie es feinewegen that, oder der Gregina wegen, sie wußte es nicht, sie ging mit. Das Vieh vertreibt sich schon allein die Zeit, und verlaufen thut sich's auch nimmer, jetzt im Späthherbst.

Und gingen mitsammen, Arm in Arm springend, hüpfend, hopsend, singend, lachend. Die Toni war kaum um eine Fingerbreite kürzer, als wie der Guidl.

„Schade,“ sagte sie, „daß man die Mäd'el nicht brauchen kann beim Militär.“

„O ja!“ rief der Guidl, „Mafadenterinnen. — Geh' mit, Toni! Späß und Ernst, geh' mit!“

„Ist mir nichts um!“ schlug sie ein, „geht die Gregina, so geh' ich auch.“ —

Es dunkelte schon als sie in's Kraben kamen, und Alles lag im grauen, feuchten Herbstnebel. Die beleuchteten Fenster beim Brudelwirth zogen röthliche Bänder in den Nebel hinein. Ein solches Band fiel auf den Tisch, der im Freien stand.

„Guidl“, flüsterte die Toni und stieß ihn mit dem Arm, „da liegt Einer!“

„Gewißlich ein Besoffener. He, Kamerad, hat's Dich erwischt? Zippelt und zappelt und kann nimmer auf!“

O je, o je, der ist ja angenagelt über und über!“

„Höllteufel, Dirn, Du hast recht, der ist angenagelt. Das ist der Jäger-Pepp. Hi, das haben ihm die Buben gethan.“

„Ums Himmelswillen, Leut', thut's mich erkösen!“ wimmerte der ausgespaunte Mann.

„Gelt,“ raunte ihm der Bärenschuß-Guidl zu, „jetzt bist einmal eingegangen! Halt alleweil viel zu scharf bist gewesen, alter Pepp, auf die Wildschüßen.“

„Helfen wir ihm aus,“ sagte die Toni. „Die Narren find's im Stand und ließen ihn liegen da, die ganze Nacht. Kalt ist's auch. Lassen wir ihn los.“

„Möcht wissen wie? Reißzang' ist keine da und um meine Zäh'n' thut's mir leid, daß ich damit die Nägel wollt' rausziehen.“

„So schneidet mir die Kleider vom Leib“, schlug der Jäger vor.

„Eh, wirst mutternackt heimlaufen! Ein Eichtl Geduld, vernagelter Jäger-Pepp!“ Der Guidl ging hinauf in sein Haus und holte eine Zange.

Mittlerweile stand die Toni bei dem Bekreuzigten und hatte Mitleid mit ihm.

„Hinterschöpp-Dirn!“ klagte er, „Diese Buben sind ärger als wie die Teufel. Laß Du Dich nicht ein mit ihnen, geh' heim.“

„Oh!“ sagte das Mädchen, „ichon lang nicht, daß ich mich vor den

Duben thät' fürchten. Und so was lieh' ich mir nicht anthun, voreh ging' ich mit dem Messer los!"

Bald war der Guibl mit der Zange da und nun befreiten sie den Mann aus seiner argen Lage. In seinen durchlöchernten Kleidern ramnte er knirschend davon: „Keinen treib' ich mehr auf's Gericht, wenn ich ihn beim Wilbern treffe, Jeden brenn ich nieder auf der Stell!" Mit diesem Vorsatze eilte der Jäger-Pepp seinen Wälbern zu.

Um das Brudelwirthshaus schlichen und lauerten die Mädchen wie hungerige Katzen um den heißen Brei. Da sahen sie den Guibl kommen mit der Toni. Sogleich schlossen sie sich an, und als der Guibl zwinkernd und mit den Fingern schnalzend in die Stube trat, folgte ihm ein ganzes Rubel junger Weibsbilder.

„Wirth, her mit dem Feuerwein!"

Was nun der Hinterschöpp thut, das thäte nicht Jeder.

Für den langen Alten kamen nun Tage, die ihm nicht gefielen.

Für's erste war der Haushandel mit dem Oberstockberger wieder rückgängig worden. Im Weinrausch am Wirthshauslich verkauft man kein Haus, wenn dasselbe verschuldet ist bis zum Dachgiebel hinauf, so daß sich nicht einmal die Schwalben ihre Nester im Giebel zu bauen getrauen, weil sie fürchten, daß dieselben mitfammt den Zungen den Gläubigern verfallen könnten. Bei dem Verkaufe eines solchen Hauses müßte ganz wer Anderer mitreden. Ungiltig ist das Geschrei im Wirthshaus, aber giltig war der Durst des Stockbergers und giltig waren die drei Fünferscheine, welche der Hinterschöpp drangegeben hatte. Dreimal fünffach war nun die Wuth — dieses schönen Geldes wegen; aber unendlich vielfältiger noch waren

die anderen Sorgen, die den alten, langen Mann peinigten. — Er bringt sein Gütchen nicht an Mann, er kann nicht fort, wüßte auch kein Mittel, sein Kind wegzubringen. Aber daß ist er mit sich fertig: die Toni muß fort. Wenn sonst kein Ausweg, so führt er eines Tages das Mädel aus Schneewaldbach davon zu einem entfernten Verwandten, wenn er auch keinen hat; und geht in der Welt herum betteln um einen Dienst für seinen Jungen, wo demselben ungehorsam der Bart wachsen kann. — Denn der Flaum ist schon da, es ist die höchste Zeit. Auch thut's ihm im Weiberkittel kein gut mehr — man merkt's.

„Aber Schraglin, meine brave Hauswirthin, du bist von uns zweien alleweil die Gescheidtere gewesen, rath' mir, wie heb' ich's denn an, daß die Sach' in die Richtigkeit kommt? Wenn ich ihm's soll' beibringen — Schraglin ich hab' eine höllische Angst vor dem Duben. Der ist mit Essig getauft!"

„Ja," meinte die Alte, „es ist keine Kleinigkeit nicht. Wenn Du's nicht sein machst, so kannst eine schöne Sau anstellen! — Ich vermein's auch, daß man's nimmer aufschieben darf. Sie will nicht mehr daheimbleiben und zergt ganze Tag' draußen herum, man weiß nicht wo. Es ist, wenn man's bedenkt, eine schreckhafte Leichtsinigkeit von Dir, Hinterschöpp! Hat's denn sein müssen, diese unerhörte Narrheit? Hätt's nicht andere Mittel geben können: ein Bauerngut, eine Heirat?"

„Hat's bei Deinem Hansel ein Bauerngut geben, oder eine Heirat? hä!"

„Freilich wohl nicht. Aber sag' mir's: wie kommst jetzt auf gleich? Wo siehst denn einen größeren Unterschied auf der Welt, als wie zwischen einem Mannsleut' und einem Weibsbild? Und Du willst austauschen? — Schau an die Dirn. Wenn sie daheim ist, da macht sie zeitweilig so ein ver-

schwefeltes Gesicht. Leicht ist's eh schon zu spät!"

"Lehlich komm' ich der sauberen Gesicht wegen gar noch in's Zuchthaus!"

"Zweimal darfst es nicht sagen!"

"Der Schöpp rang die Hände und murmelte: "Du höllgeigenrabenverfluchtes Soldatenleben! So bringst mich noch in die Schmier!"

"Jetzt, das Schmenten (Fluchen) hilft nichts", sagte sie, "da muß der Mensch seinen Kopf aufsuchen und muß überlegen. Ich, nach meinem Vertkennen rait' mir's so: Ich schid' die Dirn nächster Tag wieder auf die Alm, weil die Leut' ja ihr letztes Vieh abtreiben. Du gehst ihr nach — daheim hält sie gar nicht einmal so viel still. Du triffst sie wo und das thät Dir jußt passen, hättest was Wichtiges mit ihr zu reden. Hernachen bleibst aber immer obenauf und sagst, daß es ganz aus der Weis' wär, und daß die Kinder den Eltern nimmer kunten erstaten und danken genug für das, was die Eltern ihretwegen thun und für Kimmernuß leiden. Verzähst ihr auch von meinem Hans und wie der arme Hascher schon seit sechzehn Jahren gepeinigt wird beim Militär, viel ärger, als wie ein räudiger Hund. Und meine liebe Toni, sagst drauf, jußt so hätt's Dir auch können gehen — geschaffen wärst dazu gewesen. — Sie schaut Dich an; jetzt fragst, ob ihr niemalen was aufgefallen wär'. — Hernachen sagst so: Muß Dir was anvertrauen, mein liebes Kind, was Dich wohl tausendmal gefreuen kann, was ich Dir auch schon tausendmal hätt' sagen mögen, wenn's nicht zu Deinem Guten gewesen wär', daß ich's verschwiegen. Aber aufgezogen hab' ich Dich barnach und in Deiner Natur hat sich's zu meiner Freud' auch ausgewiesen und ausgewachsen, so daß wir mit Dir fortmüssen, oder daß Du allein fortmußt, wegen dem, daß Du es nicht lügen strafft, was im Pfarrbuch geschrieben steht und in den

Büchern beim Kreisamt, und was Dich von dem Soldatenleben gerettet hat. — Und ist's so weit richtig, Schöpp, hernachen ruckst stad heraus mit der Farb'. — Die Dirn ist gescheidt, sie wird froh sein. Die Männer sind ja alleweil die ersten auf der Welt; Herrgott, wie oft immer Eine möcht' glücklich sein, wenn sie den Weiberrod so kunnt verwerfen!"

Bei solchen Worten war dem Hinterschöpp ordentlich leicht geworden, und er beschloß nun, Anstalten zu treffen, daß er im Lehwiertel für Toni einen Dienstplatz auftreibe einzuweilen, bis er sich selber dort ankaufen und niederlassen könnte. Nun hatte der lange Alte aber noch ein Anliegen, ein schreckhaft arges Anliegen. Schon seit einiger Zeit trug er schwer daran, und es wuchs, und es wurde unerträglich von Tag zu Tag, und es wurde ganz gräßlich.

Der 28. Oktober — der Simon- und Judastag — sollte ihn zum Mörder machen. Und wenn er auch den ganzen Tag liegt in seinem Hause fromm wie ein Lamm, und läßt sich von der Schraglin die Hände und Füße binden, daß er sich nicht anders bewegen kann, als wie ein geknebeltes Kalb auf dem Fleischerwagen: nußt Alles nichts, an diesem 28. Oktober wird der Hinterschöpp ein Mörder, ein wissentlicher Mörder.

O Hinterschöpp! Und wenn Du ein unschuldiges Stück Kohle nimmst, und auf eine unschuldige weiße Wand den Teufel malst, so springt er auf Dich herab und zerreißt Dich!

Deine Kohle ist aber gar nicht so unschuldig gewesen, Deine Kohle ist etwas kritisch gewesen, Deine Kohle ist eigentlich ganz vertheufelt gewesen — Du magst sagen, was Du willst, oder magst schweigen, wie der Grund des tiefsten Grabes: den Tod des Anton Obersdorfer hast Du doch auf dem Gewissen. — Und gehentk, anstatt Deiner, wird ein Anderer!

„O Du Schauderer, o Du Esel von einem Schauderer?“ rief der Hinterhöpp in diesen Tagen oftmals vor sich hin, „was verlogenes Zeug mußt Du wieder geschwaßt haben! Was geht Dich der Holzknecht-Toni an? Dir geschieht ganz recht, wenn Du gehentt wirst, aber wie einem Andern dabei zu Muthe ist?“

Er wollte sich um die Sache gar nicht kümmern, fragte aber doch immer wieder herum, ob's denn wahr wär', daß vom Schauderer?

„Ja, der wird gehentt, wie ein nasser Lump.“

Und endlich sah er's im Zeitungsblatte: „Der Hausfurer Jonathan Schauderer aus Schlein ist des vor siebenunddreißig Jahren am Kesselfee bei Schlein an dem einundzwanzigjährigen Holzhauer Anton Obersdorfer verübten Mordes überwiesen und zum Tode des Stranges verurtheilt worden. Die Execution wird in der Kreisstadt L. um 6 Uhr Morgens des 28. Oktober vollzogen werden.“

Mitte Oktober ist schon vorüber. Der Hinterhöpp hat ein paar durch und durch schlaflose Nächte und eines Morgens sagt er zur Schraglin: „Will einmal in's Schleinische und Lehviertel 'überschauen, daß ich für den Duben einen Dienstplatz find'. Dürft' wohl etliche Täg' ausbleiben. Gib bieweilen eppas Acht auf die Toni.“

Und ging.

Ging über das Gebirge, ging am Dreiwaffenberg vorbei und nahm sich nicht einmal Zeit, seine Wallfahrt zu verrichten; ließ den Kesselfee mit seinem Martertafel seitwärts liegen, er hatte gar kein Verlangen, das Gedächtniß des Todten, frohlockend wie sonst, zu feiern. Er ging schnurgerade zum Schleiner Gericht: Was es mit dem Schauderer wär', ob Einer mit ihm sprechen kommt?

Das Schleiner Gericht geht der Schauderer, Gott sei Dank, nichts mehr an. Der hat sich höher hinaufgebracht — hat ein höchst eigenes

Logement in der schönen Stadt L. und Schildwach' vor seinem Palast, als wie der Gouverneur. Ob er zu sprechen? Darüber müßte man sich wohl erst beim hohen Criminalgerichte zu L. anfragen.

Der lange Alte ging gerades Wegs in die Kreisstadt. Und wie manch' Anderer in's Gericht nicht hineinwilt, wollte man den Hinterhöpp nicht hineinlassen. — Habe aber von wegen des Jonathan Schauderer zu sprechen!

Ob er ein Verwandter von ihm wäre?

Das nicht, wisse jedoch wichtige Zeugnenschaft in Sachen des angeblichen Mordes am Kesselfee.

Wäre allzu spät. Alles schon im Reinen und von Seiner apostolischen Majestät das Todesurteil unterzeichnet.

Endlich wurde er an einen Doctor Magerle gewiesen, welcher gerichtlich aufgestellt worden war, um im Prozesse Schauderer die Anklage zu mildern und den Verbrecher möglichst zu entschuldigen.

„Und doch gehentt!“ rief der Hinterhöpp, „unschuldig sein und einen gerichtlichen Beschirmer haben und doch gehentt! Wenn das an einem Solchen geschieht: Gott gnade allen ehrlichen Leuten!“

„Von Unschuld kann hier keine Rede sein“, bemerkte Doktor Magerle, „Delinquent hat die That selbst eingestanden, weungleich sein Geständniß widerrufen, als er gemerkt, wohin es führte. — Ich hab' meine Sach' gethan. Wir sind überzeugt von seiner Schuld, aber — wenn dieser Mensch nur einen Funken Schlaubeit im Schädel hat, der Teufel hol' mich, so lauft er heute wieder frei auf der Gasse um.“

„Die öffentliche Meinung hat schon seit Jahren gemunkelt“, fuhr Doktor Magerle fort, „sowie das Gericht in Hinsicht des Mordes am Kesselfee schon seit acht Jahren ein wachames Auge auf den Hausfurer hatte, bis

dieser sich eines Tages in der Weilaune selbst verriet, vermeinend, ein Mord verjähre nach dreißig Jahren, wie eine unverjähnte Selbstschuld. — Aus Eifersucht! Eine Art Duell soll's gewesen sein, das ändert aber nichts an der Sache. Die liebe Eitelkeit hat den alten Mann verleitet, einzugesehen, daß er einstmals der Stärkste gewesen in der Schlein, stärker als wie der wildkräftige Holznecht-Toni, den er in's Wasser geschleubert, wie einen Schulbuben. Genau seine Worte. Da haben sie ihn gleich abgefaßt. Bei Gericht hat er Alles geleugnet, und die Herren haben einen schweren Stand gehabt. — Ich streckte ihm schon die Hände entgegen und meinte, wir entkämen, da verwickelt er sich wieder in die unglücklichsten Widersprüche und ist Alles verloren. Ich suchte nun mehrere Milderungsgründe geltend zu machen, allein die Herren gingen nicht darauf ein. Uebrigens — wenn ein Einblick in die Gerichtsacten gewünscht wird? Steht Jedermann frei.“

„Möcht' bitten.“

„Ihr seid wohl ein Vetter, oder so was, vom Schauderer?“

„Daß mich Gott bewahr“, sagte der Hinterschöpp, „nur wegen des Anton Obersdorfer ist's, den hab' ich gut gekannt, und ich kann's ganz unmöglich glauben, daß er ermordet worden sein soll, weil ich die Ueberzeugung hab', daß er sich selbst fortgeschafft hat.“

Der lange Alte trocknete sich den Schweiß, es war ihm schwül vor diesem Manne des Gesetzes, der ihn mit durchbohrenden Augen ansah. Ihm war, als hätte er bereits um ein Wort zu viel gesagt.

„Woraus schöpft Ihr denn diese Ueberzeugung, Alter? Das interessiert mich.“

„Ich sag' nur so viel: Der Schauderer ist ein Narr!“ rief der Hinterschöpp.

„Auch diese Möglichkeit habe ich zu bedenken gegeben“, versetzte Doctor

Magerle, „jedoch, der Gerichtsarzt gab es nicht zu.“

„Ein Lügner ist er, ein niederträchtiger, dieser Schauderer!“ fuhr der Hinterschöpp drein, „als solchen kennen ihn die Leut', wo er hinkommt. Herrgott, wenn das wahr wär', was der Alles angefaßt haben will, zehnmal müßt' er schon gehenkt sein. Das ist ein Prahlhans!“

„Aber Freund, ein vernünftiger Mensch wird sich doch nicht an den Galgen prahlen!“

„Desweg' sag' ich ja, daß er ein Narr ist!“

„Und wie so, Vetter, habt Ihr die Ueberzeugung, daß Jonathan Schauderer nicht der Mörder des Anton Obersdorfer sein kann?“

„Weil's nicht wahr ist!“ schrie der Alte.

„Demnach wird's Euch doch interessieren, einen Blick in die Acten zu thun“, sagte Doctor Magerle, „habt nur ein wenig Geduld.“

Er verließ das Zimmer.

Nachdem der Hinterschöpp eine Weile zwischen den Solianten dagestanden war, wurde ihm so heiß und unheimlich, daß er es für das Vernünftigste hielt, diesen Ort und ehestens auch die Stadt zu verlassen.

Er wollte davon und — konnte nicht. Die Thür war verschlossen.

Der Mörder vor Gericht.

Als dann der Hinterschöpp sah, er hätte Verdacht erregt und wäre eingesperrt, da kam eine gewaltige Aufregung über ihn. Das Blut stieg ihm zu Kopf, vor seinen Augen kreiste ein blaues Firmament mit vielen Sternen. Seine Gedanken tanzten und schossen gegeneinander, wie Tollhäusler im Narrenthurme.

Ein Gerichtsdiener kam endlich und führte den langen Alten durch mehrere Gänge. — Jetzt werden sie mich zur Verantwortung ziehen, dachte der Schöpp unterwegs, aber ich steck' mir die Faust in den Mund und reb'

kein Wort. Bis zum Galgen laß' ich's treiben, jetzt bin ich's im Stand'; dort aber fahr' ich drein und faß' diesen Schauderer bei den Ohren und mach' das Gericht zu Schanden. Und wenn sie mich selber knüpfen! Es ist schreckhaft, es ist schreckhaft!

Er war nicht mehr Herr seiner selbst, und als er nun in den Saal geführt wurde, trug sich ein wunderlicher Auftritt zu.

Etliche Herren mit vergoldeten Rockbeschlagen waren da und hatten Papierblätter vor sich liegen, auf dem grünen Tische stand ein Christuskreuz und daneben waren zwei Kerzen, zum Anzünden bereit, sobald der Eid gesprochen würde. Doctor Magerle war auch da. Und hinter ihm stand die armselige, in Ketten gelegte Gestalt des Schauderer. Des alten Hausfriers Gesicht war mager und blaß zum Erbarmen, aber in seinen Augen suchte, wie einer der Richter so schön sagte, die Unruhe des bösen Gewissens. Als der Schauderer den eintretenden Hinterschöpp sah, sprang er einige Schritte vor, daß die Eisenbände rasselten an den Händen — und lachte. Lachte wimmernd und rief mit seiner pipsenden Stimme: „D Schöpp, was hab' ich denn alleweil gesagt! Hab' ich's nicht schon dem Trummelböck gesagt, damals beim Apfelbeuteln — hab' ich ihm's nicht gesagt: an den Galgenstrick wird's mich führen! Aber“, setzte er mit Genugthuung bei, „haben mir ja mein Lebtag nichts glauben wollen, die Leut'!“

Jetzt hatte der Hinterschöpp alle Fassung verloren. „Schauderer!“ schrie er, „Du siebensaches Lugenmaul! Hab' ich Dir was Ungutes in den Weg gelegt, Höllebraten, daß Du mich willst unglücklich machen auf Zeit und Ewigkeit, daß ich Deinetweg ein Mörder soll werden? Henken sollen sie Dich, Schauderer, aber meinetweg' nicht!“

„Wist ja gar aus dem Häusel“, sagte der Schauderer, „geht's Dich was an?“

„Ja!“

„Des Holznecht-Toni wegen geht's her!“

„Meinetweg geht's her!“

„Dast ihn leicht Du umbracht?“

„Ja!“ schrie der Hinterschöpp mit lang vorgestrecktem Halse.

„Ihr habt den Holznecht umgebracht?“ fragte Doctor Magerle den Hinterschöpp.

„Nein!“ stöhnte dieser.

„Also was? Ihr werdet Euch rechtfertigen!“

„Den Holznecht-Toni hat gar Keiner umgebracht.“

„Ist selber in's Wasser gesprungen, na, na, die alte Geschichte.“

„Ist auch selber nicht in's Wasser gesprungen, ist auch nicht ohnvergebens hineingefallen!“ sagte der Hinterschöpp, vor Aufregung bebend, „der Holznecht-Toni lebt heutigstags noch. -- Wo? wo er ist? — So macht auf die Augen, Ihr Herren. Da steht er!“ Mit der Faust schlug er auf seine Brust, daß es dröhnte: Da, da!“

Jetzt schwiegen die Richter und Doctor Magerle sagte: „Alle Weibe gehören sie in's Narrenhaus!“

„Alle Weibe gehören sie in's Kriminal“, ließ sich einer der Richter hinreißend, zu sagen, „das sind zwei Spigbuben!“

Der Hinterschöpp war auf einen Stuhl niedergetaumelt, er starrte zu Boden, die Tropfen standen ihm auf der Stirne.

Der Schauderer wieherte vor Lachen. Ein Augenblick, wie er im Gerichtssaale der Kreisstadt nicht wieder erlebt worden war.

Plötzlich sprang der Hinterschöpp auf und rief: „Spigbub! 's kann sein, daß ich einer bin und noch als solcher will ich über Euch Richter Gericht halten. Wenn ich's Euch beweiße, daß ich der lebendige Holznecht-Toni bin, der sich dazumal aus der Welt gemacht, weil er das Soldatenleben hat gefürchtet; was wird mir denn geschehen: hart strafen werdet Ihr mich

— vielleicht Speisruthen laufen lassen. Liegt weiter nichts d'ran. Aber wenn ich Euch beweise, daß Ihr diesen alten Lumpenkerl da desweg zum Galgen habt verdammt: was wird denn Euch geschehen?"

Lieszen ihn nicht weiter reden. Führten Beide ab, steckten Beide hinter verschlossene Thüren.

Und als der 28. Oktober kam, wurde Keiner gehent, weswegen sich die Bewohner der Stadt und Umgebung sehr beschwerten. Brave arbeitssame Staatsbürger, die ihre Steuern zahlen und kein „Henken“ haben sollten?!

„Der Spikhub' ist zu groß, man läßt ihn laufen“, wispelte Einer.

„Hat ausgebrochen und ist bei Nacht und Nebel davon“, erzählte ein Anderer.

Und ein Dritter hörte, ein Engel habe den Schauderer — sowie einst den Petrus — aus dem Kerker befreit, aber dieser Engel sei der Geist des ermordeten Holzknecht-Toni gewesen. Und der Engel sei eigentlich die unerlöste Seele gewesen, welche in ihrer Sündenlast so plötzlich vom Leibe geschieden war, und diese habe den Mörder bei lebendigem Leibe in die Hölle geführt. Bei Licht besehen: den alten Schauderer hätte der Teufel geholt.

Die Mähr' dieses Dritten schien den Leuten noch am glaubwürdigsten und man freute sich, aus dem alten Vagabunden doch ein Erleddliches an Gesprächstoff geheimst zu haben.

Welch' Erfraunen aber, als Mitte November der Schauderer wieder frei herumging und mitten auf dem Marktplatz der Stadt seine Holzwaaren feilbot. Die Kochlöffel um einen Groschen gingen reisend ab, denn jede Hausfrau und Köchin beuöthigte so ein Ding jetzt und Jede suchte gelegentlich dem Hausfuxer hinter seinen struppigen Vollbart zu lügen, wie sich's denn mit diesem Halse eigentlich verhalte.

„Ist soweit in der Ordnung mit der Gurgel“, entbrach sich der Schauderer nicht manchmal zu sagen; „nur daß sie sich zeitweilig halt gern ein Bissel anfeuchten thät. Zwei Gröschel kostet der Löffel, Euer Gnaden; steigt halt im Preis, das Zeug, seit sie die Holzschnitzer henken wollen. Na nu, für mich ist ein Anderer eingestanden. Verstatt' mir, Frau, das ist ein bairisch' Gröschel, kann's nicht nehmen. Und fürder heb' ich's geschaidter an, daß sie mich nimmer derwischen, das weiß ich.“

„Ja, will denn der Kerl wieder was anstellen?“ rief eine dicke Köchin entrüftet.

„Was denn!“ sagte er, „von meinen leeren Holzschüsseln und Löffeln da werde ich nicht satt. Laß ich mich nur wieder aufneumen, wo ihrer vierzig sind!“

Vierzig Räuber! Die Weiber machten sich eilig davon und hielten es der hohen Obrigkeit arg für übel, einen solchen Menschen frei im Land herumgehen zu lassen. — Der Leser stimmt ihnen vielleicht bei. Ich nicht, ich kenne meinen Jonathan Schauderer. Es steigen deren Manche herum draußen auf dem Lande — arge Schwätzer, Phantasten, die sich überall gern interessant machen möchten, die lieber für schlau und niederträchtig gelten, als für ehrlich und dumm, die um jeden Preis gefürchtet sein wollen, wo möglich gar der Häuptling einer Räuberbande, oder davon zum mindesten absichtslos in den Tag hineinschwäzen, oder den zu hoffenden oder gehabten Arrest lieber mit einer kerklichen Verbrecherthat motiviren, als mit ihrem gemeinen, armseligen Diebstahlchen — im Grunde harmlose Strolche, die gelegentlich aus Passion bloß ein bißchen Langfingerei betreiben, größerer Schelmenstücke aber keinesfalls fähig sind.

So wandert der Schauderer wieder in's Land hinein, tiefe Befriedigung im Busen, denn — umleuchtet

sein altes, borstenbärtiges Haupt nicht der Nimbus des Galgenstricks? Er hört, liest und spricht von seinem Prozesse, von seinem Todesurtheile mit freudiger Begeisterung, läßt Andeutungen fallen, daß seine Schuldllosigkeit an dem Morde beim Kesselfee durchaus nicht bewiesen sei, und hat im Uebrigen sein Ziel — gehent zu werden, ohne daß es weh thut — erreicht.

Unangenehmer stand's mit dem Hinterschöpp. Der mußte wochenlang sitzen, bis von allen Seiten her der Beweis erbracht werden konnte, daß er thatsächlich der seit siebenunddreißig Jahren vermiste Anton Oberödorfer sei. Und da dieses endlich zweifellos festgestellt war, hauptsächlich dadurch, daß in den Büchern die Existenz eines Paul Hinterschöpp gar nicht nachweisbar, mußte er wieder wochenlang sitzen, bis man den Proceß gegen ihn, als gegen einen alten Militärkückling einleitete.

Die Schraglin daheim war ganz verzagt, und wußte gar nicht, was denn jetzt werden sollte. Auch hatte sich mit der Dittl was zugetragen — o mein Gott, wenn nur der Schöpp heimkäme!

Wird gar nicht mehr kommen, hieß es, das sei der allergrößte Spitzbub', noch viel größer, als wie der Schauderer. Das Bissel Verlegenheit das da noch herauskommen würde!

Aber Doctor Mägerle war noch da. Der habe, sagte er, den schon Verurtheilten, sozusagen, vom Stricke gelöst und zweifle gar nicht, auch den braven Hinterschöpp wieder auf die Gasse setzen zu können. Dieser Fall gehöre überhaupt nicht vor's Civilgericht und vor's Militärgericht auch nicht. — Und was that er, der Doctor Mägerle? An den Kaiser ließ er's gehen. Und fragte, ob man einen infälligen Greis, der, um einen ihm ganz fremden, ja verhassten, aber unschuldigen Manne vom Tode zu erretten, sich selbst gestellt und in den

Schlamm gesetzt habe, lediglich nur aus Gewissenhaftigkeit willen; ob man einen solchen Menschen, der allerdings eines alten Fehls zu Folge strafbar geworden war, was aber längst als verjährt anzusehen: ob ein solcher Mensch verurtheilt werden könne?

Der gute Kaiser Ferdinand ließ zurückfragen, ob der in Rede stehende Mann Kinder habe.

Ja, eine Tochter, welche mutterlos, der ferneren Leitung des Vaters sehr bedürftig sei.

„Es hilft Alles nichts“, sagte der verzweifelte Hinterschöpp zum Vertheidiger, „wenn Sie mich für dasmal auch hinausdoctorn, ich komm' doch wieder herein. Raiten Sie, Doctor Mägerle, was ich sag: Mit meiner Tochter heben wir noch eine Sau auf!“

Von Wien kam der Bescheid: Meine Gerichte sollen machen, was sie wollen, aber nach meiner Meinung könne man den Alten laufen lassen.

Es war gut. Sie ließen ihn laufen.

Aud doch Soldat!

Auf dem Rückweg nach Schneewaldbach trieb der Hinterschöpp im Lehviertel beim Breitegghofer einen Dienstplatz für seinen Hufen auf. „Sonst brav und nicht ungehäßt“, sagte er, „aber ein bissel übermüthig.“ Geht in's sechzehnte Jahr; für das Alter soweit noch unerfahren.“ — Nu das macht nichts. — Hat auch ein Töchterl, der Breitegghofer. Bis der Bub in's Mannbare geht, wachst sich die gerad' zurecht. Kommt ein Paarl werden, das, fester Breitegghofer! Nachher, bu verwindirter Soldatenrod bist verbrannt. Amen.

Gar zufrieden, daß sich die zwei Lasten seines Herzens nun so leichtlich gehoben hatten, kam er nach Schneewaldbach zurück. Vor der Schraglin hatte er ein Verhör auszuhalten. Er sagte ihr's offen: was er um Gottes-

willen dafür könne, daß die Leute geglaubt hätten, er läge im Wasser, und nicht weiter nach ihm gefragt hätten? Wolte den Herren das gesagt haben! Wo ist mir die Toni?"

„Jesus Maria!“ rief die Schraglin und schlug die Hände zusammen, „daß thätst Du noch nicht wissen, Hinterstöpp?"

Er starrte sie an. „Du, Weib“, murmelte er, und seine Zunge war schwer, „was steckst jetzt dahinter?"

„Seit sieben Wochen ist sie davon, ist fort mit den Kradner Rekruten.“

„Was ist sie? Davon mit den Rekruten?" Der lange Alte lachte wild auf.

„Ist auch schon ein Brief von ihr da. Ist doch noch gut, daß Du ihr das Schreiben hast lassen lernen.“

Das hätte der Alte sicherlich niemals gethan, wenn er vorausgesehen hätte, welsch einen Brief ihm dieses Kind eines Tages schreiben würde.

Der Brief lautete so:

„Abzugeben an den Paul Hinterstöpp genannt, in Schneewaldbach ob Kraden.“

„Verzeihe mir's Gott im Himmel, daß ich nicht anders kann und schreiben muß, wo ich mir vorgenommen habe, mit dem Hinterstöpp im Leben und Sterben nichts mehr zu thun haben will. So thut ein Vater nicht sowas thut der größte Feind nicht und was habe ich euch den beleidigt, daß ihr mir das habt anthun können? Gemeint, ich muß ein Narr werden und was für Schand und Spott! Der Fled geht in meinem Leben nimmer aus; so dumm. Und wenn mir nicht denken müßt', es wär' aus guter Meinung geschehen von wegen dem Soldatenleben — keine Verzeihung. Und möchte wissen, wer gesagt hat, daß nicht Soldat werden will? Gar nichts lieber als wie das, bei meiner Seel'! Der Guido Bärenschütz hat mich aufgeklärt und was ihr da zu verantworten habt! Das es euch nicht brennt in der Ewigkeit.“

Bin mit, und hab' mir vorgenommen, daß bei den Soldaten verbleiben will. Keine solchen Eltern brauch' ich nicht und ihr habt keinen Sohn wollen, jetzt habt ihr keinen. Das ist eine Schmach vor Gott und Welt.

Anton — —

P. S. Nicht einmal einen Vatersnamen habe ich, fremde Leut müssen mir einen geben.“

Der Hinterstöpp war niedergebroschen auf den Erdboden, auf welchem er nun knieend kauerte und die Fäuste mit dem zerdrückten Papier in's Gesicht preßte. Nach einer Weile stand er auf, sagte: „Geschieht mir schon recht,“ und ging hinaus.

Am nächsten Tage traf eine Vorladung vom Gerichte ein, für den Anton Obersdorfer, vulgo Hinterstöpp. Der Adressat war nicht daheim, der wanderte in die Kreisstadt, und von dieser nach Wien, um seinen Sohn zu suchen. Unterwegs war ihm der Hans Schragl begegnet, der endlich auf unbestimmte Zeit Urlaub erhalten hatte, gegen Kraden zog und nach Schneewaldbach zu seiner Mutter. Er war gealtert und hatte etliche Narben auf dem braunen Gesichte, aber sein ganzes Wesen schwamm in Lust, nun doch einmal des Joches los und ledig zu sein. Der Hans wußte dem Stöpp das Bataillon des Regiments und die Kaserne in der großen Stadt genau zu bezeichnen, wo die Rekruten aus Kraden untergebracht waren.

„Müssen schon wohl recht übermüthig geworden sein, die Kradner Bürschchen“, sagte der Urlauber, „möcht' nur wissen, wer der junge Freiwillige ist? — Soll' vom Hauptmann zum Obersten und gar zum General gegangen sein und wie ein Narr gebettelt haben, daß sie ihn assentirten. Ein blutjung' Bürschl! Daß er nicht etwa was angestellt hat daheim.“

„Geh' nur jetzt, hast noch weiten Weg,“ sagte der Stöpp, „die Mutter laß' ich grüßen und schaut mir gut auf die Wirthschaft!“

Und gingen auseinander.

Zu Wien hat der Hinterschöpp seinen Sohn gesehen in schmucker Uniform, schlant, frisch und stink — daß ein Herz könnt' lachen. Anton Obersdorfer wie sie den jungen Soldaten nannten, besaß bereits die Liebe der Kameraden und das Wohlwollen der Officiere. Aber, als ihm der lange Alte die Arme entgegenstreckte, da verweigerte ihm der Bursch die Hand und jeden freundlichen Blick.

„Anton, schau! daß du mir nicht böse bist!“

„Bö? wüßt nicht warum,“ antwortete der Soldat trotzig, „geht nur heim, Hinterschöpp, kenn euch nicht. Bin Soldat und diene meinem Kaiser!“

Und rechtsam kehrt euch! war er weg.

— „Nun bin ich fertig“, sagte der Hinterschöpp, und sage ich, der Erzähler.

Bis auf Eins.

Im Jahre 1857, als der lange Alte nach mancherlei Kummernissen und Mißheiligkeiten mit dem Gerichte kränklich und armselig geworden war, kehrte Anton Obersdorfer aus Ungarn als Major nach Kraben zurück.

Er hatte eine Narbe an der Stirne, ein Kreuz an der Brust, und — was die Weibskent zu Kraben mit großer Verwunderung und besonderem Wohlgefallen vermerkten — einen schönen braunen Schnurbart im Gesicht.

Und wie hat Zeit und Leben sein Herz gemendet!

Sein erster Weg war nach Schneewaldbach zum Vater. Da war Alles

gut und Anton erzählte dem ungläubig Horchenden von der Lust, Soldat zu sein.

Und der Alte sagte: „Neunundvierzig Jahr jektund, seit der Toni ins Wasser ist gefallen; fünfundzwanzig Jahr, seit ich ein Mädel hab' taufen lassen, und der Anton Obersdorfer ist doch beim Militär. 's nußt nichts. Was sein muß, muß sein und da hilft kein Gott und kein Hinterschöpp. Und Major! Ja wenns j o geht, thät ich schier vermeinen, der alt' Holznecht-Toni, wenn er wär' dazugegangen, kunt heut' ein alter General sein. Nach's halt gut für ihn, Toni, mach's halt gut. Und g'frenu thuts mich, daß wir zwei wieder auf gleich sind — Major!“

Dann ging der Herr Major zum Bärenschütz. Dort verkündete er, daß schon nächster Tage der Korporal Guido auf Urlaub käme. Und warb dafür wen Andern an — auf Krieg- und Friedenszeit — für alle Fälle.

In der Kapelle unter den drei Buchen — gerade dort, wo vor Jahren die weißgekleidete Hinterschöppbirn und das Mädchen im Blümelrock beisammengestanden, standen jektund dieselben zwei wieder beisammen: der Major Anton Obersdorfer und die Gregina Bärenschütz. Denn die Gregina war assentirt und für tauglich befunden worden.

Ohne Urlaub und zeitliche Befreiung. Auf Lebenszeit!

Haben in Kraben und in Schneewaldbach Lager abgebrochen, letzte Ordre erttheilt, Salut gegeben und sind abmarschirt zum Regimente.

Die falschen Excellenzen.

Humoreske von Karl May.

(Schluß.)

Es wurde natürlich ganz gehörig politisirt, und die Begeisterung, welche unter der zahlreichen Versammlung herrschte, erhielt nur durch die Gewißheit, daß es hier in der Nähe zum Kampfe kommen werde, einen Dämpfer. Die Klagen darüber flogen hin und her, und schon begann man den Schaden zu berechnen, welchen die Gemeinde und jeder Einzelne dabei haben könnte, als einer auf einen höchst glücklichen Gedanken kam.

„Hört, Ihr Leute, ich will Euch einmal etwas sagen!“ rief er unter die Debattirenden hinein. „Es ist noch nicht Alles verloren, und wenn wir uns hinter den Werner stecken, so kann die Sache eine ganz andere Wendung nehmen.“

„Wieso denn?“

„Na, das ist doch sehr einfach: Er geht morgen früh mit den beiden Herren hinaus auf's Feld und soll ihnen da seinen Rath geben. Da muß er nun behaupten, daß eine Schlacht hier bei uns gar nicht gewonnen werden kann, und wenn er seine Sache gut macht, so suchen sie sich eine andere Gegend aus.“

„Das ist richtig, das müssen wir ihm sagen!“ ertönte es im Kreise.

„Und hört Ihr, dabei können wir den Langenbergern endlich einmal Eins auswichen, die unserer Gemeinde immer in den Haaren liegen!“

„Jawohl, jawohl! Die Schlacht muß bei Langenbergern geschlagen werden!“

„Schreit doch nicht so fürchterlich!“ mahnte der Wirth, welcher eben jetzt eintrat. „Die Herrschaften haben gegessen und wollen nun schlafen gehen. Was habt Ihr denn mit den Ungenbergern?“

„Komm, Werner, setze Dich einmal her! Du sollst uns einen großen Gefallen thun!“

„Was denn für einen?“

„Wir mögen hier von der Schlacht nichts wissen, weil uns dabei Alles zu Grunde gehen wird!“

„Zu Grunde gehen? Ihr redet wie Ihr versteht, ich aber muß das besser wissen! Der Schaden, welchen wir für den ersten Augenblick haben werden, hat ganz und gar nichts zu bedeuten. Unserer weiß ja Alles schon im voraus, und so will ich Euch sagen, wie es wird: Von rechts kommen die Franzosen herüber und werden geschlagen; von links kommen die Russen herein und werden geschlagen; die Franzosen zahlen fünf Milliarden, und die Russen zahlen fünf Milliarden und von diesen zehn Milliarden bekommt ein Jeder von uns so viel, als er Vergütung ansetzt. Der Bismark und der Moltke haben bei mir gewohnt, und wenn ich nun gar noch den Plan mit fertig mache, so werden sie schon dafür sorgen, daß wir nicht schlecht wegkommen. Bei zehn Milliarden kommt es auf ein paar Tausend Mark mehr oder weniger nicht an; ich werde ihnen das morgen schon zu verstehen geben!“

„Das ist Alles ganz gut, aber es gibt dabei noch Mehrerlei zu bedenken. Wenn die Turkos und Zuanen kommen und dann noch die Kosaken und Mongolen, dann ist ja das Kind im Mutterleibe nicht sicher. Man hat gehört, wie es zugegangen ist, und Du hast doch auch Weib und Kind, Werner!“

„Ja, das ist wahr; von dieser Seite habe ich mir die Sache noch gar nicht angesehen!“

„Und das wäre doch eigentlich so ein richtiges Meisterstück von Dir, wenn Du den großthüigen Langenbergern die Schlacht zuschwanken könntest mit Allem, was d'rum und d'ran hängt. Denen könnten ein paar Hundert Turkos und Mongolen gar nichts schaden! Und wir würden es Dir ganz gewiß großen Dank wissen!“

„Das läßt sich hören! Und den Langenbergern bin ich ja auch nicht grün. Aber ich will mir die Sache doch erst einmal richtig überlegen. Eine Schlacht hat auch ihr Gutes, besonders für einen Gasthof. Der Ort wird berühmt, und noch nach vielen Jahren kommen die Fremden herbeizulaufen, um sich die Gegend anzusehen.“

Dieses Argument kam den Absichten der Andern nicht willkommen. Es erhob sich ein lebhaftes Hin- und Wiederprechen, und man brang mit Bitten und Vorstellungen so lange in den Wirth, bis er seine Zustimmung gab.

„Nun gut, Ihr sollt Eueren Willen haben: die Schlacht kommt nach Langenberg. Aber Ihr dürft bei Leibe vor der Zeit nichts ausplaudern!“

„Das versteht sich ganz von selbst. Was gesprochen worden ist, das haben wir unter uns geredet. Und fertig bringen wirft Du's wohl auch; Du bist ja der Mann dazu!“

„Habt nur da keine Sorge! Ich werde die beiden Herren so sachte von hinten herumkriegen, daß sie gar nichts merken. Gründe werde ich mehr als genug finden; ich verstehe mich ja auf den Krieg, denn ich habe meine Bücher darüber!“ —

Es war schon ziemlich spät, als der Letzte der Gäste das Haus verließ und Werner mit den Seinen sich zur Ruhe begeben konnte. Der Abend war ein sehr lebhafter für ihn gewesen, und die Aufregung hielt noch lange Zeit den Schlaf von seinen Augen fern. Doch war er wohl nicht die einzige Person, welche munter blieb. Auch Lisbeth war auf ihr Stübchen

gegangen, doch nur auf eine kurze Dauer, denn als sie annehmen zu können glaubte, daß sie Niemandem mehr begegnen werde, schlich sie sich hinunter und trat durch die leise geöffnete Thür hinaus in das Freie.

An demselben Tische, an welchem der Wirth heut seine politische und kriegerische Weisheit offenbart hatte, saß Einer, welcher sich jetzt erhob, auf das Mädchen zutrat und sie ohne alle Einleitung beim Kopfe nahm und recht herzlich küßte.

„Guten Abend, Lischen. Hast mich heut doch recht lang warten lassen.“

„Sei nicht böß darüber, Anton; ich kann nicht dafür! Wir haben zwei Gäste bekommen, zwei Gäste, sag ich Dir, die Du in Deinem ganzen Leben nicht errathen würdest!“

„Das ist möglich, denn in der Welt gibt es so viele Leute, daß ich sie nicht alle kennen kann. Und noch weniger kann ich wissen, wer von ihnen grad heut Abend bei Euch eingelehrt ist. War es denn wirklich so etwas Außergewöhnliches?“

„Ganz und gar. Der Vater ist vor Freude und Seligkeit geradezu aus dem Häuschen. Denke Dir nur, er hat heut mit keinem einzigen Worte von Euerem Proceß gesprochen. Das ist doch viel!“

„So, vor Freud' und Seligkeit geradezu aus dem Häuschen? Ist denn etwa der Kaiser dagewesen oder gar der Bismark?“

„Wahrhaftig“, staunte sie, „Du hast es errathen! Ober hast Du schon davon gehört?“

„Keine Sylbe! Ich habe seit zehn Uhr dort am Zaune gestanden und auf Dich gewartet. Ich darf mich hier doch gar nicht sehen lassen; wie kann ich also mit irgend Jemandem verkehrt haben! Aber das mit dem Errathen ist natürlich nur Dein Spaß!“

„Spaß? Nein, es ist mein vollständiger Ernst. Der Bismark und der Moltke sind da und bleiben bei uns über Nacht.“

„Papperlappapp!“
 „Natürlich! Da droben in den beiden Stuben schlafen sie!“

„Papperlappapp!“
 „Sie wollen unsere Gegend aufnehmen, weil hier die Russen und Franzosen geschlagen werden!“

„Papperlappapp!“
 „Und der Vater soll ihnen helfen, den Plan zu machen. Er geht mit ihnen hinaus und führt sie überall herum!“

„Papperlappapp!“
 „Ach laß doch nur Dein Papperlappapp! Ich werde Dir doch nichts weiß machen! Sie sind gegen Abend gekommen, jeder in einer vier-spännigen Karosse, erst der Molke und dann der Bismark!“

„So! haben sie Euch denn ihre Geburtszeugnisse und Taufscheine vorgezeigt?“

„Nein. Solche Herren kann man natürlich gar nicht nach dem Passe fragen; aber wir haben sie gleich erkannt, weil wir die Bilder haben.“

„Also wirklich? da ist es doch wahr, was heute im Blatte gestanden hat!“ meinte er. Hätte sie mehr auf den Ton seiner Stimme geachtet, so wäre sie vielleicht auf den Gedanken gekommen, daß er von den beiden hohen Gästen mehr wisse als er sich merken lassen wollte. „Der Redakteur war gestern bei uns zu Biere und hat die Neuigkeit von dem Uhlewalb erfahren, der sie in einer Berliner Zeitung gelesen hat.“

„Uhlewalb? Ist das der Theater-director, der mit seiner Gesellschaft vor zwei Jahren bei Euch spielte?“

„Ja; er ist jetzt wieder da. Kennst Du ihn?“

„Nein. Es ist von hier zu weit nach Limberg, um Abends in das Theater zu gehen. Aber ich möchte gern wieder einmal so etwas sehen!“

„Das kannst Du haben. Er weiß, daß Du meine Geliebte bist und hat mir für Dich so viele Freibillets versprochen, als Tu nur immer haben willst. Du sollst sie Dir morgen holen,

wenn Du nach Limberg zu Markte kommst.“

„Die können mir nichts nutzen, denn wenn es auch nicht so weit wäre, ich dürfte doch nicht gehen!“

„Warum nicht?“

„Nun, Du denkst wohl gar nicht an den Proceß!“

„Doch; aber der Uhlewalb ist ein gewaltig kluger Kopf, der schon Manches fertig gebracht hat, was keinem Anderen gelungen wäre. Er behauptet, daß die Feindschaft ein Ende hat, wenn Du morgen, oder vielmehr heut, denn es ist schon Zwölf vorüber, zu ihm in die „drei Schwanen“ kommst. Willst Du, Lisbeth?“

„Ach, das sagt er nur so, weil er mich vielleicht gern einmal sehen will. Mein Vater würde zwar nichts davon erfahren, wenn ich einmal zu Dir käme, aber der Deinige, der jagte mich doch gleich wieder zur Thür hinaus!“

„Was das betrifft, so wollen wir es erst einmal versuchen. Du kommst doch wie gewöhnlich zum Wochenmarkte?“

„Ja.“

„Gut, so werde ich Dich treffen, und das Uebrige wird sich finden. Der Zanf und Aerger muß endlich ein Ende nehmen, sonst gehe ich aus dem Hause!“

Er legte den Arm liebevoll um das hübsche Mädchen und zog es näher an sich. Sie hatten sich so viel zu sagen, und dabei verging die Zeit so schnell, daß Lisbeth fast erschraf, als es auf dem Dorf Kirchthurme drei Uhr schlug. Sie stand auf.

„So spät schon! Jetzt muß ich schlafen gehen, denn um vier Uhr weckt mich Vater wieder auf.“

„So bleibst Du lieber gleich wach. Die eine Stunde Schlaf nützt Dir nun auch nicht viel. Wir gehen hinein in die Stube; da kannst Du immer schon dafür sorgen, daß der Kaffee zur rechter Zeit fertig ist, und ich, nun, ich trinke auch eine Tasse.“

„Aber wenn der Vater es merkt?“

„Sobald der oben lebendig wird, reißt er aus.“

„So komm mit. Ich verschließe die Hausthür nicht wieder und riegle auch die Hofthür auf, damit Du zu allen Seiten hinauskommst, wenn er unvermuthet kommen sollte.“

Sie schlichen sich in das Innere des Hauses. Während das Mädchen sich mit den nöthigen Vorsichtsmaßregeln und sodann in der Küche zu thun machte, ging Anton in die Stube und trat an die alte Wanduhr, welche durch die Stille ihr einförmiges Tiktak hören ließ. Sich leise und schnell einen Stuhl herbeiziehend, stellte er sich auf denselben und drehte den Zeiger um über eine Stunde zurück. Damit hatte er seine heutige Aufgabe gelöst und suchte nun mit unbefangener Miene das Mädchen wieder auf.

Dieses wunderte sich allerdings einigermaßen, als es später die Differenz bemerkte, Anton aber wußte sie schnell zu beruhigen.

„Es hat dreimal geschlagen. Das ist dreiviertel auf Zwei gewesen, aber nicht drei Uhr. Wir haben uns geirrt. Hier sieh an meine Uhr! Es stimmt!“ —

Werner war so lange wach geblieben, daß er zur festgesetzten Stunde noch nicht wieder munter war. Als er herabkam, fiel sein erster Blick auf das Zifferblatt.

„Ein Viertel Fünf! Sapperlot, da hätte ich es bald verschlafen, und es ist gut, daß Du schon da bist. Mache schnell den Kaffee fertig. Die Mutter wird auch gleich kommen, und dann müssen wir die Herren wecken!“

So geschah es. Der Tag war schon längst angebrochen; die Knechte zogen mit ihren Gespannen, neugierige Blicke herüber werfend, auf die Felber, und ihre Herren dispensirten sie von den Früharbeiten, um dem Ausmarsche der drei Kriegsgesährten beiwohnen zu können. Aber als der Erste von ihnen durch die Thür trat, kam ihm Werner mit zurückweisender Miene entgegen.

„Hört, heut Morgen müßt Ihr mir die Herrschaften in Ruhe lassen. Was müssen sie von mir denken, wenn

ich es zugebe, daß sie hier wie in einer Menagerie angeguckt und beobachtet werden! Kommt heut Abend wieder; da sollt Ihr jedes Wort erfahren, was gesprochen worden ist!“

Dem Manne leuchtete das ein; er verließ das Haus. Aber draußen auf der Straße hatte ihm kein Mensch etwas zu sagen. Er steckte also die Hände in die Hosentaschen und lehnte sich an den Zaun, um wenigstens von Weitem zu genieschen, was ihm in der Nähe verwehrt worden war. Die Zeit sollte ihm dabei nicht lang werden, denn es kam nach und nach ein Nachbar nach dem andern gegangen, und als die Erwarteten endlich aus der Thür traten, erblickten sie eine dichtgebrängte Volksmenge, welche nur deshalb bei dem Erscheinen der beiden berühmten Leute nicht in laute Zurufe ausbrach, weil die Herren ja nicht erkannt sein wollten. Diese aber bogen schnell in einen der Seitenpfade ein und waren bald den Augen der Nachblickenden entschwunden.

„Habt Ihr sie gesehen? Was die für Augen machen, und für Beine! Man sieht es solchen Leuten doch gleich an, daß sie was Großes sind. So ein Gesicht und so einen Gang brächte Keiner von uns fertig!“

„Warum denn nicht? Beim Werner zum Beispiel fehlte gar nicht viel. Er machte ja eine noch viel vornehmere Miene als die beiden Andern!“

„Ja, der! Bei dem steck's drin. Der weiß schon, was für ein Gesicht man aufstecken muß, wenn man in solcher Gesellschaft ist, denn er hat ja die Bücher darüber!“

„Und wie er uns zublinzelte! Der ist schlau, und ich möchte dabei sein und mit zuhören, wie fein er sie herumkriegt wegen den Langenbergern!“

„Ja! Es ist nur schade, daß wir das Alles erst heut' Abend erfahren. Wißt Ihr was?“

„Nun?“

„Ich gehe nach Limberg. Dort können wir schon um Zehn hören,

was ausgemacht worden ist, denn er muß ja zum Termine dort sein!“

„Das ist wahr, und den versäumt er nicht! Sie sind zwar über eine Stunde später fortgegangen, als vorherbestimmt war, aber vier Stunden sind eine lange Zeit; da können sie recht gut fertig sein. Ich gehe mit!“

„Ich auch!“ meinte ein Dritter.

„Es ist heut Wochenmarkt, und da kann man sich leicht einen Behelf machen. Er muß bei den drei Schwanen vorbei, wenn er auf das Amt geht, und sobald er fertig ist, lauern wir ihn ab.“

Die Richtigkeit dieser Ansicht leuchtete Allen ein. Es fanden sich mehr und mehr unter den Anwesenden, welchen es plötzlich einfiel, daß sie ein Nothwendiges in der Stadt zu verrichten hätten, und wer einige Zeit später auf die Limberger Chaussee gegangen wäre, der hätte ganz sicher die Beobachtung gemacht, daß diese Straße heut' eine außerordentlich belebte sei.

Als Franke die ersten Ebersbacher bei sich eintreten sah, hieß er sie herzlich noch als sonst willkommen. Er befand sich in einer außerordentlichen Spannung. Uhlenwald hatte ihm aus naheliegenden Gründen von seinem Plane nichts mitgetheilt, sondern nur Anton in's Vertrauen gezogen. Dieser hatte gestern am späten Nachmittage die Füchse vor die Kutsche gespannt; darauf war der Director mit Schmidt und dem Zettelträger, welcher verschiedene Päckete bei sich geführt hatte, eingestiegen, und dann war es fortgegangen, wohin, das wußte der Schwanenwirth nicht, obgleich er es sich denken konnte. Noch spät am Abend hatte er von einem Gaste, welcher Lohnkutscher war, gehört, daß Anton sich bei ihm für kurze Zeit zwei eingeschirrte Pferde geliehen und zur bestimmten Stunde auch wieder zurückgebracht habe. Er suchte zu errathen, was die vier Männer eigentlich vorgehabt hatten, aber es wollte dabei gar nichts Rechtes herauskommen. Vielleicht konnte er jetzt von den Ebersbachern etwas erfahren.

„Wie geht's da draußen bei Euch?“ frug er, indem er sie bediente.

„Denke, gut, wenn man das Schlechte nicht rechnet!“

„So ist's wohl überall! Und leider erfährt man jetzt mehr Schlechtes als Gutes. Das Geschäft stodt, das Geld fehlt, die Wirthshäuser stehen leer, und nur die Zeitungen machen gute Geschäfte. Nach ihnen greift man schon am frühen Morgen, um zu sehen, ob es endlich nun halb losgehen wird.“

„Um das zu wissen, braucht man keine Zeitung. Los geht's, das ist sicher!“

„Das fragt sich. Wo anders wollt Ihr so etwas erfahren, als in den Blättern!“

„In Ebersbach brauchen wir Eure Blätter nicht. Diesmal wissen wir Alles ganz genau, noch viel, viel besser, als sie es in Berlin wissen!“

„Da hat es Euch wohl der Bis-mark geschrieben?“

„Nein, geschrieben nicht!“

„Ach ja, Ihr habt ja einen Bis-mark draußen; da wäre das Schreiben ja eine Thorheit!“

„Ihr meint den Werner? Hört, Ihr Beide seid zwei dicke Feinde miteinander; aber, Schwanenwirth, den Werner macht Ihr uns nicht schlecht, denn das ist ein Kerl, der Haare auf den Zähnen hat, darauf könnt Ihr Euch verlassen!“

„So? Na, da seid froh, daß Ihr ihn habt!“

„Ja, das sind wir auch, denn wenn wir ihn nicht hätten, so stände es mit uns vielleicht nicht zum Allerbesten, wenn nächstens die Russen und Franzosen hier in die Gegend kommen.“

„Ihr seid wohl nicht recht klug? Die Russen und Franzosen hier in unsere Gegend?“

„Wer von uns Beiden nicht recht klug ist, das wird sich finden! Wir aber wissen, daß wir bald die Zuanen und Turkos sammt den Kosaken und Baschkiren hier zu sehen bekommen.“

Freilich, woher wir es erfahren haben, das ist unsere Sache."

Werner hatte zwar gestern Abend verboten, von dem Geschehenen zu sprechen, aber welcher Ebersbacher hätte unter solchen Verhältnissen zu schweigen vermocht! Die braven Bauersleute waren in die politischen Geheimnisse tiefer eingeweiht als das hohe Ministerium sammt dem Reichstage und allen Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, und hier zu schweigen, das wäre nicht nur Thorheit, sondern geradezu die größte Sünde gegen die eigene Ehre und Ambition gewesen. Franke kannte also die großen Ereignisse des gestrigen Abends und heutigen Tages halb ebenso gut wie die Ebersbacher selbst, und nun war ihm auf einmal Alles klar. Außerlich zwar mußte er seine Ruhe bewahren, aber innerlich war er voller Freude und Jubel, denn wie er seinen Gegner kannte, so war ein Besuch Bismarcks allerdings das einzige und richtige Mittel, ihn vom Termine abzuhalten, und die Angst vor der gefährdeten Stunde minderte sich mit jeder Minute, welche sie näher rückte.

Endlich war sie da. Franke griff nach der Mütze und ging. Das Zimmer hatte sich mit Gästen gefüllt, von denen nur sehr Wenige nicht aus Ebersbach waren, und man belagerte förmlich die Fenster, denn jetzt mußte auch Werner kommen, und ein einziger Blick genügte ja, zu sehen, ob ihm sein Vorhaben gelungen sei.

Es schlug zehn. Der Erwartete kam nicht. Es schlug ein Viertel und sogar halb, er war noch nicht da. Eine Stunde grad mußte auf ihn gewartet werden, so viel Frist gestattete ihm das Geseß, war er aber um elf noch nicht erschienen, so hatte er den Proceß verloren. Er mußte also bis dahin noch kommen.

Da sahen jetzt plötzlich alle Köpfe an das Fenster und wandten sich dann nach der Thür. Werner war es nicht, nach dem man blickte, sondern Liebeth,

seine Tochter, welche mit Anton eintrat. Sie erröthete vorlegen, als sie die Augen von lauter Bekannten vermundert auf sich gerichtet sah, wurde aber von ihrem Begleiter sofort in die Küche geführt, wo er sie der Mutter übergab.

Das Erscheinen des Mädchens gab natürlich Veranlassung zu lebhaften Vermuthungen und zu Fragen, welche allerdings Niemand beantworten konnte, und so kehrte sich die allgemeine Aufmerksamkeit wieder der Straße zu. Es schlug Dreiviertel. Die Erwartung wurde immer gespannter, und es war fast, als ob der Proceß nicht bloß für Werner, sondern für jeden Einzelnen der Anwesenden auf dem Spiele stehe.

Da schlug es Elf. Noch eine kurze Zeit verging, und es kam Einer langsam die Straße herauf, dessen Gesicht von Freude und Genugthuung erglänzte. Und zu gleicher Zeit kam ein anderer die Gasse herab, aber nicht langsam, sondern erhitzt und eiligen Laufes, in dessen Mienen sich Angst und Aerger zugleich aussprachen. Ohne nur einen einzigen Blick auf die Fenster der „Drei Schwänen“ zu werfen, rannte er an dem Gasthose und seinem Besizer vorüber. Er kam zu spät; wer den Schwanenwirth ansah, der konnte gar nicht daran zweifeln.

Die Spannung, in welcher sich die Gäste befunden hatten, war jetzt gewichen. Sie befanden sich bei dem Gegner ihres Mitbürgers und hielten also ihre Gefühle mehr zurück, als es an einem andern Orte geschehen wäre. Die Fenster hatten das ihnen vorhin gewidmete Interesse verloren, denn Werner kam jedenfalls vor einer geraumen Weile nicht wieder zurück, und so wurde den drei Männern, welche jetzt draußen zu sehen waren, keine Aufmerksamkeit geschenkt, obgleich sie dieselbe wohl verdient hätten.

Zuerst kam einer, welcher allerlei Pakete trug; es war der Theaterdiener und Zettelträger, und wenige Augenblicke, nachdem er unter dem Eingange zum Gasthose verschwunden

war, bogen zwei andere um die Straßenecke, ein wohlbeleibter Mann mit einem vollen, gutmüthigen Gesichte und an seiner Seite eine lange, hagere Person, der man es schon an Habite anmerkte, daß des Lebens Glück nicht sonderlich gut auf sie zu sprechen sei. Es war der Herr Director Uhlewald mit seinem Souffleur. Sie kamen gemüthlich selbender dahergeschlendert, hielten vor dem Hause ein kleines Ständchen und traten dann in die Gaststube.

„Guten Morgen!“

Niemand antwortete, auch schien kein Platz mehr für sie übrig zu sein, aber der Dicke schob sich ohne Umstände zwischen zwei Ebersbachern auf die Bank hin und sorgte mit Hilfe der Ellbogen dafür, daß der Dünne neben ihm es sich auch einigermaßen bequem machen konnte.

„Wer sind denn diese Weiden? Die thun ja, als ob sie hier zu Hause seien!“

„Kenne sie nicht, habe sie auch niemals gesehen; es müssen vollständig Fremde sein!“

Franke hatte sich bis jetzt nicht wieder sehen lassen. Er saß droben in seiner Stube, die er verschlossen hatte, um die Freude über den gewonnenen Proceß zunächst vollständig ungestört und ungetrübt zu genießen. Ungetrübt? Es war doch, als käme zuweilen ein Gebante geschlichen, welcher nicht recht zur gegenwärtigen Stimmung zu passen schien. War eine solche Freude streng genommen, nicht vielleicht Schadenfreude zu nennen? Auf welcher Seite hat eigentlich das meiste Recht gelegen? Und welchem Umstande war der Triumph über den Gegner zu verdanken?

Uhlewald hatte vollständig richtig geurtheilt, als er den Schwanenwirth eine „alte, gute Haut“ genannt hatte und der Letztere gehörte zu jenen Naturen, welche das Glück milder macht selbst gegen einen erklärten Feind. Er dachte an die leichte Art und Weise, wie er in den Besitz des Gasthofes gekommen war, an die

Sorgen der letzten zwei Jahre, an den einzigen Sohn, über den er nie eine begründete Klage auszusprechen gehabt hatte, an die Tochter Werners und an diesen selbst, welcher in diesem Augenblicke sicher wie niedergeschmettert vor dem Actuar stand und —

Er dachte nicht weiter, sondern er erhob sich vom Stuhle und ging, mit einem Entschlusse ringend, im Zimmer auf und ab. Da klopfte es an die Thür.

„Franko, Schwanenwirth, macht doch einmal auf!“

Er öffnete. Es war der Director, welcher eintrat.

„So so! hm hm! Da hat man sich geplagt, damit der Mann da den Proceß gewinnen soll, und nun es gelungen ist, verdeckt er sich und schließt sich gar noch ein, um weber „guten Morgen“ noch „hab Dank!“ sagen zu müssen. Was ist mir denn das für ein Brauch!“

„Hören Sie, Herr Director, Sie beurtheilen mich wieder einmal falsch; das ist factisch! Der „gute Morgen“ kann Ihnen nicht viel nützen, und was den Dank betrifft, so passen Sie einmal auf!“

Er trat zum Secretär und nahm aus einem Kästchen die Papiere, welche er gestern präsentirt hatte. Sodann setzte er ein Streichholz in Brand, hielt die Rechnungen über die Flamme und schob sie in den Ofen.

„Sind sie nun zufrieden?“

Was diesen Punkt betrifft, ja. Hier habt Ihr meine Hand; ich muß Euch Dank sagen. Aber was das Andere betrifft — —

„Das lassen Sie mir selbst über! Ich war soeben bei einem Gedanken, den ich auch ausführen würde, wenn der Werner Verstand haben wollte.“

„So so, hm hm! Darf man ihn erfahren?“

„Warum denn nicht! Ich wollte ihn hereinrufen, wenn er vom Gerichte kommt und mit ihm und dem Anton hinausfahren nach Ebersbach zur Lisbeth.“

„Bravo, Franke; Ihr seid ein Ehrenmann! Aber Ihr könnt Euch den Weg ersparen, denn die Lisbeth ist unten in Eurer Küche. Ich traute Euch nicht so recht und wollte Euch deshalb überrumpeln.“

„Ist sie da? Nun, dann seht bloß der Werner noch! muß aufpassen, wenn —“ er war zum Fenster getreten und unterbrach, hinausblickend, seine Rede. „Da kommt er! Er muß herauf; das ist factisch!“

Er ließ den lächelnden Uhlwald stehen und eilte hinab. Werner stand grad in dem Begriffe, gesenkten Hauptes am Eingange vorüberzuschreiten, als er am Arme gefaßt wurde. Er hielt den Schritt an, erhob den Kopf und konnte vor Erstaunen keine Worte finden, als er den Schwanenwirth mit freundlicher Miene vor sich stehen sah. Schnell jedoch verwandelte sich sein Staunen in den gewohnten Grimm, und den Arm frei machend, frug er:

„Was solls? Was hast Du noch mit mir zu schaffen?“

„Komm doch einmal mit herein zu mir! Ich habe mit Dir zu reden.“

„Du mit mir? Ich in Dein Haus? In die „Drei Schwanen“? Niemals! Das wär nicht geschehen, wenn ich gewonnen hätte, und nun erst recht nicht!“

Franke ergriff seinen Arm wieder und hielt ihn fest.

„Ich will Dich nicht beleidigen, Werner, sondern ich meine es gut mit Dir; das ist factisch! Komm mit herein, und Du wirst es nicht bereuen.“

„Niemals! Ich hab's gesagt und dabei bleibt es!“

„Und doch mußt Du mit; ich thm's nicht anders. Und wenn Du nicht meinewegen mitgehst, so thue es doch wenigstens dem Anton und der Lisbeth zu Gefallen!“

Die Unterredung zwischen den beiden Feinden war im Zimmer bemerkt worden, und die Neugierde trieb die anwesenden Ebersbacher herbei.

„Denen?“ antwortete Werner. „Denen erst recht nicht; Ich will dafür schon sorgen, daß Du sie nicht wieder zusammen zu nennen brauchst. Meine Tochter hat nicht nöthig, mit Deinem Jungen zu Liebäugeln!“

„Dann denke an die Kosten, die Du bezahlen mußt. Ich will mich ja, ganz abgesehen von dem heutigen Termine, im Guten mit Dir vergleichen!“

„Ich brauche Deinen Vergleich nicht. Die Kosten bezahle ich nicht, sondern ich werfe die ganze Geschichte um und fange den Streit wieder von Neuem an; daß Du es nur weißt! Und dieses mal werde ich gewinnen, denn ich habe Deine Handschrift. Und wenn Du denkst, daß ich es nicht durchsetzen werde, so irrst Du Dich. Ich weiß es schon hinaus zu führen, denn ich habe die Bücher darüber, und außerdem gibt es seit gestern Abend zwei Männer, auf die ich mich verlassen kann. Was die sagen, das gilt!“ Er wandte sich bei den letzten Worten an seine Dorfnachbarn. „Ihr werdet es wissen, wen ich meine!“

„Freilich wissen wir's! Du mußt gewinnen; das steht fest! Aber sag, wie ist es denn gegangen?“

„Prächtig, sage ich Euch!“

„So kommt die Schlacht nach Langenberg?“

„Natürlich! Ich weiß sogar schon den Tag, und hier —“ er zog einen großen, zusammengefalteten Bogen aus der Tasche — „hier ist der Schlachtplan, wo Alles bis auf's Kleinste drauf gezeichnet und geschrieben steht. Ja, Unserer weiß so etwas schon auszuarbeiten und anzudrehen, denn man hat ja die Bücher darüber!“

„So willst Du also nicht mit hereingehen?“ frug Franke.

„Nein! Mach Deinen Vergleich mit wem Du willst, aber nur mit mir nicht!“

„Gut! So habe ich Dir nur noch Eins zu sagen, und dann kannst Du gehen. Komm einmal her!“

Er machte ihm eine leise Bemerkung in das Ohr. Werner fuhr zurück und sah ihn halb erschrocken, halb ungläubig an.

„Das wären zwei Falsche gewesen? Du lägst!“

„Oho! Fällt mir gar nicht ein! Was ich gesagt habe, das ist factisch, und ich werde Dir es auf der Stelle beweisen. Warte nur einen kleinen Augenblick!“

Er eilte in die Stube, kehrte mit einem Zeitungsblatte zurück, suchte eine Stelle auf und hielt ihm dieselbe vor.

„Da, lies, wenn Du mir nicht glaubst!“

Werner las, und während des Lesens wurde seine Miene immer bedenklicher. Die Stelle lautete:

„Verstlichen Berichten zufolge ist die Rückkehr des Reichskanzlers aus Barzin nach Berlin noch nicht in Aussicht zu stellen, da der hohe Patient während der letzten Tage so angegriffen war, daß er das Bett hüten mußte.“

„Nun? Und hier ist noch eine Stelle, die Du Dir auch einmal genau ansehen mußt!“

Dieses zweite Alinea berichtete:

„Der General-Feldmarschall Graf von Moltke ist von seiner Reise zurückgekehrt, hat heute im Kriegsministerium vorgesprochen und wird morgen in besonderer Audienz von Sr. Majestät dem Kaiser empfangen werden!“

„Na, ist das factisch oder nicht?“

„Das kann doch keine Lüge sein, hier!“

„Komm nur mit herein. Du wirst Alles erfahren!“

„Aber wer wird denn da die beiden Halkunten — —“

Er setzte seine Rede, wohl einsehend, daß sie ihn selbst blamirte, nicht fort.

„Du wirst sie auch noch sehen. Komm nur mit herauf!“

„Gut! Wenn ich Dir einen Gefallen damit thue, so mag es sein. Ich gehe mit!“

Die Zurückbleibenden konnten den letzten Theil der Unterredung nicht begreifen und kehrten kopfschüttelnd in die Stube zurück. Uhlwald war in dem Zimmer des Schwanenwirthes zurückgeblieben.

„Kennst Du diesen Herrn?“ frug letzterer.

„Nein.“

„Sieh Dir ihn nur einmal genauer an!“

„Es ist mir, als hätte ich ihn einmal gesehen; ich weiß aber nicht wo!“ Uhlwald lächelte.

„So so, hm hm! Da muß ich Seinem Gedächtnisse doch einmal auf die Sprünge helfen.“ Er öffnete die Thür. „Schmidt!“

Der Berufene kam den Corridor entlang und trat ein.

„Diesen da kennt Ihr vielleicht besser, als mich!“

„Nein, aber gesehen muß ich ihn früher einmal haben!“

„Na, so passe Er auf!“

Er zog sich wie gekern die Perrücke vom Kopfe, richtete sich stramm empor und warf aus einem vollständig veränderten Gesichte einen Blick auf Werner, der direct vom Reichskanzleramte geborgt sein mußte. Der Souffleur hatte sich an seine Seite gestellt und die so wohl bewährte Feldmarschallsfigur angenommen.

„Himmeltaufendjapp — — Ihr also seid die zwei Schlingels, die mich und das ganze Ebersbach an der Nase herumgeführt haben? Und ich bin Euch nachgelaufen über Stock und Stein, durch Dick und Dünn, habe Karten gemalt und Pläne geschmiert und dabei meinen schönen Termin versäumt! Wart, Euch werde ich kriegen! Ihr seid ja Majestätsbeleidiger, Bismarckverrätther, Moltkeschänder, falsche Kriegsgeriichtsverbreiter und wer weiß was Alles sonst noch miteinander! Ihr sollt an mich denken! Ihr müßt in das Zuchthaus, auf die Festung; ich bringe es so weit, denn ich habe die Bücher darüber!“

„So so, hm hm! Spart Euern Athem, Mann, und redet anständig mit Unfereinem. Ich bin der Theaterdirector Eusebius Lucianus Uhlewald, das merkt Euch! Und nun sagt mir doch einmal, wer Euch weiß gemacht hat, daß ich der Bismark bin? Und mein Souffleur da, der arme, unschuldige Mensch, der soll auf einmal mit Kanonen, Bomben und Granaten zu thun gehabt haben? Hahahaha! Der gute Mann fällt in die Ohnmacht, wenn er nur eine Knallerbse plagen hört, und jetzt soll er der große Moltke sein! Ich glaube, Ihr seid nicht recht bei Troste!“

„Aber Sie haben es doch gelitten, daß wir Sie für die Weiden gehalten haben!“

„Na, warum sollen wir das denn nicht? Ist es etwa eine Schande für einen Director und Souffleur, für Bismark und Moltke gehalten zu werden? Und wer hat uns denn gesagt, daß Ihr uns mit diesen berühmten Herren verwechselt? Kein Mensch! Und wir, nun wir haben Euch doch ganz unmöglich einen so heillosen Unsinn zutrauen können! geht nur und klagt, wenn Ihr ausgelacht sein wollt. Ich sage Euch, Männchen, es ist am Besten, Ihr schweigt über diese Geschichte. Und wir werden Euch zu Gefallen mit-schweigen, wenn Ihr verständig seid und mit dem Franke Frieden schließt. Da, setzt Euch nieder und laßt in Güte mit Euch reden!“

Was Jedem eine Unmöglichkeit gewesen war, der alte Menschenkenner brachte es fertig. Zwar war die Unterredung lebhaft und wurde sogar zuweilen hitzig, so daß sie eher zu zu Schlimmerem als zu einer Versöhnung zu führen schien, aber der unspöttlich gesunde und nur vom Hass beeinflusste Verstand der beiden Wirthe ließ ihnen doch endlich in einem friedlichen Ausgleich das für sie Beste erkennen, und da besonders Franke sich zu jedem billigen Zuge-

ständnisse bereit finden ließ, so erklärte sich schließlich Werner für überwunden.

„Gut, Ihr sollt Euern Willen haben, weil ich des Streitens nun einmal müde bin. Ich könnte noch gar Manches vorbringen, was der Sache für mich eine gute Wendung gäbe, denn ich habe die Bücher darüber, aber, wie gesagt, ich will Euch beweisen, daß ich Niemanden gern ins Unglück bringe. Also, Du bezahlst die Kosten alle?“

„Ja!“

„Und was Du mir noch schuldig bist, das — —“

„Ich bin Dir nichts mehr schuldig! Und überdies ist dies ja auch ganz gleichgiltig; der Anton ist mein einziger Erbe, und mit der Lisbeth ist es ebenso; sie werden also die fragliche Summe einmal bekommen, ob von mir oder von Dir, das darf uns nicht mehr entzweien. Ich werde sie alle beide gleich herauf holen und die Mütter dazu!“

„Alle beide? Ist denn die Lisbeth auch da?“

„Natürlich! Das versteht sich! Das ist doch factisch!“

„Also hinter meinem Rücken ist das Mädchen — — na, ich will nicht raisonniren! Hole sie herauf! Aber halt, erst müssen Sie mir mit der Hand versprechen, Herr Director, daß kein Mensch etwas davon erfährt, daß der Bismark und der Moltke nicht die richtigen gewesen sind. Ich bin unter dem Armenvorstande und mag mich nicht auslachen lassen!“

„So so, hm hm! Ich wills versprechen, und der da, der sagt erst recht nichts, denn Ihr habt ihn ja gestern selbst den „großen Schweiger“ genannt. Hier sind unsere Hände!“

Die drei Personen, welche unten in der Gaststube und Küche mit Zagen den Ausgang der Unterredung erwarteten, wurden geholt, und nun gabs so viel Glück und Freude, daß selbst das Herz Werners weich wurde.

„Haltet nun einmal auf mit Eurem Danke!“ rief er. „Ich weiß nicht, was ich zu all dem Lobe sagen soll, denn ich habe kein Buch darüber!“

Und Franke wischte sich die Augen und versicherte:

„Das ist die schönste Stunde in meinem ganzen Leben, das ist factisch!“

Uhlewald hatte sich abgewendet, um seine Nührung nicht sehen zu lassen.

„So so, hm hm,“ brummte er; so wunderbar wie heut ist mir's seit Langem nicht zu Muthe gewesen; ich glaube seit den Zeiten, als ich meine Selige noch hatte! Sie haben sie doch auch gekannt, Schmidt, und — — —“

Er hatte sich herumgedreht in der Meinung, daß der Souffleur noch neben ihm stehe. Dieser jedoch war leise davongeschlichen. Draußen aber auf dem Corridor blieb er stehen, fuhr sich mit der Hand in die dünnen schlichten Haare und klagte mit trüb-seligem Gesichte:

„Souffleur, Souffleur, obujammervolles Individuum! Ich habe im Kasten gesteckt, so lange ich lebe, und wenn ich sterbe, wird man mich auch in einem Kasten hinausstragen. Zu keiner Rolle habe ich es bringen können, zu keiner einzigen, weder auf der Bühne, noch im Leben, nicht einmal zu einer drei Secunden langen Schäferscene. Nur einmal habe ich es versucht, und das war bei einer

Großmagd; aber hat die mich zur Treppe hinuntergefacht, hurrerrr!“

Mit tragisch zitternden Schritten schob er sich in seine Kammer.

Die Ebersbacher waren natürlich nicht wenig überrascht, als sie aus dem Munde der Betheiligten vernahmen, was über ihren Häuptern vorgegangen sei. Die Lisbeth konnte doch sicher eine andere Partie machen, wenn sie das Avancement ihres Vaters abgewartet hätte. Aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Man konnte nichts dagegen sagen, zumal Franke ein volles Fäßlein hereintrollen ließ, damit ein Jeder sich auf nassem Wege an der Versöhnung betheiligen könne.

Obgleich viel von dem bevorstehendem Kriege gesprochen wurde, verließ das Fest vollkommen friedlich und ungestört, jedenfalls weil kein Langenberger dabei war, und als Werner von den Wißbegierigsten zu der Entdeckung gebrängt wurde, an welchem Datum die Zuaven und Kirgisen geschlagen würden, wehrte er mit geheimnißvoller Miene ab:

„Laßt das jezt! Ich weiß Alles, wie es kommen wird, denn ich habe es in meinen Büchern und auf dem Plane, aber ich darf es Euch nicht eher verrathen, als gerade acht Tage vorher. Ihr erfahrt es dann noch immer früh genug!“

Und Franke stimmte bekräftigend bei:

„Ja, Bruber Werner, das ist factisch!“

Ein guter Schluck.

Von Rudolf Paumbach.

Wintersturm aus Riesenheim
kam mit Hagel und Schauer;
Eis erdrückte Saat und Keim,
Trauernd sah's der Bauer.

Bornig rief der starke Thor:
„Willt Euch den Meister weisen.
„Spannt die Böcke dem Wagen vor!
„Will zu den Riesen reisen.“

Ueber gefrorene Ströme ging's
fort durch die Eede, die todt; —
Eis und Schnee und Nebel rings —
Blutig das Nordlicht lohte.

Utgard-Lotes Schildburg stand
hinter eisigem Walle.
Thor den Riesenfürsten saub
Bekend in seiner Halle.

Schredlich war er anzuschau'n,
Weiß von Reis umspounen,
Seine Augen unter den Bran'n
Glühten wie zwei Sonnen.

Um des Fürsten Hochsitz her,
Sah sein Volk auf Bänken,
Lief aus Kesseln bergeschwer,
Schäumenden Meth sich schenken.

Utgard-Lote zu lachen begann,
Rief mit Donnerschalle:
„Sprich, was willst Du kleiner Mann,
„Thor, in meiner Halle?

„Rühmend alle Welt bespricht
„Deine Stärke, Ase,
„Und doch gleichst Du, kleiner Wicht,
„Eher dem Käfer im Grase.

„Dennoch sollst Du willkommen sein,
„Will nach Gebühr Dich ehren.
„Auf, mein Trinkhorn bringt herein!
„Asthor soll's leeren.

„Mancher mit einem Zug es zwingt,
„Viele zwingen's mit zweien;
„Möchte seh'n, ob Dir's gelingt,
„Asthor, mit dreien.“

Und ein ungefügtes Horn
brachten zwölf Riesenfrauen.
Thor stand an der Mündung vorn,
Konnte das Ende nicht schauen.

Zwar er hob's mit starker Hand,
Trank mit Asemuthe,
Doch nur trocken war der Rand,
Als er vom Zuge ruhte.

Zweimal noch in grimmem Born
hob er das Horn, das volle,
Aber des Methes brauner Born
Sank nur wenige Zolle.

Drohndes Lachen rings erscholl
von den Beckern im Saale.
Asthor sah unmutvoll
Und beschämt beim Mahle.

Andern Tags bei guter Zeit
Aufbrach Thor, der starke;
Lote gab ihm das Geleit'
Bis zur Landesmarke.

Still der Riesenkönig stund,
Deutete nach dem Strande.
Ausgetrocknet war der Sund,
Fische juckten im Sande.

Wo einst Wellen mit weißem Kamm
Brandeten um die Riffe,
Lagen im schwarzen Aferschlamm
Halbversunkene Schiffe.

Und der Riesenfürst hub an
Zu dem Gast gewendet:
„List, Du starker Thor, und Bahn
„Hat Dein Auge geblendet.

„Keines Stärke in Utgard ist
„Deiner zu vergleichen,
„Aber vor der Riesen List
„Aferkraft muß weichen.“

Bornig schwang mit starker Hand
Thor den Hammer zur Mache,
Aber im wallenden Nebel schwand
Lote mit höhnischer Lache.

Thor, Du Gewalt'ger, zu Deiner Ehr'
Leer' ich das mächt'ge Stierhorn;
Hoff', es hält nicht Wasser vom Meer,
Sondern weißschäumenden Bierborn.

Frauenleben in Graz vor hundert Jahren.

Zur Culturgeschichte der Steiermark in der Rococozeit

von

Anton Schloßar.

Ein Schriftsteller, der im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts in einem für die Sittengeschichte jener Zeit in der Steiermark sehr bedeutsamen Buche die Verhältnisse der Hauptstadt besprochen hat, aber anonym geblieben ist — ich meine den Verfasser der „Skizze von Grätz“ — überschreibt ein Capitel seines Buches: „Gräzer Mädchen“ und eröffnet dasselbe mit folgenden Sätzen: „Diese liebenswürdigen Geschöpfe verdienen den Namen der Schönen in der That, sowohl in Rücksicht auf den Wuchs als die Bildung. Dies mußten die Ungarn schon im neunten Jahrhundert eingesehen haben; denn als sie unter Arnulfs Regierung in Steiermark einfielen, machten sie eine ebenso starke Beute an schönen Weibern, als an Eisenwaaren. Auch die Abkömmlinge dieser Nation haben noch heutzutage denselben Geschmack.“ — Die Beschreibung der „Gräzerinnen“ wird nun fortgesetzt und es ist sehr interessant zu sehen, wie sich der Darsteller in die damalige Frauenwelt einguleben wußte; er hat förmliche Studien gemacht und wenn er als Resultat derselben den Hauptsatz aufstellt: „Die Gräzerinnen sind meist groß und schlank, mit einer sehr schönen Taille, welcher sie durch eine geschmackvolle Kleidung allen Reiz zu geben wissen, ihre Haut ist weiß, sie haben ein schönes, zärtliches, schmachtendes Auge, mit offenem, einladendem Blick“, so ist das keineswegs eine wohlangebrachte Schmeichelei, sondern des Autors vollkommene Ueberzeugung, denn daß er nicht schmeichelt, wird sich gleich zeigen. Da haben wir's beispielsweise

gleich einige Seiten weiter: „Die Frauenzimmer in Grätz werden durch den Handfuß begrüßt. Wenn ein Fremder oder ein Anderer, dem sie wohlwollen, zu dieser Ehre kömmt, so fliegt der Handschuh herunter. Kommt aber ein abgeschmackter Ged oder sonst ein Geschöpf, auf das sie hoch herabsehen, so zupfen sie an allen Ecken, lassen den Wartenden in der demüthigsten Stellung lange stehen oder geben ihm das Hundeleber zu küssen“; oder: „Fremde könnten beim ersten Anblick leicht glauben, daß die Lecture eine Lieblingspassion des Gräzer Frauenzimmers sey, denn nicht nur auf der Toilette der Dame, sondern auch in der Stube des Kammermädchens und sogar manchmal in den Händen einer Köchin wird er Bücher finden; aber am Ende wird er doch bald überzeugt, daß alles meistens nur bloße Ziererei ist.“ Und so wird unser Gewährsmann nun gar grob. Zur Strafe lehren wir ihn den Rücken und sehen uns auf dem Gebiete der Frauenmoden in Graz etwas genauer um.

Wie noch in unserem Jahrhundert, so war auch damals Paris der Centralpunkt des „guten Geschmacks“ und galt in Modesachen als tonangebend. Von Paris erhielten die Wienerinnen die neuesten Toiletten und von diesen wieder die Grazerinnen, welche selbstverständlich schon damals das Neueste und Modernste so gut haben wollten, wie die Damen der österreichischen Residenz. Uebrigens irrt sich jeder, der da glaubt, die Mode habe vor hundert Jahren nicht ebenso gewechselt wie heute. In dieser Beziehung ist die Welt nicht

anders geworden, höchstens daß nach den Kriegen von 1870 und 1871 die Hauptstadt Frankreichs nicht mehr allein so bedeutend den Ton angibt in An-
gelegenheiten geschmackvoller Damen-
toiletten. Den „langen breiten und maf-
sigen Kleibern der Siebziger-Jahre“ im
vorigen Jahrhundert „folgten kurze, sehr
schmale Säcke“, den hohen Frisuren mit
thurmartigen Auffäßen niedere, den
Perrücken, Haarbeutel, den Haarbeuteln,
Loden u. s. w. „Seit zwanzig Jahren“,
erwähnt der Topograph und Ethnograph
Benditsch zu Anfang unseres Säculums,
„war die unfeilige Revolution an Trach-
ten und Kleiderzuschnitten ebenso stark
als in der Politik und Philosophie, daß
die Köpfe ihre Loden, Perrücken und
Louren abdankten und bald einen
Brutus, bald einen Titus mitspielten,
woburd eine der ansehnlichsten Künste
beinahe vernichtet wurde, verschaffte
dem erfindetischen Geiste neue Brot-
und Erwerbquellen“.

Im Jahre 1792 war die Kleidung
der „Trägerinnen“ edel und einfach. Die
Kleidungsstücke bestanden aus einfär-
bigem Taffet, meist blau oder weiß,
aus Mousselin und halbseidenen Zeugen.
Lange bis in unser Jahrhundert aber
zeichneten sich noch die Frauen und
Mädchen von mittlerem Bürgerstande
durch Beständigkeit Eigenheit und Schön-
heit einer Nationalkleidung sehr glücklich
aus. Diese Kleidung bestand in einem
langen, weiten, nach der Länge gefalteten
Rode aus Seide, einem kurzen nied-
lichen Corsettschen, einer breiten seidenen
Schürze, die man Hürtuch nannte, wobei
nichts anderes als die Farbe abwechselte,
mit ähnlichen Bändern und Schuhen. Ein
breites seidenes Halstuch verfloß Hals
und Brust. Der Hals war mit acht
bis zehn Schnüren schöner Perlen ge-
ziert und eine schwere Haube aus Gold-
stoff, oft mit Perlen besetzt, nach einem
eigenen Nationalschnitte, die gewöhn-
lich bis hundert Gulden kostete — und
das war für jene Zeit der fünfte Theil
des Jahresgehaltes eines Rathsherrn —
deckte das Haupt. Diese Hauben geben

nach dem Ausspruche eines Zeitgenossen
dem Gesichte sehr viel Angenehmes,
sowie das Corsett die Taille ungemein
verschönert. Auf der Redoute wurde
diese Tracht auch oft von „Damen“
angelegt.

Selbstverständlich konnte auch immer-
halb dieser Grenzen genug Luxus ge-
trieben werden. Es geschah aber nicht
allzuhäufig. Die vornehme „Dame“
blickte dafür mit Sehnsucht jedem Post-
wagen entgegen, der von Wien kam und
die Wiener, besser gesagt: Pariser neuen
Moden, brachte. „Die Trägerinnen“,
diesmal muß uns doch der Verfasser
der „Skizze“ wieder seine Worte leihen,
erzählt diefer, „unterhalten mit den
Wiener Modeträgerinnen eine immer-
währende Correspondenz, jedes neue
Kleid, das die Mode zu Wien geboren,
muß binnen 48 Stunden — so lange
brauchte der Gilpostwagen — in Grätz
sein, es koste, was es wolle. Jede
Schöne bestrebt sich, mit dem neu-
geborenen Kleide im Schauspielhause
oder in der Redoute zu erscheinen und
glaubt allein in der Loge oder auf
dem Parterre noble zu sein, die in
dem schwarzen Fourceau erschien. Sie
zieht ihr Glas aus dem goldenen Etui
und sticht um sich herum. Auf einmal
erblickt sie etwas von einem schwarzen
Frauenkleide, sie erschrickt, fährt zu-
sammen, ach, wehe, was ist das? —
Sie erholt sich wieder und ihr einziger
Trost ist noch der Gedanke, das Licht
habe sie geblendet. Allein der Argwohn
läßt ihr keine Ruhe; sie forscht näher
und — leider sieht sie nur die leidige
Wahrheit. Nun empören sich alle Leiden-
schaften in unserer Schönen. Sie weiß
nicht wie sie sich rächen soll. Der ver-
damnte Schneider! murmelt sie zwischen
den Zähnen, er allein hat von meiner
Fourceau Wissenschaft gehabt; ich ver-
bot es ihm noch, jemanden was davon
zu sagen, der Niederträchtige, gewiß
hat er der elenden Person eins nach-
gemacht! — Inhalt des Schauspiels
ist nun nicht mehr ihre Sache, sie eilt
nach Hause, läßt allsogleich den ver-

rätherischen Schneidermeister rufen und geht indessen wie rasend im Cabinet auf und ab. Der Schneider kommt: „Was befehlen Eure Excellenz?“ — „Er impertinenter Plauderer, habe ich ihm nicht gesagt, daß er aus meinem Fourreau ein Geheimniß machen soll? Und er hat sich erfrecht, eine Copie davon für die N. N. zu machen!“ — „Eure Excellenz verzeihen, die Frau von N. N. hat ihr Kleid schon um 24 Stunden früher gehabt als Eure Excellenz; ich wußte dies zwar, aber ich wollte Eure Excellenz in dem außerordentlichen Vergnügen nicht stören.“ — „Was, 24 Stunden früher als ich? — — in meinem außerordentlichen Vergnügen nicht stören wollen? Was sind das Impertinenzen? Gleich packe er sich fort; er hat mich nicht mehr zu bedienen.“ — — Nun wußte die Schöne nicht, was zu thun sei! — Endlich faßt sie den Entschluß, mit dem Fourreau der Kammerjungfer ein Geschenk zu machen, um zu zeigen, daß er bei ihr keine neue Mode mehr, sondern eine veraltete Tracht sei.“

Es ist ein ganz eigenthümliches Zeichen der Zeit, daß die Schriftsteller derselben uns die Grazer Frauenwelt in so merkwürdigem Lichte zeigte, daß man sogar im Jahre 1790 den Ausbruch gethan hat: Das Fieber der Modesucht habe seit wenigen Jahren in einem höchst gespannten Grade umgegriffen. Uebrigens ist es nicht allein die Frauenwelt, gegen welche sich dieser Ausspruch richtet, sondern in bedeutendem Grade auch die männliche Bevölkerung.

Wie bedeutend der Mode gehulbigt wurde, beweist auch der Umstand, daß schon in den Neunziger-Jahren das „Frauen-Journal“, auf welches ich noch unten zu sprechen komme und welches in der Hauptstadt selbst erschien, ausführliche Modeberichte brachte und dieselben immer aus Paris datirte. Ich sage absichtlich nicht, daß diese Berichte direct aus Paris gekommen, denn es liegt die Vermuthung sehr nahe, man habe diese Modeberichte wohl nach den betreffenden Zeitungen in Graz selbst

oder in Wien verfaßt. Es dürfte nicht uninteressant sein, etwas aus einem solchen Berichte über die neuesten Kleidertrachten der Pariserinnen, der sich zu Nuß und Frommen der Grazerinnen im Augusthefte des Jahres 1797 in dem erwähnten Journale befand, zu vernehmen.

Was die Mode betrifft, das Hauptkleidungsstück, so trägt man dieselbe mit Binden à l'antique, die Enden des Shawls daran hängen in Aermelform bis auf den Fuß herab. Als Einfassung an den Kleidern trägt man auf Violett Dunkelblau oder auch Grau auf Grau. Weiß ist die herrschende Farbe, weil dies die Spince — heute würde man sagen die Taille — desto mehr hebt (le blanc détache le spincer). Die Modefarbe der Shawls ist rosaroth oder hamois, wohl auch ganz weiß. Die sogenannten Spencers oder Spencers waren farbige Leibchen ohne Schoßtheil mit langen Ärmeln, die gegen den weißen „Muffelin und Linon eine angenehme Abwechslung“ bilden sollten.

Nicht uninteressant ist die Entstehung des Namens. Spencer waren ursprünglich ein Männerkleid in England, eine Art Rock ohne Schoß. Der berühmte britische Staatsmann, Georg John Spencer setzte auf der Jagd über einen Zaun und riß sich ein Schoßstück des Oberrocks ab. Da er die Jagd fortsetzen wollte, ließ er auch den andern Schoßtheil abschneiden, und während der rothe Frack ihm nachflatterte, verfolgte er hoch zu Ross sein Wild weiter. So entstand Mode und Name des Spencers, der in unserm heutigen Spenser sich noch erhalten hat. Diese Mode ging nun auch auf die Frauen über. Spencer wurden Anfangs nur in der kälteren Jahreszeit getragen, später freilich ertrug man lieber die größte Hitze, als daß man das „fashionable“ Kleidungsstück entbehrt hätte.

Perrücken wurden auch von der Damenwelt damals allgemein getragen und ein Perrückenmacher war nicht einer der entbehrlichsten Gewerksleute. Im Jahre

1788 existirte in der Schmiedgasse ein solcher, Namens Kram, der besonders gesucht war; er bediente, wie er selbst anführte, „sowohl im Frisiren, als auch im Perrückenaccomodiren“.

Die Perrücken waren in verschiednen Haarfarben modern, ein schmales Band wurde dabei um das Haar geschlungen. Die Verschiedenheit der Haartracht hat der Dichter (Alzinger) im „Wiener Nusenalmnach auf 1790“ recht scharf in den Versen gezeihelt:

So oft ich Dich auf meinen Wegen finde,
Sieh' ich Dich anders: ist hast Du ein gelbes Haar,
Gelb wie die Locken unsres Bruders;
Doch kaum vergeht ein halbes Jahr,
So ist's durch Hülfe Deines Puders,
Schwarz, dunkelhell, braun, roth sogar.

Die Hüte, welche das Haupt der Schönen zierten, hatten ebenfalls alle möglichen Formen. Insbesondere trug man gerne mit Apfelgrün oder Violett gefütterte Hüte, die von einer weißen Feder, welche aus den Flaumen des Geiers zusammengesetzt wurden, überschattet und in kleinen Fältchen zusammengelegt waren. Die Feder mußte der geringste Lusthauch in beständigem Zittern erhalten.

Natürlich behauptete schon zu jener Zeit wie heute der Fasching sein Recht und die junge „Frauenzimmerwelt“ tanzte gerade so gerne wie heute. Die Tänze waren etwa Menuett, Contretanz, der Englische, der Deutsche, letzterer allenfalls aber in viel rascherem Tempo in unserem Walzer erhalten, während der Contretanz der Quadrille von heute an die Seite gesetzt werden kann. Der vornehmste Lustplatz, belehrt uns ein Zeitgenosse, ist die Redoute. Das Balllocal besand sich schon damals auf demselben Platze wie heute, wenn auch das Gebäude nicht dasselbe war, da der alte Bau bekanntlich im Jahre 1825 abbrannte*). „Alles was schön, groß,

galant und lustig ist“, fährt der obige Gewährsmann fort, „oder sein will, eilt im Fasching in diesen Tempel des fröhlichen Gottes Comus. Tausende von Wachskerzen schimmern in prächtigen Kronleuchtern, deren Licht noch einmal von den Spiegelfenstern zurückgeworfen wird. Musikalische Instrumente klingen mit den angenehmsten Tönen das Ohr, erfüllen das Herz mit Freude und bringen unvermuthet die Füße in Bewegung.“ — Man konnte das Vergnügen des Tanzes um geringes Geld genießen. Wöchentlich wurden im Fasching gewöhnlich zwei Bälle gegeben. Man konnte sich für alle diese Bälle mit einem Dukater für die Person abonniren. Sonst zahlte die Person für's Tanzen 51 Kreuzer W. W. und für's Zusehen allein 8 Groschen (24 Kreuzer). Das waren freilich geringe Summen, aber sie fanden im Einklange mit der Entschädigung, die der „Entreprenneur deren Schauspielen“ und Tanzunterhaltungen an die Landstände zu zahlen hatte, so wurden — meine Angabe stützt sich auf Originaldocumente im steiermärkischen Landesarchiv — für den Redoutensaal und zwar für die ganze Faschingszeit 100 Gulden, für den Bestand eines „Caffée Sieders vor das ganze Jahr mit Einbegriff der Bals“ 65 Gulden und für den Bestand eines „Traiteur zur Faschingszeit“ 50 Gulden bezahlt.

Auf den Redouten ging es aber recht vornehm zu, man fand daselbst die beste Gesellschaft, auch wurden strenge Vorschriften von der Behörde gehandhabt, die eigens für diese maskirten Bälle erlassen worden waren und jedes Jahr durch gedruckte „Ball-Avertissements“ neu eingeschärft wurden. Durch diese wurde auch nur auf diesen öffentlichen Bällen und sonst nirgends, weder bei einem anderen Balle, noch bei privaten Faschingsfesten Masken gestattet, auch sollte bis halb 12 Uhr Nachts der maskirte Ball endigen, ferner wurde kundgemacht, es solle jedermann „in einer ehrbar und wohlstandigen Masque“ erscheinen und wurden „somit

*) Ueber den Neubau des Theater- und Redoutengebäudes, das 1776 eröffnet wurde, vergl. meine actenmäßige Darstellung: „Zur Geschichte des Grazer Theaters im 18. Jahrhundert“ in der Wiener Abendpost am 4. und 6. August 1877.

alle diejenigen Masken, die etwa mit edelhaften Figuren oder Larven oder mit einer solchen Verstellung versehen sind, wodurch die Leibesgestalt gänzlich verborgen oder verändert wird, als da sind: Kästen, Zuckerhüte und dergleichen Maschinen, Fledermäuse, Zwerge, Riesen zc., wie auch die Verkleidungen aus dem italienischen Theater als: Arlekins, Policinelten" — warum das letztere, ist nicht recht erklärlich — „ausdrücklich untersaget“. Endlich mußte jede Person, welche die Redoute besuchte, beim Hinausgehen, es mochte dies früh oder spät geschehen, die Larve von dem Gesichte nehmen und entlarvt die Treppe hinabgehen. Die Uebertretung dieser und ähnlicher bestehender Vorschriften wurde streng geahndet und waren zwei Abgeordnete des Guberniums auch auf jedem Balle zur Handhabung der Ordnung vertreten. — Der Anfang eines solchen Balles erfolgte in den früheren Jahren oft schon um 6 Uhr Abends und das Ende um 5 Uhr Morgens. Spätere Verordnungen änderten aber auch hierin sehr Vieles.

Seltener als die Redouten fanden die nicht maskirten Bälle statt. In den Vorstädten finden sich einige Localitäten, in denen getanzt wurde, so der sogenannte Schwabtische Saal in jener Vorstadt, die man schon damals „auf dem Gries“ nannte, ebenso der Kobalstersche Saal am Graybach. Man zahlte hier 30 Kreuzer Entrée. Die Bewohnerinnen der nahen Vorstädte mögen diese Unterhaltungen ebenfalls gerne besucht haben. Hier dürfte die Gesellschaft mehr aus dem Bürgerstande bestanden haben, während die theurere und elegantere Redoute insbesondere der Adel stark frequentirte. — Man muß nach dem vorhin über Tänze Gesagten aber ja nicht glauben, daß damals nur dem langsameren Tanze, etwa dem graziosen Menuett u. dgl., gehuldigt wurde. Der Ethnograph Venbitsch macht zu Anfang dieses Jahrhunderts die Bemerkung: „Ungeachtet wider das sehr geschwinde und anstrengende Tanzen,

welches hier der Casinotanz und das Langaustanzen heißt, vortreffliche Anstalten und Aufsichten bestehen, so kann man den tanzlustigen Geschöpfen eine Unterhaltung doch nie ganz verwehren, die sie oft zu Grunde richtet“. Was hätte der Mann gesagt, wenn er hätte eine heute sogenannte Schnellpoltanzen sehen können.

Die Unterhaltungen außer der Zeit des Faschings, an denen Damen theilnahmen, sind natürlich nicht alle aufzuzählen; gesellige Zusammenkünfte, Concerte u. dgl. kommen im achtzehnten Jahrhundert so gut vor wie heutzutage, Spielgesellschaften der Damen werden öfter erwähnt und „Assembleen“ werden vom höchsten Adel durch alle Classen herunter bis zum bemittelten Bürger gegeben. Derartige Abendgesellschaften fanden in manchen Häusern oft regelmäßig statt, man spielte, man musisirte, man vertrieb sich die Zeit mit freundschaftlichem Gespräche und es mag wohl, gerade wie heute, manche geistreiche Damenplauderei gegeben haben, freilich auch manche — weniger geistreiche.

Eine sehr beliebte, heute für die Städterin auch schon mehr aus der Mode gekommene Unterhaltung, die allerdings nur im Winter stattfinden konnte, bildete die Schlittensfahrt. Indem schneereichen Winter des Jahres 1784 fanden beipielsweise derartige Schlittensfahrten oft statt. Man hielt dieselben meist des Nachts ab und es gewährte dann einen imposanten Anblick, wenn ein Trupp Fackelträger zu Pferde voraussprenge, dicht hinter ihnen ein Schlitten mit Trompeten und Pauken, wohl auch mit der ganzen türkischen Musik folgte, darauf ein Zug von 20 bis 30 Schlitten sich angeschlossen, alle geschmückt und herausgeputzt, vor jedem zwei Postillons mit Fackeln, neben manchem zwei Läufer in ihrem phantastischen Aufzuge. Die Uniformen wechselten in der Farbe, Alles strahlte im Widerschein des durch Gold und Silber vielfältigsten Lichtes. Manchmal machte ein ungeheurer Schlitten mit Spiel-

leuten den Abschluß. Und die Damen? Diese wurden gewöhnlich durch das Loos dem Schlitten zugetheilt, sie saßen in Pelze verhüllt auf dem Schlitten, hinter oder neben jeder der Cavalier, einen russischen Muff an der Seite, mit leichter Hand die Rosse an seidenen Schnüren lenkend. So brauste der Zug durch die Herrengasse und über den Hauptplatz, und das Volk strömte herbei, die schönen Schlittensfahrerinnen zu sehen, denen die Funken von den Fackeln um die Köpfechen sprühten und der rauhe Nordwind um Wangen und Nacken brauste. Ein anziehendes echtes Rococo-Bild, das uns der Zeitgenosse in der Schilderung einer solchen Schlittage in ganzer Lebendigkeit und Fröhlichkeit vor Augen führt. Die großen Schlittensfahrten in der Nacht waren damals in ganz Deutschland allgemein üblich und fanten insbesondere auch in Wien sehr prunk- und geräuschvoll statt.

Werfen wir nun, nachdem wir die Damen des alten Grätz in Lust, Freude und Fröhlichkeit gesehen, auch einen Blick auf den schönen, engen und doch so weiten Platz des Wirkens der Frau: auf die Küche. Lebten doch wackere Hausfrauen schon vor hundert Jahren in der freundlichen Murstadt, und die edle Kochkunst war nicht die letzte der Künste, welche sie ausübten. Ich muß dabei freilich die Blicke der schönen Leserin mehr auf die Allgemeinheit richten und kann es nicht für meine Sache halten, eine Zahl von Kochrecepten hier anzuführen und deren Werth oder Unwerth zu taxiren.

Im Durchschnitt gab es eine bestimmte Gattung von Speisen, die auf den Tisch des echten Grazers gebracht wurden. „Einen Kalbsbraten ist der Gräzer fast täglich“, erzählt uns Benbitsch, daher kommt es auch, daß damals in der Stadt jährlich im Durchschnitt 21.000 Kälber verzehrt wurden. Das Schweinefleisch wurde frisch, mit oder ohne Haut gebraten und gekocht, das Gemüse mit dem Gekochten belegt —

— auch geräuchert, besonders in Form von Schinken liebte man das Schweinefleisch. Einen „Osterschinken“ mußte die Hausfrau bei Vermeidung haus herrlich höchster Ungnade jedenfalls auf-tischen und es wurde schon übel genommen, wenn sie im Herbst und im Frühjahr nicht wenigstens ein gebratenes Ferkel vorsetzte. Glückliches Jahrhundert! Die goldene Zeit der Bratferkel ist verschwunden und auch die Kapaune kosten nicht mehr 17 Kreuzer wie im Jahre 1776. Gebadene Hühner, schon damals in Oesterreich ein charakteristisches Gericht, wurden nicht minder genossen, als die sogenannten „eingemachten“, und es ist keine müßige Bemerkung, wenn der Schriftsteller darauf hinweist, daß die Waldungen um Graz das trefflichste Federwildpret liefern. An Fasttagen — diese wurden ja streng eingehalten — mußte ein Fisch in verschiedener Zubereitungsart die Kunst der Köchin preisen. Huchen, jene große Forellenart, die noch heute so beliebt ist, kaufte man bei der Schlagbrücke an der Mur das Stück oft in der Schwere von 30 bis 40 Pfund; auf Forellen selbst fischte man in der Mur. Es sei nur angedeutet, daß jene wackere hochlustige Hausfrau das edle Gebiet der Mehlspeisen nicht minder cultivirte, nur erwähnt seien die verschiedenen Gattungen von Gebäck, welche vorkamen: die Läßchen, Kiegl, Hörnchen, Strigel, Brezeln, die Mehlspeisen: Wandeln, Kuchen, Strudel, Krapfen; nur hingewiesen sei auf das Zudergebäck, auf Torten und ähnliche ledere Sachen. Die sogenannten Allerheiligenstrigel wurden an dem Tage, den ihr Name bezeichnet, fast von jeder Hausfrau verfertigt und das aus Krain stammende, von dem gelehrten Ethnographen Valvasor in seiner „Ehre des Herzogthums Crain“ schon gewürdigte, Potiga genannte Gebäck bildet in der Steiermark — also auch in Graz — eine Lieblings Speise. Selbstverständlich bereitete die Köchin mit besonderem Stolz gerne den Sterz, der in Graz besser zubereitet wurde, als an irgen-

einem andern Orte der Welt. Es bleibt nur übrig, hierüber des Ausspruches zu erwähnen, den ein Schriftsteller zu Ende des Jahrhunderts gethan: „Wenn das Mehl zum Sturz sehr weiß und fein ist und wenn der Sturz mit Speck, nach den Regeln der Kunst (lego artis), belegt auf den Tisch gestellt wird, so kann er in jedem Betracht der Pastete vorgezogen werden.“ Man erräth, daß diesen Ausspruch ein für sein Vaterland begehrter Landsmann gethan hat.

Und nun fragt der freundliche Leser und die liebenswürdige Leserin, warum es denn nur die materielle Seite des Lebens ist, von welcher ich die Frauenwelt jener Tage beleuchte? Gab es damals nur Frauen und Mädchen, die sich mit Kochen und Tanzen, mit Vergnügungen und Unterhaltungen, kurz mit allem Möglichen beschäftigten, nur nicht mit der Pflege des Geistes, mit der Vereblung desselben, mit dem Höherheben des Weibes auf ein stolzeres Gebiet. Auch hierin bin ich in der Lage, Andeutungen zu geben. Schon an einem andern Orte*) habe ich darauf hingewiesen, daß zu jener Zeit, die wir so passend für Oesterreich die Aufklärungsperiode nennen können, ein regeres geistiges Leben in der Hauptstadt pulsrte als man bisher geglaubt hat. Schriftstellerinnen und Dichterinnen finden wir ebenfalls vertreten unter den geistig regsamsten Talenten, zeigt uns doch z. B. schon die von Joh. N. von Kalchberg veranstaltete Sammlung, der steirische „Mufenalmanach“: „Früchte vaterländischer Mufen“ (2. Bbchn. 1789 und 1790) mehrere Damen von hübscher poetischer Anlage; ihre Namen sind leider unter Chiffren versteckt und nicht ganz zu erforschen gewesen; wir finden eine Maximiliana von **, Therese N., Nanette Gräfin von W**heim (Wentheim) und Johanna Gräfin von W**b (Wurmbrand) mit dichterischen

Beiträgen vertreten, die an Form und Inhalt den besseren Beiträgen dieses Mufenalmanachs nicht nachstehen. Zur Probe möge ein Gebicht, welches Nanette Gr. v. W**heim (Wentheim) unterzeichnet ist, hier im Auszuge Platz finden. Gegen die Debe und Dürre, welche auf dem Boden Oesterreichs bis in das letzte Drittel des achtzehnten Jahrhunderts geherrscht, stehen solche poetische Blüten um so auffallender ab, als wir sie einer Dame verdanken. Das Gebicht lautet:

Der Sommerabend.

Schon sank der Tag im Westen,
Die Erde deckt ein Flor,
Stumm ruht auf grünen Aesten
Der müden Vögel Chor.
Sanft weht von jenen Hügel
Die kühle Abendluft
Und bringt auf ihren Flügeln
Mir süßen Blumen Duft.
Hell strahlt das Heer der Sterne,
Die Boten holder Ruh,
Es lächelt mir von ferne
Der Vollmond freundlich zu.
Es murmelt durch die Stille
Zu mir der Wasserfall,
Sanft zirpt die kleine Grille,
Schön klagt die Nachtigall.
O du in jenen Höhen,
Der dieses All gemacht,
Laß' einst so froh mich sehen
Des Lebens letzte Nacht!
Nimm auf in die Gefilde
Der Selgen meinen Geist,
Der nur im Schattenbilde
Zeigt deine Wunder preis.

Welchen Antheil die Frauen am geistigen Leben nahmen, beweist uns ja vor Allem jenes eigenthümliche journalistische Unternehmen, das im Jahre 1792 unter dem Titel: „Zeitung für Damen und andere Frauenzimmer“ zu erscheinen begann, ein Titel, der uns heute so sehr belustigen mag, der aber zu jener Zeit nur ausdrücken wollte, daß dies Blatt für Frauen eines jeden Bildungsgrades bestimmt sei, insbesondere auch für Bürgerliche und Adelige. Es ist sehr bezeichnend, daß sich dieses Blatt eine Reihe von Jahren hindurch hielt. Es war anfangs wirklich von Frauen redigirt, wie der

*) Vgl. mit ein Innerösterreichisches Stadtleben vor hundert Jahren. Wien 1877.

Titel im Jahre 1795: „Oesterreichs und Hungariens Töchtern gewidmet von neun Freundinnen ihres Geschlechtes“, deutlich anzeigt. „Inhalt dieses Journals“, besagte die Anzeige damals, „ist nach Auswahl der Verfasserinnen Alles, was nur immer das Frauengeschlecht auf eine Art interessiren, das ist was nur immer Nutzen oder Vergnügen oder beides zugleich gewähren kann.“ — Selbst die Politik war dabei nicht ausgeschlossen; es wurde Anfangs immer auch „ein gedrängter Auszug aus der neuesten Zeitgeschichte“ geliefert. Das Frauenjournal war bald in ganz Innerösterreich eingebürgert, der Preis — halbjährig ein und ein halber Gulden für 1½ Bogen in der Woche — stellte sich nicht gar zu hoch, und mit jedem Jahrgang nahm das Blatt an Reichhaltigkeit zu. Wenn wir es auch dabei nicht immer mit Originalbeiträgen zu thun haben, so bewies immerhin uns dies oder jenes aus den neuesten literarischen Erscheinungen einverleibte Stück den guten Geschmack der Herausgeberinnen, die bescheiden sich nirgends vorbrängten und ihre Namen an keiner Stelle nannten, so daß diese Namen leider ein für allemal der Vergessenheit anheimgefallen sind, wenn nicht ein günstiger Zufall sie auf irgend eine Weise einmal zu Tage fördert. Man wird jedenfalls nicht fehl gehen, wenn man unter den Trägerinnen jener Schiffrn in den Früchten vaterländischer Musen auch einige der Herausgeberinnen dieser Zeitschrift vermuthen will. Selbstverständlich nahm unter dem Inhalte Alles, was das weibliche Geschlecht ganz besonders interessirt, die erste Stelle

ein; eine „besondere Rubrik für's schöne Geschlecht“, Beiträge „zur Geschichte der Moden“, sogar „Schönheitsregeln“ wurden dieser Tendenz gerecht, aber auch lehrreiche Aufsätze für Mütter und Erzieherinnen, hübsche Gedichte und wissenschaftliche Aufsätze. Für das culturelle Leben erscheint mir die Frauenzeitung wegen der ersten Theaterreferate wichtig, die sie brachte. Die Theaterkritik war bis dahin auf kurze Anzeigen in der „Gräzer Zeitung“ beschränkt, Anzeigen in des Wortes engster Bedeutung, die man eben kaum kritische nennen kann. Die Frauenzeitung brachte zuerst in der Hauptstadt der Steiermark räsonnirende längere Besprechungen über neue Stücke, deren Aufführung und Besetzung und sie übte daher einen nicht unwichtigen Einfluß auf das dramatische Leben in Graz. Ob auch die Theaterreferate früher von Damen verfaßt waren ist mir unbekannt, spätere Jahrgänge des Blattes weisen tüchtige Kunstkenner auf, die in der genannten Richtung veredelnd wirkten und weder Lob noch Tadel sparten.

Damit sei diese Darstellung geschlossen. Andere Sitten gab es damals, andere Moden und andere Ansichten. Das Frauenherz aber ist daselbe geblieben wie heute und der Frauen Geist und das Gemüth. Und doch veredelnd zog ein Jahrhundert vorüber, es ist noch edler, noch schöner, noch trefflicher geworden und heute wie damals gilt das Wort des Dichters, des edelsten Dichters unserer Nation:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben,
Himmliche Rosen ins irdische Leben!

Ueber den Teufel.

Eine Studie von Th. Vernaleken.

Dieser Mann ist ursprünglich kein Deutscher, sondern ein Eingewanderter. Das zeigt seine ganze Geschichte.

Zum althebräischen Begriffe vom Wesen Gottes gehörte die strenge Einheit, im Gegensatze zu der persischen Vorstellung eines guten und bösen Weltprincipis: des Ormuzd und Ahriman. Dieser Ahriman, der erstgeborne Engel der Perser, ist zum Teufel geworden, weil er Gott selbst sein wollte. Es nimmt dieser Dualismus bei jedem Volke eine andere Gestalt an; doch tritt in der griechischen und deutschen Mythologie die Idee der Eingotttheit (des Monotheismus) stark hervor in Zeus und Wotan. Und das ist ganz natürlich: der angeborne Gottestrieb des Menschen faßt in der Frische seines kindlichen Gemüthes früher Gott als Götter, und ein Ganzes wird eher in's Auge gefaßt, als Theile unterschieden. Der Himmel mit seinen Erscheinungen macht mit der Erde ein eheliches Paar aus und gewiß hat der Gott im Himmel den ersten Rang eingenommen. Später mochten aber auch die Theile der irdischen Natur ihren Eindruck geltend machen, und die Idee des Monotheismus wurde altertümlich und allmählich zur Vielgotttheit, zum Polytheismus hinübergezogen. Daß dem Zeus Kronion in dem Meer und der Unterwelt, unterschieden von der Mutter Erde, Brüder gegeben worden sind, war ein Bedürfniß der mythenbildenden Phantasie. Die Idee eines feindlichen Gegensatzes zur Gottheit muß erst durch die spätern Vorstellungen entstanden sein; denn die Gottheit trat bei der Weltbildung als ordnende Macht mit den chaotischen

Elementen, den Titanen oder Riesen in einen Kampf. Mit dem Siege des Himmelsgottes über diese Widersacher war eine Art Zweitheilung gegeben. Dieser Gegensatz konnte nicht ausbleiben, weil er seit der Erschaffung auch in der Menschenwelt ist. Der Mensch mußte sich dessen halb bewußt werden und er übertrug den Gegensatz auch auf die Götterwelt. Die überwältigten Rebellen wurden dann in die finstere Tiefe der Unterwelt verwiesen und dort walteten sie als dämonische Mächte. Aber sie hören nicht auf, in der Tiefe zu wühlen, denn wir wissen ja, daß die feuer-speienden Berge ein Werk des unterirdisch arbeitenden Vulcanus sind.

Specifisch biblisch ist Lucifer (d. h. Lichtträger), der erste gefallene Engel, der als abgefallener Lichtgeist mit dem Morgensterne in Verbindung gebracht wird. Im Hebräischen kommt seit der Exilzeit auch noch der Name Satan vor, der als Versucher gilt. Als Sinnbild der Verführung und Bosheit gilt die Schlange, die Eva zur Sünde verlockte. Sie ist das Werkzeug des Teufels (aus dem Griechischen: Diabolos = Verleumder), in dem alles Böse personificirt erscheint. Dieser Name ist seit dem Bestehen des N. Testaments im Gebrauche. Durch eigene Schuld fiel der Teufel aus dem Himmel in die Hölle und wurde lahm wie Hephästos. Da der Teufel nur ein Geschöpf Gottes ist, so stehen sich Engel und Teufel gegenüber, keineswegs aber Gott und der Teufel wie bei den Persern. Er erscheint als eine rebellische Macht, ähnlich den gegen Zeus sich auflehenden Titanen, und als Feind des

Lichts weilt er in Finstern. Seine schwarze Farbe — auch Vulcan ist rufzig — läßt rothe Gluth durchblicken, die Farbe des Feuers und des Blutes.

Ueber die Ursache, warum der Teufel hinkt, finden wir im Neuen Testamente einige Andeutungen. Bei Lukas 10, 18 spricht der Herr zu den 70 Jüngern: „Ich sah den Satan vom Himmel fallen als einen Blitz.“ In der Offenbarung streitet Michael wider den Drachen (12, 9): Und es ward ausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißet der Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführet, und ward geworfen auf die Erde. (Ebenso 2 Petri 2, 4. Ev. Joh. 12, 31.) Das erinnert an den Streit zwischen Zeus und Hera, bei welchem Zeus den Hephästos bei dem Fuße packt und ihn hinabwirft vom Olympos, so daß er lahm ward. Im Uebrigen blieb er ein tüchtiger Schmied, und die Sagen von ihm haben nicht den düstern Hintergrund, wie die biblischen Andeutungen vom Sturze des Teufels.

In unseren Volksagen wird das Hinken des Teufels nicht bloß durch den Sturz aus dem Himmel erklärt, sondern auch dadurch, daß er einen Pferdefuß habe und als Thier dreibeinig sei. Andere Erklärungen sind folgende:

Nach einer Erzählung aus Nieder-Oesterreich war ein Weib so zornig auf den Teufel, daß sie ihn anpackt, ihm ein Horn abbricht und ihn so gewaltig auf den Boden wirft, daß er sich den rechten Fuß brach.

Nach andern hat er sich einst in den Himmel geschlichen und geberdete sich dort unbändig. An der Tafel setzte er sich sogar dem Weltrichter gegenüber. Dieser bemerkte, daß er mit der linken Hand aß. Sogleich wurde er die Treppe hinabgeworfen und seit der Zeit hinkt er mit dem linken Fuße.

An der Feistritz in Steiermark liegt ein Fels, der Teufelsstein genannt. Ein armer Maler, der wenig zum Leben hatte, ward einst von einem Jäger angerebet, der ihm versprach, ihn aus seiner drückenden Lage zu befreien.

Wenn du mir, sagte der Jäger, dein erstgebornes Kind binnen Jahresfrist überlassen willst, so bist du ein gemachter Mann. Der Maler schlug ein und hatte seit der Stunde Alles in Hülle und Fülle. Bald aber quälten ihn die Gewissensbisse und er nahm seine Zuflucht zum Pfarrer. Der weihte die Wohnung des Malers ein und befahl ihm, ein dem feinigem ganz ähnliches Kind zu maaken und es dann an jenen Felsen zu stellen. Als nun der Jäger das Kind abholen wollte, sah er sich betrogen. Das machte ihn so wüthend, daß er den Felsen zerschmetterte. Dabei brach er sich aber einen Fuß und seit der Zeit muß der Jäger, der kein Anderer als der Teufel war, hinkend durch die Welt wandern.

In der tief erregten Zeit der Reformation spielte der Teufel eine größere Rolle als je. Namentlich gruppirt sich um Faust alles Zanberhafte und Gaukelwert, wie in England um Merlin, in Spanien um Don Juan, in Frankreich um Robert von der Normandie, in Italien um Virgil. Fausts Gesellschafter, genannt Mephistopheles (d. h. der Dunsiliebende), erscheint bei Goethe als Schalk, doch tritt auch der biblische Teufel in ihm hervor, denn er spricht von seiner „Ruhme, der berühmten Schlange“, und er charakterisirt sich selbst durch die Worte: „Ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“ Dadurch ist der unselige und ohnmächtige Zustand einer solchen teuflischen Natur bezeichnend ausgesprochen. Die erste urkundliche Teufelsverschreibung haben wir in der alten Legende „Theophilus“, der ein Vorläufer des Faust ist.

Luther machte sich bekanntlich mit dem Teufel viel zu schaffen; Papst, Türck und Teufel sind bei ihm fast sinverwandte Begriffe. Diesen Mächten stellt er gegenüber Christum und sein göttliches Wort. In den Tischreden wird gesagt: „Es führet der Teufel zweierlei Formen und Gestalten oder Varven, darein er sich verkleidet und verummmt: entweder er verstelltet sich in eine Schlange, zu schreden und zu tödten, oder in ein Schaf, denn er zieht den Schafpelz an zu liegen und zu betriegen. Das sind seine zwei Hoffarben.“ Luthers Auffassung des Teufels war eine streng theologische, d. h. jüdisch-christliche. Dieser Auffassung gegenüber steht die heidnisch-germanische, wie sie noch in Hunderten von Volksagen vorkommt, denn in diesen berührt sich der Teufel oft mit Donar und den Riesen. Wie die Riesen von den Göttern besiegt wurden, so wird auch der Teufel häufig überlistet und erscheint als „dummer Teufel“. Nicht so bei Luther, der sagt: „Dem Teufel ist niemand zu gelehrt und zu geschickt, er kann ihn betriegen. Nur das Gebet, Christus und sein Wort vermögen ihn zu überwinden.“ Welchen Respekt Luther vor dem Teufel hatte, beweiset sein Ausspruch: „Ich will lieber durch den Teufel, denn durch den Kaiser sterben, so ferbe ich doch durch einen großen Herrn. Aber er soll auch einen Bissen an mir gefessen haben, der ihm nicht wohl bekommen soll. Er soll ihn wieder speien und ich will ihn wieder fressen, wenn nun der jüngste Tag kömmt, das soll gewis sein.“ Mit solcher Zuversicht stand der Mann auch im Kampfe wider das Papstthum da. Luther und seine Zeitgenossen glaubten fest an die Macht des bösen Dämons; alles Poltern und Rumoren z. B. auf der Wartburg (1521), alle bösen und ängstlichen Träume und alles Gespenstige schrieb er dem Teufel zu, er mache die Leute traurig und könne die Fröhlichkeit nicht lei-

den, daher komme es auch, daß er die Musica stiehe, daß er nicht bleibe, wo man geistliche Lieder singe. Alle Zauberei und Hexerei ging vom Teufel aus, und seit Faust's Zeiten sind die Teufelsverschreibungen nicht aus den Köpfen des deutschen Volkes gekommen und sind noch heute drinnen. Auch der Volkshumor des 16. Jahrhunderts hat sich vielfach an dem Teufel versucht und die Schwänke jener Zeit sind voll von solchen Geschichten. Ferner erzählt Auriaber: „Wechselbälge und Kieltröpfe (weil es stets kielt im Kropf) legt der Satan an der rechten Kinder Statt, damit die Leute geplaget werden. Etliche Mägde reißet er oftmal in's Wasser, schwänget sie und behält sie bei ihm (sich), bis sie des Kindes genesen. Und leget darnach dieselben Kinder in die Wiegen, nimmt die rechten Kinder d'raus und führet sie weg. Aber solche Wechselbälge sollen, wie man saget, über 18 oder 19 Jahr nicht leben.“ Alle Schwarzkünstler fanden im Bunde mit dem Teufel; von ihnen und den Goldmachern ließe sich ein ganzes Buch schreiben. Der Teufel kann allerlei Gefalten annehmen, am häufigsten erscheint er als Bod (Hellebod) und als schwarzer Hund, aber auch als Drache.

Bei Vergleichen erscheint der Teufel unter dem Bilde eines Wolfes (Hellewolf), einer Fliege, die Alles verunreinigt, einer Raupe, die schleicht und vielfarbig ist, namentlich heißen die struppigen in der Schweiz „Teufelskagen“.

Der Teufel ist mit dem Geiste jener Zeit so verwachsen, daß er selbst an die Stelle der Hausgeister des Volksglaubens tritt. Ein Guardian, so erzählt Auriaber, ging mit einem andern Bruder über Feld und Abends wurden sie in der Herberge gut aufgenommen. Der Wirth sagte, er werde nun Glück haben. Denn er hatte in der Kammer einen bösen Geist, so daß Niemand d'rin schlafen konnte.

Der Wirth machte ihnen darin ein Bett zurecht, denn er meinte, es seien heilige Leute, die den Teufel wohl beschwören könnten. In der Nacht, als sie schlafen wollten, raufte der Geist immerdar einen nach dem andern bei dem Kränzlein an der Platten. Da singen die Mönche an, sich mit einander zu zanken und sagte einer zum andern: „Sah' mich doch schlafen.“ Da zuckte der Teufel abermals den Guardian beim Kränzlein. Der Guardian sprach: „Fahr hin im Namen des Vaters u. s. w. und komm' zu uns in's Kloster.“ Darauf schliefen sie ein und hatten Ruhe. Da sie nun wieder in's Kloster gingen, sah der Teufel auf der Schwelle der Pforte und rief: „Beneveritis, Herr Guardian!“ Sie meinten, nun wäre er in ihrer Gewalt und fragten ihn, was er wollte. „Ich will Euch“, sprach er, „im Kloster dienen, thut mich nur an einen Ort, wo Ihr des Dienstes bedürft.“ Da wiesen sie ihn in einen Winkel in der Küche, und damit man ihn kennen könnte, zogen sie ihm eine Mönchskappe an und banden eine Schelle daran, dann brauchten sie ihn zum Bierholen u. dgl. Und weil der Geist oder das „Wichtlin“ (wie es die Leute nennen) in einem Winkel wohnte, war der Küchenbub ein Schalk und goß Spüllicht und allerlei Unflath in den Winkel. Umsonst warnte ihn das Teufelchen. Da ward endlich der „Kobold und Teufel“ zornig und hing den Küchenbuben an einem Küchenbalken auf, doch so, daß es ihm am Leben nicht schadete. Da hat ihn endlich der Guardian entlassen.

Es ist eine merkwürdige Zeit gewesen, dieses 16. Jahrhundert. Wie zu Christi Zeiten waren auch bei uns viele Leute vom Teufel geplagt und besessen und Luther glaubte an die Austreibung desselben, weil sein festes Gottvertrauen ihm Bürgschaft war. Es will mich bedünken, als seien in beiden religiös so sehr bewegten Perioden Glaube und Aberglaube so innig

mit einander verschmolzen, daß Keines ohne das Andere bestehen konnte. Es mag beim eigentlichen Volke noch immer so sein. Aberglaube ist nichts als Ueberglaube (superstitio), Weiglaube, und wer sich ganz davon befreiet, büßet gar leicht etwas am Glauben ein, an jenem nämlich, dessen Vertreter Paulus und Luther sind.

Solche Bemerkung drängt sich einem unwillkürlich auf, wenn man diese geistigen Triebfedern des 16. Jahrhunderts verfolgt, die schon vorbereitet waren durch die tief sinnige und bilberreiche Mythik der Predigermönche in den vorangegangenen zwei Jahrhunderten.

Christlich-theologische und weitere culturgeschichtliche Erörterungen sind hier nicht beabsichtigt, sondern ich betrachte diese Person vom Standpunkte der Mythologie, die man nicht mit Unrecht heidnische Theologie genannt hat. Ebenso übergehe ich die vielen symbolischen und allegorischen Anwendungen in der Poesie und Kunstgeschichte, und wir wenden uns zur nationalen oder germanischen Auffassung.

Zur jüdisch-christlichen Vorstellung treten mit der Zeit deutsch-heidnische Zbeen, namentlich ging Loki leicht in den Teufel über; die Bekehrer leugneten zwar nicht das Dasein der nationalen Gottheiten, sie erklärten sie nur für böse Geister und so wurden auch gute Gottheiten verkehrt, selbst Wuotan, der als grüner Jäger auftritt. Dieser Vorgang durchbringt unsere ganze deutsche Mythologie, die darum weniger heiter, rein und ausgeprägt dasteht, wie z. B. die griechische.

Im Allgemeinen lassen sich vier Zeiträume in unserer Mythologie unterscheiden: 1. Die Zeit der reinen Naturreligion unter dem Einbruche der Naturgewalten. Hieher gehören die Mythen, wie sie in der Edda uns überliefert sind. 2. Die Zeit der abstracten Gottheiten, zu denen vorzüglich Wuotan gehört. 3. Die Zeit des Kampfes des Heidenthums mit der Kirche, und

in diese Periode fällt die Vermischung heidnischer und christlicher Personen.

4. Endlich ziehen sich die heidnischen Vorstellungen in das Versteck, aber sie leben, vielfach alterirt im Volke fort. Es sind die Flüchtlinge, die unsere Sagen- und Märchensammler vor dem Untergange gerettet haben. Wenn auch die mythenbildende Kraft allmählig erlischt, so ist doch selbst in diesen letzten Jahrhunderten die Phantasie des Volkes noch immer thätig gewesen, denn das Dichten ist ein rein menschliches Bedürfnis und wird nicht aufgehört, so lange die Nation in ihrer Eigenthümlichkeit sich geltend machen kann.

Das älteste Geschlecht unserer Götter sind die Riesen, Naturmächte voll unbändiger Kraft, und aus ihnen gehen die ältesten Götter hervor. Die Elementargötter bilden eine Brüderdreieit, welche Luft, Wasser und Feuer repräsentiren. Dem Zeus, Poseidon und Hephästos stellen sich die germanischen Gottheiten Odin, Hoenir und Loki zur Seite. Dieser Loki, bisher ein Genosse der Götter, erscheint später mehr in einem ungünstigen Lichte und den Brüdern feindlich gesinnt. Die Doppelnatur des Feuers zeigt sich auch in Loki (d. h. der leuchtende, vergleiche *Λευκός*, lux, lucidus); vorwaltend ist seine zerstörende, hinterlistige Natur, und er erscheint als der Urheber alles Uebels in der Welt, und nur insofern ist er der germanische Teufel. Hel, die Göttin des Todtenreiches, war Loki's Tochter, und erscheint wie Persephone halb oder ganz schwarz. Zum unterirdischen Beherrscher ward Loki durch seine Wirksamkeit im Innern der Erde und berührt sich so mit Vulcan. Loki ist somit auch Todesgott, und „Tod und Teufel“ werden alliterirend gebraucht bis auf die neueste Zeit. Weil Loki die Götter wider sich aufgebracht hatte, so jannnen sie auf seine Bestrafung und sie banden ihn über drei Felsen, nachdem er vergebens als Laß zu

entschlüpfen gesucht hatte. So erscheint das Böse in Fesseln geschlagen von den sittlichen Mächten, und wenn Loki rüttelt an seinen Ketten, so erbebet die Erde.

Deutsche Sagen weisen noch auf diese Fesselung hin. In den Alpenländern ist es Brauch, daß der letzte der Schmiede, welcher am Feierabend die Werkstätte verläßt, mit dem Hammer einen kalten Schlag auf den Amboss macht. Das geschieht, damit Lucifer seine Kette nicht abfeilen kann. In vielen Märchen und Sagen nehmen Schmiede den Teufel fest und hämmern auf ihn los. Schon der gangbare Ausdruck: „der Teufel ist los“, setzt seine Fesselung voraus. Der Name Loki ist durch biblische Namen verdrängt, aber diese Sagenzüge stammen aus deutsch-heidnischer Quelle. Der gefesselte Loki erinnert an Prometheus, dessen Fesselung aber mit dem Raube des Feuers in Verbindung gebracht wird.

„Nirgends stellt sich der Teufel heidnischer dar, als wo er an die Stelle der Riesen getreten ist, beide verfolgt der Donnergott mit seinem Hammer.“ In Volkssagen wird der Teufel von des Schmiedes Hammer getroffen; auch wird dem Teufel die Rolle des Donnerers oder des Schmiedes (des hinkenden Hephästos) übertragen. Die Erbauung der Kirchen ist ihm verhaßt und er sucht sie zu zertrümmern, sein Plan wird aber jedesmal vereitelt. Der Teufel selbst ist übrigens, wie der Riese, ein erfahrener Baumeister; hieher gehören die Sagen von den Teufelsbrücken und Teufelsmauern. Bei Bauten spielt ihm das Krähen des Hahnes immer einen bösen Streich. Darüber habe ich in meinen Mythen verschiedene Ueberlieferungen mitgetheilt; hier mögen noch die folgenden Teufelsmärchen Platz finden.

Zu Raudnitz in Böhmen lebte ein Fährmann, namens Thomas, der eine schöne Tochter hatte. Eines Tages

rief ein „schwarzer Niese“ am jenseitigen Ufer, er möge ihn hinüberführen. Das geschah, und der Fremde warb um die Tochter, er wolle ihm Geld geben und noch dazu über Nacht eine Brücke über den Fluß bauen; sie solle fertig sein, bevor der Hahn zum erstenmale krähe. Der freudig erstaunte Färge nahm das Geld, aber im Weggehen fiel er und das Blut rann ihm aus der Nase. Das benutzte der Fremde und der Färge mußte ihm seinen und seiner Tochter Namen auf ein Blatt Papier schreiben. Dann berichtete er den Seinigen das freudige Ereigniß. In der Nacht gewahrten sie Hunderte von schwarzen Arbeitern, die eine steinerne Brücke bauten. Nun erst wußten sie, mit wem sie es zu thun hatten. Thomas rief seinen Namenspatron um Beistand an, und der heil. Thomas schickte einen Hahn, der durch sein Krähen das Werk zerstörte. Noch sind die Trümmer dort zu sehen.

Den Hahn setzt man oft auf Kirchtürme, um den Teufel davon abzubalten. Wenn ein Hahn sehr schlimm ist, so sagt man in Nieder-Oesterreich: Der Teufel sitzt ihm auf dem Kamme; man schlachtet ihn dann, weil er sonst die andern anstecken könnte.

In Nahren lebte eine arme Bauernfamilie. Der Mann, arbeitsam und ehrlich, hatte durch verschiedene Unglücksfälle sein ganzes Hab und Gut verloren; nur ein kleines Stück Aderland war ihm geblieben, das er aber seiner Armuth wegen nicht ordentlich bebauen konnte. So saß er denn eines Abends ganz traurig in seiner Stube und sann nach, wie er sich aus seiner mislichen Lage befreien könne. Da erlosch plötzlich die Lampe, die Thür ging auf und der Teufel trat zu ihm in die Stube. Voll Schauer und Entsetzen trat der Bauer zurück, als er die großen feurigen Augen sah, die lange rothe Zunge und die beiden Hörner am Kopfe. Der Teufel fragte ihn, warum er so traurig sei, und als

der Bauer beinahe zitternd ihm seine Lage mittheilte, beruhigte ihn der böse Gast und sprach: „Ich will Dir Geld geben und zwar so viel als Du nöthig hast, und Du brauchst mir keinen Kreuzer zurückzugeben, sobald Du das Kraut erräthst, welches ich auf Deinem Acker anbaue; wenn aber nicht, so gehört Deine Seele mir.“ Der Bauer war's zufrieden und der Teufel verschwand.

Seit dieser Zeit lebte der Bauer mit seiner Familie sehr reichlich und sobald das Kraut auf dem Acker in die Höhe geschossen, ging er täglich auf das Feld, um zu errathen, was das wohl für ein Kraut sein möchte. Es gelang ihm aber nicht, dasselbe zu erkennen. Die verhängnißvolle Zeit rückte immer näher und der Bauer fürchtete, daß der Teufel in sein Zimmer treten und ihn befragen würde. So ging er denn eines Tages ganz verstimmt wieder auf seinen Acker. Unterwegs begegnete ihm ein altes Weib, welches ihn um den Grund seiner Traurigkeit fragte. „Ihr könnt mir gewiß nicht helfen“, erwiderte er. Das Weib drang aber immer mehr in ihn, so daß ihr endlich der Bauer sein Verhältniß mit dem Teufel offenbarte. „Da kann vielleicht geholfen werden“, sprach das Weib, „nur mußt Du mir die Hälfte von Deinem Felde überlassen.“ Der Bauer war froh und willigte ein. Darauf sagte sie, er solle sich des andern Morgens hinter dem Gebüsch verbergen, welches neben dem Felde war. In aller Frühe begab sich der Bauer dorthin. Er wartete nicht lange, als er das alte Weib auf sein Feld zuschreiten sah. Es sprang hinein und zerrt mit allem Ungehum das Kraut, welches der Teufel gesäet hatte. Aber in demselben Augenblicke erschien der Teufel, machte eine drohende Geberde und schrie: „Du alte Hexe, wirst Du wohl aus meinem Tabak herausgehen!“ Der Bauer hatte in seinem Versteck alles gehört und ging nun

getroßt nach Hause, sobald der Teufel verschwunden war. Des andern Tages trat der Teufel wieder in seine Stube und fragte, was für ein Kraut er auf seinem Acker habe. Da antwortete ihm der Bauer mit einer Miene, als ob er das Kraut schon lange kenne: „Das ist Tabak!“

Darauf entfernte sich der Teufel mit solchem Getöse, daß die Fenster des Hauses klirrten. Und seit der Zeit ist dieses „Teufelskraut“ auf der Erde verbreitet.

Der Teufel wettete einst mit Christus, wer von beiden zuerst ein Paar Hosen verfertigen könne. Der Teufel, in der Meinung, mit dem oftmaligen Einfädeln viel Zeit zu verlieren, nahm einen Faden von einigen Klastern Länge, während der Herr nur kurze Fäden dazu verwendete. Allein wie hinderlich dem Teufel der lange Faden war, beweist der Umstand, daß er bei jedem Ausziehen der Nadel zum Fenster hinaussteigen mußte und dann wieder zurück, während Christus mit Leichtigkeit seine Nadel durchzog. Und so ward der Herr bald fertig; der Teufel aber, der nicht beschämt werden wollte, ersann folgende List: er schnitt die von den Knien herabreichenden, noch nicht zusammengenähten

Theile ab und zeigte auf diese Weise ebenfalls ein fertiges Paar Hosen.

Seit jener Zeit trägt der Bauer in Steiermark Hosen, die nur bis zu den Knien reichen.

Eine Menge Sagen gibt es, welche beweisen, daß die riesige Statur und die teuflische das meiste unter einander gemein haben. An Donar gemahnt der Teufelswagen, der rothe Bart und der Hammer des Teufels. Die rothe Farbe hat Beziehungen zum Donar, wie auch zum Teufel. Das Sprichwort sagt: Rother Bart, Teufels Art. Erst vor kurzem berichtete H. Noë (Beil. d. Allg. Zeitung, 16. December), daß in einem Alpenthale die Alpenrosen „Donarstauben“ genannt werden, wegen der Farbe der Blüten dem Donar heilig, unter dessen Wagenrädern die Blitze hervorjucken.

Dem Wuotan (Odin) gleicht der Teufel als Würfelspieler, als Graumann, als grüner Jäger u. s. w. Und so hat sich ein den Germanen unbekanntes Wesen an die Stelle ihrer Gottheiten und Riesen eingebracht und dieses Wesen spielt im Volksglauben noch immer eine große Rolle und im Leben auch, denn „des Bösen sind wir ledig, die Bösen sind geblieben“.

W a r u m ?

Einst war es schwül . . .
Netzt ist es kühl,
Zuweilen fröstelt mich sogar,
Dann schau ich jäh, was ehemals war . . .
Und nicht, was ist,
Nicht wie Du bist.

Dann schau ich mich . . .
Und schaue Dich,
So wie ich einst Dich lieb gewann,
Als Jedes frug und Jedes sann:
Was bist Du mir?
Was bin ich Dir?

Netzt schreiten wir
Vereinsamt schier,
Nicht es bindet aneinander uns fest.
Doch Keines hält . . . und Keines läßt
Aus stummer Scheu?
Mitleidiger Neugier? . . .

Ada Christen.

Orientalischer Quietismus.

Von Hieronymus Form.

I.

Die abendländische Civilisation hat dem Oriente das Zugeständniß gemacht, Religionen, Märchen und Träume aus dem Morgenlande zu beziehen. Diese drei Zweige menschlicher Seelenthätigkeit sind im Grunde nur drei verschiedene Namen für den einen, unausrottbaren Idealismus. Inwieweit die Religionen — Märchen und Träume sind, das Märchen als Frucht des freien Erfindungsgeistes oder der Traum als Ausdruck der Sehnsucht nach irdischem Glück der Phantasie oder dem bedürftigen, entbehrenden Herzen zu einer Art Religion werden kann, gewährt unendlichem Nachdenken ein Feld, dessen Ergebnisse mit leichter Mühe zu ernten wären. In ihren bleibenden Resultaten sind die Religionen, Märchen und Träume des Orients zu Philosophie, Poesie und Lebensweisheit des Occidents geworden. Allein so groß die Verehrung ist, die Europa dem asiatischen Idealismus und der Uner schöpfligkeit zollt, mit der er seine drei Ausströmungen in unsere Cultur und Literatur ergießt — Europa macht sich für die Schuld der Dankbarkeit, die es dem Morgenlande abtragen muß, für die Verehrung seines Idealismus, durch die Verachtung bezahlt, die es seinem Realismus, der Wirklichkeit morgenländischer Zustände entgegenbringt.

Schmutz, Lafter, Faulheit, Verwilderung — sind die Capital-Verbeschriften in den Erzählungen der aus dem Morgenlande heimkehrenden Touristen. Als sollten wir dem Reiseschriftsteller um so erkenntlicher dafür sein, daß er sich für uns die Mühe nahm,

die Natur des Orients aufzusuchen, uns seinen Himmel und sein Meer, den Zauber seiner Pflanzenwelt und seines Klima's zu schildern, können wir nicht oft genug eingeschärft bekommen, wie schlecht die Häuser gebaut, wie elend die Straßen gepflastert sind, wie groß die Habgier und wie klein der Comfort, wie dick die Dummheit und Begriffstüchtigkeit des Volkes und wie mager noch der Anstrich ist, den europäische Sitte auf alledem zurüdließ.

Eine so ungünstige Auffassung der orientalischen Wirklichkeit herrscht namentlich in den Büchern deutscher Touristen. Der Engländer geht fast mit stillschweigender Verachtung darüber hinweg, weil er ja auch dem europäischen Continent nicht das Zugeständniß gewährt, sich auf ihm völlig behaglich zu fühlen. Und der Franzose besitzt die Gewandtheit, sich auch mit den unangenehmsten Behelßen ein Vergnügen zurechtzumachen. In französischen Beschreibungen des Orients wird man keiner sentimentaln Klage und keinem schimpfenden Aerger über die erbärmliche Wirklichkeit begegnen.

Ein Franzose erzählt, daß er eines Abends vor den Thoren einer orientalischen Stadt umherstrich. Bezaubernd lag der Sonnenuntergang auf dem Wasser und der Landschaft, aber diese Poesie der Umgebung vermochte nicht den Verdruß des jungen Touristen zu beschwichtigen, daß er kein Feuer für seine Cigarre besaß oder aufzutreiben vermochte. Kein Haus und kein Mensch, soweit das Auge reichte. Endlich gelangte der Wanderer zu einem einsam stehenden rothen Ziegelbau. Es war ein Wachtthurm von großer Höhe,

dessen Eingang unsichtbar und dessen einziges Fenster ein rundes Loch war, hoch oben an der Spitze, von unten kaum mehr wahrzunehmen. Dem guten Auge der Franzosen offenbarten sich jedoch ein Turban und ein Bart, die das Loch oben ausfüllten. In drohlicher Selbstverpottung hielt er seine Cigarre in die Höhe vor dem unerreichbaren Türkenkopfe dort hoch oben das Verlangen nach Feuer anzudeuten. Der Kopf nickte bejahend und unmittelbar darauf ließ sich die ganze Höhe des Thurmes entlang ein Pfeifenrohr herunter. An dem glimmenden Tabak des Tschibuks zündete der Franzose seine Cigarre an.

Hier zeichnet sich Landschaft und Sitte des Orients auf dem kleinsten Raume ab. Während aber andere Nationen dafür im günstigsten Falle nur eine witzige Beleuchtung haben, sollte gerade das deutsche Gemüth Empfänglichkeit haben für den wahren Werth und Sinn orientalischer Wirklichkeit. Dieser Werth und Sinn sind das Ruhegefühl, und es kommt eben nur auf die Beschaffenheit des Betrachters an, ob er es mit dem Ausdrucke „Faullenzerei verächtlich abfertigt oder ihm philosophische Tiefe geben will durch die Bezeichnung: Quietismus.

Dst ist erzählt worden, wie Pythagoras von einem hellenischen Könige mitten im Getümmel der olympischen Spiele gefragt wurde, was denn hier eigentlich das Geschäft des Philosophen sei, und zur Antwort gab, daß, wenn Alle sich hier einfinden, um ihre Geschicklichkeit oder ihre Waare zu Markte zu bringen, der Philosoph aus diesem Marktgewühl der Habsucht den größeren Nutzen ziehe, indem er, selbst untheilhaft, die Dinge bloß betrachte.

Der Quietismus ist nichts Anderes, als solche Betrachtung, und wenn man von jeher anerkannt hat, daß gerade in den Literaturen des Morgenlandes das Beschauliche zugleich das Erbauliche ist, so kann man auch den für das leibliche Auge so unsaubern

Humus, aus dem die Früchte geistiger Betrachtung emporsprießen, mit liebenden Blicken betrachten.

Wie hat sich der Kenner der Lebensgenüsse in allen Höhen und Tiefen, der Sybarit Fürst Rüdler-Mustau gefehlet, den Rest eines an Wechsel und Erfahrungen reichen Daseins in der betrachtenden Ruhe eines orientalischen Aufenthaltes zu verbringen! Er würde dafür die Freuden der höchsten Gesellschaft hingeben haben, ohne es im Augenblicke des Abschieds von ihnen zu bebauern oder jemals später zu bereuen. Er verzichtete auf die mit orientalischen Lebensformen ausgekattete Einsamkeit nur, weil ihm der gleichgesinnte, aber höher begabte Genosse fehlte und er wohl empfand, daß Ruhe und Rauch, Sorglosigkeit und Sinneslust nur leere Hülsen sind, ungenießbar dem edlern Geiste, wenn ihnen nicht Erkenntniß und Reflexion, Zwiesprache und Verständigung fortwährend eine lebendige Seele einhauchen.

Indessen bedarf es heutzutage nur des Aufenthaltes im wüsten und wilden Treiben der europäisch civilisirten Großstädte, nur der Anschauung des socialen und finanziellen Elends, über das noch immer gedacht wird, aber weder von einem Demokrit, noch von einem Epikur, sondern nur von der gedankenlosen Gemeinheit; es bedarf nur einiger Sehnsucht nach dem ewig verhüllten Kern und Zweck des Daseins, um daß man, ohne ein Philosoph zu sein, dem Gedanken nach orientalischen Lebensformen mit Vergnügen nachhänge.

Vergnüglich wäre schon der Gedanke, in einer schönen, großen, von Herrlichkeiten der Natur umgebenen, von Genüssen erfüllten und von manchen weisen Menschen bewohnten Stadt leben zu können, in welcher es trotz dem Allen — keine Zeitungen gibt.

Dieser Mangel ist der negative Beweis der Möglichkeit vollständiger Erdenruhe.

Was sich in einer solchen Stadt begibt, wird zwar auch voll Wechsel und Bewegung sein, wie alles menschliche Leben; aber es wird doch immer nur individuelle Vorgänge abspiegeln und frei sein von den Collectiv-Leidenschaften, welche durch Begriffe, Dogmen, Principien in Massen erzeugt werden und das Unleiblichste auf Erden sind.

Wohl gibt es deshalb auch in einer solchen orientalischen Stadt keinen Gemeinderath, die Häuser werden feuergefährlich, die Straßen ungepflegt und Bürgermeister wird der Schmutz sein. In den schönsten Theilen der Stadt wird beständig die Gefahr für Leben und Eigenthum herrschen. Allah! Allah! Was geschehen muß, wird geschehen. Aber hinter all' diesen unheimlichen und unsaubern Aeußerlichkeiten der Stadt birgt sich im Innern der Häuser die Wollust der individuellen Freiheit und sind alle Einrichtungen Zeugen des Verständnisses für den höchsten, für den contemplativen Lebensgenuß.

Was sich unter Menschen begibt, die also leben und hausen, wird keineswegs orientalisches Märchen sein, vielmehr nur zu oft die ganz gemeine Wirklichkeit. Allein angehaucht von dem unendlichen Zauber der Ruhe, so weit sie auf Erden herzustellen ist, lassen zuweilen selbst die gewöhnlichsten Vorgänge orientalischer Wirklichkeit eine so symbolische und allegorische Deutung und Bedeutung zu, wie nur immer das orientalische Märchen.

II.

Jeder Mensch, der nur eine Spur der Fähigkeit besitzt, Sinn und Werth des Lebens richtig aufzufassen, gelangt zu Momenten, in welchen er, selbst mitten im leidenschaftlichen Streben nach den entfernten Zielen seiner heissesten Wünsche, den Inbegriff alles Glückes in der ihm freilich übermenschlichen Kunst erblickt, Verlangen,

Hoffnung und arbeitsames Streben nach dem Glücke aufzugeben. Dieses wäre folglich die Ruhe, und der Orient, namentlich der mohamedanische, erregt trotz der größtentheils unwürdigen und barbarischen Beschaffenheit seiner Zustände eine Sympathie, deren Geheimniß eben jenes Princip der Ruhe ist, das er sogar staatlich zu verwirklichen trachtete.

In seinen Märchen und Parabeln hat der Orient dem Glücke der Ruhe in der Form fatalistischer Entfagung unzählige mal poetischen Ausdruck gegeben, ebenso wie seine zahlreichen didaktischen Sinnsprüche im Wesentlichen keine andere Weisheit predigen. Unter den Märchen ist mir eines bekannt, versteckt in der ungeführten Literatur der orientalischen Bänkelsänger und Kaffeehaus-Erzähler und in Europa vielleicht noch nicht veröffentlicht, das die erwähnte Lehre am entschiedensten zum Ausdruck bringt. Ein armer Mann findet auf der Straße ein funkelnden Stein, dessen Namen und Werth ihm kein Gelehrter und kein Juwelier zu sagen weiß. Der Finder wendet sich zuletzt an einen ob seiner Weisheit berühmten Derwisch, der nach langer Betrachtung des Steines und vielen mystischen Versuchen, die er damit anstellte, folgendermaßen spricht: „Was der Stein als solcher werth sei, kann nicht bestimmt werden; er gehört nicht zu den bekannten und geschätzten Schmuckgegenständen und hat auch nicht jene äußeren Eigenschaften, die einen Edelstein selten und kostbar machen. Allein er hat dafür eine innere Eigenschaft, die nur dem Forscher in den Geheimnissen der Welt, in der Magie, erkennbar wird. Sage mir aber vor Allem: bist Du auch auf redliche Weise in den Besitz des Steines gelangt?“

Der arme Mann versicherte, er hätte den gefundenen Stein dem Verlustträger zurücksellen wollen, dieser aber behauptet, er hätte den Gegenstand mit Absicht fortgeworfen, weil er

nichts damit anzufangen wisse; der Finder möge ihn nur behalten.

„Ich glaube es wohl“, sagte der Derwisch, „daß der Unwissende sein Kleinod nicht zu schätzen verstand. Du aber, weil Du der rechtmäßige Eigenthümer geworden bist, magst wissen, daß der Stein, an sich ein scheinbar so werthloses Gut, wenn in der richtigen Art behandelt, wenn der vernünftigste Gebrauch von ihm gemacht wird, seinem Besitzer zu allem erdenklichen Erdenglück verhilft. Bei unweisem Gebrauch freilich führt der Stein seinen Eigenthümer nur zu Qualen und Enttäuschungen, ohne daß er einen wirklichen Zusammenhang des Unglücks mit dem Besitz des Steines zu erkennen vermöchte. Handle denn wie Du glaubst, daß es das Beste sei.“

Der arme Mann machte nun die verschiedenartigsten Versuche mit dem Steine. Er trug ihn Tage lang in der geschlossenen Hand, bis diese anschwell und heftig schmerzte; er trug ihn an einer Schnur auf seiner Brust, und der Stein brannte ihm eine Wunde in's Fleisch; er versprach einer Schönen, die ihm bisher Hoffnung auf ihre Liebe gemacht, ihr den Stein zu schenken, wenn sie seine Wünsche erhören wolle. Und von diesem Augenblicke an wollte sie nichts mehr von ihm wissen. Das Weib, das er nahm, wurde ihm treulos, nachdem es sich mit dem Stein geschmückt hatte, so daß er es verließ, nachdem er den Stein wieder an sich genommen. Endlich glaubte er, mit seinem Gute einen höhern Beamten des Sultans besprechen zu können um zu einem einträglichen Dienstposten zu gelangen; der Beamte

gab wohl für den Stein Schwüre und Versprechungen, aber nicht den zugesagten Posten und der arme Mann starb elend auf dem Stroß.

Nicht besser erging es dem neuen Besitzer des Steines, sowie nach ihm einer ganzen Reihe von Glücksjägern, die durch die Combinationen des Lebens und Sterbens nach und nach in den Besitz des verhängnißvollen Gutes gekommen waren. Endlich gelangte der Stein in die Hände eines Bettlers, der sein Leben lang mit Bedrängnissen aller Art gerungen hatte. In einem Augenblick, da er die Vergleichenheit seiner Bemühungen einsah, sich ein besseres Loos zu verschaffen und zugleich erkannte, wie wenig zufrieden auch Diejenigen waren, die Alles besaßen, wonach er erst strebte, wollte er sich auch nicht länger mit dem Geheimniß plagen, durch welche Art der Behandlung der Stein in einen Talisman zu verwandeln sei und mit einem weiten Schwung des Armes warf er den Stein in's Meer.

Gerade dies mußte der richtige und vernünftige Gebrauch gewesen sein, der von dem mystischen Besitz zu machen war. Von dem Momente an, da er den glückversprechenden Stein fortgeworfen hatte, gingen dem Bettler die kühnsten Wünsche in Erfüllung und der Friede kehrte in seine Seele ein, wie denn gewiß jener erste Finder, den der Derwisch belehrt hatte, nur deshalb den Stein behalten hatte dürfen, weil der ursprüngliche Besitzer zu der Weisheit gekommen war: Wirf das Streben nach Glück weit von Dir und Du wirst das Glück selbst erfaßt haben, denn sein Wesen ist die Ruhe.

Der Pavinenskurz am Pahnstattel.

Nach Mittheilungen des Herrn Pfarrers G. Dolinar in der Frein, geschildert

von

P. A. Kosegger.

Auf dem evangelischen Friedhofe in der Frein war am 17. Jänner d. J. zur Mittagszeit eine Versammlung von Walb- und Holzschlägerleuten aus den umliegenden Hochthälern und aus dem „Oesterreichischen.“ Die Leute umstanden still und entblößten Hauptes ein offenes Grab, in das sie eben einen Sarg hinabgelassen hatten. Loderes Erdreich mit Schnee rieselte ganz von selbst in die Grube, als könne es nimmer erwarten, den zweiundsiebzigjährigen Greis, der so lange ausgeblieben war, zuzudecken. In den Fichtenbäumen, die ihre Schneemäntel abgeworfen hatten und nun ganz schwarz dastanden auf dem weißen Grunde, rauschte der Föhn, und die Loden der entblößten Häupter — blonde, dunkle und weiße — zitterten im Winde.

„So, so“, sagte einer der Männer so laut, als wäre das Wort nicht für den nächsten Nachbar allein bestimmt, „der brave alte Georg hätt's überstanden. Wir haben es noch vor uns. Gott der Herr führe uns Alle aus Noth und Gefahr zu seiner Herrlichkeit. Amen!“

Nach dem Begräbnisse zerstreuten sich die Anwesenden, um bei zunehmendem Unwetter auf schlechten Pfaden, im tiefen, einbrechenden Schnee ihren Heimweg zu suchen. — Viele von ihnen fanden einen ganz anderen Heimweg, als den, welchen sie suchten.

Die Frein ist ein öber, verlassener Alpenwinkel, zumal im Winter. Die eine Hälfte der Pfarre liegt in Steiermark, die andere in Niederösterreich. Im Jahre 1803 hat man aus den weit-

schichtigen Pfarren Mürzsteg, Mariazell und Schwarzau einzelne Theile ausgehoben und für dieselben eine selbstständige Seelsorgestation, die Frein, gebildet, denn im Winter waren die zerstreuten Wohnungen der Holzleute in der Gegend nachgerade ganz vergessen und verloren gewesen. Auch jetzt ist die Frein im Winter noch ohne eigentliche Communication. Alle Lebensmittel müssen viele Stunden weit, meist von Neuberg über die zu solcher Jahreszeit lebensgefährlichen Stege der Schlucht „zum todt'n Weib“ auf dem Rücken in die Frein getragen werden. Kirche, Pfarrhof und Schulhaus befinden sich in einem einzigen Gebäude. Die Pfarre zählt 560 Seelen, darunter an 200 Protestanten. Ein Arzt getraute sich bisher nicht, sich in der Frein niederzulassen; aber es fehlt auch der Schneider und der Schuster — und wer sich selbst nicht zu helfen weiß, für den muß es hier freilich hart leben und hart sterben sein.

Sämmtliche Bewohner sind Holzleute, theils ärarische, theils Privat-Holzarbeiter. Vor hundert und etlichen vierzig Jahren wanderten sie ein, theils aus einzelnen Gegenden Obersteiers, theils aus Salzburg, theils aus Oesterreich jenseits der Donau. Diese Oesterreicher bilden am süßlichen Abhange des Göller, welcher im Nordosten der Gegend aufsteigt, eine eigene Colonie, das „Doaningerdörfel“, so viel als: das Dorf der von jenseits der Donau Eingewanderten. Auf dem Pahnstattel besitzen die Protestanten eine vorzügliche Schule, welche von siebzehn

Holzarbeitern gegründet wurde und sich nun bedeutender Unterstützung von Glaubensgenossen in Wien erfreut. Am Bahnhafel steigt, wenn man von der Frein kommt, rechts der hohe Gölser, links der Kriegsfogel auf. Der Gölser, 1760 Meter hoch, liegt schon in Niederösterreich; er ist ein zu zwei Dritttheilen kahler, in seiner Höhe felsiger Berg und eine wahre Brutstätte für Schneelawinen. Es vergeht kein Jahr, daß nicht größere oder kleinere Lahnen herniedergefahren kommen in die Thalsohle des Stangelbaches, welch' letzterer die Grenze zwischen Steiermark und Niederösterreich bildet.

Dieser Gegend zu wanderte nun nach dem Begräbniß des alten Forstwarts Georg ein Häuflein von Menschen — Männer, Weiber, Knaben und Mädchen. Wenn sie auch vom Friedhofe kamen, die Jungen waren guten Muths wie immer und wie's ja auch recht ist, und der Reifenauser Michel machte allerhand närrische Spässe und gab sogar seinen Buckel als Zielscheibe her, auf welche die anderen ihre Schneeballen warfen. Ist ein guter Lapp, der Michel.

Die älteren Leute führten — so gut es der armselige Weg erlaube — ruhige und ernsthafte Gespräche.

„Das Wetter will mir halt gar nicht gefallen“, sagte der Holzknecht-Hausl (Waldbauer), „schnel thuts frei, als wie wenn's einen Bettler hätt' zerrissen. Aber so viel Ionig (thauen), wo kein Wind anmag. Da geht wieder was ab im Gebirg.“

„Gestern auf die Nacht schon hab' ich von der Hochwiesen her was krachen gehört. Ist hasen (fast) gewiß eine Lahn gewest“, berichtete eines der Weiber.

„Meine größte Lahn weiß ich vom Gölser herab“, sagte der Hausl, „dieselb', die im vierundvierziger Jahr die Holzknechtshütte mit dreizehn Menschen verschüttet hat.“

„Davon hab' ich auch schon oft erzählen gehört“, bemerkte ein Anderes,

„und da sollen die Leut' etliche Tage früher ja so ein Anzeichen gesehen haben.“

„Wohl, wohl“, versetzte der Hausl, „wie oft hat's mir der alt' Lipp erzählt und eppas weiß ich auch selber davon — bin bazumal leicht so ein Bub' in die zehn oder zwölf Jahr gewest — 's ist auf dem Kriegsfogel oben*) Wald geschlagen worden. Und g'rad am Antoni-Einsiedlerabend ist's gewesen, daß die Holzleut' im Kriegsfogelschlag auf einmal drüben auf dem Gölser ein großmächtiges schwarzes Kreuz gesehen haben. Ueber den halben Berg hat's herabgelangt und schreckbar soll es anzuschauen gewesen sein. Todtenbleich sind die Leut' worden und das Arbeiten ist an demselben Tag vorbei gewesen.“

„Das glaub' ich!“ stimmten Mehrere bei, „ein Todtenkreuz! 's ist schauderhaft.“

„So ein Kreuz hab' ich öfter schon gesehen auf dem Gölser, wenn ich zur Winterszeit von der andern Seiten herübergeschaut hab'“, warf der Josef Bärnkopf ein, „da geht vom Berg so ein Felsruden herab gegen den Höchbauern, und wenn von diesem Ruden der Schnee weggewest ist, so macht's einen langen, schwarzen Streifen.“

„Ein Streifen ist noch kein Kreuz!“, rief eines der Weiber, „wenn Du 's schon so viel gut wissen willst, Bärnkopfsicher: wie legt denn das Oberholz aus, auf dem Christi Händ' sind genagelt gewest?“

„Heut' ist das Oberholz freilich nicht mehr da“, sagte der Josef, „aber vor Jahren ist der Waldstreifen auf dem Gölser noch gestanden und der ist just quer über den schwarzen Felsruden gegangen — und so ist das Kreuz fertig gewesen.“

„Ja freilich“, wendete der Hausl hantig ein, „so was, das den ganzen Tag zu sehen ist und den ganzen Winter, werden die Leut' g'rad' auf ein mal

*) Der Kriegsfogel steht dem hohen Gölser gegenüber.

bemerkt haben, und Alle auf einmal zugleich! — Werden auch keine Halb-
narren gewesen sein, aber Ihr Jüngerer
wollt's halt Alles besser wissen. —
Und meinst, daß das schwarze Kreuz
keine Bedeutung hat gehabt? Vier Tag'
drauf, am Sebastianitag Abends spät
bricht auf dem Gölzer, just an der Stelle,
wo das Kreuz gesehen worden, eine
Schneelahn los, fährt nieder zur Holz-
knechtshütte und halwirt (rasirt) sie weg
bei Puß und Stängel. — Erst nach
drei Tagen hat man die Leut' gefunden
— ein Duzend — alle maustodt —
gräßlich zerrissen.“

Sie blieben stehen mitten auf dem
Wege und die Weiber schlugen über
solche Erzählung ihre Hände zusammen.

„Das ist gewiß“, fuhr der Hausl
fort, „und nicht weit weg von der
Holzknechtshütte ist die gezimmerte Reisen-
auer-Reißen (Behäuschen) gestanden —
hat 's auch sauber weggeputzt. Etliche
Büchsen schuß weiter unten ist das Häusel
übergestürzt gefunden worden. Und —
man sollt 's nit glauben — die
Rüchel (Rüche) von der Reißen ist an
eine Schneewand hinpicdt (hingeklebt)
gewesen und gar nichts ist ihr geschehen
— die Reisenauerin hat eppas Fleisch
zum Selchen auf einer Stange hängen
gehabt — und nicht Ein Stückel Fleisch
ist von der Stangen herabgefallen. Die
Bettstatt, mitten im Schnee, ist auch
übergestürzt, und darunter liegt das
Weißbild und lebt noch — nach drei
Tagen — und lebt heut' noch, nach
vierunddreißig Jahren. Reisenauer-
Ruben“, damit wendete sich der Erzähler
gegen den Johann, den Michel und den
Heinrich Reisenauer, Burschen von
27, 25 und 17 Jahren, „fragt's Eure
Mutter, sie kann Euch's erzählen!“

„Die arme Haut!“ riefen nun
Mehrere, „die Reisenauerin soll einmal
begraben gewesen sein?“

„Seit her hat sie schon mehrmals
das Schlagl (der Schlag) trocken und
sie lebt allweil noch.“

„Reicht lebt sie länger, als wir all-
miteinander“, sagte der Hausl. Die

Leute reden gern so, weil 's eben so
eine gewöhnliche Lebensart ist; daß
man dem Tode wirklich und wahrhaftig
zu keiner Stunde trauen darf, an das
denken die Wenigsten.

„Aber jetzt schaut einmal“, rief
plötzlich ein Knabe, „dort ist die Sonne!“

Man sah sie thatsächlich zwischen
dem fliegenden Gewölke ein bißchen
hervorklugen, aber einer der Männer
antwortete: „Na, was ist's denn weiter?
Als ob Du die Sonne noch nie gesehen
hättest!“ Und verschmähte es, sein Auge
zu erheben zur Quelle des Lichtes, die
er denn auch nimmermehr sehen sollte.

Bald lagen wieder die Schatten des
Geföhbers über dem Thale. Wo es wind-
still war, sah man, daß jeder Spatz
und jeder Ammer, der an der Weg-
lehne herumhüpfte, ganze Schneefüße
loßlösete.

Der Winter war morsch geworden.

„Wie lang mag's denn her sein,
bemerkte jetzt der Bärnkopf Hermann,
ein junger Mann, der auch von „drau-
ßen herein“ Manches zu erzählen wußte;
„in dieser Wochen wirb's gerade ein
Jahr, daß da unten bei Steinbrücl
ein ganzer Berg ist niedergegangen,
etliche Bauernhäuser und just auch —
wie die Gölzerlahn vor vierunddreißig
Jahren — dreizehn Menschen ver-
schüttet hat. Einer ist auch mit dem
Leben davonkommen, wie die Reisen-
auerin — den hat die Luft über ein
ganzes Thal geschupft — frisch und
gesund ist er aufgestanden.“

„Das ist doch heil, als wie wenn
ihn sein Schutzengel häit' tragen“, sagte
eines der Weiber, „jetzt muß ich aber
nachfragen: wo ist das gewesen?“

„Da unten an der krainischen
Grenze, wo das Steirerland zu End'
geht, so wie es uns da beim Stangel-
bach zu End' geht.“ —

Mittlerweile war die Gesellschaft
bis zum Samsjagerwirth am Lahn-
sattel angelangt.

„Nicht ein bißel abrasten?“ rief
der Wirth zur Thür heraus, „eine
kleine Vorspann' thät heut' nicht schaden.“

Es war Reiner durstig. Selbst der Höchbauer, der sonst gern auf ein Schlüpfel (einen kleinen Schluck) Wein zusprach, meinte heute, er müßte heim; es sei der Schnee so viel tief und die Weiberleut' wären allein und könnten das Vieh nicht wässern (tränken).

Der Haußl kaufte sich beim Wirth noch Tabak, nahm sich aber nicht Zeit, in die Stube zu treten, sondern wartete mit der offenen Blaber (Blase, Tabaksbeutel) im Vorhause: „Mach', mach', Gamsjager, sonst komm' ich hint' an!“ — Wenn er sich nur zwei Minuten hätte aufhalten lassen! Wenn die Anderen nur zwei Minuten beim Wirth geraftet hätten! — Aber Alles wollte heim . . .

Das Wetter war arg. Es stürmte und schneite und wehte immer heftiger, die Felskanten des Gölser umbrauste ein Orkan.

Im Schulhause am Lahnjattel wartete ein Dirndl vom Höchbauernhause. Schon den ganzen Nachmittag wollte sich die Kleine auf den Heimweg machen, aber des wilden Wetters wegen ließ man sie nicht fort, es kämen ja bald die Kirchleut' von der Leich' zurück, die gegen die Terz und Neuwald hinübergängen, denen sollte sie sich bis zum Höchbauernhause anschließen. So that das Mädchen; als die Leute nun vorbeikamen, schloß es sich ihnen an. Und so war ein recht ansehnliches Häufchen Leute beisammen, als sie jenseits des Sattels thalab gingen.

Schon an die drei Stunden mochten die Kirchengeher von der Frein her auf dem Wege gewesen sein; es ging bereits stark in die Dämmerung und auch das Geföhber machte die Gegend völlig dunkel. Die kräftigsten Männer gingen voraus, ihnen schlossen sich eng die Uebrigen an — die Kelpfer sind sonst Stürme gewohnt, aber heute war's gar arg und unheimlich.

Endlich sahen sie das Licht vom Höchbauernhause — da wollten sie wohl untersehen und rasten, und ein Gläs-

chen Brantwein trinken und ein Pfeifchen anrauchen.

„Wer schnalzt denn so?“ sagte einer der Burschen.

„Ein Koflenführer fährt uns voran, der wird's sein.“

„Steht still! Was ist denn das für ein Krachen da oben auf dem Berg? und Donnern thut's!“

„Schaut's auf, Leut'! schaut's auf! was fährt denn da daher? — Jesus Maria! — Jesus Maria!“

— Ein seltsames Aufleuchten in Aller Augen, ein Schlag — eine ungeheure Schneefuth ist hingestürzt über Alles. —

Kein Mensch, kein Haus mehr da. Eine starre Schuttwüste ist hingegossen — und darüber braust das Geföhber, wimmert der Sturm wie vor und eh.

Der Michel Reisenauer ist noch da, er weiß nicht, wie ihm geschieht. — Als wie wenn ihn beim „Buckelringen“ Einer in den Schnee geschleudert hätte, so ist ihm. Er rafft sich auf, schüttelt sich ab und frägt, was das jetzt gewesen wäre. Da merkt er's bald, es ist Reiner mehr da, der ihm Antwort gegeben hätte. Er taumelt und tastet herum, ersaft einen Menschenfuß, der aus dem Schneeschutte hervorragt. Er hastet und gräbt und zerrt einen Jungen heraus — die schauen sich jetzt alle Zwei groß in's Gesicht und heben zu laufen an, was sie können.

Beim Lahnjattelwirth schreien sie in's Haus hinein: „Geht's, Leut', helft's, es ist was geschehen!“ Eilen zu anderen Nachbarn und rufen um Hilfe.

Bald kommen Leute zusammen unten an der Lehne, und finden kein Höchbauernhaus mehr, finden über Alles ein schreckbares Schuttfeld, aus welchem Splitter gewaltiger Baumstämme emporragen.

Allsogleich werden Boten ausgesickt nach dem k. k. Forstverwalter in der Frein: daß nur Alles, was gehen und graben kann, geschwind auf den Lahnjattel komme — um Gotteswillen!

Der Forstverwalter sitzt eben am Krankenlager seines Kindes, eines Mädchens, das an der hässlichen Bräune darniederliegt. Die Nacht ruht; wo so viele Menschen in Todesnoth sind, die des Mannes Hilfe bedürfen, muß das Vaterherz schweigen. — Er verließ sein Kind und hat es lebendig nicht mehr gesehen.

Um Mitternacht begannen die Rettungsarbeiten am Lahnsattel. Aber bald hieß es: „Lahnen kommen! Der ganze Berg ist lebendig!“ Und die Arbeiter flohen. Als der Tag graute, huben sie wieder an zu graben, zu schaufeln, zu bohren. Aber wozu eine Arbeit! Schnee, Gerölle und Erdbreich waren zu einer unentwirrbaren Masse zusammengetretet, darunter starke Holzstämme wie Stäbchen zerbrochen und zerquetscht. Bald mußte man die Säge, bald die Hacke, bald das Holzbeil gebrauchen; die Schneeschaufel kam am wenigstens zur Anwendung. Endlich fand man Spuren des Verschütteten: Gehirne, zer Schlagene Tische, zerbrochene Sitzbänke, dann auch zwei Röcke und eine Hose des Höchbauern, Strickwolle, ein Nadelpösterchen und so fort — aber keinen Menschen.

Und wie Viele wurden vermißt! Die ganze Gesellschaft, die von dem Leichenbegängnisse in der Frein gekommen war, und solche die sich unterwegs derselben angeschlossen hatten (mit Ausnahme des Reisenauer-Michel und des Jungen, den er gerettet hatte) fehlten, alle Bewohner des Höchbauernhauses fehlten! — In der Frein läutete das Glöcklein und weinte durch den trüben Wintertag hinan in die Waldlehnen.

Zimmer mehr Arbeiter strömten dem Lahnsattel zu. Aus Mürzsteg, Neuberg, Mariazell, Wallstern, Weichselboden, ja sogar vom zehn Stunden fernem Gschöder kamen Leute herbei, in der Absicht zu retten. Die Theilnahme und Nächstenliebe der armen, braven Holzhauer zeigte sich im herrlichsten Lichte. Leider vorläufig erfolg-

los. Die Verwüstung war großartig. Der Gölzer hatte einen breiten dunkeln Streifen, zu dem oben nur der Querbalken zu jenem Kreuze fehlte. Der schöne Urwald, welcher am Fuße des Berges, ober dem Höchbauernhause gestanden, war weggerissen; über sechs bis sieben Geviertjoch bedeckte die wilde Schuttmasse der Lawine.

Endlich gegen 12 Uhr Mittags (den 18. Jänner) wurde der erste Verunglückte — todt — gefunden. Es war ein Bruder des verschont gebliebenen Michel. Gegen Abend fand man tief im Gemenge von Schnee, Erdbreich und Holzsplittern ein Weib — die Höchbauerin. Sie hatte noch den Melkkuhl und den Zuber in der Hand, und hatte, wie es beim Melken üblich ist, den Kittel aufgeschürzt. Sie war todt und arg verkrüppelt.

Dreizehn Personen waren verunglückt, gerade so viele, als vor 34 Jahren in dieser Woche und an dieser Stelle, gerade so viel als vor Jahresfrist in derselben Woche an der südlichen Grenze der Steiermark.

Hätten die Menschen, anstatt in der Hast trotz der Einladung des Lahnsattelmirthes dem Tode sozusagen in den Rachen zu laufen, den Instinkt der Thiere gehabt! Die Pferde des Wirthes in der Terz trafen's besser. Sie kamen eben mit einer Holzkohlenfuhr des Weges. Der Fuhrmann hielt sie vor dem Höchbauernhause an und trat in das Haus um ein Gläschen Schnaps zu sich zu nehmen. Plötzlich machten die Pferde einen Sprung und gingen durch, etwa dreihundert Klafter abwärts gegen die Terzer Seite. Der Fuhrnecht läßt Schnaps Schnaps sein, springt dem Fuhrwerk nach, da ist schon der Stoß da und schleudert ihn über den Zaun. Er arbeitet sich bald aus dem Schnee und erreicht die Pferde. Wären diese vor dem Hause stehen geblieben, so hätte man Hof und Fuhrmann nimmer wieder gesehen. —

Nun arbeiteten wochenlang Tag für Tag 100—250 Personen an den

Ausgrabungen. Trotzdem liegen bis zur Stunde noch Viele unter dem Schneehügel. Drei Tage nach der Katastrophe stieß man auf die zerrümmerte Küche des Hühnerhauses und fand in derselben vier todt Menschen. Nur der Haushund war noch am Leben und ächzte und winselte herzerzitternd, als er im Tageslichte hier die Todten sah, und dort die Lebendigen. (Diesen Hund hat der Forstmann Herr Alerz in Neuberg zu sich genommen.)

Hierauf blieben die angestrengten Arbeiten wieder Tage lang ohne Erfolg, außer daß Hausgeräthe und größtlich zugerichtete Kinder gefunden wurden. Endlich eine Woche nach dem Unglücke wurde die Tochter des Hühnerbauern gefunden, welcher ein Fuß vollständig abgerissen worden ist. Einen Tag später wurde die Bristafche des Hühnerbauern mit 21 fl. 85 kr. hervorgegraben. Dann fand man eine obere Kinnlade sammt Schnurbart. Ein gewaltiger Sturm, der neue Lawinenstürze befürchten ließ, unterbrach die Arbeiten. Die Ausgegrabenen, lauter Protestanten, wurden über Mariageß nach Mitterbach geführt und dort feierlich bestattet. Der Pastor sprach an der gemeinsamen Grabstätte folgende Worte: „Er, der lebt von Ewigkeit her, der war, bevor die Tiefen der Meere geworden, bevor die Wasserquellen noch brachen hervor und die Berge noch standen in gewaltiger Wucht; er, der die Himmel gebaut hat, wird

den Jammer der Menschenkinder stillen, wird die Gräber aufsthen und die Todten erwecken, wird uns wieder vereinen in seiner Liebe und Gnade. Amen.“

Die Hinterbliebenen sechzen nach Trost. Gottes Wort thut dem Herzen wohl. Aber das Weitere müssen die Menschen thun. Kinder und Greise haben ihre Ernährer verloren. Die alte kranke Reisenauerin, die vor 34 Jahren bei jenem Lawinensturz so wunderbar dem Tode entgangen war, hat bei dem jetzigen Unglücke zwei Söhne verloren. Mehrere der Verschütteten, die einen Tag vor der Katastrophe ihre Monatsraat ausbezahlt erhalten hatten, trugen das Geld noch mit sich und es wurde mit ihnen begraben, so daß die betreffenden Familien allsogleich in große Nahrungsjorgen versetzt worden sind.

Landleute! Verlassen wir diese Armen nicht, deren Herzen ohnehin vor Jammer zerrissen sind; verkörpern wir unsere Theilnahme in kleine Gaben. Die Todten zu erwecken ist Sache des Herrn; uns obliegt es, die Unglücklichen an ihren Mitmenschen nicht zweifeln zu lassen. *)

*) Spenden für die hilfebedürftigen Hinterbliebenen der bei dem Lawinensturz am Lohnsattel Verunglückten mögen an das hochw. Pfarramt in der Frein bei Würzsteg, oder an die Redaction des „Heimgarten“ gesandt werden. Die durch uns übermittelten Gaben sollen im „Heimgarten“ öffentlich quittirt werden. Die Redaction.

Der Pökte von anno Neun.

Von Josef Erler.

Vor fünf Jahren, als des Kaisers fünfundsüßzigjähriges Regierungsjubiläum festlich in allen Ländern der Monarchie begangen wurde, haben sie sich noch einmal in der Hauptstadt des Alpenlandes zusammengefunden die letzten Zeugen der tirolischen Freiheitskämpfe von anno Neun. Eine ehrfurchtgebietende Schaar von etwa dreißig Greisen. Denkwürdige Gestalten, vom Alter gebeugt, mit den gebleichten Haaren, welche die Eisfirnen der Gletscher hätten beschämen können. Tief hatte sich die Zeit in ihr Antlitz gegraben, aber ihr Auge blickte an diesem Tage noch feurig, und rüstig schritten sie auf ihre wuchtigen Stöcke gestützt, bei dem wohlbekannten Klange der Trommel und Schwägelpfeife durch die Straßen der Stadt.

Die kriegsverwitterte, von feindlichen Kugeln zerfetzte Fahne von Spingez, die alle jene Ruhmestage geschaut, wurde ihnen vorangetragen. Die Fahne ist eine Reliquie der Tiroler, die sie hoch in Ehren halten; damals aber trat sie in den Hintergrund gegen jene lebenden Reliquien, welche die Stadt in ihren Mauern barg. Mit Ehrfurcht schauten sie die Bewohner und mancher zog bei ihrem Anblick, in's Herz, ergriffen den Hut.

Seitdem sind fünf Jahre verflossen. Für diese Männer, denen jeder Tag ein Geschenk des Himmels erscheinen mußte, eine lange Zeit. Sie ist auch nicht spurlos vorübergegangen. Die Schaar hat sich von Jahr zu Jahr gelichtet. Einer nach dem anderen stieg hinab in die kühle Erde, welche Tausende ihrer Kampfesbrüder mit ihrem Helldenute getränkt.

So sind sie alle dahingegangen, alle bis auf einen, den Kellerlahnbauer aus dem Unterinnthale. Der hatte sich im vorigen Jahre, als zur Enthüllungsfeier des Rudolfsbrunnens in Innsbruck der Kronprinz erschienen, aufgemacht und war nach der Hauptstadt gewandert, um den Prinzen zu schauen, dessen Ahnen er bis in's dritte Glied gesehen, für die er so oft gekämpft.

In dem gebeugten Greise mit schneeigen Haaren, den lebensmüden Augen und den zitternden Knien hätte man wohl nicht den rüstigsten Burtschen des Thales wiedererkannt, der anno Neun an der Seite des Commandanten Spedbacher mit solchem Muth die Galler Innbrücke vertheidigte; der allein einer Rote von Franzosen, die das Vaterhaus seines Schazes, der Achenrainer Kathrine, überfallen hatte, kräftigsten Widerstand leistete, bis der Hofbauer selbst mit den Nachbarn zu Hilfe kam. Mehr als eine Narbe ist ihm zur immerwährenden Erinnerung an jenen Tag geblieben, aber damit hatte er sich auch in der Kathrine ein Weib erkämpft, die ihm schlicht und treu ein halbes Jahrhundert zur Seite stand. Im Jahre achtundvierzig fiel sein ältester Sohn im Kampfe für die Freiheit und ließ ihm einen Enkel, der im Jahre Sechshundsechzig siegreich aus Italien heimkehrte, um an der böhmischen Grenze im Streite gegen deutsche Namensbrüder ein frühes Grab zu finden.

Der Kellerlahnbauer war zurückgeblieben, ein morscher Stamm, der Aeste und des Laubes beraubt. Die Leute aber achteten und ehrten ihn.

Die Männer kamen und holten in wichtigen Angelegenheiten seinen Rath, die Kinder lauschten andächtig seinen Erzählungen aus des Vaterlandes Ruhmes- und Schreckenstagen.

Die Erinnerung an die vergangenen Zeiten hält ihn am Leben. Trotzdem verschloß er sich nicht der Gegenwart. So war er auch im Jubiläumsjahre nach „Sprud“ gekommen, so wollte er auch nun nicht jenes Fest ver säumen, das der jüngste Sprosse des Kaiserhauses durch seine Gegenwart verherrlichen sollte. Und er hatte Glück, der Kellerlahnbauer.

Als er am Festtage Mittags draußen auf der prächtig geschmückten Schießstätte stand und sich darüber freute, daß es ringsum so fröhlich knallte und mancher helle Jauchzer hinaus in die Lüfte geschmettert wurde, bemerkte er auch einen jungen Offizier, der inmitten einer Schaar vornehmer Herren am nächsten Stande sein Gewehr mit sicherem Blicke und ruhiger Hand losdrückte. Der Zieler zeigte auf der Scheibe einen tiefen Treffer.

„Wacker geschossen, junger Herr, hätt's von Euch mit geglaubt“, meinte treuherzig der Alte.

Der junge Offizier blickte auf. Sein Auge richtete sich forschend auf des Alten verwitterte Züge. Unwillkürlich griff dieser an den Hut und zog ihn vom Haupte, auf dem nun die schneeigen Locken, von einem Strahle der Mittagssonne getroffen, seltsam erglänzten. Der Offizier dankte für den Gruß. Zugleich glitt ein freundliches Lächeln über das edle Antlitz.

„Ihr seid wohl ein alter, wackerer Veteran?“ fragte er.

„Ja, Herr, einer der Letzten von anno Neun. Ich hab' damals den ganzen Kummel mitgemacht.“

„Ihr waret dabei?“ fragte der Offizier lebhaft. „Ach, so erzählt mir davon. Es interessirt mich, einen lebenden Zeugen über jene bewegte Zeit meiner Tiroler zu vernehmen.“

Da erzählte der Alte von jenen bangen Tagen, von Hofer's, Spedbacher's und Haspinger's Heldenthaten, von den ruhmvollen und doch vergeblichen wiederholten Aufständen des treuen Alpenvolkes, erzählte dann von seinen Söhnen und ihrem Tode auf dem Felde der Ehre, von der Liebe, die gleich ihm alle Tiroler für Vaterland und Kaiserhaus im Herzen tragen und schloß damit, daß er des Himmels Segen herabstehle auf den braven Kaisersohn, der jetzt in den Mauern der Stadt weilen sollte. Da zuckte es gar eigenthümlich über des jungen Officiers Züge, er fuhr sich einige male mit der Hand über die Augen, unter dem blauen Waffenrode hob sich sichtlich seine Brust und wie von einer Eingebung des Augenblicks getrieben, faßte er ein Glas edlen Tirolerweines, das ein Mädchen im Nationalcostüme neben ihm in der Hand hielt, und brachte mit vor Erregung bebender Stimme ein Hoch auf das schöne Alpenland und sein treues Tirolervolk.

Ein donnerndes Hoch erschallte darauf aus tausend Kehlen und die mächtigen Berge des Innthales warfen es drei- und vierfach wieder.

„Es lebe Rudolf, es lebe der Kronprinz!“ schlug es an das Ohr des betroffenen Alten, der nun erkannte, daß der junge Offizier — Kronprinz Rudolf war. Es drohten ihm die Knie zu brechen. Da aber fühlte er seine Hand erfasst und lebhaft gedrückt. Und wie er ausblickte, schaute er in die ausdrucksvollen Augen des jungen Officiers, die feucht umflort zu ihm niedersehen.

Dies war mehr, als er ertragen konnte. Der Alte wußte nicht, wie ihm geschah, ihm schwand die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, fand er sich in einem Nebengemache, von seinen Landsleuten umringt. Man reichte ihm ein Glas Wein, das ihm neue Stärkung gab.

War Alles nur ein Traum gewesen?

Er wollte es glauben, da trat aber ein goldbetrefter Hofbeamter zu ihm und reichte ihm ein Päckchen. Das sei eine Erinnerung des jungen Offiziers. Der Kellerlahnbauer öffnete es mit bebender Hand und — welche Ueberraschung! — da fielen klingend glitzernde Goldstücke aus demselben — vier, acht, zehn — — — Der Alte hatte in seinem Leben soviel gar nie beisammen gesehen.

Seitdem hatte zweimal der Mond gewechselt. Der Kellerlahnbauer war in seine Heimat zurückgekehrt, still und verschlossen wie nie zuvor. Nur sein Antlitz strahlte heiter und glücklich. „Mir wäre jetzt am liebsten zu sterben“, sagte er einmal dem Pfarrer, der ihn besuchte. „Das Leben wird mir keine größere Freude mehr bieten können, als mir zu Spruch wiederfahren.“ —

Die Leute aber hatten von seinem Glücke gehört und betrachteten ihn

mit noch größerer Scheu und Ehrfurcht. Es war dies ein reines Gefühl, frei von Mißgunst und Neid.

Der Wunsch des Kellerlahnbauern ist in Erfüllung gegangen. Am Kathrinentag hat man ihn gefunden — sanft für immer entschlafen — auf dem Grabe seines geliebten Weibes. Er war wohl am Vorabende hinausgegangen auf den Friedhof und dort eingeschlummert. Die Nacht aber war kalt gewesen, kalt genug, um den schwachen Lebenspuls eines Greises für immer erstarren zu lassen. Jetzt liegt er selbst unter der Erde. Mit dem Gesichte des Kronprinzen hat man ihm ein ehrenvolles Begräbniß bereitet.

Sein Grab aber ist schlicht. Ein einfaches Holzkreuz, kein prächtiger Marmorstein bewahrt seinen Namen der Nachwelt. Dies Blatt aber möge ein Ehrentränglein sein für den braven „Besten von anno Neun“.

Und jauchzend stieg das Doppellied . . .

Als wandernd ich mit frohem Muth
Die Straße zog entlang,
Da flog vom Rain ein Vöglein auf,
Das jubelte und sang.

Gar treulich flog es vor mir her
Und schmetterte voll Freud',
Es sang von seinem Schöpfer mir
Und von der Welt, so weit.

Da hub auch ich zu singen an,
Erst still, im Herzen d'rin,
Gleichwie man oft ein Liedchen summt
Im Geh'n, so vor sich hin.

Dann ließ ich nach des Vogels Weis'
Der Stimme freien Lauf,
Und jauchzend stieg das Doppellied
Zum Morgenhimmel auf.

Mir war, als wär' die weite Welt
Ihr Kirche umgestalt',
Darin ein Rauschen hoch im Lann
Als Orgelspiel erschallt.

Mir dünkt, ich wär' ein Priester jezt,
Der Vogel Ministrant,
Und brächten wir die Frühmess' dar,
Dem Herrgott miteinander!

F. Wagner.

Kleine Laube.

Ueber den sprachlichen Verkehr des Menschen mit den Hausthieren.

Es ist bekannt, daß der Kleinbauer seine Hausthiere zur Familie zählt und daß er manchmal den Einwohnern seines Stalles mehr Aufmerksamkeit und Liebe widmet, als dem Weibe, dem Kinde und dem Gesinde. Diese Liebe vergilt sich ihm mit Geld und Geldeswerth.

Es erfreut sich das Hausthier großer Theilnahme von Seite seiner menschlichen Mitbewohner. Was ist das für ein Aufruhr im Hause, wenn eine Kuh kalbt, ein Döfse erkrankt, ein Schwein verendet! Und jene Thränen gehören zu den bittersten, die dem Kälbchen nachgeweint werden, das der Fleischer holt. Ist es doch ein Abschied auf den Tod, und gut, daß das Kälbchen diesmal nicht die menschliche Sprache versteht; genug, daß ihm der Fleischerhund die Zähne in's Bein schlägt! wenn es erst noch wüßte, daß der Weg schnurgerade zur Schlachtbank führt! Die Stallmaid weiß es und schreit es dem Kalb in's Ohr, schmerzbewegt und in der Absicht, ihm sein Unglück verständlich zu machen. O Maid, wie viel Heroismus traust du dem jungen Kinde zu!

Nun gut, du hast die Sprache und das Kalb zwei Ohren. Vielleicht, vielleicht! — Hier soll vom Verhältniß des Menschen zum Hausthiere vermittelt der Sprache die Rede sein.

Daß die Thiere unter sich ihre Sprache haben, wird nicht mehr bestritten, obwohl wir Menschen weniger da-

von verstehen, als sie von der unsern. Das kommt, weil die Thiere in unserer Dienstbarkeit sind und lernen müßten zu tanzen, wie wir pfeifen. Abgesehen davon, daß mancher Bauernknecht sich bei seinem Döfsepaare über die schlechte Kost, über Lohnabzug oder ein anderes Unrecht beklagt, so ihm vom Dienstherrn zugefügt worden; daß manche Stallmagd das subtilste ihrer Herzensgeheimnisse beim Melken der Kuh erzählt; daß manche Bäuerin ihr zärtlich geliebtes Schwein flehentlich bittet, sich das so sorgfältig bereitete Futter doch recht schmecken zu lassen und längstens bis zu den Feiertagen hinaus faist zu sein; abgesehen endlich davon, daß die Hausthiere in der Weihnacht, Sylvesters- und Walpurgisnacht unter sich in menschlicher Sprache reden sollen — von all' dem abgesehen, bleibt die Sprache doch immerhin ein wichtiges Verkehrsmittel zwischen dem Landmanne und seinen Hausthieren.

Es wäre hierüber zu Ruß und Frommen der Philologen sowie der Naturforscher ein Buch zu schreiben. Man könnte auf diesem Gebiete weitgehende Studien machen, doch würde ich kaum auf den Gedanken gekommen sein, meine in der nordöstlichen Steiermark (Zadelland, Mürzthal) gemachten Erfahrungen in dieser Sache mitzutheilen, wenn ich nicht durch den Germanisten Prof. R. F. Schröder in Wien dazu angeregt worden wäre.

Wenn, wie behauptet wurde, der Wortreichthum einer Bauernmagd nur aus etwa 500 Worten besteht, so sage

ich, daß ein Fünstel dieses Schazes sich auf die Hausthiere bezieht.

Kommt im Stalle, in der Bodenkammer, im Hundskobel, in der Hühnerfeste ein Junges zur Welt, so ist das vor Allem den Kindern des Hauses ein freudiges Ereigniß und die erste Obliegenheit tritt heran, dem Jungen einen Namen zu geben. Das Kalb wird vorläufig nur nach seinem Geschlecht präzisirt; das Weibchen heißt Kalberl, das Männchen Stierl. Holt das Ding in der vierten oder fünften Woche seines Lebens der Fleischerhauer, so geht es namenlos dahin; ansonsten wird das Weibchen in den drei Jahren seiner Jungfräulichkeit mit dem allgemeinen Namen Kalben, der Stier mit dem allgemeinen Namen Jodel belegt. Erst die Mutterschaft berechtigt zu einem Eigennamen, so wie beim Stier die Castration als Taufe gilt, bei welcher dem jungen Ochse ein eigener Namen gegeben wird.

Was die Ausbrüche der Brunstperioden, des Befruchtens und des Wersens anbelangt, so muß die Kuh stieren und dann kälbern, das Schaf widbern und dann lämpern, die Ziege hoken und dann ligen, das Schwein ruifeln und dann farln, der Hund und die Katze remmeln und dann ausschütten, die Henne bucken und dann ausbrüten.

Die Namen der Rinder nun sind entweder Gegenständen der ländlichen Natur entnommen, so heißt der Ochse z. B. Wald, Wies, Hirsch, Gams, Löw, oder sie deuten die Farbe des Namensträgers an, als: Braun, Sched, Zingg (bunt geprenkelt), Joisch (falsch), Weig (weiß?), Helm (mit einem weißen Fleck am Kopfe), oder aber sie drücken einen hervorragenden Charakterzug des betreffenden Thieres aus, als Grull (Groß, türkisch, gewöhnlich für Ochsen, welche lange Zeit Stier gewesen sind), Heiß (verschlagen), Liab oder Leab (gutmüthig). Auch Bel ist ein verbreiteter Ochsenname, dessen Sinn mir nicht

klar wurde, er müßte denn identisch sein mit dem Götzenbilde Bel, welches das goldene Kalb der Israeliten gewesen sein soll.

Die Ruhnamen sind den Ochsen namen ähnlich und wird diesen die Sylbe lo angehängt, das ist die weibliche Form; z. B. Waldlo, Hirschlo, Schedlo, Morlo, Stromlo (gestriemt), Semlo (femmelbarbig — diese letzteren drei Namen kommen jedoch bei den Ochsen nicht vor), Zingglo, Joischlo (oder Falchlo), Weiglo, Heißlo. Unübersetzbar in die weibliche Form sind die Namen Grull und Bel und wird man eine „Grullo“ oder „Bello“ nirgends finden. Gingegeben es das schöne Geschlecht bezeichnende Ruhnamen, als: Blialo, Bleamlo (vom Blühen und Blume), Weiglo, Naglo (von Weilschen und Nellen), Buslo u. s. w.

Nicht in ein System zu reihen wüßte ich den Namen Schloßlo; es müßte dieser nur die adelige Abkunft des Kindes etwa von der Heerde des Schloßherrn anzeigen.

Solche Namen dienen selbstverständlich vor Allem dazu, um die Kinder bei denselben rufen zu können und es müßte schon eine sehr dumme Kuh oder ein sehr großer Ochse sein, der seinen Namen nicht verstünde. Wenn auf der Weide die Heerde grasst und man ruft plötzlich z. B. den Namen Bel im Locktone in sie hinein, so wird vor Allem dasjenige Thier, welches stets mit Bel angesprochen wurde, sein Haupt erheben. Wenn man nun aber auch das Wörtchen „se“ beifügt und sonach: „se, Bel, se, Bel!“ lockt, so wird der Ochse, in der Erwartung eines besonderen guten Wissens, als: Brot, Salz u. dgl., aus der Heerde hervortreten und dem Rufenden zugehen. „Se, se“ ist der Lockruf für Rinder und jeden Sommerabend kann man's im Gebirgsbauernhofe hören, daß die Magd in's Freie tritt und ohne zu wissen, wo sich die Heerde gerade befindet, laut und hell in die Gegend hinausruft: „Se, se,

Koißl (Kosename für Kühe), se!" Die Rinder hören es und kommen, sie mögen im Walde oder auf der Wiese gewesen sein, herbei und lassen sich einfallen. Natürlich lohnt ein Bündel frischen Klee's in der Krippe oder ein Gebräu von gesottenem Heu und Kraut im Troge die verständige Folgsamkeit der Braven.

Dann kommt das Melken, wobei die Kuh nach dem Commando der Magd: „Ste h gleich, Alte!" oder „geh firil!" oder „seh u mil!" sich in die gewünschte Position stellt. Es gibt Kühe, die nur dann Milch lassen, wenn die Schwaigerin während des Melkens laut spricht oder singt. Mein Vater besaß eine Kuh, ein gar rabiaties Vieh, Stromlo hießen wir sie, die sehr schwer zu behandeln war; sie ließ sich im ganzen Hause nur von einer alten, blinden Einlegerin melken und von dieser nur, wenn solche das Lied vom „Lazarus" sang. So behielten wir die Einlegerin, welcher wir von rechts wegen nur 14 Tage verpflichtet waren, oft monatelang im Hause, weil sich Keines sonst zu dem Vieh so schiden konnte, als wie sie, die in Einem fort mit den Kühen und Kälbern schmätzte, ihnen alle Ereignisse ihres Lebens (sie war nicht immer blind gewesen), erzählte und ihnen alle Lieder vorsang, die seit der schönen Jugendzeit ihrem Gedächtnisse treu geblieben waren. Nun, die Stromlo hatte sich ein für allemal für die elegischen Töne des „Lazarus" entschieden und wies jede andere Zumuthung durch einen Ausschlag mit dem Hinterfuß energisch zurück.

Nicht ganz einfach ist das Reglement der Zugochsen. Sagt der Fuhrmann: „hi!" oder „hi geh!" so heißt es Vorwärtsgehen; sagt er z. B. bei einem Zweigespann, dessen Glieder Grull und Wald heißen: „Oha, Grull!" so hat sich das Gespann nach der Seite des Grull zu wenden, so wie: „Oha, Wald!" eine Drehung nach der Seite des Wald verlangt. Will sich z. B. der Grull nicht bequemen, auf das

Commando: „Oha, Wald!" der Richtung des Wald nachzugeben, so genügt gewöhnlich ein einfaches: „Ho, Grull!", um diesen zur Pflichterfüllung zu bewegen. Eine weitere Form für das Seitwärtsleiten ist: „Hap-ha!" (Haupt her), wonach der Ochse sein Haupt nach dem Fuhrmann wendet.

Ein einfaches: „Oha!" gebietet Stillstand. Ein „Hof, Hof!" deutet, daß die Ochsen, ohne sich umzukehren, einige Schritte „arschlings", nach rückwärts zu machen haben. Bei jungen Zugochsen ist, um die Worte nachrücklicher zu machen, allerdings ein kleines Agiren mit der Peitsche nöthig; aber ein routinirtes Gespann ist sehr leicht und sicher durch obige Ausrufe zu leiten.

Bei den Pferden ist das bekannte: „Wia!" der Antreiberer, „wißtaha!" bedeutet so viel als links gebreht, „tihött!" rechts gebreht, „ohöö!" stillstehen.

Ueber den sprachlichen Verkehr mit Pferden weiß ich aus jener pferdearmen Gegend des weiteren nichts zu sagen; die Pferdenamen werden meist durch die Farbe bestimmt: Schimmel, Fuchs, Braun u. s. w.

In der Schaffamilie heißt das Kind: Lämpel, die Mutter: Egel, der Vater: Widel (Widder); der durch das Messer zum Elibat Verdamnte: Rapp. Die Schafe hören auf den Lockruf: „Le, Le" und kommen darauf aus weitem Feld gesprochen.

Bei den Ziegen wird das weibliche Junge Kiß oder Hiederl, das männliche Böckel genannt.

Der Kosename der Ziegen heißt Heizerl und der Lockruf ist: „Heiz, Heiz, Heiz!" welcher auch von der kochtesten Geis in ihren genäschigsten Momenten respectirt wird.

Das junge Schwein nennt man: Farl (Färkel), oder gibt ihm den unvergleichlichen Namen: Panscherl. Ein Schwein, welches außerzogen wird, um weiblicherseits das Geschlecht fortzupflanzen, heißt: Züchterin; ein gemästetes, zum Schlachten bestimmtes:

Brialin. Der Mann trägt den ledigen Namen: Saubär, oder, ist er durch die Castration über das trivial Sinnliche hinaus, den stolzen Titel: Fock. Der Lockruf ist: „Putzsch, putzsch!“ oder: „Kausch, kausch, kausch!“ oder: „Nutzsch, nutzsch!“

Die Henne heißt: Piperl und geht auf den Ruf: „Pi, pi, pi“ oder: „Wudl, wudl!“ oder will man sie in den Hühnerstall locken: „Wudl eini, wudl eini!“ Will man eine Henne abfangen, so ruft man ihr zuerst zu: „Duck, duck, duck!“ und duckt sie sich und sagt man: „Haugerl o! Haugerl o!“ Das Thier wird sich zusammenhaufen und gern erwischen lassen. Die Jungen, eben erst aus dem Ei geschlüpft, führen den zärtlichen Namen: Wuserl. Um die Hühner vom Herde oder Speiskasten zu verschrecken, zischt die Bäuerin ein kräftiges: „Gsch!“

Die Hauskatze ist das Muserl und wird zu ihrem Milchöpfchen mit: „Muz, muz!“ gerufen. Ein alter Kater heißt: Prot.

Unendlich mannigfaltig sind die Namen der Hunde. Da haben wir ein Waldmandl, Bumerl, Schelkerl, Mohrl, Fuchsl, Bürschl, Dachsl, Felsl; da haben wir einen Türkl, Sultl (Sultan), Hausknecht, Tiger, oder gar einen Fasan, Reißsam, Hebau und wie die Wütheriche alle heißen. Viele taufen ihre Spielhunde nach Städten, als Vinederl (Venedig, vielleicht auch begründet im alten Namen Vineta), Niako, Pariserl, Berlinerl. Wer hat aber die classischen Namen: Hektor, Hellas, Achyll als Hundebenenennungen in's Landvölk gebracht? Das Hundeweibchen heißt Zeischn. Hunde werden durch Pfiffe gelockt oder durch das trauliche: „Da, da, da!“ — Es ist hier nicht der Platz, anzuführen, was der Hund von der menschlichen Sprache sonst noch begreift; ich muthe, daß der intelligente Hund von seinem Herrn, welchem

er jahrelang ergeben ist, jedes Wort versteht; muthe, daß das Hausthier überhaupt mehr von uns weiß und uns besser versteht, als wir in der Regel annehmen; daß es uns im Allgemeinen treuer ergeben ist, als wir ahnen, und daß es, anstatt sich selbst zu beklagen, uns, die Menschen bedauert, als jene unseligen Geschöpfe, die vor lauter Selbstsucht und Eigennutz ihrer Noth kein Ende wissen.

F. A. A.

Ein Jahr aus dem Leben einer Dorfshönen.

Zu Papier gebracht von F. A. Rossegger.

VI.

Zu Lichtmessern waren heuer zwei Feiertage.

Am ersten, so zwischen der Lichten (in der Dämmerung) trat beim Höllerbauer der Essmeister von Rantenbach in die Stube. Das ist der Vater von der Kundl, und der wollte nun einmal nachschauen gehen, „was die Dirn macht.“

„Bitt gar schön um die Nachthirbi“, war sein erstes Wort.

Der Höllerbauer saß am großen Tisch, wo er eben ein geistliches Buch zugellappt, in welchem er heute zum Festtage so lange Erleuchtung gesucht hatte, bis es finster worden war. Auf den Gruß des Eintretenden erwiderte er mit einem unverständlichen Brummer.

Das kam dem Jenz, nicht ganz richtig vor, doch trat er zum Tische und hielt dem Bauer die Hand hin. — „Seids halt alleweil fleißig im Guten“, sagte er und deutete auf das Buch.

„'s wird wohl auch Noth thun“, antwortete der Bauer. Dem Anblick wollte er aber gar nicht in's Gesicht schauen.

„Heut behaltst mich über Nacht, Höllerbauer, gelt?“ fragte der Jenz treuherzig.

„Wenn's Dir nicht auch zu schlecht ist bei mir.“

„Gar nit, Bauer, bin allerweil noch so viel zufrieden gewesen mit Deinem Haus“, sagte der Efemeister und setzte bekommen bei: „Meine Dirn, wie laßt sie sich jetzt an? bist doch zufrieden mit ihr?“

Schaute ihm der Bauer in's Gesicht: „Deine Dirn? die Kundl,“ da mußt schon wo anders anfragen. In meinem Haus wirst sie nit finden.“

„Bauer?“ versetzte der Andere kleinlaut, „Du schreckst mich. Wird sich doch nichts zutragen haben!“

Der Höllerbauer stand auf und sagte: „Sollst Du richtig noch nichts wissen? Nachher muß ich Dir's gleich wohl sagen, Zenz: Vor vierzehn Tagen ist mir Deine Tochter durchgegangen.“

Der Efemeister haschte auf ihn zu: „Saggra, saggra, Höllerbauer, nu hab' ich schlecht gehört!“

„Sauber urchgegangen und bis auf die heutige Stund nicht mehr fürkommen. Kannst sie selber suchen. Wirft sie hart finden; sie lauft nur den Jungen nach.“

Noch ein paar leise Worte wurden gewechselt, da fuhr der Efemeister los: „So hast sie selber versprenget! Und hast Dich seither nicht mehr umgeschaut um des kranke Wesen. Jetzt mitten im strengen Winter! Das ist mir ein sauberer Hausvater. — Du, Bauer, Du hast Dich um mein Kind angenommen, und Dich mach' ich verantwortlich dafür!“

„Freilich, freilich,“ entgegnete der Höllerbauer, „das ist der Dank! Den Wurm zu füttern, zu fatschen und aufzuziehen, dem Mädel die Arbeit zu lehren und einen christlichen Unterricht zu geben, bin ich gut gewesen!“

„Ein schöner christlicher Unterricht, wenn sie, wie Du sagst, den Mannsbildern nachlaust!“

„So, wie Du den Weibsbildern, voreh! Jetztig bracht ist so was leicht; dazu laßt sich Keiner lang bitten. Nachher für's Aufziehen steckt er den Wurm

einem Andern zu und verlangt, daß der Jung' besser soll werden, als wie der Atr'!“

„Besser oder schlechter, darnach frag' ich jetzt nicht, Höllerbauer; ich frag' Dich um Eins: Wo ist mein Kind?“ schrie der Efemeister mit drohender Geberde.

„Zenz, vergiß Dich nit!“

„Wo ist mein Kind, Bauer?“

Die Bäurin lief herbei: „Jesses, ihr werd's doch nit raufen am heiligen Frau'ntag! Der Zenz hat nichts mehr zu suchen in dem Haus, das sag' ich!“ Was blieb dem Efemeister übrig? Davon ging er und hielt den Kopf zwischen den Händen und fluchte.

Zum Pfarrer von Lahndorf ging er und zum Gemeindevorstand. Der Erstere versprach, daß es verkläret werden soll auf der Kanzel: Die Kunigunde Pachnerin, Dienstmagd beim Höllerbauern ist seit zwei Wochen in Verstoß. Wer sie in seinem Hause berbergt oder sonst wie gesehen hat, der ist verpflichtet, es anzuzeigen. — Der letztere ordnete an, daß sie gesucht werde.

Das Schleider-Mischerle schoß wie sinnlos hin und her. Von ihm wollte es der Höllerbauer wissen, wo sie wäre.

„Du Lapp, Du Lappenbauer!“ rief der Bursche aufgebracht, „wenn ich's weiß, wo sie ist, Dir sag' ich's zum lezten. Du hast mir' die Liebste versprenget! Zerreißen möcht ich Dich! Das Haus möcht' ich Dir anzünden! Zerreißen möcht ich Dich!“

Der Zenz ging von Haus zu Haus und fragte nach seiner Tochter. Die das Lachen verhalten konnten, die verhielten es, die Anderen lachten ihm in's Gesicht. Und die gar nicht lachten, thaten ihm noch das Uebelste an, sie sagten: „Jst halt traurig mit so einem Waifel. Wenn der Schnee weggeht, wird sie wohl gefunden werden.“

„Selber bringt sich Die nicht um's Leben,“ sagten wieder Andere, „und wenn sie unterwegs erfroren wär', so müßt man sie gefunden haben. 's hat

um die Zeit wie sie fort ist, nicht geschneit.“

Was that das Mischerle?

Er kaufte sich bei dem Krämer eine Zündholzschachtel, Feuerstein und Schwamm und ging damit Hansiren. Wer Feuerzeug braucht?! — In wenigen Häusern fand er Käufer, in keinem sein Dirndl. Immer weiter und weiter kam er von Lahndorf weg. — Ist mir auch alles eins, wo ich bin, dachte er einmal, heim mag ich eh nimmer, und wenn ich sie nicht find', so mag's sein, daß mich Gott verläßt . . . Hunger hab' ich schon, wie ein Wolf.

Und der Jenz ging noch einmal zum Höllerbauer, bat, daß ihm der Bauer die groben Heben vom Lichtmeßtag verzeihen möge, er sei so viel im Zorn gewesen. Der Höllerbauer sei zu der Kundl doch allweil rechtschaffen gewesen und er möge sie nur wieder aufnehmen, wenn sie vorkäme. Das versprach der Höllerbauer auch, bemerkte aber noch, daß er des Weiteren für die Dirn nicht mehr verantwortlich sein wolle. Dann ging der Jenz verzagt wieder seinem Rantenbach zu.

In einer Schenke an der Straße (ich soll den Vulgarnamen derselben nicht nennen) war Tanzmusik. Dem Essemeister war nicht um's Tanzen, aber ein Schluckel Wein wollte ihm geluften, denn, wenn's zerfahren und bitterböös hergeht in einem Menschen, der Wein bleibt halt immer ein guter Tröster, wenn er nicht zu sauer ist. Aber das Glas Wein in dieser Straßenschenke that ihm nicht gut, denn es war ihm die Kellnerin nicht recht.

Mitten aus einem Knäuel von lärmenden Burschen mußte sie die Wirthin erst hervorzetern, bis sie in den Keller lief und noch tief geröthet von Tanz und Zug dem neuen Gast die Zecher brachte.

„Postausend!“ sagte der Jenz und sah sie an, „da find' ich ja eine gute Bekannte!“

„Jesús Maria!“ stieß die Kellnerin heraus, „ja na, ja — wie kommt aber jetzt der Vater daher?“ Sie wurde blaß und roth. Er war nur blaß allein.

Als er sie eine Weile angeschaut hatte, murmelte er ihr zu: „Fragen thu' ich, Kundl! Geh' ein Bissel mit mir hinaus in den Hof.“

„Zu weg denn?“ sagte sie, „was der Vater zu fragen hat, ich lann ihm vor aller Leut' antworten.“ Aber sie gingen doch mitsammen in das Freie. In der Holzlege standen sie, und das Mädchen weinte.

Wie sie hierher gekommen mit dem kranken Fuß? — Als sie der Höllerbauer fortgewiesen hatte, da konnte sie nicht mehr liegen bleiben unter seinem Dach. Sie lag auf dem Bett, wie der heilige Laurentius auf dem glühenden Krost. In der finsternen Nacht stand sie auf, schleppte sich zur Straße hinab und bat den ersten Fuhrmann, der daher kam, sie mitzunehmen um Gotteswillen. Dieser erste Fuhrmann war der Wirth von unserer Straßenschenke; der fährte die Kundl in sein Haus und als nach einigen Tagen der wunde Fuß insoweit geheilt war, ließ sie sich als Kellnerin brauchen.

Den Wirthsleuten mochte jetzt für die Faschingszeit eine so saubere kernfrische Kellnerin rechtschaffen gelegen kommen, wie sie's thatsächlich nach wenigen Tagen schon merkten, daß die Zahl der Gäste zunahm. Und lauter Mannsleute, die länger sitzen blieben und was ausließen. Und die neue Kellnerin war nicht spröde und schenkte Jedem ein, so viel er haben wollte.

Als sie nun all Das dem Jenz, theils erzählte, theils ihn errathen ließ, wurden sie von einem übermüthigen Burschen in Hembärmeln unterbrochen. Er suchte die Kellnerin, schlang leel seinen Arm um ihr Köpfschen und rieb ihr den Schnurbart in die Wangen. Sie versekte ihm mit der Hand einen Backenstreich, da brüllte er ihr ein berbes Rosenwort zu und wollte noch

lecker werden, bis ihn der Jenz zurückstieß.

Der Burfche begehrte auf, es kamen auch Andere aus der Zechstube. Was sich der Fremde einzumischen habe?! Es kam zu einem Handgemenge, und wenn Bauern raufen, da krachen alle Balken und Pfosten und alle Knochen ringsum. Die Rundl kreischte um Hilfe. Da stand schon der Wirth, schob die Streitenden auseinander ging den Essmeister an: was ihn die Kellnerin angehe?

„Sie geht mit mir!“ rief er, „auf der Stell' verläßt sie den Dienst!“

„Was Du mit ihr zu schaffen hast, will ich wissen!“ drauf der Wirth.

„Das weiß schon sie selber! Dirn, Du gehst mit mir zum Höllerbauer z' Lahndorf!“

„Ist recht, ich geh', Vater“, sagte sie. „Aber zum Höllerbauer bringt ihr mich nicht mit vier Köffer hin!“

„Recht hast! g'scheidt ist's!“ schrien die Burfchen.

„Und bei euch bleib ich auch nicht!“

„Zum Höllerbauer gehörs't hin, Du Zerggdirn (Vagabundin)!“ rief der Essmeister.

„Wer mich einmal davonjagt, zu dem geh' ich nicht mehr, mein Lebtag nicht!“

„Zumeg hat er Dich denn davon gejagt?“

„Das braucht Keiner zu wissen.“

„Der Vater auch nicht?“

„Auf dem Platz nicht. Ich bin für mich selber —“

„Du bist eine Männerjagerin, eine spottschlechte!“ schrie der Jenz.

„Wer?“ schrie die Rundl noch lauter, „jetzt sind wir fertig! Wenn der bluteigen' Vater selber dem Kind die Ehr' abschneidet, nachher darf man's Andern nicht für übel halten! Behüt' euch Gott allmiteinander, mich seht's nimmer!“

Sie eilte davon und in die Hinterkammer, wo ihre Kleidertruhe stand. Den Riegel stieß sie vor die Thür, daß es krachte.

Die Burfchen tanzten, tranken und sangen funfelnagelneue Spottlieder auf die „Männerjagerin“.

Sie blieb lange aus, und als es dem Essmeister von Rantenbach zu lang wurde, pochte er an die Thür und sagte gute Worte hinein. Als diese nichts halfen, kam ihm wieder sein Jörn; mit einem Zutritt stieß er die Thür auf. Die Kammer war leer, das Fenster offen. —

Das war Sonntag, am 10. Februar.

Gendarmen, die durch die Gegend gehen, haben Auftrag, auch nach einem Mädel Umfrage zu halten — es ist achtzehn Jahre alt, hat eine schlankte Gestalt, nußbraune Haare, veilchenblaue Augen, proportionirte Nase, betto Mund; als besonderes Kennzeichen: ein flachs-farbiges Haarstränchen an der linken Stirnseite.

Die Gendarmen lassen sich's angelegen sein, aber bisher —?

Gar zu bedauern ist der Essmeister. Er ist ganz trostlos. Er selber, sagt er, habe sie verschuecht, in's Elend, vielleicht in den Tod gejagt.

Rundl, jetzt ist noch nicht einmal das halbe Jahr aus und eine solche Veränderung! — —

(Wenn ein oder der andere Leser des „Heimgarten“ der Flüchtigen irgendwo begegnen sollte, so ist er freundlich gebeten, den Schreiber dieses allfogleich davon zu benachrichtigen.)

Vom Stamme getrennt.

Ein Sagenlied aus dem Weltmeere, übermittelt durch Hans Kalfser.

Am buschigen Ufer saß ein brauner Jüngling und ein braunes Mädchen. Der Jüngling war von schlankem Wuchse und herrlichem Ebenmaße der Formen; aus seinen hellen Augen strahlte heißes Feuer. Das Mädchen war schön zum Entzücken; es war vom geschmeidigsten Körperbau, es hatte lange Locken, weich wie Seide, aus seinen Zügen strahlte Geist und Herzensadel. Er war aus dem Stamme der Rangmutlos; sie war aus

dem Stamme der Brameres. Die beiden Stämme haßten sich bis auf's Messer. Der Jüngling und die Jungfrau schlangen gegenseitig ihre Arme sich um den Nacken und blickten lange auf das Weltmeer hinaus, in welches still und voll unendlicher Schönheit die Abendsonne tauchte.

„Seit Du bei mir bist, Rangan,“ flüsterte das Mädchen, „ist es die zwanzigste Sonne.“

„Zählst Du sie, Mattia?“ sagte der Jüngling.

„Weil ich denke, wie ich dort draußen auf der Insel Brameres einsam gemeint habe. Mein kleiner Vogel, den ich hatte gefangen und gezähmt, der mir war nachgeflogen auf Schritt und Tritt und der mir die Körner der goldgelben Pflanze von den Lippen gepickt — er lag zu meinen Füßen, durchbohrt von dem Pfeile eines losen Knaben. Dann bist Du gekommen, Rangan, Sohn der feindlichen Rangmutkos —“

„Und Du hast Dich abgewendet, Mattia,“ sprach der Jüngling, „und hast gesagt, daß mit Deinem Lieblings-thiere all Dein Glück dahin wäre, daß Dich der fremde Mann aus dem bösen Stamme verderben würde.“

„Doch, Du, Rangan, hast gesagt: Dieser Vogel ist tobt, willst Du einen lebendigen Freund, so habe mich lieb.“

„Und Du, Mattia, hast Dein schönes Haupt an meine Brust gelegt!“

„Und Du, Rangan, hast mir den Tropfen in meinem Auge geküßt.“

„Und Du, Mattia, hast gelächelt, wie das erste Sternlein lächelt dort am Himmel.“

„Und Du, Rangan, hast mich mit Dir geführt auf dieses schöne, einsame Eiland.“

„Und Du, Mattia, hast mich erlöst von der Roheit meines Stammes, daß ich den Speer habe von mir geschleudert und jetzt vergnügt mit Dir auf dieser Insel lebe.“

„Und Du, Rangan, hast mit einem Fußtritt den Kahn, der uns hiehergeführt, hinausgestoßen in das Meer, zum Zeichen,

daß Du immerdar mit mir auf dieser Insel leben willst.“

„Und Du, Mattia, hast meine Haare gesalbt mit dem Oele der Palme und hast das Mark auf meiner Stirne ausgelöscht, das mich als den Sohn der Rangmutkos hat bezeichnet.“

„Und Du, Rangan, hast mir wieder einen Vogel gefangen, der noch viel zahmer und schöner ist, als jener, den mir der Knabe durchbohrt hat.“

„Und Du, Mattia, zählst doch die Sonnen seit jenem Tage!“

„Weil ich denke, wie ich dort draußen auf der Insel der Brameres geweint habe, und weil ich fürchte, daß meine Blutsverwandten nahen, mich von Dir reißen und mich wieder auf jene Insel zurückschleppen werden.“

„Mattia,“ sagte der Jüngling, „wenn sie uns finden, so werden sie uns auseinanderreißen und tödten, denn die Brameres und die Rangmutkos sind wie Tag und Nacht, die können nimmer bei einander wohnen; und seit der Deau rauscht, hat sich noch kein Jüngling der Rangmutkos gestellt zu einer Jungfrau der Brameres. — Zittere nicht, Mädchen, denn sie werden uns nicht finden. Unsere Augen sind hell und können ein feindliches Schiff hier schon von weitem sehen; bis es naht, haben wir Zeit genug, uns in eine der blauen Grotten zu verbergen, die Niemand kennt, weil erst ich sie entdeckt habe.“

Er sprach noch, als es im Gebüsch knisterte. Im nächsten Augenblicke schon war das junge Paar von einer braunen Horde der Brameres umringt. Auf weiten Umwegen waren sie der Insel genaht, nun standen sie da mit Köcher und Speer, grinsten und fragten höhnisch die Liebenden, welche Todesart sie wählen wollten.

Rangan's starrer Blick bekannte wohl, daß nun Alles verloren war. Mattia jedoch warf sich hin vor die wüsten Männer ihres Stammes, schlang ihre Arme um des Häuptlings Füße und rief: „So wie diese Haare, sollen einst die giftigsten Schlangen Deine

Glieder umspannen, wenn Du mich und den Rangan töbtest.“

„Wohlan, Du Rind des Ungehorsams, Du Schande der Brameres!“ rief der Häuptling, „das Leben will ich euch schenken, doch müßt ihr euch trennen auf ewig, und bevor dieses geschieht, soll Rangan Deine langen Loden, die Du um den Fuß mir zu winden Dich erfrestest, abschneiden an der Wurzel, soll eine Geißel mit sieben Knoten daraus flechten und soll Deinen Leib damit schlagen so lange, bis die grünen Blätter dieses Rohres roth besprenkelt sind mit Deinem Blut.“

„Lieber dreifachsterben, Du Tyrann!“ rief Rangan in Verzweiflung aus. Mattia aber besänftigte ihn lächelnd, schnitt sich selbst die Loden vom Haupte, flocht selbst die Geißeln und reichte sie dem Häuptling, daß er die Knoten knüpfte.

„Durchbohre mich!“ rief Rangan und hielt seine schirmlose Brust dem Häuptling hin.

„So stirbt sie mit Dir!“ war die Antwort; da errastete er die Geißel, schwang sie wüthend und hieb sie dem Tyrannen in das Antlitz.

Dieser stieß ein Gebrüll aus, wie der getroffene Stier und taumelte zur Erde.

Wirr schoß die Rotte um den Häuptling zusammen. Sein Auge war vernichtet und die grünen Blätter des Rohres waren roth besprenkelt von seinem Blute.

Schier die Insel, sonst das grause Branden des Oceans gewohnt, wollte jetzt erbeben vor den Flüchen des Verzwehdeten. Und als man den Thäter fassen wollte, um mit grausamsten Martern ihn zu tödten, waren Rangan und Mattia im dichten Duschwerk verschwunden.

Die Rotte lachte zu solcher Flucht auf der kleinen Insel. Rangan wollte das Mädchen mit sich in eine der blauen Grotten führen; Mattia jedoch zog ihn kräftig mit sich fort durch die Inselbüsche; wohl blutete ihr Leib im spröden Strauchwerk — sie zog den Geliebten ohne Säumen fort, dem jenseitigen Ufer entgegen, wo der Rahm stand, auf welchem die Brameres heimlich genast waren.

Und als die braunen Häfcher zur selben Stelle kamen — siehe da schaukelte das Fahrzeug schon auf hoher See. Die nachgesandten Pfeile vermochten das flüchtige Paar lange nicht mehr zu erreichen.

Manchen Tag und manche Nacht hartten die Männer des Stammes der Brameres auf der unbewohnten Insel bei ihrem auglosen Häuptling, der in seiner Wuth die Lodengeißel der Mattia zerriß und sich damit erwürgen wollte.

Rangan und sein Mädchen irrten lange auf dem Meere planlos hin und her und wußten nicht, wohin sich wenden, denn auch aus dem Lande der Ranganutlos waren die Liebenden verbannt.

Manches großes Schiff mit geblähten Segeln sahen sie schweben auf den Wassern, aber sie wichen ihm aus, sie wußten, das waren die Blasgesichter, die um ihre Leiber bunte Hüllen hatten, und Waffen der bösen Götter mit sich führten, den Blitz und den Donner besaßen und die Feinde der braunen Stämme waren.

Eines Tages schoß die Brise das Fahrzeug der Liebenden einem solchen großen Schiffe zu, das mit seinem Mastgerippe wie ein Ungeheuer herankroch. Rangan und Mattia arbeiteten mit wilden Kräften gegen Wind und Wellen, um den Blasgesichtern zu entkommen. Sie steuerten einer weißen Felseninsel zu. Hoch und höher wogte das Meer; kreischendes Gevögel, nach Was lüstern, umschwirrte das Fahrzeug. Scharf empor spritzte der Schaum und ergoß sich den beiden Schiffenden in das dunkelfärbige Antlitz. Mählich war der Rahm an die feste Küste geschleudert. Verämbt fast lagen Rangan und Mattia auf dem nassen Sande; doch waren sie gerettet und das Schiff der Blasgesichter war nicht mehr zu sehen.

Als sie die Insel durchforschten, freuten sie sich, denn dieselbe war von steilen, wilden Uferfelsen eingefaßt, gleich aber im Innern einem herrlichen Garten. Sie genossen von den Früchten, sie flochten eine Laube. Und als sie in derselben saßen, sprach Rangan, seinen Arm um die Mitte des Mädchens schlingend:

„Ich bin betrübt, da ich denke, Gott will uns nicht vereinen.“

„Rangan,“ entgegnete Mattia, „ich freue mich, da ich sehe, Gott will uns nicht trennen.“

Er lächelte und sagte: „Mattia, wenn Du diese schöne Insel betrachtest, was kommt Dir in den Sinn.“

„Rangan, da kommt mir in den Sinn: sie ist fast zu groß für uns beide.“

„Mattia, wenn wir, aus den Stämmen der Brameres und der Rangmutkos, diese Insel bewohnen, so fürchte ich, sie wird — ehe das Sonnenjahr sich hundertmal wendet — zu klein sein.“ —

So weit der Sang über die Ansiedlung auf der Insel Kinatama. Das grüne, felsungürtete Eiland im großen Ocean ist längst zu klein geworden. Ein friedliches braunes Völklein bebaut das von dunkeln und von blassen Völkerstämmen abgeschlossene Eden, während die Stämme Brameres und Rangmutkos sich gegenseitig längst aufgerieben haben.

Die zwölf Richter ihrer Mutter.

(Niederländische Sage.)

Reich an Sagen ist die Ruine Frauenburg bei Unzmarkt, die Heimstätte des Minnesängers Ulrich von Lichtenstein. Hier sei nur die wunderbarste davon erzählt, eine Sage, die in verschiedenen Variationen im Munde des Volkes lebt.

Die Rittersfrau im Schloß ist ihrem Gemahl untreu worden, dieweilen Der gegen die Türken hat gekämpft im heiligen Land. Und als er aus war gewesen ein Jahr und darüber, hat sie an einem Tag zwölf Knaben geboren.

„Meine liebe Kammerfrau, leg' mir diese Würmer in den Korb und wirf sie in die Mur.“

Aber als die Kammerfrau die Würmer will werfen in die Mur, reitet der Herr Ritter heran vom heiligen Land.

„Meine liebe Kammerfrau, wie steht's im Schloß und was tragt Du im Korb?“

„Mein lieber Ritter und Herr, im Schloß steht es gut und im Korb trag' ich zwölf Hunde, die blind sind geboren.“

„Meine liebe Kammerfrau, zeig' mir die armen Wesen herfür!“

„Mein lieber Ritter und Herr, es ist nicht werth des Augenblicks und Eure Gemahlin wartet auf Euch mit Sehnsucht im Schloß.“

Nicht abgelaßen hat der Ritter, bis er die zwölf Knäblein im Korb hat gesehen. Sie und die Kammerfrau hat er entführt in's weite Land. Darauf lehrt er heim, lebt mit der falschen Gemahlin, als thät er nichts wissen.

Zwanzig Jahr sind vergangen. Der Burgherr gibt ein großes Fest und ladet dazu aus weitem Land zwölf junge Ritter ein. Froh sind sie alle und froh ist die Schloßfrau. Da gibt auf einmal der Gastherr den Gästen die Frage zu lösen: „Wenn ein Ritter in Krieg zieht und die Gemahlin betrügt ihn daheim und wirft die Frucht ihrer Untreu in's Wasser wie blind geborne Hündlein — was soll mit dem Weibe geschehen?“

Einer der jungen Ritter gibt Antwort: „Das Weib soll man thun in ein messerbeschlagenes Faß und das Faß soll man rollen den Schloßberg hinab in das Wasser.“

Die Eilf stimmen bei.

Die Schloßfrau wird blaß und nun sagt ihr Gemahl: „So hast es gehört, das Urtheil ist Dein — und Dein sind die Kinder, die es haben gesprochen.“

Dorfbriefe.

VI.

Wir sind recht enttäuscht. Als vor einigen Jahren in diesem Orte (Ober-Kirchdorf*) der Pfarrer starb, da war's eine Freude zu sehen, was da für eine schöne Leiche gewesen ist. Er hat's auch verdient, er war ein braver Mann, und als Seelenhirt kamen ihm alle kirchlichen Ehren zu.

*) Der Gutweiler Brief ist ausgeblieben.
D. R.

Jetzt, wenn erst der Papst stirbt, der Vater der katholischen Christenheit, der Stellvertreter Gottes auf Erden, außerdem ein edler Mensch, ein gütiger, ehrwürdiger Greis, den nicht bloß die Katholiken, sondern auch die Andersgläubigen, die ihn kannten, lieb gehabt haben! Was wird das für ein Aufruhr werden, wenn der Papst stirbt?!

Nun ist er gestorben. Er, der fast 32 Jahre die dreifache Krone getragen hat, der ein wahres Märtyrertum ausgestanden hat für die Kirche und von der Kirche, der zum Unfehlbaren gemacht worden ist, der die Seelen einer ganzen Welt beherrscht hat, der heilige Vater.

Sein Tod wurde uns am 10. Februar von der Kanzel verkündet, kurz und kühl. Eine Vestibule, ein Seelenamt wird angeordnet, das ist Alles, und das Andere, in und außer der Kirche geht seine gewohnten Wege. Die Leute zeigen großes Interesse für den Fall; die alten Weiber, und auch die Männer, welche alte Weiber sind, stellen sich „Papstnummern“ zusammen, um auf dem Wege der Lotterie ihre Peterspfennige wieder zurückzuerlangen. Die Freigeister des Dorfes ergehen sich in herben Discursen über den todtten Papst und reden das wunderlichste Zeug in den Tag hinein. Weltfragen, von Päpsten und Königen ungelöst geblieben, werden im Wirthshaus mit einem einzigen Ausspruch entschieden; ein Faustschlag in den Tisch hinein — festgenagelt ist's.

Und das ist bei uns die ganze Todtenfeier des Papstes. Dem ärmsten, vergeriffensten Familienvater, wenn er stirbt, wird eine aufrichtige Thräne nachgeweiht; um einen Papst trauert die ganze katholische Welt, aber ob ein einziges Herz im Schmerz schluchzt, das ist nicht bewiesen. Andere Erdenkinder, die verlassen im Leben sind, werden heilig nach dem Tode; bei einem Papst ist das umgekehrt. Wohl sah ich ein Bauernweib in einem Winkel knien, versunken im Gebete. Da sie gar nicht aufstehen wollte und es schon Zeit war, die Kirche zu sperren, so fragte sie der Küster, was

sie denn für ein schweres Anliegen habe, daß sie gar so fleißig bete. — Da antwortete sie, sie bete für den verstorbenen Papst. Darob war der Küster schier entsetzt und er bemerkte, ob sie denn nicht wisse, daß man für einen todtten Papst nicht bete; der habe kein Gebet mehr vonnöthen. Es wäre doch lästerlich, zu denken, daß der heilige Vater zwischen anderen Erdenkindern und armen Sündern im Fegefeuer sitze. Aber für den lebendigen müsse man beten. — Wir haben aber keinen. — Nu eben, daß wir einen kriegen. — So ist in Kirche und Pfarrhof nur mehr von der Papstwahl die Rede. Ein alter Mann, der bisweilen vom Berge herabkommt, weiß, wie es bei der Papstwahl zugeht. — Die Cardinäle wählen? Das ist gar nicht wahr. Der heilige Geist wählt! Da sitzen sie — die Cardinäle — alle beisammen in der verschlossenen Peterskirche und warten. Warten oft tagelang und dürfen nicht aufstehen. In der Kirche wird eine weiße Taube ausgelassen. Die fliegt nun hin und her, bis sie sich endlich auf das Haupt eines Cardinals setzt. Jetzt ist der neue Papst fertig. Die Anderen setzen ihm gleich die dreifache Krone auf das Haupt und sagen: Heiliger Vater! Einer eilt hinaus und schreit von der Warte hinab zum Volke: Wir haben einen Papst! — Der Herr Pfarrer lächelt bei dieser Darstellung des alten Mannes vom Berge und mag dabei denken: Wenn es so wäre und ein harmloser Vogel entschiebe, dort, wo sonst Menschenränke streiten — es wäre nicht schlecht.

Es ist jetzt vor Allem nur darauf Rücksicht zu nehmen, daß nicht ein Pius X. gewählt werde. Denn, jener Papstwitz ist auch zu uns gebrungen. Fragte vor einiger Zeit der Wirth seine Gäste, ob sie's wüßten, warum der Papst „Pius der Neunte“ heiße. Antwortete der Schneidermeister: Weil's der Zehnte nicht aushält

Ober-Kirchdorf, im Februar 1878.

**Was zan Ofrein is, wird gfreid,
was zan leidn is, wird glidn!**

Gedicht in steirischer Mundart von P. A.
Rofegggr.

Wegerst as, valongst as,
Du dolgada Mon,
Daf da'r ollaweil guat get,
Sa bist scha schlecht dron.

Jo, heint, meints wäign, gets nou,
Bist lusti wulauß,
Morgn drat sa si iver,
Aft is s Pantigi oubnauß.

Af oanmol, ma denlad s nid,
Trogg si wos zua,
And brint scha da Schdol nid,
Sa schdeln s da die Kua.

Heint schreist uou: i will!
Morgn wimast: i muas!
An Konz nimst da fir,
Daweil bricht dar an Fuas.

Aft schmeißt kloan vazogg
Glei Ds drier and drunta.
Jo — host dou Du gmoant,
As war olli Log Sunta?

I gfrei mi heint a and woas,
Morgn is s vabei,
Heint Bloaman and Kosan,
Morgn frei. —

Afn frei is s guad liegn,
Wer recht miad is and mod,
And wer nid miad war and uod,
Der krenlad si s tod.

An oanzigi Post
Ligg af olla Leit Muckn,
And däs, wos i trog,
Kon an Ondern nid druckn.

And schdeh i af d Seitn,
Daf i auspfauß and rost,
Sa trogg daweil an Odrer
Mein Loal va da Post.

Was zan Ofrein is, wird gfreid,
Was zan Leidn is, wird glidn,
And woas i, daß an Ondern
Guad get, bin i zfriedn.

Bücher.

Oesterreich im Süden.

Heinrich Roß, der vortheilhaft be-
kannte Romancier und Reiseschriftsteller
bietet uns in seinem Buche: Dalmatien
und seine Inselwelt, nebst Wanderungen
durch die schwarzen Berge (A. Hart-
leben, Wien, Pest, Leipzig) eines der
interessantesten ethnographischen Werke.
Wer dieses Buch mit Aufmerksamkeit
durchgelesen hat, der ist in Dalmatien
gewesen. Nicht bloß an der Küste, in
den Städten, sondern im Innern des
Landes, zwischen dem Vora umbrannten
Gestein, bei den verwilderten, verwahr-
losten, armen Bewohnern.

Roß ist genial in der Charakterisirung
von Land und Leuten. Wie plastisch
zeichnet sich uns das Bild der Insel-
welt, wenn er sagt: „Man stelle sich
die Thäler der Schweiz bis dahin, wo
die grüne Matte an das graue Gestein
grenzt, mit Wasser angefüllt vor: die
hohen Gebirge ragen noch über seinen
Spiegel hinaus, die niederen sind von
ihm begraben, die mittleren schauen mit
schmalen Rücken nothdürftig darüber hin-
weg — das ist Dalmatien, über solche
wellenbedeckte Gebirgsthäler trägt uns
tagelang das Schiff.“ Wie farbenprächtig
ist folgende Schilderung: „Die blinden-
den Häuser auf den völlig nackten Kalk-
felsen, auf deren scharfen Graten ein
unbewölkter, tiefblauer Himmel aufsteigt
— die zerkumpten Gestalten im rothen
Turbanen und mit Waffen, die Anzahl
von Bettlern, deren Kleidung nur aus
lose zusammenhängenden Fetzen besteht,
die engen Gassen der Stadt, in welchen
man fortwährend über Treppen zu stei-
gen glaubt, die Lastträger und die be-
ladenen Esel, das dürre, verbrannte
Land und das schmerzlich grelle Licht
in der Steinwüste — das Alles ist nicht
mehr europäisch und erhöben sich statt
der Glockenthürme und Kuppeln Minarete
aus dem Häusergewirr, so würde wohl
Jeder sich urplötzlich in eine Stadt der
Türkei versezt meinen.“

Pantigi: Bittere; Schdol: Stall;
vazogg: verzagt; schdeh: stehe; aus-
pfauß: auschnaufe; rost: raste; glidn:
gelitten. — Das n ein Rasenlaut.

Und ein Anderes: „Schrecklich anzuschauen ist das Licht der Abendsonne auf den grauen Felsen, die seit Jahrhunderten keinen lebendigen Keim beherbergen. Es scheint ein Strahl jenes Lichtes zu sein, welches auf der Erde liegen wird, wenn ihre Wesen gestorben sind und sie als kahle Mondkugel kalt sich durch den kalten Raum bewegt — ein unheimliches, furchtbares Licht, welches nur noch gesteigert wird, wenn die Sonne völlig zum Rande des Gesichtskreises gesunken ist. Dann lodert der todte Kalk roth wie ein Nordlicht, feurig wie sommerliches Abendewölck auf dem Meere — eine Triumphfackel der Verheerung, weithin sichtbar in dem wüsten Lande, sichtbar denen, welche in den Steinfeldern gehen, sichtbar im Innern der Hütte voll Elend.“

Vom Klima berichtet uns der Verfasser: „Die größte Kälte, welche man beobachtet hat, stieg bis zu drei Graden unter dem Gefrierpunkt und auf den meisten Inseln hat man niemals eine Schneeflocke gesehen.“ — „Zur Neujahrzeit ist die Furz weit grüner, als zur Zeit der Sommer-Sonnenwende.“ Von den Städten: „Die Werke der Baukunst sind italienisch, das Volk ist slavisch.“

Kaum können wir glauben, daß von einer österreichischen Provinz die Rede ist, wenn von der Wohnung und Lebensweise des Dalmatiners erzählt wird, z. B. von der Fußbekleidung: „Jetzt ist es noch ein übelriechendes, schmieriges Ding, aber in kurzem wird es eine vorzügliche Fußbekleidung sein auf den schneidenden Klippen. Man sieht noch nichts, als ein Stück ganz frischer Hindschaut, von welcher die Haare weggeschabt worden sind, in die Form eines geschnäbelten Rachens zusammengebunden. Den oberen Theil stellen ganz rohe Flecken und Sehnen dar, welche vielleicht noch gestern die Knochen des lebendigen Thieres bewegten. Der ganze Schuh ist noch kleberig, wie ein frisch aus dem Leibe gerissener Darm, nichts bestoeneriger aber vollkommen fertig . . .“ Oder von der Reinlichkeit:

„Zur Erklärung des Schmutzes auf dem Weibe diene die Bemerkung, daß ihm der Gebrauch der Seife von dem Augenblick an untersagt ist, in welchem es sich verheiratet.“ Oder wenn wir vernehmen: „Die Bauern griechisch rechtgläubiger Religion haben den Brauch, den Bund, welchen sie mit der Erkornen ihres Herzens geschlossen, nicht sofort durch den Segen der Kirche heiligen zu lassen, sondern mit der Jungfrau Monate, vierteljahrelang auf Probe zu wirtschaften, um sich der Grundlagen des zukünftigen häuslichen Glückes zu vergewissern.“ Oder wenn wir hören: „Ohne die Dampfschiffe des Loyd konnte kein Gelbbrief unangefochten von einer Stadt zur andern befördert werden. Fast in jedem Monate heißt es: Die Malvoventi sind vom Gebirge herabgestiegen.“ Der Begriff der „Malvoventi“, d. h. des Räuberwesens, umfaßt nahezu ausschließlich Leute, welche draußen im Freien auf Kosten anderer Leute leben und ohne Noth fast niemals sich an Leib und Leben vergreifen. Von den Bauern ziehen sie Tribut, und wird dabei in der Regel der Vermögensstand berücksichtigt und nach einer Art von Census verfahren, welcher dem zumutet, daß er wohl den Verlust eines Schafes, nicht aber den eines Pferdes verschmerzen könne, und einem noch Armeren gegenüber begnügt sich der Malvovent viel leicht mit einem Paar Spanten oder einem Truthuhn. — „Der Kreis Zara zählt 157.000 Einwohner. In den Jahren 1851—1863 wurden unter dieser Bevölkerung 2659 „Handlungen öffentlicher Gewaltthätigkeit“ verübt und 1919 Menschen schwer an ihrem Leibe geschädigt. Ohne Weiteres ermordet aber wurden 507 Menschen. — Noch ärger ist es freilich in der Verlikka bestellt. Dort treffen auf eine Bevölkerung von 8400 Menschen 766 blutige Verbrechen, so daß sich unter je 21 Menschen ein Mörder oder Todtschläger befindet.“ Eine Hauptursache dieser Erscheinung mag der Wein sein, denn „wir befinden uns in einem Lande, in welchem lange Zeit hindurch das

Wasser in höherem Werthe steht, als der Rebenjaft.“ — „Ueberall begegnet man auch Verstümmelungen, welche davon herrühren, daß das Schwein irgend ein Stück des Kindes, seines Schlafgenossen verzehret hat.“

Wir gestehen es gerne, daß wir an mancher dieser Schilderungen geneigt waren zu zweifeln; aber mehrere Reisende, die Dalmatien kennen, bestätigten uns Zeile für Zeile die Wahrheit dieser Beschreibung.

Oftmals unterbricht Noß seine Darstellungen mit scharfen Seitenblicken gegen die Regierung und rügt mit bitteren Worten die Verwaltung dieser Provinz, deren Bewohner in dem Beamten den größten Feind des Landes erblicken. Nur der Gendarm ist in Dalmatien verhältnißmäßig beliebt, sowie auch der Fremde weniger bei den Behörden, als in den Wachstuben Rath und Schutz finden wird.

Unser Autor begnügt sich aber nicht bloß mit der Schilderung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Dalmatiners; er eröffnet uns interessante Einblicke in das Seelenleben desselben, in seine Sitten und Gebräuche und in seine Poesie. Die slavische Volksdichtung dieses Stammes weist manche Perle auf. Endlich wollen wir eine „Episode von den Scoglien“ nicht unerwähnt lassen, eine zwischen die Schilderungen gelegte Erzählung von einem dalmatinischen Priester und seiner Schwester, ein kleines novellistisches Meisterstück voll Spannung und Tragik. — Und so bietet das Buch nach verschiedenen Richtungen hin Belehrung und Anregung vom Beginne bis zum Schlusse. Unsere ethnographische Literatur hätte eine gähnende Lücke, wenn dieses Buch nicht geschrieben worden wäre.

Handbuch der Geschichte Oesterreichs

von der ältesten bis zur neuesten Zeit, mit besonderer Rücksicht auf Länder-, Völkertunde und Culturgeschichte bearbeitet von Dr. Franz Kronek. 1. und 2. Band, Berlin, Theobald Grieben, 1877.

Der bekannte Kenner des ganzen Gebietes der österreichischen Geschichte

hat es unternommen, nach vieljährigen mühsamen Vorarbeiten ein Handbuch der Geschichte Oesterreichs zu publiciren, welches thatsächlich an Bedeutung und Umfang alle bisher erschienenen ähnlichen Werke übertrifft. Professor Kronek ist in der Gelehrtenwelt als tiefer Forscher auf dem Gebiete seines Faches bekannt und hat sich auch auf wissenschaftlich-literarischem Felde durch seine gehaltvollen, gründlichen Monographien über die Grafen von Cilli, Andreas Baumkircher u. dgl. bestens hervorgethan. Aber diese Arbeiten, so vortreflich sie auch dem eingehenden Forscher erscheinen mögen, ließen es doch nicht vermuthen, daß ihr Verfasser auch ein so lesbares und erschöpfendes Compendium der ganzen Geschichte unseres schönen Vaterlandes zu Tage fördern würde, wie es diejenige ist, deren erste zwei Bände uns hier vorliegen. Der Historiker weiß sich in jeder Zeile seines Werkes von Trockenheit und abgeschmackter Geschwägigkeit gleich fern zu halten und obgleich er die Thatfachen darstellt, wie sie sind und wie sie durch seinen Forschertrieb zu Tage gefördert wurden, so erscheint die Darstellung des Ganzen und des Einzelnen doch gerundet und anziehend, wir erleben die großen und kleinen Vorgänge der Geschichte gleichsam mit und werden in die Begebenheiten hineingezogen und von denselben gefesselt, ehe wir es ahnen. Eine besondere Aufmerksamkeit widmet Kronek der Vertheilung des Stoffes und der Gruppierung desselben nach Ländergebieten. Selbst demjenigen, der die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit nicht ganz beurtheilen kann, wird es einleuchten, daß der Verfasser in dieser Hinsicht manches gewaltige Hinderniß zu bewältigen gehabt, indem ja, um nur auf Eines hinzudeuten, das Gebiet Oesterreich's, welches aus so verschiedenartigen Theilen besteht, sich bald vergrößerte, bald verminderte und eine Provinz, die in einem Jahrhunderte dem Staate angehörte, im nächsten nicht mehr ein Theil desselben war, um doch

vielleicht bald wieder dem alten Stamm-
lande einverleibt zu werden.

Der Leser kann nach dem Vorher-
gehenden nicht verlangen, daß wir ihn
mit den Einzelheiten des vortrefflichen
Buches bekannt machen, wozu natürlich
selbst ein weit größerer Raum, als der
hier zugemessene, nicht ausreichen würde.
Wir deuten nur an, daß der erste Band
ungefähr bis in's 10. Jahrhundert
reicht und somit die Urgeschichte des
Kaiserstaates behandelt, von seinen ersten
geringen Anfängen, während der zweite
die Fortsetzung des historischen Lebens
bis in's 16. Jahrhundert darbietet und
in schöner Aufeinanderfolge die Geschichte
Böhmens, Ungarns und der anderen
Kronländer entwickelt. Wir glauben hier
insbesondere auf die interessanten Dar-
stellungen aufmerksam machen zu müssen,
welche das Gebiet unseres Heimatlan-
des betreffen und wobei der Verfasser
seine eingehenden Quellenstudien, welche
er hier zu machen Gelegenheit hatte,
auf das Beste verwertete. Wir meinen
speciell die Geschichte der Grafen von
Cilli, jene Friedrich's IV. und seiner
Beziehungen zur Steiermark, die Baum-
kircher-Fehde und die Erzählung der
Vorgänge, welche eine Folge derselben
waren. Aber auch keine andere Provinz
Oesterreich's wird irgend ein Detail aus
ihrer Geschichte in diesem Buche ver-
missen, das nicht nur ein treffliches
Lehrbuch, sondern auch ein schönes Nach-
schlage- und Hausbuch für jeden Freund
seines österreichischen Vaterlandes ge-
nannt werden muß. **Franz Moestl.**

Homo sum.

Roman von Georg Ebers. (Eduard Hall-
berger, Stuttgart und Leipzig, 1878.)

Dieser Roman spielt am Berge
Sinai, unter den Einsiedlern im vierten
Jahrhundert. Drei der Hauptpersonen
sind Einsiedler, die sich aus der großen
Griechenstadt Alexandria in die Wüste
zurückgezogen haben, um zu büßen und
dem Herrn zu dienen. Man sollte nun
meinen, daß man eine recht stille, be-

schauliche Welt vor sich habe. Nichts
weniger als das. Die Schwächen, die
Begierden, die Leidenschaften sind den
Männern gefolgt bis in's Gestein vom
Sinai — das oft an das Thierische
streifende Menschenthum hat sie nicht
einen Augenblick verlassen. Einer,
Stephanus, der in allem Andern wie
ein Heiliger lebt, ist in der Sterbe-
stunde nicht einmal im Stande, seinem
Feinde zu verzeihen! Ein Mensch.
Homo sum!

Der zweite Anachoret, ein junger
Mann, hat an der Einsiebeli nie recht
Gefallen zu finden vermocht, schleicht
öfter als einmal zur jungen, schönen
Frau Sirona in die Dase hinab, bis
jene heillose Geschichte vorfällt, die uns
Georg Ebers wunderbar erzählt. In
einer Nacht wird das Stellbischein dem
zurückgesehten Ehegatten hinterbracht,
der junge Anachoret flieht und ein
Anderer, der Einsiedler Paulus gibt
sich aus reiner Christenliebe für den
Schuldigen aus, wird mißhandelt, ver-
folgt und auf alle Weise geschmäht,
wobei Paulus, in dem Bewußtsein, wie
der Heiland für Andere zu leiden, die
größte Seelenlust fühlt. Aber es geht
diesmal etwas schief mit der Frömmig-
keit. Das junge Weib aus der Dase
flieht von ihrem sie verfolgenden Gatten
und kommt zufällig in die Höhle des
Paulus. Und hier geschehen in Orange
der Umstände verschiedene Dinge, die
der Einsiedler und Büsser nicht verant-
worten kann, besonders zu erwähnen,
daß der sonst so sanfte Paulus aus
Zorn fast einen Todtschlag begeht. All
das und noch Anderes bringt endlich
den Anachoreten zum Bekenntniß: Ich
bin ein Mensch! Homo sum!

Es reut uns fast, daß wir die Haupt-
sache angedeutet haben, denn der Ein-
druck des Buches ist ein ganz anderer,
als die Leser nach dieser Fabel erwarten
können. Man ist heutzutage gewohnt,
Alles, was mit dem Büsserthume zu-
sammenhängt, in's Lächerliche zu ziehen.
Auch Georg Ebers ist erfüllt von helle-
nischem Geiste; aber er hat es ver-

schmäht, dem Geschmade der Zeitrichtung zu fröhnen, er hat in seinem Anachoreten Paulus eine große, bewunderungswürdige Gestalt geschaffen, eine Gestalt, die wohl von der Erhabenheit und Gewalt des Christenthums Zeugniß gibt. Tief ergreifend ist die Schilderung dieser Opferfähigkeit zum Wohle der Mitmenschen, dieses heiße Ringen gegen das Thierische im Menschen, dieser Sehnsucht nach Vergeistigung und Vereinigung mit Gott. Freilich um so tiefer erschütternd ist dann der Beweis, daß Alles umsonst, daß das fleischliche Wesen nicht über sich hinaus kann.

Ebers neuester Roman ist trotzdem von der Bleichsucht des modernen Pessimismus nicht angekränkt. Jeder von uns mag zufrieden sein, wenn er es als Mensch so hoch bringt, wie der im Wahne befangene Anachoret Paulus, oder vollends, wie der Senator Petrus und seine Familie (welche die andere Seite des Romans bilden), in denen nicht nur der Mensch, sondern auch der Christ zur herrlichsten Bedeutung kommt!

Zubelnd begrüßen wir eine Dichtung, die, gleichwohl eine Freundin irdischer Freuden, wieder himmelwärts strebt; die, ohne bigott zu sein, fromm emporschaut zu jenem Berge, auf dem der Herr das Gesetz für alle Völker der Erde verkündet hat.

Notizen.

Die goldene Legende. Eine Naturgeschichte der Heiligen von Corvin. (Bern, W. F. Haller.) Eine der schneidigsten, wichtigsten, pikantesten, satyrischsten Polemiken in Wort und Bild gegen die christkatholische Religion und ihre Priester. Wir kennen dertei Behandlungen dieses Stoffes: aus Zimmermann's „Freiheit“ her, sie sind eine vortreffliche Lecture für frivole, cynische Gemüther, und nur solchen sei Corvin's Buch empfohlen. Ernster und zarter angelegte Naturen, ob nun religiös oder atheistisch, können an dem leichtfertigen Buche keine Freude haben. Und immerhin sind dertei Schriften dem Katholizismus nicht so gefährlich, als wie etwa die uns vor Kurzem erst zugekommene „Legende der

Heiligen“ von Lützenburg, verbessert von Martin von Cochem, und neu herausgegeben von mehreren katholischen Geistlichen. (Landschut, Thoman'sche Buchhandlung.) Solche Bücher, wenn sie heute unter dem Wolfe wieder verbreitet würden (Sodem's Werke waren bekanntlich lange Zeit verboten), müßten in kurzer Zeit dem Katholizismus mehr schaden, als alle atheistischen Schriften zusammen.

„Literaturblatt“. Unter Mitwirkung hervorragender Schriftsteller und Fachmänner, herausgegeben von Anton Edlinger. (Zweiter Jahrgang.) Diese bedeutend angelegte Zeitschrift erringt sich das Interesse des Publikums in immer höherem Grade. In den ersten drei Heften dieses Jahrganges finden sich hochschätzenswerthe Beiträge zur deutschen und speciell zur vaterländischen Literaturgeschichte und viele geistvolle Essays, unter denen S. Keller's: „Das Geld und der Poet“, V. Bucher's: „Carl von Holtei“, A. Edlinger's: „Kaiser Müller“, F. Lorm's: „Der Humor in Kant“, H. Grosberger's: „Ein Gedicht in Buchform“ u. s. w. sehr erwähnenswerth sind. Die „kritische Rundschau“ befaßt sich in übersichtlicher Weise mit den neuen Erscheinungen in der Literatur. Wir begegnen in derselben maßgebenden Namen, wie: Carriere, Carl du Prel, J. Duboe u. A. Der „kritischen Rundschau“ schließen sich literarische Notizen, Zeitschriften und Bücherverzeichniß an. Wenn dieses neue Organ für literarische Bestrebungen und Interessen nicht in jenen gewissen scharfen, pessimistischen Ton verfällt, den gerade unproductive Geister oft nicht ohne Glück anzuschlagen verstehen, sondern wenn es mit wohlwollendem Ernste die bedeutendsten Bewegungen und Erscheinungen der Literatur behandelt, so ist ihm seiner Anlage und seiner Kräfte nach der beste Erfolg vorauszusagen — wir meinen jenen moralischen Erfolg, der im Respecte liegt, den die Schriftstellerwelt vor einer unbefangenen, ehrlichen, parteilosen Kritik haben muß.

Bilder-Bibel für den ersten Schreib- und Lese-Unterricht. Nach methodischen Grundfäßen bearbeitet von Josef Heurich. (Verlag von F. Tempfky in Prag.) Die Erfahrung, daß bei Ertheilung des ersten Schreib- und Lese-Unterrichtes zu Hause oft so arge Verstöße gemacht werden, daß die Schule nachher kaum im Stande ist, dieselben wieder gut zu machen, hat den Verfasser der in mehr als 700.000 Exemplaren verbreiteten „Schreib- und Lese-Bibel“ veranlaßt, den Müttern und Erziehern; welche ihre fünf- bis siebenjährigen Kleinen im Lesen und Schreiben unterrichten wollen, in dieser Bilder-Bibel ein ebenso anziehendes wie zweckmäßiges Lehrmittel in die Hand zu geben. — Mittelst

dieser Hibel, welche eine große Zahl Original-Illustrationen enthält, kann jede Mutter, jede Erzieherin, jeder Lehrer auf die angenehmste und leichteste Art den Kindern einen gründlichen und wirklich erfolgreichen Unterricht im Schreiben und Lesen erteilen.

Josef Feldkircher's Gedichte in der Mundart von Andelsbuch (im hinteren Bregenzer Walde) mit Biographie, Einleitung und Worterklärungen, herausgegeben von Professor Hermann Sander, Innsbruck, Wagner, 1877. Können auch die mundartlichen Gedichte dieses Bregenzerwälder Poeten Feldkircher, dessen hochdeutsche Produkte 1838 bei Bähr in Lübingen erschienen, mit wenigen Ausnahmen nicht auf jenen hohen künstlerischen Werth Anspruch erheben, der etwa den Gedichten Hebel's oder Stielhammer's zuerkannt werden muß, so dürfen wir in ihnen doch Zeugnisse eines nicht unbegabten Dialektauten erkennen, der darin der Liebe zu seiner schönen Heimat, sowie seiner frohlichen Sinnesart frischen und natürlichen Ausdruck verlieh. Besonders seine Habeln sind mit trefflichem Humor wiedergegeben. Ein bedeutend größerer Werth liegt in der Bekanntmachung des Dialekts, in dem sie geschrieben, sowie in der Fülle culturhistorischen Materials, das in diesen schlichten Versen enthalten ist. Es ist dadurch die Kunde der oberdeutschen Dialekte wieder um ein Erkleckliches gefördert. Wir sehen daher den Schwerpunkt der Arbeit in den angefügten „Wort- und Sacherklärungen“, die in ihrer Genauigkeit und eingehenden wissenschaftlichen Behandlung ein selbstständiges Idiotikon der Mundart der hinteren Bregenzerwälder bilden. Desgleichen müssen wir die interessante biographische Einleitung, die in ihrer Klarheit und schönen Diction den gewiegten Literaturhistoriker verräth, als eine werthvolle Bereicherung der süddeutschen Literaturgeschichte begrüßen. Das schön ausgestattete Buch, dem das Bild Feldkircher's als Titelkupfer vorsteht, ist dem Germanisten Dr. Jg. W. Zingerle gewidmet.

Rassandra. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Geßler. Lahr, Schanenburg 1877. Das bekannte hochtragische Geschick Rassandra's und ihrer Angehörigen gibt dem Dichter den Stoff zu seinem fünfactigen Trauerspiele, das der schönen Stellen viele enthält, für die Aufführung aber wohl etwas zu lang ist und mannigfaltiger Umarbeitung bedürfen würde, insbesondere müßten viele ausgedehnte Monologe ausbleiben, welche den lyrischen Zug, der das Ganze durchweht, gar zu prägnant zeigen. Uebrigens weist der Dialog und die Handhabung des Verses eine gewisse, nicht zu unterschätzende Gewandtheit auf, auch die Charakteristik der Hauptpersonen

tritt scharf markirt hervor. Das Büchlein sei zwar nicht dem Theaterdirector, wohl aber dem Freunde tragischer Dichtkunst empfohlen, der diese wohlklingenden Verse zu schätzen wissen und dem Talente eines Dichters, wie Geßler, alle Berechtigung, die er verdient, wiederfahren lassen wird, zumal es heututage schon als ein Bagatell erscheint, wenn ein denartiger antiker Stoff zum Vornehme dramatischer Arbeit genommen wird. S.

Gedichte von Otto v. Leizner. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Aus den Rhythmen dieser Gedichte spricht ein zartes Talent. Es sind gefühlwarme, sinnige Lieder, die aber auch die Geistesstärke des erfahrenen Weltmannes nicht vermessen lassen. Hier seelenvolle Innigkeit, da philosophischer Gedankenschwung und äpernde Satyre — das sind die Haupteigenschaften der Leizner'schen Gedichte, welche, wie wir glauben, ihren Weg zu den Herzen der Menschen finden werden.

Hausbibliothek. Unter vorstehendem Gesamtittel hat Otto Janke in Berlin eine beachtenswerthe Publication begonnen, deren Zweck ist, anerkannt gute Werke der deutschen Literatur, insbesondere der erzählenden, in handlichem Format zu sehr billigem Preise auf den Büchermarkt zu bringen. Daß dieser Zweck in der That erreicht wird, werden unsere Leser zusehen, wenn sie hören, daß unter den bereits vorliegenden Bänden Otto Ludwig's prächtiger Roman „Zwischen Himmel und Erde“ 60 Pfennige, desselben Autors „Erbförster“ und „Die Rechte des Herzens“ je 30 Pfennige, Willibald Alexis' classische „Hofen des Herrn v. Bredow“ 90 Pfennige und Balduin Möllhausen's „Piraten-Lieutenant“, dessen erste theure Ausgabe mit 18 Mark bezahlt werden mußte, 90 Pfennige kostet.

Das Lesen eines durch viele Hände gegangenen, häufig von Schweiß, Fett und Schmutz triefenden Buches aus einer Leihbibliothek ist ein sehr zweifelhaftes Vergnügen, abgesehen davon, daß — wie es in jüngster Zeit von Ärzten unwiderleglich festgestellt wurde — durch solche Bücher, die ja auch von Kranken häufig benützt werden, Krankheitsstoffe übertragen und ansteckende Krankheiten, wie Blattern, Masern und Scharlach verschleppt werden. In dem praktischen England will aus diesem Grunde auch thatsächlich Niemand mehr Bücher leihen, sondern nur noch kaufen.

Die Verlagsbuchhandlung R. v. Waldheim in Wien tritt nun mit einem neuen Unternehmen an die Oeffentlichkeit, welches in schöner Ausstattung gute, gesunde Unterhaltungselectüre in handlichen Bändchen, deren

jedes eine oder auch mehrere, aber jedenfalls vollständig abgeschlossene Novellen, Erzählungen etc. enthalten und ein vollständig abgeschlossenes Buch mit eigenem Titel bilden soll, und deren Preise so niedrig gestellt sind, daß dieselben kaum die Leihgebühr in Leihbibliotheken übersteigen.

Die neue Familien- und Unterhaltungsbibliothek, die sich Jedermann um einen in der That billigen Preis anschaffen kann, führt den Titel: „Zeitvertreib.“ — Das erste und vorliegende Bändchen bringt eine Erzählung: „Ein Opfer der Freundschaft“ von Franz Keller, welche vom Anfang bis zum Ende die Spannung des Lesers erregt.

Il Maestro in qualità di Medico publicazione di C. W. Adler. Unter diesem Titel ist das treffliche Büchlein von Adler; „Der Lehrer als Arzt“, welches wir seiner Zeit hier besprochen haben, in's Italienische übersetzt worden. Auch eine Uebersetzung desselben in's Ungarische ist bereits erschienen.

Weiters sind eingelaufen:

Hallberger's Illustrated, gegründet von Ferdinand Freiligrath, 1., 2. u. 3. Heft. Jahrg. 1878. (Ed. Hallberger, Stuttgart.)

Alalanda in Calydon. Eine Tragödie von Algernon Charles Swinburne. Deutsch von Albrecht Graf Wickenburg. (Wien, R. Kosner, 1878.)

Am Hochkar. Eine Novelle in Versen von Ernst Raufcher. (Gera, C. Amthor, 1877.)

Der Humor Shakespears. Vortrag von Josef R. Ehrlich. (Ranz'sche Hof-, Verlags- und Universitätsbuchhandlung, Wien, 1878.)

Die Pariser Weltausstellung 1878. Illustrirte, von der Commission autorisirte deutsche Ausgabe. 1. Heft. (Expedition der Pariser Weltausstellungs-Zeitung in München.)

Topographisch statistisches Lexikon von Steiermark mit historischen Notizen und Anmerkungen, herausgegeben von J. A. Janitsch. 17. Heft. Kolm-Kuzenjabach. Mit den lithographischen Ansichten von Sanned und Schüßersbrunn. (Leitam-Josefthal, Graz 1878.)

Held János. Ein ungarisches Märchen von Petöfi. In deutscher Nachdichtung von

J. Schnizer. Mit einem Vorworte von R. Jotai. (Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung, Leipzig, F. Volkmar, 1876.)

Postkarten des Heimgarten:

A. B. Rudolfshelm, S. W. Graz, F. H. Laibach, S. S. Lübeck, R. M. W. Budweis, R. B. Wien, S. O. Wien, B. C. Klosterneuburg, J. P. M. Anitzfeld, J. W. Gms: Gedichte nicht verwendbar.

A. C. A. Wien: Danken für Ihre so freundliche Aufschrift, deren Wünschen wir nachzukommen trachten werden. Im nächsten Hefte schon werden Sie einen der bewußten Aufsätze finden. Auf Wiedersehen!

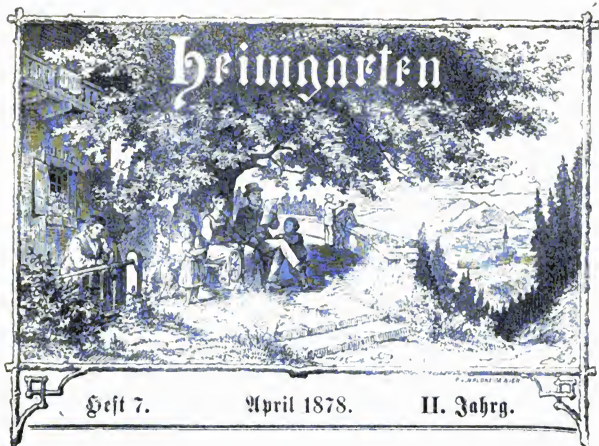
Herrn Hauptmann M., Dr. A. P., Prof. J. W. in Wien, Dr. H. B. Hernalts: Recht vielen Dank!

× In dem Artikel „Wiener Luft“ von Schröder, Männerheft, haben sich einige Druckfehler eingeschlichen: Seite 281b, Zeile 4 von oben, lies *sonnte* für „*tönte*“; Seite 282b, Zeile 4 von oben, lies *Schlemmerei* für „*Schlummerei*“; Seite 283a, Zeile 10 von oben, lies *mißhandelt* für „*aushandelt*“; Seite 283a, Zeile 14 von oben, lies *Gebenteiten* für „*Geburtsstätten*“; Seite 283b, Zeile 25 von oben, Gemüthliche für „*gemüthliche*“.

Frau M. Müller, Wien: Treuen Gruß aus Graz Ihrem Hause, das ein so heiteres Dichter- und Künstlerheim geworden ist!

In den Geseverien der deutschen Studenten Wiens: Der Festabend, den Sie mir anlässlich meiner Vorlesung in Wien bereitet haben, wird mir unvergesslich sein. In Ihrem fröhlichen Kreise, an der Seite lieber Freunde habe ich mich recht von Herzen gefreut Ihrer Begeisterung für alles Schöne und Edle, für unser herrliches Vaterland. Dieser Ihrer Begeisterung und Liebe zur Heimat verdanke ich die Ehren, welche Sie mir, einem bescheidenen Mitgliede des vaterländischen Potenthatums, erwiesen haben. Ich rufe Ihnen, verehrte Herren, und Ihren Bestrebungen ein herzlichliches „Prosit!“ zu!

P. R. Hofegger.



Heft 7.

April 1878.

II. Jahrg.

Hodj hinaus.

Eine Erzählung von Marie v. Koskowska.

I.

„Wir Alle haben Fräulein Lodbchen wahrhaft in's Herz geschlossen — da wollte ich denn im Vorübergehen fragen, ob sie heute kommt und mich dabei nach dem werthen Befinden der verehrten Mama erkundigen. Meine Alte meint zwar, die Frau Geheimrätthin sähe den Verkehr bei uns nicht gern; aber ich halte Sie für eine zu vernünftige Frau, um zu glauben, Sie hegten, gleich einer Cousine von mir — —“

Wie die meisten Ehrenväter irgend eines Gemeinwesens war auch der Kaufmann und Stadtrath Karl Johann Mubrow ein selbstbewußt auftretender, behäbig gerundeter, ällicher Herr mit vollem, rothem Gesicht, welches indeß nicht so flach erschien, wie das mancher seiner Collegen, da eine anfrändige Sattelnase es zierte. In diesem Augenblicke präsentirte er sich minder vortheilhaft als sonst. Inmitten einer

rathhäuslichen Versammlung — und galt es auch die lebhafteste Debatte — wurde ihm nie so heiß, wie hier, gegenüber den kalten Augen der Geheimrätthin von Jungl. Selbst bei der Rede, womit er einfiel, in Vertretung des Bürgermeisters, den durchreisenden Monarchen begrüßte, kam ihm seine gewohnte Sicherheit nicht so abhanden. Der geliebte Landesvoater ergab sich freilich auch mit der für solche Fälle anezogenen lächelnden Resignation in die Zuhörerrolle, die von ihm für eine vernünftige Frau erklärte Dame dagegen sah ihn so hart und blicklos an, daß er aus dem Concept gerieth. Da sie noch immer schwieg, fragte er: „Wo ist denn Fräulein Lodbchen?“

„Meine Tochter Lodoiska ist ausgegangen — zu Präsidents, mit denen wir ja nicht allein sehr intim, sondern auch verwandt sind.“ Die hagere, steifaufgerichtete Fünßzigerin betonte jede einzelne Sylbe und ordnete dabei die Falten ihres rauschenden seidenen

Hauskleides. „Ihr Wohlwollen für meine Tochter ist mir sehr schätzbar, allein die freundliche Einladung kann leider nicht —“

„O schade! Das junge Volk amüßert sich immer; doch wenn Fräulein Lodchen nicht dabei ist, fehlt gleichsam die Seele. Aber dann morgen!“

„Für morgen liegt leider auch eine Abhaltung vor“, sprach sie in eben so kühlem, als höflichem Ton.

„Ich bin es meiner Tochter schuldig, sie ein wenig in die Welt zu führen, so weit hier von Welt überhaupt die Rede ist, bevor wir einen längst-gefaßten Plan ausführen. Meine Lodska hat sich bei den Studien, die sie ja nur zum Vergnügen trieb, zu sehr angestrengt. Aber wollen Sie nicht Platz nehmen? Ich bin allerdings beschäftigt, eine deutsche Hausfrau ist das ja immer, indeß —“

Er wollte nicht stören, sondern sich empfehlen.

„A propos — wer ist der Fremde, der gestern im Hôtel Royal abstieg?“ erkundigte sie sich.

Modrow wußte von keinem Fremden.

„Er kam mit Extrapost und fiel mir durch sein distinguirtes Aussehen, wie durch eine Aehnlichkeit auf, die ich nirgends unterzubringen weiß.“ Die Dame war merklich lebhafter geworden. „Meine Dienerin, Sie wissen ja, Herr Stadtrath, wie die kleinstädtischen Mädchen sind, berichtete Wunderdinge davon, daß ihm nichts genüge, im Hôtel eine wahre Revolution hervorgerufen sei, um ihn einigermaßen zufrieden zu stellen. Dabei ganz ohne Gepäc und im strengsten Incognito —“

Der Stadtrath zuckte die Achseln.

„Im strengsten Incognito und doch Gasthöfe revoltirend? Hm! Wäre ich Criminalist, ich stellte ihn unter Aufsicht; so möchte ich dem Wirth rathen, die Rechnung nicht auflaufen zu lassen.“

Nun executirte die Dame ein Achselzucken, obwohl nur innerlich-

plebejisch, wie eine solche Geberde ist. Was rebete sie mit diesem Mann davon? Ihr Verkümmern sollte ihm andeuten, daß er entlassen sei. Er verfolgte jedoch den angeregten Gebankengang: „Die Welt wimmelt förmlich von Schwindlern, die so auf Abenteuer ausziehen, wie einst die fahrenden Ritter und dann die Wunderthäter und Mitglieder der geheimen Orden. Und woher kommt das? Daher, daß die Leute zu hoch hinaus wollen, daß die Eltern, wenn sie sich für sich selber schon bescheiden, doch in den Kindern Gott weiß welche ausschweifende Hoffnungen und Wünsche großziehen und die Gewöhnung an Bedürfnisse, die weit über Stand und Mittel hinausgehen. In meiner eigenen Familie habe ich solche — Thoren, möchte ich sagen, wäre der Ausdruck nicht viel zu gelinde.“

Denn es ist ein Verbrechen, die Seele seines eigenen Kindes, die Einem wahrlich zu anderm Zweck vom Schöpfer anvertraut wurde, zu beirren, wenn nicht zu vergiften. Eine Cousine von mir, und ihr Mann, waren sich ihrer elterlichen Verantwortlichkeit stets so wenig bewußt, daß sie an ihrem einzigen Sohn nicht bloß einen wahren Herrgott zu haben glaubten, sondern ihm auch von jeher faußgroße Hoffnungen in den Kopf setzten. Der Vater ist ein schlichter Handwerker und das Söhnchen sollte Offizier und natürlich mindestens General, wenn nicht Feldmarschall werden.

Gott bewahre mich, einen Jungen, wenn er wirklich begabt ist, bloß darum, weil seine Wiege unter einem geringen Dache stand, zum Verharren in seinem Stande zu verurtheilen. Mag er werden, was er will und kann; das ist ja der Segen der Neuzeit, daß sie das Junst- und Kastenwesen über den Haufen warf — aber der Drieb muß von innen herauskommen, es nicht dem Kinde schon eingemipft werden, daß es was Apartes ist und die Hand nach Allem ausstrecken darf.

Das Menschenherz ist ohnehin so beschaffen, daß es gern nach dem trachtet, was schwer oder gar nicht sich erreichen läßt, man braucht es nicht erst extra darauf zu dressiren. Meine Verwandten brauchen zwar nicht zu erfahren, daß ihr Goldkind, wie so viele andere verzogene Mutterjöhnehen, zum Gauner wird, weil ihm die Mittel zur Befriedigung seiner Gelüste fehlen; sie haben durch Fleiß und Sparsamkeit ein hübsches Vermögen aufgehäuft und finden es gewiß in der Ordnung, daß ihr Kronprinz es mit Noblesse verthut. Ich weiß übrigens nichts davon, kam mit den Leuten eben wegen dieser Marotte seit Jahren auseinander — könnte über den Zungen fallen, ohne ihn zu kennen.

Aber entschuldigen Sie — bei dem Kapitel gerathe ich immer in Rage. — — Grüße an Fräulein Lohsen und daß sie möglichst bald komme; man ist nur einmal jung und die halbe Selecta jeden Abend bei uns. Empfehle mich, Frau Geheimrätthin!“

Diese schüttelte hinter ihm den Kopf. Daß seine Worte auf sie selber zielten, fiel ihr nicht ein; sie bedauerte nur, daß ihre Tochter mit derartigen Leuten in gesellige Beziehungen getreten sei und ging, um die Bektete, die sich im Garten befand, aufzusuchen. Einen Blick in die Küche werfend, las sie auf dem Gesicht der Köchin, dieselbe habe inzwischen schon wieder gar Absonderliches aus dem Hôtel Royal gehört und nahm den Bericht darüber mit Herablassung entgegen. Dann mahnte sie an Dieses und Jenes, denn sie war eine tüchtige Hausfrau, die eine Verschämniß weder liebte, noch duldete. Daß die Nachrichtenquelle aus dem Hôtel so überaus rasch und leicht fließe, mußte der klugen Frau auffallen; indeß hielt sie es in diesem Augenblicke für unzumuthig, der geheimen Leitung nachzuforschen.

Robrow dachte inzwischen: „Ich mußte euer durch die Blume anbeuten, daß hinter den Bergen auch Leute

wohnen. Lottchen ist nicht so — aber wer bürgt dafür, daß nicht plötzlich einmal in solchem Köpfehen Alles drunter und drüber geht? Edmund thut mir leid! Als wüßte man nicht, die Alte sei zwar eines adeligen Geheimraths Frau, doch durchaus nicht von adeligem oder geheimräthlichem Herkommen! Aber das sind die Aergsten!“

Die breite Brust durch einen tiefen Athemzug ausweitend, begab sich der würdige Mann zu seiner „Alten“, die nie „hoch hinaus“ gewesen, obgleich sie es, in Betracht der Geldmittel, immerhin gekonnt hätte. Der Fremde, welcher die Geheimrätthin so sehr interessirte, fand keinen Raum in seinen Gedanken.

Daß Lohsen nicht kommen dürfe, fragten ihm die Seinen gleich ab. Diese hatten, wie es Usus war, wenn er einer Stadtverordnetenversammlung wohnte, nicht mit dem Essen auf ihn gewartet und erhoben sich eben vom Tisch. Daher griff seine Tochter Emma, als sie die Bestürzung ihres Bruders sah, alsbald zu Hut, Sonnenschirm und Handschuhen und rief zuversichtlich: „Ich will mein Ziel versuchen! — Kenne ja die schwachen Seiten der Geheimrätthin und daß Vater bei ihr selber vorsprach, mußte sie klugig machen durch eine gewisse — nun, sagen wir Feierlichkeit, die in solchem stadträtthlichen Schritt liegt.“

Der Vater meinte: er habe sich die Dame, mit der man nur einige mal zusammengetroffen sei, doch in ihrer Häuslichkeit ansehen wollen, sei davon indeß nicht erbaut.

Die Mutter, eine hübsche, runde und rosige Frau in einfachem Rattunüberrock, warf einen theilnehmenden Blick auf ihren Erstgeborenen, den einzigen Sohn, das junge Mädchen aber flüsterte diesem zu:

„Warum hast Du Dich Lohdenskas nicht längst versichert? Dann müßte es sich mit ihrer Mutter fertig werden lassen. Aber verliere nur nicht den Muth — ich sehe Dir bei und bringe Dir gute Botschaft.“

Edmund verließ auch das Zimmer, um ein entscheidendes Wort seines Vaters zu vermeiden. Dennoch hörte er, daß dieser zur Mutter sagte:

„Mögen sie, der Junge wie das Mädchen, nach ihrer Neigung wählen, aber das Eine bitte ich mir aus: nicht gegen den Willen der Angehörigen des andern Theiles. Widerstand, Kämpfe und Conflict machen ein Pärchen zwar noch verliebter, aber in die Ehe bringt Vergleichen nichts Gutes und am wenigsten das Nothwendigste: Eintracht und Frieden. Die Geheimrätthin schaut zu höhern Festern hinaus. Nun ich das weiß, dürfen wir den Verkehr nicht mehr fördern, — ja ich bedauere, daß er sich bei uns entsponnen und fortgesponnen hat! Wer dachte denn aber auch daran?“

Also auch bei seinem Vater fand er Widerstand!

Denn daß ihre Mutter nicht ohne harten Kampf die Einwilligung geben würde, das war unzweifelhaft. Mit der harmlosen Genügsamkeit der Jugend an der Gegenwart, und vielleicht auch in dem instinctiven Gefühl, dieses Glück sei nur so lange ganz ungetrübt, als es still innerlich, ohne jegliche Aussprache, genossen ward, hatte Edmund es versäumt, sich Lodoïska, wie Emma sagte, „zu versichern“. Jenes Einverständnis, das der Worte nicht bedarf, hatte ja nach seiner Meinung zwischen ihnen geherrscht und bisher nichts und Niemand das fröhliche Treiben in seinem gastfreundlichen elterlichen Hause gestört — dies unbefangene fröhliche Treiben der Jugend, in dem eine tiefe Neigung unter der Hülle zwangloser Geselligkeit so unbeachtet, oder doch scheinbar unbeachtet, denn die Angehörigen stellen sich meist nur, als merkten sie nichts — erwachen und erstarken kann.

Nun ein Hinderniß austauchte, die Fortdauer des Verkehrs überhaupt in Frage kam, war Edmund aus seiner Sicherheit aufgeschreckt. Und da klang

obenein die Aeußerung des Vaters an sein Ohr:

„Vielleicht hat sie ihre bestimmte Absicht mit Lottchen — sie deutete auf so Etwas hin! Hoffentlich ist der Junge vernünftig, schlägt sich das Mädchen aus dem Sinn.“

Der „Junge“ hegte indeß durchaus nicht diese Absicht, faßte vielmehr die verzweifeltsten Entschlüsse, vor deren Ausführung er nur die Rückkehr Emmas abwarten wollte. Unverzüglich mußte er dann mit Lodoïska reden. Wie das möglich, da ihre Mutter gewiß jede Gelegenheit dazu abschneit? Nun, eine Ecke des zum Royal-Hôtel gehörigen Gartens stieß an das Grundstück der Geheimrätthin; von dort aus — ja, so konnte er sie, ohne Vorwissen ihrer Mutter, sehen und sprechen. Vorläufig folterte ihn in erster Reihe die Ungewißheit, ob er sich nicht getäuscht, ob er Lodoïska's Lächeln und Erröthen nicht falsch gedeutet und zu seinen Gunsten ausgelegt habe, was nur jugendliche Heiterkeit und mädchenhafte Schüchternheit war?

II.

Zwischen dem kleinen, doch hübschen Hause, das die Geheimrätthin bei ihrer Uebersiedlung in die Provinzialstadt erstanden hatte und allein bewohnte, und dem Hôtel Royal, dem ersten Gasthose des Ortes lag noch ein Grundstück, doch hinter diesem letztern erstreckte sich, wie wir schon wissen, ein Streifen des Hôtelgartens bis zum Garten der Frau von Jungl. Bäume und Büsche standen zu beiden Seiten des hohen Bretterzauns, der die Grenze bildete, sehr dicht und von Säften der Restauration gepflegten sich in die entlegene und feuchte Ecke nur Liebespaare oder Leute, die einander etwas anzuvertrauen hatten, zu verirren. Darum besand sich hier auch nur, mehrere Schritte vom Zaun entfernt, eine Bank und davor ein Tisch, der durch Baumstümpfe und Bretter sehr kunstlos hergestellt war. Die

geheimrätliche Seite aber präsentirte sich noch natürlicher — um nicht zu sagen: vernachlässigter. Die Dame liebte es nicht, daß ihre Tochter oder sonst Jemand sich hier aufhielt; sie überließ es dem laubenartigen Hüllun-
derbusch, zu wuchern wie er wollte und der große Stein unter demselben, dicht am Zaun, bot gerade keinen einladenden Anseh.

Dennoch hatte sich „Lodchen“, wie der Stadtrath ihren Namen verstümmelte, gerade hier niebergelassen und die leise naheende Mutter stuzte nicht wenig. Die hellen Thränen rieselten dem sonst, nach der Geheimrätthin Meinung, viel zu schlaftrüben Mädchen über die rosigen Wangen und es sprach eben halbblaut, mit zitternder Stimme:

„Was Du mir warst, was Du mir bist,
Wem tann ich's sagen?“

Die Geheimrätthin stand wie eingewurzelt. Allein war Lodoiska, doch galt dies überraschende Geständniß etwa Jemandem im Royalgarten, dessen benachbarte Ecke um diese Zeit stets völlig einsam war? Hatte sie, die Mutter, in diesen Zaun nicht eigenhändig Löcher gebohrt? Freilich nicht, um als moderne Thibbe mit irgend einem Pyramus zu verkehren, sondern nur, um die sich in diesen Winkel Zurückziehenden zuweilen einer Ocularinspektion zu unterwerfen.

Die Geheimrätthin von Jungl gehörte zu jener immer mehr verschwindenden Classe von Frauen, die es geradezu für unweiblich halten, sich im Geringsten um das zu kümmern, was außerhalb des nächsten Kreises, der Familie, des Hauses und — der Nachbarschaft liegt. Zeitungslectüre und gar Antheilnahme an der Politik war ihr ein Gräu; nur die Anzeigen und das Feuilleton erfreuten sich ihrer Theilnahme und von Allem, was „draußen in der Welt“ vorgegangen war, seit ihres Mannes Tode, wußte sie weniger, als manch' zehnjähriges Kind.

Die Nachbarschaft war ihr dafür um so vertrauter. Zudem hätte sie es für eine unverantwortliche Vernachlässigung ihrer Mutterpflichten gehalten, nicht auf das zu achten, was man in der Gartenede etwa hören könne. Selbstverständlich unternahm sie ihre Beobachtungen nur für sie allein. Lobenswerthe mütterliche Fürsorge! — Indes — man bohrt eben so wenig ungestraft Gucklöcher in einen Zaun, wie man ungestraft unter Palmen wandelt! Daher wähte sie den Adressaten so vielsagender Worte Lodoiska's hinter jenen Brettern.

Aber nein, Lodoiska saß mit gesenktem Köpfchen auf dem rauhen Stein und führte offenbar ein Selbstgespräch. Wer war dem Kinde so unsagbar viel geworden? Die jungen Männer der Stadt glitten blitschnell am Geiste der Mutter vorüber. Allein wozu das? Hatte nicht der Stadtrath Mordrow einen erwachsenen und zwar recht bürgerlich gewöhnlich aussehenden, doch nicht häßlichen Sohn, und war Lodoiska nicht mit der Schwester dieses jungen Menschen ein Herz und eine Seele? Ja, stand damit der heutige Besuch des Vaters nicht etwa im Zusammenhang? O, wie hatte sie das arme, so leicht zu bethörende Kind so sorglos mit diesen Leuten verkehren lassen — d. h. wie hatte sie vergessen können, daß das Kind fast achtzehn Jahre zählte! Hatte sie ihren einzigen Sprößling etwa zur simplen Kaufmannsfrau geboren und erzogen, nicht vielmehr auf einen hochwohlgebornen, wenn nicht gar hochgebornen Schwiegersohn gerechnet? Wenn sie selber, ein armes Mädchen, das sein Brot bei Fremden erworben, sich so weit emporgeschwungen hatte, um zuerst die Leiterin des Hauswesens und dann die Gattin eines freilich nicht wirklichen, sondern nur Titular-Geheimrathes zu werden, was war dann der hübschen Tochter dieses Geheimrathes unreichbar, der zudem eine o kluge und noch viel ehrgeizigere als kluge

Mutter zur Seite stand? Je schöner und reicher Loboiska sich entfaltete, desto höher steigerten sich die Ansprüche der stolzen Mutter, resp. Schwiegermutter, desto weitere und glänzendere Perspektiven thaten sich in hochliegenden Träumen ihren trunkenen Augen auf. Ja, sie hatte im Stillen oft bebauert, daß sie erst in so vorgerückten Jahren die gute Partie ermöglichte und es ihr also, wenn ihre Tochter auf eine solche vielleicht auch etwas lange warten mußte, nicht vergönnt sei, sich des selbstverständlich noch viel höhern Emporkommens ihrer Enkel zu erfreuen und dazu beizutragen durch Rath und That, Lehre und Beispiel.

Ah, was hatte Lehre und Beispiel bei ihrem eigenen und einzigen, stets, so weit Zartgefühl und weltliche Würde es erlaubten, auf das hohe Ziel hingewiesenen Kinde hier gefruchtet? Da sah das so unglücklich aus der mütterlichen Art geschlagene Wesen und weinte, weinte helle Thränen der Sehnsucht um einen Kaufmannssohn, einen — Ladenbedienten! Welche Mühe, die Tochter von dieser Verirrung zurückzubringen! Und dann, sie wußte es nur allzuwohl, daß einem Mädchen jedes Interesse ein Jahr, jede Liebe aber fünf Jahre der Jugend und Jugendfrische kostet! — Dieser Verlust — sogar für die perspectivistischen Enkel und Enkelkinder! War es noch ein Interesse oder schon eine Liebe? Leider wohl, den Thränen nach, die letztere! Täuschte ihr noch immer außerordentlich scharfes Gehör sie nicht, so knirschte der Kies jenseits des Zaunes unter einem nahenden Herrenstiefel. Wenn es der interessante Fremde war? Und wenn sie Loboiska anredete, dann machte diese ihr am Ende nicht bloß ein an und für sich höchst unliebsames Gesändrniß, sondern daselbe fand auch einen unsichtbaren Zeugen, und zwar den ihr am allerwenigsten erwünschten Zeugen!

Da erhob Loboiska, die nichts hörte, ihre bebende, doch metallreiche

Stimme und recitirte, während nebenan plötzlich der Kies zu knirschen aufhörte, aus dem Buche, das die Mutter jetzt erst auf ihrem Schoße gewahrte:

„Was Du mir warst, was Du mir bist,
Wem kann ich's sagen?
Ich weiß nur, daß mein Leben ist
In Nichts zer schlagen;
Daß sich der Seele Lust und Licht
Von mir gewendet —“ —

Dem Ohr der alten Dame entging ein tiefer Seufzer drüben nicht, trotz ihrer lebhaften Freude bei der Entdeckung, ihre Mutter Sorge sei wenigstens in solchem Umfange vorerst noch unnützlich gewesen.

Die Tochter hatte, aufschauend, sie erblickt und rief nun, das Buch emporhebend: „Wundervoll! Ich konnte nicht anders, mußte weinen, es ist zu schön! Höre nur, Mama.“

Die Mama zuckte innerlich über sich selber die Achseln. Das Kind schwelgte noch in dem Genuße, bei schönen Versen zu weinen; denn ein Genuß, nicht ein Schmerz ist der Thränenstrom, den Dichtervorte entlocken — die eigene unbestimmte Sehnsucht löst sich dabei lind in dem perlenden Thau. Und Hermann Klette's stillwehmüthigen, süßbeschaulichen Poesien ergreifen die Jugend nicht minder als das reifere Alter. Was in diesen wieder frisch, in lebendiger Erinnerung nachklingt, das wird von jener ahnungsvoll voraus empfunden, doch ohne die leidvolle Bitterkeit der eigenen Erfahrung.

Mit möglichst süß modulirter Stimme sagte die alte Dame: „Hole mir mein Strickzeug, Kind, dann wollen wir hier lesen und plaudern.“

„Oder dies!“ rief das Mädchen. „Höre nur!“

„Ich wandre durch die lauten Gassen,
Man treibt und drängt sich wie zuvor,
Umirend, einsam und verlassen,
Fühl' ich nun ganz, was ich verlor!“

Im Royalgarten erklang ein Ton, der einem Aechzen glich; Loboiska flatterte jedoch schon, auf einen ungeduldbigen Wink der Mutter, davon

und dem Hause zu. Sie besaß die nicht immer ganz liebenswürdige Eigenschaft einziger und oft auch nicht einziger Kinder, Ermahnungen und Vorwürfe der Mama nur so weit zu beherzigen, als die Gelegenheit es gerade heißte oder gefaltete.

Uebrigens versicherte die Geheimrätthin gern, Lodoiska sei ihr Ebenbild, was dann die Leute hier, die sie nur so blaß, hager und mumienhaft, wie sie jetzt war, kannten, im Hinblick auf das sehr hübsche, blühende Mädchen verfohlen belächelten. Temperament und Haltung, Blick und Mienenspiel bebington zwar eine noch größere Verschiedenheit, als die fünf- unddreißig Jahre, welche zwischen Mutter und Tochter lagen. Jene steif und formell, wie eine Oberhofmeisterin, diese die verkörperte Anmuth und Lebendigkeit.

„Zwar deutet die tiefe Nührung bei Gesichtern immerhin auf ein Stadium, welches die Kinderjahre hinter sich hat“, dachte, als das Mädchen sich entfernte, die kluge Mutter, während sie nach dem Jaun hinhorchte. „Aber es hat noch keine Gefahr, daß ein Bestimmter gemeint sei, so lange das junge Mädchen in der Einsamkeit, statt vor Allem die Rubrik: „Vieher der Sehnsucht und der Liebe“, aufzublätern, sich in das Thema; „Trennung, Tod und Grab“ vertieft. Das Gefährliche dieser Neigung gehört wieder einer andern, spätern, hoffentlich von uns zu vermeidenden Periode an.“

Da inzwischen Lodoiska bei einem Umblick ihr Thun nicht mehr gewahren konnte, stieg sie vorsichtig auf den Stein und legte ihre Augen an die Bohrlöcher im Jaun. Zu ihrer großen Befriedigung erblickte sie wirklich den ihr so interessanten Fremden.

Mit untergeschlagenen Armen lehnte er am Tisch und starrte gen Himmel oder vielmehr in's Blaue. Eben hob jedoch ein tiefer Athemzug seine Brust, die Hände sanken schlaff nieder

und er murmelte: „Was wir verloren! Wer irrt so einsam und verlassen um, während —“

Ueber seine eigene Stimme erschreckend, warf er einen scheuen und doch seltsam scharfen und forschenden Blick umher. Derselbe streifte auch mit unverkennbarem Mißtrauen die Bretterwand, was die Beobachterin verwirrte, obgleich sie überzeugt war, er könne ihre Augen hinter den kleinen Oeffnungen in dem dicken Brett keinesfalls wahrnehmen.

Beruhigter wegen eines etwaigen Laufschers, doch in tiefster Niedergeschlagenheit, sprach er gedämpft weiter: „Gleichviel, wer sich dort befindet — es waren Frauenstimmen und Frauen haben für solch' Geschick stets Mitgefühl, würden also nicht zu Verräthern. — Sie zu Vertrauten machen? Nein, auf dieser Höhe steht man allein — immer, um wie viel mehr nicht im Unglück, im Sturz! Den Leuten“, er wandte sich nach der Richtung, in welcher das Höl lag „ist nicht zu trauen; sie belauern jede Miene, jede Bewegung! mußten sie vielleicht schon, wer bei ihnen einkehrte? Dann fort, je eher, je lieber fort! Denn eine Auslieferung an die Feinde, an die Räuber —“

Die Laufscherin hatte, weil ihr das Stehen zu unbequem ward, eine Bewegung gemacht und dabei das Fliebergeweg berührt. Es raschelte und ihr Seidenkleid rauschte und gerabe bei der Stelle, welche Aufklärung über seine Verhältnisse geben konnte, brach er, zusammenfahrend, ab. Derselbe scheue und doch scharfe Blick, wie vorhin, streifte den Jaun; horchend neigte er den Kopf vor und fragte dann rasch und in so gebieterischem Ton, daß die Geheimrätthin erschrak:

„Ist Jemand da?“

Natürlich rührte sie sich nicht, schien selber zu einem Theil des Jaunes geworden. Aber wenn nun Lodoiska kam, sie in dieser, gelind gesagt, recht unpassenden Stellung überraschte und

durch den Ausdruck ihres grenzenlosen Erstaunens dem für sie unsichtbaren Anwesenden verrieth?

Zum Glück konnte Loboiska noch nicht kommen, fand ja nicht das Strickzeug, da es sich, wohlgeborgt, in der Tasche ihrer Mutter befand.

Umsonst hoffte diese auf ein abermaliges Aufnehmen des Monologes.

Der Fremde hatte nach einem suchenden Blick über seine Umgebung hin den Tisch ergriffen, um ihn weiter zu rücken. Derselbe war dazu indeß nicht eingerichtet — die Nägel glitten durch das morsche Holz und die Platte allein ward in die Höhe gehoben.

Mit einem Ausdruck, als habe er solch Exemplar eines im Freien ja nicht allzusehr seltenen Tisches nie gesehen, starrte er auf das Brett und dann auf den Baumstamm; darauf schleuderte er jenes zornig in's Gebüsch, riß die besudelten perlfarbnen Glacés von den schmalen, weißen, vortrefflich gepflegten Händen und warf sie der Tischplatte nach. Dann wandte er sich in gerader Richtung, achlos über die Blumenrabatten hinschreitend, dem Hôtel zu.

Da er seinen so rücksichtslosen Abgang in ihrer Sehninie bewerkstelligte, konnte die Geheimrätthin noch den nach der heftigen Aufwallung doppelt merkwürdigen Anstand seiner schlanken Gestalt bewundern. Daß seine Kleider vom feinsten Stoff und nach dem neuesten Schnitt seien, hatte sie schon bemerkt, als er vorüberfuhr und sie dann, aus dem Fenster schauend, sein Aussteigen beobachtete. Auch seine Nachlässigkeit oder Achtslosigkeit war ihr nicht entgangen, die sich indeß nicht der überaus disinguirten Haltung nicht nur trefflich vertraut, sondern derselben noch ein ganz unsagbar vornehmer Relief gab. Zumal neben dem in starrer und hochmüthiger Achtslosigkeit über das, was nicht seine besondere Aufmerksamkeit erregte, hinwegschweifenden Blick. Der herrliche Ton seiner Stimme, wie das Betreten der

Blumenbeete, deutete darauf, er sei an's Befehlen, wie daran gewöhnt, daß entweder Alles aus seinem Wege geräumt werde oder er solche Hindernisse, die Andere beschränkten, nicht kenne und vollenß nicht anerkenne.

Nachdem er ihren Augen entschwunden war, hielt sie ein längeres Verharren auf ihrem Posten für eben so unnütz, als gefährlich; aber ihr ganzes Simmen und Denken drehte sich um ihn. Einzelne seiner Aeußerungen mußten zwar den Verdacht erwecken, er sei das, was der Stadtrath vorausgesetzt. Welcher friedliche Mensch hat bei unsern Zuständen Verfolgung und Verrath zu fürchten? Dem widersprach aber nicht allein, was sie über ihn vernommen hatte, sondern auch sein ganzes Wesen. Augenscheinlich gehörte er den höchsten Ständen an und war tief unglücklich, mithin handelte es sich um irgend eine delicate und zugleich traurige Familienangelegenheit. Viel, sehr viel hätte sie an einem klaren Einblick in dieselbe gegeben — das war indeß ein vergeblicher Wunsch.

Lebhaft bedauerte sie, ihm nicht kund gethan zu haben oder kund thnn zu können, daß hier ein mitfühlendes Herz schlage, in welches er Alles, was ihn drückte, vertrauensvoll niederlegen durfte. Aber das ließ sich ihm eben so wenig über den Zaun hinüber zurufen, wie sie sonst Gelegenheit hatte, ihm näher zu treten.

Und während sie sich hier den Kopf zerbrach, reise er vielleicht schon, sein ängstliches: „Fort — fort!“ wahrmachend, ab und nahm ihren Frieden mit sich — den Stachel peinigender Unruhe in ihrer Seele hinterlassend! — Aus ihrem Fenster konnte und wollte sie wenigstens sehen, ob er das Hôtel verließ oder nicht.

III.

Emma Rodrow ging langsam auf der Straße vorüber, als Loboiska das Strickzeug suchte. Natürlich war flugs ein Fensterflügel geöffnet und die

gute Schwester Edmunds ließ sich nicht Zeit zur Beantwortung der üblichen Fragen, sondern steuerte, durch einen Blick von der Abwesenheit der Geheimrätin überzeugt, sogleich auf ihr Ziel los.

„Wir bedauern Alle, daß Du nicht kommen darfst, am meisten natürlich mein Bruder.“

Loboiskas heißes Erröthen konnte sowohl der Bestürzung, als der Erwähnung des Bruders gelten. Wohl hatte ihre Mutter schon einige Male gesagt: „Die Aufgaben für die Selecta könntest Du eben so gut zu Hause, wie bei Stadtraths machen“, sie aber doch stets gehen und nicht vor Neun abholen lassen. Was sprach nun Emma von einem Verbot?

„Edmund ist, wie erwähnt, in Verzweiflung. Ich habe ihm freilich schon mehrmals gerathen, sich nicht Unsin in den Kopf zu setzen. Deine Mutter will mit Dir höher hinaus und Du selber machst Dir nicht mehr aus ihm, als jedes Mädchen sich aus dem macht, der ihr nicht blos Artigkeiten erweist, sondern es liebt.“

Statt der erwarteten Widerlegung dieser Voraussetzung durch ein Geständniß antwortete Loboiska, fast noch mehr empfindlich als vorher: „Welche einfältigen Reden —“

„Einfalt ist eben nicht mein Fehler. Und Unbelicatsesse, weil es sich um meinen Bruder handelt, brauchst Du mir auch nicht vorzuwerfen. Edmund hat mich beschworen, zu erforschen, wie Du über ihn denkst, aber ich lehnte das mit der Versicherung ab: eines solchen Vertrauensbruches sei ich unfähig; wenn Du mir Dein Herz öffnest, wäre Dein Geheimniß auch das meinige. Er solle sich selbst von dem, was er wissen wolle, vergewissern, rieth ich ihm. Aber dazu ist er zu schwächern, wie die erste Liebe das immer ist und Du bist ja seine erste Liebe, während —“ Ein leiser Seufzer entschlüpfte ihr bei dem Gedanken an einen Gewissen, dessen erste Reigung

sie wohl nicht mehr war, und — dem sie jetzt zu begegnen gehofft hatte.

Loboiska bemühte diesen Seufzer, um, der Freundin beide Hände hinausreichend, zwischen Lachen und Weinen zu sagen: „Du Gute — Liebe! Welche treue Freundin Du bist!“

„Nicht wahr? Aber wir bleiben Freundinnen auf alle Fälle — mein Bruder soll uns ebensowenig trennen, wie Deine Mutter. Selbst wenn Du ihn hastest und verachtetest —“

„Emma!“ rief Loboiska fast entsetzt.

„Du hastest und verachtetest ihn also nicht? Er glaubte es jetzt und ist darüber in Verzweiflung.“

Vielleicht hätte Loboiska, in diesen rasch hineingeworfenen Worten eine Falle nicht vermuthend, ihre mädchenhafte Zurückhaltung vergessen und das gesagt, was Emma hören wollte. Allein ihre Mutter trat eben ein.

Loboiska wäre am liebsten allein gewesen — fürchtete auch, der Mutter werde ihre Aufregung auffallen. Daher war sie Emma sehr dankbar, daß diese, statt davonzubuschen, vorüber an ihr, die vom Fenster zurückprallte, der Mama zurief:

„Was sagen Sie zu dem Fremden im Hôtel Royal, Frau Geheimrätin? Er muß ein Nabob oder ein incognito reisender Fürst sein, sonst könnte er mit dem Gelde nicht so um sich werfen!“

„Ich weiß nichts, liebes Fräulein —“ Die Dame nahm Loboiska's Platz ein, zum Hören geneigt.

„Die ganze Stadt ist voll davon oder wird nächstens voll sein, da es sich ja wie ein Lauffeuer verbreitet. Sehen Sie, die Leute bleiben schon haufenweise, d. h. was man bei uns so nennt, Sie, als Großstädterin, werden darüber freilich lächeln, — vor dem Hôtel stehen und guden nach der Beletage, die er ganz für sich nahm.“

Die Geheimrätin neigte sich hinaus. Wirklich zögerte von zwei Vorübergehenden gewiß einer vor dem Hôtel; ja, noch vor ihrem Hause ging man

langsam. Ob das des Fremden wegen geschah, ist eine Frage, die sie sich nicht vorlegte, die auch verneint werden mußte. Süßche Mädchen sind jungen Beamten auf dem Wege vom Bureau meist viel interessanter als ein reicher Reisender.

„Er ließ sich Wäsche und Handschuhe in's Hôtel bringen und bezahlte Alles königlich, obgleich es nicht seinen Intentionen entsprach; dabei schenkte er dem Ladenburschen, statt sich herausgeben zu lassen, mehrere Thaler!“

Emma war eine eben so gute Erzählerin wie die Geheimrätthin eine gute Zuhörer, obgleich die letztere fast schon Alles wußte. Aber hinein nöthigte sie das junge Mädchen nicht, obgleich sie sonst den Aufenthalt auf der Straße scharf tabelte. Konnte sie so doch auch nach dem Hôtel schauen, dessen Thüre gleichsam bewachen.

Gestern Abend sowohl, wie heute zum Dejeuner hatte man nicht genug der feinsten Delicateffen für den anspruchsvollen Gast zusammenbringen können. Und als er dann an der Tafel saß, aß er weiter nichts, als — ein Ei. Dem verwunderten und getränkten Wirth warf er über die Achsel ein kurzes: „Geben Sie die Reste Ihren Armen!“ zu. Und gleichzeitig eine Hand voll Goldstücke mit einem: „Machen Sie sich bezahlt; unter diesem Mangel an — Appetit sollen Sie nicht leiden!“ Im Flur einer armen alten Frau begnügen, die sich Speisereste aus der Küche holen wollte, gab er ihr einen Friedriksdör, wie denn seine Börse von diesen liebenswürdigen Bildnissen des alten Fritz förmlich frozte. Er band ihr Schweigen auf die Seele, da die Alte indeß nicht wußte, ob das gelbe Ding echt sei und sie eben so wenig in der Lage war, es als Hockpennig auf die Seite zu legen, als geneigt, sich beim Wechseln in den Verdacht des Diebstahls zu bringen, hatte sie, sobald der edle Spender den Rücken gewandt, mit

dem Portier, dem Oberkellner und mit dem Besizer darüber gesprochen und schließlich auch mit Emma, die sie eben traf.

Diesen Zug kannte die Geheimrätthin noch nicht, sonst wußte sie Mancherlei, was, da man doch auf den Ruf des Hôtels halten mußte, noch unbekannt war. So hatte der seltsame Gast sich z. B. in der Mitte der Beletage, in einem düstern, einfach ausgestatteten Kofen, auf den harten Divan zum Schlämmer niedergelegt, das weichste und eleganteste Gastbett unberührt lassend, nachdem er die Thüren der sämtlichen andern Gemächer sorgfältig verriegelt und verschlossen hatte. Seine Hilfslosigkeit beim Ankleiden verrieth, daß er nicht gewöhnt sei, ohne Kammerdiener Toilette zu machen; dennoch wollte er nicht die Hilfe des Kellners annehmen, bis dieser fast flehentlich den „gnädigsten Herrn“ bat, doch Vertrauen zu seiner Geschicklichkeit, wie zu seinem guten Willen zu haben. Darauf geruhte denn der „gnädigste Herr“ mit halbem Lächeln, sich des Dienstfertigen Hilfe gefallen zu lassen, bezahlte dieselbe aber auch sofort mit einem Goldstück, wie er denn überhaupt kein anderes Zahlungsmittel zu kennen und vor dem Wechseln einen Abscheu zu haben schien. Seine Brieftasche frozte übrigens von Banknoten, wie die Börse von Gold. Das ganze Auftreten war eben so anspruchsvoll und hochfahrend, wie andererseits geheimnißvoll oder doch jedes Hinaustreten in die Deffentlichkeit scheuend. In's Fremdenbuch hatte er sich, hellauslachend, mit dem Namen Vogt eingeschrieben.“

Die Geheimrätthin hielt es für überflüssig, ihre genauere Kenntniß des aus den Fremden Besüglichen zu verrathen und nickte nur befriedigt. Als aber nun Emma in ihrer freundlichsten Weise fragte: „Darf Lodoiska mit mir später ein wenig spazieren gehen?“ antwortete sie kühl: „Bebauere, meine Tochter ist heute in Anspruch

genommen, wie ich bereits Ihrem Herrn Vater sagte.“

Und dann war die kleine ledere Person, ehe sie sich dessen verlah mit dem Hinweis auf den nahen Mittagsstich entlassen, ohne daß sie noch ein einziges vertrauliches Wort mit der Freundin wechseln konnte.

Lodoiska hatte sich äußerlich gefaßt, doch nicht gewagt, sich in das Gespräch zu mischen oder gar die Abfertigung Emma's zu hindern. Es wäre noch lange bis zum Essen, denn sie speisten erst um Bier, wollte sie jetzt bemerken — die Mutter ließ sie indeß nicht zu Worte kommen, sie setzte ihr kurz, doch bündig auseinander, daß sie die Selecta besucht habe, weil eine junge Dame, die eine hervorragende Stellung in der Welt einzunehmen habe, nie zu viel wissen könne, obgleich die Schulgelehrsamkeit nicht hervorzuhehren sei. Doch dürfe sie den vertraulichen Ton mit den Selectanerinnen nicht länger beibehalten. Leider biete der kleine Ort nichts; sie bereue es daher auch, hieher gezogen zu sein, weil man hier billiger, d. h. anständig von der Pension leben und die Zinsen des vom Geheimrath hinterlassenen Kapitals zu diesem schlagen könne. Möglicherweise würde sie noch in diesem Sommer mit Lodoiska nach Baden-Baden oder Norbernei, kurz, in ein namhaftes Bad gehen; jedenfalls aber solle das Mädchen den so überaus unpassenden Verkehr mit Robrows abbrechen und jetzt bis zum Mittagessen vom Fenster aus beobachten, ob der Fremde das Hötel verlasse.

Lodoiska's Blick verrieth, daß sie zwischen den beiden mütterlichen Befehlen den nothwendigen Zusammenhang vermisse, — Frau von Jungt gab aber eben so wenig eine Erklärung, wie sie etwaigen Widerspruch aufkommen ließ.

„Du kennst ihn nicht, liebes Kind? Groß, schlank, schwarz gekleidet, mit perlfarbenen Handschuhen, — hörtest ja, daß er sich ein Dutzend solcher

bringen ließ. Die Haltung so würdevoll, ich möchte sagen: fürstlich, wie sie hier Niemand sonst besitzt; das Gesicht blaß, die Nase stark gestallt und das offenbar eben erst verschüttene Haar dunkelbraun. — Mein Stridzeug wirst Du übrigens vergebens gesucht haben — ich fand es in meiner Tasche. Dergleichen Vergeßlichkeit ist mir noch nicht vorgekommen oder erinnerst Du Dich einer solchen? Ich glaube nicht. Ja, Kind, ich werde alt, dagegen dürfen wir uns nicht verschließen, es ist naturgemäß und vom Schöpfer geordnet. Wer weiß, wie lange Du mich noch hast, darum erwarte ich von Dir Gehorsam und —“

„Um Gotteswillen, Mutter!“ Lodoiska umfaßte sie mit angstvoller Zärtlichkeit. „Fühlst Du Dich krank, so wollen wir zum Medicinalrath schiden. Du erschreckst mich unaussprechlich, denn es ist ja das erste mal —“

Die Mutter streichelte beruhigend ihre glühende Wange. „Zum Sterben ist's mir augenblicklich noch nicht, allein eine solche Gedächtnißschwäche ist immerhin ein memento mori. — Nun achte auf den Fremden — ich will mich ein wenig niederlegen.“

Damit hatte sie sich von dem erregten Mädchen freigemacht und prallte dann fast beim Durchschreiten der Küche gegen ihre, mit etwas grüner Peterfilie in der Hand, sehr erhöht hereinströmende Dienerin.

„Eben hat er auf zwei Wochen die ganze Beletage vorausbezahlt!“ rief dieselbe. „Nein, was doch dahinter steckt — kein Mensch wird daraus klug!“

Seine, des Fremden Absicht, länger zu bleiben, erfreute die Geheimrätthin so, daß sie es überfah, die Bräthe sei inzwischen übergelaufen und eilig nach dem Garten ging. Vorausichtlich vergebens — er war doch nicht zu ihrem Zaun zurückgekehrt, indeß schadete es ja nichts, sich durch einen Blick davon zu vergewissern.

In der Nähe des Fliederbusches möglichst geräuschlos sich bewegend, lenkte sie lauschend den Kopf und — da fielen ihre Augen auf männliche Fußstapfen im Kies. Hatte sie dieselben vorhin nicht bemerkt oder waren sie jetzt erst entstanden? Aber durch wen und wie?

Nach der Anseitung, die man aus Indianerromanen und Criminalgeschichten schöpfen kann, wollte die Dame sich eben daran machen, zu untersuchen, woher und wohin diese seltsamen Spuren führten; ein ihr räthselhaftes Geräusch im Nachbargarten, dicht am Zaun, trieb sie jedoch, erst zu sehen, was dort vorgehe — die Abdrücke im Sande blieben ihr ja.

Leise schwang sie sich auf den Stein und brachte die Augen an die Gucklöcher. Heftiger Schreck durchbebt sie,

denn sie sah — nichts! War sie plötzlich erblindet?

Gottlob, nein! Sie sah nicht allein den Zaun, sondern auch jede Unebenheit der Bretter. Aber durch die Oeffnungen konnte sie nicht das Mindeste wahrnehmen.

Hatte man sie etwa jenseits entdeckt und verstopft? Ein Geräusch ließ darauf schließen, daß es in diesem Augenblick geschehen sei.

Besagtes Geräusch lenkte auch ihre Augen aufwärts und fast wäre sie trotz ihrer Selbstbeherrschung herab- und in Ohnmacht gefallen bei dem Anblick, der sich ihr über den zackig ausgeschrittenen obren Enden der Bretter bot. Ein tabellos gefältetes, reichgesticktes Oberhemd — darüber, von einem feinen Cylinder getrönt, ein Männerantlitz!!

(Fortsetzung folgt.)

Der Dombaumeister.

Gedicht von R. G. Ritter von Feinert.

Berschränkt die Arme schreitet, das Haupt gedankenschwer,
Der edlen Baukunst Meister die Stube hin und her.
Dem Herrn zum Preis' will bauen er einen heiligen Dom,
Desgleichen nicht zu schauen ist in Byzanz und Rom.

Es sinnt und brütet emsig bei Tag und auch bei Nacht,
Doch all' sein tiefes Sehnen hat Frucht noch nicht gebracht.
Doch wölben vor der Seele sich Kuppeln ihm aus Erz,
Doch ihrer Anndung Strenge beengt ihm Geist und Herz.

Da sinkt er auf die Kniee demüthig im Gebet,
Erhebt die Hände gefaltet fromm über sich und steht:
„Thu' auf, o Herr! dem Knechte die inn're Seelenschau,
Dah' er, Dir wohlgefällig, vollbringe den heil'gen Bau.“

Doch öde bleibt sein Inn'res und ohne Scharlicht,
Nur das darin sich mindert die Gluth der Anbrunst nicht;
Und heißer, immer heißer zum Himmel ringt sein Fleh'n,
Als ob, ihm zur Erhöhung, ein Wunder müsse gescheh'n.

Da fällt, gekehrt nach oben, sein Blick begeist'rungsflar
Auf sein im spizen Bogen erhob'nes Händepaar.
Da jauchzt er auf in Thränen: „Dank, Herr, Dir, Dank und Ruhm!
Nun seh' ich vor mir herrlich ersteh'n Dein Heiligthum.“

Und was er in Urbildschönheit empfangen hatte im Geist,
Begann er in mächt'gen Quadern nun auszugestalten dreist.
Da schafften Gesellen und Meister, da fröhnten Hebel und Krahn,
Bis durch die vielen kleinen das große Werk war gethan.

Krumm streckten die Säulenschäfte, die Fenster und das Thor,
Wie Peter falten die Hände, Spitzbogen zum Himmel empor;
Und hehr, wie keiner zu schauen ist in Byzanz und Rom,
Erhob sich jetzt zum Blauen der erste gothische Dom.

Das dämonische Gnadenbild.

Seitenstück zur Erzählung „Der böse Blick“ von E. M. Barano.

Da gibt es in Ferrara unten eine alte, aber stets neu und weiß getünchte Kirche (Maria alla Rosa heißt sie), die von den Ferraresen und von den Bewohnern der Poebene bei Rovigo gerne besucht wurde, eines „Gnadenbildes“ wegen, wie sie in dem gottgeliebten Italien gang und gäbe sind.

Das Gnadenbild hier ist aber nicht wie gewöhnlich ein altes byzantinisches Gemälde, sondern eine wunderbar ergreifende Marmorgruppe, welche den vom Kreuze abgenommenen Jesus darstellt, auf sein Marmorgrab gelegt und umgeben von vielen Figuren in der fast übertriebenen (aber sich eben dadurch in der Darstellung des höchsten Schmerzes dem menschlich Wahren nähernden) Manier der Benvenuto-Cellini-Zeit. Das ist die jammernde Maria, Magdalena aufliegend, mit vom Schreien verzerrtem Munde, Johannes, die bittersten Thränen vergeblich zurückhaltend; dann Joseph von Arimathia und Nikodemus, alle in lebendigster Geberde.

Und das Ganze wird noch gehoben durch die Farbe des Lebens, denn diese marmorene Menschengruppe ist künstlerisch schön bemalt worden in den Zeiten der Medici.

Um die Gruppe herum (die in einer Altarnische steht) ist der Steinfußboden vom Knien fast ausgehöhlt und an den Wänden der Nische hängen zahlreiche Votivbilder, gestiftet von dankbaren Seelen, die sich durch ihre Andacht zu diesem „Cristo in agonia“ aus irgend einer Gefahr gerettet glaubten.

Meist sieht man auf diesen Bildern Männer oder Frauen in Banditen-

händen. Das „Krankenbett“, über welchem die Gnade schwebt, ist da nicht so oft vertreten, wie in unseren österreichischen Wallfahrtskirchen. Entweder sind da unten die Räuberhorden eine Krankheit, gegen die es keine andere Zusucht gibt als das Wunder, oder Italien ist das gesündeste Land der Erde, wo die Leute todtesgeschlagen werden müssen, wenn sie überhaupt sterben sollen.

Nun, wie gesagt, um dieser wirklich wunderbar ergreifenden Gnadengruppe willen ist die Kirche den ganzen Tag über besucht von einzelnen Bittenden, an Sonntagen aber auch von ganzen Professionen aus der Umgebung herein.

Aber sowohl die einzelnen Bittenden mit den schweren Herzen, den hochgefalteten Händen und dem almosenbereitenbeutel, so wie auch die ganzen Professionen meiden einen Winkel der Kirche, in welchem ich (mir scheint es nun schon ewig lange Jahre her) ein eigenthümliches Bild entdeckt hatte.

Es war ein Salvator-Kopf. Ein so seltsamer Salvatorkopf. Fast roth in roth gemalt. Und er hatte von dem Erlöserideale Carlo Dolce's und Raffaello's so gar nichts an sich, als die blonden Haare, den getheilten Zwickelbart und helle Augen. Das macht so viele, oft ganz banale Gesichter „Christusähnlich“. Aber Alles andere an dem Kopfe war eher dämonenhaft. Die graublauen Augen waren verzwickelt und falsch schauend; die Nase war kurz, dünn und spitz, und um dieselbe lag ein Zug, wie er sonst nur bei einem boshaften alten Weibe zu finden ist, und um die

dünnen, blutleeren Lippen vibrirte ein Lächeln, welches sagte: „Ich lüge Dich an!“

Wie ich zum erstenmale in diese Kirche kam und vor dieses Bild trat, da überlief es mich wie kalter Frost. Wie man oft in das Auge eines hübschen, aber bösen, bösen Menschen blickend, das seltsame Gefühl hat, als ob unser Herrgott sich da vergriffen habe in der Seele, so war's bei diesem Bilde. War das Gefühl nur trüb oder erschreckt? Ich weiß es nicht. Oft sieht man eine Speise vor sich, gustiös und lockend zubereitet, und der Geruch derselben ist uns widerwärtig, ekelerregend. So ein Schauer erfaßte mich vor dem Bilde.

Und doch blieb ich davor stehen, wie gebannt, und grübelte. Es mußte nach der Natur gemalt und virtuos getroffen sein; denn solche Gesichter erfindet man nicht. Aber die seltsame Idee, aus einem solchen Gesichte einen Heiligen zu machen!

Da stand plötzlich ein Mann neben mir, wie ein Landmann angezogen, der echte Pächter aus den Polesine bei Rovigo, schwarzhaarig, mit schwarzem Kinnbarte, buschigen Augenbrauen, großer Nase und freundlicher, fast schmeichelnder Rede, als ob er mein leiblicher Bruder sei. — „Das ist nicht gut“, sagte er in der weichen Sprache der Paduaner, „das ist nicht gut, das Bild, es ist böse.“ — „Ihr wollt sagen, es sei schlecht gemalt?“

„O Gott, nein, Signor. Es ist nicht schlecht, es ist böse. Verstehen Sie? Es schaut böse und bringt Unglück.“ Und wirklich schaute der Mann dabei nicht auf das Bild, sondern auf mich, und machte unter seinem Hute mit der rechten Hand ein „Hörnerzetzen.“ „Es hat den bösen Blick.“

„Ein Bild!“ machte ich erstaunt und halb ärgerlich über die Foppererei. „Ein Bild soll Böses „schauen“ und überhaupt schauen können!“

Der Polesiner aber nahm mich am Arme und suchte mich wegzuziehen

und sagte mit den heftigen Gestikulationen der dortigen Landleute: „Der Signor wird es bereuen. Ich meine es ihm gut. Das ist ein Bild, das Niemandem Gutes bringt. Und es ist nicht gerathen, es anzuschauen und dazu zu beten. Fragen Sie hier, wen Sie wollen. Ich kann den Signor nicht zwingen, aber ich hielt es für meine Pflicht, ihn zu warnen.“ Damit verbeugte sich der gute Mann mit jener dem gemeinsten Italiener eigenthümlichen Grazie, ließ meinen Arm los und entfernte sich von mir. Ich warf einen letzten Blick auf das seltsame Bild, das mir selber den Einbruch lagenhafter, grundloser, nervöser Bosheit gemacht hatte, trotz seines Nimbus. Ich hatte augenblicklich wieder kalt im Herzen und ging dem Manne nach. Auf den Kirchenstufen traf ich ihn noch und befragte ihn.

Aus dem, was mir der Mann erzählte, was mir dann der freundliche Birich in der Alloggia hinzufügte und der „Prete“ der Kirche alla rosa bestätigte, faßte ich in meiner Erinnerung Folgendes zusammen.

* * *

Es mag nun wohl schon manche hundert Jahre her sein, da lebte in Ferrara eine Maserin, Maria Rilena mit Namen. Sie war berühmt in ihrem Fache und hochangesehen, sogar am Hofe des Papstes, der von ihr gar manches Bild malen ließ für seine Privatzimmer, wodurch sie auch zum Liebling der römischen reichen Adelswelt wurde, und ihr Ruf und die Nachfrage nach ihren Bildern waren von dort aus durch ganz Italien gebrungen.*) Ihr Fach war das Porträt, aber das Porträt „mit Sinn“, wie man's damals nannte. Sie gab ihren Personen stets einen bestimmten

*) Auch eine große Palastr-Galerie Wien's enthält von ihr eine merkwürdige Nummer: „Lucrezia“. Eine Dame in mittelalterlicher Kleidung, in Lachen ausbrechend beim Anblicke eines Bildes der römischen Lucrezia.

Ausdruck, meist auch eine bestimmte Handlung. Den Gelehrten malte sie über seine Rechnungen geneigt und grübelnd, und nicht wie alle Anderen den Beschauer anglozend und auf irgend ein gelehrtes Instrument deutend, als ob er ein Cicerone sei, der eine Mißgeburt erklärt; die Hofdame malte sie nicht breit hingepflanzt, ihre Toilette und ihre breite Taille zeigend, als sei sie eine zum Verkauf ausgestellte Puppe, sondern sie stellte dieselbe dar, wie sie vielleicht eben durch ein offenes Fenster einen Fächergruß hinabsendet in einen margrünen Park. Mit einem Worte, sie erhob das Bildniß zum Niveau einer Action. Für Heiligenbilder hatte sie keine Derve, so sehr man sie auch damit quälte. Ihr Fach war das weltliche, heitere, vielleicht sogar etwas freisinnig angehauchte. Und so war sie selber auch. Frohsinnig, stolz, laut und gern lachend, rasch in ihrem Thun und Wesen, gebieterisch, fast ein wenig amazonenhaft, nicht prüde, in geistlichen Dingen leichtdenkend, sich stets auf die Barmherzigkeit des lieben Gottes verlassend und nur für die Kunst und die Welterschönheit lebend.

Da lernte sie eines Tages, mit mehreren Freundinnen und Cavalieren von einer kleinen Flußpartie auf dem Po heimkehrend, einen Menschen kennen. Er saß unter dem Weinlaubdache einer Osteria an einem Gassenfische und rebete mit einem mopsgesichtigen Kameraden.

Er war in die Uniform der päpstlichen Gardien gekleidet, von denen eben jetzt eine Anzahl in der Suite einer päpstlichen Ambassade hier weilte.

Die junge schöne Malerin blieb am Arme eines Cavaliers aus dem Hause der Bevilacqua stehen, und wandte sich nach dem jungen Gardien um.

„Oh! la testa simpatica!“ sagte sie. „In verità, una testa di Cristo . . . Der sympathische Kopf! Ein wahrer Christuskopf, nicht, Bevilacqua?“

Der Cavalier nickte. „In der That! Wie aus einem Rahmen herausgeschnitten. Den sollten Sie nicht unbenützt lassen. Maria! Malen Sie ihn als Salvator, sie haben ohnehin noch Keinen gemalt. Das religiöse Fach wird Ihnen die meisten Triumphe bringen.“

„Sie haben vielleicht recht“, sagte Maria und wandte sich endlich zum Weitergehen. „Ich möchte fast, gestrauen Sie sich, mir zu erfahren, wie der Giusu da mit seinem wirklichen Namen heißt?“

„Aber natürlich. Die Ambassade aus Rom logirt ja in meinem Palazzo am Capo di Ripa draußen. Und, wenn Sie wollen, schaffe ich Ihnen den Giovinetto als Modell.“

„Wird er wollen?“ sagte sie, sehr roth im Gesichte.

„Lächerlich. Diese jungen Gardien sind entzückt, wenn man sie bemerkt. Und vollends gemalt werden von einer Künstlerin wie Sie! Und als Heiliger. Er wird plazen vor Eitelkeit!“

* * *

Der Cavalier brachte ihr wirklich den jungen Gardien. Goldblond war er, hatte einen goldblonden, getheilten Bart und eine gerade Nase. Eine „echte“ Christusphysiognomie, für alle anderen Augen als für die eines Malers. Wäre Maria unbefangen gewesen, wie sonst, sie hätte sich bei dieser ersten Zusammenkunft schon sagen müssen; diese spitze, kleine, scharfe Nase, diese zornigen, dünnen Nasenflügel, diese schmalen Lippen, diese verzwickten graublauen Neuglein und diese fennelfarbenen, glatten, kolett frisirten Haare könnten nie den Typus eines Heiligen, am wenigsten den eines Salvator's abgeben.

Und Maria war doch eine geniale Malerin, eine echte Künstlerin? Wie kam es, daß sie das nicht, sah und fühlte?

Der Gardista di Roma hieß Bianco, Frizzo Bianco. Und er war voll Vie-

benswürdigkeit und Höflichkeit und Bereitwilligkeit und Lächeln und Frohsinn und Jugend. Wie Herzenstöne klang es aus seinen Worten und wie Herzenshelle strahlte es aus seinen Augen. Es wurde verabredet, wann das Modellfassen beginnen solle für das erste heilige Bild Maria's, das natürlich Furor machen mußte in der Welt. Man plauderte dabei lustig und laut, und es war auch ein herrlicher Sonnentag, wo die Oleandergebüsche Ferrata's dufteten, wie die frischesten Rosen, nur feiner — viel feiner noch, wie heimliche Liebe, die küssend um so süßer ist.

Wie Frizzo Planco sich mit Bevilacqua entfernt hatte, trat Maria auf ihre Staffelei zu, schob sie zurecht, wählte die passendste Weinwand für das Salvatorbild, stellte auch einen hochlehnten Sessel zurecht für das Modell von morgen. Sie war voll Leben und Eifer dabei, und voll Lust und Ungebuld für die Arbeit. Wie kam es, daß nichts in ihrer Künstlerseele davon sprach, dieses banale semmelarbene Haupt mit dem getheilten Barte habe einen häßlichen, zornmüthigen, nervösen, selbstsüchtigen, grausamen Ausdruck; es trage Züge, wie der Tiger sie hat, der erbarmungslos ist und Wehrlose zerfleischt — nicht einmal aus Hunger, sondern aus bloßer Bosheit — wie Narren lust denjenigen am liebsten wehthun, die ihnen am meisten Liebe gethan und gezeigt haben. Wie kam es, daß Maria dieses Antlitz mit dieser Seele zur Hülle eines Gottes verklären wollte? . .

Wie sie in ihrem Atelier Alles geordnet hatte, trat sie auf das Tischlein zu, wo die Gäfte die kleine Colation eingenommen hatten; dort nippte sie den Rest des Weines aus seinem Glase. Dann trat sie auf den Balkon, bezug den Garten führte, und schaute hinaus in den abgrundtiefen Abendhimmel, der kein Ziel und kein Ende hatte.

So war die Liebe, die in ihr unberührtes, stolzes Herz gezogen war, abgrundtief und ohne Ende.

* * *

So liebte sie zum erstenmal und für's Leben. Es gibt ein Liebhaben im edelsten Sinne des Wortes, welches hilf- und wehrlos ist, ganz der Gnade des (oft so unwürdigen!) geliebten Wesens anheimgegeben. Durch Sanftmuth und Treue und selbst durch Mitleid kann er das Glück geben, und durch Selbstsucht, Lüge und nutzlose Grausamkeit das Elend; er kann das Gefühl zu reiner Himmelsfreude, zu irdischer Glückseligkeit oder zur höllischen, haßerfüllten Qual und zum Gefühl unerträglicher Sklaverei formen.

Das Herz und die Seele Maria's gehörten Frizzo, dem herzlosen, selbstsüchtigen, launenhaften, jähzornigen, grausamen, gewissenlosen, mehr weibischen als männlichen Geschöpfe, der tyrannisierte, wo er sich angebetet wußte, rücksichtslos war, wo er eine sichere Stätte in einem Herzen kannte, böshaft und erbarmungslos, wo man ihm Liebe gab, dagegen hündisch folglos gegen die Arroganz, kriechend vor Leuten, die in der Familie das Glück hatten, eine Schwester an einen „Grafen“ verschachert zu haben in Schande und Schmach, und unterthänig gegen Troß. Es gibt solche Charaktere, die sich für die charakterlose Devotion, deren sie sich gegen den ersten Besten schuldig machen, an denen rächen, die ihnen Freundlichkeit fühlen und thun. Und Maria hatte Frizzo hilflos lieb, und wurde von ihm gequält, beleidigt, verspottet und gekränkt, wo immer es möglich war. Das war ein Unglück.

Aber nicht unverdient war das Unglück — so sagte sich bald darauf das Volk. Denn es war eine schwere Schuld und eine schwere Sünde an ihr: die Sünde, daß sie ein solches Geschöpf mit dem Kleide des Allerheiligsten umgab und ihm den Nimbus

des Allerhöchsten verlieb, bloß weil sie es liebte mit ihrem irdischen Herzen. Denn nie (sagt das italienische Volk) soll der Mensch etwas gleichstellen der Gottheit; die größte Sünde gegen den Mitmenschen ist klein gegen das kleinste Vergehen an der Ehrfurcht vor der Gottheit.

Und wie das Heiligenbild fertig war, da war auch das Herz der armen Maria fast gebrochen. Und eines Tages, da er ihr mit grausamen Worten gesagt hatte, daß er sie hasse, daß ihm ihre Gesellschaft lästig sei, daß er sie nimmer sehen wolle im Hause seiner Eltern, und als sie dann ihrem höchsten Jammer als echte Tochter Roma's Hilfe suchte bei einem Heiligenbilde, da fand sie nur den Erlöser, den sie selber gemalt, und der trug seine Züge! Und sie hielt mitten in ihrer herzzerreißenden Klage inne: jecht sah sie das falsche Auge, den zornigen, boshaften Mund, das kastanienfarbige glatte Haar: Das war Er, und kein Gott — und Gott hatte sie in eine solche Menschen-caricatur bannen können!? Sie erkannte ihre große Sünde. Sie sank zu Boden, mit dem Haupte auf ihren gefalteten Händen, und reuig wurde es in ihrem Herzen, und ihre sündige Liebe erlosch in ihr, als habe sein plumper, thierischer Huf sie ausgetreten, und sie erwachte wie aus einer schweren Krankheit, aber sie erwachte nur — zum Sterben.

Und das Bild, das sie gemalt, trug sie in die Kirche alla Rosa, und opferte es dort dem gütigen Gotte und der Jungfrau von der Rose mitsammt ihrem zermarterten Herzen und ihrem Leide.

Sie lebte noch eine Weile fort, aber sie malte nichts mehr. Frizzo schrieb ihr von Rom aus noch einige Male — weltliche Rücksichten brachten ihn dazu, aber kein Gefühl von Zuneigung oder Mitleid. Sie las keinen dieser Briefe. Wie sie kamen, verbrannte sie dieselben — ungelesen. In

ihrem Herzen war er todt, und hätte er ihr eine Krone gereicht mit seiner Liebe, sie hätte sich entehrt gefunden dadurch. Aber die Wunde, die ihr diese Heilung durch ein göttliches Wunder verursacht hatte, die heilte nimmer. Und die ganze Stadt wußte das.

Man wußte, daß sie täglich im Morgengrauen durch den palazzo Diamanti und seine Gärten in die Kirche der Maria mit der Rose ging und vor jenem Bilde kniete, das ihr Wert, ihre Sünde und ihre Strafe war. Sie kniete nicht dort, um es anzubeten, sondern um der höchsten Liebe Abbitte zu leisten, daß sie dieselbe in eine so verächtliche und herzlos böse Menschenform hatte zwingen wollen — aus sündiger irdischer Liebe.

Aber weiß Gott! Dieses Bild gab keine Gnade, und konnte keine geben. Zornig und süßlich und nerods starrte es den Beschauer an, daß alle sich davor fürchteten.

Und als man eines Tages Maria Melano auf den Steinstufen vor dem Bilde fand — todt, vielleicht durch einen Zufall todt, da wußte man, daß das Bild wirklich so herzlos böse sei, wie der Mensch, den man hier als „Gott“ gemalt hatte.

Man erinnerte sich an dies und jenes. Allen war Unglück geschehen, die vor dem Bilde gebetet hatten. Es war ein „Unglücksbild“, so wie es Gnadenbilder gibt.*)

Aber entfernt kann es niemals werden aus der Kirche. Es ist dorthin „geopfert“ worden, und derjenige, der es von seiner Stelle nähme, müßte sicher binnen wenigen Stunden sterben oder sein LiebsteS verlieren. Dieser feste Glaube erhält das böse Bild in seinem Winkel.

Glücklich noch, wenn ein Fremder von mitleidigen Einheimischen gewarnt wird, wie ich.

*) In Italien hat jedes Positiv auch sein Negativ im Aberglauben.

Warum die Allmacht solche Bilder entstehen läßt? Wer weiß das. Noch unbegreiflicher wohl ist es, daß sie solche Menschen entstehen läßt, wie das Modell des Bildes war. Freilich: es muß auch Raubthiere geben. Sonst wäre das Leben in der einsam schönen Natur des Urwaldes zu schön und paradiesesgleich.

Wer wird es jemals wagen, das Porträt Frizzo Blanco's aus der ent-

weitsten Kirche zu bringen? Wo findet das Volk die Antwort auf seine märchenhaften Fragen des anerzogenen Aberglaubens? Haben Schopenhauer und Büchner wirklich die Grenze zwischen dem Diesseits und Jenenseits gefunden? Und vor Allem: Was ist Sünde, und was ist Gnade?

Es ist ein abentheuerliches Bild, das Bild des Heiligen in der Kirche alla Rosa, vor dem sich Alle fürchten!

An jenem siebzehnten Juli.

Mitgetheilt von Hans Malser.

Die Handschrift dieser Erzählung beginnt mit einem herben Ausfalle gegen die Treue Gottes. Das Weitere lautet also:

Am 10. August 1875 standen wir vor dem Altare und sagten Ja zu den Rechten und Pflichten der Ehe, die uns der Priester verlas. Ein schönes zwanzigjähriges Mädchen führte ich heim in mein silles Haus. Gestern noch ein träumender Junge, in Hoffnung und Sehnsucht vergehend und in Angst zugleich — denn ich wollte es nicht glauben, daß mein Geschick, trotzdem es mich eigentlich noch nie betrogen hatte, so über alle maßen hold sein sollte, mir das Einzige und Einzichte zu geben, mir den rosigsten aller Träume zu verkörpern. Und heute hatte ich ein Weib, mein Weib, und die menschliche Sägung und das Gesetz des Staates hatten einen ehernen Schutzwall gebaut um mich und mein Glück. Ich sah ihr zu, als sie am Herde stand und mir das erste Mittagsmahl kochte — die häuslichen Arbeiten, die sie mit echter Frauengrazie verrichtete, schienen mir wie ein Cultus — und sie die Priesterin. Nein, das ist nicht das richtige Erzählen; ich kann aber nicht anders! wenn ich an jene Tage denke,

muß ich überschwänglich jubeln, oder — lautlos sein.

Im nächsten Jahre, am 21. Mai war's, an einem Sonntag, wurde das Kind geboren. Wir haben es erwartet mit Bangen und Lust, wir haben ihm ein Bett bereitet, wir haben ihm einen Namen gegeben, wir haben ihm ein Leben vorgeträumt, ein reiches, stolzes, herrliches Leben — noch bevor es da war. Ein Knabe war's. Selbstverständlich — wir hatten kaum einmal an die Möglichkeit gedacht, daß es ein Mädchen sein könnte; wir erschrafen vor dieser Möglichkeit erst jetzt — da es ein Knabe war.

Der Mann ist immer undankbar, auch in seiner heißesten Liebe. Das Weib ist sein Anfang, das Weib ist sein Himmel, das Weib ist seine Rettung — aber das erste Kind soll stets ein Knabe sein. Und die Mutter, sie jauchzt auf, wenn sie sieht, ihr junges, neues Leben ist das Ebenbild dessen, den sie über Alles stellt auf Erden.

Ein Knabe war's. Ein Junge gesund und kräftig; und als er schrie, da war es kein Kindergeschrei, es war meines Kindes Jauchzen, Sprechen, Befehlen. Mit der Wärterin lag ich in beständigem Hader. Warum ich das

Kind nicht nach Herzenslust kosen, auf den Händen tragen dürfte Tag und Nacht — es war ja mein, mein Eigenthum! — Es sei aber nicht wohlgethan, man müsse es schlafen lassen. Das Pflänzlein sei noch allzuzart . . . Allzuzart? Da begann die Angst und das Wehen. So oft es erwachte, so oft es schluchzte und vollends so oft ich einen unregelmäßigen Laut und Athemzug hörte, durchfuhr es mich, wie ein Schred. Es sollt' ja schlafen, schlafen, daß es sich stärke — ein allzuzartes Pflänzchen. Die Mutter war viel gelassener als ich, aber — ich verwette meine ewige Seligkeit — es erging ihr nicht besser als mir. Ich nahm es wahr, als sie eines Tages für das Kind ein Schutzengel-Bild kaufte. Sie glaubte es zwar mit christlicher Zuversicht, daß der Schutzengel, den jeder Mensch bei seiner Geburt von Gott zugewiesen erhält, allzeit unsichtbar an dem Bettchen des Kleinen wache; aber ihre Sinne verlangten mehr als ihr Glaube, sie wollte den Engel, ihres Kindes göttlichen Hott, sie wollte ihn sehen; und sie wollte diesem Engel zu Lieb' und Ehr' ein Bildniß errichten. Und so ließ sie denn ein aus weißem Marmor kunstvoll gemeißeltes Schutzengel-Bild über dem Bette des Kindes an der Wand aufstellen. Die Statue mit ihrem schön gefalteten Fittichmantel hatte beiläufig die Größe des Kindes und prangte auf einem kunstvoll gearbeiteten Postament, das an der Wand befestigt war. Auf einer symbolischen Kugel stehend, hielt der Engel in der linken Hand einen Palmzweig, in der rechten hoch gehoben, wie segnend und krönend einen Kranz — so blickte er mit liebevollem Antlitz nieder auf unser schlummerndes Kind.

Wir freuten uns an diesem sichtbaren Zeichen der unsichtbaren Gnade, und dankten Gott, daß er dem Menschenkinde seinen Engel sende, der es begleiten werde auf allen Wegen. Ja, das Knäblein selber lächelte, als es die liebliche, weiße Gestalt über sich

erblickte, und da waren wir schon eifersüchtig, daß es der kalten Marmorstatue gelang, uns um einen Blick aus dem Kindesauge zu verkürzen.

Die Wochen vergingen, die Zeit lief schneller als sonst; der Tag hatte ja doch nur vierundzwanzig Stunden, und unser waren nun drei, sie zu erleben.

Das Kind würde immer noch herziger werden, sagten die Leute, bis es erst zwei Jahre alt sei, und anfangs zu stammeln. Noch herziger? Ist denn hier eine Steigerung möglich beim eigenen Kinde? Und stammelt es nicht schon jetzt? Als ob es nicht jetzt schon verstünde, was Mutter und Vater sagen, ja selbst was sie denken; als ob es nicht auf Alles schon Red' und Antwort gäbe mit jedem Laut, mit jeder Miene! Das ist ja ein außerordentliches Kind!

Und recht hatten sie doch. Der Knabe wurde von Tag zu Tag noch „herziger“. Jetzt war erst ganz und rein das Auge da, jetzt waren die Lippen da, und die kleine Seele wachte auf. Ich wollte ihn schon erfreuen durch Gaben, wollte beginnen, zu formen, zu bauen an seinem Geiste — er war noch nicht drei Monate alt. So heiß verlangt es die Eltern, dem Kinde zu geben, da sich lange noch nicht die Organe gebildet haben, um zu empfangen. Die Händchen fassen wohl an, lassen aber wieder fallen; ihr möget sagen, die Habsucht sei im Menschen schon früher da als der Bedarf. Aber nein, mein Kind gab tausendmal mehr, als es empfing, es gab mir — ach, wie soll ich's denn sagen, ohne überschwänglich zu werden! — Glück und Alles gab mir ja mein Weib, und das Kind gab es mir wieder, und ich lebte darnach, als hätte ich's vorher nicht befaßen. Und wenn es schlummerte, da standen wir still an seinem Lager und hielten uns umschlungen; und wie an der Wand das sichtbare Bild des göttlichen Schutzes prangte, so lag vor uns sichtbar die Liebe da, die

uns einst durch leise und immer dichtere Bande zusammengeführt hatte, bis sie allmächtig geworden war, wie das Leben, und stark wie der Tod. Diese himmlische Gewalt, der wir anfangs von Ferne lauschten, wie das Kind der rieselnden Quelle, mit der wir dann spielten, wie der Knabe mit dem glühenden Wächlein, in die wir uns hernach hineinwagten, wie der Jüngling schwimmend den Fluß durchgleitet, und die uns endlich in wilder Macht mit sich fortriß, wie der tobende Strom den Schiffbrüchigen — diese Gewalt lag nun menschgeworden vor uns da. Wir hatten uns vereinigt, waren Eins geworden, wir glaubten und wußten es ja. Und nun, erst in dem Kinde lag das Wesen der Einheit. Was will ich denn sagen? Nichts, nichts, als daß wir nur in unserem Kinde lebten.

Da war der 17. Juli. Ihr müßt ja Alle von diesem 17. Juli wissen; ein schwüler sonniger Tag. Nach der Essensstunde, als das Kind schlief, ging ich in den Baumgarten, um für dasselbe nach einem Schmetterling zu spähen, wie diese Thierchen an solch heißen Tagen träge umhertaumeln und leicht zu fangen sind. Es schwärmte sonst immer der bunte Falter die Menge unter den Apfelbäumen herum, heute tanzte nur ein einziger Baumweißling im Schatten auf und nieder; ich denke noch, wenn kein bunter da ist, so muß der weiße auch gut sein und hasche. Ein paar unreife Äpfel fielen plötzlich vor mir nieder auf die Erde — ich hasche nach dem Schmetterling.

Jetzt ruft mein Weibchen aus dem Küchenfenster heraus, ob ich's nicht auch verspürt hätte? Es müsse ein Erdbeben gewesen sein, alle Pfannen und Töpfe an der Wand hätten geklirrt. Ich entgegne ihr darauf ein paar verwundernde Worte und gehe mit leichten Schritten der Hausthür zu. Am offenen Fenster vorüberkommend, sehe ich im Zimmer eine leere Wand; — es steht ja sonst der Schutzengel an derselben. —

Als ich in's Zimmer trete, finde ich die Statue des Schutzengels im Bettchen auf dem Kinde liegen — die Palme hoch erhoben, die Krone dem Knäblein in die Stirne gedrückt. — Kein Lebenszeichen mehr, kein Athemzug, kein Pulsschlag — todt . . .

Die zwei Tage, da wir das Kind noch in unserem Hause hatten, stand meine Gattin an der kleinen Bahre und weinte still. Wer sein todt's Kind gesehen hat! Es ist nichts so still und leblos auf Erden, als ein todt's Kind. Selbst unser Schmerz wird bei solchem Anblicke still und ohnmächtig.

Wir begleiteten den Sarg auf den Kirchhof. Und als wir zurückkamen und das Bettchen leer fanden, da brach plötzlich die Verzweiflung aus. Mein Weib erfaßte die Schutzengelstatue, welche noch im Winkel stand, und schleuberte sie an die Wand. Die Trümmer klirrten nieder, mein Weib brach ohnmächtig zusammen.

— Und jetzt, wenn das Zweite kommen wird? Die Freude ist groß; die Angst ist noch größer. Denn wir haben keinen Schutzgeist mehr.

Saumrofleute.

Von Alfred Meißner.

„Der Handel mit Weltliner Wein war bis zum Jahre 1848 sehr im Schwunge. Händler mit zahlreichen Saumrosen gingen im Winter über das Schlapinajoch und betreten in Gaskuren das österreichische Gebiet.“

Das innere Montafun.

Zu Gaskuren, im Montafun,
Sieht man im Wirthshaus hinter dem Schoppen
Farbige Nieder und haarige Toppfen;
Sonntag gilt's, ein Uebriges thun.
Aber der Frohsinn stellt sich nicht ein,
Ernst' Gesichtler, glimmende Lichter,
Matte's Gespräch und saurer Wein!
Von den holzgetäfelten Wänden
Blicken Heiligenbilder und senden
Schläfrige Schmerzensblicke drein.

Spricht der Wirth, derweil er zum Faß geht:
„Gnade heut' dem, der über den Faß geht!
Auf den Firnen wüthet der Höhn,
Ihut, als woll' er Ihäler und Hütten,
Selbst die Kirchturmspizen verschütten;
Fürcht nur: das Lawinengebröhn!“

Und es redt sich Jeder, der weit hat,
Wenn er zumal kein liebes Geleit hat,
Sieht auf die Iühr, um weiter zu geh'n.

Da ertönt ein Schellengeläute,
Da erschallt ein Pferdegetrapp.
Erst weiß Keiner, was es bedeute —
Knapp vor dem Hause hält ein Rapp,
Klopft mit den Rüstern an so fein,
Ihut, als woll' er in's Haus hinein.

Und die Rost' öffnet den Schalter:
„Irr' ich nicht, so kenne ich Dich, Alter,
Sage, kommen noch Andere nach?“

Röflein versteht wohl, was sie sprach,
Nicht mit dem Kopf und schüttelt die hellen
Ihm den Halfter hängenden Schellen:
„Ja, es kommen Andere nach!“

Wirklich rasch, vergnüglichen Schrittes,
Rast ein zweites Röflein, ein drittes,
Jedes wandelt des Weges frei,
Trägt auf dem Rücken der Häflein zwei,
Fleischt die Zähne, schüttelt die Mähne,
Sagt, wie es die Krippe ersehen,
Wie willkommen die Herberge sei.

Und der Wirthin Stimme verkündet:
„Rasch an den Herd! das Feuer entzündet,
Und das Gernlein gebraten am Rost!
Rüstet die Pfannen, spület die Kannen,
Trost Euch von dannen mit Eurem Rost!
Zauscht nicht alles, so kommen heut
Aus dem Weltlin die Saumrosent!“

Ja, sie' kommen, die brannen Genossen,
Schöne Gesichtler, Augen voll Gluth,
Dreizehn Treiber bei dreißig Rossen,
Schütteln den Schnee von Mantel und Hut.

Ueber Poschiavo und Pontresina,
Wo mit Lawinen droht der Bernina,
Aufwärts und abwärts, krusthoch im Schnee,
Quer über den gefrorenen See,
Durch das Huelathal über Conter,
Ueber's Schlapinajoch kommen sie her,
Tapfere Pferde und tapfere Leut',
Glücke ihr Wanderzug immer wie heut'!

Kaum sind die Röflein geborgen im Stall,
Sammeln sich in der Stube schon all',
Tafeln beginnt und mächtig's Zechen,
Und der eich'nen Tisch's Rund
Droht von der Last der Schüsseln zu brechen,
Luftig vom Tasse fliegt der Spund.

Bald zur Guitarre ertönet die Zither,
Die geschwiegen das ganze Jahr,
Jede Dirne kriegt ihren Ritter,
Und so reihet Paar sich an Paar.
Da durch die Reihen der Tanzenden naht
Strengens Blickes der bleiche Curat.

„Was, zur Adventzeit wagt Ihr zu tanzen?
Füllet, statt Fasten zu halten, den Ranzen,
Schämt Ihr Euch nicht, wie die Heiden zu sein?“

Doch schon entbietet ihm Rosi vom Rothen,
Welcher noch Keinem vergeblich geboten,
Und vor des Glases erfreulichem Schein,
Schwindet der Groll seiner borstigen Brauen,
Nur, um nicht länger den Gräuel zu schauen,
Schwenkt er in's Hinterküblein ein,
Wo er voll Trauer und ergrimmt,
Platz im bequemsten Lehnsstuhl nimmt.

Singen die Wälschen: „vieni, o bella,
Kom' her und schlürfe mir rothen Basella!“
Rufen die Bursche: „Lapf're Leut',
Glück Euch der Wanderzug immer wie
heut!“

Und immer weiter im wogenden Kranz,
Dreht sich der Reigen, dreht sich der Tanz.

Also vergehen die wenigen Stunden —
Wenn es tagt, ist alles verschwunden.
Während im Frühroth erglühten die Binnen,
Zogen die Männer und Kasse von hinnen.
Am offenen Fenster, zerrissen die Saiten,
Hängt die Guitarre und seufzt noch zu
Zeiten,
Krüge schwenkend die Dirne denkt
Aller der Küsse, die sie verschenkt.
In der Ecke noch Abends spät
Hinter dem Krüge schnarcht der Curat.

Das Tischgebet.

Ein Sermon von J. A. Hofegger.

's ist Schade d'rum! Unsere Vor-
fahren haben um ihr tägliches Brot
nicht allein gearbeitet, sondern auch
gebetet. Sie standen um den Tisch,
da die Schüssel schon dampfte; und
sprachen mit ineinandergeklemmten
Fingern ihr: „Aller Augen warten
auf Dich, o Herr!“ Diemeilen aber
lagen Aller Augen schon in der Schüs-
sel und Jeder spähte sich seinen Bis-
sen aus, wie der Geier das Hühnchen,
bevor er d'rauf niederstürzt. Je länger
das Tischgebet war, desto weiter
ging dabei der Magen auseinander;
die Armen beteten um Nahrung, die
Reichen um Appetit.

Wir nicht mehr. Wir gehen —
sagt der Volkspruch — zum Tisch,
wie die Säue zum Trog. Kein Va-
terunser, kein Kreuz, kein „Bittgar-
schön“ und kein „Vergeltsgott“. Aber
brummen, laut brummen, wenn die
Suppe ein bißchen verfalzen, der Bra-
ten ein wenig versengt ist. Der liebe

Gott weiß gleichwohl, daß er seine
Brut ernähren muß, ob sie jetzt betet
oder flucht, und nimmt sich gerade der
Flucher oft den Kapau, während dem
Beter nur die Kartoffeln bleiben; —
aber unsertwegen ist's Schade, daß
wir das Tischgebet vergessen haben.
Zum Mindesten siele Einem dabei
ein, daß es Leute gibt, die vor kei-
nem gedeckten Tische stehen können,
erstens, weil sie keinen Tisch haben,
zweitens kein Gedeck und drittens viel-
leicht kein Brot. Und wenn das auch
nicht zu einem Amosen antreibt, so
ist man — auf die vielen Hungrigen
denkend — doch selbst mit um so
größerem Appetit.

Aber wir sind die Gebildeten und
ich möchte um keinen Preis mehr vor
oder nach Tische ein lautes Vater-
unser aussagen. 's ist Schade d'rum,
denn ich hätte keine üble Stimme da-
zu. Es hat Zeiten gegeben, in welchen
ich im Jahre mit dem Tischgebet

allein auf zweiundzwanzigtausend Vaterunser und Ave Maria gekommen bin. Die Zeit, in welcher ich am meisten Hunger litt. In den Hageljahren kam auf ein Vaterunser kaum ein Löffel Brotsuppe. Und doch war das Tischgebet andächtiger als nachher irgendwam. Ich verhoffe immer, zwei Drittheile jener Vaterunser und Psalter habe ich beim lieben Gott noch zugute, wenn er mir sie nicht etwa für die jetzige Zeit allmählig abrechnet, wo ich vor dem Mittagstische und Abendessen, da ich sonst den Rosenkranz gebetet, im Concert oder im Theater sitze, oder, um Appetit zu kriegen, einen Spaziergang mache.

„Schlechte Zeiten!“ rufen die Besizenden. „Gib uns heut' unser tägliches Brot!“ rufen die Armen. „Schimpfen und Beten hilft nichts!“ sage ich; aber wenn ich eins von beiden thun soll, so halte ich es mit den Betenden. Zene sind die Verbitterten, diese sind die Getrösteten. Diese werden satt, wenn sie Brot kriegen; Zene werden nimmer satt — sie können zu viel haben, aber niemals genug.

Am Tische der Armen könnten wir Alle was lernen. Das Essen ist nicht gar so selbstverständlich auf dieser Welt. Es gab Zeiten, wo man in unseren Ländern Hungers starb; es gibt heute noch Länder, wo man Hungers stirbt. Die Menschen werden immer mehr, die Kornfelder werden nicht größer, die Himmelsstrieche mit der allmählichen Erdbekühlung nicht fruchtbarer. — Die arme Familie in der Hütte faltet die Hände und betet: „Gib uns heute unser tägliches Brot!“

Die Großmutter lehrt es dem kleinsten Knaben. Der zweite Bub' hat freilich schon zu früh um den Löffel gegriffen, er kniet und sitzt zugleich — versuch's, wer's kann! — und seine ganze Anbacht schwimmt schon in der Schüssel um.

Das ist ein Sohn seiner Zeit. Die beiden kleinen Mädchen stellen

sich zwar fein gesittig, sind ruhig und falteten die Hände, thun es aber nur, um dem Brüderchen zu zeigen, daß sie die „Brauen“ sind. Das erwachsene Mädchen scheint noch am allerandächtigen zu sein, aber just für deren Anbacht gebe ich am wenigsten; wenn es auch recht harmlos fromm auf das kleine Büblein hinstaut, so meint es damit doch vielleicht schon ein großes. Will damit gerade nicht gesagt haben, daß sie es wie jene Magd macht, welche das schöne Tischgebet: „Aller Augen warten auf Dich, o Herr, Du gib ihnen Speis' und Trank zu rechter Zeit und segne sie, durch u. s. w.“ folgendermaßen modifizierte: „Meine Augen warten auf Dich, o Herr, Du gib ihnen einen Mann zu rechter Zeit und segne sie u. s. w.“ Und selbst dem Hausvater mitsammt seinem Gesinde gebe ich nicht ein bairisches Gröschlein für die Anbacht. Was steckt nicht alles in so einem Dickkopf drin, und was tritt nicht alles herfür, so lange die Zunge lallt und lullt! Beim Beten denken auch Zene, welche sonst niemals einen Gedanken haben, aber nicht auf's Gebet, sondern auf — ja, liebe Leute, wenn ihr mich fragt, woran sie denken, so wurde ich närrisch. Vielleicht an's Essen, an die Heugabel, an den Tanzboden, an die Raße, an den Schuster — ach, schla- get selbst ein Wörterbuch auf.

Die Gebete sind nicht uneben! man verlangt nicht allein Nahrung für den Körper, sondern auch geistige Speise: „Was uns gefest wird auf den Tisch, gesegne uns der liebe Herr Jesu Christ, er speis' uns mit seinem göttlichen Wort, daß wir satt werden, hier und dort, in der ewigen Freud und Seligkeit, Amen.“ Auch ist man recht artig gegen den Spender: „Herr Jesu Christ, sei unser Gast und segne, was Du uns bescheeret hast.“ Doch an die Worte wird monatlich kaum einmal, an deren Sinn jährlich — wenn's gut geht — höchstens zweimal gedacht.

Aber ein Wunder geschieht doch. Sagen wir: fünf Vaterunser, das wäre die Norm des Tischgebets. Und akkurat so viel! Dann kommt irgend noch ein Gebetlein, dann das Kreuz — Alles thut die Zunge auf eigene Faust, beim „Kreuz“ kommt auch noch die Hand von selber herauf — kein Mensch zählt nach, kein Mensch denkt d'ran — aber es geht in schönster Ordnung, und das ist ein Wunder. Der Haushund vor dem Tisch ist vielleicht der einzige, der im Geiste und in der Wahrheit betet. Mit klugen und mauldarf auch sagen, mit begehrenden Augen blickt er auf das dampfende Gericht, allein er denkt: Mit einem Sprunge könnte ich Alles erreichen, will aber nicht; es gehört den Menschen. Was übrig bleibt, das werden sie mir schon geben, ich bin nicht der Erste im Hause und so will ich mich gebulden. Ganz vergessen werden sie mich doch nicht.

Die Hühner auf dem Fußboden picken bereits an zerstreuten Körnern; sie sind die Lieblinge der Bäuerin und haben kein Tischgebet voran. Aber ob es wahr ist, daß die Hühner bei jedem Tropfen Wasser, den sie trinken, ihr Haupt dankend gen Himmel erheben? In diesem Falle sündete das Hühnervolk doch auf einer gar niedri-

gen Culturstufe. Denn je intelligenter ein Wesen, desto weniger, seltener besitzt es die Schwäche der Dankbarkeit. Der Mensch auf dem Culminationspunkte der Intelligenz ist gänzlich frei davon; er weiß, daß er Alles, was er hat und jeden Tag erhält, ihm gebührt, ja, daß ihm eigentlich noch viel mehr gebührte, als er besitzt und bekommt — wäre die Mitwelt und das Schicksal nicht so undankbar.

Wo dieser mein Spaß hinaus soll? Das Tischgebet möchte ich aufbringen. Lieber ist mir noch die Ceremonie des Bauers, als gar nichts. Aber ich bete nicht und wenn's die Ruthe setzt oder einen Fasttag, ich will zum Trog, wie — —

Nein. Nur gegen das laute inhaltslose Klappern hab' ich's. Vom Essen müssen wir leben, wie die alten Weiber vom Stricken — daher ist ein ernsther Gedanke zur Essensstunde schon am rechten Platze. Ein stilles Gedanken an die Armen, die hungern, während unsere Mägen nach Appetit seufzen, ist schon etwas, und eine milde, mit Liebe gespendete Gabe dann — ist das ganze Tischgebet. In diesem Tischgebet liegt Alles, was Gott verlangen kann, und nun allerseits — gesegnete Mahlzeit!

Ein Gedanke in der Charwoche.

Von G. Bauernfeld.

Du kannst es nicht begreifen,
Daß er der Gottessohn,
Und daß er wollte dulden
So bitterm Schmerz und Hohn?

Du meinst, bei seinem Sterben
Ein Menschenauge brach; —
Fällst ihn für Deinesgleichen,
Und folgst ihm doch nicht nach.

Realismus und Idealismus.

Eine Federzeichnung aus dem Sommer 1848.

Von Baron Josef Kalchberg.

Auch in den Bergen wohnen Leute; sie horchen auf das, was in der Ebene gesagt, gedacht und gethan wird. So war es im Frühjahr 1848 und die Politik drang auch in die Vorberge der Karpathen. Davon will ich nun erzählen; will, Wahrheit und Dichtung vereineud, erzählen von einer großen Gemeinde, mit ihrem Erbrichter und Pastor, ihrem katholischen Pfarrer und von einem Sommerfrischler, der alljährlich kam, um gute Gebirgsluft einzuathmen. Ich kann nur eine Federzeichnung geben von den maßgebenden Männern in jener Gemeinde, von ihren Gedanken und Bestrebungen. Da werden denn auch die Grundfarben jener bewegten Zeit durdschimmern und diese waren allwärts auf einer Palette aufgetragen und gemischt, welche die Politik geschnitten und geglättet hatte.

Den Alltagspolitikern — und deren Zahl ist Legion — gilt die Politik nur als selbstsüchtige Pffiffigkeit, folgend dem häßlichen Grundsatz: Das Niederträchtige sei auch das Mächtige. Ihr Götz ist der Erfolg — ein unverlässlicher Fetisch, welcher häufig schon von seinem Erstgeborenen unbarmherzig entthront wird. — In jener Gemeinde huldigte man nicht diesem bösen Grundsatz, sondern meinte, daß die Ehrlichkeit auch für die Politik Gesetz bleiben müsse. — Die Gemeinde unterstand zunächst einem Erbrichter, d. i. einem robotfreien Großbauern, an dessen Grundbesitz die sogenannte Erbrichterei als Friedensrichter- und Polizeiamt haftete. Der Erbrichter und die Gemeinde standen unter dem Oberamtmanne der Gutsherrschaft. —

Da gedente ich denn nun des Erbrichters, des Pastors und seines Vicars, des katholischen Pfarrers und seines Kaplanes, endlich eines findirten Mannes, welcher alljährlich mit den Nachtigallen dahinkam und mit ihnen oder den Schwalben auch wieder fortzog. Der Erbrichter war ein wohlhabender, thatkräftiger und kluger Mann, die Groß- und Kleinbauern, die Inleute und Arbeiter meist seine Schuldner. Tessenungeachtet war er kein Großmaul, sondern behutsam und verschwiegen, sprach nie mehr, als nach Ort und Zeit passend gewesen und sein Wort wirkte mehr als Amtsschriften. Er war der Mann der Ordnung und strenge in seinem Dienste wie im Leben, war weder feige noch proßig, sondern fest und besonnen. Socialismus und Communismus waren nicht nach seinem Geschmack; er meinte vielmehr, daß die Schuldner ihre Schulden bezahlen müßten, auch wenn es ihnen schwer fielen; er huldigte auch nicht dem für die Waldeigentümer sehr bedenklichen aber laubläufigen Grundsatz, daß der liebe Gott die Bäume für Jedermann habe wachsen lassen. Sein Interesse ging daher mit jenem des Guts Herrn und Waldeigentümers Hand in Hand. — Der Pastor war des Erbrichters guter Freund, sie beide vertraten die weltliche und kirchliche Autorität. Der Pastor, ein wohlunterrichteter Mann von strengem Charakter und altlutherischem Wesen, hatte einen jungen Vicar von moderner Bildung, aufstrebend und freisinnig, welcher, nebenbei bemerkt, des Pastors hübsche Tochter liebte, eine blonde deutsche Jungfrau voll

Gemüth. So stand denn der Vicar im Hause wie im Amte, zu seinem Pastor und gewünschten Schwiegervater, wiewolgleich sie in politischen und kirchlichen Anschauungen nicht immer zusammenstimmten, z. B. gegenüber den Katholiken, welche der Vicar als eine geistig zurückgebliebene und abergläubische Sippschaft zu betrachten geneigt war, während dem Pastor das strengere katholische Kirchenregiment und was daran hing, ausnehmend wohl gefiel. — Die viel kleinere katholische Pfarre war arm und ökonomisch von den protestantischen Gemeindegemeinschaften abhängig. Ihr Pfarrer war ein gebildeter und sanftmüthiger Mann, frei von Streitlust, voll christlichem Wohlwollen gegen Jedermann; nicht nur seine Kirchengenossen, sondern auch die Evangelischen und die Juden ehrten und liebten ihn. Sein hochverehrter Oberhirt, der eble Fürstbischof von Breslau, Freiherr von Diemenbrock, war sein leuchtendes Vorbild. — Ihm zur Seite stand ein eifriger junger Kaplan, welcher angezogen war von national-slavischen Bestrebungen; obschon römisch-katholisch, galten ihm doch Cyrillus und Methodius — die griechisch-orthodoxen Apostel — als begeisterte Vorbilder; denn er meinte, der volle Glanz der christlichen Kirche sei nur zu erreichen, wenn der Papst zugleich Kaiser, oder der Kaiser zugleich Papst wäre. Er schwärmte von der bereits beginnenden Suprematie der slavischen Völker über die verfallenden Romanen und Germanen. Als die revolutionären Wogen höher und höher stiegen, betrieb der edle und brave Pfarrer sein Friedensamt nur um so eifriger, während der Zelotismus seines Kaplans in steter Zunahme war, denn er schwelgte in Nationalitätsideen und sein Haß gegen Dr. Martin Luther war verdoppelt, weil dieser nicht bloß ein Erzkaiser, sondern überdies ein Deutscher gewesen. Dennoch blieb er rathlos und unsicher in seinem

Thun, denn er wußte nicht, ob er den Weisungen aus Prag, oder denen aus Krakau, Lemberg, Warschau oder vollends aus Moskau folgen sollte; selbst als Hurban und Stur im Spätherbste Freischärler gegen Ungarn sammelten, fand er es doch nicht sachgemäß, Felbkaplan bei ihnen zu werden. — Die Märzstürme des Jahres 1848 waren über die gesegneten Ebenen Mährens nach dem grünen Schlesien vorgebrungen; in den Beskiden ertönten neben den Gesängen der Amfeln und Spottvögel auch die Freiheitslieder der Wiener Aula; da bangte uns sehr für die Erhaltung der Ordnung, des Rechtes und des Eigenthums; wir waren, wie alle Welt, von dem großen politischen Fieber ergriffen; alles Besiehende schien in Frage zu sein und jede Junge beschäftigte sich mit Politik. — Der Pastor aber schrieb über die Thüre seines Hauses: „Hier wird nicht von Politik gesprochen.“ — Sein freihetzwärmer Vicar, darüber betrübt, entschädigte sich, indem er umso eifriger von Liebe sprach zur blauäugigen Pastorstöchter. — Der Erbrichter hielt strenger als zuvor auf Ordnung und als die Bauernbursche im Schankhause socialistische Reden führten, gebot er ihnen herrisch zu schweigen — und sie gehorchten. — Der Oberamtmann endlich, unerschrocken und selbst heiter, eilte in eine Nachbargemeinde, wo man beschlossen hatte, von der Herrschaft zu verlangen, daß der Gutsherr die mit Grundstücken schlecht dotirten Kleinbauern reichlicher besteuern solle. Der Oberamtmann ging scheinbar auf den Gedanken ein, meinte jedoch, auf die Catastralmappen hinweisend, daß man vorerst die bäuerliche Dotation prüfen und nivelliren müsse, alsdann solle die Herrschaft das Mangelnde zulegen. Sofort schwenkten die Großbauern ab, wurden Verbündete der Herrschaft und schickten die Klageführenden heim. — Im Oktober wählte man da und dort für die Bildung

eines Landsturmes zur Befreiung Wiens. Der Oberamtmann hatte die Entschlossenheit, mehrere Gebirgsgemeinden, und zwar gerade diejenigen, welche Ansprüche auf die herrschaftlichen Waldungen erhoben, zu einer großen „Stromaba“*) einuberufen, um sie zu befragen, ob sie denn wirklich Reizung und Muth hätten, den vorgeschlagenen Landsturm zu bilden. Diese aber verwahrten sich lächelnd gegen eine solche Zumuthung und ließen auch bald die communistischen Gelüste nach einer Theilung der Wälder fallen, sich schließlich mit dem begnügend, was sie hatten. Die deutsche Tricolore, die polnische und die czechische stritten um den Vorrang, die erste siegte, nachdem sie im kaiserlichen Lustschlosse zu Schönbrunn aufgeheißt worden war. Nationalgardien exercirten in den Städten, aber sie verlangten Gemeindegemeinschaften zu bleiben und verwarfen den Vorschlag, ein Bürgerheer zu bilden mit einem Corpscommandanten in Brünn. Man sang Freiheitslieder und wählte in die Parlamente nach Frankfurt und nach Wien. Als der Sturm ausgetobt hatte, bewegte sich alles so ziemlich in der alten Ordnung; aber die neuen Ideen waren deshalb nicht ausgestorben und auch die Gemäßigten anerkannten, daß das Begehren ihrer Verwirklichung berechtigt sei.

Den Kreis von Persönlichkeiten, welche ich zu kennzeichnen versucht habe, ergänzte, wie gesagt, in jedem Sommer ein edler und liebenswürdiger Mann, welcher mit den Nachtigallen kam und mit den Schwalben wieder fortzog. Er hatte sich ein bescheidenes und geschmackvolles Landhaus aufgebaut, in welchem er mit einem Diener wohnte. Er sei ein studirter Mann, sagten die Leute, ja, sie beschuldigten ihn sogar, daß er Verse mache; man pries ihn als hochgebildet und edelsinnig. Er war in Kunst und Wissenschaft zuhause und ein fein gebildeter

Musiker. Jedermann verkehrte gerne mit ihm, denn seine Mittheilungen waren lehrreich und unterhaltend und sein Umgang wohlthwend. Seine ökonomischen Verhältnisse sicherten seine Unabhängigkeit. Er war idealistisch angehaucht, aber die Ueberzahl von Idealen, welche im Sommer 1848 austauchten, beunruhigten ihn umso mehr, als in ihrem Gefolge wilde Unordnung einherzschritt. Am liebsten verkehrte er mit dem mildgesinnten katholischen Pfarrer, fand sich aber auch angezogen von der selbstlosen Freisinnigkeit des protestantischen Vicars. — Wir polemisirten viel über die Berechtigungen des Realismus und Idealismus. Trotz seiner entschieden conservativen Richtung begriff unser Sommergast sehr wohl, daß das bloße polizeiliche Ordnungsmachen alten Styles nicht mehr ausreichte, sondern eine neue, freiere und verfassungsmäßig berechnete Ordnung geschaffen werden müsse; er klagte, daß man alles Heil nur von den Formen erwarte und den Geist veruachlässige, welcher sie beselen müsse. Er meinte, daß das Leben des Staates vieles gemein habe mit dem Leben des Einzelnen; der geistig oder körperlich Verkümmerte, der Unwissende oder Träge, der in alten Anschauungen und Vorurtheilen Erstickte, unterliege sofort oder allmählig in den Ring- und Wettkämpfen des Lebens; nicht anders ergehe es den Nationen, diese wie der Einzelne müßten sich kampfs- und siegfähig machen durch Selbstbeherrschung und Ordnung, durch Charakter und Freisinnigkeit, sowie durch ein festes Zusammenstehen für edle und große Aufgaben und Zwecke. — Eines Tages, nachdem wir viel hin- und wiedergesprochen hatten über Mangel an Gemeinfinn und Aufopferungsfähigkeit, über Unklarheit und Unethlichkeit der Bestrebungen, über den Leichtsin und die Flachheit, womit große Fragen behandelt und abgethan würden, über die Zerplitterung unseres Vaterlandes durch natio-

*) Gemeindeversammlung.

nale Annahmen, über die sittliche Verumpfung von ehemals und von heute — da wendete er sich plötzlich zu mir und sagte: Schon vor mehr als vierhundert Jahren haben Gutenberg und Faust in ihren beweglichen Typen eine Verkehrsbahn erfunden, welche mehr geleistet hat und fortan leistet, als alle Eisenbahnen, welche mir John Watt und dem genialen Stephenson verdanken, mehr als der elektromagnetische Telegraph, als das Mikroskop, als die Spectralanalyse, denn die Gutenberg'sche Verkehrsbahn verfrachtet die Geistesproducte von Jahrtausenden, verbindet das sagenhafte Ninive und das altersgraue Thebais mit dem modernen London, Paris und Wien, und ohne sie hätten die genannten Engländer ihre wunderbaren Erfindungen nicht gemacht. — Er fuhr fort: Was die Technik seit einem Menschenalter geleistet hat, ist geradezu staunenswerth und brach herein so rasch wie ein Blitz vom Himmel geschleubert, denn auch die kühnste Phantasie, hätte noch vor vierzig Jahren nicht zu erdichten vermocht, was wir heute als Thatsachen vor uns liegen haben. Allein ohne Phantasie hätte weder Columbus Amerika entdeckt, noch Copernicus sein System berechnet. — An die geniale Erfindungsgabe unserer Techniker reihte sich die gewandte Kunst, Kapital zu schaffen, ein solches aufzusammeln oder zu erfinden; und so kamen die Wunder zu Stande, welche wir heute anstaunen und genießen, wie ein Reisender die Niagarafälle oder den Dom von Köln. — Fürwahr alle Anerkennung und Ehre gebührt dem menschlichen Geiste für diese Thaten des Realismus, er und die Idee sind das zeugende Elternpaar, deren unssterbliche Tochter ist die Cultur mit ihren ungezählten Kindeskindern.

Trotz alledem fehlt etwas, um uns voll und innerlich zu befriedigen. Durch das stürmende, rasche, fort und fort zeugende Leben zieht der Hauch einer erkältenden Gemüthsleere; — es

ist, als ob an Stelle des Gottesgesetzes in der Menschenbrust eine kalte, graue Rechentafel gestellt worden wäre. Trotz allem Freiheitsjubel fühlen wir uns nicht frei, und die Hymnen auf unsere Humanität werden Lügen gestraft durch Brutalitäten aller Art und Grade. Wir blicken mit Neid und dem Gefühle einer gewissen Demüthigung auf so manches zurück, was der schöpferische Geist der Griechen und die eiserne Thatkraft der Römer, ja auch unsere schlichten Vorfahren beschafft haben. Woher nahmen Griechen, Römer und Andere den Aufschwung dazu, obgleich sie der Würde unseres mit Recht hochgepriesenen Realismus entbehrten? — Er kam ihnen aus ihrem reichen Olymp, der in letzter Auflösung nichts anderes war, als eine künstlerische Darstellung der Ideale ihres Geistes; er kam aus ihrem stolzen Patriotismus und Freiheits Sinn. Thun wir ihnen nach. Wir haben unsern christlichen Gott der Selbstaufopferung und der Verbrüderung mit den Idealen in unserer Brust. Den zahllosen kleinen Nationalgöttern stellen wir den einen und einzigen großen Weltgott entgegen, und wir können es allen zuvor thun, bis hinauf zu Sesostris und Semiramis, hinauf bis zur Geschichte und zu den Sagen von der Gründung und dem Wachstum der merkwürdigsten aller Städte der Welt, der ewigen Stadt des Abenteurers Romulus und des die Welt Herrschaft beanspruchenden Papstes. — Aber eines thut noth: daß der Staat selbst vorangehe, indem er dem Geistes- und Gemüthsleben eine gesicherte Heimat gibt, und daß die öffentliche Meinung als warmer und unermüdlicher Anwalt diesen Fortschritt nützlich vertrete. — Den Helenen war der Staat fast nur ein Pantheon und eine Akademie für nationale Kunst und Wissenschaft, dagegen hatten sie für das Recht der gleichen, freien Persönlichkeit aller Menschen kein Verständniß, was sie

unfähig machte, eine staatliche Einheit zu schaffen, sowie ihre Unabhängigkeit nach außen aufrecht zu erhalten. Sie erlagen als staatliches Gemeinwesen und blieben nur die Kulturträger, die Lehrer und Pädagogen ihrer Besieger. — Den Römern aber war der Staat ein herrschsüchtiges Stadt-Communalwesen mit einem Kriegsarsenal, um die Welt zu erobern und zu knechten, bis sie selbst die Knechte ihrer Habgucht und Ueppigkeit wurden; bis sie, sittlich angefault, den strammen Söhnen des Nordens und dem Christenthume erlagen. —

Den Idealen in unserer Brust haben die Kunst und die Wissenschaft und die Werke der Menschenliebe Ausdruck gegeben. Sie sprechen zu uns von den Spitzbogen und Giebeln der gotthischen Kirchen, aus den Rotunden der romanischen Dome, aus den Gebälken der Basiliken, sowie in den Loggien und Museen und von den Wänden der Kirchen und Gemälbegalerien. Die Renaissance bedeutet eine Wiedergeburt nicht bloß in der Architektur, sondern auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft; sie hat die alten Ideale neu belebt, den heidnischen Olymp und den christlichen Himmel verbindend; die Wissenschaft aber hat ihnen in dem unantastbaren Rechte der Persönlichkeit einen Rechtsboden gegeben, welchen bereits die christliche Lehre durch das Dogma der „Gottähnlichkeit des Menschen“ gekennzeichnet und geheiligt hatte. Die christlich-menschliche Verbrüderung ist verkörpert in tausend und abermal tausend Wohlthätigkeitsanstalten und zahllosen humanitären und wirtschaftlichen Genossenschaften; sie ruft uns aufmunternd zu von dem rothen Kreuze der Genfer Convention und dem rothen Halbmonde der osmanischen Ambulanzen. Auch das concert europäen hulbigt dem Ideale der Eintracht und des Friedens, ja selbst die übel beleumundete heilige Allianz war ein, wenn auch gemäßigter Ausdruck derselben; sie hatte

die Befreiung der Völker auf ihre Fahne geschrieben und den Geist Christi als ihren Leitstern ausgerufen, aber sie verfehlte ihr Ziel, weil sie die Ideale den Gelüsten nach unbeschränkter Macht und bequemer Herrschaft zum Opfer brachte; das ist der Idealismus, für welchen ich einen Platz neben, ja über dem Realismus in der Staatspolitik beanspruche. Es ist hochinteressant, daß auch die in Kasten zerklüfteten Hindu Tage, Tempel und Wallfahrten haben, wo der Brahmane den Paria neben sich duldet, mit ihm betet und in dieselbe Schüssel trinkt; daß der stolze Römer im December seine Saturnalien feierte, wo der übermüthige Herr seinen verachteten Sklaven bediente, wie der christliche Fürst am heiligen Gründonnerstage dem Bettler die Füße wäscht und ihm eigenhändig Nahrung und Speise darreicht. — Es ist der christliche Gedanke der Menschenverbrüderung, welcher weit zurück reicht in die vorchristliche Zeit, — schade nur, daß er die Festtage selten überdauert. Wenn ich aber, schloß unser Sommergast, über die Art, diese Ideale zu verwirklichen, nachdenke, so kommen mir immer die schädlichen Abstopfungen der Gebirgswaldungen und viele unzweckmäßige Flußregulirungen in Erinnerung. Man schlägt die Waldungen aus unbedachtigen Eigennutz nieder und schießt die wilden Wasser in's Thal; man regulirt die Flüsse von oben herab statt von unten hinauf und die Ebene vermag die plötzlich hereinbrechenden Fluthen nicht zu fassen; — so treibt man es auch mit dem geistig sittlichen Fortschritt, dessen Aderkrume die Volksbildung ist. Die Materialisten vertilgen alle Ideale, wie der verschalbete Waldeigenthümer seine Bäume aus Habgucht niederschlägt; die Idealisten reguliren nicht von unten heraus durch das Thal, sondern von oben herab und werfen unvorbereitet ihre Gedankenströme in das Flachland, daß sie verwüsten und nicht befruchten. Ich aber meine, daß man, um die Ideen von ihren Höhen

in das Thal zu führen, die Bewohner desselben vorerst durch die Schule empfänglich machen müsse für die neueren Strömungen; die Schulmeister und die Typen Gutenbergs sind mir die Techniker und die Spaten, welche die neuen Rinnale zu graben und die schützenden Dämme aufzuwerfen haben. Da habt ihr meine Politik.

So sprach unser Sommergast. Einen Monat nach den Schwalben, in den traurigen Octobertagen zog auch er von dannen, nachdem er seine idealistischen Betrachtungen in einem festen Schrank gegen Brand und Diebstahl sichergestellt hatte. Erst im April 1861, des Jahres unserer politischen Wiedergeburt, kehrte er zurück und holte seine idealistischen Aufschreibungen aus ihrem Verschluss hervor. Der Text war unverfehrt geblieben, aber die Papiere vergilbt und befleckt, wie von vertrockneten Blutstropfen; — es war dem Eigenthümer zu Muth, als hätte er diese Tropfen,

noch frisch und flüssig, schon irgendwo gesehen — auf Schlachtfeldern, auf Barricaden, auf Richtstätten. — Unser Sommerfrischler war in den abgelauenen dreizehn Jahren alt geworden und sehr grau, aber er sah dennoch mit Lust die grünen Matten bei seinem Landhause und hörte mit elegischer Befeligung die Gesänge der Nachtigallen in den üppigen Buchenwäldern; — allein die Freudentöne in seiner Brust waren zumeist nur mehr das Echo der Siegeshymnen, welche der Fortschritt anstimmte und welche die Erfüllung von Träumen und Hoffnungen seiner Jugendzeit verkündigten. Unser Sommergast hatte vor Jahren sein Schwanenlied abgefungen; die einen fanden es idealistisch-überschwenglich, dabei christlich-mythisch, — die andern entdeckten, daß es unkirchlich sei und selbst politisch bedenklich!

Habent sua fata libelli.

Zur Statistik der Verbrechen.

Eine Studie von Emil Hoffé.

Der Amerikaner H. C. Carey, der einst ein aufgeklärter und begeisterter Vertheidiger des Freihandels gewesen, in späterer Zeit jedoch in's Lager der Schutzöllner überging, unterzieht in seinem Werke: „Grundlagen der Socialwissenschaft“ die Malthus'sche Bevölkerungslehre einer scharfen und gründlichen Kritik. Robert Malthus stellte in seinem „Essay on the principles of population“ den Satz auf, daß sich die Vermehrung der Menschen und die der Nahrungsmittel nicht im gleichen Verhältnisse befände. Er wollte nach eingehender Untersuchung gefunden haben, daß die Vermehrung des Menschen in gleichen Zeiträumen wie 1, 2, 4, 8, 16, . . . also in einer geometrischen Reihe vor sich gehe, die Lebensmittel andererseits wie 1, 2, 3, 4, 5, . . . in einer arithmetischen Reihe stiegen.

Im Beginne genügen die Nahrungsmittel der Menschenzahl; da aber die angegebene Vermehrung der beiden Größen alle 20—25 Jahre stattfinden soll, so muß füglich ein Zeitpunkt kommen, wo die Nahrungsmittel sich quantitativ ganz unzulänglich erweisen, im Preise aber wegen der großen Nachfrage so hoch steigen, daß sie nur mehr dem Wohlhabenden, der besitzenden Classe zu Gebote stehen werden. Der Arme sieht sich nach diesem furchtbaren Systeme dem sicheren Hungertode anheimgegeben.

Mit Recht hat man diesen Lehrsatz bekämpft und Carey war einer der gründlichsten und geistreichsten Gegner desselben. Abgesehen von äußeren Einflüssen, die der Bevölkerungszahl theilweisen Abbruch thun, läßt es die Natur nicht zu, daß solch' ein Mißverhältniß

eintrete; mit der Ueberfüllung an Menschen schwindet auch die Kraft, die Gattung weiterzupflanzen. Wenn auch hie und da die Praxis das Gegentheil aufweisen sollte, so werden diese Fälle immer nur als vereinzelt, als Ausnahmen zu betrachten sein. Carey hat bei seiner Beurtheilung der Malthus'schen Bevölkerungstheorie ein Moment zu wenig beachtet, deshalb verfuhr er mit Malthus so unbarmherzig. Durch die Schriften des Engländers geht ein tiefer sittlicher Zug: die Liebe zur Menschheit; diese Liebe hat Malthus, da die Zeitverhältnisse bedrohlich waren, manchen Faktor übersehen lassen und sie ließ ihn oft nicht die richtigen Schlüsse ziehen. Mag nun Malthus große Irrthümer begangen haben, so verdankt ihm doch die Statistik Vieles. Erst seit Malthus wendete man ihr mehr Aufmerksamkeit zu, man wies ihr jetzt eine höhere Aufgabe an und begriff, sie sei mehr als eine bloße Zählung von Köpfen.

Die Befriedigung der nothwendigen Lebensbedürfnisse ist das Streben eines jeden Individuums, dann folgt mit vollstem Rechte die Sehnsucht und der Versuch, das Dasein so angenehm wie möglich zu gestalten. Dieser Drang ist kein von außen kommender, er liegt im Menschen, seitdem dieser auf Erden auftrat.

Mit der verbesserten Lebensstellung wächst auch die Vereblung der Sitte, wächst die Cultur. Mangel und Noth, wirtschaftlicher Niedergang sind auch jederzeit Disposition zu moralischen Verirrungen. Die Verbrecherstatistik legt uns genau Rechnung hierüber ab; ohne Frage liefert diejenige Klasse von Menschen, deren materielle Verhältnisse geordnet und befriedigend sind, einen bedeutend geringeren Procentsatz an Verbrechern, als diejenige Klasse, deren Lohn vielleicht schon unter die Untergrenze gesunken ist.

Werfen wir einmal einen Blick in unsere Gerichtshöfe. Welche Fälle werden hier täglich behandelt? — Dieb-

stahl, Veruntreuung, Fälschung, Einbruch; Mord und Todtschlag sind gewiß keine Seltenheiten.

Für den aufmerksamen Beobachter wird es keinem Zweifel unterliegen, daß in den weitaus meisten Fällen wirtschaftliche Factoren den Ausschlag geben; und diese Art Verbrechen, deren Beweggründe in der Erhaltung liegen, sollen hier betrachtet werden. Nahrungsfragen spielen heute mehr denn je eine hervorragende Rolle, aller Art Verbrechen können aus denselben entspringen; unglückliche Conjunctionen, unverständige Behandlung des Gengerbes u. dgl. zerrütten den festen Bau einer Familie; gar manche, die sich so plötzlich der Noth, dem Elend preisgegeben sehen, kämpfen ein Weilchen gegen das Unglück an und sehen sie nicht baldige Hilfe, so verlieren sie den sittlichen Halt und von Schritt zu Schritt taumelnd sinken sie immer tiefer bis sie keinen Ausweg sehen und zum Verbrecher werden. Diese Unglücklichen rekrutiren sich meist aus den großen Städten: hier wo sich eine immer mehr wachsende Volksmenge zusammenballt, wo der Erhaltungstrieb mitleidslos über die Leiche des gefallenen Nebenmannes zu schreiten zwingt, setzt das hereinbrechende Unheil leichter und im größeren Maßstabe Existenzen vom Schauplatz hinweg. Der kleine Kaufmann, der unbemittelte Handwerker, der Lohnarbeiter werden nur allzuhäufig die Opfer mislicher Zeitverhältnisse. Die Versuchung tritt heran, sie sehen ihre Angehörigen in bitterster Noth, sie verlieren den Muth und die Hoffnung, gegen das Elend Sieger zu bleiben und schmal ist die Scheidewand zwischen gut und böse. Nicht jeder ist zum Märtyrer geboren, nicht jeder hat die Kraft herandrängende Versuchungen zu bewältigen — er fällt. Diese Art Gesunkener verdient mehr Mitleid als Verdammung; sie geben auch einen großen Procentsatz an Selbstmördern ab. Eingangs dieser Betrachtungen wurde der Malthus'schen Theorie er-

wähnt; die in derselben ausgesprochenen Lehrjäge wären hier zu berücksichtigen. Wenn sie auch bezüglich der gesammten Erde unrichtig sind, so können sie doch für ein Land zur fürchterlichen Wahrheit werden. Sobald der Geschlechtstrieb durch keine sittliche Macht mehr eingebämmt wird, sobald jede vernünftige Schranke der Enthaltfamkeit überschritten wird, ist auch die Grundlage schwerer häuslicher Noth vorhanden. Das Ehepaar, welches 3 Kinder reichlich, 5 genügend ernähren konnte, wird bei 8 Kindern nicht mehr der Last der Erhaltung gewachsen sein. Die Fabriksstädte geben hiezu die besten Belege. Eine sich mehrende Arbeiterbevölkerung wird stets eine gute Wirkung hervorbringen, sie zwingt alle Kräfte sich zu entfalten, bringt die größte Arbeitstheilung und spornet zu großem Eifer. Erreicht die Vermehrung jedoch den Grad der Uebersättigung, so werden wir die von Malthus befürchteten Erscheinungen eintreten sehen: Erschlaffung der körperlichen wie geistigen Kräfte. Man versuchte auf die verschiedenste Weise eintretenden Mißständen zu begegnen; aber alle Art, die Natur zu hofmeiern, Eheschließungen zu erschweren u., haben endlich zur Einsicht geführt, daß die Natur die Herrin ist und bleiben wird. Man brachte höchstens das wenig erbauliche Resultat zuwege, daß sich die Zahl der unehelichen Kinder vermehrte und ein solcher Erfolg dient wohl nicht dem Volkswohlstande. Nur wenn sich die Gefittung hebt, tritt auch der rohe, der vernunftlose Geschlechtstrieb auf sein richtiges Maß zurück. Verordnungen, welche z. B. bestimmen, es könne nur Der einen Ehebund eingehen, dessen wöchentlicher Erwerb eine bestimmte, festgesetzte Höhe erreiche, sind von sehr zweifelhaftem Werthe. Gesezt, der Betreffende verdiene heute die verlangte Summe; wo liegt die Bürgschaft daß er, wenn er ein Lohnarbeiter ist, in 3 Monaten noch denselben Lohn verdient, daß er überhaupt verdient und nicht — sei

es durch eigenes Verschulden oder durch mißliche Zeitverhältnisse — brodlos ist?

Zu den aus ökonomischen Beweggründen entspringenden Verbrechen gehören hauptsächlich Morde, welche sich in letzter Zeit ungemein häufen. F. v. Holzendorf hat berechnet, daß in Frankreich Mordthaten, welche ihren Grund in Wirthschaftsverhältnissen haben, sich zu jenen, die eine geschlechtliche Triebfeder haben, wie 2 zu 1 verhalten (nämlich 70 : 35). Hieran würden sich die Kindesmorde schließen, die aus Schamgefühl, Angst vor Entdeckung und Nahrungsorgen entstehen. Besonders in Großstädten, Fabriksorten werden wir dieses Verbrechen antreffen. Wie viele junge Mädchen, welche frühzeitig auf sich selbst angewiesen, ihren Erwerb in Fabriken oder als Hand-Arbeiterinnen erjagen müssen, werden Opfer der Verföhrung. Unerfahren treten sie in das Leben ein, keine schützende Mutterhand führt und bewahrt sie, die Verlockung trägt ein glänzendes Gewand und umstrickt ihre Sinne. Wenn die Verföhrte dann Mutter wird — wo soll sie Hilfe und Schutz suchen für sich und für ihr Kind! Verzweifelt und oft ganz unbewußt streckt ein solch' bedauernswerthes Wesen dann oft die Hand aus, um dem Geschöpf, dem sie das Leben gab, auch den Tod zu geben. Wie viele Kindesmorde fallen jährlich vor, und wie viele aus der angeführten Ursache! — Aber welch' eine Zukunft geht ein in solchen Verhältnissen gebornes Kind entgegen! Durch die ungenügende Ernährung sterben die meisten im zarten Alter. Die junge Mutter lernt nur eine Sorge kennen, die ihr bisher fremd war: sie muß außer für sich auch noch für ihr Kind arbeiten.

Sie verdingt sich als Amme — oder sie muß ihre frühere Beschäftigung aufnehmen. Neue Sorgen, alter Erwerb! Sie befindet sich auf einer schiefen Ebene. Hat sie noch moralische Kraft, so wird sie sich aufraffen, in den meisten

Fällen aber stürzt sie sich der Prostitution in die Arme. Die Schlachtopfer, welche so alljährlich in das Netz der Kupferei fallen, erreichen enorme Summen. Berlin wies im Jahre 1876 unter 16.168 verhafteten Frauenpersonen nicht weniger als 2386 Prostituirte auf. Und doch gibt Suppe in seinen Untersuchungen für Berlin die relativ niedrigste Prostitutionsziffer andern Großstädten gegenüber an. Ein geordnetes, reines Familienleben, Hebung des Volksunterrichts und der Sittlichkeit im Volke werden immer noch die erprobtesten Mittel sein, um das Ueberhandnehmen dieses Uebels zu verhindern.

Ein weiterer Krebsgeschade der Gesellschaft ist das Bettelwesen; da dies vielfach von noch jungen, rüstigen Männern und Frauen gewerbsmäßig betrieben wird, sogar Kinder planmäßig hiezu erzogen und geschult werden. Ein District, in dem zahlreiche Bettler angetroffen werden, legt für sich das traurige Zeugniß ab.

Verbrechen, welche größere physische Kraft, höheren Grad von Roheit erheischen, werden in weit größerer Anzahl von Männern als von Frauen begangen. Diese wenden sich mehr jenen Verbrechen zu, die weniger Kraft, aber mehr Verschmittheit voraussetzen, wie z. B. Verbrechen gegen das Eigenthum. In den österreichischen Strafanstalten sind die männlichen Verbrecher bedeutend stärker vertreten als die weiblichen; im Jahre 1875 war das Verhältniß 1 : 0.23. — Die statistische Centralcommission gab in ihrer Zusammenstellung für 1875 an, daß die meisten Verbrechen bei beiden Geschlechtern zwischen dem 20. und 30. Jahre vorgefallen sind; die angeführten Daten

zeigen ferner, daß die Zahl der verheirateten männlichen Sträflinge einen Zuwachs gegen die Vorjahre erhalten. Bemerkenswerth ist noch, daß in dem genannten Jahre die Zahl der Verbrecher, welche sich zum katholischen und mosaischen Glauben bekanteten, zugenommen die Zahl der evangelischen bedeutend abgenommen hat.

Die Verbrechen aus wirthschaftlichen Motiven, d. h. die brandigen Stellen der Menschheit, werden nie ganz verschwinden; aber sie auf ein Minimum herabzudrücken, dazu sollte jeder die Hand bieten. Den hauptsächlichsten Schutz gegen sie werden gute Volksschulen geben, ferner Aufmunterung zur Sparsamkeit, Bildung von Sparcassen, um gegen plötzliche Noth gewappnet zu sein, und schließlich wirthschaftliche Emancipation der Frauen.

Die Frauen vor Allem sind berufen, an dem großen Reformwerke mitzuarbeiten. In ihrer Hand liegt in den meisten Fällen die erste Erziehung. Wo diese fehlt, wo man sich begnügt, nur der äußeren Form, in vielleicht auffallender Weise der „Sitte“ zu genügen, da begegnet man bereits sicheren Spuren des Zusammenbruches.

So ist es eines Jeden Pflicht, seine beste Kraft daran zu setzen, den ihm angewiesenen Platz ganz auszufüllen; bei richtiger Ausnützung aller Kräfte wird auch das Phantom: Noth immer mehr verblasen und verschwinden. Und wird es auch nie gelingen, Allen im gleichen Maße die Güter dieser Erde zuzuwenden; einen, wenn auch geringen Antheil zu erringen vermag jeder — auch der Aermste — durch Anwendung des großen Zaubermittels: Arbeit.

Der Zigeuner.

Von Ludwig Eichrodt.

Es krachet der Wald,
Die Aeste brechen,
Es brauset und schallt
In giesenden Bächen.
Und hoch über mir
Grollet langsam,
Und wiederum plötzlich
In rasenden Wirbeln
Gellender Donner.
Der Sturm peitschet die große Fichte,
Dass sie morsch auseinanderstürzt
Und hundert Keime knickt.
Es brüllen, es lärmen
Die jagenden Wolken,
In scheuen Schwärmen
Suchet Schutz das vergeisterte Wild.
Und wiederum nachher
Ein sanftes volles Rauschen
Geht durch die Wipfel,
Und Stille folgt ihm.
Aber nicht lange, so ziehet herauf
Ein zweites Wetter,
Voll Blitz und Regenguß
Und schrecklichem Donnern.
Was rennt dort ein Weib,
Ein schönes, verzweifelndes?
Im Arm ein Neugeborenes
Kampfzig haltend,
Schauernd.
Ich frage, sie flieht mich,
Ich rufe, sie eilet,
Ich folge, sie jammert:
„Du bist auch ein Menschengesicht,
Und schlecht sind die Menschen!“ —
„Wer jagt Dich in die Wildniß,
Unglücksfel'ge?“
Wer mich jagt in die Wildniß,
Das ist Vater und Mutter.
Ich hilflos, herzlos Verlass'ne,
Von Vater und Mutter
Und vom stolzen Geliebten!“
„So kom' mit mir.
Ich will Dich schützen,
Ich will Dich führen
Unter wirthliches Obdach.
Denn Du bist eine Heil'ge,
Wenn Vater und Mutter
Und ein stolzer Geliebter
Bei solchen Stürmen
In die Wildniß Dich stoßen.“

„Bist Du der Heiland?“
Frägt sie mit großen
Strahlenden Augen.
„Ein Fremder bist Du
Und bürdest Dir Last auf,
Unerquickliche!“
Ja, ich bin der Heiland,
Denn ewig lebt er,
Und wo Du ihn suchest,
Da ist er.
Niemand stirbt das Geschlecht aus
Der Hilfreichen.
Und weh, wenn wir lebten
Ohne diese Gewissheit!
Entrücket hast Du,
Schmerzreiche Mutter,
Frömmelnde Henschler.

Leht, wo zürnet der Himmel,
Und ihnen Angst in's Herz kriht,
Entschuld'gen sich diese . .
Gebete stotternd,
In Wollust der Inbrunst.
Aber draussen im Sturmwind
Irret ein Menschenkind,
Welchem sie fluchen.

Ihnen war der Heiland
Ein Gott,
Ein Unbegreiflicher,
Unnahbarer, wunderfüchtiger,
Unverständener,
Und unwürdig
Tragen sie seinen Namen.
Ich, der niemals
Sich also betannte,
Trage im Busen
Unerlerntes Mitleid.
Komm' ich will Dich beschützen!“

Und wieder rauscht es
Sanft und voll durch die Wipfel,
Nimmer wüthet der Regen;
Und von den grünen
Aufathmenden Blättern
Tröpfelt es nieder.
Vöglein hüpfen hervor,
Und ein süßer Strahl
Lächelt vom blauen,
Fröhlichen Himmel.

Bekanntnisse eines großen Schauspielers.

Von Karl von Holtei.

Der schlesische Dichter erzählt in seinen „Bagabunden“ von einem jungen Manne, der sein stilles Heimatsdorf verläßt, sich zu dem fahrenden „Künstlerthume“ schlägt und Kunstreiter wird. Ein Sturz vom Pferde in Berlin bringt ihn aufs Krankenbett. Unglückliche Liebe, Intriguen bei seiner Truppe und dergleichen versetzen ihn in Schwermuth. Nach seiner Genesung räth ihm der Arzt eines Tages, daß er zur Zerstreuung in's Theater gehen solle.

Das Schauspiel „Der Jude“ von Cumberland wird gegeben. Anton, so heißt der junge Kunstreiter, wohnt dem Stücke bei. Er ist ergriffen, gerührt, erschüttert, entzückt. Nach dem Theater wird er von seinem gütigen Arzte eingeladen, mit diesem in eine Weinstube zu gehen.

„Ich setze Ihnen“, sagte der Doctor, „nichts vor, als ein Glas Selterser Wasser mit Zucker; Wein erlaubt Ihnen Ihr Arzt zur Nacht noch nicht. Dafür sollen Sie eine Ueberschung genießen, die ich Ihnen vorbehalte.“

Sie fanden den Weinschant in der Nähe des Schauspielhauses. Der Arzt begab sich mit seinem Gast in eine Ecke des nicht allzu geräumigen Gemaches, wo sie die Nachbartische am besten übersehen konnten. Es waren um diese Stunde nur wenig Gäste gegenwärtig: einige stumme alte Herren; auch diese verloren sich bei der Kunde, das Theater sei geschlossen; wie wenn sie einer bald zu erwartenden Schaar von späteren Stammgästen Platz machen wollten, mit denen zusammenzutreffen sie nicht viel Lust bezeigten. Solche fanden sich denn auch bald in lauten

Gesprächen ein, um sich häuslich niederzulassen. Mehrere grüßten den Arzt, indem sie ihn einluden, in ihre Nähe zu rücken, wobei er entschuldigend auf seinen jungen Gast wies, um welchen sich zu bekümmern keiner Zeit fand. Denn sie waren Alle heftig angestrengt durch das Bedürfniß, „wichtig zu sein“, dem ein Jeder sich fügen mußte, wollte er bei ihnen gelten. Wem es damit nicht gelang, sah sich genöthigt, zum Stichblatt für die Wize der Glücklicheren zu dienen. Aber auch das strengt an, weshalb denn jeder sein Bündel zu tragen hatte.

Der Arzt sagte leise zu Anton: „Ich habe mit Ihnen abgeondert von jenem Convivium bleiben wollen, um Ihnen mitunter einige Bemerkungen zuflüstern zu können über die Originale, die sich da gruppiren. Der Große, zum Dickwerden Hinneigende, mit dem ursprünglich ehlen, jetzt verschwommenen, aschgrauen Schlemmerangeficht ist ein ehemaliger Hauptmann, der eine schöne Schauspielerin ehelichte, die er aber natürlich sehr unglücklich macht. Er ist ein unwissender, doch begabter Kopf, imponirt durch Nachsichtigkeit und behauptet sich auch hier durch freche Späße. Der neben ihm sitzende, noch länger als er, aber jaundürre, schwarzbraune Mann, der immer das kleine Brillengläschen vor's Auge kneift, ist eine der seltsamsten Persönlichkeiten auf Erden. Von sehr guter Familie, mit welcher ihn sein unordentlicher Lebenswandel bald in Zwiespalt bringt, seine Gutmüthigkeit bald wieder versöhnt, zieht er gewöhnlich vor, den Salon seines Schwagers, des Herrn Ministers Excellenz, gegen Kneipen und Spiel-

spelunken zu vertauschen. Seine Eigenschaft als Spieler von Profession zieht ihn zum Hauptmann, der dies auch ist, den er aber daneben vollständig verachtet und für einen gemeinen Kerl erklärt. Zener bleibt ihm nichts schuldig und nennt ihn einen Säuser, was sich leider auch bestätigt. So leben diese Menschen in stetem Kampfe, ohne sich entbehren zu können und belustigen ihre Gefährten durch die witzigen Bitterkeiten, die sie sich in's Gesicht werfen. Während der Sommermonate der Badesaison vagabundiren sie auf Raub am grünen Tische im Lande umher. — Der freundlich ernste Mann auf der anderen Seite der Tafel, dem Sie leicht abmerken werden, daß er zu Jenen nicht paßt und daß er halb und halb wider seinen Willen in ihrer Gesellschaft weilt, ist ein Rechtsgelehrter, ein würdiger Beamter, bei dem sogar fromme Richtungen vorherrschen, der aber daneben eine so leidenschaftliche Vorliebe für Poesie und Literatur besitzt, daß er diejenigen, die darin etwas leisten, aufsuchen müßte, wenn sie auch schon in der Hölle schwißt. In dieser schwißt nun gewissermaßen der neben ihm aus einem scharfen Vogelgesicht herausglurende kleine Teufelskerl, dem zu Ehren er hier ist; dem zu Ehren und zu Liebe er die Gemeinheiten, an denen es oft nicht fehlt, überhören will.“

„Warum schwißt aber der Kleine gewissermaßen in der Hölle?“ fragte Anton mittheilsvoll.

Der Arzt entgegnete: „Erstens und zunächst, weil er, wie ich gründlich weiß, an einer unheilbaren Krankheit leidet, vor der Gott Zeben bewahren wolle, indem sie ein recht artiger Vorgeschmack von Hölle und Zubehör sein mag: die Rückenmarkschwindsucht! Zweitens weil er in lauter Höllensput, Zaubererwirthschaft und Teufelsphantasien lebt, webt und dichtet. Die mödern Leute und Weisen unserer Zeit finden das hochpoetisch. Ich, der ich noch aus der älteren Zeit und Schule herstamme, verstehe weder das Entzücken

der Leser, noch die Absichten des Verfassers. Er, sehen Sie, Anton, er ist so eigentlich das Centrum dieses excentrischen Kreises, den man freilich nicht Kreis nennen sollte, denn die Rundung fehlt ihm, und man süßt sich an seine scharfen Ecken, sobald man zu nahe kommt. Ich besuche ihn dennoch bisweilen und hege trotz meiner Abneigung gegen ihre Formen Respect vor der Männer Geist und Humor, welcher letztere um so drastischer auf mich wirkt, aus je zerrisenerem Herzen er hervordringt.“

„Ich verstehe Sie nicht recht,“ sagte Anton aufrichtig.

„Das schadet gar nichts“, lachte der Arzt; „an meinen Urtheilen verlieren Sie nichts. Die übrigen Anwesenden — denn es findet heute, wie ich sehe, keine brillante Sitzung statt — sind ziemlich unbedeutende Gesellen. Junge Herren, die sich der noblen Passion des Kartenspiels widmen, — ein angehender Poet, — einige Theatermitglieder, — das schießt so an wie Schmarogerpflanzen um Baumstämmen.“

„Aber, lieber Herr Doctor, Einen seh' ich, den Sie mir nicht näher bezeichnen und der mir der Merkwürdigste scheint. — Dort, am Ende des Tisches, der Schweigende, dem die langen schwarzen Haare in's bleiche Antlitz hängen, mit der krummgebogenen Nase, mit den Augen, wie ich im Leben noch keine sah. — Sagen Sie mir um Gotteswillen, wer ist der Mensch?“

„Das wissen Sie nicht?“ schrie der Arzt so laut, daß Alle sich erschauert nach ihm hinwendeten; „das wissen Sie nicht und kommen aus dem Theater? Theuerster, sind Sie denn noch einmal auf den Kopf gefallen und diesmal gar auf die Stirn? Das ist ja der, um deswillen ich Sie überhaupt hierher führte; um deswillen ich Sie in's Theater schickte. Das ist ja er! Er selbst!“

„Wer, er selbst? Nun versteh' ich Sie noch weniger als vorhin.“

„Mensch! Kunstreiter! Pferd! Pferd kopf, der Sie sind! Haben Sie

einen Komödienzettel? — Kellner, den Komödienzettel von heute! — Hier, da legen Sie den Finger hin. Da lesen Sie, was steht hier?“

„Schema, ein alter Jude.“

„Gut. Und in der gegenüberstehenden Colonne?“

„Herr Devrient!“

„Nun also!“

„Wie denn, also? Was hat der alte Jude mit dem schönen, jungen, schwarzhaarigen Manne zu thun?“

„Nichts weiter, als daß er es selbst ist.“

„Sie wollen über mich spotten, über meine Leichtgläubigkeit. Das ist ja rein unmöglich.“

Der Arzt sprang auf, näherte sich dem anderen Tische und rief den Herren zu: „Wie finden Sie das? Hier mein jugendlicher Patient, der heute im Schauspiel war, nennt mich einen Lügner, weil ich ihm die Versicherung gebe, der Darsteller des Schemas sitze unter uns.“

„Wer ist der junge Mensch?“ fragten mehrere Stimmen.

„Der Kunstreiter Anton“, antwortete der Arzt, „mein Pflegerling, mein lieber junger Freund, ein braver Bursch; aber daß er auch so albern sein könnte, hätt' ich ihm nicht zgetraut.“

„Sie haben mir mitgetheilt, Herr Doctor,“ begann jetzt Anton, der sich unterbeß gesammelt, „daß in diesem Kreise, wo der Witv vorherrscht, manchmal dieser und jener als Stichblatt dafür herhalten müsse. Sie haben auch gewiß Recht, wenn Sie mich zu den Aermern an Geist zählen, die in solchem ungleichen Kampfe der leidende Theil zu sein pflegen. Ich unterwerfe mich gern. Nur bitte ich doch, daß Sie es für mich et was feiner einrichten. Die Schlinge, die man mir jetzt legen will, fällt gar zu sehr in die Augen. Der alte Jude von heute Abend hat mich tief bewegt und zu inniger Theilnahme und Verehrung aufgefordert. Aber gerade weil sein Alter, seine Gebrechlichkeit, sein schwerer Streit zwischen er-

habenen Gefinnungen und niederen Gewohnheiten ganz natürlich, einfach auf mein Gemüth wirkten, soll mich niemand überreden wollen, der Mensch, den ich oben auf der Bühne vor mir leben sah, könne ein anderer gewesen sein, als ein gebeugter, unterdrückter, kleiner Greis. Seine Physiognomie steht noch so deutlich in meiner Erinnerung, daß ich sie unter tausenden wieder erkennen würde. Wie mögen Sie nun verlangen, daß ich diesen Kopf, über dessen wunderbare Schönheit ich Ihnen mein Entzücken soeben in's Ohr flüßelte — verzeihen Sie, mein Herr! — für den grauen, kahlen Schädel des Juden halte? Ich bitte Sie Alle, sehen Sie mir bei und ersuchen Sie meinen lieben Arzt, mich auf eine schwierigere Probe zu stellen. Diese setzt seine Meinung von meinem Verstande gar zu sehr herab.“

Aller Augen, die mit freundlicher Theilnahme am Sprechenden gehangen, wendeten sich jetzt fragend und erwartend dem berühmten Schauspieler zu. Niemand rebete. Anton that wie jene, auch er betrachtete schweigend des Künstlers Angesicht.

In diesem ging eine unbeschreibliche Veränderung vor. Die großen Augen wurden enger, Rinn und Unterlippe schienen zurückzutreten*), der Rücken beugte sich krumm, die Brust

*) Es ist bekannt, daß Jffland sowohl, wie Ludwig Devrient in ihren bedeutendsten Rollen sich so viel wie gar nicht schminkten und den mimischen Ausdruck fast immer von geistiger Einwirkung abhängig machten. Bei Devrient fand nur dann eine Ausnahme statt, wenn er sich für gewisse Schwänke eine förmliche Maske ersand, die dann freilich so außerordentlich gerieth, daß er mit demjenigen, den er vielleicht copiren wollte, zu verwechseln war. Als nach dem Abgange des beliebten, aber fragenhaften Komikers Becker in Breslau J. C. die „Pfarre“ von Jul. von Wos ausgeführt wurde, erschien Devrient als Becker, der im gewöhnlichen Leben so viel Aehnlichkeit mit ihm hatte wie ein Buldogg mit einem Löwen, und brachte solch vollkommene Täuschung hervor, daß im Parterre Wetten gewagt wurden, B. sei wieder zurückgekehrt und wolle das Publikum überraschen.

fiel ein; mit beiden Händen strich der Mann sein rabenschwarzes Haar aus der Stirn und streifte es in gehorsam sich schmiegenden Locken glatt zurück. So, ein ganz anderer Mensch, bevor noch ein menschliches Auge entdecken konnte, wann und wie er dieß geworden, richtete er an Anton jene alle Nerven durchdringenden Worte, die kein Fühler vergessen kann, der sie je aus Devrient's Munde vernahm: „Das ist der eblere Mann, was mich hat gerettet aus die Hände von die vergrimmten Mätrosen!“

Dann rückte er sich wieder zurecht, ließ die Haare wieder in's Gesicht fallen, schlug sein Götterauge zu Anton empor und fragte mit listig lächelnden Lippen: Nun, Koffebändiger, bin ich's?

Anton stand bleich und unbeweglich.

Nach einem Weilschen des Schweigens stülzte er mit der Rechten nach seinem Kopfe und sagte zum Arzte: „Ich denke, wir gehen.“

Dann suchte er seinen Hut, trat vor Devrient hin, ergriff dessen Hand, drückte sie an sein Herz und sprach mit bebender Stimme: Jetzt weiß ich wohl, was ein Schauspieler ist! — Der Arzt führte ihn nach Hause.

Diese Begegnung hatte zur Folge, daß Anton, welcher ohnehin von seiner Truppe verlassen worden war und nicht wußte, was er beginnen sollte, bei sich beschloß, ebenfalls Schauspieler zu werden. Zu Devrient wollte er gehen und ihn um seinen Beistand bitten. Ein Sonnenblick leuchtete ihn an aus den Augen des Schauspielers, welcher ihn gestern Abend in der Weinstube freundlich lächelnd betrachtet hatte; jenes Blickes nur gedachte Anton, und ohne lange zu überlegen oder zu zögern, raffte er sich zusammen, machte sich auf den Weg zum Castellan des Theaters, bei dem er sich nach der Wohnung des Mannes erkundigte, welcher ihm und seiner Zukunft ein Orakel werden sollte.

„Er muß das wissen!“ rief er aus.

Winnen einer halben Stunde stand Anton, der Korbmacher aus Liebenau, vor Ludwig Devrient.

Dieser war, ihn zu empfangen, aus der Nachmittagsruhe aufgeschreckt worden, nahm ihn zwar freundlich und gütig, aber doch mit jener nur erzwungenen Herzlichkeit auf, die man erheucheln muß, wenn man sie momentan nicht empfindet.

„Was wünschen Sie von mir?“

— Eine sehr einfache, naheliegende Frage, die aber den Aspiranten entsetzte; sie klang ihm lieblos, kalt im Vergleich zu seines eigenen Herzens Wärme.

„Vielleicht kennen Sie mich nicht mehr? Ich war nur eine Viertelstunde so glücklich . . .“

„D gewiß, ich kenne Sie. Wir sahen uns gestern Abend in der Nähe. Früher schon hab' ich einigemal Ihre Reitbahn besucht. Ich liebe diese kühnen Künste. Noch einmal: was führt Sie zu mir? womit kann ich dienen?“

„Sie würden mir also nicht das Recht zugestehen, mich hier eingedrängt zu haben, nur um Sie zu sehen, zu hören, Ihnen wiederholt zu sagen . . .“

„Sie sind noch sehr jung! — Aber nehmen Sie Platz. Ich freue mich, Sie bei mir zu sehen. Ihr Violinspiel zu Pferde hat eigenthümliche Empfindungen in mir hervorgebracht; es liegt Seele in Ihrem Ton. — Sie sind nun wieder ganz hergestellt?“

„Körperlich wohl. Aber . . .“

„Aha, es steckt was im Herzen? Ihr Herren von der Kunstreterei sollt sehr empfänglich sein für Leiden und Freuden dieser Gattung.“

„Mein Leid ist anderer Art. Es erfüllt den ganzen Menschen. Es ist ein Herzeleid und ein Seelenleiden, gegen welche ich Rath und Hilfe bei Ihnen holen will.“

„Bei mir?“

„Sie sind der Einzige, der mir Weibes geben kann; der Einzige, zu dem ich unbedingtes Vertrauen hege.“

„Rath und Hilfe gegen Seelenleiden bei mir? Bei mir, dem größten Hypochonder im ganzen Königreich? Bei mir, der sich selbst nicht zu rathen und zu helfen weiß? Ah, das ist nicht übel; das wäre ein Stoff für die feingespitzte Feder unseres Kammergerichtsrathes: ein junger Kunstreiter, welcher sich Heilmittel wider Hypochondrie, Melancholie und wie das Teufelszeug heißt, bei mir zu holen kommt! Wissen Sie, daß mich die Aerzte zu Ihnen schicken, das heißt, mir anrathen, ein Pferd zu besteigen und mir reitend Bewegung zu machen, indem ich mich tüchtig rütteln und schütteln ließe? Das soll ein trefflich Mittel sein und dieses, dächt' ich, hätten Sie aus erster Hand. Wie können Sie bei Ihrer Lebensweise auf hypochondrische Orakel gerathen?“

„Wenn Sie mir erlauben wollten. . .“

„Sie haben Recht. Ich ließ Sie nicht zu Worte kommen. Ich bitte um Verzeihung, — und ich höre.“

„Für's Erste ersuch' ich Sie um Gehuld, sich meine Lebensgeschichte mittheilen zu lassen, die Sie romantisch wäghen. Sie ist sehr einfach und — zu Ihrem Troste sei's gesagt — sehr kurz.“

Anton drängte sein Leben und seine Schicksale in einen schlichten Bericht zusammen. Ohne einen Namen zu nennen, ohne Orte zu bezeichnen, gab er seinem aufmerksamen Zuhörer im kürzesten Zeitraum das klarste Bild von sich selbst; mit so festen Zügen entworfen und mit so psychologischer Wahrheit ausgemalt, daß der Schauspieler vollkommen befreundet schien und ihm mehrfach beistimmend und lobend zunickte. Als der Erzähler bis auf den gegenwärtigen Zeitpunkt gebieten war, fuhr er fort: „Gestern sah ich Sie auf der Bühne. Seit gestern Abend fühl' ich das Drückende meiner Lage mehr als sonst, ohne doch zu wissen, was mir eigentlich fehle, ohne mir über meine wachsende Mißstimmung deutliche Rechenschaft ablegen zu können. Die Abreise einer

Freundin hat mein Unbehagen noch gesteigert. Und aus der trostlosen Niedergeschlagenheit, in die ich mich versenkt sah, ist nun plötzlich, wie ein Lichtstrahl von oben, die Hoffnung über mich gekommen, ich könnte Hilfe finden in Ausübung der herrlichen Kunst, deren Meister Sie sind.“

„Also mit einem Wort: Schauspieler wollen Sie werden? Ob ich mir's nicht gedacht habe! Mensch, Sie sind verrückt. Nachdem Sie es durch ungeheure Anstrengung so weit brachten, sich in Ihrem Gewerbe Bahn zu machen, wo sie einer einträglichen Stellung entgegengeheu, wollen Sie umfattern, ein anderes Ziel verfolgen, wollen recht eigentlich vom Pferd auf den Esel steigen? Aber das ist ja reiner Wahnsinn! Wer hat Ihnen gesagt, daß Sie zum Schauspieler berufen sind? Ihr Spiegel vielleicht? Sie wissen, Sie sind ein schöner junger Mann, gut gebaut, die albernsten Weiber mögen Ihnen das oft genug vorgewinselt haben. Doch machen schlaffe Taille und glatte Wangen den Schauspieler nicht. Mit solchen Requisiten und mit dem besten Willen abenein können und werden Sie ein höchst mittelmäßiger Darsteller bleiben. Wissen Sie, was das ist, ein mittelmäßiger Acteur, um nicht zu sagen: ein schlechter? Unter gewissen Umständen, ich meine bei geringen Ansprüchen, wie manche bescheiden eingerichtete Menschennaturen sie nicht anders mitbringen, kann ein solcher subordinirter Handlanger auch ein erträgliches Dasein fortschleppen; das geb' ich zu. Doch für Sie gilt dies nicht. Sie suchen etwas Anderes; Sie werden es nicht finden und dann erst werden Sie ganz elend sein.“

„Das ist möglich. Nach Ihrer Meinung sogar höchst wahrscheinlich. Gut! So ist es doch keineswegs gewiß. Daß ich aber jetzt wirklich und wahrhaftig elend bin, daß ich mich so fühle, daß ich die Ueberzeugung habe, in der Kunstreiterei niemals ein Höchstes zu erreichen, das ist bereits sehr gewiß.

Und ein mittelmäßiger Kunstreiter ist doch wahrlich noch elender als ein mittelmäßiger Schauspieler?"

„Wer sagt Ihnen das? Ich behaupte das Gegentheil. Ein Mensch, der sein Stück Arbeit auf dem Pferde macht, ohne Ideen, ohne Ansprüche auf Geist und Gemüth, jedem höheren Streben entsagend, will eben nichts Anderes sein, als was er ist. In seiner Beschäftigung liegt sein Leben, und wenn er nicht vermag, als Kunstreiter zu glänzen, so bleibt ihm gestattet, sich als tüchtiger Reiter und Pferdekennner auszubilden; er gibt Unterricht, er nimmt zuletzt den Rang eines Stallmeisters ein, der mit Pferden, auf Pferden lebt, weht und wirkt, in seiner Art ein ganz tüchtiger Kerl sein kann. Jener Schauspieler jedoch, dessen Mittel und Fähigkeiten hinter seinen Ansprüchen, dessen Darstellungs Gaben hinter seinen Intentionen zurückbleiben, der fortwährend, auch bei der geringsten Rolle, die man ihm anvertraut, aufgefordert wird, zu denken, zu empfinden, in die Motive der bedeutenderen Schauspieler mit einzugehen, ihnen untergeordnet, doch aufmerksam zur Seite stehen, . . . buldet ein solcher, wenn Ehrgeiz ihn anspornt, nicht fortwährende Folterqualen? Kann es für ihn auch nur eine ruhige Stunde geben? Muß nicht jeder Lobspruch, der ihm für Aufmerksamkeit und Fleiß zu Theil wird, einen Stich in's Herz thun, weil er ihm mit anderen Worten andeutet: nur auf dieser Stufe bist Du brauchbar, auf dieser harre aus? Wehe ihm nun gar, wenn er, empfänglich für Poesie, um sich geistig weiter zu fördern, mit Ernst und Einsicht die Werke der Meister studirt. Dann wird er sich nicht verschweigen können, daß er würdiger sei, ihre Herrlichkeit von der Bühne zu verkünden, als viele, die neben ihm stehen, die er ebenso weit übersteht, wie sie ihn als Schauspieler übertreffen. Denn, mein Lieber, nicht Jeder, der es versteht, vermag es auszudrücken; nicht Jeder, der es fühlt, kann es wieder-

geben; sonst müßten ja alle klugen, gefühlvollen Menschen, die eine gute Aussprache, ein ausdrucksvolles Gesicht, eine starke Brust und gesunde Gliedmaßen besitzen, im Stande sein, vortreffliche Schauspieler zu werden. Sie sind es aber nicht im Stande! Nein, sie sind es nicht! Die Darstellungs Gabe ist ein sechster Sinn, ein unerforschliches Etwas, dessen Entstehen und Walten noch kein Physiologe auseinandergesetzt hat und ebenso wenig jemals einer belauschen wird, wie die Mythen der Zeugung. Und woher muthmaßen Sie, daß dieser sechste Sinn Ihnen mitgegeben sei? Mitgegeben muß er sein, verstehen Sie mich, junger Mensch? Mitgegeben von Geburt aus. Gott — oder der Teufel, ich weiß nicht wer, — muß ihn dem Kinde eingehaucht haben, als es dieses Erdenlages Licht erblickte. Empanden Sie bisher davon eine Spur? Hat ein unbekannter, unbewußter, dennoch unbefleglicher Trieb Sie angeregt, kund zu geben, was in Ihnen köcht und gährt und um jeden Preis zur Anschauung gebracht sein möchte? — Keineswegs! Sonst ja wären Sie, nachdem Sie eine Dorfkomödie mit angesehen, ohne Weiteres den Zigeunern nach und in alle Welt gelaufen. Das Bedürfnis: darzustellen hätte jeden anderen Gedanken bei Ihnen getödtet. Davon aber war keine Rede. Sie liefen in die Welt, leblich, weil es Ihnen daheim nicht mehr gefiel, weil Ihre jugendliche Kraft und Lebenslust zu leben sich sehnten. Die Bühne suchten Sie nicht. Liebe und Liebesglück suchten Sie, Pferde, bunte Kleider, Gefahr! — was ich Ihnen sage, soll kein Vorwurf sein, ich finde das Alles ganz natürlich. Darum mögen Sie es auch natürlich finden, wenn ich Sie nicht von innen berufen halte, Schauspieler zu werden. Weil Sie mich gestern spielen sahen, weil ich Sie rührte, weil wir uns im Weinhanse saßen, weil ich Sie durch einen Spaß à la Garrick überraschte, deshalb wollen Sie in aller Eil' auch ein Schauspieler

sein? Wie die Kinder, wenn sie von der Parade kommen, General spielen oder Priester, weil sie in einer Kirche waren. Es schauspielert sich nicht so leicht! Gott, wie Vielen hab' ich das schon zurufen müssen?! Ich bin müde davon!"

„Sie schweigen; — haben Sie gebendet? Unterbrechen wollt' ich Sie nicht; darf ich jetzt noch ein Wort an Sie richten? Ihre scheinbare Härte hat mich weder verletzt, noch gekränkt; ich hörte nur den Ehrenmann reden. Doch nun erlauben Sie mir, meine Einwendungen vorzubringen, die, wenn auch nicht Alles, doch Einiges widerlegen dürften, was Sie mir entgegengestellt. Ich begreife vollkommen, daß viele junge Männer sich an Sie drängen, um Ihnen, gleich mir, Wünsche zu eröffnen, die den meinigen ähnlich sind. Sie haben gewiß Recht, bei solchen Eröffnungen der Kinder zu gedenken, welche im Spiele nachäffen möchten, was ihnen eben in Wirklichkeit erschien und ihre Einbildungskraft erregte. Auch will ich gern glauben, daß bei vielen Jünglingen der Drang nach ungebundenem Leben, die tadelnswürthe Sehnsucht, ihren häuslichen Verhältnissen zu entfliehen heftiger sein mag, als der eigentliche innere Beruf zur Kunst, daß folglich auf diese Weise Viele die Bretter besteigen ohne edleren Antrieb, — ja ohne wahre Neigung und Lust zur Sache. Desto schlimmer für Jene! Aber paßt denn das auf mich? Ich bin ja frei, ungebunden, treibe ja schon ein Handwerk, welches gleichsam außer allen Schranken des bürgerlichen Lebens liegt. Ich, wenn ich mich dem Theater widme, trete ich sozusagen in's geregelte Dasein zurück; ich beschränke mich selbst, indem ich darauf hinarbeiten will, aus einem länderdurchstreichenden Vagabunden ein solider Künstler zu werden. Was Ihren Beamten und ersten Geschäftsmännern ein Tummelplatz ungebundener Willkür erscheint, die Bühne, — mir, dem Aufwärter in einer Menagerie, dem

Eleven einer Reiterbande, — mir wird sie zum Tempel, zum Heiligthume, wo ich die Gottheit und deren Nähe ahnen darf! Von dieser Seite kann mich also der Vorwurf des Leichtsinns gewiß nicht treffen. Von der anderen Seite aber, was Ihren Zweifel an meinem Talente gilt, — reden sie aufrichtig: ist Ihre Verechtigung, mir dieses abzusprechen, größer, sicherer begründet, als meine Verechtigung, daran zu glauben? Wissen Sie, was in mir vorgeht, seit ich Sie spielen sah? Wollen Sie darauf schwören, daß ich nicht jenen Hauch empfangen habe, den der Himmel — oder, wie Sie scherzhaft äußerten, die Hölle — dem Schauspieler bei seiner Geburt einblasen mußte? Wollen Sie's verantworten vor mir und vor sich selbst, wenn Sie mir mit unumstößlicher Gewißheit auf den Kopf zusagen, daß ich durchaus nicht befähigt sein könne, bereinst ein großer Schauspieler zu werden, ein Schauspieler — wie Ludwig Devrient?"

„Nein, das könnte ich nicht beantworten; denn Sie sprechen wahr: ich weiß es nicht, wie man weiß, daß zweimal zwei vier macht. Doch was ich weiß, was ich verantworten will vor mir, vor Ihnen und vor Gott, das ist mein wiederholter Ruf: Versuch' es nicht! „Ein großer Schauspieler!? Ein Schauspieler, wie ich!?" Nun meint er Wunder, welchen Trumpf er ausgespielt. Und was würdest Du denn sein, Knäbchen, wenn Du 's erreicht hättest; wenn Du ein großer Schauspieler wärest, ein Schauspieler wie — ich!? Ein armer, erbarmungswürdiger Mensch wirst Du sein: ein Mensch, den seine Kunst aufgerieben, der in jungen Jahren wie ein Oreis dahin welkt; ein Mensch, der, ein Spielball seiner eigenen Nerven, keine Gewalt mehr hat über sich selbst, keine moralische Kraft, sich zu beherrschen; der sich mit Weisfall überschüttet hört, wenn er an sich zweifelt; den sie kalt vorübergehen lassen, wenn er den Gott

in sich fühlt; der um Beifall buhlen muß, welchen er verachtet, — und ohne welchen er doch nicht leben könnte, weil er nur aus ihm Lebenslust athmet; der das Publikum geringschätzt, weil es kein Urtheil hat, weil es niemals weiß, was es will, weil es dumm ist, und der diesem dummen Publikum dient, wie der Negerklave seinem Pflanze; der leuchtend bis zur Zerstörung aller Organe, matt bis zum Tode sich hinschleppt vor die Lampen, die ihn abschneiden von der bewegten, thörichten, unbeständigen, unbankbaren Masse. — Undankbar, ja undankbar sind sie. Oh Schande und Schmach! Wenn ich halb sterbend in einem Winkel lag; wenn kein Fünkchen mehr glimmen wollte aus dem zerrütteten Leibe; wenn ich, unfähig beinahe mich zu regen, flüssiges Feuer hinabstürzte, daß es mich brennend durchbringe, daß ich auf eine Stunde nur emporleuchten könne, sie zu entflammen mit meiner Gluth, — für wen that ich es denn? Für wen goß ich Gift in diese franke Brust? Für sie! Für ihr Entzücken? Und wie lohnen sie mir's? Säufer nennen sie mich! Wohin Du kommst, wirst Du vernehmen, daß sie mich tabeln, daß sie mich anklagen, daß sie mich Trunkenbold schelten, Verschwender, Wüßling. Oh die Undankbaren! Die Dummen! Weil eine Stunde schlägt, welche zum Beginn des Schauspiels angesagt ist; weil sie versammelt sind auf ihren Sitzen, die langweiligen, gelangweilten Gesichter, weil sie ihr lumpiges Eintrittsgeld gezahlt haben; weil ich ihr Knecht bin, soll ich, sobald der Souffleur das Zeichen gibt, ihr — Gott weiß was — werden; ihr König Lear, ihr Schneider Fips, ihr Mephistos*), ihr Gottlieb Kose, ihr armer Poet, je nachdem die Anschlagzettel es künden und sie ihre Karten gelöstet. Und die Bestien begreifen nicht, daß eine Seele,

die solchem gewaltigen Rufe zu gehorchen fähig ist; eine Seele, die sich so tief in den Zustand fremder Seelen zu versetzen vermag; daß diese Seele eine franke werden oder schon sein muß; begreifen nicht, daß eine solche Seele den Körper, der sie umgibt, der für sie und mit ihr leidet, aufreiben muß! Die Bestien! Große Leidenschaften soll ich ihnen vorführen; ungeheure Persönlichkeiten soll ich ihnen zeigen, soll diese vor ihnen schaffen, entfalten, zerstören; soll vor ihnen großen, rasen, sterben; soll Alles mitempfinden, mitdurchleben, — bloß weil sie ihr Legegeld an der Cassé entrichtet? — und ich soll keiner großen Leidenschaften in mir selbst fähig, soll derselben nicht bedürftig, soll ein Spießbürger sein, wie sie? Soll sein säuberlich heimgehen, unter meine Decke kriechen und Fliederthee saufen, wenn meine Pulse noch glühen, mein Herz noch tobt, meine Nerven zu zerreißen drohen? Die großen Leidenschaften sind es ja, ihr ewigen Philister, sie allein, die den großen Schauspieler geben! — Ein großer Schauspieler! Ha, ich muß lachen. Was ist er ihnen? Der Affe, der für sie springt. Ihr Applaus ist die Peitsche, die ihn springen macht. Und dieser Applaus, nach dem ich trachte, dessen ich bedarf, wenn ich gut spielen soll, wie des geistigen Getränkes, wenn ich nicht zusammensinken will! — Wie vertheilen sie ihn? Wem spenden sie ihn am lautesten, am häufigsten? — Laß mich's nicht denken, Du gutes, unerfahrenes, leichtgläubiges Kind! Laß mich schweigen!"

Bleich und stumm stand Anton vor dem zürnenben Künstler, der nur nach und nach wieder einige Fassung gewann und endlich, scheinbar beruhigt, mit seinem spöttischen Lächeln fragte: „Nun, wie steht's, wollen Sie noch ein großer Schauspieler werden?“

Anton erwiderte: „Von mir ist jetzt nicht mehr die Rede. Ich habe jetzt nur Gedanken für Sie, für Ihren Zustand. Das ist die traurigste Ent-

*) Es ist hier vom Teufel in Klingemann's Faust die Rede. Der Goethe'sche war zu Ludwig Devrient's Zeiten noch nicht auf der Bühne.

täuschung, die mir zu Theil werden konnte. Ich kam, einen Herrscher zu sehen, der in seinem Reiche angebetet, beglückend und glücklich wäre. Sie zeigen mir einen Unglücklichen, der an sich und seinem Glücke verzweifelt; der seine Kunst geringschätzt . . .“

„Halt' er an! Halt' er an, junger Reiter, daß die Mähre nicht mit ihm durchgeht! So ist es nicht gemeint. Wenn ich unglücklich bin, will ich es nicht für den Pöbel sein. Ich bin es für mich, an trüben, grauen Tagen, wie heute; bin es für die Vertrauesten; bin es jetzt gewesen für einen bieberen Jungen, dem ich gestern Abend in's Herz geblückt und den ich lieb gewonnen. Also, mein Söhnchen, das bleibt unter uns. Aber die Kunst, die Schauspielkunst, die wahren Künstler schätz' ich nicht gering; das haben wir falsch verstanden, junges Kameel mit geschorenem Schädel. Denn ich müßte dann auch mich und mein Genie geringschätzen; und das wäre Gotteslästerung. Weiß er das? Ich bin fromm, auch wenn ich nicht zur Kirche gehe. Ich bin tugendhaft trotz meiner Laster. Ich bin ein reines Kind trotz all' dem Schmutz, der an mir klebt. Ich glaube an Gott. Ich bin dankbar gegen ihn, dankbarer, als unser hochpreisliches, höchst verehrungswürdiges Publikum. Und weiß ich fromm bin, weil ich an Ihn glaube, glaub' ich auch an mich und meine Kunst, für die er mich geschaffen hat. Begreift man diese Consequenz? Und wenn ich geklagt habe, daß die Seele des Schauspielers sich selbst verleugnen, sich untreu werden; daß sie sich in die Seele, in den Leib Anderer versetzen; daß mit einem Worte der Darsteller seine Persönlichkeit aufgeben müsse, so war das eine Klage aus dem beschränkten Gesichtspunkte beschränkter Kleinräumer, in welche unsereiner einstimmt, wenn er schwache Stunden hat. Höheren Ortes erscheint sie albern. Soll etwa der Advocat, der eine schlechte Sache zu vertheibigen, der den Proceß eines Schurken zu führen verpflichtet wird, deshalb ein

Schurke heißen, weil er alle Segel aufspannt, demjenigen zwischen Galgen und Rad vorbeizuhelfen, dessen Unrecht er so klar durchschaut wie die Richter? Thut er nicht seine verdammte Schuldbigkeit, wenn er sich mit allen Kräften des Geistes, mit allen Mitteln des Wissens in die Lage des Schurken denkt und für ihn arbeitet, wie für sich selbst?? Und an mir, an meinem besseren Ich sollten die Makel hängen bleiben, in die ich mich sinnend vertiefe, um einen Shylock, einen Franz Moor in ihr hellstes Licht zu setzen? Das träfe ja den Dichter nicht minder als mich. Thorheiten das! Wir sieh'n über diesen Dingen; der schaffende Dichter, der wieder-schaffende, belebende Schauspieler. Wir stehen über der Masse, die uns nicht begreift; so wenig wie sie begreift, wie viel dem producirenden Poeten, wie viel dem reproducirenden Darsteller gehört von dem, was sie erschütteret, entsetzt, rührt oder wiehern macht.“

„s ist allerdings ein elend Leben, Röcht's doch nicht für ein anderes geben!“

„Nun, lebe wohl, mein Sohn! Folge mir, gib den flüchtigen, eitlen Gedanken auf. Dich rief Dein Spiegel zum Theater, nicht der Gott in Dir; — obwohl der Teufel noch weniger: aus solchen Zügen redet der nicht. Werd' ein tüchtiger écuyer. Wir Franzosen — (denn ich bin so ein Stück von Franzosen, weil wir Devrients aus der französischen Colonie stammen; wenn ich schon sonst durch und durch ein ehrlicher Deutscher und ein treuer Preuße bleibe!) — wir Franzosen sagen: „embrasser un métier.“ Das ist ein schöner Ausdruck; man soll, was man einmal zum Beruf erwählt, fest umhalsen, an's Herz drücken wie eine Geliebte; nicht loslassen, nicht wechseln, nicht von einem auf's andere äugeln. Folglich bleib' im Stalle, in Deiner Reitbahn. Dort blüh'n auch Röschen, wenn keine Rosen, — und Dornen stehen überall. Fühlst Du Dich aber manchmal niedergebrückt

von den Mühen Deines Handwerks, — oder nennen wir's Kunst meinethwegen, — bist Du recht verbrossen und abgemattet vom Staube des Tages, vom Lärm Eurer Abende, dann gedenke dieser Stunde, gedenke meiner, Du ehrlicher Bursche, meiner, der Dich und Deine treuen Augen nie vergessen wird; bedenke, daß der arme Ludwig auch sein Bündel trägt, daß er leucht unter dieser Last, daß er jede frohe oder wilde Stunde der Nacht mit bitteren Qualen bezahlt; daß jeder Abend des sogenannten Triumphes ein Jahr seines zerstörten Lebens kostet; daß er nicht selten den ganzen Plunder von Weisfall, Ehrenbezeugungen, Berühmtheit zum

Senfer wünscht, weil er nichts davon hat als die Schmerzen!"

Bei diesen Worten reichte er Anton die Hand und ging. Doch an der Thüre des anderen Zimmers wendete er sich noch einmal um, erhob das herrliche Haupt, ließ sein Auge von geistigem Glanze strahlen, wuchs, möchte man sagen, auf vor des Staunenden Blick, daß er groß, erhaben aussah, und wiederholte mit vollster Kraft der Stimme:

— nichts als die Schmerzen,
Und wofür wir uns halten in unserm Herzen"

Dies war das letztemal, daß Anton Ludwig Devrient gesehen und gehört.

Pius der Neunte und die Revolution.

Nachrichten von Prof. Julius Schanz in Rom.

Am 7. Februar d. J. ist bekanntlich Papst Pius IX. gestorben. Wir wollen im Nachfolgenden die wichtigsten Momente dieses inhaltsreichen Lebens hervorheben. Johann Maria Mastai wurde 1792 aus adeliger und vornehmer Familie in Sinigaglia geboren. Mit elf Jahren kam er nach Valtterra und begann seine literarischen Studien in dem Collegium eines gewissen Pater Inghirami. Die Prädispositionen des Jünglings waren nichts weniger als günstige und dessen geistige und physische Anlagen gleich schwach, so daß er auf den Rath der Aerzte bald nach seiner Geburtsstadt zur Familie zurückkehren und sich jeder geistigen und physischen Anstrengung enthalten mußte.

Aus Mastai's Jugendzeit ragen viele abelige Frauennamen herüber, für deren Trägerinnen er geschwärmt, von denen jedoch nur Eine tiefere Eindrücke in seiner Seele zurückgelassen hat. Einer römischen Fürstin von hohem Rang und außerordentlicher Schönheit wid-

mete Mastai die Prämitien seiner Leidenschaft. Er stand mit derselben in freundslichem Verkehr, begleitete sie auf Spaziergängen und war ein fleißiger Besucher ihrer Salons. Eines Tages, als der milchhaarige Jüngling seine Verehrte nach dem Sanctuarium von Loreto begleitete, erhielt dies Verhältniß eine plötzliche, unerwartete Lösung; auf dem Wege stürzte nämlich der Wagen, in dem die Fürstin saß, und Mastai wäre gern der Glückliche gewesen, der sie aus ihrer schrecklichen Lage befreite. Es kam indeß anders. Ein Dragoner-Offizier, welcher neben dem Wagen einherritt, that es ihm zuvor und trug die Palme davon. Die Fürstin heiratete ihn zwar nicht, weil sie es nicht durfte, indem ihre Verwandten sie nach einem andern Orte brachten und sie später einem lombardischen Herzog antrauten. Die Epilepsie setzte indeß ihr Zerstörungswerk an dem Jüngling fort und die Aerzte riethen von allen Studien und physischen Arbeiten ab.

Als Murat in die Marken einbrach, trat Mastai in intimen Verkehr mit Offizieren, welche in ihrer Abenteuerlichkeit nach Sinigaglia gekommen waren, in der Hoffnung auf das Erbe des Königs von Italien, und in dieser Gesellschaft huldigte der Jüngling sehr freibeitlichen Principien. Der Anblick jener Uniformen war es auch, welcher in ihm die Lust zum Militärstande erweckte; auf Empfehlung eines Monsignor seines Onkels wurde er Lieutenant in der päpstlichen Garde. Man erfuhr indeß, daß er der Epilepsie unterworfen sei und der Waffenminister erklärte ihn untauglich zum Dienste in jenem Corps. Da beschloß der Tiefge tränkte, der von der Familie nur einen lärglichen Subsistenz-Beitrag erhielt, sich dem Priesterstande zu widmen. Er entsagte den Freuden seines bisherigen Lebens und zog sich in das Hospiz Santa Giovanni zurück, wo er sich dem Unterricht und der Erziehung der Jüngeren widmete. Aber ein größerer Schauplatz sollte seiner Thätigkeit bald offen stehen. In Rom lebte damals Monsignor Odescalchi, welchem die Leitung in jenen üblichen Passionspielen anvertraut war. Diese Passionsspiele waren eine Art religiösen Theaters, das man zur Erbauung des Volkes in den Kirchen und auf freien Plätzen improvisirte und wobei katholische Mär- und Bekehrungsdramen recitirt wurden.

In den Kirchen diente die Kanzel und auf den Plätzen ein eigens errichtetes Bretter-Podium, eine Art Theaters-Karren, als Bühne; der Schauspieler waren zwei oder drei, je nach Bedarf. Das Stück war immer dasselbe: Bekehrung des Sünders und Verwirrung des Kezers und Triumph der Frommen über die Gottlosen. Als nun Cardinal Testa Ferrata zum Bischof von Sinigaglia ernannt wurde, beschloß er, seinen Einzug in die Diözese durch Aufführung einer solchen heil. Komödie zu verherrlichen, wobei der

jugendliche Mastai die Rolle des Conventiten spielen sollte. Sinigaglia sah den verschmähten Liebhaber der Fürstin Albani in der Tunica des Clerikers wieder und seine Leistungen rühmten dermaßen, daß eine Zuschauerin, eine gewisse Ferretti, die schon vorher Symptome des Wahnsinnes gezeigt hatte, nach der Vorstellung wirklich wahnsinnig wurde.

Nach Rom zurückgekehrt, wurde Mastai zum Canonicus von Santa Maria inviolata und zum Ritter der heil. Jungfrau ernannt. Kurze Zeit darnach wurde er zum Missions-Coadjutor nach Südamerika (Chili) ernannt, kehrte indeß nach kurzem Aufenthalte von dort wieder zurück und wurde zum Erzbischofe von Spoleto befördert. Dort überraschte ihn 1830 der Aufstand der römischen Provinzen, er flüchtete auf das neapolitanische Weichbild seiner Diözese. Die Destreicher hatten Bologna unterworfen und drohten, in die Marken einzumarschiren. Der Erzbischof von Spoleto kehrte daher auf seinen Posten zurück und spielte eine sehr geschickte Rolle, indem er den österreichischen General Sercoguani und die Aufständischen zugleich in Schach hielt. Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, wurde Mastai als Bischof nach Imola versetzt und so stand dem Glücklichen nach canonischem Rechte der Weg in's heil. Collegium offen. Die gehoffte Verleihung des Cardinalschutes ließ zwar einige Zeit auf sich warten, aber sie kam gerade zurecht, und als Gregor XVI. gestorben war, ging Mastai aus dem Conclave 1846 mit dreifacher Krone hervor. Der erste Regierungsact des neuen Pontifex war die berühmte Amnestie, gegen deren Erlassung das Cardinals-Collegium fast einstimmig protestirte. Ein Monat der langwierigsten Berathungen und Zweifel verstrich, ehe das Decret, das allen politischen Gefangenen und Flüchtlingen die Freiheit wiedergab, erscheinern konnte. Der Erwählung Pius IX. waren

das Lautwerden des unter priesterlichem Despotismus feufzenden römischen Volkes und die ersten Schritte zur Realisirung dieser Wünsche auf dem Fuße gefolgt und innerhalb eines Jahres waren das Censurgefetz, die Consulta, der Staatsministrerath eingeführt worden. Aber es blieb bei diesen unbedeutenden Anfängen, womit man nur die öffentliche Meinung beschwichtigen wollte, und das römische Volk sichelte seinen Souverain, der in einer Anwandlung von Liberalismus mehr zugestanden hatte, als er eigentlich wollte und durfte. Uebrigens war weniger ein politisches Interesse als vielmehr seine persönliche Herzensgüte Ursache seiner Zugeständnisse. Es gährte bald unter dem enttäuschten Volke, und Oesterreich, das von der freiheitlichen Krise, die im Kirchenstaate wehte, einen Sturm und den Ruin seiner absolutistischen Macht in Italien befürchtete, wandte alle seine diplomatischen und Kriegskünfte auf, um die liberale Strömung im Kirchenstaate zurückzustauen. Die gewitterschwangern März-tage rückten heran und die europäische Jungfrau schüttelte sich im Fieberschauer. In Wien hatte der Sturm Metternich beseitigt, Kaiser Ferdinand hatte die österreichische Standarten in Italien roth und weiß färben lassen und die Revolutionäre malten noch ein Grün dazu.

Die Mitglieder des heiligen Collegiums verriethen ihren Stoll gegen die freiheitlichen Anläufe des Pontifex in einer Reihe von Demonstrationen, welche es Pius IX. bald wie Schuppen von den Augen fallen ließen, über die Früchte seiner eigenen Saat. Er konnte nun weder vorwärts noch zurück, denn er hatte es mit der Revolution und mit dem Orthodogismus gleichermaßen verborben durch seine Unentschlossenheit und Wahlheit.

Grazia Si, sein intimer Rathgeber in geistlichen Angelegenheiten, war gestorben und seinen besten Freund, Monsignor Corboli, hatten die schmolenden Gegner aus dem Quirinal zu

entfernen gewußt, gerade jetzt, wo guter Rath so theuer war.

Am 11. März stahl sich Pius IX. heimlicher Weise zum Jesuitengeneral, dem berücktigten Pater Rothmann, den er in der schwierigen Lage consultirte. Die zwei Männer, in deren Entschlüssen Krieg und Frieden des Welttheiles lagen, conferirten lange miteinander, ohne daß der Gegenstand ihrer Berathungen später bekannt geworden wäre. Drei Tage nach jener denkwürdigen Conferenz, sah man die unheimlichen Schaaren der Gesellschaft Jesu in aller Stille verschwinden und die Richtung nach ruhigeren Erdtheilen einschlagen; dieß geschah am 14. März.

Am nächsten Morgen verkündigten der Kaiser in Wien und Pius IX. in Rom die Constitution oder das Freiheitsstatut.

Freilich gelang es weder dem Kaiser in Wien noch Pius IX. in Rom, mit dieser Scheinconcession die aufgeregten Völker zu beruhigen. Für Jung-Italien gab es mit Oesterreich keinen Vergleich, ja die Römer betrachteten die ihnen von Wien aus aufgebrängte Verfassung als eine ihnen zugesügte Beleidigung und begaben sich eines schönen Morgens mit wehenden Fahnen nach dem Palazzo Venezia, wo, wie heute, der österreichische Gesandte residirte, und verlangten von diesem die Entfernung der kaiserlichen Wappen. Der Gesandte stellte sich, als ignorire er die Ereignisse und bat um eine kurze Bedenkzeit, indem er sich und seine Familie der Humanität des römischen Volkes empfehle. Man antwortete ihm, er und seine Familie hätten nichts zu fürchten, nur müsse der unheilvolle Abler verschwinden, worauf derselbe denn auch sofort mit Sturm genommen, zertrümmert, durch die Straßen geschleift und ohne daß jemand es verhindern konnte, mitten auf der Piazza del Popolo, am Fuße der Obeliskten verbrannt wurde. Die Marmor-Inskript am Palazzo Venezia ward

niedergerissen und an Stelle derselben ein Carton angebracht, mit den klostert hohen Worten: Palazzo della dieta Italiana (Palast des italienischen Landtages).

Der Pöbel rief einen alten Veteranen der Freiheit, General Giovanni Durando, zu seinem Führer aus und Pius IX. durfte keinen Einspruch erheben. Mehr noch: ehe die Aufständischen zum Kampfe gegen Oesterreich auszogen, vereinigten sie sich im Circolo Romano und gaben den Aspiranten der verschiedenen italienischen Provinzen durch eine Adresse an den Pontifex Ausdruck, worin dieser gebeten wurde, den nationalen Landtag so schnell wie möglich einzuberufen. Diese Adresse wurde Pius IX. vorgelegt, der sie mit dem ihm eigenen gutmüthigen Lächeln und jener Freundlichkeit entgegennahm, die sein Wesen kennzeichnen.

Aber die erste Concession, die Verfassung, zog in natürlicher Folge weitere Concessionen nach sich und jene war daher in den Augen des heil. Collegiums ein folgenschwerer Irrthum.

Als Pius IX. mit den Cardinälen die Verfassung berieth, stimmte ein Einziger, das einflussreichste Mitglied des heil. Collegiums, zu seinen Gunsten. Von diesem plötzlichen Gesinnungswechsel eines ihm bisher entgegen gewesenen Purpurträgers überrascht, fragte Pius IX. nach der Berathung um seine Gründe und dieser erwiderte unbefangen: „Ich widersetzte mich der ersten Concession, weil es von Eurer Heiligkeit abhing, sie zu gewähren oder zu verweigern. Jetzt ist es zu spät. Heute ist die Verfassung gewährt und morgen wird man die Republik ausrufen.“

Pius IX. blieb wie versteinert und der Prälat fuhr mit etwas weicherem Tone fort: „Gestatten mir Eure Heiligkeit, daß ich Ihnen offen meine Meinung sage: Die päpstliche Regierung gehört nicht zu jenen Institutionen, die man gründlichen Re-

formen oder auch nur gewissen Prüfungen unterwerfen kann. Ich will nicht behaupten, daß sie unveränderlich, wie ihr göttlicher Gründer; in keinem Falle aber kann man sie umgestalten, ohne ihre Fundamente zu erschüttern. Eine Macht, die mit sich täglich handeln läßt, ist keine Macht. Was man dem Vorgänger Eurer Heiligkeit mit Bezug auf die Gesellschaft Jesu antwortete: sit ut est, aut non sit, das gilt auch von dem Papstthum, und unglücklicherweise von allen Monarchen. Eure Heiligkeit scheinen die Doppelnatur der Ihnen anvertrauten Gewalt nicht reiflich erwogen zu haben; Eure Heiligkeit haben die Macht, die Seelen der Gläubigen zu binden und zu lösen; was aber das weltliche Besizthum der Kirche anbetrifft, so hat Ihnen Niemand das Recht gegeben, dasselbe zu cebiren oder umzugestalten. Wir haben den Schwur Eurer Heiligkeit in Händen, und das Recht, zu erwarten, daß Sie denselben niemals verletzen werden.“ Der Pontifex musterte den Redner, ohne zu antworten. Es schien, als wollte er sagen: Was thun? Der Prälat fuhr fort: „Wir müssen die Gelegenheit benützen und den perfiden Einküsterungen Frankreichs und Englands entgegenzutreten und uns mit unseren alten Freunden alliiiren. Das Papstthum ist auf die Hilfe der absoluten Staaten angewiesen. Der Krieg mit Oesterreich muß perhorreszirt, unsere Truppenmacht aus Mittelitalien zurückgezogen, Piemont excommunicirt und die schwankende Autorität des Königs in Neapel befestigt werden.“

„Eher abbanken!“ erwiderte ihm Pius IX.

„Das heil. Collegium könnte Ihre Abdanfung nicht eher annehmen, als bis das Euer Heiligkeit anvertraute Besizthum außer Gefahr ist; Jeder trage die Folgen seiner Handlungsweise. Eure Heiligkeit begehren meinen Rath, es war meine Pflicht, offen und ohne Umschweife zu reden. Die

Gefahr beschwört man nicht durch Scheinmittel.

„Ich werde mein Gewissen zu Rathe ziehen“, antwortete der Pontifex.

„Das heil. Collegium hat das seine bereits geprüft und spricht zu Ihnen durch meinen Mund.“

Während Pius IX. unschlüssig hin- und herrieth, gingen die Wellen der Volksbewegung immer höher. Der Minister-Präsident Terenzi, vom heil. Collegium in Schach gehalten, war zurück- und Rossi an seine Stelle getreten. Die Verfassung ward suspendirt und während Rossi sich anschickte, seine Transactionsprogramme einer Kammer vorzulegen, erreichte ihn, den Unglücklichen, der Dolch seiner Gegner auf der Treppe des Palazzo Legislativo. Diese Nachricht fiel wie ein Zünder in die Hoffnungen des aufgeregten Volkes, das den Krieg gegen Oesterreich mit Piemont verlangte und beschloß es, durch die Gewalt der Waffen zu erreichen, was ihm die Curie auf gütlichem Wege verweigerte. Man stürmte nach dem Quirinal, den die Schweizergarde umstellt hatte und nach einem blutigen Zusammenstoß zwischen Soldaten und Volk mußte Pius IX. capituliren. Er verhandelte mit den Häuptern der Bewegung und berief Terenzio Mamiani neuerdings in's Ministerium. Das Volk schien beruhigt und suchte den Papp durch Ovationen für die unpolitischen Erregungen der jüngsten Tage zu entschädigen, aber die Ereignisse waren dem Pontifex und seinen Rathgebern eine zu deutliche Warnung, und so flüchtete sich Pius IX. in Gesellschaft einer fanatischen Pietistin, der Gräfin von Spane, noch in derselben Nacht nach Gaeta.

Von diesem Zeitpunkte an machte sich der Einfluß des der Curie so fatalen Cardinals Antonelli auf den durch die Ereignisse mürbe gemachten

Pius besonders geltend und die österreichische Politik bekam zusehends die Oberhand.

Pius IX. war nun nichts mehr als ein Werkzeug der durch seinen Günstling vertretenen Reactions-Partei und der Gesellschaft Jesu. Oesterreich erklärte, die Anarchie im Kirchenstaate nicht länger dulden zu können und die päpstliche Autorität um jeden Preis wieder herstellen zu wollen. Die katholischen Mächte mögen mitwirken oder nicht, Oesterreich werde den Kampf in jedem Falle unternehmen. Auch Piemont wurde eingeladen, zu Gunsten der päpstlichen Welt Herrschaft zu interveniren. Oesterreich und Frankreich besetzten die inzwischen von Mazzini ausgerufenen römische Republik und Pius IX. durfte bald nach Rom zurückkehren, um unter dem freundschaftlichen Schutze fremdländischer Bajonnete die weltliche Herrschaft wieder anzutreten. Es folgten nun die von dem ohnmächtigen Fanatismus der Jesuiten, welche in dem geübten und genußsüchtigen Staatssecretär Antonelli ihren mächtigsten Anwalt hatten, eingegebenen diplomatischen Acte, als: die Proclamation der unbefleckten Empfängniß und der Unfehlbarkeit. Die Letztere erfolgte im Decumenischen Concil von 1869; ein Versuch Garibaldi's, Rom von den französischen Truppen zu säubern und den italienischen Staaten einzuverleiben, war drei Jahre früher bei Montana mißlungen, erst 1870, unter den strafenden Sieben deutscher Vergeltung, zog Napoleon III. die französischen Truppen aus dem römischen Territorium zurück und die Italiener hielten nach kurzem Bombardement durch die Porta Pia ihren Einzug in die ewige Stadt.

Papst Pius zog sich in den Vatican zurück, den er bis zu seinem Tode nicht mehr verlassen hat. Mit ihm ist das souveräne Papstthum zu Grabe gegangen.

Redensarten.

Von Robert Hamerling.

Wenn wir in der Umgangssprache und sogar in der Schrift Ausdrücke angewendet finden und selbst anwenden, wie: Sich einen Haarbeutel trinken, etwas im Schilde führen, Jemandem einen Bären aufbinden, die Gegner in die Pfanne hauen, Stein und Wein schwören, einen Affen haben, Jemandem einen Korb geben; ober: da liegt der Hase im Pfeffer, da liegt der Hund begraben; oder auch einzelne Worte und Bezeichnungen, wie: Hagestolz, Strohwitwe, Kannegießer, Kuppelpelz, Zapfenstreich, Salbaberei, Gallimathias — so vermag selbst die lange Gewohnheit, die endlich auch bei den wunderbarlichsten Dingen das Fremdartige des Eindruckes abstumpft, nicht zu verhindern, daß dann und wann eine kleine Neugier sich unser bemächtigt, woher denn wohl die eine oder die andere dieser eigenthümlichen, so leicht verständlichen und so schwer erklärbaren Redensarten ihren Ursprung habe?

Daß gerade auf dem Gebiete der deutschen Sprache eine besonders große Anzahl von solchen Ausdrücken wie paßlose Individuen sich umhertreibt, ist in der nachsichtigen Controle, die auf diesem Gebiete geübt wird, zum Theil auch in der Vorliebe begründet, die der germanische Volksgeist überall für das Charakteristische, für das individuell Gefährte, für das kräftig Markirte und für das bildlich Veranschaulichte des Ausdrucks an den Tag legt.

Ein Ausdruck, der auf einen speciellen Fall gepaßt hat, wird nirgends leichter als bei uns als eine Bezeichnung von allgemeiner Bedeutung acceptirt und von Tausenden

wiederholt. Das Münzwesen der deutschen Sprache ist überaus liberal: jeder von uns hat das Recht, sich im Nothfalle einen Knopf vom Leibe zu schneiden und ihn als Münze in den Verkehr zu bringen. Aber die vielleicht allzu große Liberalität, mit welcher im Deutschen neuen Wortbildungen und Nebeweisen Thür und Thor geöffnet ist, wird doch wieder ausgeglichen und gesühnt durch den reblichen Fleiß und die Gewissenhaftigkeit, mit welcher unsere Gelehrten sich hinterher den Kopf zerbrechen, um zu ermitteln, wie und woher jene Wortbildungen und Nebeweisen entstanden und in Cours gekommen sind.

Constant von Wurzbach, derselbe bekannte Schriftsteller, der in seinem „Biographischen Lexicon des österreichischen Kaiserstaates“ ein Werk deutschen Sammlerfleißes liefert, das wenige seines Gleichen hat, dient auch in jener Beziehung als Nothhelfer für alle Wißbegierigen. Seine „Historischen Wörter, Sprüchwörter und Redensarten“ (Hamburg, Richter) sind ein Buch, auf welches zurückzugehen die unterhaltendste Befriedigung bietet. Eine erstaunliche Belesenheit ist darin sichtbar; und doch bildet es, wie der Autor in der Vorrede nicht ohne Betrübnis klagt, nur einen leichtgeschürzten Auszug aus dem großen und mit weit grünlicherer Gelehrsamkeit beschränkten Sammelwerke, das im Pulke des Verfassers einer für dickleibige Publicationen günstigeren Epoche entgegenharrt.

Ob die von gelehrten Forschern und Sammlern gegebenen Erklärungen überall treu, beglaubigt, ja auch

nur plausibel und ansprechend seien, darüber ließe sich streiten. Es ist aber zu erwägen, daß ein Erklärer in dieser Beziehung doch nur auf historische Grundlagen sich stützen kann, daß es seine Schuld nicht ist, wenn die Ueberlieferung ihn hie und da im Stiche läßt, und daß er noch immer besser thut, ehrlich zu geben, was er austreiben konnte, als Plausibleres aus Eigenem zu erfinden.

Am öftesten liegt das Unzureichende der überlieferten, aus irgend einem längst verschütteten Schacht zu Tage geförderten Erklärung darin, daß der Leser nicht die Ueberzeugung hat, die fragliche Redensart sei wirklich in dem erzählten Falle zum erstenmale gebraucht worden. Die Gelegenheit, bei welcher eine schon bestehende Redensart eine besonders treffende Verwendung fand, so daß sie zur Entstehung einer Anekdote Anlaß gab, mag zuweilen fälschlich als der erste Fall des Gebrauches jener Redensart überhaupt betrachtet werden. „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft“ ist ein bekannter Spruch. Zur Erklärung desselben wird erzählt: Montesquieu stritt eines Tages mit einem Parlamentsrathe aus Bordeaux. Dieser letztere schloß nach mehreren ziemlich hitzig vorgebrachten Beweisgründen seine Rede mit den Worten: „O Herr Präsident! wenn nicht Alles sich so verhält, wie ich gesagt, so gebe ich Ihnen meinen Kopf!“ — „Gut, ich nehme ihn“, entgegnete Montesquieu mit Ruhe; „Kleine Geschenke halten die Freundschaft aufrecht!“ — Sehr hübsch; aber es dürfte kaum einen Leser geben, der nicht lieber glaubte, Montesquieu habe hier mit dem schon bestehenden Sprüchworte eine besonders witzige Antwort gegeben, als er habe es bei dieser Gelegenheit erst gemacht. Schlagender ist die Antwort ohne Zweifel im ersten Falle; ja die Spitze der Anekdote scheint mir gerade darin zu liegen, daß das in so geistreicher Weise angewendete

Sprüchwort schon ein mehr oder weniger geläufiges war.

Daß zu irgend einer gangbaren Redensart die Erklärung manchesmal erst später hinzugebichtet worden, kann man wohl begreifen; man kann es vielleicht sogar verzeihen, wenn sich nur wenigstens das Sprüchlein „se non è vero, è ben trovato“ darauf anwenden läßt. Strenge historische Kritik ist dabei selten möglich; der Erklärer thut meist schon das Aeußerste, wenn er die etwa vorbandenen mehrfachen Traditionen getreulich anführt und dem Leser die Wahl läßt.

Dies gilt z. B., wenn es sich um die Entstehungsgeschichte des oft genug gehörten Ausdrucks „Zeitungsente“ handelt. In den Zeiten des ersten französischen Kaiserreiches waren Mystificationen aller Art an der Tagesordnung und der „Kleine Corporal“ hatte sie durch seine Schlächtenbulletins förmlich in ein System gebracht. Ein geistreicher Brüsseler, Namens Eggbe Robert Cornelissen, unternahm es, der Unverschämtheit mit der Drasil des Humors einen Spiegel vorzuhalten. Er brachte in das Feuilleton einer Zeitung folgende Geschichte: „Wie groß die Gefräßigkeit der Enten sei, lehrt ein Experiment, das man mit ihnen anstellte. Man nahm aus zwanzig derselben eine, zerhackte sie sammt Federn und Knochen und gab die Stücke den neunzehn übrigen zu fressen. So fuhr man fort, eine nach der andern zu schlachten, und ihren Schwestern vorzusetzen, bis nur mehr eine einzige vorhanden war, gemästet mit dem Fleische und Blute ihrer Genossinnen.“ — Diese Geschichte ward nun, als wäre sie selbst Enten-Hache gewesen, von den Zeitungen begierig verschlungen und eine nach der andern nahm an dieser Maßzeit theil. Nachdem sie in Europa schon vergessen war, tauchte sie zwanzig Jahre später in Amerika wieder auf, beschäftigt, wie es hieß, von Augenzeugen, und mit dem Sectionsbericht

der „Alles freßenden“, zuletzt geschlachteten Ente. Wohl beruhigten sich endlich die unermüdblichen Neuigkeits-Wiederkäufer, aber der Name blieb, und das gespenstige Geflügel schwimmt auf dem Wasser der Journale bis heute.

Man wird diese historische Erklärung der Zeitungsentente hinlänglich ansprechend und ergötzlich finden; aber unser Gewährsmann selbst erhebt schon gründliche Einwürfe gegen die Glaubwürdigkeit derselben und macht es wahrscheinlich, daß die erzählte Entstehungsgeschichte der Ente selbst wieder eine Ente sei. Recht scharfsinnig macht er schließlich auf einen natürlichen Vergleichungspunkt aufmerksam, den man zwischen einer Ente und gewissen lügenhaften Zeitungsnachrichten angeben kann. Dieser Vergleichungspunkt ist das **Wiederauftauchen**: die Zeitungsnote schwimmt, einer Ente gleich, durch die Gewässer der Deffentlichkeit, hält sich eine Zeit lang auf der Oberfläche und verschwindet nur, um hier und da und dort immer wieder aufzutauhen.

Sicherer beglaubigt ist unter andern die folgende Erklärung, die Wurzbach von der Redensart: „Er bläst kalt und warm aus Einem Loche“ zu geben in der Lage ist. Man pflegt dieselbe auf Personen zweideutigen Charakters anzuwenden, die sich in ihren Reden und Gesinnungen nach den Umständen richten, heute so, morgen anders sprechen. Ohne Zweifel nimmt sie Bezug auf eine alte Fabel, die schon Fleury von Bellingen im Jahre 1656 erzählt. Ein Satyr unterhielt sich eines Tages mit einem Hirten. Dieser blies mit einemmale in die Hände, und als ihn der Satyr nach der Ursache fragte, erwiderte er: „ich thue es, um mich zu erwärmen“. Ein andermal sah der Satyr den nämlichen Hirten in seine heiße Suppe blasen, und als er ihn fragte, warum er dies thue, versetzte jener: „um sie abzukühlen“. Der Satyr, der nicht wußte, woran er sei, als er so ver-

schiedene Wirkungen einer und derselben Ursache gewahr wurde, zog sich unwillig zurück und verließ den Hirten mit den Worten: „Mit einem Menschenen, der kalt und warm aus Einem Loche bläst, will ich weiter keine Gemeinschaft haben.“

Sehr drollig ist das volkstümliche Geschichtchen, von welchem sich das Sprüchwort: „Das ist starker Tabak!“ herzsreiben soll. Kurz nach Erfindung der Flinten befand sich ein Straßenräuber mit einer solchen auf dem Felde. Da gesellte sich Meister Belzebug zu ihm und fragte ihn, was er da habe. „Es ist eine neue Art von Tabakspfeife“, erwiderte ihm der Räuber, und war nicht wenig erfreut, als der Teufel einige Büge daraus zu thun beehrte. Er gab dem Bösen die neue Pfeife in den Mund und drückte darauf unvermerkt los. Kraft seiner Unsterblichkeit erlitt der Teufel durch den Schuß zwar keinen wirklichen Schaden, aber er fand die Sache doch pikant; er niesete heftig und rief aus: „Puh, das ist ein starker Tabak!“ —

Mit einer gewissen Vorliebe führt das Sprüchwort den Teufel im Munde. Wir sagen: Man soll den Teufel nicht an die Wand malen; dem Teufel ein Ohr abschwören; der Teufel ist los; wer mit dem Teufel essen will, braucht einen langen Löffel; wo der Teufel nicht hinkommt, schießt er ein altes Weib. Bekannt ist auch die Redensart: „Das ist, oder das wäre doch der Teufel!“ Von dieser machte einst ein Spaßvogel und Marktschreier einen sehr lustigen Gebrauch. Der etablirte sich mit seiner Bube auf dem Markte und lockte die Leute unter Anderm auch mit der Verkündigung herbei, er werde ihnen den Teufel zeigen. Als nun eine große Menge von Zuschauern herbeigeströmt war und des Teufels harrete, da wies ihnen der Mann bloß einen leeren Geldbeutel. „Was ist im Beutel?“ fragte er, indem er ihn umkehrte.

„Nichts!“ Dann schwieg er. Die Leute waren verblüfft und fragten, was dieser Witz bedeute und wo der Teufel sei? „Nun“, versetzte der Charlatan mit Nachdruck, „ein Beutel und nichts darin — das ist doch der Teufel!“ —

Nicht seltener tritt der Hund in Sprüchwörtern und Redensarten auf. Der Undank, mit welchem der Mensch diesen seinen anhänglichsten Freund aus dem Reiche der Vierfüßler zu belohnen pflegt, ist auch darin ersichtlich, daß der Hund wie der Teufel zu Wortzusammensetzungen gebraucht wird, die für ihn nicht schmeichelhaft sind. Ein „Hundewetter“ ist ungefähr so viel wie ein „Teufelswetter“. Jedermann kennt und gebraucht die Redensarten: „Da liegt der Hund begraben; das ist des Pudels Kern; keinen Hund vom Ofen locken; auf den Hund kommen“ u. dgl. Weniger allgemein bekannt, aber doch auch im Gebrauche ist der Ausdruck: „Er mach' s wie Fugger's Hund.“ Weiß der geneigte Leser, wie es Fugger's Hund gemacht? Man hatte diesen Hund abgerichtet, daß Fleisch für seine Herrschaft zu holen. Eines Tages wurde er beim Nachkauftragen seines Einkaufes von einem Rudel Kameraden überfallen und es entstand eine Balgerei um das Fleisch. Treu und mannhaft vertheidigte Fugger's Hund anfangs das Eigenthum seines Herrn; als er aber endlich merkte, daß er gegen die Uebermacht sich nicht halten könne, fraß er das Fleisch selbst. Als Spiegelbild einer, wie es scheint, ziemlich oft angewendeten Diebslogik: „Wenn ich's nicht nehme, so stiehlt's ein Anderer“, ist dies Geschichtchen von Fugger's Hund ganz köstlich.

Auf den Hund kommen — wer bedient sich dieses Ausdrucks nicht, und wer weiß ihn zu erklären? Auch die Gelehrten zerbrecen sich den Kopf darüber ziemlich erfolglos. Soll man die Redensart ergänzen: vom Pseude auf den Hund kommen? So daß es etwa von einem heruntergekommenen

Menschen hieße: früher saß er hoch zu Ross und jetzt hat er höchstens noch einen Hund zu reiten? Oder soll man das Wort Hund in einer ganz anderen Bedeutung nehmen, in der vom Feuerhund, einem Ruchengeräth, auf welches Hühner oder Hasen zum Braten aufgespießt werden? Auf den Feuerhund kommen würde im figürlichen Sinne allerdings eine mißliche, unbehagliche Situation andeuten. Oder sollen wir denjenigen glauben, welche das Sprüchwort auf keinen Geringeren zurückführen als auf den berühmten Wallenstein? Als dieser nämlich in Altbof stubirte, ward ein neuer Carcer für die Studenten erbaut. Wallenstein war der erste, der darin Quartier bekam. Da man aber beschloffen hatte, daß der Carcer nach dem ersten Insassen benannt werden sollte, so jagte der kluge Studiosus zuerst seinen Hund hinein. Lachend ließ man den heiteren Einfall gelten und die Studenten kamen von da an „in den Hund“.

Unser „Maulaffe“ ist offenbar kein Affe, sondern einer, der das „Maul offen“ hat; unser Delgöze hat nichts mit dem Del zu thun, sondern ist verderbt aus Elgöze, von dem althochdeutschen Ella, „die Fremde“, so daß also ein unbehilflicher Mensch mit einem ausländischen Götzen, den man sich gerne als ungeschlacht und seltsam vorstellen mag, verglichen wird. (Siehe Blumenthal's Monatshefte 1876, 6. Heft). Es geht noch an, wenn wir Sündfluth schreiben statt Sintfluth, denn Sündfluth hat doch noch einen vernünftigen Sinn für uns; aber wir gerathen sogleich in's Bodenlose, wenn wir uns einsinken lassen, bei „blutjung“, „blutar“, „blutwenig“ an Blut, bei „Gagestolz“ an Stolz, bei „blybbau“ an den Blitz, bei „Keuschlamm“ an die Keuschheit und an ein Lamm zu denken. Der gelehrte Sprachhistoriker kommt und sagt uns: „blut“ ist in jenen Zusammensetzungen so viel wie

„bloß, nackt“; Hagestolz ist ein Junggefelle, von „Stolze“, d. h. Diener, Gefährte, Gefelle, und „hage“ bedeutet „groß“, also ein gewöhnlicher, nicht verheirateter Knecht, Bursche, Junge, Garçon. Er sagt uns ferner: „blügelblau“ und „grübegrau“ sind Superlative, durch eine Art von Reduplication gebildet. Ganz recht. Es bleibt nur immerhin fatal, daß bei diesen Wortbildungen der Irrthum gar so nahe und die Erklärung so ferne liegt.

Gar oft läßt uns übrigens auch der Sprachhistoriker im Stiche.

Es gibt keinen Poeten, der nicht bisweilen klagte, daß er „mutterseelenallein“ ist. Ich habe oft darüber nachgedacht, wie gerade die „Mutterseele“ dazu kommt, eine so ganz besondere Prerogative des Alleinseins zu besitzen?

Selbst wenn die Wissenschaft immer Bescheid wüßte — da wir doch nicht Alle Gelehrte sind, und die Einführung eines dickleibigen Lehrbuches in den Schulen zur Erklärung aller Redensarten der oben erwähnten Art nicht thunlich ist, so werden wir Deutschen noch lange unsere Rede, ohne den Anspruch, etwas dabei zu denken, mit Floskeln spielen, wie: „in die Pfanne hauen“ — „Streit vom Zaune brechen“ — „über den Löffel barbieren“ — „Jemandem einen Bären aufbinden“ — „lügen wie ein rother Hund“ — „da liegt der Hase im Pfeffer“ — „flöten gehen“ — „zu Paaren treiben“ — „Bachsch“ — „Strohritze“.

Wer denkt daran, sich strenge Rechenschaft von der eigentlichen Bedeutung

dieser Ausdrücke zu geben? Papageienmäßig spricht einer sie dem andern nach.

Und damit sei es mir erlaubt, nach all' dem hier Mitgetheilten und Erwähnten schließlich eine praktische Nutzenanwendung zu machen.

Wenn man mich fragt, ob ich in dem überreichen Schatze von merkwürdigen Redensarten, den das Deutsche vor allen anderen Sprachen voraushat, einen wirklich werthvollen Bestandtheil unserer Sprache erblicke, so werde ich mit einem resoluten Nein antworten.

Der Gebrauch von Ausdrücken, welche man nicht eigentlich versteht, muß nothwendigerweise die Gedankenlosigkeit im Allgemeinen befördern. Redensarten, deren verunstigter Sprachsinn erloschen, deren ursprüngliche Bedeutung aus dem Volksbewußtsein längst verschwunden ist, scheinen mir bedenklich. Man führt sie auf diese oder jene Anekdote zurück, die längst verschollen und vergessen oder auch — wer weiß? — von irgend einem sinnreichen Forscher zu diesem Behufe erfunden ist. Aber lohnt es sich denn auch, das vertrackte Zeug zu verstehen? Wenn mich ein Ausländer fragt: Was will das eigentlich sagen, „über den Löffel barbieren?“ soll ich ihm eine alte, vielleicht läppische Anekdote erzählen, um ihm dies zu erklären und mich von ihm auslachen lassen, wenn er sieht, daß der Deutsche sich Jahrhunderte lang mit wunderlichen, unsinnigen Redensarten schleppt, die auf alte, längst vergessene Anekdoten zurückzuführen sind?

Neapel auf der Straße.

Ein Reisebild von F. A. Hofegger.

Neapel sehen und — erzählen. Ueber nichts kann man weniger schweigen, als über Neapel und wäre das Plaudern auch — Indiscretion.

Wie der Eisenbahnzug hinglitt durch die italische Nacht, wie die Mondesichel nieder sank hinter den Cypressenwäldern, die auf dem geheiligten Boden der Historie stehen, da träumte ich, es ginge in die Vorzeit hinein. Aber siehe, da hub es an den Fenstern plötzlich an, Sternschnuppen vorbeizuwehen und in der tiefen Ebene hin ein ganzer lebendiger Sternenhimmel. Und der Zug blieb stehen mitten in dem wogendsten, tollsten und verzwegensten Strudel des italienischen Lebens.

Neapel!

Verloren — so heißt es — ist hier der Fremdling, der den Rock nicht zuknüpft von oben bis unten, und seinen Geldbeutel und sein Herz nicht festknürt. Zahllose Augen funkeln ihm forschend entgegen, hundert Finger zucken nach seinem Gepäck und aus behendigen Lippen schallt der ganze Kalender der neapolitanischen Hotels, Pensionen, Restaurationen, Privatunterständen und Minnen. Keine Stadt bewillkommt den Fremden so laut und leidenschaftlich wie Neapel.

Ich rettete mich aus dem Gewirre des Bahnhofes auf den Omnibus meines schon in Rom gewählten Hotels. Allein, das war ein trüges Fahren durch die lauten, belebten Gassen, bis der Wagen plötzlich ganz stille stand. Ein wildlärmender Volkshaufen hemmte die Passage. Mein Lebtage habe ich's noch nicht gesehen, wie es hier die

Rinder trieben. Es war doch schon spät in der Nacht — aber Knaben und Mädchen durcheinander, in den buntesten Anzügen, den abenteuerlichsten Maskirungen, mitunter auch zu halb oder zwei Drittel nackt, liefen mit Beschlunten tanzend, lärmend umher, machten ein lazenhaftes Geschrei und mit Holzklappern und winselnden Fiedeln Musik dazu.

Es mußte wohl was Besonderes sein, denn der Zuschauer und der Wagen waren so viele, daß der Fuhrmann gar höflich um Entschuldigung bat, der Stockung wegen. Endlich schien sich aber der Zug etwas zu ordnen, doch immerfort schrien, hüpfen die Jungen, schwangen hoch ihre Fackeln, ihre flatternden Papierfahnen, hielten behutfam ihre transparenten Kronen, die sie als Mützen auf dem Haupte trugen und in welchen Kerzen brannten. In der Mitte des Rubels stolzierte ein baumlanger Bursche in wunderlichem, baufähigem Papierornate, von dem es mich heute noch wundert, daß er unter all' den Kerzen und Fackeln nicht zehnmal Feuer fing.

Um diesen Burschen tanzten mehrere Knaben herum und machten allerlei Gesen und andere klapperten mit Holzstäbchen, wirbelten mit Pauken und erzeugten mit allen möglichen Instrumenten einen unbeschreiblichen Lärm. So wogte der komische Zug vorwärts, Straße auf und ab, Gasse hin und her — und ich? ich war aus dem Wagen gestiegen und ließ mich von dem hochgehenden Menschenströme forttreiben, um zu erfahren, wohin mit dieser närrischen Welt.

Wir kamen in die Nähe des Meeres und hier vor einer kleinen Kirche hielt der Zug. Sofort kamen auch aus anderen Gassen, Straßen und Plätzen und auch durch die nahe, merkwürdige Grotte, die Piebigrotta, ähnliche Aufzüge zu Tausenden herangewogt, bis der große Platz vor der Kirche, mit seiner tollen Menschenmenge, mit seinen grell-bunten Lappen und rauchenden Lunten ein wahrer Herdenschaf war.

Erst nachträglich habe ich's erfahren: ein Gottesdienst soll's gewesen sein. Es war die Nacht auf den 8. September, in welcher das Volk von Neapel alljährlich ein Dank- und Jubelfest feiert zum Andenken an einen im Jahre 1744 über die Oesterreicher erfochtenen Sieg. Man wundert sich, daß dieser Sieg den Leuten heute nach hundert Jahren noch so viel Pech und Wachs kostet.

Mein Hotel („Roma“) war hart am Strande. Als ich schon im Bette lag und den vorbereiteten Schleier gegen Müdenschwärme über meinen Leib gezogen hatte, hörte ich immer noch das wüste Gassengejohle. Als dieses endlich verstummt war, da trat aber eine schwermüthige Stille ein, nur bewegt von dem eintönigen Anprallen der Wellen an das Ufer — dem Athemholen des Meeres.

Als ich am andern Morgen meinen Gang durch die Stadt unternahm, war das Quaderpflaster von der bereits hochstehenden Sonne schon so heiß, daß ich das schuhlose Gassenvoll bedauerte. Bei uns daheim bedarf man Stiefel, um nicht die Fehen zu erfrieren, hier, um nicht die Pfötlein zu braten. Aber der Südländer hat schon eine Art Hornhaut über seinen Füßen und wird allmählig, wenn Darwin Recht hat, seine guten Klauen bekommen.

Der erste Blick des Fremden in Neapel ist — nach dem Besuw. Der dicke, blaue Stadtbunke hatte mir aber heute

den berühmten Berg gar ferne gerückt. Und ganz harmlos, wie andere Berge auch, stand er da und — rauchte nicht, gerade wie das Bublein, das eilig die Pfeife verdeckt, wenn Papa kommt. Wenige Monate früher hatte er aber gar unmäßig geraucht, so daß er zum Aerger und zur schweren Noth der ganzen Umgebung arg erbrechen mußte. Das unglückliche San Sebastiano weiß davon zu erzählen.

Ich suchte den Toledo auf, von dem mein Reisebuch sagte: eine der belebtesten Straßen der Welt. Laß' es gelten, doch die Mehrzahl der Passanten machen die Fremden aller Nationen aus, den Lärm die Einheimischen. Der Toledo ist aber nicht Neapel, der ist ein Tummelplatz aller Welt; Neapel fängt erst in den Nebengassen an.

Hier sieht's für uns freilich seltsam aus. Vor Allem fallen die Lappen auf, die an den quer über die Gasse gespannten Stricken niederhängen. An diesem Tage waren unter den Lappen viele Fahnen mit Muttergottesbildern. In allen Winkeln und Ecken stehen Boutiquen der Verkäufer von Erfrischungen; diese Ständchen sehen aus, wie Tempelchen und goldglitzernde Altäre, so man auf Tische stellt. Das Geschrei der Verkäufer ist gewaltig; Landleute treiben schwarze Kühe und Ziegen durch die Stadt und klimpern mit den Blechschellen, welche den Thieren am Halse hängen. Auf dieses Zeichen kommen die Milchkäuferinnen aus den Häusern hervor und melken sich das Frühmilk selbst in den Topf. Da kann die Milch freilich nicht, wie bei uns, säuberlich gewaschen werden, bevor sie an die Käufer kommt. Ein Türke war, dem gelüftete es auch nach frischer Milch, da ihm, dem Muselman, schon der frische Wein Italiens vergällt war; er machte nicht viel Umstände, kauerte sich auf einen Stein, nahm die Ziege auf seinen Schoß und sog' ihr die Gottesgab' mit dem Munde aus. Dann zahlte er gelassen seine Beche und ging davon.

Es war kein erquickender Spaziergang hin durch die engen, finstern, schmutzigen, stinkenden, lärmenden Gassen, Plätzchen und Winkel in den Stadttheilen der Arbeit und Armuth, aber es war ein belehrender. Führer, Verkäufer aller Art, Austerträger, Zeitungsandrücker, Schacher und Gesindel füllen die Passagen, johlen und schreien in unglaublich hellen, gellenden Stimmen. Der Straßenlärm in den deutschen Städten ist ein zartes Gemurmel gegen den der italienischen. — Die Locale in den Erdgeschossen sind wahre Höhlen, welche nur durch die stets offene Thür ihr spärlich Tageslicht erhalten. Sehr viele dieser Lächer sind Wein- und Obsthandlungen, deren malerisch gruppirte Waaren aber das ganze Bild interessant machen. Die Wohnungen sehen elend aus — ein paar schmutzige Tische, ein glitzerndes Hausaltar, ein zerzaustes Lager und oft auch ein wüth zugerichteter Feuerherd grinsen uns entgegen. Indes ist das nur der Schlupfwinkel; die eigentliche Wohnung ist auf der Gasse. Da placiren sich, unbekümmert um die Vorübergehenden, denen sie den Weg verammeln, braune, halbnackte Weiber auf wurmstichigen Stühlen und stüden oder stricken, oder putzen ihren Obstmarkt mit frischen Reisern auf oder betteln die Passanten an, oder schreien ihre Waare aus, oder plaudern mit der Nachbarin, lieben das süße Nichtsthun. Und die Straße ist ihr Speisesaal; wenn's gut zugeht, in Hemdärmeln kauern sie um ihren Topf herum und verrichten vor aller Welt Augen ihre häuslichen Geschäfte. Auf der Gasse übt der Mann sein Handwerk, wiegt das Weib ihr Kind, strählt die Jungfrau ihr langes schwarzes Haar.

Aus der Schönheit macht der Italiener kein Geheimniß. — Und in dieser gemeinsamen Familienstube der freien Gasse setzt er sorglos seine Habseligkeiten aus, läßt sie unbeaufsicht-

tigt, als ob in dem ganzen großen Hause Neapels kein einziger Langfinger wohne. Ja möglich, daß unter den Einheimischen ein stilles Uebereinkommen existirt, sich gegenseitig nicht zu bestehlen; dem Fremden gegenüber ist ein ähnlicher Contract nicht geschlossen. Ich verlor in Neapel ein Sacktuch und ein Taschmesser und ein braunlebernes Selbstäschchen mit drei Solbi und schließlich auch — um was es mir am meisten leid thut -- das Vertrauen. Von den Kniffen und Gaunereien der Ciceroni sollte man in einem eigenen Kapitel reden, unter der Ueberschrift: Von der Intelligenz des gemeinen Mannes in Italien.

Ich schritt dem Hafen zu. Die Gassen werden noch enger und bedenklicher, die ausgehangenen Hemden, Gattien, Leibbrücke noch buntem und fragmentarischer, das Getriebe wird noch unheimlicher, das Geschrei noch gelender. Braune Eseltreiber und Lastträger, zerlumpte Weiber und wunderbar schön gewachsene Kinder, die oft aber kein anderes Kleid am Leibe haben, als den Schmutz. Mächtige Obstpyramiden und lebendige Mädchen-schleier darüber, sinnvoll geschichtete Massen von Käse, Brod, Schinken, Salami und Verkäufergesichter darunter, so abenteuerlich, daß es ein Schreck ist. In diesen Winkeln sieht man kaum ein Pferd, lauter Esel, Maulthiere, welche zum Erbarmen schwer belastet, die Faulheit und die Rohheit der Treiber, die Launen der Vorübergehenden und aller Art Sünden der Welt zu tragen haben.

Ein langgezogenes, seufzendes „Ah!“ ist der Ruf der Eseltreiber, der von den armen Thieren aus Furcht vor den Werten nach Kräften berücksichtigt wird. Mancher mag an's Gottesgericht denken, er stellt sich an die Weichen seines Esels und hilft einen der an beiden Seiten niederhängenden schweren Körbe tragen und schnalzt mit der

Zunge und ruft das aneifernde „Aah“ auch für sich selbst.

Endlich treten die Gebäude zurück, der Golf thut sich auf. Vor uns heilt das Meer. Und hier steht jener Wald, der gewachsen ist in allen Welttheilen der Erde — der Mastenwald — ein wenig ruhend nach fernem Fahrten, sich vorbereitend auf neues Walten um den Planeten.

Bootsen und Fischer und allerhand Schiffervolk treiben sich herum und singen in melancholischen Melodien abgebrochene Strophen alter Seemannslieder. Andere halten an den Mauerbrüstungen verpätete Nachtruhe, die verwitterten Quadern sind ihre Kissen und ihre Decke ist gewoben aus heißen Sonnenstrahlen, ihre Träume sind — Himmel und Wasser. Manchem ist die Kleidung aus Morichheit vom Leibe gefallen — verdrossen reibt er sich jetzt die Augen. Der hatte nicht vom Himmel und Wasser geträumt; der Lieblingsjunge war er gewesen jenes vornehmen Herrn, der mit vier feurigen Knappen aus dem Toledo fährt — und nun ist er doch wieder der ärmste aller armen Teufel, voll Hunger, mit verbrannter Haut und entzündeten Augen, verachtet, heimatlos, nichts sein nennend auf der weiten Erde Gottes, als das Elend vom Hafen zu Neapel. — Er reckt sich und gähnt, und legt sich auf die andere Achsel und versucht, wieder zu schlafen.

Dort auf dem Werft macht ein braunes Weib Toilette, das heißt, ordnet auf ihrem Körper möglichst symmetrisch die schmutzigen Fetzen; das Kind liegt daneben, mager zum Zerfallen, umgaukelt von stehenden Mäcken. — Weiterhin sitzt ein alter Mann, seine Haare sind so weiß, wie der Schaum des Meeres, und hart an den Grenzen seines Jch haben sich Bewohner angesiedelt, die ihm alle Raft und Ruh' vergällen. Dort steht eine Gruppe Matrosen um ein aufgestülptes Faß und spielt rauchend und flu-

chend Karten; daneben scherzen und balgen sich ein paar rothhaarige Rangen — ihre Augen leuchten italisich schwarz, aber ihre Haare scheinen aus dem Norden gekommen zu sein. Kinder spielen mit Papierdrachen, schimmernd hoch in blauer Luft, das Einzige, was in diesem Gewühle des Uferschlammes gegen Himmel strebt. Branntweinverkäufer lärmten ihren Höllemmeth aus und daneben kostet ein Bursche lecklich mit einem braunen, gluthängigen Mädchen, dessen junge Fülle das Kindesröcklein gesprengt hat, so daß die Stücke lose flattern und die Reize in der Sonne und in den beghehenden Blicken des Burschen vollends zeitigen mögen. — Nicht weit davon bieten alte Betteln teufend halboverbrannte Pfannkuchen aus und auf einem Brack ist gar eine ganze Gastwirthschaft; auf schmutzigem Grunde dampfen die fettesten Gerichte und um das Fahrzeug herum schwimmen Aeser.

Indiscret ist das Plaudern über diesen Theil Neapels; aber wenn man sieht, wie nicht allein Kinder, sondern auch erwachsene Leute bei hellem Tage und belebter StraÙe ganz ungenirt hinsitzen, wo kein Stuhl ist, so kriegt die Nase endlich doch Heimweh nach der reinen, nordischen Luft. Wenn der Vesuv zuweilen speit — mich wundert es nicht.

Der Golf von Neapel! Wer horcht nicht auf? Niemand empfindet man die kühle, frische Seeluft so wohlthätig, als wenn man aus Neapel kommt. Ich mietete mir ein Boot für die Stunde zu der vorgeschriebenen Lage von 1 1/2 Lira. Der rothbärtige Gondelführer that aus Respect schier Fußfalle vor mir und versprach im Stillen der Madonna von Carmine sicherlich zwei erkledliche Opferkerzen zum Dank für den guten Fang.

Stundenlang habe ich von der ewigen Schönheit dieses Golfs getrunken — getrunken bis zur Berausung. Daheim im ernsten, rauhen Norden

sehen wir die Natur in ihrer Mann-
heit; hier im Süden lächelt sie uns
im süßen Bilde der milden, heiter
träumenden Jugend. Jedes Lüftchen
ein Kuß der Hebe, aus jeder schäu-
menden Meereswoge steigt eine Venus.
Aber auch aus jedem Krämer und
Tagelöhner wird ein listiger, gauneris-
cher Merkur.

Als wir draußen im offenen Meere
waren, von wo aus sich Neapel an-
sieht, wie ein Perleugürtel der in das
Wasser sinkenden Juno — da meinte
der Führer plötzlich, ich müsse ihm
für die Stunde fünf Franken geben,
sonst könne er mich nicht mehr zurück-
rudern. Ich starrte ihn an und sagte
„nein“. Da ließ er das Ruder sinken
und legte die Hände in den Schoß.
Ich bat ihn, er möge keine Albern-
heiten machen. Er saß da, höhnisch
und häßlich wie ein hottentotisches
Götzenbild. — Um uns kräuselten die
Wellen und der Rohn schaukelte an
einer und derselben Stelle. Da stieg
mir das Blut zu Kopfe. Das erste-

mal bebauerte ich, der italienischen
Sprache nicht Meister zu sein! Ich hätte
dem Kerl allzugern meine Wuth in's
Gesicht gestucht. Französisch? Ach, in
dieser Sprache läßt sich's nicht g'rad
von der Leber weg reden. Da kam
mir mein geliebtes Steirisch auf die
Zunge und ich fuhr los: „Wanst nit
bol weita sohrst, Du himmelkreuzver-
maledeita Lump, so hau i dar a
Por oma, daß da bie roth Suppn
üba die Pappn rinnt!“

Verstanden hat er mich.

„Zuppa?“ hauchte er noch er-
schrocken, dann faßte er die Ruder
und rasch gings dem Hafen zu. —
Ich gab ihm für drei Stunden sechs
Lire; mit unzähligen Bücklingen hat
er sich bedankt.

Spät in die Nacht hinein noch
ging ich am Hafen spazieren und sah
mit Schauern und Entzücken das
mattrotte Band, das von der Spitze
des Vesuv aufstieg gegen den Himmel
— der Flammentuß Italiens — das
Wunder von Neapel.

Es kam ein Lenzsturm über Nacht.

Es kam ein Lenzsturm über Nacht
Und sprengte des Hauses Thore.
Der Frühling zog herein mit Macht
Im jubelnden Geisterchore.

Das stürmte durch das ganze Haus
Und rüttelt' an allen Wänden.
Der junge Lenz mit Lustgebräus
Aufräumt mit tausend Händen.

Die Bäum' im Garten spüren bald
Des stürmischen Freundes Uarmen.
Des Frühlings süße Allgewalt
Nacht ihre Herzen erwarmen.

Der wilde Bursche tanzt den Reih'n
Und küßt mit heißem Begehren,
Die Morgensonne lacht darein,
Verheißend süßes Gewähren.

So wie ein Lenzsturm über Nacht,
Kommt L i e b e und sprengt die Thore.
Sie braust herein mit Göttermacht
Im jubelnden Freudenchore.

Wie Morgensonne lacht sie mild;
Die Liebe kommt, um zu siegen,
O herrlich strahlendes Götterbild:
Luftschauend vor Dir zu liegen.

F. G. Adolf Weisk.

Der Brautkranz.

Aus meinen Jugenderinnerungen von Franz Erwenka.

Meine ersten Jugendjahre brachte ich in einem Gebirgsdorfe der böhmisch-sächsischen Grenze zu.

Ein echter Sohn der Berge wuchs ich auf, gekräftigt von der klaren, gesunden Luft und dem Dufte der Wälder, in denen ich oft halbe Tage lang umherstreifte, dem Obem der Natur lauschend, welche mich tiefer ansprach als die niedrigen, schmalen Räume der hölzernen Schulbarake, in der wir eingepfercht waren und mit Widerwillen den monotonen schleppenden Vortrag unseres strengen, pedantischen Schulmeisters anhören mußten, der — selbst beschränkt — uns die Grundlagen menschlichen Wissens mit dem spanischen Rohre einzubläuen bemüht war.

Noch jetzt, nach zwanzig Jahren, zähle ich nur jene heiteren Tage zu den glücklich verlebten und mir am meisten nützlich gewordenen, an denen ich den weisen Lehren unseres ehrwürdigen Pfarrers, den ich heute noch wie einen Heiligen verehere, lauschte, oder an irgend einem reizenden Punkte des Waldes hingestreckt auf das weiche Moos die regen Träume einer empfänglichen Knabenseele träumte, — Träume golden und süß, Feenmärchen aus einer besseren Welt.

Daß ich über meine kindischen Träumereien oft die Wirklichkeit des Lebens vergaß und mir dadurch manchen herben Augenblick, manche rauhe Mahnung an die Prosa des Alltagslebens zuzog, versteht sich von selbst.

In solchen Augenblicken flüchtete ich in das Häuschen einer alten Tante, die allein mich armen wilden Knaben verstand und mich auch dann zu schützen

wußte vor der züchtigenden Ruthe eines strengen Stiefvaters.

Bei ihr verlebte ich auch alle jene Tage, an welchen ich durch die Elemente abgehalten wurde, meine Wanderungen in den Wäldern auszuführen.

Ich sehe sie noch vor mir die kleine, reinliche Stube mit den vier Holzwänden. Dort in jener Ecke stand das große Bett, an dessen Fußbrett die hölzerne Lade stand, mit bunten Blumen bemalt. In der anderen Ecke stand der große, blendend weiß gebohrte Tisch, in dessen Schubladen der Kalender lag, damals fast die einzige Lecture in einem Dorfe.

Oben lief längs der Wand eine hölzerne Galerie, hinter welcher die Teller und Schüsseln in symmetrischer Ordnung rangirten. Der Winkel ober dem Tische war zum Hausaltar geweiht. — Alte Glasbilder, Fabrikate aus dem Böhmerwalde und zwei bis drei lithographirte, mit den grellsten Farben colorirte Heiligenbilder zierten jenen geweihten Winkel.

Die Mitte selbst füllte ein großes Crucifix aus, an dessen unterstem Ende ein Kranz aus künstlichen Blumen und Fittergold befestigt war.

Rechts von der Eingangsthüre ragte ein riesiger Topfschrank bis an die Decke, während links der thönerne Ofen die ganze Seite einnahm.

Auf der Bank, welche rings um den Ofen lief, saß gewöhnlich die alte Tante und ich vor ihr auf der gelumten Lade und lauschte aufmerksam ihren Erzählungen aus verbrauchter Zeit.

Diese Erzählungen spann ich mir in meinem Walde wieder zulangen

Märchen aus, erzählte sie den riesigen Tannen und Fichten und war glücklich, wenn diese alten, graubemoosten Herren mir dann mit ihren Wipfeln Beifall zunickten.

O selige Knabenzeit! Deine Himmel sind vorüber, der rauhe Sturm des Lebens hat den Blütenstaub von den Phantasien des Knaben verweht und in das schale Alltagsleben des Mannes klingt ihr holden Träume nur herüber wie die leisen Glockentöne einer fernen Geisterwelt!

Eines Abends kehrte ich zeitlicher als gewöhnlich von meinen Streifereien heim in das trauliche Stübchen meiner alten Tante.

Ein tüchtiger Regenguß hatte mich bis auf die Haut durchnäßt und ich klapperte vor Kälte, denn der Herbstregen im Gebirge geht durch Mark und Bein.

Die Tante schälte mich aus der nassen Hülle, gab mir trockene Kleider und ich setzte mich zum warmen Ofen. Die behagliche Wärme, welche mich bald durchströmte, die Müdigkeit und das eintönige Schnurren des Spinnrädchens, das die Tante geschäftig drehte, senkten mich bald in einen angenehmen Halbschlummer.

Wie im Wachen war auch im Traume der Wald mein Tummelplatz und das Surren des Spinnrädchens mischte sich in das geheime Treiben meines Schlummers.

Da wurde plötzlich die Thüre mit Gewalt aufgerissen und herein stürmte eine regentriebe Gestalt, ein Mann im groben Bauernkittel, den Knotenstock in der schwieligen Faust.

Ich erwachte und blickte mit großen Augen den Einbringling an.

Ich kannte diese gedrungene Gestalt, denn oft war sie mir auf meinen Streifereien im Walde begegnet, wenn sie, schein und vorsichtig nach allen Seiten blickend, von Sachen herüber über die Grenze auf Umwegen nach unserem Dorfe schlich.

Es war der Schafferpaul, einer der berüchtigtesten Schwärzer der Gegend, von dem die Sage im Dorfe ging, daß es ihm eben nicht darauf ankommen würde, einen Grenzzäger, der ihm gefährlich werden könnte, aus dem Wege zu schaffen.

Ich werde den Blick nicht ver-gessen, den meine alte Tante auf den Einbringling warf, welcher mit allen Zeichen der Angst in's Zimmer stürzte.

„Hanne! Um Gottes Barmherzigkeit willen, verbirg mich, die Jäger sind mir bereits auf der Ferse, ich bin verloren, wenn ich ihnen anheim-falle“, rief er, die Hände ringend.

Was damals in dem Herzen meiner Tante vorging, ich weiß es nicht; daß aber ein gewaltiges Gefühl ihr Inneres durchbebt, das sah ich, denn zitternd erhob sie sich, das hagere Gesicht nahm eine Farbe an, wie ich sie nur einmal gesehen, auf den Wangen meines Vaters, als er im Sarge lag und mir ihn die weinende Mutter noch einmal zeigte mit der Ermahnung, ihm als letzten Gruß das Kreuz zu machen.

„Paul! Dich hätte ich hier nicht erwartet“, sprach die Tante mit gebrochener Stimme, „es sind mehr als dreißig Jahre, seit Du zum letztenmale die Schwelle meines väterlichen Hauses betreten, — ich glaubte für immer. Es muß etwas Entsetzliches sein, das Dich wieder in meine stille Kammer führt.“

„Ja, es ist entsetzlich“, rief er und seine Augen rollten wild, „doch ich habe keine Zeit zu verlieren, an einem Augenblicke Verzug hängt mein Leben, verbirg mich, ich habe einen Grenzzäger erschossen; man ist mir auf der Spur und verfolgt mich!“

„Also auch schon Mörder!“ rang sich von den Lippen der alten Frau, „Mensch, Du bist tief gefallen!“

Ehe der Schafferpaul noch antworten konnte, hörten wir das Geräusch eilender Schritte auf unserem Hofe.

Die Tante sank kraftlos auf die Bank. Paul riß mit der Kraft der

Verzweiflung die Thüre der Nebenkammer auf und verschwand in dem Dunkel derselben.

Znifinkartig sprang ich von der Ofenbank, zog die Thüre hinter mir in's Schloß, steckte den Pflock, der an einer Schnur herabhing, vor die Haspel und kletterte mit der Behendigkeit einer Raze auf den Backofen, in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Auch die Tante hatte sich gefaßt, den Flachsfaden wieder in die knöchernen Finger genommen und mechanisch trat ihr Fuß das Trittbrett des Spinnrädchens.

Da öffnete sich zum zweitenmale die Thüre und drei Grenzjäger traten ein, die Gewehre mit Wucht zu Boden ramspend.

Der Oberjäger, den ich wohl kannte, da er bei seinen Streifungen durch's Dorf öfters bei uns einsprach, um sich mit einem Töpfchen Milch oder einem Butterbrode gütlich zu thun, trat auf meine Tante zu.

Seine Stimme klang ernst und feierlich, als er sprach: „Wenn wir uns nicht getäuscht haben, so hat sich der Schafferpaul zu Euch geflüchtet. Wir haben ihn mit fünf anderen seiner Freunde bei der „braunen Fichte“ angehalten, als sie eben wieder mit einer tüchtigen Ladung herüberschlichen. Die Räder haben sie abgeworfen und sich zur Wehre gestellt, wobei einer von uns blessirt wurde. Darauf ergriffen alle die Flucht. Den Schafferpaul verfolgten wir, und seine Spur leitet uns zu Euch. Wenn er hier ist, liefert den Kerl aus, damit er endlich einmal seinen verdienten Lohn findet.“

Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte ich von meinem Observatorium auf die Scene. Ich sah deutlich in dem Auge der Tante einen lichten Strahl bei den Worten des Jägers, daß sein College nur „blessirt“ sei, und wie sie leichter aufathmete, als sei eine schwere Last von ihrer Brust.

„Herr Oberjäger!“ sprach die Tante, „ich brauche Ihnen wohl nicht erst meine Lebensgeschichte zu wiederholen, um Sie zu der Ueberzeugung zu bringen, daß sich der Schafferpaul in meine Hütte nicht flüchten wird und wenn ihm der Tod selbst auf der Ferse wäre. Herr Oberjäger! sehen Sie dort jenen Kranz an dem Crucifix, der spricht deutlicher, als ich's Ihnen wiederholt sagen kann, daß meine Hütte für diesen Menschen keine Zufluchtsstätte bietet. Er müßte sich ja schämen bis in die tiefste Seele, wenn er bei Der eine Zuflucht suchen sollte, die er einst so schändlich verrathen hat. Nein, nein! in dieses Haus flüchtet sich der Schafferpaul nun und nimmermehr!“

Die letzten Worte hatte die Tante mit erhobener Stimme gesprochen, doch mußte sie sich setzen, ich sah deutlich, wie ihre Hand unsicher nach einem Stützpunkt suchte.

„Ihr habt recht, Gamme!“ sprach bewegt der Oberjäger, „bei Euch dürften wir den Schafferpaul am allerwenigsten suchen; denn das würde Gott versuchen heißen, wenn er sich zu Euch flüchten sollte. Ich glaube, jener Kranz dort müßte zur Ratter werden, ihm an den Hals springen und ihm die Gurgel zusammenschneiden, daß ihm die Augen blutend aus dem Kopfe quellen. Wir sahen ihn nur in dieser Richtung davon-eilen, ich besann mich nicht gleich auf Eure Geschichte, sonst hätten wir Euch nicht erst gestört, sondern ihn weiter verfolgt, da er wahrscheinlich knapp an Eurem Hause vorbei nach den Röhlerhütten im „schwarzen Grunde“ geflohen ist.“

„Das maⁿ sein“, sprach kaum vernehmbar die Tante.

„Nun, gute Nacht, Mutter Gamme!“ sprach treuherzig der Oberjäger, indem er ihr die Hand zum Abschied bot, „entschuldigt die Störung mit dem Dienste.“

„Gute Nacht, Herr Oberjäger, gute Nacht, Herren!“

Die Grenzjäger entfernten sich, die Schritte klangen immer ferner und bald war es ganz ruhig draußen und nur der stürmende Regen klatzte in großen zahlreichen Tropfen an die Scheiben des niedrigen Fensters.

Noch stand die Tante mitten in der Stube, das Auge starr auf das Crucifix gerichtet, die Arme hingen kraftlos herab, die Hände waren gefaltet, die Lippen bewegten sich mechanisch, da klopfte es leise an die Kammerthüre.

Als das Klopfen sich wiederholte und Tante Hanne keine Miene machte, zu öffnen, trotz ich von meiner Erhöhung herab und öffnete leise die Thüre.

Der Schafferpaul trat heraus, doch war es nicht der wilde trohige Mann, wie ich ihn aus dem Walde kannte, — die kurze Spanne Zeit, welche er in der Kammer zugebracht, hatte ihn tief, sehr tief gebeugt.

Leise näherte er sich der Tante und versuchte, ihre Hände zu erfassen, doch ließ ihn diese nicht gewähren.

Wie aus einem schweren Traume erwachend, fuhr sie bei seiner Berührung empor.

„Die Jäger sind fort“, sprach sie mit schwankender Stimme, „Du kannst jetzt gehen.“

„Nicht, ohne Dir gedankt zu haben, Hanne!“

„Ich erlasse Dir jedes Wort des Dankes. Gehe! und nimm wenigstens den Trost mit auf den Weg, daß Du kein Mörder geworden.“

„Kein Wort der Verzeihung? Hanne!“

„Dort blicke auf jenen Kranz, der sagt Dir genug“, erwiderte die Tante, wandte sich rasch ab und eilte in die Kammer.

Der Schafferpaul sah unwillkürlich auf das Crucifix und schauerte zusammen, als er den Kranz erblickte; es mußte ein fürchtbares Gefühl durch seine Seele zucken, denn er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und

eilte in die kalte, stürmische Nacht hinaus.

Die alte Schwarzwälder Uhr hob aus und hämmerte eifrig mal auf die Glasglocke, daß es in dem öden Zimmer mit schrillum Klange wiederhallte.

Die Tantekehrte aus der Kammer zurück, ihr mattes Auge blickte unruhig in der leeren Stube umher und blieb endlich mit stiller Wehmuth auf mir haften.

„Komm', mein Junge, jetzt zu Bette, Du wirst müde sein von der Störung!“ sprach sie mit einer so weichen Stimme, daß es mich mit magischer Gewalt zu dem guten Mütterchen hinzog; doch war ich von der erlebten Scene zu aufgereggt, als daß ich an einen Schlaf hätte denken können.

„Ich kann jetzt noch nicht schlafen, liebe Tante“, erklärte ich ihr, „doch wenn Du willst, kannst Du mir erzählen, was das mit dem Kranze dort für eine Geschichte ist.“

Traurig schüttelte die alte Frau den Kopf und legte ihre knöchernen Hand auf meine Schulter. „Das, mein lieber Junge, ist noch keine Geschichte für Dich“, sprach sie, „wenn Du einst größer und verständiger geworden, dann werde ich Dir sie erzählen, heute gehe zu Bette.“

Dieser Aufforderung, welche wie eine sanfte Mahnung klang, konnte ich nicht widerstehen; ich ging in mein Bett, doch sah ich der guten Tante noch lange zu, wie sie auf dem Schemel kniete und vor dem Crucifixe betete und wie sich das Licht in den Thränen spiegelte, die ihr über die gefurchten Wangen rollten.

* * *

Jahre waren seit jenem Abende verfloßen, ich war Mann geworden und mit den Träumen des Knaben war auch die Erinnerung an jene nächtliche Scene fast ganz verwischt.

Da erhielt ich eines Tages von meiner Mutter einen Brief, daß die

alte Tante Hanne krank darniederliege und den Wunsch geäußert habe, mich vor ihrem Hinscheiden noch einmal zu sehen.

Ich liebte meine Tante viel zu sehr, als daß ich lange gezaubert hätte, ihren Wunsch zu erfüllen.

Ich reiste ab.

Es war ein recht trüber Herbsttag, als ich in der Heimat, wo ich bereits Fremdling geworden, ankam.

Mein erster Gang war zur Tante Hanne.

Ich werde den Empfang nie vergessen, als ich an ihr Bett trat und sie mir zum Willkomm' die Hand entgegenstreckte. Die Freude, mich wieder zu haben, den wilden Jungen, den sie seit zehn Jahren nicht gesehen, der aber jetzt groß, still und ernst geworden.

„Das vergelte Dir Gott“, sprach sie mit kaum vernehmbarer Stimme, „daß Du mir vor meinem Hinscheiden noch eine so große Freude bereitet und mich alte, kranke Person nicht vergessen hast. Bist groß und stark geworden, mein Junge, ich aber bin krank und schwach und muß zur Grube fahren!“

Mir traten die Thränen in's Auge.

Die Tante bemerkte meine Bewegung.

„Nun, nun, weine nur nicht mein Junge! Das paßt sich nicht für einen Mann. Ich bin schon alt genug zum Sterben und dableiben können wir ja ohnehin nicht. Zudem kann ich getrost die Augen schließen, denn ich stand lange — seitdem Du in die Welt zogst — einsam und verlassen da. — Aber eine Bitte mußt Du mir schon gewähren.“

Ich versicherte, Alles zu thun, was sie nur wünschen würde.

„Siehst Du, ich war auch einmal jung und ein recht hübsches Mädchen“, erzählte sie und ein wehmüthiges Lächeln flog über die schmalen, bleichen Lippen. „Die wenigen alten Leute im Dorfe müssen mir das bestätigen. Da

zog auch die Liebe ein in mein junges Herz mit all' ihrer Lust, all' den tausend Freuden und ich war froh und glücklich. Ich liebte meinen Paul mit dem ganzen Feuer einer ersten Jugendliebe und glaubte mich von ihm wieder geliebt.

Der Tag der Hochzeit war bestimmt, ich hatte meine Brautsachen bereits alle in Ordnung, selbst der Brautkranz fehlte nicht. Siehst Du ihn dort, ich habe ihn treu bewahrt, mein ganzes Leben lang als mein höchstes Gut, an jenem Kreuze dort, dem alten Erbstück meiner Familie.

Mein Vater war ein vermögender Mann, so hieß es allgemein und auch wir — ich und die Mutter — glaubten fest daran.

Da kam eines Tages unser Vater ganz verführt nach Hause. Nach langem Bitten und Zögern erzählte er uns, was er uns seit Monaten verheimlicht hatte — daß er ruiniert — wir eine Bettlerfamilie seien.

Er hatte sich — leichtgläubig, wie er war — bethören lassen von einigen Betrügern, wie sie damals wie die Fliegenpilze emporwucherten, hatte sich zu Speculationen verleiten lassen, bei denen ihn seine Verführer übervortheilte — Papiere, Wechsel nannte er sie, waren eingelaufen, die er zahlen sollte und nicht konnte, und der Schluß war: des andern Tages werde uns Haus und Hof verkauft.

Wir mußten heraus aus unserer schönen Wirthschaft, heraus aus dem Hause, in welchem ich geboren und erzogen war.

Ich tröstete mich zwar bald und auch für die guten Eltern hatte ich den Trost, daß mein Paul für sie schon sorgen werde und daß sie mit mir ziehen könnten, in die Wirthschaft meines Paul. —

Ich hatte in meiner Unschuld, in meiner grenzenlosen Liebe auf das kalt berechnende Herz der Menschen vergessen, das nur so lange treu ist, so lange das Glück uns günstig lächelt!

Ich sollte fürchtbar aus meinem Traume erwachen.

Ich wartete ein, zwei, acht Tage, Paul kam nicht.

Ich überwand die mädchenhafte Scheu über den Anblick meiner tiefgebeugten Eltern und ging in Paul's Haus.

Der Empfang, welcher mir da wurde, war ein so kalter, daß sich mein Herz zusammenkrampfte und das heiße Herzblut zu Eis erstarrte.

Paul war nicht zu Hause; sein Vater sagte mir, er sei in Kreuzkirchen und überhaupt solle ich mir seinen Sohn aus dem Sinne schlagen; unter den jetzigen Verhältnissen könne an eine Verbindung nicht mehr gedacht werden. Sein Sohn brauche ein Mädchen mit Geld und ich — hätte nichts.

Ich wollte vor innerem Schmerz laut aufschreien, doch war mir die Brust zusammengeschnürt, wie in einer eisernen Presse.

Ich stürzte hinaus aus dem Hause, in welchem mir Alles mit einem Schläge geraubt worden, sogar das Vertrauen an die Menschheit! —

Eine Pause trat ein. Die Tante athmete tief auf, ihre bleiche, faltreiche Stirne perlte im Schweiß der Anstrengung.

„Schonen Sie sich, liebe, gute Tante“, sprach ich besorgt, „Sie mögen mir ihre Leidensgeschichte wohl ein andermal weiter erzählen, bis Sie ruhiger geworden. Die Aufregung könnte Ihnen schaden.“

Traurig schüttelte sie das Haupt: „Nein, nein, mein Junge, heute, jetzt sollst Du Alles erfahren. Meine Augenblicke sind gezählt und wer weiß, ob der Strahl der Morgensonne mir noch in's offene Auge leuchtet. — Mich hat nur die Sehnsucht nach Dir, mein Junge, bis jetzt aufrecht erhalten. Also höre weiter:

Wie ich nach Hause kam, weiß ich nicht. Aber als ich wieder eintrat in die Wohnstube meiner Eltern, die wir

verlassen sollten auf immer, brach ich zusammen.

Als ich mich erholt, erzählte ich Alles. Das habe ich vorausgesehen, mein Kind, sprach der Vater gefaßter als ich erwartete: wir müssen uns schon in das Unvermeidliche fügen und vertrauend auf Gott in die dunkle Zukunft schauen.

Wir zogen aus. Von dem Erlös: unserer im Executionswege verkauften Wirthschaft blieb uns ein kleiner Theil.

Der neue Besitzer fühlte menschlich und trat meinem Vater ein Stückchen Grund unentgeltlich ab, worauf er das Häuschen baute, worin ich mich noch befinde und das mir zum Sterbehause wird.

Der Mutter brach das Herz, sie überlebte den herben Schlag nicht lange. Als das Frühjahr kam, trug man sie hinaus auf den stillen Friedhof, wo sie jetzt meiner harret, die ich lange, sehr lange auf mich watten ließ.

Raum waren die Glocken des Grabgeläutes verhallt, als sie wieder erklangen zur Hochzeitsfeier Pauls; diese Klänge waren das Grabgeläute meiner Jugendliebe, meines Glückes. Ich kniete eben vor jenem Crucifix und betete für das Seelenheil meiner Mutter, als die Glocken erklangen, und bei ihrem Schalle, der mir durch das Innerste des Herzens schnitt, hing ich — entsetzt und im Stillen den Mörder meines Lebensglückes segnend — meinen Brautkranz unter das Kreuz.

Der Himmel hat mein Gebet nicht erhört. Während wir uns kümmerlich aber reblich nährten, kam Paul binnen kurzer Frist ganz herab. Er hatte eine unglückliche Wahl getroffen.

Dem häuslichen Antrieben zu entgehen, brachte er oft Tage und Nächte lang in den Wirthshäusern zu, seine Wirthschaft gerieth in Verfall; Mißernten und andere Unglücksfälle brachten ihn endlich um Haus und Hof.

Seine Frau starb im dritten Jahre einer traurigen Ehe.

Paul wurde Schmuggler und in dieser Eigenschaft sahst Du ihn an jenem Abende das erste mal in meiner stillen Kammer.

Jener Abend erweckte in mir wieder die ganze Vergangenheit und auch auf Paul hatte er einen heilsamen Eindruck gemacht. Er kehrte wieder zu einem ehrlichen Lebenswandel zurück, und wenn auch das Brot, das er sich auf fremdem Boden durch Tagelohn verdiente, hart ist, so hatte ich doch die unaussprechliche Freude, zu hören, daß er der menschlichen Gesellschaft als ein nützlich Glied wiedergegeben sei.

Und da will ich Dich bitten, wenn Du nach L. kommst, ihm die letzten Grüße einer Sterbenden zu bringen und ihm zu sagen: Mein altes Herz habe bis zum letzten Augenblicke noch warm und innig für ihn geschlagen.“

Eben wollte ich der guten Tante die Versicherung geben, daß ihr Wunsch treu erfüllt werden solle, als sich die Stubenthüre öffnete.

Ein alter Mann, gebeugt von der Jahre Last, trat ein, kniete stumm am Bette der Tante nieder und erfaßte mit zitternder Hand die magere Rechte der Tante.

„Paul!“ rief die Tante mit einem Tone, als wäre die letzte Saite ihres Herzens gerissen. Ihr Auge schloß sich.

Ich glaubte, der Anblick dieses Mannes habe sie getödtet und rief meine Mutter, die in der Kammer war. Doch bald öffnete sie die Augen wieder, ein eigenthümlicher Glanz leuchtete aus denselben.

„Kannst Du mir verzeihen?“ sprach der alte Mann. „Kannst Du mir das große Unrecht vergeben, das ich Dir zugefügt? Ich habe gedüßt durch jahrelange Neue!“

„Ich habe Dir schon lange verziehen, mein Paul“, sprach die Tante mit schwacher Stimme. „Du konntest ja nicht anders handeln, denn Kindesliebe geht vor Allem! — Daß Du mich in meiner Sterbestunde aufgesucht und mir den letzten Augenblick noch durch Deine Gegenwart verfüßt hast, süht den letzten Hauch Deiner Schuld. — Geh! nimm dort den Kranz von jenem Kreuze und lege ihn mir, der Sterbenden, auf's Haupt. Ich war Dir treu geblieben, ich bin des Kranzes nicht unwürdig geworden.“

Schweigend nahm ich den Kranz herab von dem Orte, an welchem er seit so vielen Jahren unberührt gehangen.

Mit zitternder Hand nahm ihn der alte Mann und legte ihn schluchzend der Kranken auf's Haupt.

„Dank! Nun will ich gern sterben, versöhnt mit Gott, versöhnt mit Dir, mein Paul! — Lebt recht wohl und gedenkt recht oft der armen, alten Hanne, die so viel gelitten und im Sterben erst ihr Glück erreicht hat.“

Noch einmal reichte sie uns die Hand, — ihr Auge schloß sich für immer.

Der letzte Strahl der scheidenden Abendsonne fiel auf das greise, betränzte Haupt der Todten.

Kleine Laube.

Der scheltend' Schuster.

Ein Schwanke von P. K. Rosegger.

Vor Kurzem stand in den Zeitungen die Notiz von einem Manne in Boston, der für jedesmal, wenn er fluche, ein Geschenk zu kirchlichen Zwecken gebe, auf diese Art bereits ein Bethaus erbaut habe und nun dabei wäre, einen Thurm auf die Presbyterianerkirche zu fluchen.

Diese Notiz erinnerte mich an den berühmtesten Flucher Martin Leitner im Fischböckgraben; welcher Leitner unter dem Namen: „Der scheltend' Schuster“ weit und breit bekannt war. Um ein guter Flucher zu sein, braucht man ein rethorisches Talent; mit etlichen groben Redensarten allein ist's da nicht abgethan, die bringt jeder ungehobelte Bauer zuweg, ja selbst der Stadtherr und die Stadtfrau, was mir eine ganze Welt von dienstbaren Geistern beweisen helfen kann. Der geborene Flucher flucht mit Grazie, mit Humor, mit Wärme und Empfindung, mit schönem Pathos, kurz, mit dichterischer Verve. Ihm steht eine uner schöpfliche Mannigfaltigkeit der Form zu Gebote, ein Bilderreichthum gewaltigster Phantasie, sein Fluch ist als Ausdruck der Empfindung ein poetisches Opus lyrischer Art. Fluchen und Beten sind scheinbar sich ganz entgegengesetzte Dinge, in Wahrheit aber gleichartiger Natur: Beides ist eine Wunschäußerung des Gemüthes gegenüber einem übernatürlichen Geiste. Zum Glücke wird so selten andächtig gesucht als andächtig gebetet.

Der Schuhmachermeister Martin und sein Geselle, der fromme Barthel, leisteten in beiden Fächern ganz Erkleckliches. So oft der Martin den Mund aufthat, zitterten alle tausend Mordele-

mente im Himmel und auf Erden; und wenn der alte Barthel während des Drahtziehens seine frommen Stoßgebetelein in's Pech oder in's Leder murmelte, hatte es eine Art, daß, wie der Meister sagte, nur gerade das kreuzweis verschwefelte Donnerwetter dreinpiff. Sie eiferten sich gegenseitig an, in ihren Tugenden; je mehr der Eine fluchte, desto mehr betete der Andere, und je mehr dieser betete, desto mehr fluchte jener. So gab es denn in der Schusterwerkstatt oftmals einen Geruch, wie von Weihrauch und Schwefel durcheinander.

Den Meister genirte des Weiteren das Beten nicht, insoferne war er toleranter als sein Geselle, dem das Fluchen seines Herrn ein Gräuelpiel war.

Nicht ungern erzählte der Schuster-geselle die Geschichte von dem fluchenden Weber, der so lange in das bei einem ungedulbigen Weber stets verknüpfte und verworrene Garn hineinluchte, bis er umgarnet war, und ihn mit Haut und Haar der Böse holte, den er so oft angerufen hatte.

„Das muß schon ein sternhagelbild verzweifelter Narr gewesen sein,“ meinte der Meister, „wer wird denn so fluchen?“

Der Barthel glökte ihn ganz bumm an, und eines Tages rückte er den Dreifuß und sagte: „Der Meister ist sonst kein zuwiderer Mensch nicht, aber halt das gottlose Schelten und Eitelnennen Gottes! So oft der Meister thut fluchen, gibt's mir einen Stich in's Herz, als wie wenn Eins mit dem Aplerdel ohne Schmer hinein thät rennen. Das bin ich gar nicht gewohnt und jetzt sag' ich meinen Dienst auf.“

Wickelte der Meister den Pechdraht um die Hand, rückte auch seinerseits den

Dreifuß und antwortete: „Was heißt das, Barthel? Wer nennt den Gottesnamen eitel, ich oder Du? Schelten! Fluchen! Du thust ja, als wie wenn ich ein sieben doppelter Heid' thät sein! So ein bligblau vernagelter Unsinn! Ob mich schon wer fluchen gehört hat, möcht ich wissen, Du gottverdammter Ehr-abtschneider, Du vermalebeiter, daß Dich der Teufel hol—lerthee trink' ich gern.“

Aber fluchen thät er nicht.

So klagte der Barthel seine Noth einmal den Kirchenpropsten, unter welchen die Sakristeidiener und Vorbeter verstanden sind, und zu denen er selber gehörte. Und sie einigten sich darin, daß der Meister Mittel (Martin) wirklich der gräulichste Flucher sei, der je Menschenfüße in Ochsenhaut steckte, daß man ihn allwärts den scheltenden Schuster heiße, was dem Sprengel, in dem er lebe, keine Ehr' sei, und daß der Mann stumm gemacht werden müsse. — Was half's, daß der Geselle nach jedem Fluch des Meisters ausrief: „Gott verzeih!“ wenn der Andere sofort wieder mit einem: „Gott verdamme!“ dreinfuhr, und es drauf losging, daß sich ordentlich das bochigste Stierleder unter dem Kriერიemen wand, vor Entsetzen.

Wenn der Meister bei guter Laune war, so hörte man von ihm fortwährend Gefühlsausbrüche harmloserer Art, als: „Bassama hint' auf b' Höh!“ oder: „Kruzi = Abazel = Türkensabel, Lubervieh und Heugabel!“ oder: „Kreuz=divi=domini, daß Dich!“ oder auch: „Fiz=zaunmarter=dürre Krautstingelbutten!“ Wenn er aber in Zorn und Wuth kam, da ging ein ganz anderes, ein schweres Wetter nieder.

„Geldstrafe!“ sagte einer der Kirchenpropste, „sonst weiß ich kein Mittel. So oft der Mittel einen Flucher laßt, zahlt er einen Kupfersechser. Barthel, Du passest auf und verwahrst das Geld, das nachher der Kirchen gehört.“

„O, ihr lieben Eselein!“ rief der Barthel, „da möcht' ich wohl wissen, wer ihm das Zahlen wollt' schaffen. Den schilt er maustodt.“

„Das laß' gut sein, Schuster.“ sagte der Andere, „ich werd' mit dem Kaplan reden.“

Und nach einiger Zeit, als der Meister Mittel eines Tages von der Kirche heimkehrte, war er recht verzagt und fluchte nicht, so daß der Barthel glaubte, sein Meister müsse krank sein, und ihn darob befragte.

„Ja, mein lieber Barthel,“ antwortete der Meister traurig, „'s ist nicht richtig mit mir; bei der Weicht bin ich gewesen. 's mag wohl sein, daß meine arme Seel' zum Teufel geht. Weil ich so viel schelten thät', sagt der geistliche Herr. Glaub's aber nicht; 's müßt mich nur zeitweilig der Höllsaggra so viel reiten. Sollt' mir's abgewöhnen, sagt der geistliche Herr. Der hat leicht reden, der hat alleweil die sieben Sakrament' im Mund, und ist fromm dabei; und Unserem darf nur ein's auf die Zungen kommen, so heißt's, man schilt! Na, muß aber doch verlogen sein, daß ich mir das mordschwerenoth's Fluchen nicht sollt' können abgewöhnen. — Nu, so hat halt der geistliche Herr gesagt, sagt er: so oftmals ich einen seiften Flucher thät loslassen, sollt' ich allemal einen Dreier für den Dpferstod geben.“

„Einen Sechser, Meister, einen Sechser!“ fiel der Barthel ein.

„Einen Sechser? Wie kannst denn Du das wissen, Du neunmal verzweifelte Judashaut; hast leicht gelost?“

„Gar nicht, Meister, gar nicht; hab' nur gemeint, so ein Flucher vom Meister ist seinen Sechser schon werth.“

„Hat's auch gesagt, der geistliche Herr, daß ich mich allemal um einen Sechser sollt' strafen. Meint er leicht, ich hätt' nicht Herr über mich! justament will ich ihm's zeigen, dem Sakramenter, daß ich das Schelten kann lassen!“

„Meister, ich bitt' um den Sechser.“

„Was hast denn? Es gilt auch: so oft ich was fluch' kriegst Du für die Kirche den Sechser. Daß ich euch weiß', was ich kann und das verdammte Geved' einmal aufhört: nicht Einen seht's,

oder es soll mich das Krutzifig-million-Donnerwetter in den Erdboden schlagen!"

„Meister, ich bitt' um den Sechser!"

Das Donnerwetter schlug nicht, aber er gab den Sechser: den ersten und bald noch etliche dran in der selbigen Woche. Jeder „Satan“ und jedes „Mordelement“, jede „Bestilenz“, jeder „pechrabenschwarzer Gallteufel“, sogar jede „Galgenstrick-Laternen“ und jedes „Sagramosthosen“ wurde mit einem Sechser belegt. Allerlei Drohungen und Träume, die dem braven Schuhmachermeister nächstlicher Weil' vorlamen, bewirkten es, daß er die Strafgelber nicht verweigerte, sondern mehr und mehr seinen Mund in Acht nahm.

Als die Kirchenpröppste wieder zusammenlamen, brachte der Barthel zwar ein nettes Häufchen Sechser mit, that aber gleichzeitig kund, daß diese Kupferquelle allbereits versiegt sei.

„Das kömmt mir recht verdrießlich,“ meinte der Dichtanzünder, „wie ihr sehen könnt, ist der Weißbrunnkessel an der Kirchtür kaput geworden, worauf wir beim heurigen Kirchen-Budget nicht gezählt haben. So ist mir der Einfall gekommen, ob uns nicht der Schustermeister einen neuen Kessel zusammenfluchen wollt'.“

„Flucht nimmer,“ berichtete der Barthel. „Es müßte denn sein, daß man ihn reizen thät'. Wenn's zum Besten des Kessels ist . . .“

Und was geschah?

Der Barthel ging heim in die Werkstatt, verknüpfte in Abwesenheit des Meisters den Draht, tauchte das Bech in kaltes Wasser, verklebte auch ein wenig den Leisten in den halbfertigen Schuh, brach ein paar Ahlerteln die Spitze ab, versteckte den Knierrahmen unter das alte Lederwerk und bereitete in schöner Dienstfertigkeit noch dies und das vor für ein ausgiebig Flucherstündchen. Dann rückte er sich in seine Ecke und stach und schmierte und nähte mit der harmlosesten Miene von der Welt an seinem Stiefel.

Bald darauf trat der Meister lustig pfeifend in die Stube und setzte sich an

die Arbeit. Für's Erste wackelte der Dreifuß; den rückte er gelassen zurecht. Dann langte er nach dem Garnknäuel, um die Drahtfäden auf seine Finger und den Ellbogen zu haspeln. Dabei murmelte er etwas Unverständliches, denn das Garn war ein wenig verworren. Der Geselle lauerte, aber es kam nichts weiter. Das Bech zeigte sich heute, obwohl in der Stube geheizt war, ausnehmend spröde, das Schmer hinwiederum stieß schier auseinander. Als der Meister den Leisten aus dem Schuh ziehen wollte, brach der Zughaken und er schleuderte die Trümmer zu Boden und starcte stillen Grimmes auf den Gesellen hin, der in musterhafter Ordnung weiter arbeitete. Der Meister nahm die Ahle zur Hand, da war die Spitze weg — wieder ein Blick auf den Barthel. Bebend vor Wuth, aber stumm wie ein Fisch, suchte der Meister den Knierrahmen, schleuderte alle Leisten und Ledersephen durcheinander, fand ihn endlich unter der zersfahrenen Beschuhung, stürzte damit auf den Gesellen und salbte ihm kräftigen Armes mit dem Riemen den Rücken.

Und fluchte nicht.

Aber der Weißbrunnkessel ist neu. Man sagt, der Barthel selbst hätte ihn zusammengescholten an demselbigen Tage.

Jagagfräib.

Nach einem Motio von Anton Schlagin.

s Jagakaba.

§ Jogdfräiba is a Kronthad,
Oba loan Doukta brauchts näid.
Den s onpott, dai Kronthad,
Der ligg gwiss nid in Wäid.

Sie mocht soani Schmerzn,
Oba dou wul viel Gfräid;
In gsündastn Jaga in
Wold vashonts näid.

Sie is da, wia d'Liab,
Sie mocht Dan gonz blind,
Ra songg on zan spiern,
Wir asn Häiserl s loan Kind.

Da Herzschlog tuat pumpern,
Und d Händ wern gonz star;
Ra tonz Gwir (Gewehr) nit dahäibn,
Und mans nou gringa war.

Wir a Kriplmandl steht mar
 Dagnoglt am Schond,
 Häipp in Stupn und schiaht näid,
 Is dais näid a Schond?

Aft muoß holt an Kusräid sein:
 „Da Schuß häd vosogt!
 Dba s Omild war so weit wäit,
 Daß s Omir neama trogg.“

Dba s Häißt an der Kronthad,
 Daß Koan geht ans Laidn;
 Da Jaga bleibt gsund
 lnd da Mehbound danäibn.

Die drei Joaga.

As gangan drei Jaga wul in den Wold,
 Jan schiaßn an Hirschn, a Reh;
 Do schbringan und hupfn zwoa Meherla bold;
 lnd d Jaga häibn s Bizerl af d Feh.
 Sie zieln und sie zieln wul long und long,
 Scha päili a Dreivierdlschund;
 In Meherlan wird schon ongt und bong,
 Daß Koana jan Schiaßn nid tumt.

lnd d Meherla hupfn frei herum,
 lnd moan: „Dais Ding is nid dum!
 lnd d Jaga hobn heind jan Joagn a Freid,
 Jan Schiaßn hot Koaner a Schneid.
 Wis Jaga, tuats nid sou long joagn,
 Entri Bizla, dai hobn ma scha gsegn,
 Ghehts, tuats as fir heind amol noagn (neigen),
 Wir keman an onderamol zwegn.“

Jo, kuntn na d Meherla räidin,
 Sie hädn sche sou wos glogg:
 „Wir brauchn ka Bizerl nid zehrn,
 As hod ins ka Neigrir nid plogg.
 Swor, s Umajoagn tad ins nou gfoln.
 Wans frohad, wars enk mehr an Ehr.
 Af dai Ord (auf diese Weise) wird von ins
 soans leicht foln,
 lnd ais hods midn Soamitrogn ka Gscher.“

Wis Jaga tuats ins scha bidauarn,
 Wis kriags jo in Fendn in Krom (Krampf),
 Wan mir hiaz den Gschboas welln anspladan,
 So lochn die Meherln ollsjom.
 lnd lochn a d Hirschn und d Hofn,
 As lochn olli Wader und Füß,
 Daß drei Jaga mid äillnlunga Kosn
 Sein gschdoinn, hobn joagg eana Biz.

Es lohts enk holt s Joagn nid badriahn,
 Wir hobn do jan Schdenbleibn ka Lust;
 Wan ma fuat sein, aft nochh kintt schiaßn,
 Daß enk nid da Schuß einirust (roftet).
 Dba joagt bis jan jingakt Logn,
 Wis s gran merds ban Untrogn und Loufn;
 Aft fema mar Olli und uogn
 Ent Jagabuabn s Mias da da Houfn.

Das n ein Rasenlauf.

F. A. A.

Die ersten Aepfel diebe.

Aus der Bibel-Üebersetzung eines alten
 Wurzelgräbers. In den Druck gegeben von
 F. A. Rosegger.

In den Alpen Salzburgs lebt ein
 alter Wurzelgräber, ein belehener Mann,
 der sein Lebtag viel gegrübelt hat. Das
 ist einer der Wenigen, die durch Simu-
 liren und Grübeln auf einen grünen
 Zweig gekommen sind. Auf diesem grünen
 Zweig des goldenen Lebensbaumes sitzt
 nun der alte Vogel und singt. Er singt
 das wunderliche Lied aus dem „Buche
 der Bücher“ nach seiner Weise.

Der Wurzelgräber hat die Bibel
 übersezt „in sein geliebtes Deutsch“,
 wie es die Gebirgsleute sprechen. lnd
 die Uebersetzung ist von den Gebirgs-
 leuten wohl auch leicht zu verstehen und
 nach ihren Verhältnissen zu deuten. Sie
 ist ziemlich frei und gar nicht haarpal-
 terisch. Ich, der Fuchs, der in allen
 Wäldern herumstreicht, bin auch in das
 Haus des Wurzelgräbers gekommen,
 habe mich der Uebersetzung bemächtigt.

Hier eines der ersten Capitel in
 den fünf Büchern Moises, es führt
 den Titel:

Die ersten Aepfel diebe.

Der liebe Gott hat anfangs ein
 rechtes Kreuz gehabt mit den zwei Leuten.
 Sie haben um und um nicht ausgewußt
 und es wäre schier noth gewesen, der
 Himmelvater hätte ihnen Alles extra
 gesagt und gezeigt und wäre alleweil
 hinter ihnen gestanden und hätt' Obacht
 gegeben, daß sie in keinen Teich und
 in keinen Mählgraben fallen und daß
 sie keine Einbeeren und keinen Fliegen-
 schwamm essen.

Aber allerwege bei ihnen bleiben,
 das wäre gottesmährhaftig keine Wirth-
 schaft gewesen. Der liebe Gottvater hat
 die sonstige Welt und den Himmel
 auch noch zu verforgn gehabt. So hat
 er einmal gesagt zu dem Adam und
 Eva: „Hört, Leutchen, jehz muß ich
 einmal weitergehen. Bleibt nur dieweil
 im Garten da, und thut's euch die

Zeit vertreiben und schön brav sein aufeinander. Essen und trinken könnt's was euch lustet; Trauben und Feigen hängen euch in den Mund und dort unten im Bach rinnt die Milch und da hinter dem Felsen ist ein Honigbrunnen. Aber Eins muß ich euch sagen, wenn ich euch nicht zwei sag': Dort beim Zaun steht ein Apfelbaum, weißt, Adam, welchen ich meine? Der dort zwischen den Fichten steht."

"Aha," schreit das Eperl drein, "weiß es schon, der so gute Butteräpfel trägt."

"Na, na, Du junger Unend, Du," sagte der Gott Vater, "laß Du die Butteräpfel sein, das ist nichts für Dich; ich sag' euch, Leutchen, die Äpfel rührt's mir nicht an!"

"Ja, warum denn nicht?" fragt die Eva.

"Ist gar ein giftig Obst, mein Kind, und wer auch nur ein Spalterl davon iszt, der muß sterben!"

"Ja, zuweg stellt sie denn nachher her da?" schreit die Eva, die schon ihr Mundstück nicht still halten kann auf alle Mittel und Weis — "sind leicht zum Anschauen da? Bitt' Dich gar schön, dazu mach' sie noch ein Eichl schöner!"

Der Adam stößt die Eva mit dem Elbogen und flüstert: "Wirst ihn wohl böß machen mit dem Grobreben."

Dieweilen ist der Herrgott schon fortgewesen, und die zwei jungen Leut' sind herumgetröbelt den ganzen Tag — ist ihnen schier die Zeit lang worden. Sie haben Milch und Honig getrunken — ist aber nichts für den Magen.

"Magst einen Pflirsich?" hat der Adam seine Gefpannin gefragt.

"Geh' mir weg mit deinem Pflirsich!" brummt das Eperl.

"Ober magst etwan Zwetschken?"

"Beileib' nicht."

"Magst, so steig' ich auf den Baum da, und ein paar gute Feigen reit' ich Dir nieder."

"Hör' mir auf, bist ein langweiliger Bursch!"

"Ja, so sag, was willst denn sonst?"

Sie gibt ihm keine Antwort und sie trötteln weiter.

Aber bald bleibt der Adam wieder stehen. "Willst was, Dirndl, so sag's; ich thu' und ich bring' Dir Alles, was ich kann."

"Weißt, was ich möcht'?" meint das Eperl und laut am kleinen Fingernagel.

"Nu? — so sag's, nachher weiß ich's."

"Geh, Du bringst mir's doch nicht," sagt das Eperl und guckt zu Boden und hat Wasser in den Augen. "Weißt, Adaml, ich — ich möcht' — ein — ein Stüdel Steiererlas möcht' ich."

"Geh, was Dir nicht einfällt," brummt der Adam, "wo sollt' ich denn jezo einen Steiererlas nehmen?"

Darauf sind die Zwei eine gute Weile so nebeneinander hingegangen und Keines hat das Andere angeschaut. (Sind verdrießlich gewesen! hat ein Kirchenvater gesagt.)

"Gudet, gudet!" schreit auf einmal eine fremde Stimme, "wollt nicht ein wenig rasten da im Schatten?"

"Jesses!" sagt das Eperl, "da oben auf dem Baum hat aber jezt richtig wer geschrien."

"Wer krabbelt denn da oben umeinander?" ruft der Adam.

"Je, mein! wer wird's sein? Eine Kupfernatter wird's sein? Eine Kupfernatter hüpfst lustig herum auf den Ästen und guckt so schallhaft und lieblich nieder, und die zwei Leut' setzen sich in den Schatten, und das Eperl streicht dem Adam das Haar hinter die Ohren und dreht es um ihre Finger in Kreislein und Ringlein.

"Mögt ihr kein Äpflein brocken?" fragt die Kupfernatter mit Höflichkeit.

Da schaut das Eperl hinauf und meint: "Wollt schon eines mögen; lang' mir eines herab auf meinen Schoß!"

Gleich der Adam wieder mit dem Elbogen: "So sei doch nicht gar so

amerleck*), Du weist ja, daß das das giftige Obst ist, von dem der Gottvater gesagt hat."

"Geh', bleib mir mit deinem Gottvater aus; ich will ein Aepflein haben. Kupfernatter, so sei so gut und lang' mir ein's herab."

Die Ratter hat eines vom Ast gebissen, hat einen langen Kragen gemacht und der Eva den Apfel in die Schürze geworfen.

"Du, Ratter!" schreit der Adam, "wenn Du mein Weib so aufstiften willst, so breh' ich Dir das Gnack***) um! Ein- und allemal sag' ich's: Der Gottvater will's nicht haben!"

"Will er's nicht haben?" spöttelt die Kupfernatter, "schau, der hat Dich ganz im Sack, selb' kenn' ich schon. Weißt aber auch, warum er es nicht haben will? Schau, in einem jeden Apfel, wie sie auf dem Baum da wachsen, ist ein Körnlein drin, und wer so eines schluckt, der wird so stark und geschick, wie der Gottvater selber. Wo hätt' denn er seine Kraft hergenommen? und seine Geschicktheit hat er auch nicht mit Löffeln gefressen. So ein Apfeln hat er sich vergunnt, und darauf ist er geworden, wie er ist. Ist sonst ein guter Mann, der Gottvater, aber mein, wer ist denn ohne Fehler! und so fürchtet er sich halt, es möcht ihm ein Anderer mit der Stärk' und G'scheidtheit vorankommen, und desweg sprengt er's aus, daß die Aepfel da thäten giftig sein. Na, laßt euch keinen Bären auf die Nasen binden und kostet einmal."

Kaum daß die Ratter so redet, hat das Eperl schon in den Apfel gebissen. — "Jesses!" schreit sie auf, "ist aber

bös a guats Obst! a wenig muact doch davon kosten, Adamel, daß du ah weißt, was guat ist!"

O, Adam, wenn du's nicht gethan hättest! Wie kunnt ich heut' im Paradies den ganzen Tag liegen auf dem Heu, und müßt nicht auf den hohen Bergen herumklettern nach Wurzeln und Kräutern für die Apotheke!*)

Aber keine Ruh' hat's ihm gegeben; sein hat's müssen. Wie er hat in den Apfel gebissen, ist die Kupfernatter hoch aufgesprungen und fortgehupft hinein in den Hollerbusch — ist nimmer gesehen worden.

Darauf, wie die zwei Leute weiter gehen wollen, schreit jählings das Eperl: "Adam, Du Adam!" — und buckt sich zusammen.

"Was hast denn, Eperl?" fragt der Adam.

"Ei ei, und ei ei! geh, Adam und hilf mir suchen, mein Vortuch hab' ich verloren!"

"So such' nur, hab' selber keinen Faden am Leib."

"Jesses, ich trau mich nicht aufzuschau'n! ich schäm' mich unter die Erden hinein!" — und mit beiden Händen verdeckt sie das Gesicht.

Bettelt der Adam: "Geh, geh, lieber Gottvater, laß uns nähern eine Pfaid!"

"Ja, die Feigen zeig' ich euch!" schreit der Gottvater voll Zorn.

Und wie er ihnen einen Ast vom Feigenbaume hinruckt, heissa, da greift das Eperl geschwind nach einem grünen Blatt, daß sie wiederum ein Vortuch hat; aber der Adam lügt und sagt: "Eperl mein, 's ist all's zu spat . . ."

Ein Jahr aus dem Leben einer Dorfschönen.

Zu Papier gebracht von P. K. Rosegger.
VII.

Mein Appell vom Märzheft an die Leser des „Heimgarten“ in Sachen

*) Diese Expectoration, obwohl streng genommen, nicht in die Bibel gehörig, ist allerdings gerechtfertigt. Der Herausgeber.

*) Nach Auslegung der heiligen Väter und auf Grundlage des Sanskrit bedeutet das hebräische Wort amerleck so viel als lüftern, genäschig. Der Herausgeber.

**) Gnack oder genaack kommt offenbar von nackt, also ohne Haut sein. Adam wollte demgemäß sagen, daß er der Ratter die Haut abziehen werde. Andererseits ließe sich auch annehmen, daß der alte Wurzelgräber das Wort Gnack von Nacken (das Genick) abgeleitet habe. Der Herausgeber.

unserer Dorffschönen blieb nicht ohne Erfolg.

Schon am 3. März lief ein zwar etwas vernachlässigtes Briefchen an mich ein, folgenden Inhaltes:

„Weill es der her Zeitungschreiber haben will: um die Kunigunda Nachnerin sul er Sich nit weiter kümern, sie is auf Graz gereiset.“

Nichts Weiteres und auch keine Unterschrift.

Also mit der Dorffschönen wäre es vorbei, dachte ich mir, und mit der Stadtschönen mag ich mich nicht einlassen. Das wird schon der seine Schulmeister's Sohn thun. Und aus dem ganzen „Jahr Leben einer Dorffschönen“ soll nur ein halbes geworden sein. Es ist kein Verlaß auf solche Leute, mitten in der schönsten Geschichte reißen sie aus und bringen den Berichterstatter in die Nothwendigkeit, die Geschichte aus eigenen Mitteln zur Zufriedenheit der Leser zu ergänzen. Ich aber bin kein Solcher! nie! Nicht ein Itüpfelchen mache ich, das ich nicht verbürgen kann. — Und so kam es mir wahrlich sehr gelegen, als sie eines Tages, es war am Vorabende des Josefsfestes, zu Lahndorf daher trottete.

Ein durchtriebenes Weibsbild, diese Kuml! Wie sie ihrem Vater damals aus der Schenke davongelaufen ist, das wissen wir. Da sloß sie nun auf Umwegen der Reichstraße zu; ihr Fuß schien sich durch die Schnauzbartsalbe des Schneider-Michel gar sehr gekräftigt zu haben. In einem Hause nun, wo sie um einen Löffel warmer Suppe zusprach, soll sie den „Heimgarten“ und darin die Schildereien aus ihrem eigenen Leben gesehen haben. Sie war gar nicht einmal erbost darüber, denn schöne Dirndln haben es immer gern, wenn man von ihnen spricht. Aber, um unsere Nachstellungen irre zu leiten, spielte sie mit den Streich und schrieb mir zu, daß die Kunigunde gegen Graz gezogen sei, während sie in Wahrheit gerade den entgegengesetzten Weg einschlug.

Es ging ihr aber nicht am besten und da geschah ihr ganz recht. Schon am zweiten Tage überraschte sie der Abend mitten in einem Walde, und sie mußte froh sein, daß sie eine Kohlenbrennerhütte fand, die wohl auf das Nothdürftigste eingerichtet, doch ohne jeglichen Kohlenbrenner war.

Sie legte ihr Bündel ab, schlug die Schneeballen von den Schuhabsätzen und wollte auf dem Herde nun Feuer machen, um sich zu erwärmen. Holz war zur Genüge da, aber woher ein Bündelhölzchen, einen Feuerstein nehmen? Vergeblich suchte sie im Finstern nach Brennzeug, dann hauchte sie sich in die Fäuste, um die erstarrten Finger zu erwärmen und trippelte rath- und thatlos in der Klausel herum. Aber das sagte sie sich: wenn's mir noch so schlecht geht und ich verhungern und verkriegen muß, zum Höllerbauer geh' ich nicht mehr zurück. Ich vergunn ihm's und dem Andern vergunn' ichs auch, wenn sie mich maustobt finden — keine gute Stund' sollen sie mehr haben!

Draußen im Schnee knarzten Schritte. Ihr erster Gedanke war, daß sie sich ganz ruhig verhalte oder gar entschlüpfe, sie war ja ein Flüchtling. Aber in ihrem trostlosen Zustande sehnte sie sich zu sehr nach einem menschlichen Wesen und selbst wenn's ein Gendarm wäre. Vielleicht ist's doch ein Dieb, ein Räuber, — wenn er nur Feuer hat. Sie polterte also absichtlich laut herum, und als der Vorübergehende draußen hörte, es wäre Jemand in der Hütte, rief er laut: „Braucht's Schwefelhölzgel? gutes Feuerzeug!“

Der Kuml drang schon beim bloßen Wort vom Feuer ein heißer Stich in's Herz. Es ist hell wie ein Roman: sie erkannte die Stimme des Schneider-Michel.

Sie that aber stolz. Mit verstelltem Tone verlangte sie Feuerzeug. Er widelte ein paar schächtelchen Schwefelhölzer hervor und sagte, daß er kein Geld dafür nehme, daß er aber bitte, über die Nacht in der Hütte bleiben zu

bürfen, weil es unmöglich wäre, in der finsternen Nacht eine andere Menschenwohnung zu finden.

Da sagte die Kundl nichts darauf sondern dachte: Zum Teufel, wenn das nit ein angepielter Handel ist!

Das Micherle hob ein Bein auf, fuhr sich mit einem Hölzchen über das Hintertheil — Feuer gab's — Licht war's.

Und er sah die Kundl vor sich stehen.

Da stand er starr und glogte sie an, berentwillen er zum Hausfirer geworden, um sie zu finden. Das Zündhölzchen mußte erst die Finger brennen, daß er wieder zu sich kam.

Und so waren sie nun beisammen. Auf dem Herde brannte bald ein prächtiges Feuer. Aber mit dem Nachtmahl sah's schlecht aus. Sie zerstreuten den Hunger auf andere Weise. Sie machten sich Vorwürfe.

„Du bist b'ran schuldig, daß ich jetzt da sitz',“ sagte sie.

„Du bist davon gegangen,“ bemerkte er.

„Und Du bist mir nachgegangen,“ sagte sie.

„Weil ich's wissen hab' wollen, wie Dir die Bartwuchsfalben angeschlagen hat.“

„Thät'st mich baldiren?“

„Ist mir nig um!“ — Uneinge-
weichte werden glauben, das hieße: ist mir nichts d'rum. Aber im Gegentheile, das Micherle wollte mit den Worten sagen: Meinertwegen, habe nichts dagegen.

Und so huben sie jetzt — nachdem die Wohnung gut geschlossen und durchwärmt war — ein Gespräch an, das meine Leser ohnehin nicht verstünden; dahero setze ich's gar nicht auf's Papier. Zu verrathen ist nur, daß der Kundl nichts recht war, daß sie Allem widersprach, was das Micherle sagte, bis daselbe sich entschloß, gar nichts mehr zu sagen, damit sie ihm nicht mehr widersprechen konnte.

Erst am andern Morgen hub er wieder an: „Und jetzt gehen wir zusammenheiraten.“

„Auf den Bettelstab leicht?“

„Nein, auf mein Häusel.“

„Wenn Du's Alles so gut weißt: wer gibt uns denn zusam?“

„Ich denk' doch, der Pfarrer z'Laßndorf.“

„Aßer lebiger bringst mich nit auf Laßndorf, drauf kannst Dich verlassen.“

„Ja, meinst, daß uns im Wald ein Vogel kopuliren soll? Sonst wüßt' ich nit, wie.“

Sie schlug mit der flachen Hand auf seine Lippen. Endlich einigten sie sich, daß sie zum Pfarrer in Frauenberg gehen wollten, der sei ein rechtschaffen guter Herr, thät' viel so arme Leut' zusam'mgeben, leicht auch sie zwei.

Aber beim Pfarrer zu Frauenberg kamen sie schön an. Zuerst war er über alle maßen freundlich und tätschelte die Braut fogar an der Wange; aber als er die Papiere verlangte, und das Micherle ihm zur Antwort gab: „Ja, mit Tauffchein, Ehekontrakt und Ehebenilligung sei es keine Kunst zu kopuliren, da brauche man nicht erst zum Frauenberger Pfarrer zu gehen -- hub der geistliche Herr an, im Haufe herumzuklingeln. Das Brautpaar ahnte, was das bedeutete und machte sich aus dem Staube.

Kein Zehrgeld war da. Die Schuhe waren fuchstroth geworden und fortweg klinghart gefroren. Die Zehen ließen nichts mehr von sich wissen. Es gab keinen anderen Ausweg auf der Welt, als die Heimkehr nach Laßndorf.

Die Laßndorfer sahen und redeten das unter so sonderbaren Umständen vermählte und nun wiederkehrende Paar gar seltsam an. Aber die Kundl rief ihnen aus Aerger fed in's Gesicht: „Sie sollten das Maul halten, jetzt sei der Gaiz gestreut.“ — Dieser Ausdruck will sagen: jetzt sei der Sache Genüge gethan, und die Leute meinten, das Schneider-Micherle und die Hüllerbauern-Kundl seien ein Ehepaar.

Am demselben Abende, nachdem Micherl die Kundl in sein Haus geführt hatte, ging er zum Pfarrer von Laßn-

dorf und aus Angst, daß er aus lauter Ehrfurcht und Befangenheit vielleicht nicht einmal ein einzig Wort würde hervorbringen können, wurde er so resolut und laut, daß es fast grob herauskam.

Er verlangte vom Pfarrer die Vereinigung mit der Kunigunde Pachnerin.

„Na ja,“ meinte der Pfarrer, „Zeit ist's, daß Ihr endlich einmal an's Heiraten denkt. Habt es schon eine gute Weil' trieben!“

Das Mischerle grinste.

„Sag' mir einmal, wie seid denn Ihr zwei befannt worden.“

„Das sag' ich nur bei der Beicht, hochwürdiger Herr Pfarrer.“

„Ei, ist's denn gleich mit was Unrechtem angegangen?“

„Freilich wohl,“ lispelte der Bursche mit schalkhafter Geberde. Wir wissen genau, worin das Unrechte bestand, der Pfarrer glaubte es nur zu errathen. Daß es ein Diebstücklein war, welches die Leutchen so seltsamlich zusammenführte, das konnte er nicht ahnen.

Er sagte nun, wenn die Tauffcheine und die Bewilligung der Eltern und des Gerichtes da wären, und vor Allem die Kundl einverstanden sei, so stünde dem Ding nichts entgegen.

Voll Freude eilte das Mischerle in sein Häuschen. Die Kundl schüttelte vielsagend den Kopf, als er heimkehrte.

„Nichts ist's, wenn man den Kopf beutelt,“ sagte sie.

„Warum ist nichts?“ fragte er erschrocken.

„Weil ich keinen Mann mag, der Tag und Nacht nicht bei mir ist.“

„Kunn't mir einfallen!“

„Der Amtsbot' ist dagewesen, hat einen Brief für Dichbracht. Unfereins darf nichts haben.“ Sie schluchzte.

Im Briefe stand wohl keine lustige Mähr'. Das Mischerle war vorgeladen zur Affentirung.

„Geh! da laß' ich!“ rief der Bursche, „mich behalten sie nicht.“

Und hierauf sie: „Ich kann's nehmen, wie ich will, so paßt's mir nit.

Mag Dich der Kaiser nit, so hab' auch ich kein' Freud' mit Dir. Und mag er Dich, so hab' ich Dich nit.“

Das Mischerle war durch die Vorladung ohnehin erregt, die herzlosen Worte des Mädchens machten ihn wild.

„Man kennt sich nit aus bei euch Weibsleuten!“ rief er, „ich mag gar Keine!“

Und sprang davon. Aber die Kundl erwiderte ihn beim Rodtragen und schrie: „So! verlassen willst mich jetzt!“

Noch an demselben Tage kam der Höllerbauer und rebete der Kundl gütig zu, nur wieder in sein Haus zurückzulehren. Was geschehen, das sei geschehen, sie, die Kundl, sei kein Engel, und er, der Höllerbauer, kein Teufel. Sie solle vergessen und er wolle auch vergessen, dann sei's wieder beim Alten.

„Beim Alten ist's nimmer!“ antwortete die Kundl.

So steht's jetzt.

Dorfbriefe.

VII.

Die närrische Zeit ist endlich vorbei; aber vom Närrischen selbst ist uns noch Etwelches geblieben.

Wenn die Leute gerne witzig sein möchten und haben keinen Witz! Sie erleben das gewiß auch in der Stadt — wie das traurig ist! Der Fasching — besonders der Abschluß desselben — ist solch' eine Zeit, wo es den Leuten ankommt, als müßten sie den Kasperl und Hanswurst, der von altersher in ihnen stecken soll, herauslassen. Und was kommt da heraus? Als ich am Faschingdienstag durch die Gutweiler Gassen ging, da habe ich flehentlich gebetet: Der Himmel bewahre uns gnädig vor dem Narrenthurm, es sei derselbe auf dem Feldhof bei Graz oder in den Gassen zu Gutweiler. In allen sinnlosen Vermummungen, mit wüstem Geschrei und Gefrächze, mit schreckhaften Gliederverrenkungen sind die Leutchen — zumeist Bauernburschen und Handwerker — hin- und hergeschossen, und man hat ihnen

die Noth angemerkt, als sie krampfhaft nach Spaß und Humor haschten und auch nicht ein Fünkchen davon vorfanden. Ihre erfolgreichste Thätigkeit war das Trinken und Schmarozen von einem Wirthshaus zu andern. Mancher Gastgeber wollte dann auch seinerseits witzig sein und credenzte ihnen im Glase Verschiedenerlei, wofür der Staat keine Verzehrungssteuer beansprucht.

Die Leute überkommt es in diesen Tagen, als müßten sie etwas Besonderes anstellen. Gar im hintersten Bauernhause, wo keinerlei Maske sonst ihr Wesen hat, wird Narrethei getrieben. Selbst die kleinen Jungen werden toll und wissen ihres Uebermuthes kein Ende und der sparsamste Bauernknecht und die solideste Stallmagd verlassen ihren Pflichtposten, setzen sich in's Wirthshaus und:

„Feind is der Hofschntog,
Feind sauf i wos i mog,
Morgn moch i s' Testament,
s' Geld hot an End.“

Der Ragenjammer wird nicht mit Häringschmaus curirt, auch nicht mehr mit dem Ochsenziemer des Bauers, wie früher — denn diese Kurpfuscherei hat das Gesetz untersagt. Am Aschermittwoch strömt Alles, was überhaupt schon wieder stehen und gehen kann, in die Kirche, und Jene, die gestern in wilder Ausgelassenheit den heidnischen Carneval zu Rand getobt haben, drängen sich mit frommer Eier zum Altargitter, um sich von dem Priester Asche auf die Stirne reiben zu lassen. — „Du bist von Staub und Asche und wirst zu Staub und Asche, aber gestern warst ein Erzlump.“

Somit ist die heilige Fastenzeit eingezogen und was die letzten Faschingswochen auf dem Bauerntisch verprast worden ist, das muß jetzt wieder eingebracht werden. Fasten nennt es die Kirche, Esparen der Bauer, Hungerleiden der Dienstbot'. Indeß weiß der Dienstbot' heutzutage um seine Sach' schon zu reden, und auch bei ihm geht das

freiwillige Abbruchthun und Bußewirken nur so weit, als es nicht weh thut.

Nun freue ich mich, von den Faschingsalbernheiten auf einen Gegenstand übergehen zu können, der wohl die höchste Weisheit des Menschen befundet und unserem Geschlechte eine Gewähr der schönsten Zukunft bietet.

Vor einiger Zeit ist in einem alten Gelasse eines alten Hauses bei Gütweiler ein Document gefunden worden, welches aller Wahrscheinlichkeit nach einst der alexandrinischen Bibliothek angehört hat und nur durch irgend einen wunderbaren Zufall in unser Land verschlagen worden sein mag. Dieses Schriftstück deckt so Manches auf, wovon sich bisher unsere Schulweisheit nichts träumen ließ. Es weist nichts Geringeres, als die Unglückstage des Jahres und deren Ursachen. Es ist — wie auf seinem Titelblatte zu lesen — eine durch Gottes Gnade veranlaßte ägyptische Aufzeichnung aus dem 336. Jahre der römischen Regierung. Die Echtheit des Documentes wird schlagend bewiesen durch den Beisatz: Gedruckt in diesem Jahre. Es möge also noch einmal in diesem Jahre gedruckt werden.

„Die Unglückstage sind:

Der 1., 2., 6., 11., 17. Jänner.

„ 8., 16., 17. Februar.

„ 1., 8., 13., 15. März.

„ 1., 15., 17., 18. April.

„ 8., 10., 17., 30. Mai.

„ 1., 17. Juni.

„ 1., 8., 18., 20. Juli.

„ 1., 12., 15., 18., 30. August.

„ 15., 17. September.

„ 1., 5., 6. October.

„ 1., 7., 11. November.

„ 1., 7., 11. December.

Unter diesen 42 Tagen sind drei die unglücklichsten, als: Den 1. April wurde Judas Ischariot geboren, den 1. August wurden die Teufel zur Hölle gestürzt, den 1. December wurde Sodoma und Gomorha vertilgt.

Derjenige, der an einem dieser Tage geboren ist, stirbt eines unglücklichen Todes, oder er lebt zur Schande der

Welt, und erreicht selten ein hohes Alter. Der an einem dieser drei Tage sich zur Aber läßt, stirbt in drei bis neun Tagen.

Bei diesen kommt jedoch zu bemerken.

1. Ist ein Kind an einem dieser 42 Tage geboren, so lebt es nicht lange, und sollte es dennoch bleiben, so ist es ein armer Wurm.

2. Selten kehrt einer von einer in diesen Tagen unternommenen Reise gesund zurück, oder er leidet doch Schaden an seinen Sachen.

3. Heiratet Jemand an diesen Tagen, so wird er bald des Weibes überdrüssig, und wird sich von ihm loszutrennen suchen, oder er lebt in Armuth und Haber.

5. Niemals unternehme man an einem dieser Tage einen Bau, oder bestimme ein an diesen Tagen geborenes Vieh zur Zucht, weil dieses allemal feuerlos und muthlos bleibe.

5. An diesen Tagen soll man weder säen noch setzen.

6. An diesen Tagen enthalte sich jeder des Ringens oder Schlagens, der Lustbarkeit und des Spieles.

Diese 42 Tage sind aber auch nicht bestimmt, daß uns allemal ein Unglück begegne, denn wer Gott um seinen heiligen Beistand anruft, den verläßt Gott auch nicht! Diese Tage sind nur, daß wir sie uns gut merken, und nichts Bedeutendes unternehmen."

Das Original liegt bei mir zu Jedermanns Einsicht vor. Ich glaube eine hohe Obrigkeit wohl nicht erst darauf aufmerksam machen zu sollen, daß diese Urkunde zu Ruß und Frommen der Menschen in allen Schulen des Reiches der Jugend bekannt gegeben werde. Wie viel Unglück wird verhindert werden, wenn die Leute einmal wissen, wann sie ihre Geschäfte anzufangen, ihre Häuser zu bauen, ihre Weiber zu nehmen und auf die Welt zu kommen haben!

Von jetzt ab gehen wir einen neuen Weg.

Gutweiler, am 34. Tage nach der Auffindung der alexandrinischen Urkunde.

N. N.

Vom Vater des Kaisers.

Wer hat ihn nicht gelannt, den guten Herrn, den Vater unseres Kaisers, den letzten alten Wiener? In der Residenz, auf der Ringstraße, im Prater, auf dem Wege nach Schönbrunn, in der Lagenburger Allee und auf den Straßen, die vom kaiserlichen Lustschlosse in Diefing gen Kuhof und Weidlingau führen, kannte Jung und Alt den historischen Sechserzug des alten Herrn, und alle Hüte und Rappen flogen von den Köpfen, wenn die große Staatscarrosse des Weges kam und man grüßte gern und zuvorkommend, nicht aus purer Loyalität, sondern weil alle Welt wußte, daß der alte Herr den Gruß freundlich aufnahm und noch freundlicher erwiderte — hielt er doch während der Fahrt fast unausgesetzt die Hand an der Krämpe, um nur ja keine Erwidderung des Grußes zu versäumen. Wenn der Wagen des Erzherzogs vom Praterstern aus in die große Allee einlenkte, erkannte man schon vom Rondeau aus an dem wehenden weißen Fieberbusche des Leibjägers das Gefährte und die Spaziergänger drängten sich an den Graben der Fahrstraße, um den Vater des Kaisers zu sehen und das prächtige Schimmelgespann mit den gelblivirten Kutschern, die, auf den Pferden reitend mit ihren riesigen Kanonenstiefeln, den kurzen silberbortigten Jacken und den mächtigen Zweimastern wie Typen einer längst verbrauchten Zeit gar eigenthümlich von der modernen Eleganz abstachen. Zu der sprichwörtlichen Einfachheit des alten Herrn paßte eigentlich diese altmodische ceremonielle Auffahrt nicht und die armen Kutscher hatten oft ihr Kreuz, wenn sie das Sechsgespann durch die menschenerfüllten Straßen zwischen den schwerfälligen Omnibussen und den ungelenteten Tramwaywaggonen heil durchbringen sollten, aber der alte Herr, so erzählte man wenigstens, soll sich stets geweigert haben; den unmodischen Courierzug abzuschaffen. Die Kutscher begogen für jede Fahrt nach altem Herkommen

Diäten und damit diese den langjährigen Dienern nicht verloren gingen, hielt er das Sechsgespänn bis an sein Lebensende fort. Dieser kleine Zug von milder Herzengüte charakterisirt den alten Herrn. — Sein ganzes Leben war den Armen, den Hilfslosen, den Nothleidenden gewidmet, seine ganze Thätigkeit war aufgegangen in der Wohlthätigkeit; die Lust des Gebens, die Freudigkeit des Wohlthuns waren ihm angeboren — selten hat Einer, wie er, den Namen eines Vaters der Armen verdient. Das war es auch, was ihn, der von allen politischen Strebungen sich stets abseits hielt und keinen Theil hatte an den Bewegungen des Tages, so populär machte. Er verzichtete im Jahre 1848 auf die Kaiserkrone, um sich ganz der Wohlthätigkeit seines Herzens widmen zu können. Er hätte die Krone dreißig Jahre lang getragen; daß er dafür das Wohlthun in stiller Zurückgezogenheit wählte, ist ein herrliches Beispiel in der Geschichte menschlicher Entfagung. — Unbekannt ist die wahrhaft kindliche Liebe und Verehrung, mit welcher Söhne und Enkel an dem ehrwürdigen Familienhaupte hingen. Welcher Bürger des Reiches fühlt sich nicht gehoben, in seinem Herrscherhause jenes reine, treue Familienleben zu finden, das der Gesellschaft leider mehr und mehr abhanden kommt. Die Armen, die Witwen und Waisen aber werden seinen Verlust am schwersten tragen. Ihnen gab er immer mit vollen Händen und wie reichlich er gab, beweist die Thatfache, daß selbst diese Hände zuweilen leer wurden. Vor Jahren ließ er sich auf seinen Promenaden stets von einem Diener begleiten, der die Schenkungen, die der Erzherzog den an ihn herantretenden Hilfsbedürftigen zuerkannte, sofort mit baarer Münze realisirte. Man mußte alle möglichen Vorstellungen aufbieten, um den hochherzigen Spender zu einem Aufgeben dieser leicht zu mißbrauchenden Freigebigkeit zu veranlassen. Jeder Arme hatte künftig ein motivirtes Gesuch zu überreichen —

zu Ersparungen führte dieses System freilich nicht, es wurde eben jedes Gesuch signirt, in dem der Bittsteller an das Herz des Erzherzogs appellirte. Seine Kammer hatte alljährlich ein förmliches Armenbudget aufzustellen — da gab es zahlreiche Rubriken: die blinden Kinder, die Taubstumm-Geborenen, die Waisen, die Töchter der vor dem Feinde gefallenen Officiere, die Kranken in den Spitälern, die Nonnen, die sich mit der Pflege und der Erziehung befaßten, die Vereine für Hausarme, für populäre Druckschriften, die Cröchen und Volksküchen — sie alle erhielten ihre regelmäßigen und außerordentlichen Beiträge. Weilte er im Sommer, nachdem er seine alljährliche Fahrt nach Mariazell beendet, in seinem lieben Ischl, so wurde das Werk edler Menschenbeglückung auch in der Stille des Landens fortgesetzt. Kein Krankenhaus, keine Schule, kein Kinderspital, kein Armenasyl, keine Kirche im Salzkammergut blieb unbeschenkt und wie oft, wie reichlich er Hilfe und Trost in die Hütten brachte, die in den Waldbhängen des Trauntales armen Holzarbeitern kärgliche Unterkunft bieten, davon wird der berebete Mund des Volkes noch in den fernsten Tagen ein frommes Lied zu singen wissen. Wenn er nach Ischl kam, da war es sein Erstes, die alten lausfigen Plätze aufzusuchen — in den letzten Jahren führte ihn täglich sein Weg zu der dem Andenken seiner verstorbenen Gattin geweihten Kapelle — und um die bekannten Ischler um die Ausichten für den Sommer zu befragen. — Jeden Nachmittag, wenn das Wetter nur einigermaßen günstig war, promenierte er auf der „Strähn“, dem Soolenwege zwischen Ebensee und Ischl — da sprach er Bauer und Bäuerin an, von denen er die meisten kannte und frug sie über ihr Anwesen, über Ernte und Arbeit, über das, was im Haus und in der Gemeinde vorging — und für all' die kleinen Leiden und Freuden der Einzelnen wie der Gesamtheit hatte er ein vortreffliches Gedächtniß.

In Langwies, dem freundlichen Orte, von dessen Wirthshausgarten man einen reizenden Ausblick auf die hohe Schrott und die Spitzen des Wildenkogels hat, kehrte er gerne ein und nahm in der weinumspornnen Laube sein Vesperbrod. Dort erwarteten ihn auch stets die alten Hofdamen, die seiner Gemalin im Leben näher gestanden und deren Gesellschaft er deshalb später nicht aufgab. Sie kehrten auch stets gleichzeitig mit ihm nach Ischl zurück und waren oft Abends Zuschauerinnen bei den Billardpartien, die er vor der Ruhestunde zu spielen pflegte. In der Gesellschaft dieser Damen sprach er oft und gerne von seiner verschiedenen Frau: „Sie ist mir vorangegangen und macht mir oben Platz,“ pflegte er dann in seiner gemüthlichen Sprechweise zu sagen.

In Mariazell fand er sich alljährlich ein, und wenn man ihn knien sah vor dem Gnadenaltare, gesenkten Hauptes und in Andacht versunken — mitten im Volke, da hätte man den schlichten Mann wohl für keinen Erzherzog gehalten. Einmal, als er aus der Kirche trat, drängte sich ein zerfahrener und zerlumpter Mensch zu ihm und geradewegs aus einer Schnapschenke kommend, fragte derselbe im Halbtrausche den kaiserlichen Prinzen: „Der Herr auch wallfahrten? Möcht' schon wissen, was der Herr erbitten will — hat den Himmel auf Erden.“ — Sofort wollte man den unheimlichen Gesellen entfernen, aber der Erzherzog legte die Hand auf seine Achsel und sagte: „Was ich erbitten will? Daß wir ihn halt Alle kriegen, den Himmel auf Erden. Ist Er erst nüchtern, so sprechen wir davon weiter.“ Der Strolch soll sich aber nicht mehr eingefunden haben. — Für das Theater und die Künstler zeigte Erzherzog Franz Karl stets große Theilnahme. — Auch den Theatern in Ischl und Salzburg zeigte er sich sehr genogen; das erstere bestand fast ausschließlich durch seine Unterstützung und jenem in Salzburg wendete er gleichfalls seine Theilnahme u. Den November und einen Theil des

Decembers verbrachte er alljährlich im Salzburger Schlosse, und die Salzburger wissen nicht nur von seiner Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte, sondern auch von seiner Sorge um Ordnung und Sicherheit zu erzählen. Aus dem Leben des Erzherzogs circuliren zahllose Anekdoten im Munde der Wiener und Ischler. Eine der gemüthlichsten ist wohl folgende. Der Erzherzog war gewohnt, täglich bei Tische von einem seiner Hausofficiere, einem schlank gebauten jungen Mann, bedient zu werden. Eines Tages erkrankte dieser und man ersetzte ihn durch einen sehr corpulenten Collegen. Der Erzherzog warf einen Blick auf den Servirenden und schob die Schüssel weg. Das Essen behagte ihm offenbar nicht. Nach Tisch fragte der Obersthofmeister, ob die kaiserliche Hoheit unwohl wäre. „Nein,“ erwiderte der Erzherzog, „aber ich bitte Sie, lassen Sie den Menschen nicht mehr zum Serviren zu. Er sieht so angeessen, so satt aus, daß mir mein Essen nicht mehr schmeckt. — Aber er soll sich ja nichts abgehen lassen und essen wie zuvor,“ fügte er gutmüthig hinzu. — Eines Tages promimirte der Erzherzog allein im Schönbrunnergarten und pflückte eine Rose, die zu seinen Füßen stand. Alsobald war der Gartenwächter da und nahm nicht allein die gebrochene Rose, sondern auch den Rosenbrecher in Beschlag. In's Verhör genommen, sollte sich lechterer verantworten, konnte aber nicht und fragte schließlich, ob nicht etwa das ein Milderungsgrund wäre, daß er der Prinz Franz Karl sei. Der Gartenwächter stürzte vor ihm auf's Knie; der Erzherzog klopfte ihm gütig auf die Achsel und sagte: „Ist ja ganz brav das, Er hat Seine Pflicht gethan. Aber Eins thut mir halt doch ein Bißel weh, daß in Schönbrunn Einer ist, der mich nicht kennt.“ — Der alte Herr liebte, wie alle guten Menschen, die Blumen, und Beilchen und Rosen fehlten selten in seiner Nähe. Darum hielt er auch darauf, den ersten Mai stets in seinem Rosengarten am Eingange des Praters zuzu-

bringen und die kaiserliche Familie war am Nachmittag sein Gast in dem kleinen Pavillon, der die Mitte des Gartens einnimmt. Wie freute er sich alljährlich auf diesen ersten Mai und auf die schöne Sommerszeit. Er sollte sie nicht mehr erleben.*) Der Tod raffte ihn rasch hinweg — im Fluge — als hätte selbst dieser unerbittliche Vollstrecker göttlichen Willens es nicht vermocht, das Herz eines edlen Menschen in lang-samer Dual zu brechen.

Bücher.

Herbstblumen.

Gebichte von R. G. Leitner von Leitmer.
(H. Kröner, Stuttgart.)

Wieder ein neuer Poet! mag mancher Leser vielleicht ausrufen, und wir können es ihm nicht verübeln. Passirte es doch einem unserer namhaftesten Schriftsteller, daß er bei Besprechung der „Herbstblumen“ die Bemerkung machte, das Talent dieses jungen Dichters sei nicht zu unterschätzen und könne noch eine Zierde der Literatur werden. Der Recensent ahnte nicht, daß sein „junger Dichter“ längst eine Zierde der Literatur geworden ist, daß dessen erster Band „Gebichte“ schon im Jahre 1825 erschienen war, und daß seither eine kleine, aber treue Gemeinde voll Begeisterung und Liebe den Dichter umgibt:

Ein anspruchsloser, gütiger Greis, lebt Leitner in Graz — zurückgezogen und vereinsamt. Er ist so alt, wie das Jahrhundert. Sein Dichterherz ist geblieben, wie es vor mehr als fünfzig Jahren war. Man nannte ihn den steirischen Uhlant. Seine Gebichte aus den Zwanzigerjahren sind in allen Literaturgeschichten citirt, in allen Anthologien niedergelegt.

Da erschienen 1870 die „Herbstblumen“. Und siehe, die Herbstblumen blühten einsam und unerbetet auf dem Gelände; die Sommerfrischler, die Freunde

*) Er starb am 8. März d. J. nach kurzer Krankheit in der Postburg zu Wien.

edler Lyrik, lieblicher Idyllen und sinniger Balladen waren fort; die Gemüther der Menschen zitterten und flatterten wie Windfahnen in den Stürmen der neuen Zeit. Aus dem ausgewählten Erdreiche wie Pilze schießen die Poeten, in scharfen Palmen, mit prunkenden Blüten und betäubenden Düften wuchern sie auf — und die „Herbstblumen“ stehen einsam.

Herrlich sind die Poesien des Jünglings, aber noch gediegener und vollendeteter sind die Dichtungen des Mannes.

Ein Leben — reich an Glück und Schmerz liegt zwischen den beiden Büchern. Jene Tage liegen dazwischen, wo der Dichter mit seiner geliebten, kranken Gattin, Genesung suchend, nach Italien reist, wo im Hotel zu Vifa der Tod das theure Wesen von hinnen führt, und der Gatte die Leiche zurückgeleitet in's heimliche Grab. Zeiten, reich an That und Ehren liegen dazwischen. Steiermarks Freund, der Erzherzog Johann, hat sich den bedeutendsten Dichter der Steiermark zum Liebling erkoren. Der Kaiser hat ihm in Anerkennung seiner vieljährigen dichterischen und öffentlich patriotischen Thätigkeit den Orden der eisernen Krone verliehen. Graz feierte im Jahre 1870 den siebenzigsten Geburtstag des Dichters in würdiger Weise. Aber man kannte ihn nur in seinen Gebichten aus den Zwanzigerjahren.

Es ist durchaus nicht überflüssig, daß wir's laut in's Land rufen: Wir besitzen an den „Herbstblumen“ von Leitner ein Kleinod, das den Schatz, welchen uns dieser Poet geschenkt hat, in herrlicher Weise ergänzt. — Dem großen Vaterlande ist R. G. Leitner ein bedeutender Dichter, der Steiermark ist er mehr. Wer hat die Naturschönheiten unseres Alpenlandes so kunstvoll besungen, wie Leitner? Wer hat die Sagenstoffe unseres Volkes so meisterhaft bearbeitet und für alle Zeit in Form gegossen, wie Leitner? Und Leitner's patriotische Gebichte sind gleichzeitig auch kosmopolitische. Dieser Dichter hat nichts gemein mit jenen Naturen, die aus ihrer poetischen Ader immer

nur Gift und Lauge spritzen: trotz der blutenden Wunde im eigenen Gemüthe singt unser Poet die Liebe zur Welt und zu den Menschen, die Freude an allem, was schön und edel ist; auch er weiß die Geißel zu schwingen, doch nur, um zu winteln, und nicht um zu schlagen. Und mit solchen Sängern ist den Menschen gebietet.

An anderen Stellen dieses Blattes finden sich Proben von Leitner's edler Poesie.

„hängt eine Harfe irgendwo,
Verträth sie sich geschwind;
Und wird sie keines Meisters froh,
So schwirrt sie doch im Wind“ —

sagt ein Motto des bescheidenen Dichters. Wir können freudig beisetzen, daß unseres Leitner's Harfe eines Meisters froh geworden ist.

F. A. Hofegger.

Notizen.

Deutsche Dichtersalle, herausgegeben von Ernst Eckstein. Die lyrische Poesie in Versen wird aus den belletristischen Zeitschriften mehr und mehr verdrängt; und so arg zurückgesetzt — tritt sie erst hervor. Sie hat sich gar keine Demüthigung gefallen zu lassen, steht auch nicht mehr darauf an, zur Miethe zu wohnen, vielleicht als Austerpartei in irgend einem Blattwinkel irgend eines Winkelblattes. Gott sei Dank: die Lyrik kann sich heutzutage einen eigenen Herd gründen. Sie vermählt sich mit dem kleinen Epos und führt ein eigenes Haus. Und nimmt selbst Miethepartei auf, als: die Plauderei, den Essay und mancherlei, was zur Gattung der schöngeistigen Literatur gehört. Und concentriert um sich den großen Kreis von Freunden der Poesie und der feinen geistigen Anregung. Ein solches Haus ist die „Deutsche Dichtersalle“, auf die wir schon mehrmals hinzuweisen Gelegenheit hatten. Vor wenigen Wochen hat die „Dichtersalle“ den siebenten Jahrgang begonnen. Das schon ist empfehlend, noch mehr sind es die Namen der Mitarbeiter — fast aller bedeutenden deutschen Lyriker der Gegenwart.

„Die Sahara oder Von Oase zu Oase. Bilder aus dem Natur- und Volksleben in der großen afrikanischen Wüste“, von Dr. Josef Chavanne (A. Hartleben's Verlag in Wien), neues Werk, wodon soeben die ersten zwei Lieferungen erschienen sind. Schon aus dem Inhalte dieser beiden Hefte, in welchen der Verfasser den Leser von der Küste des

Mittelmeeres nach der Oase Murfut in Reshan führt, läßt sich erkennen, daß es dem Verfasser gelungen ist, in leichtfaßlicher, spannender Darstellung ein naturgetreues und lebenswarmes Bild der Sahara zu geben, das die bisherigen, vielfach irrigen Vorstellungen über die Natur der Wüste gänzlich beseitigt. Wir werden vorerst mit dem ganzen Apparat einer großen Wüstenreise vertraut gemacht, erhalten eine fesselnde Schilderung der Schwierigkeiten und Gefahren einer Durchwanderung der Wüste; in denselben entrollt sich dem Leser das Bild des vielgestaltigen Naturcharakters der Wüste, führt der Verfasser in anmuthender Abwechslung dem Leser Scenen aus dem Volksleben vor die Augen. Den großen Heerstrahlen der Wüste, den Caravanenrouten folgend, soll der Leser in den nächsten Lieferungen des Werkes von Oase zu Oase zunächst von Murfut nach Khut und Rhadames geführt werden, so daß er am Schluß der großen Reise die Sahara in ihrer Totalität kennen gelernt hat. Die beigegebenen vortrefflichen Illustrationen, worunter besonders die Farbendruckbilder Tripoli, Mondnacht in der Wüste u. s. w. hervorzuheben sind, vermitteln wesentlich die lebendige Darstellung, das richtige Verständniß, und sind eine Zierde des Werkes, dessen Anschaffung, den bekannten Intentionen der Hartleben'schen Verlagshandlung entsprechend, Jedermann durch einen äußerst wohlfeilen Preis ermöglicht ist.

Postkarten des Heimgarten:

A. B. in Froben: Episoden und Original-Anekdoten aus dem Leben des Erzherrzogs Johann sind uns sehr willkommen.

F. Wilk. . . Wien: Beilagen von Briefmarken bewegen uns nicht, vom Principe abzugehen. Könnten Sie uns die erforderliche Zeit beilegen, mit Vergnügen würden wir alle Zuschriften ausführlich und — was noch mehr sagen will — höflich beantworten.

H. v. Bl. Jittau: Echt dichterisch sind „Ahres“ Gedichte's Schlußverse:

„An unserm Pilgerstabe
Zieh'n wir dahin zum Grab,
Und selbst des Königs Scepter
Ist nur ein Pilgerstab.“

Warum haben Sie bloß diese Zeilen aus Carl Joh. Spitta's „Lied vom Sterben“ abgeschrieben?

„Heimgartenfreund“: Derlei Bibelübersetzungen, wie „Die ersten Kesseldiebe“ mögen so harmlos ausgenommen werden, als sie gegeben sind. Wir wollen nach keiner Richtung hin absichtlich verlegen, so wie Sie in solchen volksthümlichen Uebersetzungen finden werden, daß trotz allerlei Schalkhaftigkeit, zu welcher die Bibel thatsächlich nicht selten herausfordert, der eigentliche religiöse Gedanke überall gewahrt bleibt.



Heft 8.

Mai 1878.

II. Jahrg.

Hoch hinaus.

Eine Erzählung von Marie v. Koskowska.

(Fortsetzung.)

VI.

Der Männerkopf nicht nur, sondern die Scham, hier so überrascht zu werden, lähmte für einen Moment völlig die Denkfähigkeit der Geheimrätin. Doch der interessante Fremde, denn er war es wirklich, der über ihren Zaun schaute, besaß den Tact, ihre unschickliche Observation ganz zu ignoriren und seine eigene Indiscretion als durchaus selbstverständlich zu betrachten — wenn man, wie die Dame, dafür den Ausdruck Tact anwenden will. Er küßte mit der wieder frisch durch einen perlgrauen Glacé belleideten Rechten artig den Hut, während die über die Bretter herübergreifende Linke ihn auf seiner Höhe erhielt und sagte ceremoniös: „Erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, gnädige Frau. Mit wem haben Wir —?“

„Geheimrätin von Jung!“ erwiderte sie mit so viel Würde, als

bei der fatalen Situation irgend zu ermöglichen. „Die Freude ist auf meiner Seite, wenn ich den Herrn vor mir habe, den ich gestern im Hotel Royal absteigen sah.“

Nicht oft fand eine so seltsame Vorstellung statt und das Drolligste dabei war, daß Beide nicht einmal lächelten, viel weniger noch lachten, wie als Lösung der unzweifelhaft vorhandenen Verlegenheit doch das Natürlichste gewesen wäre.

Der junge Mann schaute sogar betroffen drein, bei ihrem Versuch, seine Identität festzustellen und sein leicht erregbares Mißtrauen wich erst, als ihre letzten Worte ihm erklärten, woher sie überhaupt Kenntniß von ihm habe. Doch neigte er nur höflich bejahend den Kopf, statt sich zu nennen.

Strenges Incognito! dachte sie, zufrieden, in der ersten Ueberraschung nicht verrathen zu haben, daß sie schon mehr von ihm gehört und gesehen, als seine Ankunft. Wie in aller Welt

sollte sie die so begonnene Bekanntschaft cultiviren? Ihr Standpunkt war eigentlich nur sicher, wenn sie sich ein wenig vornüber zu den Bohrlöchern neigte; das Gesicht zu ihm, der diese Löcher verdeckte, erhebend, konnte sie sich kaum im Gleichgewicht erhalten, während doch die Lebensart, wie ihr Interesse an ihm, heißte, ihn anzusehen.

Wie Mütter oft pflegen, selbst wenn sie nicht so hoch- und weittragende Zukunftspläne hegen, wie die Geheimrätthin, hatte sie gestern wieder die Ausichten auf einen ihr genehmen Schwiegersohn erwogen, hier, wo ein Lieutenant oder unbeförderter Professor die höchste Charge der fürsorglich in's Auge zu fassenden Subjecte — oder sagen wir lieber Objecte?! Da schmetzerte das Posthorn und mit so schneller Combination, wie sie nur für dergleichen Fälle existirt, stand es bei ihr fest, das wäre der Geeignete, wenn — er hier bliebe und sie Gelegenheit hätte, ihn kennen zu lernen. Und nun war er nicht bloß hier geblieben, sondern auch auf ihren Zaun geklettert, d. h. die Bekanntschaft wenigstens von Angesicht zu Angesicht gemacht! Sollte dieser so überaus günstige Zufall unbenuzt vorüber gehen? Nein, doch eben so wenig durfte sie sich durch ein Schwanken auf ihrem unsichern Standpunkt in seinen Augen lächerlich machen. Sie mußte herabsteigen und sie stieg herab, in decentester Weise, während sie etwas unzusammenhängend hinwarf: „Kleine gymnastische Uebungen — ich weiß nicht, was Sie, mein Herr, davon halten?“

„Treiben Wir, wie Sie sehen, als sehr heilsam, mit Vorliebe!“

Auch jetzt dämmerte keine Ahnung eines Lächelns auf seinem ernsthaften, ja melancholischen Antlitz — ein Zeichen sehr hoher und feiner Bildung in den Augen der Geheimrätthin, die etwas seitwärts getreten war, um nicht gerade unter ihm zu stehen.

„Ihre interessante Unterhaltung, gnädige Frau, ist ein seltener Genuß für Jemand der —“, er senkte seine Stimme zum geheimnißvollen Flüstern, „unstät umherirrt, da er Alles verlor, Heimat, Ansdcht auf — hm —.“ Zäh brach er ab.

„O bitte, Herr Baron“, hatte sie das Schmeichelhafte seines Vorderes bescheiden abwehren und zugleich, wie man sagt, ein wenig auf den Busch klopfen wollen; er beachtete indeß weder das Eine noch das Andere. Daß sie fast gar nichts gesprochen hatte, erwog sie nicht, nur seine Andeutung: Die Heimat und Alles verloren? Nun, Geld konnte damit nicht gemeint sein, nachdem, wie er mit dieser hübschen und wünschenswerthen Mitgift für's Leben umging!

War er vielleicht ein Verbannter, ein Pole, Franzose, Spanier? Er sprach ohne fremden Accent, aber doch mit einer gewissen Ungleichmäßigkeit, als besinne er sich auf dieses oder jenes Wort. Damit war denn auch seine Ruhe bei dem seltsamen Zusammentreffen erklärt. Nicht, als hätte die Geheimrätthin, als eine in Romanen belehene Frau, angenommen, bei den genannten Völkern würden Bekanntschaft mit den Zaunmachern überhaupt in dieser Weise gemacht; aber er konnte dann nicht wissen, daß solch' Hineinschauen in einen fremden Garten bei uns als Unverschämtheit gilt. Sein Aeußeres hatte allerdings nichts wesentlich Fremdländisches; doch physiognomische Racenmerkmale sind in den Einzelnen ja oft gänzlich verwischt und die moderne Tracht verwischt vollends jeden äußern Unterschied. Eine gewisse Wildheit des Blickes, dessen jähes Aufstrahlen mit einem forschenden, ja lauernden Ausdruck wechselte, konnte man dem Slaven- oder Romanenthum wohl zuschreiben. Jedenfalls war ihre Neugier, auch ohne ihre — sagen wir: Mütterlichkeit, auf's Höchste gespannt, sie indeß viel zu klug, um dieselbe irgend-

wie bliden zu lassen. Vielmehr versicherte sie, als er stumm, wie in Betrachtung seines Verlustes, vor sich hinausstarrte: „Der Genuß ist gegenseitig. Ja, ich empfinde schon jetzt die herzlichste Theilnahme für Sie und würde mich außerordentlich freuen, könnte ich dieselbe irgendwie betheiligen, Herr Graf!“ Das letzte Wort wurde besonders betont, das mußte Eindruck machen.

Es machte auch Eindruck. Er lächelte — zum erstenmale. Allein er lächelte nicht wie Jemand, der sich trotz seines Jucognito's erkannt sieht, sondern etwa, wie der Kaiser von Rußland gelächelt hat, als ein Dorfvorsteher ihn Kapitän titulirte, und er ihm sagte: „Höher hinauf, Väterchen!“ worauf er zum Major und General avancirte und so immer weiter mit seinem lächelnden: „Höher hinauf, Väterchen“, bis zu seinem wirklichen Range. Sollte der Fremde Marquis oder spanischer Grande sein?

„Im Nothfalle wäre es leicht, hier hinüber zu entkommen!“ sagte er, wie zu sich selber, in seinem scharfen Ton.

Sie schrieb die Vorleser ent seiner mangelhaften Kenntniß der deutschen Sprache zu und fand sich an ihre Pflicht gemahnt. „Da lasse ich Sie so lange in Ihrer unbequemen Stellung, Monseigneur!“

„Lassen Sie nur, Madame. Wir sehen immer gern herab, wenn Wir auch von der angeborenen Höhe gestürzt sind!“ Er hatte bei dem Titel, den sie ihm gab, wieder lächeln wollen, sein Gesicht hatte aber sogleich den Ausdruck tiefsten Kummers angenommen. Jetzt sah man erst, daß Melancholie, es war aber Melancholie voll Hoheit und Erhabenheit, ihre Linien in sein schmales, blaßes Antlitz geprägt! Ein tiefer Seufzer schien ihn in die Erinnerung seines tragischen Geschicks und in starre, wenn nicht gar geistesabwesendes Schweigen zu versenken.

Die Dame empfand einen Schauer der Glückseligkeit. Sollte er am Ende

— ein Prinz sein? Hatte er sich durch des Kellners „gnädigster Herr“ nicht bewegen lassen, dessen Hilfe beim Ankleiden anzunehmen?

„Wäre hier eine Pforte, so würde ich den gnädigsten Herrn bitten, dem immerhin unbequemen Staudpunkt zu verlassen und mein kleines Gärtchen der Ehre des Betretens zu würdigen. So möchte ich Euer Durchlaucht inständigst ersuchen —“

Vor plötzlichem Herzklopfen vermochte sie ihren Satz nicht zu vollenden. Er lächelte, aber noch lächelte er carisch.

Nein, mit ihrem Project war es nichts, er war gewiß auch schon standesgemäß vermählt, obschon er nichts von einem Ehemann hatte, was kluge Frauen ja auf den ersten Blick zu entdecken vermögen. Doch in seinen ihr fremden Regionen war das vielleicht anders und die Ehre, mit einer solchen Persönlichkeit so zu verkehren, an und für sich wahrhaft überwältigend, ungerchnet, daß das ihr und ihrer Tochter bei deren künftiger Verheirathung ein bedeutendes Relief gab.

Erfast von einem Schwindel, an dem auch die heute schon so vielfach ausgeführten Turnübungen ihren Antheil hatten, lehnte sie sich an die Bretterwand.

Gab dieselbe nach oder ließ ihr Schwindel sie das nur wähen? Nein, der Zaun stand fest und doch — ja, ein Brett wich und zwar so schnell nach dem Royalgarten hin, daß sie fast durch die entstehende Oeffnung gefallen wäre. Ihr Kopf fuhr hinein in den Nachbarräum und sie sah, daß ihr erlauchter Gesellschafter sich von einem der weißgeputzten Localstühle, den er wahrscheinlich höchst eigenhändig herbeigebracht, zu seiner jetzigen Höhe emporgeschwungen hatte.

Mit einem so höflich bedauernden „Oh Pardon!“ als habe er den Unfall verschuldet, glitt er auf den Boden herab und eilte ihr zu Hilfe.

Sie hatte den Schreden, wie die vorhergehende Schwäche, indefs schon überwunden. Das Brett war lose gewesen, nur geschickt angelehnt, und sie durchaus nicht darüber im Zweifel, von wem und zu welchem Zweck. Auch die männlichen Fußstapfen waren ihr nun plötzlich erklärt. Indefs äußerte sie darüber nichts, rief vielmehr in einem Tone, als habe sie ihr Leben als Oberhofmeisterin einer großen Dynastie verbracht:

„Vor dem gnädigsten Herrn fallen alle Schranken von selber — das ist die Wunderkraft der Majestät!“

Er schien diese Nachgiebigkeit des Brettes in der That als etwas Merkwürdiges, ja Wunderbares zu betrachten und murmelte mit triumphirendem Aufschauen etwas von „dem Gottesgnadenthum selbst vom Holz dargebrachten Huldbigungen — die Dmina seien“.

Sie verstand nur die letzten Worte deutlich, war aber überrascht von der plötzlichen Wandlung seines Wesens. Eine unaussprechliche Heiterkeit thronte auf seinem sonst melancholischen Antlitz — eine wahrhaft majestätische Heiterkeit, von der sich kein anderer Ausdruck als „thronen“ brauchen läßt. Er schien sichtlich zu wachsen und wäre unsere Geheimiräthin eine Phantastin, nicht eine praktische Frau gewesen, sie hätte geglaubt, der Zaun habe sich wirklich in wunderbarer Weise aufgethan. Fast unbewußt stammelte sie:

„Eine solche Oeffnung ist allerdings zu gering, um — ich darf nicht wagen —“

„Nein, Madame! Wir benutzen dieselbe gern; sie ist nicht gering, weil ominös. Möchten so alle Schranken fallen, die — à das!“ unterbrach er zuerst sie, dann sich. „Wir benutzen sie zu einem Besuch bei Ihnen“, fügte er huldvoll hinzu. „Müssen vorher aber ein wenig Toilette —“

Die Dame trat nicht nur rasch von der Spalte zurück, sondern auch noch hinter ihren Fliederbüsch.

Er suchte nach Kräften seinen in Unordnung gerathenen Anzug herzustellen, streifte auch die Glacés, welche die Spuren der gymnastischen Uebung in Harz- und Staubflecken nicht verleugneten, ab, schleuderte sie in's Gebüsch und vertauschte sie mit neuen, deren er eine Anzahl in der Tasche trug.

Nicht Prinz, sondern wahrscheinlich entthronter Fürst oder Kronpräsident! dachte inzwischen die Geheimiräthin, während sie, leider mit etwas steifen Knien, tiefe und ehrfurchtsvolle Knixe machte, bis sie darin hinlänglich geübt zu sein meinte. „Aber wer von den Vielen, deren es jetzt ja deutsche und italienische, französische und spanische gibt? Graf Chambord ist ein alter Mann, Lulu ein Knabe, doch da er auf das Monseigneur hörte, einer der Orleans? Aber die durften, wenn ich nicht irre, nach Frankreich zurückkehren, von verlornen Heimat kann also nicht die Rede sein. Oder Don Carlos? Etwas Spanisches hat er unverkennbar — ich nannte es ja gleich Granbezza.“

Daß ich in diesem Augenblick nichts von Spanien im Kopfe habe und keine Zeit, das Conversations-Lexicon nachzuschlagen! Bei Don Carlos denkt man immer nur an den Schiller'schen Sohn des zweiten Philipp. Halt, Carlisten und Christinos und Guerillas! Ach, und Toreador — Alhambra — Fandango! Und dann der Barbier von Sevilla, und die Belagerung von Granada, und das Mädchen von Saragossa! Nein, fremd ist mir Spanien eigentlich nicht. Doch — hörte man von Carlisten nicht schon in meiner frühesten Jugend? Der Carlos kann es mithin nicht sein. Aber vielleicht ist der Schwager der Königin Christine Todes verblichen? Ja, ja, Carlos Sohn, Carlos junior! Gut, daß Loboiska die Selecta besuchte, welche die ganze Geschichte wissen muß. Ich gebe mir keine Blöße, thue, als sei mir Alles bekannt. Schade,

daß Lodoiska nicht Spanisch trieb. Man weiß wirklich nie, wie man etwas brauchen kann! Wenigstens soll sie ihm: „Fern im Süd' das schöne Spanien“, vorsingen.“

Ja, es war Don Carlos, mußte es sein! Wie geschickt, doch unbeschadet seiner majestätischen Haltung, schlüpfte er durch das ziemlich schmale Loch hin und her. Der Kellner, der ihrer Köchin die Neuigkeiten brachte, konnte es nicht gewandt thun. Uebrigens, in welcher Gefahr der Entdeckung war sie und ihre Gucklöcher, bei diesem intimen Verkehr gewesen! Sie wollte den Durchschluß vernageln lassen, sobald ihr hoher Gast denselben nicht mehr als Entrée benutzte.

Augenblicklich wollte sich derselbe noch dessen Geheimniß sichern. Mit höchstheiligen Händen hob er das Brett auf, zog es durch die Spalte auf diese Seite und lehnte es an den Zaun, da sich das von drüben nicht thun ließ. Nicht zufrieden damit, nahm er das Brett wieder fort und schlüpfte zurück. Sorgfältig hob er die schmutzigen Handschuhe auf und steckte sie in die Tasche, worauf er den Stuhl eine Strecke weit forttrug und das zerknickte Buschwerk möglichst aufzurichten versuchte. Dann erst stellte er das Brett wieder auf, vor sich hinhurmelnnd: „Der Mensch, der hier umherpionirte, soll die Fährte verlieren.“

Das sorgliche Vertilgen aller Spuren bewies, wie bewandert er in Guerillakämpfen sei. Also Don Carlos! Sie meinte, Castagnetten klingen zu hören und hätte Gelüste verspürt, einen Fandango aufzuführen, wenn sie diesen interessanten Nationaltanz je gelernt. „Um die weibliche Erziehung ist es bei uns wirklich schlecht bestellt — Lodoiska ist der Fandango auch fremd geblieben!“ bebauerte sie im Stillen.

Auf ihre laut geäußerte Bewunderung seines strategischen Talentes und die Vermuthung, er müsse ein

wahrhaft genialer Feldherr sein, erwiderte er mit stolzer Bescheidenheit: „Was müssen Wir nicht Alles sein und haben!“

Hierauf lauschte er nach dem Hoftelgarten hin, trat dann auf den Stein und bückte sich zu den Gucklöchern nieder. „Vortreffliche Idee das — haha! Sehr gut — Niemand da.“ Bei einem Versuch, sich die Hände zu reiben, gewahrte er, daß die neuen Handschuhe bei seiner Thätigkeit nicht unberührt geblieben seien und ersetzte sie durch frische.

„Das vierte Paar! Da reicht ein Duzend möglicherweise nicht für einen Tag“, calculirte die Dame, ungewiß, ob sie, als gute Wirthin, diese Verschwendung mißbilligen oder Lebensgewohnheiten bewundern sollte, in denen das nicht Verschwendung, sondern selbstverständliche Befriedigung eines Bedürfnisses ist.

Die leiseste Neigung zum Tadel erstarrt indeß und mit freudigem Stolz gemischte Anerkennung erfüllte sie völlig, als er nun, höflich den Hut ziehend, auf sie zutrat und sie begrüßte, wie Jemand, der eben in ihren Salon Zutritt erhält. Sie ihrerseits gab mehrere der vorhin geübten Knixe zum Besten, wodurch sie sichtlich in seiner Achtung gewann. Und ihre angenehme Empfindung steigend, bot er ihr seinen Arm — den Linken natürlich — um, wie er sagte, ihr Paradies von Garten anzusehen.

V.

Wie eine Flaumfeder leicht, doch das ganze Gewicht dieser Ehre voll empfindend, legte die Geheimrätthin ihre Fingerspitzen auf den Armel ihres Gastes, selbst in diesem Augenblick die Frau so wenig verleugnend, daß sie sich über ihre verwaschenen, baumwollenen Gartenhandschuhe ärgerte. Nun, er bemerkte dieselben wohl nicht, denn sie ließ nur die äußersten Spitzen der Finger über seinen Arm hervorgucken, aber gerade diese waren

nicht so zweifelsohne, wie es jetzt wünschenswerth. Ein Glück, daß sie immer ein seidenes Kleid trug und dieses noch nicht allzu lange in Gebrauch hatte.

Strahlenden Antlitzes begann sie, da er tiefinnend schwie: „Eure Hoheit, aber es ist wohl richtiger, also erfordern, königliche Hoheit zu sagen, gestatten wohl gnädigst —“

Auch auf seinem Gesicht war die helle Sonne aufgegangen. „Sie kennen Uns, Liebe? — Woher?“ Doch ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er, sich schein umschauend, gebämpft fort: „Hst, hst! Unser Incognito! Vergessen Sie nicht, wie wenig rathsam in dieser Hinsicht Sorglosigkeit ist.“

„Hier gibt es keinen Lauscher oder Verräther!“ versicherte sie, doch in gesenktem Ton. „Hier können Eure königliche Hoheit —“

Er legte mit herablassend nedendem Lächeln die Fingerspitzen der Rechten auf seine Lippen. „Man verwehnt sich bei geringstem Sichgehenlassen gleich so, daß man sich unwillkürlich verräth. Auf was pariren Wir, daß Wir selber Uns manches darauf Bezügliehe oder gar Verbächtige entschlüpfen lassen?“

„O nein! Ausgenommen zuweilen den fürstlichen Plural. Das ganze Wesen und Auftreten läßt sich freilich auch nicht verleugnen.“

Wohlwollend blinzelte er sie an. „Nun ja, da ist's also am Besten, daß Sie Ihr Benehmen gegen Uns gleich von Anfang an so modeln, als seien Wir ein gewöhnlicher Sterblicher. Sie vermögen das nicht? Ach, meine Liebe, was müssen Wir nicht zuweilen vermögen! Glauben Sie inbesh, daß Ihre Theilnahme Uns wohlthuend ist.“

„Aber wie soll ich denn Eure königliche — Verzeihung — nennen?“

„Wie Wir Uns augenblicklich selber zu nennen und auch in das Fremdenbuch einzutragen geruhten“, sprach er mit Entschiedenheit. Etwas unsicher setzte er dann, den Hut auf den Hin-

terkopf schiebend und die Hand auf die Stirne legend, hinzu: „Um, welchen Namen gaben Wir uns eigentlich? Ich muß gesehen —“

„Vogt, Eure königliche — Verzeihung!“

Daß sie seinem Gedächtnisse so zu Hilfe kommen konnte, bestrebete ihn nicht. Wie wohl die meisten solcher hoch über den gewöhnlichen Sterblichen stehenden Bevorzugten, hatte er einen andern Maßstab und eine andere Perspective. Daher setzten ihn die seltsamsten Dinge nicht in Erstaunen, dünkten ihn vielmehr in der Ordnung, während er andrerseits dem Einfachsten gegenüber verwundert oder mißtrauisch dastand. Die Geheimrätthin begriff das.

Er nickte bestimmend und sagte, tief aufathmend und mit einem verächtlichen Blick nach dem Zaun hin: „Allerliebste, ein wahres Paradies hier!“

„Oh!“ Die Geheimrätthin war innerlich so ganz Fandango, daß ihr der Athem versagte, doch durfte sie in diesem großen Momente keiner weiblichen Schwäche nachgeben. Im Gegentheil, sie mußte und wollte auch denselben benutzen, um ihre Vermuthung in Gewißheit zu verwandeln. Entschlossen sagte sie daher, ihre leider sehr geringen Kenntnisse Spaniens zusammennehmend:

„Was ist dies armfelige Gärtchen im Vergleich zu jener Gegend, in der die schattigen Kastanien rauschen an des Ebro Strand? Und Granada — Sevilla — Aranjuez!“

Ein Schatten flog über sein Antlitz. „Aranjuez! Oh, warum erinnern Sie Uns daran?“

„Verzeihung, Eure königliche — ich wollte sagen —“ flammelte sie befrühtigt. Ihre Vermuthung war bestätigt und sie begann zu überlegen, in welcher Weise sie den Infanten verpflichten könne?

„Fort mit allen Reminiscenzen — genießen Wir einmal den Augenblick; Unsere Tage von Aranjuez wer-

ben ja, und bald wiederkehren. Und Sie — Sie sollen dieselben theilen“, fügte er voller Huld hinzu.

Die Dame antwortete und dankte nur durch ihren hofmännigsten Knix, wobei sie natürlich Beide stehen blieben. Es war klüger, ihn reden zu lassen, besonders, da er ja auf dem besten Wege war, sich ihr zu eröffnen.

Sie bemerkten Beide nicht, daß die Dienerin der Geheimrätin eilig herbeihuschte, doch zurückprallte, als sie den fremden Herrn neben ihrer gnädigen Frau erblickte. Auf's Aeußerste strengte sie sich an, etwas zu verstehen. Da aber ihre Herrin in Sachen der Schickslichkeit — und zu letzterer gehörte offenbar das Anglügen eines Gastes, wie das Befolgen eines Gesprächs nicht — keinen Scherz verstand, so zog sie sich vorsichtig zurück. Wie war er denn hereingekommen und was mochten sie so eifrig und auch so geheim zu besprechen haben? —

Die Erwartung der Dame wurde nicht getäuscht. Lebhaft, ja, mit einer Art Enthusiasmus, redete er weiter:

„Oh, sich einmal gehen lassen zu dürfen, sich erkaunt zu fühlen! Ha, Liebe, Gute, Sie wissen nicht, welchen langentbehrten Genuß Sie Uns bereiten.“

Er führte sie in raschem Tempo die Kieswege entlang, mit steigender Ertause fortfahrend: „Wir sind wieder, wenigstens für Momente, vertrauend — ja glücklich. Könnten auch ausrufen: „O Königin, das Leben ist doch schön!“

Don Carlos von Spanien war er doch wohl nicht; dem durfte man diese Kenntniß seines Schiller'schen Namensvetters nicht zumuthen. Im Grunde bereitete ihr das keine große Enttäuschung. Auto da Fes — Guerilabanen — Pronunciamientos — Thronabsetzung — Königsmord-Versuche — Erschießung Kriegsgefangener, das Alles dämmerte in ihrem Sinn. Wahrlich, die Zustände „in dem Land voll Sonnenschein“, waren doch nicht derartig,

wie sie dieselben für sich sowohl, wie für ihre Tochter, wünschenswerth fand und merkwürdiger Weise kam ihr die Erinnerung an Alles, was sie, ohne darauf zu achten, über das unglückliche Land jenseits der Pyrenäen gesprächsweise gehört, gerade zur rechten Zeit, um ihr darüber fortzuhelfen, daß ihr erlauchter Gesellschaft nicht Don Carlos, nicht Infant von Spanien sei.

Aber wer war er denn?

Diese Frage vibrierte inbeß nur ganz leise, gleichsam in Mollaccorden, in der von wundervollen Harmonien durchwogten Seele der Geheimrätin.

Im nächsten Moment mischte sich ein Mißlaut ein; denn ihre Rechte mit dem unglückseligen baumwollenen Gartenhandschuhe unter seinem Arm hervorziehend und ungestüm an sein Herz pressend, rief er:

„Findest nicht auch Du, o meine Königin, jezt das Leben schön?“

Wenn das nicht eine Liebeserklärung war, verstand sich die Geheimrätin auf eine solche nicht. Dabei wußte sie nicht einmal, ob er unverheiratet war! Und dazu ihre dreißigjährige Jahre! Für eine Ninon de Venclos hatte sie sich nie gehalten, weder in Betreff der unverweifelichen Jugendsschöne, noch — sonst! Gott behüte, sie war eine anständige Frau und Mutter und jedem Andern gegenüber hätte sie auf eine solche Insulte sehr energisch ablehnend, wahrscheinlich mit einer Ohrfeige geantwortet. Inbeß war ihr nie Jemand solcher Gestalt zu nahe getreten und hier diese Erwiderung nicht am Orte. So sagte sie denn, seine Härtlichkeitsregung ignorirend, mit weiblicher Feinheit:

„Eure königliche — Verzeihung — hohe Gemalin hat mit Eure — Pardon — gewiß manche Stunde des Glückes getheilt!“

Plötzlich stehen bleibend, starrte er sie an. „Unsere Gemalin? Haben Wir denn eine?“

„Nicht? Verzeihung! Ich wußte ja nicht — ich glaubte — viel leicht —“

Kopfschüttelnd strich er wieder über die Stirn und seufzte: „Wir sind unvermält. Eine standesmäßige Wahl läßt sich unter den jetzigen Verhältnissen nicht treffen. Kein Hof ersten Ranges gäbe Uns eine seiner Prinzessinnen!“ In erhabener Trauer warf er das Haupt in den Nacken und starrte düster zum Himmel.

Diese seine rührende Offenheit erfreute sie außerordentlich — auch bis zur Nührung. Daneben betrachtete sie sein Profil, seine ansehnliche Nase mit dem starken Sattel. Und wie eine Eingebung durchblühte es sie, woher die ihr sogleich auffallende Aehnlichkeit komme. Ernst August von Hannover! Sie kannte denselben freilich nur von seinem Bilde auf den Geldstücken — doch eben darum! Es war der Kronprinz von Hannover, der sie hier ihre Gartengänge auf- und niederführte — in so ungleichmäßigem Schritt, halb rasch, halb langsam, daß es ihr nicht möglich war, mit ihm im Tact zu bleiben; freilich, wer kann mit solchem Manne Schritt halten? Wenigstens gehörte dazu eine längere Gewöhnung.

Der Kronprinz von Hannover! Guelßen und Ghibelinen! Die Welf — hie Waiblingen! Diese in ihrer Seele widerhallenden Rufe erweckten in der deutschen Frau doch ein ganz anderes Echo, als der Gedanke an Stiergefechte, an die Alhambra und an Fandango. Es erfüllte sie mit Genugthuung, daß die gelben Bänder ihrer weißen Haube, wie die gelb- und weißgestreifte Cravatte gerade seine Farben darstellten. Darum hatte er sie gleich, noch über den Zaun herüber, so wohlgefällig angesehen!

Gewaltig beherrschte sie den Kaufsch, der ihre Sinne umnebeln wollte, durch Vorgaukeln der wunderbarsten Bilder von ungeahnter, künftiger Größe und Herrlichkeit. Klar mußte sie sehen,

ganz klar; sie zwang sich daher zu einem ihr sonst nicht eigenen, leichten, ja fast leichtfertigen Ton:

„Dann aber doch eine Herzogskönigin! Gesehen Sie es nur, mein Prinz, ich bin ja eine alte Frau —“

„Nein!“ sagte er fast rauh. „Nein — was denken Sie von Uns? Sollten Wir Unsere Würde so in den Staub treten? Nimmermehr!“

Diese seine Entrüstung erfreute sie so, daß nun beinahe sie seinen Arm an sich gedrückt hätte. „Mißverstehen Sie mich doch nicht, Prinz — ich wollte sagen — Herr Bogt“, verbesserte sie sich, als er ihr, fast schallhaft, mit dem Finger drohte.

Die raschesten Uebergänge aus einer Stimmung in die andere, lagen in seiner Natur, so sprach er denn nun ernst, doch mehr nachdenklich, als trübe: „Eine morgantische Ehe wäre auch nicht nach Unserm Geschmack, selbst wenn sie möglich — aus Rücksicht auf die Fortdauer der Dynastie — so recht sie auch gewissen Leuten — Sie verstehen — käme. Denn daß Unsere Kinder schon vor höchstfrüher Geburt im väterlichen Recht verkürzt würden — nein, nie!“ Er machte eine so erhaben abwehrende Bewegung, als schleuderte er diese Idee entrüstet von sich, „Unsere Rechte sollen voll auf Unsere Nachkommen übergehen, selbst wenn — augenblicklich wenig Aussichten zu ihrer Anerkennung sind“, setzte er flüsternd hinzu.

„O Gott, wie edel!“ Der Geheimrathin schossen die Thränen in die Augen.

„Was ist?“ fragte er bestürzt, während die Rechte in die Brusttasche seines Rockes fuhr.

„O nichts — mich erschütterte das Geschick —“

„Dank — Dank — edelste Ihres Geschlechtes! Wie wohl Uns diese köstlichen Perlen thun! Wir werden Ihnen dieselben nie vergessen — Wir werden sie Ihnen vielmehr vergelten, reich, überschwänglich vergelten. Aber

weinen Sie nicht mehr, weinen Sie nicht!“

Natürlich flossen ihre Thränen um so reichlicher und sie ließ sich, das Gesicht und auch die baumwollenen Handschuhe im Taschentuch bergend, auf der zierlichen gußeisernen Bank unter einem Apfelbaum nieder. Daß gar keine Aussicht war auf diesen Schwiegersohn und sei es auch nur zur linken Hand! Erschröden fuhr sie jedoch auf und schluchzte:

„Oh, Verzwehlung, daß ich mich setze vor Cure —“

Er winkte gnädig, daß sie wieder Platz nehme, was sie auch, ganz erschöpft, gerne that; er selber blieb vor ihr stehen und sprach mit dem sententiösen Ton eines tiefen Philosophen:

„Das heißt: weinen Sie — weinen Sie! Zarte Gemüthsbewegungen und gar die Gedanken, die umwirbelnden, rastlos umwirbelnden Gedanken — sie heißen das säntigende Naß. Ohne dieses — sagen wir Salböl, denn der eigentlich richtigere Ausdruck *Schmieere* widerstrebt Uns eben hier, weil zu trivial — gerathen die Achsen Unserer armen Nerven gar leicht in Brand!“

Selbstverständlich weinte seine Gesellschafterin jetzt nicht mehr, schaute vielmehr etwas ungewiß auf. Aber sie konnte in seinen Zügen nicht lesen, weil er beide Hände vor das Gesicht geschlagen und sich zum Ueberflus noch abgewendet hatte. „Könnte ich auch weinen!“ stieß er dumpf hervor.

Jetzt verstand sie ihn; er hatte seine Verzweiflung fortzuschützen versucht. Und sie konnte sie ihm nachfühlen, diese Verzweiflung. Eigentlich faßte sie es nicht, wie man den Sturz aus solcher Höhe, den Verlust eines Thrones, überleben könne; griff ihr doch schon der Verlust der Hoffnung auf diesem Eidam tiefschmerzlich in's Herz. Ehe sie ein Trostwort für ihn finden konnte, hatte er sich, schrill auflachend, emporgerafft.

„Was sagte ich? Glauben Sie es nicht! Es ist Schwäche, Thorheit — Wahnsinn!“

Zartfühlend lenkte sie ab, doch natürlich auf das, was sie innerlich beschäftigte: „Es gibt ja auch Ehen, die nicht standesgemäß und doch anerkannt waren. Die Dessauer Apothekertochter —“

Seine weitgeöffneten Augen sagten ihr, daß er nicht wisse, wovon sie spreche.

„Vorhin war die Rede von ebenbürtigen und morgantischen Ehen“, erläuterte sie.

„Ah ja, in Bezug auf Uns!“ warf er mit dieser überraschenden Offenheit hin, die sich in ihm neben der scheuesten Verschlossenheit zeigte. Und dabei warf er sich selber auf die Bank nieder und streckte die Beine von sich.

Sie erschrak, weniger über das Einnehmen dieser Stellung, die nicht höflich, geschweige denn höflich. Macht sich's solch' hoher Herr betarzig bequem, so ist das, selbst von einer ältern Dame, als schmeichelhafte Vertraulichkeit aufzunehmen. Der Plural des von ihm gebrauchten Fürworts war's, wovon sie, wie elektrisch, durchzuckt war, denn ein solch' rücksichtsloses D'raufzugehen hatte doch viel Beängstigendes. Indeß befann sie sich sogleich, dieser Plural beziehe sich nicht auf sie — resp. ihre Tochter, deren ja übrigens noch gar nicht Erwähnung geschah — sondern allein auf Se. Hoheit höchstselbst. „Der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau hat, wie Cure — wissen —“

„Ja, ja, er war aber ein kleiner Fürst“, unterbrach er sie, „Uns würde der Kaiser eine Apothekertochter, selbst wenn Wir Uns zu einer solchen verirren könnten —“

„Muß es denn eine Apothekertochter sein?“ Sie vergaß im Eifer, daß es sich nicht zieme, ihn zu unterbrechen; ach, sie vergaß so Vieles in ihrem Eifer, war ganz ausgetauscht,

gar nicht mehr die steife, förmliche Geheimrätthin. Dennoch hätte sie das mehr als je, oder richtiger mehr als das — resp. die, sein dürfen. „Es könnte ja auch eine adelige Dame aus dem Beamtenstande sein — freilich, auf einen Stammbaum müßten Sie verzichten.“

„Ein Stammbaum?“ Er schnippte verächtlich mit den Fingern und begann dann den Rosenbusch zu plündern, der sich an seiner Seite befand.

„Die Zeiten sind auch so überaus andere. Wer fragt heute noch nach Kaiser und Reich?“ Aus der sonst ziemlich conservativen Geheimrätthin entpuppte sich da plötzlich die radikalste Revolutionärin — die Umstürzlerin von oben her. „Wer kann es einem Fürsten wehren, seinem Herzen zu folgen? Ist er nicht ebenso souverän, ebenso von Gottes Gnaden, als der Kaiser oder irgend Wer?“

Seine auffunkelnden Augen stimmten ihr noch mehr zu, als sein Ausruf: „Gewiß — ja, wenn Wir eine Gemalin neben Uns setzen auf den Thron, so ist sie Uns ebenbürtig. Unser souveräner Wille, Unser von Gottesgnadenthum, gleicht ja alles nicht Standesgemäße aus.“ Er zerpupfte eine prächtige Rose.

Sie fuhr, wie in einem Rausche, fort: „Und um wie viel leichter würden Eure — Verzeihung — zu Ihrem Ziel gelangen an der Seite einer lieben, schönen, zärtlichen und geliebten Frau, die den innigsten Antheil an Allem nähme und deren Verstand und Combinationskraft — und die Frauen haben Beides gewiß in eben so hohem Grade, als Energie und Ausdauer —“

„Gewiß, gewiß, Sie haben Alles im höchsten Grade!“ fiel er hastig ein. „Vortrefflicher Gedanke! Sind Wir nicht mehr allein, haben Wir eine eble hochherzige Gemalin, dann wird es Uns leicht oder doch unendlich leichter, über Unsere mächtigen Feinde zu siegen und Unsere gebührenden Rechte wieder zu erlangen. Wo

aber fänden Wir eine so passende, so verständnißvolle Gefährtin in den noch bevorstehenden Gefahren und Kämpfen, als —“

Sein funkelnd auf ihr ruhender Blick verrieth, was er sagen wollte. Sollte, konnte sie ihn anhören und erhören? Damit wäre die Aussicht auf die Zukunft vernichtet worden und sie lebte und webte in den kommenden Generationen. So unterbrach sie ihn denn mit der heroischen Entschlossenheit, die das eigene Glück klaglos auf den Altar der Pflicht niederlegt:

„Eure königliche Hoheit — ich habe eine Tochter!“

„Was haben Sie?“ fragte er erstaunt.

„Eine Tochter, Eure königliche Hoheit.“

„Eine Tochter — hm!“ Rathlos, ganz infantenhaft rathlos, in welcher Gattung von Dingen oder Wesen eine Tochter unterzubringen sei, nahm er den Hut ab und strich über die Stirn. „Ah ja“, besann er sich dann, „ein kleines Mädchen, ein Kind! Wo ist das liebe Kind? Wir könnten mit ihm spielen.“

Die Geheimrätthin mußte lächeln. „Nun, so gar klein ist sie nicht mehr und da — kommt sie eben.“

Verstört sprang er auf.

Frau von Jungk wollte Lodoiska entgegengehen, um ihr einen Wink zu geben, er hielt sie jedoch ängstlich am Arme zurück.

VI.

Erschreckt durch den Hinweis der Mutter auf deren etwaiges Ende, beabsichtigte Lodoiska wahrlich keinen Ungehorsam, dennoch hätte der Fremde, auf den sie achten sollte, vorübergehen können, ohne daß sie es bemerkte.

Eine Reise in ein fashionables Bad! Welches junge Mädchen geräth bei der Aussicht nicht in Entzücken? Leider hob die andere mütterliche Eröffnung dasselbe noch vor seinem Ent-

stehen auf. Nicht mehr mit Modrows verkehren! Bei ihnen hatte sie stets das gefundene, was sie in ihrem stillen und — langweiligen Heim oft so sehr vermißt: heitere Geselligkeit und harmlosen Lebensgenuß. Und nun sollte das für immer vorüber sein, vorüber — nachdem, was Emma ihr von ihrem Bruder gesagt? Was mußte er von ihr denken, wie nahe ihm dieses Abbrechen der bisherigen Beziehungen gehen! Denn wenn sie Alles überlegte, so hatte Emma, wie sie sich mit lautem Herzklopfen eingestand, Recht. Edmund liebte sie, wiewohl sie sich das nie klar gemacht und all' die unzähligen kleinen und doch so bedeutungsvollen Äußerungen seiner Zuneigung als etwas Selbstverständliches, obgleich sehr Angenehmes hingenommen hatte.

Reichte die mütterliche Gewalt so weit, um solche Beziehungen zu zerreißen? Hatte Jemand ein Recht, sie von diesen Menschen zu trennen, weil sie nur schlichten, bürgerlichen Herkommens? Nein, das war ein Eingriff in ihr persönliches Empfinden, den sich selbst die Mutter nicht gestatten durfte und nach ihrer Meinung nicht gestatten würde, wenn dieselbe einerseits erst wußte, wie viel ihr an den lieben Leuten lag und wenn sie diese, namentlich Edmund, näher kennen lernte.

Die Vorzüge der trefflichen Menschen hatte sie nie so erkannt, wie jetzt, und was vollends Edmund betraf, so erschien neben ihm, dem einfachen Kaufmann, jeder ihr bekannte junge Mann völlig unbedeutend.

So gern sie der Mutter in allen billigen Dingen gehorchen wollte — das war unbillig, ja, Gehorsam hier ein Unrecht. Mithin — aber einen wirklichen Conflict fürchtete sie darum nicht. Trotz aller langathmigen Ermahnungen an die Tochter hatte die Geheimrätthin doch nie vergessen und vergessen können, diese Tochter sei ihr einziges Kind.

Lodoiska machte sich also nicht ernstliche Sorgen — es gelang ihr sicherlich bald, die Mutter umzustimmen. Sie spann lieber das aus, was eigentlich doch die Hauptsache — seine Empfindungen für sie.

Die ihrigen für ihn? Darüber brauchte sie nicht zu grübeln. Es war seine Sache, sie zu einem Eingeständniß derselben zu veranlassen. Uebrigens konnte sie mit der Mutter nicht ernstlich reden, bevor er sich nicht gegen sie ausgesprochen hatte. Möglicherweise ergab er sich auch, bei seiner Schüchternheit, schweigend in das von ihrer Mutter Verhängte und dann, ja dann —?

Thränen entstürzten ihren Augen. Schüchternheit an einem jungen Manne, so liebenswürdig auch im Allgemeinen, ist unter Umständen etwas recht Abscheuliches; sie konnte nichts thun, ihm dieselbe zu benehmen. Ueberhaupt konnte sie nichts thun, als seinen nächsten Schritt abwarten.

Die Zeit wurde ihr vorläufig nicht lang, enteilte vielmehr sehr schnell. Auffahrend suchte sie ihre gerötheten Augen vor der Dienerin zu verbergen, als diese den Kopf zur Thür hereinsteckte.

„Fräulein, was wird mit dem Essen? Alt und kalt schmeckt's nicht und ich soll dann d'ran —“

„Schläft Mama?“ Lodoiska war lebhaft bestürzt; eine solche Versäumniß lag nicht in der Natur der Mutter. Sie wollte in's Nebenzimmer — sehen nach ihr, deren Unwohlsein sie so ganz vergessen hatte. Das Mädchen sagte indeß, mit eigenthümlichem Lächeln und Augenzwinkern:

„Wo wird gnä' Frau denn schlafen? Nebet ja mit dem fremden Herrn im Garten.“

Lodoiska beruhigte sich in Betreff des mütterlichen Gesundheitszustandes. „Dann fragen Sie, ob Sie anrichten oder noch —“

„Ich werde gnä' Frau doch nicht stören!“ meinte Jene, mit einer ver-

färkten Auflage des Lächelns, wie des Zwinkerns. Sie hegte ihre eigenen Gedanken über diesen Besuch und nebenbei die Hoffnung, mit dem blinzelnden Inhalt der Börse des freigebigen Herrn nähere Bekanntschaft zu machen. Dann durfte sie ihm aber nicht mitten in dem eifrigen Gespräch in die „Duere“ kommen. „Ich kann aus der Küche nicht fort; Sie müssen schon selber —“ Damit eilte sie zum Herde.

In Loboiska regte sich die Neugierde. Es war doch auch zu sonderbar, daß die Mutter sie beauftragte, am Fenster auf diesen Fremden zu achten, mit welchem sie sich dann im Garten so lebhaft unterhielt, um darüber das Essen verderben zu lassen. Ohne das, was sie persönlich beschäftigte, hätte der Auftrag an sich so gleich ihre Verwunderung erweckt. Ihre Mutter, sonst die verkörperte Schicklichkeit, gebot ihr, auf einen fremden Herrn aufzupassen! Oder war es kein Fremder? Vielleicht ein alter Bekannter vom Vater her? Dann konnte man ihn ja zu Tisch behalten, obgleich sie heute lieber allein geblieben wäre.

Die Dienerin schaute, als das Fräulein in den Garten gegangen war, zur Hausthüre hinaus. Leider war ihr Kellner nicht zu sehen, sah jetzt noch Niemand, wie sonst später, vor dem Hotel.

Dafür ging die Stadtraths-Köchin vorüber, mit der sie beim Abholen ihres Fräuleins intime Freundschaft geschlossen hatte. Sie winkte ihr geheimnißvoll und vertraute ihr rasch an: der fremde Herr, der mit dem Gelbe so um sich werfe, sei expresse hiehergekommen, um — na, sie wolle nichts weiter sagen. Aber wenn eine so vornehme Dame ein so schönes Fräulein Tochter habe, wie ihre gnä' Frau und dann solch' fremder Herr zugereist kommt und mit ihr im Garten herumläuft und ihre Hand an sich drückt, dann wisse man doch wohl,

was die Glocke geschlagen. Wer er sei, dürfe sie nicht verrathen, aber auf den Verlobungskarten würde es ja gedruckt zu lesen stehen.

Sie rebete in gönnerhaftem Ton; trotz ihrer Freundschaft für Stadtraths Köchin und eines gewissen Wohlwollens für den jungen Herrn Modrow fühlte sie sich, in Condition bei Frau Geheimrätthin von Jungl, stets mehr, als die in einem bürgerlichen Hause dienende, und ein vornehmer Herr paßte für ihr gnä' Fräulein gewiß besser, als ein Kaufmann. Hatte sie doch auch stets nur von ihrer gnä' Frau geredet, während es Jener nicht darauf ankam, ihre Gebieterin einfach: „Un're“, oder gar: „Unsere Altsche“, zu tituliren.

Modrow's Köchin lauschte halb neidisch und halb enttäuscht. „Und was sagt denn Fräulein Lodbchen dazu?“

„Unser gnä' Fräulein Loboiska?“ Die Dienerin sprach den Namen fast aus, wie ihre Herrin, wenn dieselbe gegen dessen Verstümmelung protestirte. „Was soll sie dazu sagen? Sie freut sich natürlich und weint dazwischen — solch' junges Ding weiß sich noch keinen Rath und überläßt natürlich Alles der gnä' Frau Mama, die das ja doch besser versteht. Aber ich muß in die Küche!“

Ihre Freundin begab sich schleunigh nach Hause und theilte ihr em Fräulein mit, bei Geheimraths gebe es nächstens Hochzeit mit dem fremden Herrn, der was ganz schrecklich Vornehmes sei — sie habe nur vergessen, was, und Fräulein Lodbchen lache und weine abwechselnd vor Freude.

„Unfinn und trage die dumme Klatscherei nicht weiter“, sagte Emma. Aber was sie zu vermeiden wünschte, war schon geschehen; blaß und erregt stand ihr Bruder, der eben ausgehen wollte, auf der Schwelle des Zimmers.

Sie suchte ihn zu beschwichtigen — selbst nicht ohne Sorge. Hatte sie doch bei Jungl's gar nichts ausgerichtet

und dann — dies fatale, zugleich überlegene und geheimnißvolle Lächeln der Geheimrätthin bei ihrer Erzählung von dem Fremden! Dahinter mochte sich schon etwas Besonderes bergen. Und Loboiska! ? Nein, sich verloben, ohne ihr, der Auserwählten, den geringsten Wink davon zu geben, das konnte sie nicht. Wenn sie weinte, so entlockte ihr sicherlich nicht die Freude Thränen, sondern die Angst vor der mütterlichen Absicht. Aber was ließ sich dabei thun?

Edmund war schon fortgegangen, ohne auf das zu hören, womit sie seine Aeußerung, er müsse mit Loboiska und nöthigenfalls auch mit deren Mutter reden, beantwortete: daß man seinen Besuch schwerlich annehmen werde. Vergebens wartete sie seiner Rückkehr. Die geringe Entfernung in solch kleiner Stadt ist in wenigen Minuten zurückgelegt. Wo war er geblieben, wenn er, wie sie immer sicherer voraussetzte, abgewiesen worden? In seiner Gemüthsstimmung durfte man das Aeußerste befürchten.

Der Vater gönnte sich nach den Strapazen des Vormittags ein ungewöhnlich langes Mittagsschlafchen und selbst die Mutter wagte nicht, daselbe zu stören, obgleich des phantastischen Töchterchens Besorgnisse sie bald ansteckten. So machte sich denn Emma zum zweitenmale auf den Weg, mit einem Buch, das Loboiska gehörte und entschlossen, zu erkunden, wo ihr Bruder geblieben. Welte er bei Jungks, nun, so fand sie dort auch Zutritt, wenn nicht — ja, was dann?

Ihre schlimme Voraussetzung ward bestätigt. Erst auf wiederholtes Klingeln und die Frage, wer da sei und ob sie allein sei, that ihr Geheimraths Köchin die Hausthür auf und sagte, sichtlich verlegen, doch mit Pageieneigenschaft:

„Gnä' Fräulein und gnä' Frau sind nicht zu Hause“.

„War mein Bruder vielleicht hier“?

„Ja, aber die Herrschaft war auch nicht zu Hause und hernach —“ zögernd brach sie die hastig begonnene Rede ab.

„Was hernach?“ fragte Emma dringend.

„Nun, da kam er gleich wieder. Er wollte es nicht glauben und, die Wahrheit zu sagen, war er nicht gerabe fein. Er schob mich aus dem Wege und lief durch alle Stuben —“

„Mein Gott, so erzählen Sie doch! Was geschah?“

„Nichts — was sollte denn geschehen? Aber das muß ich sagen: ich hatte rechte Angst und war froh, wie er wieder fort war. Und so viel sieht bombensfest — ich mach' ihm nicht auf, sollte er nochmal kommen.“

„Und wohin ist er gegangen?“

„Wie soll ich das wissen? Habe ihm nicht nachgesehen.“

„Wo sind die Damen?“

„Ausgegangen, ich sagte es ja schon!“

„Sie sagten? nicht zu Hause und das ist zuweilen —“

Das Mädchen wurde wieder verlegen, wappnete sich jedoch mit dem in solchen Fällen so bequemen schnippsischen Wesen: „Das ist Unserem zu hoch. Ich sage, was meine gnä' Frau mir befahl, wenn Jemand käme, gleichviel wer.“

„Und Fräulein Loboiska hat nichts hinterlassen, im Fall Jemand von uns käme?“

„O bewahre! Die hat mir gar nichts gesagt. Kein Wort, seit halb fünf, wo ich wegen dem Essen fragte. Denn wir kamen heute nicht zur Zeit und nicht ordentlich zum Speisen“. Sie ward fast rebselfig, stand aber doch in der halb geöffneten Thür, als führe der Weg nur über ihre Leiche.

„Und ist der — der fremde Herr bei den Damen?“

„Ich — ich weiß nicht; aber ich glaube, das heißt, ich weiß wirklich nicht.“

Emma sah, daß sie nichts weiter erfahren werde und entfernte sich sehr

beunruhigt. Von einer schrägüber wohnenden und aus dem Fenster schauenden Bekannten hörte sie dann, dieselbe warte schon lange hier, ob sich der Fremde aus Hôtel Royal nicht zeige. Bei Jungks war, das mußte sie ganz genau, Niemand weder aus- noch eingegangen, außer Emma's Bruder, der zweimal, einmal an der Hausthür, und dann drinnen gewesen sei, worauf er fortgelaufen, wie ihr schien, nach dem Hotel Royal, in dessen Vor- und Hintergarten sich heute ungewöhnlich viel Besuch einfände — des Fremden wegen. Aber ob Herr Robrow, der sehr „erschauft“ gewesen sein mußte, da er sie nicht einmal begrüßt habe, wie die Berichtsterterin empfindlich hinzufügte, unter den Restaurationsgästen Platz genommen, das könne man von ihrem Fenster aus nicht sehen.

Emma überwand die kleinstädtische Scheu, allein sich unter die Gäste der Restauration zu wagen. Doch vergebens spähte und fragte sie nach ihrem Bruder; man hatte ihn zwar gesehen, da er indeß nicht anwesend war, mußte er fortgegangen sein.

Zu Hause fand sie den Vater wach und von der Mutter mit der Sachlage bekannt gemacht. Wo Edmund geblieben sei, erregte doch Sorge, obgleich der Stadtrath scherzend meinte: „Er wird schon wieder kommen zur Mutter. Zum Verlaufen ist der Junge zu groß und einen Streich zu machen, zu vernünftig.“

Nach einiger Ueberlegung rüstete er sich dennoch zum Ausgehen, da Emma behauptete, Jungks seien gewiß in ihrem Garten. „Wenn die Alte Loddgen versprochen hat oder zu versprechen denkt, kann sich natürlich Niemand einmischen; die Hauptsache ist, das bestimmt zu wissen. Vermuthungen und Gerüchte müssen den Jungen ja toll machen — nach einer Entscheidung faßt er sich gewiß männlich. Es ist ein saurer Gang — um meinethwillen brächten mich keine zehn

Pferde noch einmal zu dieser hochnasigen Person.“

„Wenn sie Dich aber auch abweisen läßt?“ wandte seine Frau ein. Er setzte die Stadtwatermiene auf. „Du meinst doch nicht etwa durch die Dienerin?“

Der Postbote unterbrach das Für und Wider. Er brachte einen Brief, den der Stadtrath nur zu lesen begann, um durch eine Ableitung seiner Gedanken Ruhe zu gewinnen. Bald aber interessirte ihn derselbe lebhafter, als seiner Frau und Tochter angenehm, weil sein Ausbruch dadurch ja verzögert wurde.

„Da haben wir die Bescheerung!“ rief er endlich zwischen Unmuth und Bekümmerniß. „Aber das kommt davon her!“

Dann theilte er den Inhalt des Schreibens mit.

VII.

Die Geheimrätthin war betroffen, daß ihr hoher Gast sie so ängstlich davon zurückhielt, Lodoiska einen verständigenen Wink zu geben. Sein sichtlich Schrecken ging indeß schnell vorüber, als er sah, daß nur ein hübsches Mädchen nahe und gleichzeitig hatte Frau von Jungk begriffen, er wünsche nicht, daß ihre Tochter in sein Incognito eingeweiht werde.

Natürlich war ihr dieser Wunsch, wenigstens in seiner Gegenwart, Befehl. So stellte sie ihn denn als „Herr Vogt“ vor, ihn dabei so anlachend, daß sich seine Miene auch unwillkürlich erhellte und Lodoiska verwundert aufschaute.

Er wurde davon augenscheinlich ergötzt und legte eine ritterliche Galanterie gegen die junge Dame so auffällig an den Tag, daß diese sich verletzt fühlte. Statt den so verrätherischen Plural zu brauchen, nannte er sich, da ihm der Singular des persönlichen Fürwortes nun einmal ungeläufig war, „meine Wenigkeit“. Die Geheimrätthin lächelte dann verständnißvoll, was er

durch ein schalkhaftes Blinzeln beantwortete. Sonst sah er Loboiska unverwandt an.

Diese wußte eben so wenig, was sie aus seiner affectirten Bescheidenheit, wie aus ihm und dem ganzen Auftritt überhaupt machen sollte. Wollte man sie necken? Das mußte sie sich in dieser Weise verbitten, obchon sie sonst zum Scherzen immer aufgelegt gewesen. Aber heute war sie so wenig sie selber, daß ihr geläufiges Züngeln fast gelähmt erschien und sie kein passendes Wort der Abwehr, ja nicht einmal ein ironisches Lächeln aufzubringen vermochte. Sein Anstarren, das sie nicht anders als unverschämt nennen konnte, trieb ihr das Blut in's Gesicht und das Verhalten ihrer Mutter erfüllte sie mit einer ihr unerklärlichen Bekommenheit. Offenbar hatte diese das Bestreben, sie in's Gespräch zu ziehen und möglichst vortheilhaft sich entfallen zu lassen, was ihr freilich nicht gelang. Dazu das Verständniß zwischen Beiden und daß das seltsame Benehmen des Gastes nicht den geringsten Anstoß bei der sonst so formellen Mama erregte!

Die Geheimrätthin war übrigens durch Loboiska's Erscheinen von ihrer bisherigen — sagen wir: Entzückung, auf realen Boden zurückgekehrt, resp. zum Bewußtsein der Tagesstunde und der Essenszeit gekommen und ein Blick auf die Uhr ließ sie leicht den Kopf schütteln.

Diese Geberde lenkte sogleich seine Aufmerksamkeit auf sie. „Was ist?“ fragte er in dem scharfen Ton, den sie kannte, der aber ihrer Tochter Staunen erhöhte.

„Uns're gewöhnliche Speisestunde schon längst vorüber! Wie die Zeit fliegt!“ Der Blick der Geheimrätthin sagte ihm in seiner Gesellschaft: „Dürfte ich mir die Ehre geben, Em. — Herrn Vogt zu unserer einfachen Hausmahlkost —“. Er unterbrach sie mit wohlwollender Herablassung: „Sie wissen, Liebe, oder wissen Sie es nicht?“

aber es ist ja, als wären Sie in alles eingeweiht, was meine Benignität betrifft.“

Die Dame knirzte. „Sehr geschmeichelt. Darf ich das als eine Annahme meiner allerdings nur jagend vorgebrachten Einladung zum Mittagessen...“

Bedeutungsvoll legte er den Finger auf den Mund und küßerte ihr mit einem Blick auf Loboiska zu: „Benehmen Sie, was als Geheimniß betrachtet werden muß. Es ist Unser Grundsatz, nichts zu genießen, außer Eier und Obst, weil, — Sie verstehen —“

„Um Gotteswillen — Em. — Verzeihung — glauben doch nicht etwa bei uns — an meinem Tisch —“

„Gegen Sie hegen Wir wahrlich keinerlei Mißtrauen, Beste. Aber es ist einmal Grundsatz, Princip!“

„Meine Tochter soll jede Speise vorkosten.“

Er zuckte die Achseln. „Grundsatz — Princip! Meinen Sie, daß Wir davon je abgehen, abgehen können? Sie werden das also nicht erst verlangen.“

Nein sie verlangte das nicht, hatte eine dunkle Erinnerung an die Festigkeit, Mißwollende sagten: den Eigensinn seines erlauchten Geschlechts. Ach, daß sie leider eine so faumselige Zeitungsleserin gewesen! Sie hätte sonst mehr von ihm und seinem hohen Stamm gewußt. „Dann eine Collation von Eiern und Obst! In wenigen Augenblicken —“

„Später, nach einigen Stunden, denn Wir bleiben natürlich. Und in jener Laube dort, die hübsch heimlich scheint.“ Er wandte sich der groß dreinschauenden Loboiska zu.

Fast wäre diese in ihr übermüthiges Lachen ausgebrochen und hätte es ihr auch den schärfsten mütterlichen Tadel zugezogen, denn in einer Postle konnte es nicht komischer zugehen.

„Einen Augenblick bitte ich mich zu entschuldigen!“ Der Geheimrätthin Ton war, wie ihr Wesen, ein wunder-

liches Gemisch von Untertänigkeit und Würde.

„Lassen Sie sich nicht stören, Liebe!“ Herr Vogt winkte entlassend und warf sich, die Beine ausstreckend, auf die Bank.

„Meine Tochter wird inzwischen die Ehre haben, Herr Vogt!“, sie betonte den Namen „Gesellschaft“.

„Danke schön; will auch lieber —“ Lodoiska wollte hinzufügen: „Mittagessen“ und daß sie ihre Anwesenheit hier für überflüssig halte. Doch die Mutter unterbrach die Aeußerung ihrer Empfindlichkeit durch einen streng verweisenden Blick gegen sie und die entschuldigenden Worte gegen ihn:

„Verzeihung! Meine Tochter weiß ja nicht, welch' hohe Ehre —“

Er winkte ihr, sich deswegen keine Sorge zu machen. „Kommen Sie halb wieder!“

Nach einer tiefen Verbeugung, die er durch ein Kopfnicken erwiderte, eilte sie, wie von Schwingen getragen, davon, in's Haus, um dem Mädchen zu sagen, daß es jeden, ausnahmslos jeden Besuch ablehnen und allein essen solle. Sie hatte weder Appetit noch Zeit und Lodoiska konnte die Mahlzeit gelegentlich nachholen. Sie wußte, daß es ihrem hohen Gast peinlich gewesen, wäre Jemand gekommen und daß er vorläufig ihre Gesellschaft noch der ihrer jungen Tochter vorziehe, was jedenfalls sehr ehrenwerth war. Daher begab sie sich hastig zu den Weiden zurück.

Er hatte indeß zu Lodoiska, die, wie ein trotzendes Kind, abgewandt stand, lebhaft gesagt: „Ein allerliebster Garten — mit reizenden Bestäubern. Sie leben wohl recht einsam?“

„Ja, nein — wie man es nimmt“, antwortete sie zerstreut und nicht gerade sehr freundlich. Angenehme Aussicht, diesen Gast zu unterhalten, statt sich bei Modrows und so köstlich zu amüsiren! Mochte doch die Mutter, wenn es ihr — was freilich unbegreiflich — Vergnügen machte, seine Gesellschaft

genießen und sie nicht von der trennen, die ihr sympathisch war.

„Das Haus ist nicht groß, glaube ich, doch die Oberstube gewiß recht still und — abgelegen.“ Er hatte sich umgedreht und betrachtete das zwischen Baumwipfeln sichtbare Dach. „Wer wohnt, außer Ihnen und Ihrer Mutter noch im Hause?“ inquirirte er weiter.

„Niemand!“ sagte sie rasch, um sich sogleich darüber zu ärgern, daß sie auf solche und in solchem Ton vorgebrachte Fragen überhaupt eine Antwort gebe. Was hatte denn nur ihre Mutter diesen ihr immer räthselhafter, doch auch immer unaussprechlicher werdenden Menschen mit der Zuorkommenheit, ja Ehrerbietung zu behandeln, wie es trotz des lächerlichen Anstriches zweifellos geschah? „Hohe Ehre“ sollte ihr seine Gesellschaft sein! Nun, sie dankte dafür und hatte auch gar keine Neigung, zu ergründen, worin dieselbe etwa bestehen könne. Vielmehr grübelte sie darüber, ob wohl Modrows und namentlich — Edmund einen Versuch machen würden, ihre Mutter unzustimmen und was dann sie dazu thun sollte?

„Schön — schön — vortrefflich!“ Herr Vogt rieb sich die Hände und sein heiterer Ton bildete eine grelle Disharmonie zu den trüben Gedanken seiner Gefährtin.

„Ach, die schönen Rosen!“ rief Lodoiska bestürzt bei dem Anblick der auf der Erde liegenden, zerpfückten Blüten. Wider ihren Willen schossen ihr die Thränen in die Augen.

Er war aufgestanden, um nach dem Hause zu eilen, wandte sich nun aber um und sah ihre feuchten Augen und den zugleich vorwurfsvollen und unwilligen Blick, den sie auf ihn richtete. Mit seinem erhaben melancholischen Lächeln nickte er ihr zu und sagte leise:

„Weinen Sie auch um das herbe Los — meiner Wenigkeit?“

„Ich — um Ihre Wenigkeit, mein Herr? Durchaus nicht!“ rief sie mit einer

Offenheit, die viel mehr das junge Mädchen, als die wohlgezogene Dame charakterisirt.

„Verstehe — Sie sind nicht leichtsinniger Natur, wie sonst die Jugend, sondern ernsthaft und zu Meditationen geneigt“, schnitt er ihre weiteren Eröffnungen ab. Und dann seufzte er: „Anch' io — anch' io!“

Die Mutter aber kam wieder in Hörnähe und meinte bei sich: Er redet mit ihr italienisch, um ihren Bildungsgrad zu prüfen. Wie gut, daß sie die *Selecta* besuchte. Italienisch wird da freilich auch nicht viel getrieben, aber hoffentlich doch so viel, daß sie ihn versteht und ihm einige Phrasen erwidern kann. Zu ihrer großen Unzufriedenheit antwortete indeß *Loboisla* — gar nichts und sah obenein so drein, daß man wohl oder übel den Ausdruck *verblüfft* dafür brauchen mußte.

Rasch trat die Mutter hervor und in die Bresche, um nicht eine der in solchen Fällen so peinlichen Pausen entstehen zu lassen. Und mit jenem Takt, der ihn, wie sie ja schon bemerkt hatte, alles irgend Heikle gänzlich ignoriren ließ, schritt er ihr sogleich mit seiner ganzen „Wohlaffectionirtheit“ entgegen und sagte im Flüsterton doch mit majestätischer Entschiedenheit: „Sie können Ihre Oberkuben für Uns einrichten, Liebe. Unter Ihrem Dach schlafen Wir gewiß besser, als unter einem fremden, kommen also gleich herüber. Discretion selbstverständlich.“

„Aber Ew. Königliche — Verzeihung!“ Einen Schritt zurückweichend, blickte sie sich nach ihrer Tochter um, die sich indeß zu den geknickten Rosen niederbeugte.

Er zog sie mit sich fort nach der dunklen Laube und schaute sie mit eigenthümlichen, zornig funkelnden und zugleich scheu lauernden Blicken an, daß sie noch mehr erschrak. „Ja — Sie wollen nicht? Sie fürchten, durch unsere Aufnahme Weitläufigkeiten, ja.“

„O dergleichen fürchte ich nicht, fürchte überhaupt nichts, könnte ich Ew. — irgen einen Dienst —“

„Nun gut, also —“

„Meine Bedenken entspringen der Weiblichkeit, d. h. der Rücksicht auf die Schicklichkeit.“

Es sah aus, als rebe sie Chalbäisch.

„Als alleinstehende Frau, zugleich Mutter einer erwachsenen Tochter —“

„Fürchten Sie für Mutter oder Tochter?“ Mitleidig schaute er auf sie nieder. „So wenig kennen Sie also die Befinnung, welche eine Stellung, wie —“

„Ich fürchte ja nichts für uns persönlich! Glauben doch Ew. — nicht das!“ beschwor sie ihn. „Aber die Schicklichkeit —“

„Ja so, die Schicklichkeit — hm!“ Nachdenklich schob er seinen Hut zurück. „Und Wir glaubten, Sie wollten Unserer Sphäre einverleibt werden — es sei das Alles schon abgeschlossen. Uebrigens — in welchem Fürstenschlosse sind nicht lebige Damen unter demselben Dach mit ihrem noch unvermählten —“

„Verstehe ich recht?“ unterbrach sie ihn, von einem Schauer durchbebt.

„Verstanden Wir uns nicht vom ersten Anblick? Wie — oder zweifeln Sie? Kennen Sie Uns nicht?“

Vor Entzücken und zugleich auch wohl vor Erschöpfung, dunkelte es vor ihren Augen. Um keinen Preis hätte sie eingestanden, daß sie eigentlich nicht wisse, wer er sei, das nur vermuthete, so gern sie auch die Bestätigung ihrer Voraussetzung gehabt. „Meine Tochter hat also den Beifall Ew. —?“

„Gewiß, ja, ein nettes Mädchen. Zwar nicht der bewunderungswürdige Scharfblick der Mutter, aber auch nichts von der albernem Munterkeit der Jugend, die Uns zuwider ist. Laß sie herkommen.“

Die Dame gab der Tochter einen gebieterischen Wink und flüsterte: „In diesem Fall wird das Gerede der Leute —“

„Dadurch vermieden, daß wir Alles möglichst geheim abmachen, hahaha!“

Er lachte so laut und schrill auf, daß Lodoiska, die langsam herankam, die Hände auf ihre zierlichen Ohren legte. Bei Stadtraths lachte man freilich herzlicher, also auch melodischer — ach! Dieses Gelächter reizte sie nicht, einzustimmen, machte sie eher zum Weinen geneigt.

Es kostete der Geheimrätthin einige Mühe, den erlauchten Gast und auch ihre Tochter zum Niederstehen zu bewegen. Jener schien von einer Art Raslosigkeit erfaßt und versank dann in ein Brüten, das ihn seine Umgebung vergessen ließ; diese nannte es in Gedanken „unwürdig,“ so behandelt zu werden und zwar von ihrer eignen Mutter. Noch größere Mühe machte es der Dame, eine Unterhaltung in Gang zu bringen oder richtiger: selber zu führen, in der sich das Paar näher käme und sie gleichzeitig erfuhr, ob seine Eltern nicht etwa ein Veto gegen diese Verbindung einlegen würden. Das war um so schwieriger, als sie nicht offen reden, ihm nicht einmal seinen Titel geben konnte.

Endlich sagte sie direct: „Wenn ich mir eine Erkundigung nach den hochverehrten Eltern des Herrn Vogt erlauben darf —“

Da er nicht zu wissen schien, er sei dieser Herr Vogt, legte sie die Hand, welche zu Lodoiska's Verwunderung, seit ihrer Rückkehr aus dem Hause mit fast neuen Glacé bekleidet war, auf seinen Arm und sah ihn bei der Wiederholung ihrer Worte so bedeutungsvoll an, daß er nicht umhin konnte, sie auf sich zu beziehen.

Zäh auffahrend rief er: „Die Eltern!“

„Ja, wie befinden sich Hochdieselben?“

Er schüttelte den Kopf, seufzte und lächelte dann trübe. „Hoffentlich so wohl, als es die Verhältnisse gestatten, denn augenblicklich wissen Wir

das ja nicht. Bei dem Unglück —“ Abermals tief seufzend fuhr er mit der Hand über die Stirn, während sein Antlitz sich schmerzlich verzerrte.

Das junge Mädchen begann, wider Willen, denn es war ja empört über solch' Betragen, Mitleid mit ihm zu empfinden. Es mußte ein schweres Unglück sein, auf das er deutete.

Die Mutter kannte dasselbe und gab durch ihre Blicke und Mienen die tiefste Theilnahme dafür kund, forschte aber doch weiter:

„Und sie, die verehrten unglücklichen Eltern nämlich, gestatten dem Herrn Sohn so viel Freiheit, daß er sich ganz selbstständig entscheiden kann, auch in Betreff, wie soll ich nur gleich sagen? — jenes wichtigsten Schrittes, der — der“ —

Un's're Eltern? Oh, die gestatten Uns Alles, haben keinen andern Willen als den Unfern. Mit dem wichtigsten Schritt, meinen Sie, obgleich mit Unrecht, denn —?

Daß er den Plural anwendete, überraschte Lodoiska nicht; er sprach nicht allein von seinen Eltern, sondern von Eltern überhaupt. Das Gespräch nahm eine sie interessirende Wendung und die Auffassung ihrer Mutter gefiel ihr vortreflich, obgleich diese nur bestätigte, was sie selber meinte. Und daß die Mutter ihretwegen nicht klar mit der Sprache herausging, ergökte sie, während es sie doch zugleich verlegen machte.

„Herr Vogt haben recht — es gibt für den Mann, besonders — Sie verstehen mich — Schritte, die noch wichtiger sind, als — als jenen den ich meinte“, hatte die alte Dame ihn eifrig unterbrochen. „Aber bleiben wir bei diesem, setzen wir den Fall —“ sie gab ihm einen lächelnden Augenwink, „daß der Herr Sohn sich entschlossen hat zur —“

„Vermählung!“ fiel er trocken ein. „Nun so nehmen unsere Eltern die Schwiegertochter mit offenen Armen auf“. Damit versank er wieder in sein Brüten.

Es handelte sich um eine Vermählung! Lodoiska betrachtete den sonderbaren Gast zum erstenmal mit Aufmerksamkeit.

Die Geheimrätthin schwamm in einem Bonnemeer. Fast athemlos hob sie nach einer Pause wieder an. „Wien ist nach Allem, was ich davon hörte, eine sehr schöne Stadt; wie weit entfernt liegt Hiezing?“

Abermals mußte sie ihre Worte wiederholen und dann sagte er gleichgiltig: „Wir wissen nicht, — waren nie in Wien!“

„Nicht in Wien — nicht in Hiezing?“ stammelte sie betroffen. „Aber mein Gott —“

„Was ist?“ fragte er mit jenem unruhigen Interesse, das seine Augen mißtrauisch umherschweifen ließ, während er zugleich wie auf dem Sprunge saß und die Hand nach der Brusttasche suchte.

„In Hiezing wohnt aber doch —“

„Mit Ihrem Hiezing!“ rief er ungebürlich. „Was stummert Uns Hiezing — was ist Hiezing?“

Sie verlor völlig die Fassung — das war kein bloß scheinbares Verleugnen. „In Hiezing wohnen doch Ihre Majestäten, das Königspaar von Hannover und —“

„So? Ja ja! Was gehen Uns die depofebirten Welfen an?“

Längere Zeit fand sie kein Wort. Also nicht der Kronprinz von Hannover; doch wer — wer denn? Ah ja, sein „anch' io“ schoß durch ihren Sinn. Jetzt hatte sie es — er war etwas Italienisches! Aber was? Es gab dort viele depofebirte Fürstlichkeiten: Neapel — Toskana — Modena und vielleicht noch mehr. Sie hatte deren Genealogie, leider! nicht im Kopf, wußte also nicht, welcher dieser Prinzen er, dem Alter nach, sein konnte. Eigentlich war ihr die Umwandlung in einen Abkömmling einer der Dynastien jenseits der Alpen

ganz genehm. Die Verlöbterung mit den stolzen Welfen wäre am Ende doch nicht glatt abgegangen, während sie sich erinnerte, daß ein neapolitanischer Prinz eine Miß Penelope Smith geheiratet hatte. Da durfte Lodoiska von Jungl gewiß sein, nach seinem Ausdruck: mit offenen Armen von den Eltern empfangen zu werden. Um so besser! Ihr Kind war nicht geeignet, sich den Platz an des Gatten Seite zu erkämpfen. Das süßliche Blut freilich, das in ihm zuweilen so jäh aufloberte? Nun, seiner Frau gegenüber, besonders wenn sie sich ihm in Liebe fügte, loberte er gewiß nicht heftiger auf, als ein Mann überhaupt auch bei uns das liebt und übt — darum durfte sie sich also keine Sorge machen. Uebrigens hatte sie sogleich einen Ausländer vorausgesetzt. Lodoiska mußte italienisch lernen, ja sie selber wollte es auch. Im ersten Moment der Muße aber in alten Kalendern, denn die neuen enthielten diese ja nicht mehr, die Genealogie der italienischen Häuser nachschlagen. Unter keinen Umständen durfte sie verrathen, daß sie noch so sehr im Unklaren sich befand; hatte doch gerade seine Annahme, sie kenne ihn und wisse alles auf ihn Bezügliche, ihr sein Vertrauen in so hohem Grade erworben.

Während ihr das und noch Mancherlei sonst blickartig durch den Kopf schoß und Lodoiska stumm dafuß, hatte er sie unruhig beobachtet. Jetzt erhob er sich ungestüm, sagte gebieterisch zu der jungen Dame: „Bleiben Sie hier —“ und schritt aus der Laube, ihrer Mutter winkend, ihm zu folgen.

Ein Zeichen der Mutter stempelte seinen so seltsam geäußerten Wunsch zum Befehl und rathlos blickte die Tochter dem sich rasch entfernenden Paare nach, bis es hinter dem Gebüsch verschwand.

(Schluß folgt.)

Der Flößer-Hans.

Eine Geschichte aus den Waldbergen von P. A. Kosegger.

Die Zeche zahl' heute ich, aber einkehren werden wir bei der Gotthardswirthin. Just bei der Gotthardswirthin. Das ist eine bildsaubere Frau, kernig, schlank, jung und legt Einem die Hand so unterhaltsam auf die Achsel, weiß es auch so zu stellen, daß ihr glatter, runder Arm mitunter ein wenig unseren Backenbart berührt. Ist Wittwe die Gotthardswirthin.

Witthum ist bei jungen Wirthinnen kein schlechtes Geschäft, man siehts ja, die Tische sind vollbesetzt Werktags und Feiertags. Und lauter Männer sind da; — Weiber trinken ja nicht. Weiber brummen daheim und schelten über das Lafter der Böllerei. Und bei der Gotthardswirthin ist Ihnen das Trinken ein doppelter Gräuel. Wenn sie noch ein elendiges Gefüß hätte, daß man laut sagen dürfte: „In dieser Spelunke ist eh nichts Anders, als wie ein elendiges Gefüß!“ Aber hell zu Troß! Die Männer jagen, sie wüßten liegendum (ringsum) kein feineres Tröpfel, als wie bei der Gotthardswirthin.

Das müßte ein schlechtes Schweiß sein, welches bei solcher Sachlage nicht rasend werden sollte!

Nu sind aber doch lange nicht alle im Ehjoch, die Männer. Es gibt etwelche im Turnviertel, die hüpfen frei herum, wie die Gamsen auf den Bergen, wie die Säher auf den Zweigen, wie die Späzen auf allen Dächern. Der dort in der Nähe des Schankkastens, der blasse Bursche mit den nach rückwärts gestrichenen Haaren und dem tohlschwarzen Schnurbarthörnchen — das ist so Einer.

Ein schmucker Junge mit hellrother Weste und schneeweißen Hemdärmeln. Ein paar Achseln und eine Brust und

ein par dralle Beine in Gamslederkniehosen, nach denen den Herren vom Bezirk schon die Zähne wässern.

Nicht etwan den Frauen, ich sage ausdrücklich: den Herren, dem Regimentsarzt, dem Hauptmann und den Rekrutierungsbeamten allen. Der Holzflößer-Hans, das ist wieder einmal Einer! Der taugt! Aber zu jung noch, um ein Halbjahr zu jung, für den weißen Rod und das schwarze Commißbrot.

Den Weibern, sagt man, wäre er alt genug mit neunzehn. Die stellen frühzeitig ab! Die Gotthardswirthin — und solche Leute haben die Kreiden fortweg bei der Hand — hat's indgeheim ausgerechnet: drei Flößer-Hansen zusammen gäben nicht so viele Jahre, als wie der Eine, der selige Gotthardswirth gezählt, der vor Monden verstorben ist. Doch andererseits — und man soll sicherheits halber die Rechnung jedesmal auch umgekehrt machen — gäben etwa drei alte Gotthardswirthe zusammen nicht die Summe, als wie ein einziger Flößer-Hans.

Des Flößens halber schon. Man muß es nur gesehen haben, wie Der die Holzblöcke und Scheiter in den Fluß zu schleubern versteht, wie er mit seinem langen Hakenstock ihnen nachspringt von Stein zu Stein und über das Wassergischen hin, und wie er die Holztrümmer loskößt, wenn sie sich wo ansetzen, verflammen wollen — bis sie herauswallen zum Wehrrechen, wo sie in die Köhlereien ausgeworfen werden. Das und noch Mehreres, wie's im Walde vorkommt und wozu trozige Männer gehören, muß man gesehen haben, so wie es die Gotthardswirthin schon gesehen hat.

's ist ein tollkühner Bursch, der Hans. Um's Himmelswillen! 's wär ein Schreck und ein Unheil, wenn Der einmal sollt zu Grund gehen bei den Flößerarbeiten, wobei schon Mancher und gerade der Kräftigste und Kühnste zu Grunde gegangen ist.

Dem sollte vorgebeugt werden, meint die Wirthin, die menschenfreundliche Gotthardswirthin, und gar so gefährlich wäre es doch im Gotthardswirthshause nicht, gleichwohl in demselben ein paar Krüglein Wein oftmals noch größeres Unheil angerichtet haben, als draußen das Wildwasser. Die Gescheidteren halten sich daher lieber an den Obstmost, ist a uch naß, erzeugt aber keine schlagenden Wetter — wie die Innerberger Knappen sagen.

Weiters wäre der Hans dem alten, verstorbenen Wirths vorzuziehen auch des Zitherschlagens halber. Der Alte hat immer nur die Brummsaiten gespielt und solche waren stets verstimmt; aber der junge Bursch', dem klingen alle Töne an, und:

„Sei Herzl is wir a Bittern,
Biter ollaweil and gipp ka Rau,
And sei Mundschdiel is a Dodbredl,
Schlogg 's Lustigi dazua.
And hiaz häipp n gor d Liab scha
San Biternschlogn on,
And oft browirt er's glei mit an Duffel,
Wou a Dodbredl schlogn kon.“

Selber singt er solche Liebesgeschichten, der Schall und begleitet sie mit seinen Saiten. Da wird der jungen Wittib oftmals ganz feberisch.

Im Gotthardswirthshause sind sonst die Gläser der Brauch, wie allenthalben in der Gegend, wo man den guten oberbairischen Apfelmost trinkt. Aber der Flößer-Hans — Einer, der so gut Zither spielt, muß schon alleweil was Besonderes haben — der Hans trinkt seinen Most aus einem grünglasirten Krug. Er ist kein Schmutzian, der Hans, entschieden keiner, aber im Gotthardswirthshause wartet er nie mit einem Trunke auf. Was sollen es die Anderen auch wissen, daß die Wirthin ihm alten Trauben-

wein in den Krug schenkt, während er vor Aller Augen den Apfelmost zahlt.

— Hätte ich's lieber nicht verrathen. Ich wette, jetzt zeigt ihr gleich Alle mit Fingern hin: „Aha! mit den Zweien ist's nicht richtig!“

Was ist nicht richtig? Wieso ist's nicht richtig? Derlei voreilige Bemerkungen — muß es aufrichtig sagen — sind dem Erzähler sehr unangenehm. Ist was dahinter, so wird er's leugnen, so lang' sich's läugnen läßt.

Der Hans zithert und singt:

„Lusti is 's Quaslein,
I tauschk mit loan Rou,
Won mi 's Dirndl nit gfreit,
Laf i wieda davon.“

Des Weiteren könnte der Leser zwar immerhin fragen, ob er denn nicht auf seinen eigenen Vortheil bedacht wäre, der Flößer-Hans, und was in seiner hohen, breiten Stirn denn stecke, wenn nicht vernünftige Gedanken?

Außer den vernünftigen Gedanken — antworte ich — werden, da die Stirn schon so hoch und breit ist, auch unvernünftige d'rin sein. Und wie sich zwei solche Parteien vertragen, das weiß Jeder. — So dachte der Hans:

— Die Wirthin — die junge Wirthin — die junge Gotthardswirthin — — übel — gerad' übel — just gerad' übel ist sie nicht. —

— Sie gern haben, — eine Zeit lang gern haben — höllmentisch gern haben — führt zu nichts. Zu gar nichts. — Heiraten, — die Gotthardswirthin heiraten? Sie hätt' was. Haben ihät sie was. Das Wirthshaus steht sauber da. Wirth sein, — Gotthardswirth sein, — so ein Weibel haben, — 's wär' keine keine schlechte Sach'. — Nicht mehr 'rumteufeln müssen im Wald, — dem Soldatenleben ausruischen. Ließ' sich reben — ließ' sich noch reben über die Sach'. —

Damals stand's nämlich so eingerichtet, daß ein hausgeessener junger

Mann militärfrei war. Und militärfrei fein, das war ein vornehm Ding. Dem Holzflößer-Hans schon gar. Wenn er an's Soldatenleben dachte, da ging sein Mann zur Küste. War kein großes Wunder, das. Von sichbewußter Vaterlandsliebe bei Naturmenschen keine Spur. Und die Zustände beim Militär waren darnach! Lassen wir's gut sein, — heute ist's anders. Konnte auch damals anders gemacht werden: sich flüchten, oder hausfässig machen — wer's wagte, wer's hatte.

Der Hans hatte es nicht, aber er konnte es.

Zwar, sein alter Holzmeister fragte ihn: „Hast Du Lieb' und Freud' zu der Gotthardswirthin?“

„Just, was man für's Heiraten braucht,“ antwortete der Hans.

Darauf der Holzmeister: „Bübel, thu's nicht! Thu's nicht, rath' ich Dir — Du kunnst Dich verbrennen.“

„Undzwanzig Jahr Soldatenleben?“
„Ist nicht so hart, als eine Eh', bei der die Lieb' fehlt! Da kommt ein Unglück heraus, oder ein Laster, oder alle zwei. Gesagt hab' ich Dir's Hans. Jetzt thu wie Du willst.“

Und er that, wie er wollte.

Währte nicht gar lange, so trank der Hans seinen Traubenwein schon aus einem geschliffenen Glase. Wen's was angehe? Das ganze Weinsaf, wenn er will, kann er ausaufen, ohne daß er Zech' zahlt, er, der Wirth, der angehende Wirth, der angehende Gotthardswirth!

Und jetzt, wie die Herren vom Bezirk die Rekruten einrufen lassen, — ist kein Flößer-Hans da.

Aber ein junger Gotthardswirth ist da. Der thut Zither spielen und singen. O mein Gott, dem sein Singen!

Wenn's vom Herzen ginge!

Sind doch die Mäuse musikalisch, in diesem Gotthardswirthshaus! Alleweil stecken sie bei der Zither und nagen an den Darmsaiten.

Der Wirth geht im Walde um. Den Holzfällern sieht er zu und den Flößern und es jucken ihm dabei die Hände. Helfen möchte er am liebsten. Lieber Lasten handhaben hier, als wie Zither spielen zu Hause.

„Bist doch wohl ein Narr,“ rief ihn einmal ein Kohlenbrenner an, „ich wenn ich Du wär', ich blieb daheim beim alten Wein und beim jungen Weib.“

„Oh mein,“ drauf ein Anderer, „der Wein wird ihm halt zu jung sein und das Weib zu alt. Da ist der eine zu süß und die andere zu sauer.“

Da war der Hans verschuecht und ging allein herum zwischen den Bäumen. Den Schnurbart spitzte er nicht mehr auf. Die Wirthin respektirt so was nimmer. Der Wein schmeckt ihm nicht mehr so gut jetzt aus dem seinen Glase, wie voreh aus dem Mofitrug. Wie er dazumal aus dem Mofitrug Wein getrunken hat, so trinkt er jekund aus dem Weinglas Mofit. Das möchte er gern vermeiden, aber —

Sie ist um sieben Jahre älter, als wie er; und er ist abergläubisch und hat auf die Zahl sieben nie was gehalten.

Diese Gotthardswirthin! Lieb war sie — led' ist sie. Gut war sie — böß ist sie. Sanft war sie — derb ist sie. Und die nackten Ellbogen rührt sie just noch so auf die Achseln der Gäste, wie sie es vorzeitlich hat gethan, wie sie es auch mit dem Flößer-Hans hat gemacht, ehor er ihr Mann gewesen. Dazumal hat sie auch geschärdert und gescherzt mit dem Hans, wie sie es jetzt mit den Gästen noch thut. Nun hatte ihr der Hans einmal gesagt, das thäte ihm nicht gefallen. Darauf fuhr sie ihm in einem Anfall heftiger Zärtlichkeit mit der Hand über das Gesicht, dabei gingen die Hörner des Schnurbartes zu Grunde und seither spitzt er sie nicht mehr auf.

Zudem spricht man mehr, als wahr sein kann. Wenn der Excellenzherr kommt! Der Excellenzherr, das ist ein

General, der von seinen Regimentern mehrmals des Jahres in die Gegend des Turnviertels kommt; der General ist Eigenthümer dieser Wäldungen und all dessen, was drin und drüber lebt und schwebt. Und der Eigenthümer dieser Güter ist Lebemann. Das Holz schlägt er, das Wild schießt er, die Burschen nimmt er zu Soldaten und die Weiber? —

Gerade die sollten dahier keinen so hohen Herrn haben?

Man munkelt wohl Etwelches. Ist schlechtes Geschwätz, meint der Gotthardswirth. Meint er? Was überhaupt er dabei zu meinen hat? Er soll gar nicht daran denken.

So geht er wieder im Walde um. Und vor einem hohen Baum, in den der Blick geschlagen hat — ein alter Lärchbaum ist's — steht er still, der Hans und — meint doch was. — „'s hätt' nicht prestirt mit dem Heiraten. Wenn man's nimmt: das Soldatenleben wär' mir lieber, als wie da so ein Gotthardswirth sein.“

Oho! — Was sollen denn wir, die wir im hohlen Baume stecken, für einen Rath geben? — Ist halt eine harte Sach', wenn's so hergeht. Wer kann's denn anders machen? Müßen doch schauen, daß sie sich vertragen allzwei. — Das ist unser ganzer Rath. Mehr darf man einem Ehepaar nicht dreinreden.

Der Zufall mag sich mehr herausnehmen. — Und so kommt jetzt singend und hüpfend ein junges Mädchen des Weges, ein Mädchen, etwas schon über jene wunderliche Uebergangszeit hinaus, in welcher Viele sich aus ihrer seltsamen Dagniß und Drängniß nicht anders zu retten wissen, als indem sie's recht in die Luft hinaus schreien und trillern und jobeln, was in ihnen wie feindlich zu weben und zu walten anhebt.

Der Hans wendet sich ab. Sofort ruft das Mädchen: „Thu Dich gar nicht verzwingen, Herr Gotthardswirth. Wenn Du aber einmal zum Flößer-Hans kommst und Du bist nicht zu vor-

nehm, als daß Du ihn anredest, so sag': Die Kreuz-Diesel lieb' ihn grüßen!“

Da wendete sich der Hans und sagte: „Diesel, Deinen Gruß, den könnt'st selber ausrichten, brauchst den Gotthardswirth nicht dazu. Leicht freut sich der Hans, kommt er wieder einmal ein Wörtel mit Dir reden.“

Das war ein anderer Ton, als den das Mädchen erwartet — der that ihr's an. Langsam und mit gesenktem Köpfschen schritt sie hin vor den jungen Mann, hielt ihm die rechte Hand entgegen: „Nu, greif' an. — Grüß' Dich Gott!“

Er faßte die Hand und hielt sie fest und preßte sie hart und streichelte sie zart — und ließ sie lange nicht mehr los.

Albern, daß bei solchen Dingen auch immer was geredet werden soll.

„Wie geht's Dir alleweil, Diesel?“

„Muß schon gut sein, wenn's nicht besser ist.“

„Wirft Dir halt schon einen recht sauberen Liebhaber ausgefucht haben?“

„Kommt mir nicht einfallen.“

„Und auf den Hans wirft lang' schon vergessen haben.“

„Hätt' ich nicht, was thät's mir denn nutzen?“

Der Hans flocht an ihren Fingern herum — sie ließ geduldig flechten und schlug bisweilen einen traurigen Blick zu ihm auf.

„Wo gehst denn heut' hin, Diesel?“ fragte er.

„In's Holzmeisterhaus hinauf, sagen, daß morgen der Excellenzherr auf die Bursch kommt.“

„Laß' mich mit Dir gehen?“

Sie schüttelte verneinend das Haupt.

„Warum sollten wir nicht gute Freunde bleiben, Dirn? Wo auf der Welt eh so viel Verdruß ist?“

Das Mädchen guckte ihn schief von der Seite an und dachte: Der arme Narr.

„Rein, Rein,“ rief der Hans plötzlich, „nicht daß Du etwan glaubst! das nicht — das nicht. Es steht

ganz gut. Hab's passabel getroffen mit der Wirthin, bin rechtschaffen zufrieden."

"Was redest denn da?" fragte das Mädchen, "das wird ja gewiß wohl sein und ich wünsch' Dir's, wünsch' Dir's zu tausendmal. Traurig genug, wenn's anders wär! Na, laß mich aus, jetzt, daß ich kann gehen."

"Wir haben einen Weg miteinander," sagte er und stand noch immer mit ihr da, und sah zur Erde und trat mit seinen Stiefelabsätzen tiefe Löcher in den Moosboden. Und nach einer Weile sagte er: „Weißt, Liesel, ich mag doch nicht mit Dir gehen. — Konnt sein Spiel haben — konnt der Teufel sein Spiel haben.“

Darauf sind sie auseinandergegangen.

Das Mädchen schritt dahin und als es glaubte, daß es das Gebüsch verbede, sah es noch einmal um. Der Hans blieb eine lange Weile an dem Lärchenstamm stehen. Er starrte zu Boden und sein Blick war wie eingebohrt. Mit den Fingern der linken Hand drehte er an seinem Schnurbart und spitzte nach langer Zeit das erste mal wieder ein Hörnchen. Und als die Hörnchen standen, rechts eins und links eins, da machte der Gotthardswirth einen Sprung, ähnlich wie ein Rehbock, wenn ihn der Schuß trifft. Dem ersten Sprung folgte ein zweiter, ein dritter, Hans lief mit aller Macht dem Mädchen nach. — Er kam durch Gesträuche, er sah die Kreuz-Liesel sitzen auf einem Stein mitten in den Büschen. Er schlich ihr leise zu, er sah sie weinen.

Hans kniete hin vor das Mädchen und leise an ihren Händen zerrend, daß sie das Antlitz enthüllten, bat er sie um Verzeihung, wenn er ihr Leides gethan.

Sie schüttelte das Haupt — etwa, daß er ihr nichts zu Leide gethan, oder daß sie ihm nicht verzeihe? — O du mein lieber Gott, zwischen solch zwei Leuten gibt es ganz andere

Ursachen und Wirkungen als sonst. Ein herrisches, selbstisches Wort kann glücklich machen; ein harmloses absichtsloses kann bis zum Tode verwunden.

Er kniete schweigend und unbeweglich, wie ein Stein und sie saß ebenso unbeweglich da mit verborgenem Antlitz. Die Zweige der Haselnußsträuche wiegten über beide; eine kleine Heuschrecke hüpfte von einem Astchen zum andern und schließlich auf die Stirne des Mädchens, daß dieses ein wenig emporzuckte. Und von der Stirne des zitternden Kindes that das Thierchen einen Sprung nach des Mannes rechter Hand, an welcher der goldene Trauring prangte. Das Heupferdchen war schon wieder davon, aber in ihm, der da mit glühendem Blute vor dem Mädchen kniete, rief eine Stimme: Sieh', du trägst an deiner Hand das Zeichen der Treue. Hast du schon dein Glück verloren, so bewahre deine Ehre. Du hast den Schwur gethan, bleibe treu dir selbst. —

Nach erhob er sich.

"Geh, Liesel, geh!"

"Wo denn — ?" fragte sie be fremdet wie im Traume und ihre Hände sanken von dem thränenfeuchten Gesichte, „wo denn soll ich hingehen?"

"Zum Holzmeister willst ja und dem Jäger sagen, daß morgen der Excellenzherr auf die Pürsch kommt."

Sie ging. Sie wird's gethan haben. Die gute, arme Liesel.

Der Gotthardswirth schlenderte durch die Wälder hinaus und es war ihm leicht und weit in der Brust und er eiferte die Vögel an, auch zur Abendstunde zu singen. Und eine Schwarzdrossel ließ sich wirklich nicht lange bitten. „So viel schön auf der Welt," sang sie, „ein braver Mann geht zu seinem Weibe heim; und sein Weib ist auch so viel brav — so viel schön auf der Welt.“

„Freilich, freilich," gab der Mann zu, „es mag ausschauen wie der wil, brav ist sie doch!"

Die übrigen Vögel verhielten sich still — sie wollen erst abwarten bis morgen früh. —

War schon recht dunkel, als der Wirth in sein Haus zurückkehrte. Das Wirthshaus war, wie das Wirthshaus nicht sein soll: still und leer. Die Thüren waren offen; in der Gaststube flackerten zwei brennende Kerzen. An der Wand lehnten zwei Kugelflugen. Der Wirth trat in die Küche hinaus und überraschte dort den ihm wohlbekannten Büchsenspanner des Excellenzherrn, welcher seinen Arm um den Nacken des Küchenmädchens legte und diesem aus seiner Tabakpfeife Rauch in's Gesicht blies. Das Mädchen entsetzte sich vor solchem Ding und ließ in seinem Entsetzen den Mund offen stehen, daß die blauen Wölllein ihr gar in die Gurgel sprangen. Dann nahm der Büchsenspanner die Pfeife aus den Zähnen und wollte der Küchenmagd, den Rauch wieder zwischen den Lippen herauszusaugen — in demselben Augenblicke stand der Gotthardswirth da.

„Glücklichen Abend!“ grüßte er spöttisch. Allein der Jäger schien sich nicht sehr zu beeilen, das Mädchen loszulassen, bis ihm dieses entschlüpft davonlief.

„Unterhalt'st Dich ja recht gut in meinem Haus!“ sagte der Hans.

„Passirt,“ antwortete der Andere und klopfte seine Pfeife aus.

„Wo ist denn die Meine, daß sie dich nicht schon ausgejagt hat?“

„Die Deine?“ schnunzelte der Jäger, „die, mußt wissen, hat nicht Zeit, daß sie den Büchsenspanner thät verjagen?“

„Wo steckt sie denn? Saggra, jetzt möcht' ich doch wissen! — Wem gehört denn das Gewehr in der Stuben?“

„Das gehört mein.“

Das zweite, meine ich!“

„Sicherlich auch einem Jägersmann, Wirth.“

Jetzt rief der Hans mit hohler Stimme den Namen seines Weibes. Eine seltsame Aufregung kam über

ihn, wie ein Wicht huschte er still und gebückt durch die Küche, durch die Vorlauben, in die Kammer, über die Treppe zu den Dachstuben. Er riß die Thüren auf — bis auf eine — die war von innen verschlossen. Stockend Athems rüttelte er mit beiden Armen an der Klinke, daß die Wand bebte. Fußtritte versetzte er der Thür, da sprang sie klirrend auf.

„In des Teufelsnamen!“ fluchte jetzt eine volltönende Stimme in der Dunkelheit, „was ist das für eine Mörderhöhle!“

Ein Streichholz leuchtete auf. Vor dem Gotthardswirth stand — der Excellenzherr.

Stramm wie eine Säule, ohne alle Verbeugung stand ihm der Hans gegenüber und sein Blick schoß wie ein Blizstrahl im Gemache umher. Nichts, als die alten bekannten Einrichtungsstücke mitsammt der Leberbank, auf welcher der von der Reise ermüdete General ein wenig geruht haben mochte.

Der hohe Herr verließ die ungastrische Schenke zur selben Stunde.

Da kam mit fliegenden Kleidern und funkelnden Augen jetzt auch die Wirthin herbei und schnurgerade auf den armen Hans los.

„Da steht er, der Thor, der Thor!“ zeterete sie, „weißt Du, was Du gethan hast?“

„Das weiß ich wohl,“ antwortete er tonlos, „zu Grund' gerichtet habe ich mich. — Er wird mir Grund und Boden aufsünden, auf dem das Haus steht. Er wird mich abstaifen.“

„Dich! Dich, der als Winnichts und Habenichts in dieses Haus ist gekommen!“

„Nicht,“ sagte der Mann kalt, „Dir wird er kein Leid thun. — Du verstehst es ja so gut, kleine und große Herren zu Deinen Schuldnern zu machen.“

„Besser, als man macht sie zu Feinden.“

„Still!“ rief der Hans und hob wüthend seinen Arm. „Gotthardswirthin, jetzt bist Du mir bekannt, ich habe mich an Dich verkauft!“

„Und weiß der Flößer-Hans, warum er sich verkauft hat? Um dem Soldatenleben zu entlaufen. Dir ist mein Haus und der schwache Weiberarm ein Schutz gewesen, Du feige Memme, Du!“

Da ließ Hans den gehobenen Arm wieder sinken.

„Ist begreiflich,“ sagte er jetzt in gleichgültigem Tone, „Du möchtest mich jetzt so schlecht machen, als wie Du selber bist.“

Dann stürzte er davon in die Nacht hinaus.

Die Nacht war finstler, sein Gemüth war stürmisch.

Am nächsten Morgen kam er in das Lager der Waidmänner.

„Der Excellenzherr! ich will mit ihm sprechen.“

Zu seiner Verwunderung wurde er mit Wohlwollen empfangen.

Hans konnte vor Erregung kaum reden. — „Excellenz Herr General!“ haßete er, „ich will keine andere Meinungthung, ich schwöre es, nur dieses Weib, dieses! ich hab' es nie geliebt! daß ich's doch hab' genommen, ist eine Schmach für mich, für . . .“

Er mußte abbrechen, er wollte ersticken an der Anklage, die er dem Feldherrn, der vor ihm stand, hinzuschleudern, im Begriffe war.

— „So sein, so menschenwürdig,“ fuhr er endlich höhrend fort, „werden bei uns die Soldaten behandelt, daß der Mensch sich lieber an ein niedriges Weib verthut mit Leib und Seelen, als wie sich borten mit Füßen treten zu lassen. Und dennoch, mein Herr Excellenz General, will ich jetzt in Eure Dienste gehen, lieber als Einer angehören, die Schande wirft auf den Ring an meiner Hand! — da sieh' ich und will Soldat sein!“

Entrüstung in allen Anwesenden. Der wahrwichtige Gotthardswirth!

Der General allein lächelte, ruhig und einen Schritt zurücktretend, sagte er gelassen, aber so, daß es Alle hören konnten:

„Soldat sein? Meines Wissens gibt es bei uns kein Regiment für Hahnrei's.“

Er verstand das Wort gar nicht, der gute Hans, aber das tolle Gelächter der Jagdgesellschaft ließ ihn's ahnen, wie der hohe Herr den wilden Jornausbruch gerächt hatte.

So — als wie ein geköpfter Haushahn noch eine Weile herumflattert, ehe er niederstürzt, so taumelte der Gotthardswirth aus dem Kreise der höhnennden Männer und zwischen den Baumstämmen hin den Gründen des Wassers zu.

Sonnenstrahlen rieselten durch die Baumkronen, Sonnenpunkte zitterten über der Brust des glück- und ehrlosen Mannes, der jetzt auf dem Felsen stand und in die Schlucht starrte. In der Schlucht lag Schatten und feuchter Nebelstaub drang empor aus dem brausenden Bette des Wildstromes.

Da hinab — und Alles ist aus. Alles? das wäre erst die Frage. Ein ehrlicher Mann ginge dahin und ein geschändeter Name bliebe zurück. Jetzt am größten ist der Mann vonnöthen, daß er auf dem Posten bleibe und seinen Namen rette. — Wer soll es thun, wenn du nicht mehr bist? Willst du dein Andenken mit Spott und Hohngelächter begraben lassen? — O, bleibe, bleibe, Hans und zeige der Welt, was trotz Allem und Allem für ein echter Kern in deiner Brust steckt. Hans, sei nun Soldat für dich allein! Schütze, rette dich selbst!

So schrie in ihm sein Gewissen und rang mit dem rascheglühenden Herzen. Er mehrte beiden ab: Laßt mich, laßt mich — ich will schlafen!

Und stieg nieder in das Gewände und vertrock sich in die Spalten der Felsen.

Und in den schönen Wäldern des Turnviertels war die lustige, glückliche Jagd gewesen. Lustig und glücklich, daß Sankt Hubertus selbst in die Hände geklatscht nach jedem Schuß — und gab es unter den Begeisterten nicht Viele, die solches Klatschen für den bloßen Wiederhall des Balbes gehalten hätten. — Viele Jäger sind des Haken Tod! aber wo der General dabei ist, da fallen Rehe, Hirsche, und gar noch edleres Wild — wenn man der weiten Schlachtfelder gedenkt! — Es gibt Wesen, deren größte Passion es ist, zu töbten — und heißen Menschen, und die kein größeres Uebel kennen, als zu sterben — und heißen Helden . . .

Am späten Nachmittage war die Jagd zu Ende.

Die Gesellschaft hatte sich in der Nähe des Wilbbaches ein Lager aufgeschlagen und die Wellen, welche sonst die Holzschleiter niederschwemmten von den hinteren Walbungen, wurden heute mit Angeln durchstöbert — nach Forellen. An die Felsen, die seitlings schroff aufragten, wurden die Flaschen und Fäßchen postirt und am Ufer loberte ein großes Feuer, neben dem gemehget wurde. Dort lagen erstliche Hirsche über einander, ihre vielverzweigten Gemeiße in das Farrentkraut legend, mit verglasten Augen gegen Himmel glohend, vorwurfsvoll, daß den Geschöpfen Gottes keine Hilfe werde, wenn die feindlichen Horden naßen. Der Stärkere hat Recht, o Herr, auf deiner schönen Welt. Die Krone der Schöpfung, der Mensch ist nur in Einem unendlich groß: in seinem Egoismus. Wenn das Gottes Ebenbild ist — dann, o Gott, behüte uns vor dir selber!

Solche Anklage stand — wie ein noch nicht verblaßtes Mörderbild in der Pupille des Gemordeten — in dem gebrochenen Auge des Wildes. Aber die Jäger hatten was Besseres zu thun, als zu schwärmen und zu bedauern, sie lachten und jodelten und

— hatten Recht. Der Erzähler selbst hält es mit den Menschen und wird niemals den Thieren das Wort reden, denn einst war eine Zeit und sie kann wieder kommen, wo der Mensch Knecht ist; dann erst wird er seine Sägung ändern und sagen: das Vorrecht des Stärkeren sei die Gnade! . .

Mancher der Jäger hätte aus reinem Uebermuthe noch gern in das Horn geblasen, war aber verboten, denn hinter einem der grauen Steinflöße auf schweren Häuten, die über den Moorboden gebreitet waren, lag der Excellenzherr und hielt nach des Tages Last und Müß' ein Schläfchen.

Auch das Donnern eines nahenden Gewitters wäre sicherlich unterragt worden, hätte sich daselbe nicht hinter das gleichmäßige Rauschen des Wildbaches versteckt bis der Wolkenhimmel sich schlagfertig gerüthet hatte, um nun plötzlich schwere Tropfen niederzuschleudern in die enge Vergißlucht.

Jetzt erst erlaubte sich der Büchsenspanner, den Herrn sanft zu wecken.

„— ah! murmelte dieser noch im Halbschlaf, „einen Badenstreich hat sie mir verseht diese — diese Kreuzbirne vom Holzmeisterhaus . . .“

Dann rieb er sich die Augen und suchte über die dummen Träume, die bei solch' einem Liegen auf feuchtem Boden entständen.

„Das Diner fertig?“

Zu dienen. Allein für's Erste ist es nöthig, ein Schirmdach zu gewinnen, denn das Gewitter naht mit trozigem Ernste. — Zu dem Holzmeisterhause hinauf ist es zu beschwerlich, zum Gotthardswirthshause hinaus zu weit. Die Köhlerhütten sind auch zu entlegen und der junge Wald oben in den Lehnen beut zu wenig Schutz. Guter Rath theuer!

„Oh, billig oder gar umsonst zu haben,“ rief der Büchsenspanner, „da voran in der Wand habe ich eine Höhle entdeckt, die bietet Unterstand genug.“

Es war wahrhaftig keine Zeit zum Ueberlegen; ein starker Supregen fluthete nieder, Eiskörner sausten und zerprangen an den Felsen, das Feuer zischte und der Rauch wurde zerfetzt und hin zwischen die Klüfte gepeitscht von dem Sturme.

Alles hastete der Höhle zu.

Im hintersten Winkel derselben kauerte der Gotthardswirth. Als er die Leute sah und darunter den General, verkroch er sich noch tiefer in die Klust.

Es war ein heiteres Schreien, helles Lachen; ein erst halbgebratener Bod wurde heringeschleppt — und draußen sauste der Wolkenbruch nieder an dem hohen Gewände und spritzte und gischete in dem Flusse, der an der Höhle vorbeibrauste.

Gesang und Gejohle sollte das Raufchen überdünen, die Gläser sollten den Donner überklingen. — Waidmannsleben, lustig Leben allerwege! —

Das Unwetter hatte endlich nachgelassen. Der Bach war trübe und unfrät; da kroch der Gotthardswirth ein wenig hervor aus seinem Verstecke.

„Der auch da?“ hieß es! der General that, als bemerkte er ihn gar nicht. Der Hans blickte hinaus in das schäumende Wasser, das wild an die Steine schlug, und murmelte: „Rathsam ist es nicht.“

Gerade wollte ihn Einer fragen, was er für nicht rathsam halte, als im Gewände oben ein wüstes Krachen und Branden hallte.

„Jesus Maria!“ rief der Hans, „jezt hat's den Teich zerrissen, die Holztrift da oben im Gebirge, jezt helf' uns der Herrgott!“

Sie wollten davon, da war schon das Wasser da. Erde, Steine, Holzlöge wälzte es heran und die braunen Wellen schossen in die Höhle. — Ein gellender Schrei! Ein Anklammern an das Gefelse, ein Emporklettern an dem Gewände, ein Niederstürzen in das

Gewoge, das in der Höhle tanzte und schäumte und kochte.

„Aus der Höhle! Aus der Höhle, ober Alles ertrinkt!“

Ja gesagt — aber gewagt! Wer kann sich stemmen gegen die wilden Wellen! Bielein gelang es doch auf Holzbalken aus dem Loche zu kommen. Es war kein Gewinn! Von dem hochgeschwellten Strome wurden sie fortgerissen. Und wie erschral der mit der Noth ringende General, als er sah, daß er nicht mehr die Excellenz war, daß sich Niemand mehr nach seiner Fürtrefflichkeit umsah. In Todesnoth ist Jeder sein eigener Excellenzherr . . . — O, welch' ein Brausen und Branden zwischen den Steinen, ein Wogen und Wüthen auf und nieder. Schrecklich zu hören, zu sehen, und doch noch zu bald verstopfte das Wasser die Ohren, verschleierte die Augen, drang durch Nase und Mund und die Lunge stieß Luft heraus, sog Wasser hinein! Und darüber hin die Trümmer, die Steine, der Sand, die losgeschwemmten Rasen und Holzschleiter — so fuhren jezt die lustigen Jäger dahin und draußen in der Waldschlucht gellte noch manch' letzter Schrei.

Der Hans war hingesprungen über das treibende Getrümmer, als wäre es fester Boden — er war wieder ganz der Flößer-Hans, der kräftige, tollkühne Flößer, und kein Stäubchen des glücklosen, verzweifelten Gotthardswirthes mehr an ihm. Die Gefahr hatte ihn zum Manne, die Noth der Untergehenden zum braven Manne gemacht.

Der General hatte sich lange wacker über den Wellen gehalten, aber endlich war er überfluthet und trieb der Tiefe zu. Da wurde er plötzlich erfaßt von einem ehernen Arm und emporgeworfen und hinausgeschleudert in's Ufergebüsch. Als er die Augen vermochte zu öffnen, sah er in den trüben Fluthen, zwischen treibenden Blöcken eine Menschenhand ragen; sah an ihr noch das Blinken eines

goldenen Ringleins — dann war sie verschwunden.

Spät Abends pochte es noch an das Fenster des Gotthardswirthshauses. „Die Frau Wirthin, sie wolle ein bißchen aufmachen!“

„Ist keine Ruh, auch in der Nacht noch keine?“ so die Stimme von innen. „Ist's der Flöher-Gans?“

„'s mag wohl sein, Wirthin.“

„Soll auf's Heu gehen. So spät wird nimmer aufgemacht.“

„'s ist aber nicht der Flöher-Gans bierweilen,“ die Stimme von außen. „Frau Wirthin, um ein Leintuch thät' ich bitten.“

„Was? ein Leintuch? Was braucht Eins denn ein Leintuch draußen in der regnerischen Nacht?“

„Naß wird's wohl werden, aber wir kunnten ihn sonst nicht hertragen, Frau Wirthin, er ist ganz zerfetzt und zerrissen. Wir müssen die Stüd' in ein Tuch thun.“

Da erhob sich die Frau Wirthin, um der Sache näher zu fragen.

„Das Wasser und die Steine haben ihn gottslästerlich zugerichtet,“ rief die Stimme draußen, „ihr werdet ihn gar nicht mehr erkennen.“

„Wen? um Christi Willen, was ist das für ein halbig's Reden, wen soll ich nicht mehr erkennen?“ —

Und nach einer Stunde haben sie den todt'n Gans in's Gotthardswirthshaus getragen. Er war schier nicht mehr zu kennen, in der That! aber die Wirthin hat ihn doch erkannt und zwar an seinem goldenen Trauring.

Sie weint, sie wimmert, sie schreit vor Schmerz. — Ihr wendet euch weg? ihr fürchtet, daß ihr Schmerz so echt sein könne, wie ihre Liebe? —

Etwelche sind zu Grunde gegangen bei dem Losbruche der Holztrift im Gebirge, aber so sehr, wie den Gans, hat es Keinen zugerichtet.

Der General kam mit verbundenem Haupte in's Wirthshaus. Die Wirthin stoh, als sie ihn sah. Er stand vor der Bahre und murmelte: „Wäre ein geborner Soldat gewesen, das!“ — Sie haben Recht. Er hat einen bösen Feind getroffen, aber sich noch leidlich durchgeschlagen, Herr General!

Seit dieser Begebenheit sind nun schon viele Jahre vergangen. Das Grab ist noch zu sehen. Es ist das einzige auf dem stillen Dorfsirchhofe, das mit einem eisernen Gitter umgeben ist. Zuweilen findet man einen Kranz von Waldmoos darauf. Die Piesel, die Kreuzliesel ist lebig geliebt und alt geworden; sie verrichtet an den Sommerfeiertagen gerne ihre Abendandacht vor dem eisernen Gitter.

Das Gotthardswirthshaus? — Es steht wohl noch das Haus, aber man kriegt nichts mehr zu trinken. Eine arme, aber zufriedene Familie wohnt darin. Am Hause also liegt es nicht, wenn der Mensch elend ist.

Und die Gotthardswirthin? — Soll der Erzähler von der eine zweite Geschichte beginnen? Ihr mühtet etwa dabei schluchzen, mühtet euch ängstigen um die arme Haut, die weit im Gebirge d'rin darbt und litt. Und mühtet endlich mit feuchtem Auge sagen: Gotthardswirthin, ein Stein müht' sich erweichen über deine Trauer. Du warst eine wahrhaftige Maria Magdalena!

Und man hieß sie auch in der Gegend die wilde Maria Magdalena, denn so knieete sie Tag für Tag in der Schlucht, wo das Unglück geschehen war, vor einem grauen Felsen, an welchen sie ein hölzernes Kreuz befestigt hatte.

Bei diesem Steine wurde sie selber steinalt und grau. Aber heute lebt sie nicht mehr.

Maien und Rosen.

Dieser Monat ist ein Kuß,
Den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie sehtund seine Braut,
Künftig seine Mutter werde.

So sang vor zweihundert Jahren
der Dichter Logau vom Mai, dem zu
Ehren dieser Lieberkranz gewunden sei.
Also Liebe zwischen Himmel und
Erde.

Das Volkslied geht gleich um einen
Schritt weiter und legt in den Mai
die Liebe des Menschen zum Gespons:

Mei Schatz ist schwarzäugel,
Hat rothe Backen:
Den thu' ich mir pflanzen
In 'n Rosengarten.

Und bezieht den Mai sogar auf
den Himmel:

Dort in jenem Rosengarten
Will ich mein' Bräutigam erwarten;
Dort in jener Ewigkeit
Steht mein Brautbett schon bereit.

Aber siehe, wie schnell man vom
Mai auf den Friedhof gelangen kann!
Kehren wir rasch um und rufen mit
Ußland:

O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erde hinab!
Soll ich begraben sein,
Legt mich in's tiefe Gras hinein.
In Gras und Blumen lieg ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch oben hin
Die hellen Frühlingswolken zieh'n.

Wenden wir uns daher und keh-
ren wir zuerst, bis die Augen sich
an's helle Licht des Maien gewöhnen,
in einem Kloster des Mittelalters ein,
zu sehen, wie dort das Leben blüht.

Der Mönch singt: Frische Rose,
Reine Rose,
Keusche Rose,
Ohne Dornen,
Rose blühend,
Früchte tragend
Glühend rothe,
Mehr, als Rose,
Weißer als die Lilie.

Und ein Lied an die Venus:

Sei gegrüßt, Du schönste Frau,
Edelstein und Perle,
Stolz der Jungfrau'n, sei gegrüßt,
Fherrlichste der Jungfrau'n.
Sei gegrüßt, Du Licht der Welt,
Weltenrose, sei gegrüßt,
Blancheflor und Helena,
Du, o hehre Venus.

O Du heller Morgenstern,
Herrschaft hier im Irdischen,
Herrschaft dort im Himmel.
Die im Grün Du Reikhen gibst,
Rosen auch auf Dornen,
Dein sei Preis und Herrlichkeit,
Du, des Menschen Heilung.

Wer hätte so etwas von Mönchen
gedacht? — Aber streiche einmal den
Namen Venus, und es ist ein Ma-
rienlied. Der Mariencultus war ja
der Mai im Zeitenlaufe der dunkleren
Äskese, deren Sommer der Kreuzweg,
deren Herbst die Abtödtung, deren
Winter die Weltverachtung ist.

Maria durch den Dornenwald ging,
Der hatte sieben Jahre kein Laub getragen,
Was trug Maria unter ihrem Herzen?
Ein kleines Kindlein ohne Schmerzen.
Als das Kind durch den Wald getragen,
Da haben die Dornen Rosen getragen.

Wenn wir schon bei den Germa-
nen im Kloster so viel Maientreube
finden, welche Lust wird erst sein auf
den sonnigen Auen des Morgenlandes:

Die Welt ist nun bedeckt mit Ros' und Rosen,
Nachtvögel jeht in Vers und Prosa kosen.
Die Rose zeigt sich am Fluß, am Fluß,
Kust Liebende zu dem Genuß, Genuß.
In Wüsten ist jeht Rosenhauch Gebrauch,
Der Schönen Lodenhauch ist Roschuschhauch.

(Katrän Emir ben Manssur.)

Und ein anderer persischer Dichter
singt:

Heut' ist der Tag der Lust, das Jahr der Rose,
Es geht uns wohl und wohl ergehts der Rose.
Die Welt erfasset nicht das Bild der Rose,
Die Phantasie umfasset nicht die Rose;
Die Rose ist ein Bot' vom Seelengarten,
Und ein Diplom der Schönheit ist die Rose.
Prophetenschweiß steht auf der Ros' in Perlen,
Aus Neumonden ein Vollmond ist die Rose.
Ein neues Leben wird den Geist beschwingen,
So oft er riecht den süßen Duft der Rose.
Wie Abraham durch Hauch belebte Vögel,
Erstehet auf des Frühlingshauch die Rose.
Sei still und schließ den Mund mit Rosen-
knospen,
Verstohlnes Lächeln streue, wie die Rose.

Und ein Anderes, wundervoll in
seinem Reiz:

Ich sage Dir, warum die Morgenwinde bla-
sen —
Früh aufzublütern stets den Rosenhain der
Liebe!
Ich sage Dir, warum die Nacht den Schleier
umhängt; —
Die Welt zu einem Brautbett einzuweih'n
der Liebe.
Ich kann die Räthsel alle Dir der Schöpfung
sagen; —
Denn aller Räthsel Lösungswort ist mein:
die Liebe.

Selbst der Frömmler kann sich der
Schönheit des Daseins zur Frühlings-
zeit nicht entziehen, wie uns der mor-
genländische Dichter Saabi lehrt:

Fromme, die zur Zeit der Fasten
Ihre Laute ganz zerbrochen,
Hören nun vom Duft der Rosen,
Und sie brechen ihre Buße.

Und wie? Vielleicht paßt darauf
Hafs' Antwort:

Rosen am Busen, Wein in der Hand,
Die Liebste nach Willen.

Denn die Zeit ist zu hold:

Es kommen auf die Flur zurück die Rosen.
Der Hochgefnntnen Augenlust sind Rosen.

Des Himmels Flasche gießt das Rosenwasser
Des Lhau's als Schweiß auf's Angesicht der
Rosen.

Den weiter abzusetzen hat der Frühling
Das Nachtdiplom gefesgelt mit den Rosen.

Jugend überall — hier und dort.
Jedes alte Weib mit Brillen kann
auf dem Rosenblatte die Verheißung
lesen, daß es wieder jung werden
wird. Erzählt ja schon der Dichter
Dschami:

Ein altes Weib sprach zum Propheten:

„Sei mir gesegnet mit Gebeten!
Am jüngsten Tage, wo das Paradies
Geschmückt wird mit gold'nem Ries,
Zum Freudenfeste hoch und rein —
Geh'n alte Weiber, wie ich, ein?“

„Befüte Gott, daß Edens Garten
Der alten Weiber sollte warten!
Nur junge Schöne blühen drin
Mit Knospemund und Silberinn.“

Als dies das alte Weib vernahm,
Der Schmerz die Sprache ihr benahm.
Dann fing sie an ein lautes Stöhnen
In wehmuthsvollen Klagetönen,
Und fröhlich sagt ihr der Prophet:

„Vor Gott kein altes Weib besteht,
Sie werden alle wieder jung
Durch Paradieses Reinigung,
Und mit der Jugend kehrt zurück
Der Hoffnung und der Liebe Glüd.“

Galanter kann selbst ein Franzose
nicht sein, als der Prophet hier gegen alte
Damen es ist. Selbstverständlich ist es
der Muselman gegen junge Mädchen
noch in höherem Grade:

Wenn man von Deinen Wangen spricht,
So trauet sich die Rose nicht,
Ihr Angesicht zu zeigen.

Wenn man von Deinen Lippen spricht,
Ist es der Rosenknospen Psicht,
Geschloss'nen Mund's zu schweigen.

Ober:

Die Rose wollte aus der Knospe brechen,
Zu schau'n Dein holdes Angesicht,
Da sah sie Deiner Lippen Licht
Und traute sich nicht mehr, ein Wort zu sprechen.

Aber nun die Rehrseite und Moral:

Was sind Rosen? Sie sind Mädchen,
Sehet, wie vom Ohr am Mädchen

Silberthau in Perlen hängt.
Werden Rosen ewig glühen?
Nicht wie Mädchen schnell verblühen?
Nicht durch jüngere verdrängt?
Geniehet, geniehet, was Liebe deut,
Sie fliehet, sie fliehet, die Rosenzeit.

Jüngling und Mädchen, das nimmt
uns nicht Wunder; aber daß in die
Rose die Nachtigall verliebt ist, erfah-
ren wir erst durch den Poeten:

Würde Nachtigall so klagen,
Wenn's nicht ob der Rose wäre?
Würde Rose so liebreizen,
Wenn's ob Nachtigall nicht wäre?

Hört, o hört d' Geheimniß der Rosen,
Wie, statt mit Worten, durch Düfte sie kosen;
Aber die Nachtigall spricht es in lauten,
Liebenden Herzen verständlichen Lauten.

So die morgenländischen Dichter,
die jauchzenden, die kein Leid erken-
nen, die Hymnen schreiben und Le-
benslust auf jedes Rosenblatt:

Leg' Dir, o Herz, die Last der Welt nicht
auf,
Auf Rosenzweigen bau' Dein Nest . . .
Es geben frische Rosen Dir den Rath:
Aus Herbst und Frühling mach' nur einen
Becher!

Ob in unseren nordischen Landen
die Maien und Rosen in jener Schön-
heit blühen, wie im Morgenlande zu
Hais' Zeiten, das ist eine Frage.
Keine Frage aber ist, daß eine Rose,
wenn sie blüht, bei uns noch mehr
gelten muß, als in jenen prangenden
Rosenengärten, deren Duft und Gluth
die Sinne betäuben. Die nordischen
Sänger haben daher mit Andacht stets
die Rose gefeiert und dieselbe wie eine
liebste Vertraute eingeweiht in die Ge-
heimnisse des Herzens.

Da sagt Walter Scott:

Am schönsten ist die Rose, wenn ihre Knospe
bricht,
So tagt aus Furcht empor der Hoffnung
schönstes Licht;
Am süßesten glüht Rose von Morgenthau
befeuchtet,
Am lieblichsten blüht Liebe, wenn sie durch
Thränen leuchtet.

Oft wunderbar poetische und schalt-
hafte Einfälle hat die ewige Dichter-
seele des Volkes. Im mährisch-schlesi-
schen Gebirge lebt ein Volkslied, das
sagt so:

Ich ging in Nachbars Garten
Und leg' mich nieder und schlief,
Da träumte mir ein Träumlein
Von meinem schönen Lieb.

Und wie ich d'rauf erwache,
Da stund Niemand bei mir,
Bis auf zwei rothe Röslein,
Die blühten über mir.

Ich pflückte mir ein Röslein,
Und band mir einen Kranz,
Ich steck' ihn auf mein' Federhut
Und ging zum Bräutigamstanz.

Und wie der Tanz auf's Beste ging,
Ziel mir ein Röslein aus.
„Soll heim Dich führen, schönes Lieb,
Und hab' kein eigen Haus!“

Wir wollen uns eins bauen
Von grüner Peterfil.
Mit was sollen wir es decken?
Mit gelber Lilj' und Dill.

Und wie das Hänslein fertig war,
Da hat's zum Schließen keine Thür,
Schön Liebchen, hat sich schier bedacht
Und hing ihr Schürzlein für.

In einem andern Volksliede heißt es:

Von Lilien ein Bett,
Und von Rosen eine Ded',
Von Muskateln eine Thür,
Mit Kelten ein Miegel dafür.

In einem schottischen Sange kommt
die Strophe vor:

Die weiße Lilie sei Dein Hemd,
Sie steht Dir recht zur Luft.
Die Schlüsselblume deck' Dein Haupt,
Die Rose Deine Brust.

Wann, ihr Liebende, die schönste
Zeit zum Rosenpflücken ist? Das
weiß ein altes Lied zu sagen:

Die Röslein soll man brechen
Zu halber Rittersnacht,
Dann sind sich alle Blätter
Mit dem süßen Eshau beladen,
So ist es Rösleins Brechens-Zeit.

Das hat schon längst Einer be-
folgt:

Er thät ein Kösslein brechen,
Zum Fenster stieß er's hinein:
Lhuft schlafen oder wachen
Herzallerliebste mein?

Da sie das Kösslein sah,
War freundlich thät sie lachen:
Sag' mir, mein Kösslein roth,
Welch' Freud' tunnt er mir machen?

Die Antwort gibt er selbst. Dann
frägt das Mädchen den scheidenden
Burtschen:

Wann kommst Du aber wieder,
Herzallerliebster mein,
Und brichst die rothen Rosen,
Und trinkst den kühlen Wein?"

„Wenn's schneiet rothe Rosen,
Wenn's regnet kühlen Wein,
So lang' kannst Du nun warten,
Herzallerliebste mein.“

Aber die unmögliche Bedingung
des Treuloosen wird wahr:

Der Knabe kehrt zurücke,
Geht zu dem Garten ein,
Trägt einen Kranz von Rosen
Und einen Becher Wein.

Hat mit dem Fuß gekloßen
Wohl an das Gräbelein,
Er fiel, da schneiet es Rosen,
Da regnet's kühlen Wein.

Wenn zwei glücklich Liebende sich
umarmen und küssen, so lachen die
Rosen vor Freude. Daß aber der
Rose nicht immer zu trauen ist, läßt
ein schlesisches Volkslied wohl ahnen:

„Gespiele, liebe Gespiele mein!
Was will ich Dir nun sagen?
's hat mir ein Baum mit Rosen
Mein schönes Lieb' erschlagen.“
„Hat Dir ein Baum mit Rosen
Dein schönes Lieb' erschlagen,
So soll derselbige Rosenbaum
Keine rothe Rose mehr tragen.“

In einem litauischen Volksliede
bricht das Mädchen am Grabe des
Geliebten eine Rose, bringt sie der
Mutter; diese aber spricht:

„Das ist ja die Rose nicht,
Das ist des Jünglings Seele.“

Das englische Lied von dem süßen
Wilhelm und der schönen Anna endet:

Wagner's „Heimgarten“, S. 98ff, II.

In der Kirche Maria's lag der Thau,
Die Maid im Marienchor;
Aus seinem Grabe wuchs die Birte heran,
Aus ihrem die Rose hervor.
Die neigten sich und verzweigten sich dicht,
Wären gern beisammen recht nah';
Und Jeglicher, der vorbeigeht, spricht:
„Zwei Liebende ruhen allda.“

Auf manchem Grabkreuze ist die
Warnung zu lesen:

Laß Dich nicht verführen von der Rose Düften,
Die am vollsten wuchert, wuchert auf den
Grüften.

In einem schwedischen Volksliede
erscheint der gestorbene Geliebte seiner
Braut, findet sie im heftigsten Schmerz,
der ihn im Grabe so sehr beunruhigt
hat, und er sagt zu ihr:

„Jegliches Glück, das Dein Herz bewegt,
Den Sarg voll duftiger Rosen mir legt.“

So singen viele Rosendichtungen
vom Grabe, um aber bald wieder
zum Leben zurückzukehren, so wie das
Samentorn in die Erde fällt, daß es
zu neuer Blüthe wieder auferstehe.
Die Ahnung der Vergänglichkeit ist
es ja, welche der Rose jene unendliche
Poesie verleiht, die wir in unserem
schicksalsverwandten Herzen so gut ver-
stehen. Denn

Daß man die Rosen acht',
Das haben die Dornen gemacht,

und:

Zeit bringt Rosen,
Geduld bringt Rosen,
Nicht der Stod.

Berhard Friedrich denkt gewiß an
seine Hausfrau, wenn er von der
Rose sagt:

Ihre Dornen zum Schutze der Würde,
Die Blüthen dem Gatten,
Und die Seele, den Duft, für den geselligen
Kreis.

Und in einem Rosenliede Uhlands
feiert wieder die Liebe jauchzenden
Sieg:

Das Lüftchen mit der Rose spielt,
Es fragt nicht: hast mich lieb?
Das Kösschen sich am Thau kühlt,
Es sagt nicht lange: gib!
Ich liebe sie, sie liebet mich,
Doch keines sagt: ich liebe Dich!

Eines der sinnigsten Lieder singt
Genau:

Diese Rose pflüd' ich hier
In der fremden Ferne;
Liebes Mädchen, Dir, ach Dir
Brächt' ich sie so gerne!

Doch, bis ich zu Dir mag zieh'n
Viele weite Meilen,
Ist die Rose längst dahin,
Denn die Rosen eilen.

Nie soll weiter sich in's Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen,

Oder als die Nachtigall
Palme bringt zum Reste,
Oder als ihr süßer Schall
Wandelt mit dem Weste.

Und ein recht eigentlicher Säng'er
der Rose, Ernst Schulze, schildert die
Rose so:

Wohl Mancher mag die weiße Ros' erheben,
Die still im Schoß den keuschen Frieden trägt;
Ich werde stets den Preis der rothen geben,
Aus welcher hell des Gottes Flamme schlägt.
So seuchten Glanz, solch' glühend' Liebesleben,
So lauen Duf't, der Sehnsucht wech't und hegt,
Sold' kämpfend Weh', verhüllt in tiefe Röthe,
Ich ach! es süß, ob's auch verzeh'r' und tödtet.

Platen wieder sagt zu sich selbst:

Wie die Lilie sei Dein Busen offen, ohne
Groll,
Aber wie die keusche Rose sei er tief und voll.
Laß den Schmerz in Deiner Seele wogen auf
und ab,
Da so oft dem Quell des Leides Dein Ge-
sang entquoll!
Reinigt Dich ein Liebeskummer, sei getroßt,
o Herz!
Traurig macht verschmähte Liebe, doch be-
glückte toll.

Derselbe Platen, der die belebte
Rose so schön der unlebten Pracht
gegenüberstellt:

An Dauer weicht die Rose dem Rubin,
Ihn aber schmückt des Traues Thräne nicht.

Die wahre Symbolik der Rose
spricht der Dichter Rückert aus:

Was steht auf den hundert Blättern
Der Rose all' ?
Was sagt denn tausendfaches Schmetter'n
Der Nachtigall ?
Auf allen Blättern steht, was steht
Auf e i n e m Blatt;
Aus jedem Lied weht, was geweht
Im ersten hat:
Daß Schönheit in sich selbst beschrieben
Hat einen Kreis,
Und keinen andern auch das Lieben
Zu finden weiß.
D'rum kreist um sich mit hundert Blättern
Die Rose all',
Und um sie tausendfaches Schmetter'n
Der Nachtigall.

Wer die Symbolik der Rose nicht
kennt, der versteht nicht den Mai, der
weiß das Liebesleben nicht zu deuten.
Und immerdar werden Stolberg's
Worte gelten:

Rose, wer Dich nicht liebt, dem ward im
Leibe der Mutter
Schon sein Urtheil gesprochen, der sanftesten
Freuden zu mangeln.

Und wer die Rose versteht, der
mag sich erfreuen der in Emanuel
Geibel's schlichten Worten so tröstli-
chen Verheißung:

Die Nachtigall auf meiner Flur
Singt: Hoffe Du nur! Hoffe Du nur!
Die Frühlingslüfte wehen.
Ein Dornenstrauch schlief ein zur Nacht,
Ein Rosenstrauch ist aufgewacht;
So mag's auch Dir geschehen.
Hoffe Du nur!

In der Spelunke.

Erinnerungen von Bauernfeld.

Die Physiognomie der Stadt Wien hat sich stark verändert. Auch die der Vorstädte.

Im Jahre 1825 hatte ich eine heimliche Wohnung auf der Landstraße bezogen. Das einstöckige Häuschen der Beatriggasse, dem Thierhospital schräge gegenüber, ist längst niedergedrissen und hat einem neu aufgeführten stattlichen Zinshause weichen müssen. — Nur wenige Stufen führten zu meinen zwei Zimmerchen. Mir zur Seite floß noch der Wiener-Neustädter Kanal zwischen schattigen Kastanienalleen. Ich wohnte beim Kanalverwalter, theilte den Mittagstisch mit ihm und seiner Familie. Eines meiner Remnate hatte die Aussicht auf die Stadt und den Rahlberg; im kleinen Hofe vor meinem Fenster standen ein paar Mandelbäume, die es sogar bis zum Blühen brachten. Die Jahre von 1825 bis 1831, die ich in der „Spelunke“ zubrachte, wie meine Freunde dieses buenretiro bezeichneten, gehören unter die fleißigsten meines Lebens.

Im September 1826 hatte ich überdies die Beamtenlaufbahn angetreten; das erforderte eine andere Zeiteintheilung. Die Morgenstunden von fünf bis neun wurden nun meinem damaligen literarischen Nahrungszweige, den Shakespeare-Übersetzungen, in der Folge auch eigenen Arbeiten gewidmet, dann ging's in's Kreisamt auf der Wieden, dessen Dienste ich späterhin zugewiesen worden. Zum Mittagessen nach Hause zurück, dann häufig ein zweites Mal in's Kreisamt. Die meisten Abende wurden abermals in der Spelunke mit Arbeiten

und Studien zugebracht. Ein paar mal in der Woche besuchte mich ein philologischer Freund, mit welchem ich abwechselnd mein Englisch recapitulirte und Plautus und Terenz las. Ein dramatischer Stoff: „Alkibiades“ erheischte auch andere dahin einschlagende Studien. Das Vorspiel in Athen ward fertig gebracht und mochte nicht eben als mißlungen gelten. Da sich aber mein Held in der Folge in Sparta, Theben, in Persien und Trazien, in der ganzen Welt umhertreibt, so gab ich es auf, den politischen Abenteuerer dramatisch zu verwerthen. Zu rechter Zeit sagte ich mir: Das ist über deine Kräfte! Selbst Lessing hatte sich auf die Scenirung eines „Alkibiades in Persien“ beschränkt. Ein zigeunernder dramatischer Held taugt nicht. Das Theater lag mir aber doch beständig im Kopf, nur daß ich das „majora cavamus“ bald aufgab, mir leichtere, meiner Art und Weise mehr gemäße Stoffe wählte. Nach zahllosen vergeblichen Versuchen hatte ich auch wirklich etwas zu Stande gebracht, das mir wie meinen Freunden annehmbar schien. — Vor mir liegt ein Manuscript: „Täuschungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. Für das k. k. Hofburgtheater. Schreyvogel.“ — Am Schlusse des Stückes steht die amtliche Zustimmung: „Die Aufführung wird om. del. gestattet. Von der k. k. Polizey-Hofstelle. Wien, den 14. August 1827. Zettler.“ —

Das Lustspiel war also bereits 1827 angenommen worden, kam aber erst, nachdem ich es inzwischen umgearbeitet, unter dem Doppeltitel: „Leichtsinm aus Liebe oder Täuschun-“

gen“, beinahe vier Jahre später, am 12. Januar 1831 (zufällig dem Vorabende meines Geburtstages) zur Aufführung.

Inzwischen hatte ich ein fünfactiges Lustspiel in Alexandrinern geschrieben: „Der Brautwerber“. Sowohl Schreyvogel wie auch Grillparzer und der Theaterhofrath von Mosel, durch die nicht übeln Verse bestochen, zogen es den „Täuschungen“ vor. Das Stück kam im September 1828 zur Darstellung und erhielt einen sogenannten Succès d'estime, was den Verfasser zur Verzweiflung brachte. Das Burgtheater ließ mich nun weitere drei Jahre schmachten. In dieser Intercalarzeit brachte ich wenigstens ein Duzend Stücke zu Stande, darunter den „Musikus von Augsburg“ und „Fortunat“, welche letzteren beiden in der Folge zur Aufführung gelangten.

Mein Troglobdytenfleiß in der Spekulante ließ mich meine Freunde und Freundinnen nicht vernachlässigen. Theater und Bälle unterbrachen meine Studien und das Schültschuhlaufen im Belvedere fristete den Kreisamtsdienst auf; auch wurde sonst mancher Abend im geselligen Kreise zugebracht. Wenn ich nun in dunkler Winternacht nach Hause schritt, an dem Ufer der „Wien“, wo jetzt der Volkskindergarten prangt, damals die Heubauern lagerten und schnarchten, trat ich wohl dem Einen oder dem Andern auf die Weine, daß er mir nachbrumme, aber ruhig weiter schlief. Einmal — es war lange nach Mitternacht und ich war eben an meinem Häuschen angelangt — da vernahm ich vom Kanal herauf ein Achzen und Stöhnen. Ich lief eilig hinunter. Der Kanal war zugefroren, aber die Eisbede durchbrochen und mitten zwischen den Eisschollen stak ein Kerl, der nicht vor-, nicht rückwärts konnte. Ich rief ihm zu, trat an's Wasser, wollte ihm die Hand reichen — da plumpste er der Länge nach hin. Was zu thun? Niemand in der Nähe und meine

Kraft reichte nicht aus, den berben Mann, der sich nicht rührte und regte, empor zu ziehen. Da kam der Schutzengel — in Gestalt eines Polizeimannes. Mit aller Mühe brachten wir den schwer Truntenen und völlig Bewußtlosen auf die Weine, schleppten ihn zur Polizeidirection auf der Landstraße.

Als ich mich Tags darauf nach dem Menschen erkundigte, vernahm ich zu meinem Erstaunen, daß er seinen Branntweinrausch noch immer nicht völlig ausgeschlafen.

Ein schlimmeres Abenteuer hatte ich im Bonnemond des Jahres 1827 zu bestehen. Als Conceptspraktikant der n. ö. Regierung sollte ich nachträglich und in kürzester Frist die politische Prüfung ablegen. So kam ich an einem wunderschönen und mond hellen Maiabend gegen neun Uhr nach Hause, in der Absicht, wenigstens die halbe Nacht auf Gesetzesstudien zu verwenden. Schon an der Hausthür eilten mir aber meine Hausfrau und ihre Tochter in höchster Bestürzung entgegen. Der Papa Kanalverwalter wurde seit Mittag vermißt. Die Frauen besorgten, der melancholische Alte habe sich ein Leides angethan, wie manche seiner Aeußerungen aus letzter Zeit eine derlei Absicht und Katastrophe beinahe vermuthen ließen.

Ich kannte den Mann, hielt ihn wohl eines solchen Einfalles oder Vorsatzes fähig, glaubte aber nicht daran, daß er ihn jemals ausführen würde. — „Beruhigt euch!“ rief ich den jammernden Weibern zu — ich suche den Vater, werde ihn auch finden und bringe ihn euch wieder nach Hause.“ —

So lief ich denn bald am rechten, bald am linken Ufer des Kanals hin und her, spähte nach allen Seiten nach dem Flüchtling aus. Da erblickt' ich ihn im Vollmond, etwa hundert Schritte vor mir, wie er tief sinnig auf und ab wandelte.

Ich rief ihm von weitem zu — er hielt inne und da er mich erkannte,

bog er flugs nach einem Seitenwege ein, beschleunigte seine Schritte. Mir war es natürlich ein Leichtes, den gebrechlichen Alten einzuholen. Ich faßte ihn bei der Hand, zog seinen Arm unter den meinen, wollte ihn ohne Umstände nach Hause bringen. Er weigerte sich aber standhaft. — „Lassen Sie mich!“ schnurrte er mich an. „Gehen Sie Ihres Weges!“ — „Nichts da!“ versetzte ich munter. „Sie werden meines Weges gehen, bester Herr! Frau und Tochter warten auf Sie mit dem Nachtmahl.“ —

„Sie sind mir lästig!“ polterte der vermuthliche Selbstmörder. „Ich will nicht nach Hause. Ich weiß, was ich zu thun habe. Lassen Sie meinen Arm los, oder“ — —

Ich zog den Arm zurück, um den hoch Aufgeregten nicht noch mehr zu reizen, schritt aber fortwährend dicht an seiner Seite hin. Da er kein Wort weiter sprach, schwieg ich gleichfalls. So verließen wir den Kanal, schritten über die Brücke, durchkreuzten die Ungargasse, gelangten auf die Hauptstraße. Ich ließ meinen Mann die Richtung wählen. Er wendete sich nach links, so kamen wir an Rasumoffsky vorüber, bis zur Kettenbrücke. Da unterbrach ich mein Schweigen. „Gleich elf Uhr!“ sagte ich. „Wollen Sie so spät einen Spaziergang in den Prater machen?“ — Er gab keine Antwort und so ging's fürbaß. — Mir ward unheimlich zu Muth und ich überlegte im Stillen, ob ich nicht den nächst besten Vorübergehenden ansprechen, mit dessen Beihilfe den kranken Alten nach Hause schleppen sollte. Doch galt es, jedes Aufsehen zu vermeiden. So versucht' ich es denn, während wir durch den einsamen Prater wanderten, dem Manne mit freundlichen Worten zuzusprechen. Ich schilberte ihm die Sorge und Angst seiner Angehörigen, das Herzeleid, das er ihnen bereite. Und was ihn denn eigentlich bedrücke? Er möge sich mit

eröffnen, es werde ja wohl zu helfen sein. —

„Sie meinen mir's gut“ — brach endlich der Mann sein Schweigen — „aber Sie wissen nicht, mir kann Niemand helfen“. — Darauf bat er mich wiederholt und dringend, ihn allein, ihn seinem Schicksale zu überlassen. — „Mich bekommen Sie nicht los!“ erwiderte ich ihm trocken — „ich will und werde Sie nach Hause bringen. Das ist vorderhand die Hauptsache. Alles Uebrige wird sich später finden.“ — Er widersprach mir wie früher, wollte mich fortschicken und da ich mich weigerte, ihn zu verlassen, geriethen wir in lebhafte Discussion, sagten uns aber beiläufig immer das Nämlische. —

In dieser Weise waren wir in die Jägerzeile und in die Stadt gelangt, dann über's Glacis abermals nach der Landstraße, an den Kanal und somit wieder in die Nähe unserer gemeinschaftlichen Behausung. Nun hab' ich dich, dacht ich und wollte die Richtung nach dem Häuschen einschlagen. Der alte Eigensinn riß mir aber brummen aus und lief abermals hauptstraßenwärts. Und somit auf's Neue durch den ganzen Prater, durch die Stadt, über's Glacis und so fort! Doch ging's in einem langsameren Tempo. Der Alte war schwach geworden, ließ sich gerne führen, hing sich fest an meinen Arm. Die Rainacht war kalt. Mich fror in meinem dünnen Sommerrock, der alte Mann aber brach vor Mattigkeit völlig zusammen. So brachte ich ihn, ohne weiteren Widerspruch von seiner Seite, in das Häuschen eines Kanalwächters, übergab den Leuten den bereits halb Bewußtlosen, lief nach Hause, um die Familie zu beruhigen. Frau und Tochter beeilten sich, den Alten aufzufuchen.

Es war drei Uhr Morgens und ich trug natürlich kein Verlangen, die vorgehabten Befehesstudien zu beginnen. Ermüdet und erkältet warf ich mich in's Bett und schlief bis in den hellen Sonnentag. -- Der Verwalter

lag ein paar Tage krank, erholte sich aber bald. Gewisse Kanalkrechnungen wollten nicht recht zusammenstimmen, wie ich später erfuhr. Das hatte den schwachen Kopf des sonst rechtlichen Alten in Verwirrung gebracht. Freunde fanden sich, welche die fehlende Summe vorkosten und die Behörde sah durch die Finger. Der Mann lebte noch mehrere Jahre. Von unserer nächsten Expedition war aber zwischen uns niemals die Rede. Wir speisten zusammen wie bisher und der Alte machte seine gewohnten Späße, denn er war nicht ohne einen gewissen trockenen Humor. —

Von der Spelunke aus hatte ich einen einzigen Gebirgsausflug gemacht, von welchem ich im glühend heißen August zurückkehrte. Die versäumte Arbeit mußte rasch wieder in Angriff genommen werden. Ich plagte mich damals mit der Uebersetzung von Shakespeare's „*Tarquin und Lucretia*“.

Nun hatte ich aber auf der Reise in Rärnten einen Gletscher bestiegen. Die Schneewanderung im Sonnenbrand ist den Augen nicht besonders günstig und ich hatte versäumt, sie durch einen schwarzen Flor zu schützen; auch hatte ich mich im Geröll hart am Fuße gestoßen und einen blutigen Riß davongetragen, den ich weiter nicht beachtete. In Wien sollte ich aber die Folgen meiner doppelten Unachtsamkeit gar schwer empfinden. Eine heftige Augenentzündung stellte sich nachträglich ein und die Fufmwunde war aufgebrochen. So lag ich denn in der Bluthitze auf dem Kanapee, konnte nicht gehen, nicht lesen und schreiben, durfte nicht einmal rauchen, der kranken Augen wegen. Schwind, Schubert und andere Freunde kamen mich besuchen; diesem und jenem dicitte ich zur Noth einige Stanzas der Uebersetzung — allein beinahe vierzehn Tage gingen für die eigentliche Arbeit verloren. Ich war außer mir und erleichterte meinen Unmuth durch herzbafte Fprüche, nach dem Vor-

gange meines Freundes Friedrich Galmber es in der Art hatte, sich in dieser Weise zu beschwichtigen. —

Die sorgfame Pflege meiner Hausgenoffinnen und freundlicher Zuspruch auch von anderer weiblicher Seite trugen das Ihrige bei, mich wieder aufzurichten und mich mit meiner bedrängten Lage zu versöhnen. —

War der nächste Winter unter eifriger Arbeit und nöthiger Zerstreung erträglich verstrichen, so gestaltete sich meine Behausung und deren Umgebung im Frühling und Sommer besonders anmuthig, in Mondnächten reizend. Des Abends wurde ich häufig von den Freunden Schwind, Schubert, Franz Lachner abgeholt. Unter Kunstgesprächen ging die Wanderung nach dem Prater oder in's Neulinger Bräuhauß. Auch an Familien fehlte es nicht, an angenehmen Männer- wie Frauen- und Mädchentreifen, wo wir uns zusammenfanden. Schubert brachte alte und neue Compositionen mit, gab seine Quattro mani mit Lachner zum Besten.

Wenn dieser fehlte, war ich zur Noth bei der Hand, da ich, ohne für einen eleganten Klavierpieler gelten zu dürfen, doch ziemlich fertig vom Blatte las.

Nach der Ouverture folgten die Gesänge.

Die „*Müllerlieder*“, die „*Winterreise*“ und Anderes, von dem trefflichen Vogel echt dramatisch vorgetragen, von dem Compositeur begleitet, wird man in ähnlicher Weise kaum wieder erklingen hören. Allein uns verstummt die holden Lieder nur zu bald!

Im November 1828 hatten wir den Verlust unseres Schubert zu beklagen. Schwind ging bald darauf nach München, auch Lachner hatte Wien verlassen. So war ich in meiner Spelunke nun freudlos, völlig einsam. So verstrichen die Jahre bis zum Mai 1831, wo ich die Klausen verließ und in die Stadt zog, mich in dem

unlängst niedergerissenen „Margarethenhof“ einquartierte.

Inzwischen war ich durch die Auf-
führung der „Täuschungen“, denen
bald das „Liebesprotokoll“ folgte, mit
dem Theater in nähere Verbindung
gekommen und so auch mit den Schau-
spielern wie Schauspielern und
Habitués. Der junge Poet erhielt
Einladungen in die verschiedensten Ge-
sellschaftskreise; auch Künstler und
Literaten, mit Grillparzer an der
Spitze, fanden sich mit mir im „Stern“
zusammen. Mit Anton Auerberg
und Lenau kam ich bald in das freund-
schaftlichste Verhältnis. Die Tage der
Geselligkeit begannen, die Zeit des
stillen Fleißes war vorüber. Doch
ließ ich mich nicht zu weit hinreißen,
zog mich zeitweise zurück, der Arbeit

wie des Studiums nicht vergessend.
Allein das Wogen und Drängen der
Jugend verlor sich nach und nach,
ihre Freuden wie ihre Leiden — das
Gähnen des Werdens, dessen Lust
wie Schmerz sich mit nichts verglei-
chen läßt.

Der Gewordene hat freilich wie-
der andere Bebrängnis und spält sich
auf's Neue — nur daß die Häutung
immer seltener, die Haut immer dick-
ter wird, bis sich keine frischen Ringe
mehr ansetzen. In der Spelunke war
meine eigentliche Jugend. Wer ruft
sie zurück? —

Sagst du zum schönen Augenblick: „Verweile!“
O wie verkennst du seine holde Sendung!
Er ist in seiner ruhelosen Wendung
Ein stetes Abbild von des Lebens Eile.

Ward untreu Dir Dein erstes Lieb' . . .

Ward untreu Dir Dein erstes Lieb',
Laß' fahren, Knab', laß' fahren!
Was schadet ein beschnitt'ner Frieß
Dem Baum in jungen Jahren?

Wisch' ab die Thränen, Milchgeflücht,
Die Deine Wange neigten!
Die erste Liebe tödtet nicht —
Man stirbt nur an der letzten.

Robert Hamerling.

Früh vor Tags.

Vaterländische Nachrichten aus der guten alten Zeit von Ernst Reiter.

Wer an einem sonnengoldenen Herbsttage mit den Flügeln des Dampfrosses das pittoreske Raabthal bis zur Eisenbahnstation Felzbach durchweilt und in den unweit davon gelegenen gartengleichen Gefilden des seiner oftbewährten Heilquellen wegen weitgerühmten Badeortes Gleichenberg sich erquickt und erfrischt an all' dem köstlichen Zauber der dort so vollbegnadeten Landschaft, an dem überreichen Comfort sich gelabt hat, und da nichts vermisst, was dem Epikuräer in Großstädten geboten wird, der ahnt wohl kaum, welch' grauenregende Zeiten über dies reizvolle Stück Erde vor zwei Jahrhunderten hinweggezogen sind.

Nur schwer vermag er sich das farbenprächtige Bild verbüßert zu denken von den dunklen, zum Himmel aufstrebenden Rauchwolken der flammenden Scheiterhaufen, von den herzzerreißenden Hilferufen und dem jammernden Stöhnen der unter den Qualen der Folter Leidenden und seine Seele schaudert unwillkürlich bei dem Gedanken, daß dort oben auf waldbekränzter, luftiger Bergeshöhe, in jenem stolzen Schlosse der Trautmannsdorfe der „Freymann“ einst im grellrothen Kleide vollauf reiche Arbeit gefunden hatte.

Und doch erzählt uns eine Reihe vergilteter Acten, in welch' grausamer, entmenschter Weise Damm- und Landgericht der Herrschaft Trautmannsdorf und jenes zu Gleichenberg über mehr als 34 Unglückliche „zu recht erkennt“ haben, die alle „mit dem Schwerdt vom Leben zum Todt hingerichtet“, deren „Cörper aber sampt dem haupt zu staub und aschen vertilgt“ wurden.

Feuer und Schwert galten in diesem blutigen Jahrhundert als die alleinigen Mittel, das Zauber- und Hexenwesen auszurotten; mit dem Lichte der Aufklärung diese geistige Finsterniß zu erhellen, die erregten Leidenschaften durch das milde, begütigende Wort der Belehrung zu beruhigen, daran dachten oder wollten weder Regierung noch die wohl selbst zumeist tief von der Nacht des Aberglaubens beherrschten Richter denken.

„Die Sittenlosigkeit der Pfaffen, Soldaten und Cavaliere“, schreibt ein späterer Autor, „war groß; — letztere wußten freilich ihre Schritte und Tritte mit dem Schleier des tiefsten Geheimnisses zu verhüllen und verstanden es nur zu gut, sich, schlau und mächtig wie sie waren, aus der Schlinge zu ziehen, um nicht den Hexenrichtern zu verfallen.“ —

Es lag ein contagiöses Obium in der Luft des siebzehnten Jahrhunderts: das Element des Teufels- und Hexenglaubens hatte sich ausgebreitet im Norden bis Schweden und herab über das sübliche Deutschland und die österreichischen Provinzen; aber in keiner derselben wüthete die furchtbare Pest in so hohem Grade als im süb-östlichen Theile der Steiermark.

Mit Recht „verfluchte“ Bücher hatten diese moralische Cholera über die in Aberglauben besangenen Geister heraufbeschworen und es wurde „von Höllebränden ein Hexensystem zusammengestimmert, dessen Grundfeste das Schaffot, dessen Siebel der Scheiterhaufen war“, wie es ganz bezeichnend in einer späteren Schrift heißt. Und nie würde diese verheerende Epidemie haben solche Ausdehnung er-

reichen können, wenn nicht der reizbare Zustand der Weiber, Magnetismus und eine Art Sonnambulismus, der auf ihre Nerven so übermächtig wirkte, von Wüßlingen mißbraucht worden und der Gebante leitend gewesen wäre, daß eine Annäherung an den Teufel selbst durch das Abhalten von wahrhaft strafwürdigen Orgien wilder Lust in das Bereich der Möglichkeit gehöre. —

Raum dürfte die geistige Nacht, welche über den Seelen und Gemüthern der damaligen Zeit und speciell in diesem Falle über denen der oben erwähnten Gegend des Raabthales der Steiermark, gelegen, schärfer und bestimmter bezeichnet werden können, als dies durch die Aussage der Eva List oder „Listin“, wie selbe in den Acten zu Trautmannsdorf genannt wird, gesehen kann.

„Am 28. Und 30. Juny wie auch den 1. Und 2. July ist bey der hochgrfl. herrschafft Und Landtgerichts hochheit Trautmannstorff. ein Weibs Malefiz Persohn nambens Eva Listin in puncto Magiae zum gebrauchigen examen Vorgefelt worden“, welche in Gegenwart des Landgerichts-Vermalters und der beideten „Rechtsverwandten guetd Und peinlich ausgesagt wie volgt“.

Die 30jährige Eva List „bekhennt Und sagt auß Vor 8 tagen seye es 3 Jahr gewest, wäte Zhr mann erst nach mitbernacht voll haimbthumben, habe sye verwünscht, gescholten, Und schlag wollen, Und auß dem böth außgejagt, worüber sye auf dem Thenn in Borm ligen gangen, daselbst der Wese, als sye gleich einschlaffen wollen, zu Zhr thumben habe im röden geschnofflet, gesagt, sye soll Zhm mit Leib Und seell dienen, er woll mit Zhr woll schener, als Zhr mann haussen, aber nit gesagt, wer er seye und habe Zhme wie einen menschen begrüßen.“ Weiters erzählt die genannte „Listin“ ziemlich ausführlich und lebendig, was sich in jener Nacht

zwischen ihr und dem „Wesen“ noch zugetragen und fährt dann also fort: „Der Wese habe abermalen begehrt, sye solle Zhme mit Leib Und Seell dienen Und die S. Dreyfaltigkeit verlaugnen, dargegen wolle er Zhrer alls genueg geben, darauf sye Zhr gedacht, es Rhünne doch nimmer anderst sein, habe von der S. Dreyfaltigkeit abzustehen, Und Zhme mit Leib und Seell zu dienen versprochen.“

„Wie es gegen Tag gangen“, erzählt das Protokoll fortsetzend, „habe sye der Wese in einen nepl auf dem Strabner Rhogl hingeführt, droben es gleich anfangen liecht zu werden, Und habe mehr als 10 persohnen besamben angetroffen, thailß wären gehupft, gesprungen, Und Tanzt, theiß heten auf einen steinen tisch brodt geffen, sye habe sich nit genueg verwundern Rhönen, habe aber damall niemant als den schwanz hieß Und den Rhropff, wellche schon hingericht worden, Und des schwanz Weib, wellche noch in Leben darbei erkhennt, sye habe sich daselbst etwan eine halbe stundt aufgehalten, sodann weren die andern in Galleken wehghfahren, wike nit wohin, sye seye wider in nepl haimb, Und vor Zhrer Labenthür niderpatscht, seye noch ehe, als die Leuth außgewest, haimb Rhumben.“

Und weiters erfahren wir, daß der „Wese“ 14 Tag hernach, als sie jußt auf dem Alder Hirse schnitt, abermals gegen 10 Uhr Mittags „wie ein mensch in einen braunen burgerlichen Rhlaidt“ zu ihr gekommen ist und sie ihn „Herr Lienhardt“ geheissen habe, wie man den Teufel damals geheissen und angesprochen hat. Er lud sie wieder ein, mit ihm nach dem Strabner Rogel zu gehen und wieder fuhren sie Weide, in dichten Nebel gehüllt, dahin, wo sich bereits „ein ganze Compagnie Und 2 tisch leuth“ eingefunden hatten. Mehr als 15 Personen hätten an dem Tische neben ihr Platz genommen und eine Alte, die der Eva ganz fremd war, koste.

Sie hatten „Vögl, fisch, Hierner Vnd allerley speißen“ und den Wein „heten sye auß einen großen stoß, wie ein Vaß hinten Vnd Vorn, in schene weiße große Khrig heraus gelassen“.

Sie tranken aus gelben Bechern, „lauter schen sachen“ und nach „dem essen heten die andern mechtig tanzt“, denn es waren auch „2 spilleith“ anwesend. Sie erkannte mehrere der Theilnehmer dieses Lustgelages und nannte deren Namen dem Gerichte. Eine Stunde ungefähr brachte sie auf dem Rogel bei der lustigen Gesellschaft zu, „sobann seye sye wider in einen nepl haimb Vnd in garten abgeseßen“. — Die Eva „Listin“ behauptete weiters steif und fest, daß sie nie „Rhein schauer machen oder führen helfen, sondern wäre allezeit nur groß waßer Vnd guff gewest, — wiße auch nicht wer diese gemacht“. Sie bekennt auch, daß der „bese alles in allem 3mal mit ihr gebuhlt, das erste mal zu hauß, hernach auf dem Ader Vnd einmall in holz“. Sie habe, ihre begangenen Missethaten zu sühnen, öfters zur Beichte gehen wollen, aber „der bese habe Jhrs nicht zugelassen, sondern so oft sye es thuen wollen, sey sye erkrankt“. Und die „herren Beyfüßer“ erkannten einstimmig, daß die Eva Listin „dem Freymann in seiner handt Vnd handt soll übergeben werden Vnd auf der gerichtstadt mit dem schwert Von leben zum todt“ hingerichtet und „der Körper aber sambt dem haupt zu staub Und aschen Vertilgt werde“. — Peter Fossolt zu Merkenndorf sagt aus, daß er und sein Weib „an einen Sambstag Vmb feyerabentzeitß im Holz Schwamb Suchen gangen, daselbst seye Ein Schwarzer hundt zu ihnen kummen, welcher sodann sich in einen Schenen burgerlichen Menschen, der ein braunes Klaidt angehabt, Verkherdt, Vnd in röden Geschnofflet hat“. Sie sollten ihm dienen, sagte der Böse, ihm ihre Seelen verheißten, die „h. Dreyfaltigkheit“ verleugnen, was sie auch beide versprochen

und gethan, worauf er den Eheleuten „in fern 2 fl. Schenes gelt geben“, das Fossolt „in sein Sößl geschoben, zu hauß in die Truehen gelegt, so aber später dann Verschwunden seye“.

Mit einer blaugrünen Salbe, die ihnen der Böse gegeben, hatten sich Peter Fossolt und sein Weib „Vnder der Jagnen (Achsel) geschmiert“, darauf sie in Habichtsgestalt nach dem Stradner Rogel aufgefliegen seien, so leicht und so schnell wie Vögel.

Nicht uninteressant ist, was Fossolt über das „Schauermachen“ aussagt. „Ferten“, heißt es da im Protokolle, „vor dem Thraidschmidt hetden sye von dem Gleichenberger thogl, einen Ruß großen Schauer ghehrt, den Er Vnd sein weib auf anlehren des besen zu hauß in einen haffen gesotden, hetden wasser khleine Stainbl, die herensalbe, eines des hochwirdigen (welches Fossolt ferten nach oßtern zu Trautmanstorff aus dem Maul in Ein habern gerespt) darzur genommen, Vnd das haffen fleißig zuebücht, damit es nit yberganngen, Sonst wehre Schauer in hauß worden, den Khoeten Schauer habe Er vnter das Tach gesetzt so 2 maßl gewesen, habe sodan selben zu obbesagter zeitß, wie Er auf den Gleichenberger thogl geflogen, in einem Säckl mitgenumben damit von Ernante thogl gegen Hoffstatden geflogen, bei Trautmanstorff gegen den Lechenwiesen ausgefäth, hernach seye er wider in ihren Smain abgeseßen. — In fliegen“, heißt es da weiter, „seye es Lustig gewest, wehren ober dem gewillß denen Wolkhen nachgeflogen Vnd khinten durch die Wolkhen nicht herabsehen“ . . .

Auch der Fossolt und sein Weib folgten am 20. May ao. 1689 der reichen Schaar ihrer Vorgänger und fielen dem Schwerte und Feuer des Freimannes zum Opfer. —

Wenn wir aus diesen grauenvollen Tagen die Gerichtskosten-Rechnungen, welche uns erhalten sind, durchsehen,

so drängt sich Einem unwillkürlich, trotz des schrecklichen Ernstes der Sache, scherzhaft der Gedanke auf, daß es eben „die Menge machen mußte“, wie heute unsere Bagareigentümer zu sagen belieben, wenn der Verkaufspreis einer Waare dem Käufer auffallend gering erscheint. „Vor das Hinrichten mit dem Schwert“, heißt es da, fielen dem Freimann — 15 Kreuzer zu, während die „verbilligung mit dem syr“ schon mit 45 Kreuzern dem Scharfrichter honorirt wurde. Des „freymannß grißts Malzeith“, die er rechtlich nach der Execution eines jeden Mißethäters fordern durfte, war ihm mit 48 Kreuzern in die Rechnung eingestelt und den Herren „freymannß knechten“ war das „ordinare Drinckgelth“ sogar, wie man sieht, sehr freigebig, mit 1 Gulden 30 Kreuzer bemessen. Eine Tortur kostete nicht mehr als 30 Kreuzer; man konnte also fürwahr ohne große Kosten der Landgerichtsordnung, welche in nahezu 100 Artikeln die Grade der Folter festsetzte, auf das Gewissenhafteste gerecht werden und Paragraph für Paragraph bei allen peinlichen Fragen fortschreiten. „Der Daumenstod, die Schraubstiesel, die Veinschraube, die Armspannung, das Aufziehen auf die Leiter, das Brennen mit Kerzen an den Brustwarzen, das Necken und Aufziehen in die Luft sind eben so viele Denkmale der unverzeihlichsten Barbarei und Unmenschlichkeit, welche in den dritthalb Jahrhunderten, welche zwischen der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. und Maria Theresia's liegen und welche durch die Gesetze vorgeschrieben und durch die Gerichtsbehörden unnachsichtlich ausgeübt wurden“, heißt es in einer alten Schrift späterer Tage. Möge wenigstens ein Paragraph dieser schmachvollen und seine Zeit brandmarkenden Gesetzesartikel hier zur Beleuchtung der Geistesrichtung Platz finden, welche in diesen Jahrhunderten Regierung und

Regenten leitete. Da heißt es denn unter § 9 der am 30. Dezember 1556 ausgegebenen Landgerichtsordnung wörtlich: „Zum Fall aber die Person schwach, so ist das Aufziehen nicht gleich Anfangs vorzunehmen, sondern nach Gelegenheit der Sachen, Erstlich, durch die Bedrohung des Scharfrichters; (sollte wohl heißen durch den Scharfrichter); Anderstens, die Vorstell- und Vorweisung seiner Werkzeuge; Drittens, die Anschraubung des Daumenstods; Viertens, die spanischen Stiefel zu versuchen. Der Unterschied zwischen Schwachen und Starcken braucht keines Commentars, wohl aber der des Hartnäckigen, indem nicht nur die wirklich des Geständnisses hartnäckig sich Weigernden, sondern von vorne herein alle Juden und Zigeuner darunter verstanden sind.“ Und im § 5 des 39. Artikels kommen die Juden und Zigeuner abermals nicht sonderlich gut weg. „Und solche Leute“, heißt es darin, „welche die Pein der Tortur so gar nicht hoch achten oder empfinden, als wie die Juden und Zigeuner und andre leichtfertige Leute, können wol zwei oder dreimal torquirt werden.“ —

Geradezu empörend ist der Eindruck, den wir bei Durchlesung der Prozeßakten über Georg Höllespacher, Bäckermeister der Herrschaft Riegersburg bei Felzbach, erhalten. Auch er war der Zauberei verdächtigt und angeklagt, eingezogen und gütlich und peinlich verhört worden. Seine Zauberei, auf grenzenloser Dummheit und finsterstem Aberglauben basirend, ist äußerst harmloser Natur. So besorgte er verschiedene Rathschläge fahrender Schüller, Soldaten und alter Weiber um beispieelsweise sein Geschäft zu heben, den Abgang seiner Bäckerwaare, namentlich bei Kirchweihfesten, zu fördern. So schöpft er von Sonnenaufgang rinnendes Wasser in einen Holztrug, barein er dann den

Brotteig knetete, damit er „das brotpach desto ehenter verkhauften möge“.

So warf er wiederholt „frue vor aufgang der Sohnen, den Staub vnd Dreheln aus denen fenstern, so dann selbige bey dem Hauß herumb vnd vor der Dier herumbgeströeth, damit sein wirtschafft alleinig wohl fortgegangen vnd des negsten Wirts vnd Böden seine hinterstellig werde“.

Und derlei unschuldige Hausmittelchen mochte unser Meister verschiedene im Laufe der Zeiten vernommen haben. So bekennet er weiters, daß er in der „D. drey Rhönig nacht, so man die reiche nacht pflegt Zunennen, Preßl vnd andere Bergebliebene speissen. Zusamben in ein neuen Topf gethann, vnd selbe des anderen tagß frue vor aufgang der sohnen, auf der weith, auf ein Thorseillen gesezet, dem windt damit Zufuebern, daß selbiger Gründt vnd sachen Rheinen schaden Zuefuegen mögen“.

Um seinen Weinvorräthen am Kirchweihstage schleunigen Abgang zu verschaffen, dem Geschäfte des Nachbarnwirthes aber hinderlich zu sein, wußte er sich heimlich in den Keller deselben zu schleichen, dort einen mitgebrachten neuen Krug mit Wein zu füllen und diesen ebenso heimlich „vnder den Jandter zu setzen, damit des andern wein verschlagen bliebe“.

Auch unser Bädermeister ward durch den Freimann in die Tortur genommen, „da Er zu bekennung der wahrheit was Er vor Sprüch vnd Beschwörungen darzu gerebt, in der guette nit zu bringen war“. Er rief in seiner Noth, unter der qualvollen Pein der Folter, bald die Engel des Himmels, bald den Teufel um Erbarmen, um Gnade an; bald schrie er in markerschütternder Weise, „ain Himmlische Stimb solle von Himel thomben Statt seiner die warheit bekennen“. Er betete und fluchte, sprach „die Seeligste Mueter Gottes Maria

vmb beystand“ an, er wüßte nicht so mehr auszusagen, hätte nichts mehr zu gestehen; aber kein menschlich Nühren scheint die Richter und Beisitzer zu Nachsicht bewogen zu haben. In trockenem, kaltem Worten nur lesen wir im Protokolle: „Umbweillen Er so halsstörig in negatiuis Verbarret, ist Er nach dem pandt von dem freymann aufgezoogen worden.“

Eine Viertelstunde war er „aufgezogen“ gehangen, dann „wurde Er, weillen derselbe sich ganz Bekt herdt vnd bleich worden, wider herunter gelassen, wolte aber nichts anders, alsß was Er oben in tortura aufgesagt, bekennen“. „Und weillen Er“, heißt es da ferner, „von der Tortur sehr schwach war, hat man weiters mit derselben nit Verfahren Rhönen“.

Auch Hollerspacher wurde nach der stereotypen Spruchformel „von den Herren Beyßüzern einhellig“ zum Schwerte, vom Leben zum Tode, verurtheilt und dieses Urtheil auch kurz nachher in der gewöhnlichen Weise vollzogen.

Die voluminösen Aktenbündel über das „Hexenwesen“ jener Tage sind reich an „Zaubereien“ ähnlicher, gleich harmloser Art. Erst im letzten Jahre des siebzehnten Säculums ließ die fürchtbare Spürwuth nach Hexen und Zaubereern nach und man hörte nichts mehr von Hinrichtungen durch Schwert oder Feuer. Gemach nur erschien am äußersten Horizonte der geistigen Welt ein sanfter, schwacher Schimmer Licht, der, immer heller und heller heraufziehend, bald die tiefdunkle Nacht des Aberglaubens vollends zu vernichten drohte und das fürchtbare Uebel wohl für immer auch vertilgte. Und wenige Decennien später wurden dem Erdbreis, zum Mindesten doch der deutschen Menschheit, Geister geboren, deren hohes Licht alle kommenden Generationen vor einer Wiederkehr jenes schrecklichen Wahnes sicherlich bewahren wird.

Pieder

von **Albert Moeser.**

Sommermorgen.

O gold'ne Morgenfrühe
In lichter Sommerszeit!
Der Schein verräth, der glühe:
Die Sonne ist nicht weit;
Der Hink ist schon am ersten wach
Und weckt mit seinem munt'ren Schlag
Die andern Vögel alle.

Der Wind streift leise, lose
Der Birke grünes Haar,
Es flattert um die Rose
Ein buntes Falterpaar;
Im Thauschmuck steht das Lilienbeet,
Und schweigend durch die Kunde geht
Die kühle Morgenstunde.

Noch ruh'n im Schlafgemache
Die Menschenkinder all',
Nur dort dem Haus am Bache
Entsteigt des Rauches Schwall;
D'raus tritt die Hirtin, schön und jung,
Holt Wasser sich zum Morgentrunk
Und singt ein Lied von Liebe.

Polkslied.

Wir hausen im Thurmverließe
Des Dorfkirchleins seit manchem Tag,
Wir kreisen ob Wald und Wiese
Und haben gut Gemach;
Die Kirchenglocken hallen
Uns nah' in reiner Morgenluft
Der Orgel Klänge schallen
Und fromme Lieder wallen
Empor mit würz'gem Weihrauchdust.

Wir seh'n der Kirchenpforte
Manch' Paar sich nah'n im Festgewand,
Sie fügen am heiligen Orte
Zum Bündniß Hand in Hand;
Sie leben des Lebens Jahre
Selbender in Lust und Lieb' und Leid,
Dann nah'n sie auf schwarzer Bahre
Mit Todtenkränzen im Haare
Und schlafen für Zeit und Ewigkeit.

Wir aber — frei erhoben
Ob Menschenlust und Menschenleid —
Schau'n stolz vom Horst hoch oben
Der Erde Herrlichkeit;
Die goldenen Wolken fliegen,
Es schwebt die Welt in Sommerluft,
Die Saaten im Winde sich wiegen,
Und Städt' und Dörfer schmiegen
Sich lieblich an der Erde Brust.

Und wenn im Dorf tief unten
Kein einz'ges Aug' mehr sorgend wacht,
Wie strahlt ob uns mit bunten
Sternaugen dann die Nacht!
Des Thurmes Kreuz — umflogen
Von Goldgewölk — zeigt licht'ren Schein,
Des Mondlichts fluthende Bogen
Umzittern die Fensterbogen
Und tief manch' ragenden Leichenstein.

Doch wenn im Herbst auf Gräften
Die Bier der Blumen wellend schwaund,
Dann mit Novemberlüften
Zieh'n wir in mild'res Land;
Und wo dort werden im Thurne *120 Jahre*
Mit Stolz wir hatten froh und frei, *ft*
Und *+* mit dem Todtenmurme *Todt*
Im Bund *+* tönt dann im Sturme
Gespenstisch-höhl der Gule Schrei.

Die Hintersten im Gebirge.

Von P. A. Hofegger.

Heute ist es leicht, die Gegend zu beschreiben und die Leute derselben zu schildern, wie sie sich geben. Wie sie sich dem Touristen geben, nicht aber wie sie sind. Ja, wenn der Zeichner mit dem Bewohner so leicht fertig würde, als wie mit dem Land!

Am Fuße gewaltiger Felswände blaut der Tann, grünt in stillen Niederungen das Wiesenthal. Im Moorland oder auf sandigen Matten steht der einsame Weiler. In den dämmernden Felschluchten brauen des Morgens und in wilden Wetterstunden die Nebel, braußt der giftende Hochbach. An den Mulden, in den Schuttweiesen schlummern Lawinen, die bei dem nächsten Donnerbeben niederfahren werden, eine kleine Welt von Leben unter sich begrabend. Hoch oben hinter den thurm- und krouenartigen Ranten ist der Schnee und das Eis, die ewige Starniß der Gletscher, in Tirol heißen die Ferner, in Kärnten und Salzburg das Rees, in Steiermark der todte Schnee.

Zimmer und überall auf der Welt muß der Mensch mit der Natur ringen um sein bißchen Dasein. Sie hat es ihm gegeben, sie will es ihm fort und fort wieder nehmen — es gehö't viel Kraft und Gewandtheit dazu, siebzig Jahre alt zu werden. Aber noch am ernstesten und gewaltigsten ist der Kampf des Menschen gegen die äußere Natur auf dem Meere, auf der Steppe und im Hochgebirge.

Die grauen Bretterdächer des Alpenortes sind von keiner Laubkrone beschattet und geschützt gegen Stürme. Glücklich der Weiler, welcher zum Schirme eine günstig gelegene Fels-

wand hat. Von den Obstbäumen ist nur der wilde Kirschbaum und der Schlehdorn emporgestiegen zum Hochthale, und noch mancher wohlmeinende Strauch, der alljährlich prächtig blüht, aber von Frost und Schnee überrastet wird, bevor er reifen kann. Das Geschlecht der Nadelhölzer behauptet seine Herrschaft so hoch hinauf, als überhaupt die schneideuden Winde größere Pflanzen noch unerstickt und ungemäht lassen. Wie auch die verschiedenen Menschenstämme, die zähen Celten und die sieghaften Römer darunter, in's Hochgebirge gekommen und wieder hinabgedrückt worden sein mögen in die weicheren Niederungen — das Geschlecht der Steine und Pflanzen ist geblieben, wie es Gott hat gegründet und gezogen — es ist in solcher Wildniß — sich gegenseitig bedingend — das ewig Besänbige. Aus dem Pflanzenreich die nimmermüde Touristin, die Legföhre kriecht noch am höchsten, als wollte sie die Eis- und Felsenvesten oben gerne erobern und sich einnisten in die Gründe der Moränen, in die Spalten des versteinerten Wassers. Aber endlich klebt kein Stäubchen Erde mehr an den fahlen Hängen und die Stürme schleudern ihre Wurffpieße der Klimmenden entgegen, bis sie erstirbt und erstarrt und ihr bleiches Gerippe hinstrickt über die öden Höhen.

Und dennoch — die Gemse und der Lämmergeier, der Falke und das Murmelthier sind hier daheim, der Natur trogend und — dem Menschen unterliegend. Freilich zählt die Bevölkerung Tribut. Alljährlich ein paar abgestürzte Kletterer, ein paar erschossene Schützen. Der Unglückssta-

feln gibt es unzählige im Gebirge, in ihren naiven Darstellungen und Inschriften die seltsamste Silbergalerie, das wunderbarlichste Archiv der Welt.

Auch in den Hochthälern sprechen die Menschen von Fruchtbarkeit des Bodens. Wenn vier Monate lang kein Schnee auf den flachen, feinbeschwereten Dächern des Weilers liegt, so sagen sie, es sei ein langer Sommer. Wenn das Gras gebeißt an den Matten und der Hafer nicht misrath an den Leiten (Lehnen), so nennen sie das ein fruchtbares Jahr.

Viehzucht und Holzwirtschaft sind die Erwerbsquellen des Alpenthales, Schnaps und Tabak ist der Luxus des Lebens — Wilberei die Lust und Sünde der Aelpler.

Und so haben wir vom Land zu den Leuten einen Sprung gemacht — einen kühnen Sprung, der schon manchem Schilderer gefährlich worden ist.

Der Fremde ist geneigt, nach den wenigen Gestalten, mit denen er in oberflächliche Verührung gekommen ist, die ganze Bevölkerung zu messen, zu beurtheilen. Daher der unendliche Wust von Unrichtigkeiten in unserer ethnographischen Literatur. Sobald man nur den kurzen Raum in einer auf Vielseitigkeit reflectirenden Zeitschrift für derlei zur Verfügung hat, kann man wohl nur die Hauptmerkmale von den betreffenden Land und Leuten in Betracht ziehen. Diese Merkmale jedoch müssen richtig aufgefaßt und objectiv dargestellt werden.

Unsere hastige Zeit stolpert und stolpert über Alles. So hat sich in den letzten zwanzig Jahren auch das Leben der Aelpler stark gewendet, trotz der Urbeständigkeit, welche sonst die Grundfeste des Volkes bildet. Wie die Burgmauern und Stadtwälle fielen, so wird heute auch das Hochgebirge durchbrochen und die alte und die neue Zeit streiten um die Aelpler. Es geht so rasch, daß man fast befürchtet, es

wäre etwas Anderes denn eine naturgemäße Entwicklung.

Wie war es noch vor wenigen Jahren?

In's Wirthshaus — so heißt eine der geräumigeren Hütten im Weiler — ist die Sage vom Kaffee gedrun-gen. Die Wegmacherin hat graue Bohnen mit von draußen hereingebracht, nur wußte die Wirthin nicht recht, müssen dieselben gesotten werden oder gebraten. Heute trinkt man in der entlegensten Waldhütte besseren Kaffee, als in den prunthafsten Kaffee-sälen der Großstadt.

Woher das Wildpret kommt, das im Hause verzehrt wird, fragt der Jäger. Ja, Freund, das ist eben eines der zahlreichen Wunder Gottes; denn das Wilbern ist, wie du weißt, verboten und du verkaufft ihnen, wie du ebenfalls weißt, kein einzig Stück deiner allfälligen Beute. — Hier ist ein Gewehr versteckt! ruft der Jäger, wozu brauchen die Leute Schießgewehre in ihren Häusern? — Gemach, gemacht, Mann Gottes, in der Gebirgs-einsamkeit kann es böse Gesellen geben. Womit sollte sich ein Haus schützen? — Sonst hat der Jäger den Verbächtigen sofort festgenommen, heute muß er abziehen und warten, bis er Einen bei der That erwischt.

Steirischtanzen, Singen, Kugelscheiben, Scheibenschießen, dramatische Gesellschaftsspiele waren die Ergö-kungen im Weiler; und selbst vor diesen warnte der Pfarrer Vormittags auf der Kanzel, um Nachmittags umso fröhlicher mitzutun. Was wird heute nicht Alles gethan? Und Manches, was der Pfarrer sonst als Weltlust verboten hatte, möchte er heute erwecken und fördern — daß der ursprüngliche Nationalcharakter nicht ganz zu Grunde gehe.

An den Werktagen war das Thal sozusagen voll Negeren; die rußgeschwärzten Kohlenbrenner und Kohlenführer mehrfarbig nur mit ihren hellrothen Lippen und dem Weißen im Auge —

fi machen in manchen Gegenden den größten Theil der Bevölkerung aus.

Diese schwarzen „Führer“ haben endlich die Wälder hinausgeführt zu den hundert Effen. Die Engthäler haben sich gelichtet, aber in des Wortes übler Bedeutung. Und wenn heute der Holzschläger einen Baum fällt, so ist er selbst gewöhnlich älter, als der fallende Stamm.

Waren zumeist sehr seltsame Menschen, die da oben wohnten an den Lehnen und auf den Höhen.

Nur eine Skizze hier von ihrem geistigen Leben, über das man Bücher und Bücher schreiben könnte.

Die Armuth und Plage ihres Seins, in der sie uns Anderen so bewaunerswerth erscheinen, sieht sie wenig an. Ihre Sorge und ihr bitterer Kummer gehen — ein düstres Ehepaar — andere Wege. Da gibt es z. B. Menschen im Hochgebirge, deren Leben vergällt ist durch die Furcht vor dem „jüngsten Tage“. Es ziehen Leute, Stromer, Bettler und sonst dunkle Gesellen in der Gegend herum, die dieses „jüngste Gericht“ fast alle fünf Jahre einmal auf einen bestimmten Tag voraussagen. Daß die Prophezeiung nicht eintrifft, ist dann stets dem vielen Gebete zu verdanken, das um Verlängerung der Frist verrichtet worden.

Kein reuig Weltkind draußen kann das „jüngste Gericht“ so sehr fürchten, als die armen Naturmenschen des Walbes, die bei ihrem steten Kampf um's Dasein kaum Zeit haben zu sündigen.

Wieder ein anderer Schatten, besonders der österreichischen Gebirgsbewohner, ist die Furcht vor — dem Türken. Die Tradition von den Türkeneinfällen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts hat sich eben noch zu lebhaft und grell im Volke erhalten. Jene schreckliche Zeit hat das Volk so sehr nervös gemacht, daß es noch heute, nach vielen Generationen

in Erregung kommt, wenn vom Türken die Rede ist. In vielen Gegenden des Landes zeigt man heute noch die Stätten, wo blühende Ortschaften gestanden und durch der Türken Feuer und Schwert vernichtet, Stätten, wo Christenmenschen zu Hunderten geschlachtet worden sein sollen, oder wo die christlichen Gefangenen an langen Ketten zusammengeschmiedet wurden, um in ewige Sklaverei fortgeschleppt zu werden.

Da es nun aber kein Dorf mehr gibt, in welches nicht eine Zeitung kommt, so wird diese wohl schon überall als Friedenstaube verkündet haben, daß die Gefahr vor dem Türken für nun und alle Zeit vorbei ist.

Eine weitere Drangsal der Aelpler ist die Angst vor dem Antichrist oder Unchrist, der, wie sie sagen, schon vor der Thür ist und der Alle kreuzigen und auf andere Art martern lassen wird, die nicht den von ihm gepredigten neuen Glauben annehmen mögen.

Und wahrhaftig, die Fremden, welche heute in die Gegend bringen, haben einen andern Glauben und möchten denselben gerne mit den Leuten theilen. Gespöttelt wird viel über die dummen, bigotten Bauern — das ist aber auch das ganze Martyrium, welches sie sich gefallen lassen müssen. Inbessern — einen so festen „Glauben“ die Bauern haben mögen, in ihren Thaten sind sie dieselben Gottesleugner, wie Andere. Die Aussicht auf Himmel oder Hölle nach wenigen Jahren hindert sie nicht an ihren Sünden, Lastern und Verbrechen. Die Religion hat für sie eine ähnliche Bedeutung, wie für uns Andere die Kunst: sie erquickt das Herz und gibt der Seele Nahrung und ist für Viele die Sonnenseite des Lebens. Für viele allerdings die Schattenseite. Es gibt Leute im Gebirge, die — wie sie sagen — an keinen Gott glauben. Aber an den Teufel. Daher kehren sie endlich aus Furcht vor der Hölle in der Regel wieder zu ihrem Gottbekenntnisse zurück.

Der Teufel ist überhaupt noch immer eines der größten Uebel im Geistesleben der Aelpler.

Sie haben Weihwasser, Rosenkränze, Amulette und sonstige Reliquien in ihren Hütten, aber das ist eben des Teufels, daß der Teufel all' derlei Heiligthümer unberührt läßt und just die sündige Menschenseele, die mitten drin hocht, herausfängt.

Gerne phantastirt der Hirte oder der Wäldler von Drachen und anderen Ungeheuern, die in den Höhlen und Felsklüften verborgen lauern, ungezählte Schätze hüten und wenn sie nicht früher erlöst werden könnten, seiner Tage zu der Menschen Verderben hervorbereiten werden.

Und hätte ihr vor wenigen Jahren noch es dem Aelpler gegenüber in dieser Sache einmal mit einem kopfschüttelnden Räckeln versucht, so würde er geantwortet haben: „Gar nichts zu lachen, lieber Herr, gar nichts zu lachen. Ist schon geschehen, daß so ein Ungethüm ist losgekommen. Schau in's Thal hinab, da stehen, Gott Dank, jetzt wieder die Häuser. Aber schau dort in die Wände hinüber und du wirst die gottsträflichen Höhlen und Löcher sehen. Jetzt verhalt' dir die Augen und denk' an die alte Zeit — Siehst ihn? siehst du den schauerlichen Drachen? Ein Lindwurm ist hervorgefahren aus dem Felsenloch, ist durch's Thal gebrochen wie der böß' Feind. — Jetzt mach' die Augen auf und schau hin. Dort draußen ist die Schlucht, rinnt der Bach hinurch. Derselbigen Schlucht fährt der Lindwurm zu, will hinaus — Jesses und bleibt stecken zwischen den Wänden! Weil's so unglaublich dick ist, das Unthier! kann nicht vorwärts, nicht rückwärts — stecken bleibts und das Wasser hat keinen Ausweg, bleibt stehen im Thal und hebt an zu steigen — allerweil höher und höher — lehr' die Hand um, ist der See fertig. Die Kirchturmspitze' schaut noch eine Weil heraus, zuletzt ist auch die nicht mehr zu

sehen. Eine mächtig lange Zeit hat der Lindwurm geschlagen mit seinem Schweif, hat geflattert mit seinen schauderlich großen Flügeln, daß es hell gedonnert und gezittert hat in den Wänden. Durch's viele Beten, Herr, durch's viele Beten ist endlich der Lindwurm selber ertrunken. Das ist ein böser Geruch gewesen und ist die Best ausgebrochen in der Gegend. Viel später ist der Vogel Greif gekommen und hat den Lindwurm verzehrt. So ist der See wieder abgelaufen. Heut' noch launet an der Wand dort draußen die Masern sehen, die der Wurm mit seinen Flügeln hat geschlagen. Sind aber diese Masern einmal vom Regen verwaschen — 's ist nicht allzuweit mehr davon — nachher wird der Lindwurm wieder kommen!'“

Das ist eines der zahllosen Märchen vom Lindwurm, wie sie in dem phantasiereichen Volke der Alpen zu finden. Mitten in der Stadt Klagenfurt steht, aus Stein gehauen, heute noch ein wüthes Ungethüm, halb Vogel, halb Schlange, als Wahrzeichen und Denkmal der verbreiteten Volksfrage.

Und so machten sich die Aelpler diese Welt, die ihnen ohnehin die herbsten Seiten zulehrt, noch auf eigene Faust unheimlich. Indeß, all' derlei Sagen, die sie im Munde führen und mit denen sie sich in langen Abenden die Zeit vertreiben — heute glauben sie selber nicht mehr daran; oder aber, sie sehen mit ihrem geistigen Auge über den Bergen, in den Wolken oder in der blauen Luft die Mutter Gottes schweben, die Beschützerin, oder den heiligen Josef, den Bekämpfer des Teufels, oder die heilige Katharina, die Vernichterin des Türkenfeindes, oder den heiligen Ignatius, den Streiter gegen den Antichrist, oder den heiligen Georg, den Besieger des Drachen. — Das ganze geistige Leben des Aelplers bewegt sich, sozusagen, um außerirdische Begriffe.

Die beste Vermittlung zwischen dieser Welt und jener, der verheiß-

nen, glorreichen, ist für die Gläubigen die Dorfkirche oder das Gnabenbild im Walde.

Die Kirche steht mitten unter den Häusern und ihr schlankes Thürmchen strebt — wie der Pfarrer zur Kirchweihpredigt gerne sagt — ein ernster Fingerzeig — gen Himmel empor. Eine Glocke ist im Thurme, die im schlichten Gotteshause des Hochgebirges dieselbe weishevollte Aufgabe hat, wie die stolze Metallkrone im Dome der Hauptstadt.

Dem Schicksal leiht sie die Zunge,
Begleitet stets mit ihrem Schwunge,
Des Lebens wechselvolles Spiel.

Nächt immer findet man auf dem Bergkirchthurme die Uhr. Die Leute haben sich als Uhr die Spitzen der Berge eingerichtet, über denen zu verschiedenen Tageszeiten die Sonne steht und die nach gewissen Richtungen hin den Schatten werfen; so gibt es z. B. einen Ahti-Stein, einen Mittagstogel eine Vesper Spitze. In der Nacht wissen die Leute durch den Stand der Sterne die Zeit zu bestimmen. Freilich bei Nebel und trübem Himmel müssen sie sich verlassen auf den Magen, bis er knurrt und auf das Untrüglichste in der Tageszeit, auf das Tag- und Nachtwerden. Wohl heute herrscht auch im Hochgebirge schon die Sackuhr und der Almbursche, der kein Schriftzeichen sonst kennt auf der weiten Welt, weiß die Bedeutung der zwölf römischen Figuren auf dem Zifferblatte.

Die Bergkirche hat wohl stets einen Chorraum, aber nicht immer eine Orgel drin. An den Werktagen hält eben der Pfarrer eine stille Messe und nichts, als etwa einmal das Schellen des Altarglockleins weckt den alten Mann dort im Kirchenstuhle, der in seiner heißen Tageslast den stillen, kühlen Ort zur kurzen Rast erkoren hat. An Sonntagen finden sich ein paar Leute im Chorraum zusammen und singen dem lieben Gott laut und hell sein Lob vor. Ich kannte einen

Ort in Steiermark, wo der katholische Pfarrer auch Mesner, Dorfrichter und Schulmeister war und von den zwanzig Häusern und Kindern — dem Zehent noch hulbigend — zwei Stücke sein Eigen nannte. Eine Köchin besaß er nicht. Nachbarnweiber besorgten ihm noch vor wenigen Jahren seine Küche, dann kochte er sich durch eine Weile selbst seinen Bedarf. Als aber die Ratten in's Haus kamen und ihm den kleinen Vorrath an Mehl, Wildpret und Speck aufzuzehren drohten, ging er zum Essen in's Wirthshaus. Recht bald kamen ihm auch die Ratten nach, aber hier war es nicht der Pfarrer, der die hungrigen Thierchen gastfrei halten mußte.

Der Pfarrer, der Schullehrer, der Arzt sind im entlegenen Dorfe die hohen Herren; der Gemeindevorstand ist es nicht — man hat ihn noch als simplen Bauer oder Handwerker gesehen; so wie Jener vor dem Krugfirt keinen Respekt hat, weil er es als Birnbaum noch gekannt hat. Nichtsdestoweniger haben sie zu ihrem Gemeindevorstand mehr Vertrauen, als zu den studirten Herren — die heilige Weih beim Pfarrer ausgenommen.

Vor noch nicht vielen Jahren versorgten Hausfirt die Gegend mit fremden Kleinwaaren; dann siedelte sich im Orte ein Wandelkrämer an, heute steht mitten im Dorfe ein stattliches Kaufmannsgewölbe und bietet feil, was gut und theuer ist.

Und der Bauer beißt an . . .

Nun ja, unsere neue, weltumwende Zeit läßt auch das Hochgebirge und die Aeppler drin nicht so stehen, wie sie Gott hingestellt hat. Es ist eigentlich die Sage und Prophezeiung vom Bindwurm wieder in Erfüllung gegangen. Der Drache ist losgebrochen und wälzt sich durch die Hochthäler auf und ab, fährt in die Schluchten, kriecht in die Höhlen, braust und faucht und schnaubt glutheißen Athem.

Der Dampfswagen geht durch das Thal.

Weit wunderbarer ist den Aelplern diese Erscheinung, als es jene des sagenhaften Drachen sein könnte, wenn solcher zu Tage träte. Aus den hintersten Engthälern und Höhen kommen die Leute hervor, um das Wunder zu schauen, sich vor diesem „Fuhrwerke des höllischen Feindes“ zu entsetzen und es endlich — auch selbst zu versuchen, wie sich's damit fährt.

Dieses neue Ungeheuer wird zwar kaum mehr die Pest zur Folge haben, doch verursacht es wahrlich eine Ueberschwemmung. An den hellen milden Tagen des Juli und August brechen die Fluthen los, strömen die Fremden aus allen Weiten herein in's grüne Hochthal mit seinen leuchtenden Felsen. Seltsame Leute! Was die Einheimischen sonst für unangenehm und grob und schädlich gehalten hatten, sowie etwa die wilden Wände, den Schnee und das Eis, das Hochwasser mit seinem Schutte, die Lawinenstürze und all' die Wildniß — das finden die Fremden gar entzückend schön. Und zuweilen kommt irgend so ein Bollbart mit kurzen Lederhosen und Bundschuhen, will's in Allem machen wie die Bauern, kann sich aber nicht schiden.

Der sagt dem Dörfler Allerlei, was dieser anfangs nicht versteht, später miß versteht. Er neuert und neuert und wird zudringlich und anmaßend dabei. Der Bauer stimmt ihm scheinbar zu und denkt sich: rede du lange, ich thue, wie ich selber will. Bleibt aber doch Manches an ihm hängen. So fällt's ihm ein, er wäre ein Narr, wenn er sich sein Wildpret und seine Milch und Butter und seine Betten von dem Fremden nicht besser bezahlen ließe, als bisher von den Eingeseffenen. Der Fremde stimmt ihm anfangs zu: Er habe Recht, es sei nun die Zeit da, in welcher er sich die großartige, für ihn bislang unfruchtbare Gegend zu Nutzen machen müsse. Er solle sich nur frisch auch die Schönheit der Berge und der Gletscher und des Hochsee's bezahlen

lassen. Vielleicht würde es nicht lange mehr währen, daß auch der Kaiser die Naturschönheiten des Landes besteuere.

Entgegnet darauf wohl der biedere Alpenwirth: „Wer ist denn eigentlich der Narr, ich oder Ihr? Sich die Berge zahlen lassen! Die haben uns ja gar nichts gekostet; die haben wir nicht gemacht.“

„Ja, Vater“, meint hierauf der Sohn des Wirthes, ein Kind seiner Zeit, „der Herr hat Recht. Das Thal haben wir auch nicht gemacht und benutzen es doch. Und draußen auf dem flachen Land, wo Alles dreimal besser wächst, als hier, muß man Alles dreimal theurer zahlen, als bei uns. Die Eisenbahn führt uns Geld in's Land, so müssen wir auch die Hand aufhalten und nicht allerweil eine Frau machen, in die Einer nichts hineinlegen kann.“

Leztlich kommt's bei dem jungen Wirthssohn so weit mit seinem Weltblick, daß er, die Grenze durchbrechend, die sonst den Aelpler streng vom Vorlande getrennt hatte, von draußen herein Eine freit — ein stinkes Mädchen mit fröhlichem Herzen und offenem Kopf. Und wie der Eine, macht's der Andere auch; neue Bedürfnisse kommen, neue Einrichtungen, neue Sitten und der Tourist klagt — anstatt sich über die Gelehrigkeit der Deutchen zu freuen — über die Theuerung.

Mehr und mehr verschwindet die malerische alpine Tracht; das bebauert vielleicht der Künstler, aber der Nationalökonom muß es loben. Heute verkauft der Bauer das gute Leder und die feine Schafwolle und den köstlichen Flach, woraus er sich sonst unbequeme Kleiderstücke verfertigt hat, und kauft sich aus dem halben Theile des Erlöses glatte, feine Baumwollhosen und Röcke. Heute ist's im Bauernhabit so weich und warm stecken, wie im Herrenrock. Sein Haus, sein Bett ist dem entsprechenden, der Aelpler ergiebt sich der Verweichlichung. Ob ihm das fürder im Kampfe mit der Natur

nützen oder Schaden wird, ob das zu seiner Zufriedenheit beitragen wird, und das Ergebnis seiner Kräfte und seines Bodens mit den wachsenden Bedürfnissen stets gleichen Schritt halten wird, ist eine Frage, die auch der Nationalökonom vorläufig nur hypothetisch beantwortet hat.

Auch die Nahrung wird eine andere. Milch, Fett und Fleisch werden verkauft und dafür in der Regel weniger kostspielige Speisen auf den Tisch gesetzt. Das ist der rechte Weg zum Wohlstande, nur muß erst die Gegenrevolution der Dienstboten überwunden werden. Trotzdem durch die vielen eingeführten Maschinen die Arbeiten bedeutend erleichtert worden sind, beansprucht der Dienstbote nach wie vor seine überfetten und oft geradezu verschwenderischen Mahlzeiten, die doppelt so theuer zu stehen kommen, als jene auf dem Herrentisch in der Stadt.

Eine Hauptursache, daß sich die Eigenarten der Hochgebirgsbewohner brechen, ist selbstverständlich die Volksschule und ferner die allgemeine Wehrpflicht. So wie der Bursche in die Welt zieht, kommt er nicht mehr heim. Er läßt etwas draußen und bringt etwas Anderes mit. Ein Stück Welt — ist's groß nicht, so ist's klein — trägt er heim in's stille Dorf.

Touristen! seht euch die Reste des ursprünglichen Hintergebirglers gut an — in wenigen Jahren werden sie dahin sein. Ihr werdet dann Kultur und hohe Wirthschaftsrechnungen finden. Der Bauer wird nicht mehr sein, wie er war, aber auch nicht, wie

ihr ihn haben wollt. Er wird für das Gute, was er von euch hat, nicht dankbar sein und in seinen üblen Eigenschaften euch lästiger fallen als bisher. Höflich wird er mit dem Städter sein, aber sein Mißtrauen gegen denselben wird nicht schwinden, wird niemals schwinden. Weiß er es nicht, so ahnt er es, daß seine Interessen ganz und gar verschieden sind von denen des Städters. Für den Städter kann der Landmann eine Art von poetischem Reiz haben, so lange derselbe noch in seiner Ursprünglichkeit und Naivetät ihm entgegentritt. Je mehr Eigenschaften des Städters der Bauer annimmt, desto uninteressanter und vielleicht abstoßender wird er jenem erscheinen. Mögen wir es uns nicht einfallen lassen, das Bauernvolk für uns zu erziehen — das geht nicht und für beide Theile ist es gut, daß es nicht geht.

Jede Classe paßt sich naturgemäß ihren Verhältnissen an und ändert sich mit diesen. Und auf das Volk der Alpen leuchten heute wie voreh über die grünen Almen blendend weiß die Kalkwände hernieder. Aber diese Felsen sind es auch, die den einziehenden Fremden ehernen Straßengrund und gewaltige Triumphbögen gebaut und das Erz geliefert haben zur Eisenbahn. Wildbäche gischten, Wasserfälle sprangen, blumige Auen dehnen sich unbefiegt von den Menschen. Aus sich selbst ändert sich ewig die Natur und bleibt sich dennoch immer gleich in ihrer Ursprünglichkeit und Größe. Möchte es auch so mit dem Menschen sein!

Auf dem Grazer Schloßberge.

Distichen von Alfred Friedmann.

Wangen Gefühls, ein Fremder, betrat ich dich, Wolken der Schwermuth
 Lagerten mir um die Stirn, lagerten dir um das Haupt;
 Wanderer wiesen den Weg mir und zeigten verheißend zum Schloßberg
 .. Ihm und mir von der Stirn fielen die Wolken des Grams.
 Wie die friedliche Insel inmitten aufrauschenden Meeres
 Liegt er von Bergen umrahmt und von dem Himmel umblaut.
 Aufgefüßt hat die Sonne die Schlüsselblumen und Veilchen
 Ihm im Herzen, und mir küßte vom Aug' sie das Leid! —
 Einsam ragt der Berg über Menschengewühl und den Schlotrauch,
 Wie ein denkender Geist über das hastende Volk.
 Einsam, doch näher den Göttern, ein Herz für die Menschen bewahrend,
 Blic' ich hinaus! — Es schweift weit in der Runde mein Blic.
 Wunschlos bin ich! — Natur umhaucht mich mit Kraft der Gesundheit,
 Aber mein Sinnen besucht Theures, das jezt ich verließ.
 Ach, daß Du nicht, Geliebte, im Aug' mir das Herrliche spiegelst!
 Einsam genießen ist schön — süß ist Genuß, der vereint!
 Wand'rer bin ich geworden. — Rauch' Kircklein bewundert vom Schloßberg
 Nacht' ich mir eigen, indem thalwärts den Schritt ich gelenkt.
 Und nun ersch' ich es wieder von funkelnder Höhe des Berghauptß,
 Traulich bekannt nun, mir dünkt, grüßt es mir dankbar herauf.
 Du, Maria-Grün, so sorglich versteckt in den Tannen,
 Bist als Naturbild schön wie ~~du~~ raphaelisch Gebild.
 Wer Dich erreicht, Du schämige, sinnige Jungfrau im Grünen,
 Wird nicht Erin'nung und nicht wird er die Sehnsucht mehr los! —
 Cardinäle mit rothen Hüten, sie halten wohl Wache
 Höher hinauf dort am Berg; herrlich ist, weiß ihr Gewand! —
 Kein, es sind nur die Thürme, die rothbedachten und schlanken
 Von Maria-Trost, ~~dem~~ tröstlichen Friedenssajl! *1. m*
 Großend und dampfend nach Süden enteilt und nach Norden ein Bahnzug,
 Ach, wie verführerisch winkt mir nach der Heim'at ein Weg!
 Koch verlockender leuchten die Schienen, bestrahlt von der Sonne,
 Ueber die schneiege Alp', die mir Italien verbirgt!
 Aber ich will im Genießen mich quälen nicht stetig mit Sehnsucht,
 Denn der Moment ist zu schön, völlig und ganz sei er mein!
 Zahm sind, vertraulich die Vöglein, die buntgefiederten Sänger,
 Wird doch in Stürmen des Nord's täglich Euch dreimal gedeckt! —
 Streuß Du das Futter, sie fliegen Dir Fremden vertraulich zur Schulter,
 Wenig fehlt noch und frech piklen das Korn sie vom Mund!
 Hier zum erstenmal erschent' ich unendlichen Reichthum —
 Böckern zu lindern die Noth, wie ich's den Vöglein gethan!
 Vogelgezwitscher und Kindergelächter erschallt aus der Tiefe —
 Beethoven's Trauermarsch klingt nun dem Krieger zu Grab! —

Drüben die Säule des Rauchs verbildlicht das Leben des Menschen,
 Rauch ist sie, steht eine Weil', wird dann vom Winde verweht! —

Jeglichen Tag besteig' ich zu Morgens wie Abends die Ansel,
 Die sich, ein friedlicher Port, hebt aus dem Wogen der Stadt.
 Immer ist Alles anders; was gestern im Schatten, ist Licht heut',
 Was wie die Braut sich verhüllt, zeigt sich nun stolz wie das Weib!
 Dunkel lag dort die Façade und westlich verschwebte das Dampfband,
 — Weiß glänzt die Kirchwand herauf, nordwärts zieht wallender Rauch.
 Wolken lagern auf Firnen, die gestern im Blau sich gezeichnet,
 Und vor dem gestrigen Blau wandern die Wolken vorbei.
 Nur ich selbst bin derselbe! Hoffnung, ach, Streben und Zweifel,
 Sehnsucht, ewiges Leid — zieh'n mit mir jeglichen Pfad! —

Einmal lagst Du so sonnig mit Villen, Kirchen und Wäldern,
 Steirische Mark und gemahnt hast Du mich an Florenz!
 San Miniato's Höh' hat ähnliches Panorama,
 Über Oliven sind dort, Myrten umbusten mich süß!
 Dort schon hebt sich die Palme in's reinere Blau des Südens —
 Michel Angelo hat, Medici hat dort gestrebt!
 Dort in der stillen Rotunde steht keusch die unsterbliche Venus,
 Und von Raphael's Hand sind die Madonnen gemalt!
 Ach, die Oliven und Palmen, ja selbst die bräutliche Myrte
 Zieh'n mich nicht südlücher, Graz, nein, nur die ewige Kunst! —

Culturbilder aus Amerika.

Von Albert Roucourt.

III.

Post- und Telegraphenwesen. Die Express-Compagnien. Der Dollar.

Das Postwesen, wie es in den Vereinigten Staaten sich im Laufe der letzten zehn Jahre herausgebildet hat, bedarf noch nach mancher Seite hin der praktischen Reform. Bei einem Lande, das in geschäftlichen Dingen so weit anderen Staaten vorausgeeilt ist, wird diese Thatsache billig Verwunderung erregen. Das Hauptübel, an dem das dortige Postwesen krankt, ist in dem geübten Principe der Centralisation zu suchen. Sämmtliche Postanstalten in den Vereinigten Staaten unterstehen dem General-Postamte zu Washington. Das würde nun ganz gut sein, wenn sich die Omnipotenz dieser Stelle bloß auf die disciplinaren Angelegenheiten und die wichtigsten der Executive beschränken würde. Dies ist jedoch nicht der Fall, sondern das

General-Postamt greift direct und in sehr hemmender Weise in den praktischen täglichen Dienst der Postämter ein. In Folge dessen gestalten sich in demselben nicht selten ganz absurde Erscheinungen, welche dem vielgerühmten praktischen Sinn der Amerikaner wenig Ehre machen. Ich will hier nur einen eclatanten Fall solcher Art anführen. Wenn beispielsweise in irgend einem Staate Nordamerika's ein Brief mit nicht genügender oder gar keiner Frangirung zur Aufgabe gelangt, so wird derselbe nicht dem Adressaten zugestellt und von diesem im Falle der Annahme das Strafporto abverlangt, sondern er geht directe an das General-Postamt nach Washington. Hier wird der Brief geöffnet und nunmehr sendet das General-Postamt an den Adressaten ein Circular, in welchem demselben angezeigt wird, daß aus F von N. N. an ihn ein Brief abgesandt worden

sei, welchen er gegen Einsendung von Briefmarken im Werthe von 50 und 50 Cent's durch das General-Postamt zugesendet erhalten könne. Diese Manipulation erfordert aber nicht selten acht und noch mehr Tage, und von welchen unangenehmen Folgen dieselbe für den Fremden begleitet ist, liegt auf der Hand.

Man kann sich trotz aller Einwendungen nicht dazu verstehen, derartige Briefe einfach durch den Briefträger dem Adressaten zur Annahme zustellen zu lassen, vielleicht deshalb nicht, weil solches dem Briefträger nicht ganz angenehm wäre. Denn von der eigenthümlichen Art, wie dieses wichtige Organ seiner Amtspflicht nachzukommen beliebt, habe ich in New-York selbst meine Erfahrungen gemacht. Unser verehrlicher Postbote hatte die lebenswürdige Gewohnheit, im Vestibule sämmtliche für das Haus gehörige Briefe mit dem Rufe: „Die Post“ abzuwerfen und sofort zu verschwinden. Jrgend eine Partei, welche den Ruf vernommen, bemächtigte sich nun der ganzen Collection und vertheilte ober vertheilte sie auch nicht an die betreffenden Adressaten. Unter solchen Verhältnissen können die häufigen Verluste von einfachen Briefen keineswegs räthselhaft erscheinen. Hingegen beobachtet das Postamt in New-York bei der Abgabe von registrierten, d. h. recommandirten Briefen eine zwar gerechtfertigte, in den meisten Fällen aber zu weit getriebene Rigorosität. Der Empfänger, soferne er kein Geschäftsmann ist, kann oft nicht genug Zeugen und Documente für seine angezeigte Legitimität aufreiben. Daß auch in diesem Falle eine coulantere Durchführung der bestehenden Vorschriften möglich wäre, dürfte man mir kaum bestreiten können. Mindestens in kleineren Städten oder auf dem Lande wären Erleichterungen sehr anpassend. Daß sich diese penible Gewissenhaftigkeit bei der Abgabe von Money-Orders (Geld-Anweisungen) noch einer Steige-

rung erfreut, ist nach dem Angeführten selbstverständlich. Während also auf der einen Seite eine zu weit getriebene Nachlässigkeit zu rügen ist, haben wir anderseits eine nur zu ängstliche Beachtung von Vorsichtsmaßregeln zu beklagen. Endlich erfolgt selbst in den größten Städten America's die Zustellung der Briefe keineswegs so rasch und mit solcher Präcision, wie dies etwa in Wien der Fall ist. Der Geschäftsmann leidet hierunter allerdings nicht viel, denn er hat im Postamte seine „Box“ und läßt sich seine Briefe aus derselben holen. Speciell in New-York ist die Einrichtung dieser Box eine ungemein zweckmäßige, welche wir der Aufmerksamkeit unserer Postdirectionen empfehlen möchten. Die prachtvolle Postoffice in New-York, ein Gebäude, auf welches man dort nicht wenig stolz ist, ist geradezu ein Muster postalischer Einrichtung zu nennen. Allerdings hat dieser Riesenbau die nicht minder enorme Summe von acht Millionen Dollars verschlungen und wir müssen gestehen, daß mit diesem Kostenaufwande wenigstens äußerlich etwas noch Großartigeres hätte geschaffen werden können. Allein wir haben es jetzt nicht mit der Architectonik der Postoffice, sondern mit ihrer ungemein zweckmäßigen Einrichtung zu thun. Das Gebäude ist drei Stockwerke hoch; das Erdgeschoß gehört dem allgemeinen täglichen Postdienste. Die Bureaux werden von drei Seiten durch einen Corridor von riesiger Ausdehnung begrenzt, in welchem das Publikum verkehrt. Eine Anzahl von Schaltern vermittelt den Verkehr mit den Beamten, das Innere ihrer Bureaux wird also vom Publikum niemals betreten. An den Seitenwänden befinden sich die Briefkästen, worin die unregistrierten Briefe vom Publikum abgegeben werden. Jeder dieser Kästen ist mit dem Namen eines Staates versehen, und dient zur Aufnahme der dahin bestimmten Briefe. Die Vereinigten Staaten führen noch eine besondere Unterscheidung nach Nord

und Süd, Ost und West, welche mit den betreffenden Nahlunien correspondirt. Wer nun z. B. einen Brief nach Trenton aufgeben will, wirft denselben in jene Briefbox westlicher Seite, welche mit dem Namen des Staates New-Jersey überschrieben ist. Das Publikum wird hiedurch selbst zu einer Art Postdienst herangezogen, der den mit dem Kartiren Beschäftigten einen großen Theil der Arbeit erspart. Ebenso verhält es sich mit der Briefbox des Geschäftsmannes. Auch sie befindet sich im Corridor an den Wänden der Bureau. Jeder Box-Inhaber besitzt einen Schlüssel, mit welchem er von außen die Box öffnet und sich die Briefe entnimmt. Es findet also hierbei nicht der geringste Verkehr mit den Beamten statt. Die beträchtliche Zeitersparung durch diese so einfache und so praktische Einrichtung leuchtet von selbst ein. Allerdings konnte beim Neubau der Anstalt darauf sehr leicht Rücksicht genommen werden und das Wiener Postamt könnte seine Corridors nicht dem gleichen Zwecke widmen. Doch könnten diese Privat-Briefkasten bei uns ganz gut im Innern der Bureau angebracht werden, da die große Menge der letzteren jeden störenden Anbrand des Publikums ausschließt. — So lobenswerth wir nun dieser praktischen Anordnungen gedacht haben, so müssen wir doch anderseits dem österreichischen und deutschen Postwesen in Bezug auf die Exactheit des Dienstes den Vorzug vor dem amerikanischen unbedingt einräumen. Die Beförderung der Briefpost auf dem flachen Lande ist in den Vereinigten Staaten fast durchgehends eine sehr saumselige. Der Umstand, daß selbst für registrirte Briefe keine materielle Garantie geboten wird, trägt zur Verlässlichkeit eben nicht sehr viel bei und die penible Strenge bei der Ausfolgung solcher Briefe erhöht nur noch mehr die Schwerfälligkeit des Apparates.

Musterhaft in jeder Beziehung hat sich das Telegraphwesen in

den Vereinigten Staaten herausgebildet. Auch die kleinste Stadt, ja selbst die größere Anzahl der Colonien steht in Drahtverbindung mit den Hauptorten des Landes. Die meisten Stationen haben doppelten Dienst, so daß auch zur Nachtzeit der Verkehr keine Störung erleidet. Dazu kommen der präcise schnelle Geschäftsgang und die durchschnittlich sehr niedrigen Gebühren-Tarife. Namentlich in Folge der letzteren wächst die Depeschen-Anzahl zu fabelhafter Höhe empor. Auch im Telegraphenwesen müssen wir eines besonderen Vorzuges erwähnen. Während in bei uns aufgegebenen Depeschen auch die Adresse in die Wortzahl einbezogen wird, entfällt bei den amerikanischen Telegraphenämtern nicht nur jede Gebühr für Adresse und Unterschrift, sondern es wird sogar um möglichste Ausführlichkeit bei Angabe des Bestimmungsortes und Empfängers gebeten. Nur die Kabel-Depeschen machen hievon eine Ausnahme, was bei dem Umstande, als jedes Wort einer solchen Depesche mit einem Dollar Gold honorirt werden muß, erklärlich erscheint. Das Telegraphenwesen in den Vereinigten Staaten ruht in den Händen von Privatgesellschaften, welche zumeist im Cartelverbande zu einander stehen. Die Geschäfts-Ausweise derselben bekunden trotz der billigen Tarife die glänzende Prosperität dieser Unternehmungen.

Eine vorzügliche Einrichtung in America ist das Expresswesen, worunter man jedoch nicht Dienstmänner-Institute u. dgl. zu verstehen hat. Letztere existiren überhaupt nicht in den Vereinigten Staaten, da Alles durch den Express befördert wird. Die Manipulation dieser Anstalten ist eine eminente und für das Publikum unvergleichlich bequeme. Jedes Gepäck, ohne Unterschied der Größe oder Stückzahl, wird einfach der Express-Compagnie übergeben, die es abholen und zustellen läßt. Der Aufgeber empfängt ein Recépisse mit Angabe der Garantie-Summe,

welche das Institut im Falle des Verlustes zu leisten hat. Doch kommt selten ein Verlust vor, da die Leute der Compagnie ebenso genau als schnell arbeiten. Wer z. B. am Bahnhofe sein Gepäck diesem Institute zur Beförderung übergibt, wird es in den meisten Fällen bei der Ankunft im Hotel bereits abgeliefert vorfinden. Die Thätigkeit der Express-Compagnien ist eine ungemein ausgedehnte, nachdem sie jede Art des localen Transportes, also auch Wohnungs-Ueberfiedlungen zc. umfaßt. Auch die Tarife dieser Gesellschaften sind bei der geleisteten hohen Garantie zumeist sehr niedrige zu nennen, woran wohl die außerordentliche Concurrenz den hervorragenden Antheil nehmen mag.

Wenn wir nunmehr noch dem Verkehrsmittel par excellence, dem baaren Gelde unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen, so geschieht dies zur Vervollständigung des gegebenen Bildes. Der Dollar ist der amerikanische Herrgott. Er ist unumschränkter Herr in diesem freien Lande; ihm huldigt der Millionär ebenso schwärmerisch wie Jener, der von geträumten Goldselbsten zehrt und dessen lebhafteste Phantasie die trübe Wirklichkeit mit trügerischem Glanze zu verhüllen weiß. Dämon Dollar ist es allein, der die schroffen Gegensätze, wie sie nirgends mehr als in Amerika bestehen, ausgleicht; er ist es, der vom Vater dem Sohne als einziges Ziel, als Leitstern vorge stellt wird, und dem in jenem vielbewegten Lande Alles und Jedes ohne Unterschied mit voller Gier und ewiger Unerfättlichkeit entgegenjagt. In diesen Dollarnoten ruht das Glück des Eingeborenen wie der Traum des Eingewanderten und Niemand sitzt sich daran, daß das Aeußere dieses Zaubermittels so wenig Befriedigendes an sich hat. Auch in Amerika dominirt das Papiergeld und die seit neuester Zeit mehr und mehr in Verkehr kommenden Silberstücke sub-

alternen Werthes werden mit nicht geringer Freude von den Amerikanern aufgenommen. Erblickt man in ihnen doch Vorboten besserer Tage, welche die Wunden heilen sollen, die die gegenwärtige Stagnation der Geschäfte den arbeitenden Kreisen — und das sind eben alle Amerikaner — geschlagen hat.

Im Verkehre kursiren Noten zu 100, 50, 20, 10, 5, 2 und einem Dollar. Unter diesem Werthe rangiren eine Unzahl Scheidemünzen aus Silber und Nickel, sowie Papiergeld. Unter den Goldmünzen ist das Zwanzig-Dollarstück ein schönes und prächtiges Goldstück, das selbstverständlich von den Amerikanern besonders favorisirt wird. Das Hauptverkehrsmittel unter den Geschäftsleuten jedoch ist der Check. Trotzdem, daß diese Geld-Anweisungen eine so hervorragende Rolle im Geschäftsleben spielen, ist man noch immer nicht auf eine Form derselben gekommen, welche die unzähligen, durch Checks verübten Betrügereien vermeiden könnte. In Folge dessen werden alle Arten von Geld-Anweisungen mit einer rigorosen Vorsicht behandelt, die wir zwar nicht tabeln können, welche aber für den Fremden im Lande sehr peinlich ist. Der Wechsel eines europäischen Hauses wird, wenn er nicht auf Zahlung an den Ueberbringer (lo paire) lautet, nur mit einem Giro eines der Bank in loco bekannten Hauses honorirt. Legitimationen jeder Art verhalten fruchtlos an dem Ohre des Cassiers, der von vorneherein in jedem Fremden eine zweifelhafte Persönlichkeit wittert. Für mit den Usancen des Landes nicht vertraute Reisende wird daher der Hinweis auf Wechsel und Anweisungen in obiger Form nicht unwichtig sein, denn sie allein enthebt die Zahlungsstelle der eventuellen Ersatzpflicht, und wo der nervus rerum nicht in's Spiel kommt, wird man in Amerika allerorten zuvorkommenden und liebenswürdigen Gesichtern begegnen.

Gustav Heckenast.

Die Nachricht vom 10. April d. J. hat in den Schriftsteller- und Künstlerkreisen Oesterreich-Ungarns tiefstes Bedauern und aufrichtigen Schmerz erweckt. Einer der wackersten Pioniere des Schriftthums, einer der uneigen-nützigsten Protectoren der Poesie und Kunst, einer der besten Patrioten, einer der edelsten, vollendetsten Menschen — Gustav Heckenast ist gestorben.

Wer mit ihm — und wäre es auch nur aus der Ferne — im Verkehr stand, dem wird der tiefe Gehalt dieses Mannes nicht entgangen sein. Und wer mit ihm umging, von seinem Standpunkte aus die Welt und das Leben sah, die Kunst und Natur mit ihm genoss, der weiß von seiner vornehmen Gesinnung, Bonhomie, Urbanität, von seinem Charakteradel zu erzählen. Und wer vollends das Glück hatte, in ihm einen Freund zu finden, der hat erfahren, was die Freundschaft eines echten Mannes bedeutet! Die meisten Poeten und Künstler Ungarns hatten an Gustav Heckenast einen Mäcen zu verehren, so Cötvös, Petöfi, Jókai, Munkacsy, Volkmann. Diesseits der Leytha waren es vor Allem Abalbert Stifter, Franz Grillparzer, Franz Stelzhamer, Emil Bacano, Betty Paoli, P. J. Geiger, J. M. Kaiser und ich, die sich seiner Freundschaft erfreuen konnten.

Heckenast war eine ganz merkwürdige Erscheinung, sein Name wird nicht vergessen werden, so lange es eine ungarische Literatur gibt. Denn um diese hat er sich ein unvergängliches Verdienst erworben, nicht nur durch sein eigenes, energisches, zielbewusstes Wirken, sondern auch durch

sein beseuerndes Wesen, womit er Alles um sich her zu gleichem Wirken anspornte. Er war zu seiner Zeit einer der wenigen europäischen Geister in Ungarn; europäisch, sagt von ihm ein ungarisches Blatt, war seine Art zu handeln, europäisch waren seine Erfolge.

Er war geboren zu Kaschau 1811 als der Sohn eines deutschen schlichten Landgeistlichen. Anfangs der Dreißiger-Jahre kam er nach Pest in ein Spezereigeschäft, um aus einem Commis über Nacht Ungarns größter Bucherverleger zu werden. Der Buchhändler Otto Wigand verließ aus politischen Gründen in einer Nacht Pest, nachdem er seinem Schwager Gustav Heckenast die Buchhandlung übergeben hatte.

Bald darauf associirte sich Heckenast mit Lanberer. Nach dem Tode des Letzteren verkaufte er die Sortiments-Buchhandlung, um sich ganz dem Verlagsgeschäfte zu widmen. Hier hatte sein weisftrebender Unternehmungsgeist endlich den lange gesuchten Wirkungskreis gefunden. Im Jahre 1838 traf ihn ein bedeutendes Unglück. Die Ueberschwemmung vernichtete all' seine vorräthigen Druckwerke; doch raffte er sich, von Freunden unterstützt, bald wieder auf und sein Geschäft vergrößerte sich von Jahr zu Jahr.

In seinem Verlage erschien eine ganze Reihe hervorragender ungarischer Schriften. Heckenast hat die ungarische Volksliteratur geschaffen.

Jahrzehnte lang besaß er den ungarischen und deutschen Schulbücher-, Kalender- und Zeitungsverlag und wurde sohin einer der einflussreichsten

Männer des Königreichs. Da er die Rücksichten für das allgemeine Wohlbefinden seines Geschäftes vorzog, so war er hochgeachtet von den Großen des Landes, besonders von der freisinnigen Partei. Hedenast war ein Verehrer Kossuths, ohne deshalb dessen Fehltritte zu beschönigen. Er protegirte mit Vorliebe die äußerste Linke und opferte auch hübsche Summen zur Erhaltung verschiedener Zeitungen, die er für diese Partei gegründet. Aber auch nach Deutschland drang der Ruf der Firma Hedenast als Verleger vieler namhafter deutscher Autoren, besonders der Werke von Adalbert Stifter.

Kaum befäßen wir den herrlichen Dichter der „Studien“, wenn ihn uns nicht Gustav Hedenast gegeben hätte. Kaum hätte in den vierziger-Jahren ein anderer Verleger den Muth gehabt, diesen durch und durch neuartigen Autor, dessen ganze Bedeutung nur ein abgeklärtes, gebildetes Volk erfassen konnte, in die Lesewelt einzuführen. Und selbst — es war ja gewiß kein Wunder — hier geschah es durch das selbstbewußte Herausstreiten des Dichters, der den Werth seiner Schöpfung fühlte.

Eines Tages erhielt Hedenast aus Wien ein Päckchen zugesandt, dessen Inhalt eine Novelle war. Das konnte für einen Verleger, der täglich Dutzende von Manuscripten eingefandt erhält, wohl nichts Neues sein. Die Erzählung benannte sich „Der Hochwalth“ und war verfaßt von einem gewissen Adalbert Stifter. Das Manuscript eines neuen, unbekanntem Namens berührt einen Verleger und Redacteur selten angenehm, weil die Zeit, in der er sich mit solchem Producte befaßt, zumeist eine verlorene ist. Von Dilettantenarbeiten, so gut sie stets gemeint und so sorgfältig sie ausgeheckt sind, taugt in der Regel von Hunderten kaum eine für das Lesepublikum. Stifter war allerdings schon mit seinem „Contor“ nicht ohne

Erfolg aufgetreten, doch der Buchhändler legte das Stifter'sche Manuscript bei Seite, es auf bessere Mäße sparend. Stifter aber hatte gerechnet, daß sein „Hochwalth“ in dem damals bei Hedenast erscheinenden Jahrbuch „Iris“ abgedruckt werde, wie es ihm der Redacteur Graf Majláth halb und halb zugesagt hatte. Auf eine Anfrage an Hedenast erfolgte nun der Bescheid, der „Hochwalth“ würde im nächsten Jahrgange nicht erscheinen. Das Manuscript war nämlich immer noch nicht gelesen. Nun kam von Stifter ein geharnischtes Schreiben voll Unmuth und Zorn, daß man den „Hochwalth“ nicht nach Verdienst würdige. Stifter schrieb, daß er überzeugt sei, daß diese Dichtung ein großes Aufsehen erregen müsse, daß man ihretwegen das Buch kaufen werde und daß in Zukunft der Name des Verfassers des „Hochwalth“ dem Jahrbuche mehr Abnehmer bringen würde. Die Dichtung sei nicht zu unterschätzen, außer Lied könne sie Keiner schreiben. Möge ihm das als Eitelkeit ausgelegt werden, aber er kenne als Mann, der sich fühle, die Reihe unten zu sein, sowie jene über sich. —

Diese kräftige Sprache machte den Verleger denn doch neugierig auf das Manuscript und er las es. Und als er es gelesen hatte, graute ihm vor dem Gedanken, daß ein solches Werk hätte unbeachtet bleiben und zurückgewiesen werden können! Er war entzückt von dieser Dichtung, so wie nach ihm das gebildete Publikum davon entzückt gewesen ist. Sogleich schrieb er an Stifter, daß der „Hochwalth“ im nächsten Bande der „Iris“ zum Abdruck gelange, bat um Neues für weitere Jahrgänge, sandte Geld, welches dem Dichter stets sehr gelegen kam, und von dieser Zeit an entwickelte sich zwischen beiden Männern ein Verkehr, der weit über die Geschäftsfreundschaft hinausging.

Oft besuchte der Autor den Verleger in Pest, dann wieder der Ver-

leger den Autor in Wien und später in Linz. Die Verehrung Hedenast's für Stifter ging so weit, daß er sich große Porträts von Stifter anfertigen ließ, daß er dessen im Böhmerwalde gelegenen Geburtsort Oberplan mit der Weihestimmung eines Wallfahrers besuchte, daß er dem unbemittelten Dichter alle Wünsche erfüllte, welche dieser nur äußern mochte. Stifter's „Briefe“, welche Johannes Aprent herausgab, liefern von diesem tieferquidlichen Verhältnisse zwischen den beiden Männern das schönste Zeugniß. Sie zeigen, wie Hedenast siebenundzwanzig Jahre lang, bis zum Tode Stifter's (1868), dem Dichter in allen Lebenslagen mit Rath und That treu zur Seite stand.

Und wo es galt, tröstend, beruhigend auf das Gemüth zu wirken, da war Hedenast selbst Dichter und fand in seinem warmen Herzen die besten und geeignetsten Worte, die wieder zum Herzen brangen. Und wo es darauf ankam, den materiellen Bedarf seines Schriftstellers zu bedenken, da gab er und war unermüdet im Geben — aber nicht wie der Geschäftsmann die erhaltene oder anzuhoffende Waare zahlt, sondern wie der Freund, der nach keinem Gegenbiete fragt. Auch ich habe das erfahren. Die geschäftlichen Dinge wurden bei Hedenast in möglichster Kürze, ja mit einer Art von keuscher Verhülltheit beglichen. Trotzdem kamen Irrthümlichkeiten zum Nachtheile des Autors niemals vor, im Gegentheil fiel geschäftlich bisweilen mehr aus, als der Schriftsteller auf Grund der Vereinbarung erwarten konnte. Allerdings wurde dieser Zug des generösen Verlegers nicht selten mißbraucht, weil es ja Autoren gibt, welche den Verleger unter allen Umständen für ein Individuum halten, dem man mit Mißtrauen zu begegnen habe, an dem man saugen müsse, wie und wo es nur angehe (und auch nicht angehe), „weil ja der Verleger es wäre, der sich auf Kosten

der armen Schriftsteller bereichere“. Manchem von Solchen, die da wähnen, sie seien geschäftlich benachtheilt, während ihre Werke in Zedermann's Händen liegen müßten, wäre es heilsam, wenn ihn sein Verleger einmal in das Verlagsmagazin führte, um zu sehen, wo der größte Theil der Auflage vergilbt und im Staube ruht. Mir fällt es nicht ein, den Verlegern im Allgemeinen das Wort zu reden, daran hindert mich die Thatsache, daß es in der Regel nur reiche Verlagsbuchhändler und arme Schriftsteller gibt. Auch Hedenast ist ein wohlhabender Mann geworden, aber daneben ist keiner seiner Autoren, durch die er gewonnen, zu kurz gekommen.

Hedenast's Verlagsfirma manipuirte niemals in jener ausbringlichen Krämerart, in welche der heutige Buchhandel zu verfallen droht; sie war eher zurückhaltend als vordrängerisch, und hatte jene vornehme Art inne, welcher bewußt ist, daß man mit Schöpfungen des Geistes anders umgeht, als mit Zwirn und Baumwolle. Man nannte Gustav Hedenast den öfter reichs-ungarischen Buchhändler-Cavalier.

Hedenast beabsichtigte noch in den letzten Wochen seines Lebens, eine billige Volksausgabe von Stifter's Werken erscheinen zu lassen, damit dieser Dichter, von dessen hohem Werthe er so sehr durchdrungen war, allem Volke zugänglich werde.

Stifter's Studien verbanke ich die Bekanntschaft mit Hedenast. Möge man entschuldigen, daß ich hier wiederholt meiner Person Erwähnung thun muß, aber sie bietet mir den für mich besten Standpunkt zur Charakterisirung dieses Mannes. Es war im Jahre 1869, als ich, ein gänzlich unbemittelter und unbekannter Mensch, mich brieflich an G. Hedenast in Pest wendete, mit der Bitte, mir Stifter's Studien gegen die Herstellungskosten zu überlassen. Er überließ mir sie nicht gegen die Herstellungskosten, sondern ganz unentgeltlich, und zwar

nicht die Studien allein, sondern die sämmtlichen Werke Stifter's. Als hierauf in Graz meine „Sittenbilder“ erschienen, sandte ich sofort ein Exemplar zum Zeichen meiner Dankbarkeit an Hedenast. Die Folge davon war ein sehr schmeichelhafter Brief Hedenast's mit dem Bemerkten, wenn ich wieder etwas Aehnliches fertig hätte, dasselbe seinem Verlage anzuvertrauen. Das kam mir gerade recht; ich hatte die „Geschichten aus Steiermark“ fertig, aber der deutsch-französische Krieg hatte die Verleger, an welche ich mich wendete, so sehr nervös gemacht, daß sie mein Anerbieten ablehnten. Somit konnte ich mit Hedenast in Verbindung treten und aus unserem geschäftlichen Verkehr entspann sich die herzlichste Freundschaft. In einem Briefe vom 5. Mai 1870 schrieb mir Hedenast: „Von großem Interesse sind mir die Aufschlüsse (im Vorwort zu „Rüth und Hackbret“) über Ihr Leben und Ihr geistiges Ringen, die mir das größte Interesse und die aufrichtigste Hochachtung für Ihre Persönlichkeit einflößen. — Ihre Begeisterung für Stifter geht mir zu Herzen. Was Sie heute für diesen Dichter empfinden, hat auch mein Gemüth, seit ich das Labjal seiner Schriften kenne, erfüllt und gehoben.“ — Und in einem Briefe vom 3. Februar 1871: „Ja keinen Dank mehr für die Ihnen geschickten Bücher, denn sie erleichtern nur die große Last der Vorräthe, die über meiner Wohnung in den großen Magazinen bis zu einigen tausend Centnern aufgethürmt sind.“ Und in demselben Schreiben auf eine vorausgegangene Bemerkung von mir: „Mein lieber junger Freund! Nehmen Sie doch ja keinen Anstand, mich jetzt und in alle Zukunft auch, ganz schlechtweg Ihren lieben Freund zu nennen. Wir wollen bei der Verschiedenheit unseres Alters nichts abwägen, als die Intensität unserer freundschaftlichen Gefühle und darin möge Jeder trachten, es dem Andern

zuvoorzuhun. Ich schließe mich gern an jüngere Freunde, sie verjüngern mir das eigene Leben und es freut mich, wenn junge Männer sich mir in Aufrichtigkeit nähern und ich Ihnen etwas sein und bieten kann.“ Brief vom 4. Jänner 1871: „Meinem Gemüthe thut es wahrlich wohl, gleichsam eine Nachfolge und einen Ertrag zu finden für das innige Verhältniß, welches mich mit Stifter bis zu seinem Tode verband, indem ein junger Geist, der in dieselben Bahnen lenkt, ein jugendlich frisches Gemüth, das in gleicher Tiefe dichterisch erglüht und ein Herz, das in gleicher Güte und Reinheit für die edelsten Güter der Menschen strebt, sich mir anschließt, und die Tage, die mir in diesem Leben noch übrig sind, durch solchen freundschaftlichen Anschluß erhellen will.“

Mein dichterisches Schaffen war zu jener Zeit noch gar sehr unfertig, und Hedenast nahm keinen Anstand, mir hierin in discretester, aber deshalb nicht minder wirksamer Form als Freund seine Meinung zu sagen. So z. B. in einem Schreiben vom 19. November 1870: „Es ist wohl nicht möglich, daß alle Ihre Werke von gleichem Werthe seien, sowie die größten Dichter und Künstler oft ein weniger ansprechendes Werk geliefert haben, und so muß ich denn auch einige Ihrer Erzählungen für weniger gelungen halten, als andere, die sich wie Perlen erster Classe hervorheben. Ich habe nun zum zweitenmale Ihr „Holznechtshaus“ gelesen, und ich kann Ihnen sagen, bei dieser wiederholten Durchlesung war die Wirkung eine noch tiefere und hinreichendere. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten. Das ist so rein und rund und licht, wie die schönste Perle. Auch die „Alpenhütte“ ist eine prächtige Erzählung — durchaus tadellos und von poetischem Geiste getragen. Den „Berg von Gutenhag“ betrachtete ich mehr als ein höchst gelungenes Genrebild, das auch seinen eigenthümlichen Reiz hat, aber

den Leser nicht so sehr poetisch erhebt, als vielmehr durch Naturwahrheit ergötzt. Zu dieser Art mag auch der „Walbproceß“ gerechnet werden. An dieser Erzählung hätte ich im Eingange eine Einwendung zu machen. Der Geisterspuk, von den zwei Advokaten veranstaltet, erscheint mir etwas trivial und verbraucht, da mir eine solche Scene bereits in einer Anekdote vorkam. Alle übrigen Erzählungen stellte ich mit sammt den zwei ersten höher; sie haben mehr poetischen Geist und Gehalt. Wenn ich auch an diesen etwas tadeln dürfte, so finde ich z. B. in „Genoseva“ und „Alpenglühn“ an einigen Stellen Effecte, die mir gesucht erscheinen. Der Schluß im Alpenglühn dürfte weniger theatralisch in Scene gesetzt sein und dennoch eine tiefere Wirkung machen. „Das Reich Gottes“ ist sehr, sehr schön, an vielen Stellen von überwältigender Wahrheit. Nur mit zwei Momenten kann ich mich nicht ganz zufrieden geben: Die Stelle, wo Martin den Entschluß faßt, die Leiche des Kindes aufzusuchen, erscheint mir nicht klar und motivirt genug. Es fehlt etwas, das ihn zu dieser seltsamen und ungeheuerlichen That treiben muß. Die Worte der Bettlerin und die plötzliche Erinnerung an ein Märchen erscheinen mir nicht genügende Motive. Die Bettlerin spricht einmal zu hoch gesetzte Worte, was in meinen Augen die Wirkung dieser Worte abschwächt.

Dann ist eine zweite Stelle in dieser Erzählung, die mir nicht zu Gemüthe will! Der herrliche, aufopfernde, ruhige und tiefe Mensch — der Doctor — kann unmöglich aus Eifersucht oder Eifersucht, in dem Gedanken an ein Verbrechen so weit gehen, daß er Vorbereitungen trifft, die schon wie ein Entschluß aussehen. Durch diese Nachsicht in diesem stummen Monolog einer verbrecherbrütenden Seele, erscheint mir der Charakter des Doctors zerstört und

entzwei geschritten. Er, den wir von seiner Jugend auf lieben und hochachten, der immer das sittlich Rechte und Große thut, den wir in tiefer Erschütterung bewundern, da er den verwundeten Mann auf dem Rücken durch Schnee und Sturm schleppt, dieser Mann wird plötzlich vor unseren Augen ein Anderer. Ich bitte Sie, verehrter Freund, thun Sie doch noch etwas in der Correctur für diesen Mann und retten Sie mir meinen Liebling. —

Wie möchte ich Ihnen in Freundschaft die Hand drücken, da ich immer wieder erfahre, daß Sie in den höchsten und reinsten Regionen der Dichtkunst gerade so empfinden wie ich! Wie wohlthuend ist solche Verwandtschaft der Gefühle, in einer Zeit namentlich, wo sich der größte Theil derjenigen, die für hochgebildet gelten, ja die heute den Ton angeben, in den Verirrungen eines traurigen Modegeschmackes gefällt! — O, lassen Sie sich doch ja nicht irremachen, mein verehrter Freund.

Nur der sich zum reinen Aether der Dichtkunst zu erheben weiß, der lebt fort in den Höhen und streut seine Himmelsblumen nieder auf die Menschheit von einem Geschlecht zum andern. Haben Sie Vertrauen zu sich, mein Freund. Sie sind ein geborner Dichtergeist. Werfen Sie Ihr Geschenk Gottes nicht auf den Markt, um die rohe Menge damit zu erlustigen, sondern pflegen Sie das Gold Ihres Herzens und gehen Sie mit aufgeschürzten Armen an die schwere Arbeit des Künstlers, der für jede Blüthe seines Geistes die edelste Formgebung zu erringen sucht.“

Als ich ihm das Manuscript meiner Erzählung: „In der Einöde“ sandte, wollte ihm der zweite Theil desselben gar nicht gefallen. Er schlug durchgreifende Aenderungen vor, deren Nothwendigkeit ich ein sah; er legte mir einen ganz neuen Plan dar, der sich so organisch dem ersten Theile

anschoß und der mir so sehr zusagte, daß ich mit Freude an die Umarbeitung ging und der zweiten Hälfte der Erzählung die heutige Form verlieh. —

Indeß war er nichts weniger als rechthaberisch, er erklärte stets im vorhinein, daß er seine Vorschläge nicht für maßgebend halte, daß er den Verlag irgend eines fraglichen Werkes unter allen Umständen übernehme, auch wenn seine Aenderungsprojecte ganz und gar unberücksichtigt blieben. Mir waren diese freundschaftlichen Rathschläge des Verlegers von großem Vortheile, ich bin auch den meisten derselben nachgekommen. Die „Schriften des Walschulmeisters“ waren das erste Werk, in welchem mich Hedenast für selbstständig hielt und seit diesem hat er sich, wie er mir einmal schrieb, „ängstlich gehütet, mich zu beeinflussen“.

Gingegen erwies er mir die Ehre, in mancher seiner literarischen Operationen meinen Rath zu heischen, so bei der Kürzung und neuen Herausgabe von Stifter's „Nachsommer“, und so bei der projectirten Volksausgabe der Werke Stifter's, deren Durchsicht er mir anvertrauen wollte.

Ich besitze von Gustav Hedenast mehr als zweihundert Briefe, die alle gleiche Wärme, Güte und Weisheit athmen. Wenn ich jetzt diese Briefe durchgehe, so finde ich in denselben ein förmliches Tagebuch über meine letzten neun Jahre, so sehr schloß er sich in seiner Correspondenz meinen Bestrebungen, meinen Lebensereignissen, meinen Freuden und Leiden an. Herrlich sind die Briefe des Jahres 1875, in denen es galt, mich aufrecht zu halten nach dem Schlage, der mich getroffen. So vermochte ich immer inniger mit diesem Manne. Oft besuchte ich ihn bei seinem jeweiligen Aufenthalte in Wien, dann in Pest, auf seinem Landgute Maróth bei Gran und in Preßburg, wohin er sich in den letzten Jahren, nachdem er seinen ungarischen Verlag

an die Gesellschaft „Franklin“ verkauft, zurückgezogen hatte, mit seiner lieben Familie ein Haus bewohnend, welches fast nach dem Muster des Rosenhauses in Stifter's „Nachsommer“ mit allen Vorzügen der Bequemlichkeit und des Geschmacks und mit reichen Schätzen der Kunst ausgestattet ist. Auch machten wir mitammen mehrere Partien durch Obersteiermark und ich hatte somit reichlich Gelegenheit, den Adel seiner Gesinnung nach allen Richtungen hin kennen zu lernen. Er war eine vornehme Natur durch und durch, sowohl in seinen Manieren, als in seinem Wirken, Genießen und seinen Anschauungen. Er war ein Mann von stets treffendem Urtheile, künstlerischem Geschmack, gleich empfänglich und verständnißvoll für Literatur, wie für Malerei und Musik. Für Alles hatte er Interesse und Verständniß. Gerne erzählte er von seinen Erlebnissen, seinen einstigen Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England, von seinem Verkehre mit bedeutenden Menschen, mit Dichtern, Künstlern und Gelehrten. In schönster Begeisterung sprach er stets von Goethe, Shakespeare, Homer, Cervantes, Schiller und Grillparzer, die er mit seiner feinsinnigen Gattin las und immer wieder las. Die moderne Richtung der Kunst sagte ihm nicht immer zu und konnte er über manches Product und über die große Menge, die solchem Producte jubelte, oft höchst unmutig werden. Hoch hielt er nur die Einfachheit und Einheitlichkeit des Wahren, so hatte er eine große Meinung z. B. von Franz Desregger, Muntacs, P. J. Geiger. Ueber Letzteren schrieb er mir (Brief vom 3. Februar 1871): „Geiger ist freilich ein herrlicher, großer Künstler. Ich schätze mich glücklich, diesen in jeder Beziehung sehr ausgezeichneten Mann schon seit vielen Jahren meinen Freund nennen zu dürfen. Wir stehen in herzlichster Verbindung und Geiger malt oder zeichnet oft ein Bild für mich.

Ich besitze von ihm einige große Delgemälde, eine Reihe von herrlichen historischen Cartons und die Originalvignetten zu Stifter. Sie sollen Alles sehen und wiedersehen, wenn Sie mich besuchen.“

Meine Besuche bei Hedenast gehören wohl zu den schönsten Tagen meines Lebens. In seiner Familie, welcher er das besorgteste, treueste und liebevollste Haupt war, wehte Gemüthswärme, heiterer Frieden und geistiges Leben überall. Jeder, der sich seines gastlichen Hauses freuen durfte — und deren werden wahrlich Viele sein — wird bestätigen, daß bei Gustav Hedenast das Ideal der Gastfreundschaft in jeder Beziehung zu finden war.

Ich besuchte ihn noch wenige Wochen vor seinem Tode. Ich fand ihn leidend. Seine imponirende kräftige Gestalt war gebrochen. Sonst das Bild der Gesundheit, fand ich ihn jetzt durch eine seit Monaten andauernde Schlaflosigkeit sehr erschöpft. Wie gewöhnlich widmete er mir den ganzen Abend; ich wollte ihn nicht in Anspruch nehmen, als ob er geahnt hätte, daß es das letztemal wäre, sprach er noch in einer fast nervösen Aufgewecktheit über Allerlei, besonders über meine Lebens- und Arbeitspläne, so auch über ein Buch von mir, das im nächsten Herbst bei ihm erscheinen sollte. „Was aber den Kalender anbelangt,“ sagte er plötzlich, „so möchte ich Ihnen rathen, demselben schon jetzt einen andern Verlag zu sichern. Wie Sie mich da sehen, so sagen Sie selbst, ob ich mich für das nächste Jahr noch verantwortlich machen darf?“ Dann wieder besprachen wir für den nächsten

Sommer Zusammenkünfte in den Alpen und fröhliche Landfahrten, die wir miteinander machen wollten. Da ich gewillt war, am nächsten Morgen zur frühen Stunde Preßburg zu verlassen, so verabschiedete ich mich noch am Abend von meinem lieben kranken Freunde. Er faßte meine Rechte in seine beiden Hände: „Was Sie, mein theurer Freund, beginnen mögen, ich wünsche Ihnen das schönste, reinste Glück auf Erden!“ Das waren seine letzten Worte an mich gewesen.

Seither keine Nachricht mehr bis auf das Telegramm vom 12. April: „Hedenast ist gestern gestorben.“

Dieses in groben Umrissen das Bild eines vortrefflichen Mannes. Gar unvollständig mag es sein, es ist entworfen in der Aufregung des Schmerzes. Wer von der Bedeutung der Thätigkeit dieses Mannes einen besseren Spiegel wünscht, der sehe sich die Kataloge seines Verlages an. Wer von seiner Persönlichkeit ein ausführlicheres Bild haben will, der findet solches in den drei Bänden der Stifter'schen Briefe, wovon der größte Theil an Gustav Hedenast gerichtet ist, und welche den Vortheil haben, in ihnen auch das ganze Wesen Adalbert Stifter's zu bergen. Daß ich mich in dieser Beschreibung selbst vordrängen mußte, ist ungerne geschehen; indeß bin ich eines der besten Beispiele seines vornehmen Charakters und seiner Herzengüte. — Das Geringe, was ich ihm sein und bieten konnte, steht in keinem Verhältnisse zu Dem, was er mir war.

Sein Andenken sei gesegnet.

F. A. Rosegger.

Kleine Laube.

Mei Väibtag.

Gedicht in Steierischer Mundart.

Wos ma nit woaf, s se kon ma holt jo nit sogn. —

Wir a Korfunkschdoan mog er da Liacht hobn trogn,
Er, da hel Morgenschdorn, af die grean Au.

Und an iads Kräipferl Lau,

Däis wula Freid und Luft

Drauf da hel Schdorn hot buht,

Is a Korfunkl worn. 's mog frei a sou sein gwen,
s wia wan gschdot Pleamerla, däi asn Erdboudn schden
Biel tausnd Liachtla wul auffa von Grean

Hel tatn blean.

Sou wos wird gwäisn sein, hons zwor nit gseh'n zert (zuerst),

Leicht hot däi Schenheit mein' Boder und Wuada gbert,

I hon nou gschlofn seim - - s gonzi Trum Welt vasamp (versäumt),

Leicht hot ma tramp. —

Drauf, wir i munta wir, is s scha helliacht in Haus.

Morgenreth, Wuadaliab! Boda jeit d Schäifler aus,

Und da Bi-Pulzjogl (Hint) fingg af da Lend.

Wissads von Ferzn gern, wos er dan gsunga hot,

Das sie in sewin (am selben) Log s Bäita — deaf sogn — scha grod
Karasch hot gwendi.

Is dan a Baitagez gflougn iban Bold za mir?

So nit vabrena, d Hex! — I knia mi hin vor ihr:

„Donk da firn Sunschlein und

Donk da fir triabi Schdund;

Wos mir ols ibasohrn,

Bi dabei zeiti worn

— Donk da dafir!“

Drauf, wir i munta wir — schbäid in a jungen Haut —

Woch i glei d Augler auf, luag, wia dan d Welt außschaut;

Don nit weit firi gsegn,

s is sou a Rebel glegn.

Liacht, wan ma jung is, helliacht, wir a Silbazelt,

Gfiacht in helln Rebel und nig da da Welt.

Gschont hon i s freili wul, s miad wos dahinta sein,

Imer a greans Hläidel (Hledchen) von Bold gfiach i firaschein,

Imer a roths Halterl in Liftn hot umatonzt,

Imer a blowß Schreiberl von Himel hot glonzt.

Gach folts ma narasch ein, las iberß Pochtreizfeld,

Gfiach i s Kapelerl schon,

Schrei in fern Fergoud on:

„Wou host dei Welt?“

Er is zwor schdli, oba s Lürmerl hot auffideit (hinaufgedeutet),
 Hon an waschdonn, den Deita, bin gschbrunga weit
 Vorfuas und fingsg durchn Wold, wir a Reh,
 Und auffi af d Feh.
 Leitt, hiazt fiach i s, ja wos die zwoa Augn guat sein,
 D Welt is do, Dörfer und Schläiffa liegn ausgat drein,
 Dampfwägn und grossi Schdäit (Städte), Wosser und Schifferlsohrrn,
 Oba, wou hin dos get, bin i nit ini worn . . .
 Drauf, ja Mittog nit weit,
 Hobn grob jan Kiffn gleit' (geläutet).
 Bin i jan läißtnmol, wir a Firsch, iban Moan
 Fingschbrunga, lusti und alloan.
 Sach wird ma s Herz schwarz, will ruafum durchs Waldl gen,
 Gfiach i ban Kofnbusch oangschicht a Jungfrau schden.
 Glei tritt i hin jan ihr, bruch ihr monirla d Fond:
 „Jäi! Du bis gor mei Liab! Mir bleibn beinond!“ —
 Deafad läibn hundert Dohr, kunt i enk nou nit sogn,
 Bia ma hiaz gwäissn is, tuats na glei s Bleamerl frogn,
 Däis, wir i s obroukt hon, muatschön ihrn Buasn zirt,
 Und bar ihrn Herzn frisch weida hot bliat.
 Rog nit af d Welt mehr schaun, schau nur af d Dirndl gern,
 D Sun schdet am Firmament, wir Goutes Augenschdbern.
 s Wäiter is gor so schen,
 Iberoal Köferln schden,
 Singende Bäigerla! s fon scha niz Siaffers gäibn,
 Leibl, i bit ent, wia flaf is dou s Läibn!
 Gjauzt hon i, das s hot geßt
 Af dera liachtn Welt,
 Gschbrunga vor Luft
 Is ma s Herz in da Brust.
 Ker um d Fond, das ma s denkt, rucht a kloans Büaberl zua.
 Nehmens oanonda wäil, kinens nit onschau gnua.
 Sein jo frei tamisch vor lauta Glück — sou viel schen!
 Krocht enk a Blißschdrohl von Himel, das d Augn vagehn.
 „Kuwch, mei Läibn!“ soggt s liab Weiberl und todenbloß
 Einths mar af s taufrißchi Gros.

— Schauts dou, wias dunkel wird, d Sun hot ihrn Schein balorn,
 Is ma dan s Aug nit recht, oder is s finsta worn?
 s waht gor a lolti Luft, is jo dou Sumerzeit!
 Wan ma 's nar o an Mensch kunt sogn, wos däis Ding bedeit?
 Wan nit mein Kinderl sein Aug sou hel leichtn tad,
 Hindad in Wäig nit meh, läigad mi schlofn schdad,
 — Long, eh s da Rochtwougl schreit. —
 Läigad mi nieder und wos heind ins Herz is grobn,
 Kunt i, wan i munta wurd, morgn leicht waschlofn hobn?
 Ost wars erschd Dis dabei, s Glück und s Widentn dron,
 Dis balorn, ols wawah; — häibad niz Bäiffers on.
 Nur nit g o n z finsta! Wan scha glei d Sun nit locht:
 s Obendrot is ma nou liaba, wia d Rocht.

Der Kehnbl Noah.

(Ein Versuch, es dem Burjelgräber nachzumachen.
Siehe Seite 549.)

Was thut denn derselb' weißbärtige Mann in der Hütten? Er hoct vor einem breiten Stein und schleift mit einem andern allerweil drüber und drüber, daß der Staub steigt. Weißt leicht sonst nichts zu thun, Alter? — Ja, wir haben leicht reden. Uns bringt der Hansel das Brotmehl von der Dampf- mühl. Aber in der selbigen Hütten, von der ich red', weiß man noch von keiner Dampf-, keiner Wasser- und keiner Windmühl.

Das darf ich sagen: zu Noah's Zeiten haben die drei ledten Geister, Feuer, Wasser und Luft noch einen Herrn gespielt und sich zu keinem Dienstboten brauchen lassen, wie etwan heut- zutag.

Nu, daß ich erzähl. Gehst g'rad' der Gott Vater vorbei, bleibt ein Gesicht stehen, horcht und lugt und schreit in die Hütten: „Tauch' nieder, tauch' nieder, Noah!“

Der Alte schaut auf: „Uh Jezt, der Gott Vater ist da! Geh', rast' ab ein Mandl (ein Weilschen); uns geht's völlig gleich — werden hell schon steinalt, allbeid! Aber Du dauerst mich noch nieder (überdauerst mich), 's selb' mein' ich.“

„'s selb' mein' ich auch,“ sagt der ewige Herr.

„Aber Eins ist halt nicht recht von Dir“, meint der Noah, „daß Du so ein steinfestes Körndl wachsen laßt, wie es gar mit hart' Kräften zu mahlen ist; zu weg nicht gleich das fertig' Laibel Brot, wie man's von der Hand in den Mund isst? Dir wär das ja all' eins; brauchtest nur ein Wörtlein zu sagen, so geschäh's. Oder sonst schid' etlich' Engel vom Himmel, die uns das Körnlein mahlen. Zuweg brauchst sie denn oben; sind sie etwan deine Spazzen auf dem Himmeldach?“

Auf diese Rede hat der ewige Herr ein finstres Gesicht gemacht und hat

gesagt: „Noah! werd' nicht ledt! Du hast Dich gewiß nicht zu beklagen; Dir hab' ich allerweil die Stang' gehalten, Dir hab' ich viel Gutes gethan, Dir! Bist soweit auch brav gewesen, mit Deinen Leuten bin ich eben gleichwohl zufrieden. Euch nehm' ich aus, wenn ich sag: das Menschenvolf hat mir noch wenig Freud' gemacht. Ich hab' gewiß viel gethan, hab' die Welt versorgt mit Speis' und Trank, hab' sie aufgepußt mit Lust und Freud' wie mein eignes Haus, daß die Leut' sollten zufrieden sein und glücklich bei einander. Ja, Schneden! Einen Verbruß um den andern machen sie mir; neidig sind sie einander um jeden Bissen Brot; und das Lügen und Betrügen ist noch nicht einmal Alles: Eins bringt das Andere um! — Ist denn die Welt nicht groß genug für Alle? Hab' ich ihnen nicht die Lieb in's Herz gelegt, wie sie die Engel im Himmel nicht besser haben? Hab' ich sie nicht gebeten, mit aufgehobenen Händen gebeten: Seid's brav, gebt's schön Fried', macht's euch Freud', seids vergnüglich, macher hab' ich euch gern und schenk' euch den Himmel! — Ja, bei einem Ohrwaschel hinein, beim andern hinaus; mein ganzes Neben ist für die Raß'. Auspotten sie mich — mein Andenken treten sie mit Füßen. — So machen es meine Kinder, die ich geliebt hab — so geliebt hab, daß ich's gar nicht sagen kann. . .“

Die Stimme ist ihm gebrochen, wie er das hat gesagt. Der Noah ist niedergesunken auf die Knie, hat sich nicht getraut aufzuschauen.

Aber der Herr hat mit der Faust auf das Brett geschlagen: „Ich will euch schon helfen, ihr Undankbaren! Zu Grund' richt' ich euch! Wie die jungen Hund ersäuf ich euch! Und von solchen Geschöpfen, die mir nur Schand über Schand machen, will ich nichts mehr wissen! — Dich nehm' ich aus, Noah, mit Dir sang ich noch einmal an. — Bin heut' dem zuweg da; will Dir sagen, daß Du ein Haus sollst bauen, das schwimmen kann. Bist damit fertig,

so gehst hinein und Dein Weib und Deine Buben mit ihren Weibern nimmst auch mit. Und von einem jeden Thier, das im Wasser nicht leben kann, nimmst auch ein Paar mit. Nachher machst zu. Wird ein schlechtes Wetter anheben. — Wamm Du wieder heraus darfst gehen, das'f'elb werd' ich Dir schon sagen, das'f'elb wird eine andere Zeit sein. Nachher probiren wir's halt noch einmal.“

„Wünsch' Dir viel Glück, Gott Vater!“ meint der Noah; und wie er ihm die Hand will geben, ist er nicht mehr zu sehen. Ein starker Wind ist g'angen; einen Blicker hat's gemacht über den Steinfelsen her — helf' uns Gott! —

Drauf schreit der Noah hinter den Stabl hinaus, wo die Buben Haser schneiden: „Kommt's her und laßt's es hent' gut sein!“

Und wie Alle in der Stuben sind gewesen und die Noahin das Geseckste mit Sauerkraut auf den Tisch hat gebracht, na, da erzählt es der Alte, wer heut' da ist gewesen und was derselb' gesagt hat.

„Da heißt's jetzt sich tummeln (sich beeilen), Buben,“ fährt er fort „Du, Semmerl verstehst das Geschäft, Du gehst morgen Holz kaufen und schaust um Zimmerleut' um. Mit dem Schmied mußt auch reden — aber sag' bieweilen nichts, was oder wie. Du, Kamerl bist ein rechter Waldteufel, ein schwarzer, Du gehst das Pechhaden an. Pechwerden wir viel brauchen. Und Du, Zaphel, bist ein Vogelfänger, schau, daß Du allerlei Geflügel heimbringst; für ein jedes Paar kriegst einen Groschen — aber zerreiß mir die Hosen nicht dabei! — Die andern, den Löwen, den Bären, etlich' Schlangen, Käfer, Miltwürm' (Salamander), Blindschleichen und Affen müssen wir ohnehin auch haben.“

„Geh' weiter mit Deinen Miltwürmern!“ schreit die Noahin, — sein Weib — „wenn Du so garstige Vieher willst haben, da geh' ich Dir nicht mit hinein, das sag' ich gleich!“

„Wirst schon mitgehen,“ sagt der Alte und macht ein gemüthlich Gesicht.

Drauf ist ein Handel vergangen. Und enblich ist das Gebäude dagestanden auf dem hohen Berg und gebaut ist's gewesen, wie ein Schiff, so daß schon alle Leut' gelacht haben und gemeint, den Alten hätte es — er wär' närrisch worden. — Aber der hat die Leute reden lassen — den Mund kann man ihnen nicht verstopfen. Und das neue Haus hat er fleißig angefüllt.

Wie der Noah das Gewürf von kleinen Thierchen in das neue Haus treibt, schreit sein Weib: „So laß' Dir doch was sagen, Du alter Dickschädel! Jetzt zu was brauchst die Schwaben? Wenn sie Dir in die Suppen fallen, ich fang' sie nicht heraus, drauf kannst Dich verlassen. Und erst die Flöh' und die Wanzen; sie sollten Dich nur rechtschaffen beißen, geschicht Dir schon recht, ich flöh' Dir die Pfaiden nicht aus, das sag' ich Dir, zuweg nimmst sie jetzt mit, diese grauslichen Vieher!“

Und wie die Alte eine Weil' so hat geschneppert (geleift), dreht sich der Noah schön stad um und sagt: „Na, Weiberl, bist jetzt fertig? — Schau, der liebe Gott will's halt einmal so haben. Was kann denn ich machen?“ Er hat mir's extra noch aufgetragen: Vergiß mir die Wanzen nicht, sagt er, und die Schwaben und die Gänf' und die bösen Weiber nicht. Sollt' ich leicht sagen: Na, die nehm' ich nicht mit?“

Drauf ist die Noahin mäuserkiff gewesen und hat gedacht bei sich selber: Ihr Manner halt's all' zusam', wenn ihr unfereine hänseln wöllt's.

So ist's gewesen. Und daß ich weiter erzähl', hat sich der Himmel überzogen, so daß der Noah meint: „Schau, der Gott Vater hängt schon seinen Wettermantel um.“

„Mach' jetzt keinen Spaß, Noah!“ sagt der Herr, „ich fang an!“

Das war gut gesagt und der Noah hat die höchste Zeit gehabt. Raum sind alle drinnen und die Thüren verriegelt, so hebt es zu regnen an, als wie wenn

es mit Kübeln thät gießen. Tief im Thal ist gleich ein ganzer See gewesen und die Dörfer hat's vertragen. Die Leut' haben gescholten über so einen Herrgott, der nicht schaut auf seine Geschöpfe und warum er sie so sündhaft hätt' erschaffen, wenn er sie nachher von wegen der Sündhaftigkeit wieder ersäufen wollt' — so was hätt' Eins dem Gott Vater nicht zugetraut. — Auf die Berge sind sie gelleitert, aber die Gießbäche haben sie wieder hinabgeworfen und der See ist allemal höher und höher worden und gebracht hat's und gebraust und mauerfinster ist's worden um und um vor lauter Rebel und Regen.

Der Noah schaut zum Fensterlein hinaus und meint: „Das ist ein Sauerwetter!“

Er hat es nicht gesehen, wie die Leut' zu Grund' sind gegangen — hat's auch nicht gehört, wie sie haben gejammert, gestucht und gebetet — es war gar so finster und laut.

Jetzt — nimmt es wahr wie es schaukelt und schaukelt im Haus, daß sich die Weiber müssen anhalten bei den Männern. — Ja, was ist denn das?! Der Noah fällt nieder auf seine Knie und schreit: „O Herrgott, thu' uns doch nicht verlassen!“

Es war kein Spaß nicht, das kann ich euch sagen.

Und wie es nach einer Weil wieder ein Eichtl lichter ist worden, da ist das Haus gestanden mitten auf dem Meer, kein Bröckel Erden hat man gesehen weit und breit. Das hat gewallt und gefunkelt und der Noah ist ganz gemüthselig worden über diese Herrlichkeit und Pracht. Sein Weib hat in's Wasser geschaut, hat ausgerufen: „Uh Jerum, der schöne Spiegel da!“ und hat sich aufgepußt.

Der jüngere Sohn vom Semerl lauft daher und frägt den Großvater: „Aehnbl, wo sind wir?“

Das hat den Alten traurig gemacht. Hat's ja selber nicht gewußt, wo. Von der Welt sind sie hinausgefahren; geht's

dem Himmel zu, oder wie? — Einen Raben hat er außfliegen lassen, daß er eine Post sollt' bringen, wie's draußen hergeht. Mein, den kunnt man auch um den Tod schicken — zurück kommt er ohnehin nicht.

Hat er's noch einmal probirt, hat eine Tauben außfliegen lassen. Schau, die hat's besser verstanden. Gleich ist sie wieder da gewesen und hat ein grünes Zweiglein heimgebracht. Und der Noah ist darüber so voll Freuden gewesen, daß er aus dem Zweiglein einen Kranz hat geflochten und denselben seiner jüngsten Schwiegertochter auf das Haupt hat gesetzt. — „Dir und der ganzen Welt,“ hat er dabei gesagt, „setz' ich diesen Kranz auf und es wird schon wieder recht werden.“

Ist nicht lang' angestanden, steht das Haus wieder fest auf dem Berg und die Leutlein sind herausgesprungen und haben getanzt und nicht gewußt was sie thun sollten vor lauter Freuden. Das Wasser ist veronnen, der Rai ist gekommen und die neugewaschene Welt hat so grün und frisch ausgeschaut, so gefreulich, daß — nein, ich kann's gar nicht sagen. — Wenn nur der lieb' Gott Vater wieder einmal thät' kommen, denkt sich der Noah, ich wollt' mich bedanken zu tausendmalen bis in den Himmel hinauf. Mein Herz brennt vor lauter Lieb' zu meinem ewigen Herrn. Wie ich ihm das nur kunnt zeigen! -- Da fällt's ihm ein: Einen großmächtigen Scheiterhaufen läßt er zusammentragen, den zündet er an und betet dabei: „Großer Herrgott! So wie diese Scheiter, brennt mein Herz zu dir! Du hast geschaut auf mich und auf meine Leut' und hast uns erhalten. Vergelt's Gott dafür!“

Siehst es, wie jetzt auf einmal eine gluthgoldene Brücken dagestanden ist, vom Himmel bis auf die Erden. Und da sind viel tausend Engeln dahergefahren und zu guter Letzt der liebe Herr selber und hat gesagt: „Weißt, Noah, mich gereut's, was ich hab gethan, ich thu's nimmer. Den Jammer, wenn die Welt

zu Grunde geht, kann ich selber nicht ertragen. Sei so gut, Noah und schau mir wieder um Leut' um."

"Ich!" fragt der Noah, "wie denn das? Ich bin ja ein alter Schippel (ein Weis) und meine Augen, die wollen mich schon verlassen."

Da hat der ewige Herr ein Zweiglein hervorgezogen aus der Erben und hat gesagt: "Noah, was auf diesem Zweiglein wird wachsen, das macht Dich schon wieder jung. Kannst mir's glauben, es ist von mir selber was dabei."

So weit recht. Der Noah hat das Zweiglein gehütet und es sind blaue Trauben d'ran gewachsen. Die waren nicht schlecht, aber das große Lob vom Herrn mögen sie doch nicht ertragen. Der Noah hat gleich eine ganze Butten voll heimgetragen; das hat sich nicht gut gemacht, die Trauben haben sich aneinander gepreßt und zur Lezt hat er lauter Most in der Butten gehabt. Er hat sie in den Winkel gestellt und erst nach etlichen Tagen hat er von diesem Most ein Schlüssel (einen Schlud) gekostet.

— "Nau! da will ich nicht sagen! Das laßt sich trinken!" — Er kostet und kostet allerweil mehr. "He, saggerawalb noch einmal!" sagt er, "ich bin da beim Dasein und eine Schneid' hab' ich auch! Bin allerweil noch ein lustiger Bursch und das schönst' Dirndl hab' ich und heut geh' ich nicht heim. Herr, noch eine Halbe! ich kann's thun, ich bin der Noah und :

"Ich wollt', ich wär im Himmel drob'n, und hätt' ein Glasel Wein, und wär mein Schagerel auch bei mir: Wie lustig wollts nicht sein!"

Steht auf einmal vor ihm der Herr.

"Bist da, Brüderl!" schreit der Noah, "ich sag' Dir's, heut' wird Bruderschaft 'trunken, gest' Alter! Wir haben beim Wasser zusamm' gehalten und wir thun es auch beim Wein. Sollst leben, drei Jahr' nach der Ewigkeit!"

Das finstere Gesicht, welches der Herr jetzt gemacht hat! — "Bist mir

schier zu ked, Noah," hat er gesagt, "Ueber das Wasser bist Herr worden, das ist wahr, aber über den Wein sollst Du nicht Herr werden. Und Brüder sind wir zwei bieweilen auch noch nicht; sei froh, wenn ich Dein Vater bleib!"

Der Noah laßt und laßt noch ein Randel; dann torkelt er in den Winkel und es fallen ihm die Augen zu.

— So, meine Lieben, ist es unserm Aehnbl Noah bei dem Wasser und bei dem Wein ergangen. Die Mannhaftigkeit war schön, aber der Rausch ist ihm gar nicht gut angestanden. Ich wollt' noch erzählen, wie es war, als er wieder ist munter worden und dem Herrn für seine neue Welt um Leut' hat geschaut; aber ich bin ein wohlgerathen Kind vom alten Patriarchen, hab' ein kühles Krüglein vor mir stehen und mir schwammelt's (kimmert's) vor den Augen.

Ein Jahr aus dem Leben einer Dorfshönen.

Zu Papier gebracht von F. K. Rossegger.
VIII.

Noch im vorigen Monat hatte es das Ansehen, als wäre der Zwiespalt ganz unlösbar.

"Ich kann's nehmen, wie ich will, so paßt's mir nit," hatte die Kundl gesagt; "mag ihn der Kaiser nit, so hab' auch ich kein' Freud mit ihm. Und mag er ihn, so hab' ich ihn nit."

Der Kaiser mochte ihn aber, den Richerl, und die Kundl soll ihn doch behalten dürfen — so erfreulich kann sich's wenden, wenn der Himmel gut aufgelegt ist.

Als das Schleiber-Richerle Mitte April zur Stellung ging, da nähte sie ihm einen papierenen Buschen auf den Hut und ein feuerrothes Seidenband das in zwei Klägeln bis auf die Achseln hinabflatterte. Keiner sonst hatte eine so große Pier, als wie das keine Richerle, obwohl jeder auf dem Hut etwas vom Schatz trug — auch der, welcher gar keinen hatte.

Der Baumlipper-Toni, der hatte noch keinen, weil er so viel blöd war und mächtige Angst kriegte, sobald er einem Dirndl in die Nähe kam. Er wick Jeder aus; und eine alte Muhme war, die sagte ihm immer: „Hast schon Recht, Toni, thu' Dich nur schön eingezogen halten. Kommst nachher in den Himmel, wenn Du stirbst.“ Der Toni hielt was auf den Himmel und im Grund seines Herzens hätte er eigentlich schon vor dem Sterben in den Himmel kommen mögen. Und für's Leben gern' hätte er ein Dirndl gehabt — wenn er nur mit Einer nichts reden dürft'; denn warum? Es fällt ihm nichts ein.

Jetzt aber zur Stellung kaufte er sich einen bunten Strauß mit langen Bändern und gab den anderen Burschen zu verstehen, er hätte ihn von seinem Schatz. — Und glaubte es schließlich selber und war ganz toll vor Freude darüber, daß er einen Schatz habe. Im Bewußtsein seiner doppelten Würde — als Kaiserlicher dort, als Liebhaber hier, sang er mit den Uebrigen:

„Schad di Goud, mei Liab Dirndl,
Wos sein muach, muach sein:
Mei Laidn ghört in Kaisa,
Mei Herzl ghört Dein.

Und mei Herzl, däis los i
Bluabfrisch ba dir z'haus,
Sist traf's leicht a Kugl,
Kun d'Liab olli aus!“

Der Baumlipper-Toni geht uns weiter nichts an — sie haben ihn behalten als Soldaten. Die graue Montour mit dem Stecher an der Seite steht ihm einzig gut. Er hat auch schon mehr Courasch. — Nu, vielleicht schreibt er einmal.

Es lockt mich, das übermüthige Treiben der Rekruten zu schildern, aber als ich's vor Kurzem im „Ginterschöpp“ that, da ist manche Leserin auf mich böse geworden und von wegen etlichen so tollen Burschenstreichen verscherze ich mir die Gunst der lieben Leserinnen nicht mehr.

Nur vom hellen Zauchzen will ich bemerken und vom Trugliebderlingen und von den Tropfen, die so manchem jungen Kerl im Auge hängen. — Soldatenleben! Der Ruß und der Türki! Die Engländer! und weiß Gott was Alles in den Zeitungen steht! Mit Einem plumpfen wir schon zusamman' — wird nicht ausbleiben. Und nachher ist die Patzchen fertig. Keiner sieh sein Heimath wieder! — Also nur früher, so lang' wir noch da sind, Alles zusammreißen: Die Zäune, die Wegsäulen, die Wägen überstürzen, die Fenster einschlagen und was des Späßes eben mehr ist.

Ein verfluchtes Volk, das Bauern-voll! — Aber die großen Feldherren draußen verwüsten doch auch die Vaterländer aus lauter Vaterlandsliebe?! — Ja, Bauer, das ist was Anderes — 's ist schon besser, ich bin still davon. Da soll sich Jeber denken, was er will. Ich erzähle von der Assentirung: Die Gefunden und Geradegewachsenen haben sie behalten, die Anderen haben sie zurückgewiesen. Diese Anderen sollen daheim bleiben und heiraten, daß die ungradgewachsenen Leut' nicht aussterben.

Nun?

Nun und das Schleider-Michele?

Ja, über den haben die Herren so gesagt: „Er ist nicht groß, gar nicht, daß er groß ist. Aber ein fester Knirpel. Wir wollten ihn schon brauchen! Halt ja, daß wir ihn brauchen wollten. 's ist ein Kernbursch. — Jedoch, wenn er das einzige Kind von ein Paar alten, mühseligen Leuten ist und daheim eine Wirthschaft zu besorgen hat — nachher können wir nichts machen; gar nichts, daß wir machen können. Lassen ihn auslassen, 's ist Schab!“

So kam er zurück und so hat er's daheim erzählt.

Jetzt hätten ihr die Mädchen von Lahnborn sehen und hören sollen. Zwar man sah und hörte ihnen nichts ab von dem, was sie innenbig — ganz in der letzten Herzammer drin — dachten. Sie dachten nämlich (aber das kommt nicht auf), sie möchten ihn haben. „Ein

feſter Knirpel. Wir wollten ihn ſchon brauchen! Halt ja, daß wir ihn brauchen wollten. 's iſt ein Kernburſch!' haben die Herren geſagt.

Das Schleider-Micherle — in dieſer ſo glücklichen Lebenswendung — ging zu der Ruml in den Stall und ſagte: „Ruml, Du haſt — weißt wohl! — nie recht genau gewußt, ob Du mich magſt oder nicht. Gib' Dir keine Müh' — ich ſchau mir um Eine, die's beſſer weiß.“

„Haſt recht,“ ſagte ſie mit der ſelben Stimme, mit welcher ſie anderen Gleichgiltige zu ſprechen gewohnt war und hantirte mit der Streugabel herum und ſchaute ihn gar nicht an.

„So behüt' Dich halt schön Gott, Ruml, und halt' mir nichts für Uebel —“

Da fuhr ſie, wild wie eine Beſtie mit gezückter Stallgabel auf und ſchrie: „Das Luder, wo iſt es denn, das Dich aufreden (abſpenſtig machen) will? Ich renn' ihr den Dreispiz in die Wampen!“

So roth im Geſicht wie jezt hatte das Micherle ſie noch niemals geſehen.

„Mir ſcheint,“ ſagte er zu ihr, „jezt weißt es ſchon beſſer — meinetwegen — nu, nachher können wir's ja richtig machen. Am übernächſten Montag kann die Hochzeit ſein.“

„So, in der Antliſwochen?! Biſt denn ein Heid' worden, ſeit Dir die Stadtherren ſo schön than haben?“

„Siehſt es, daß Dir um und um nichts recht iſt. Wenn ich dich nehm', ſo muß es bald ſein, da ſchau ich auf keine Antliſwochen. Das Weißfleisch, das möcht' ich ſchon mit meinem Weibel eſſen.“

„Um's Weißfleisch iſt mir wieder gar nichts und bis auf den weißen Sonntag wart' ich gern.“

„Iſt recht, ſo ſoll uns der Pfarrer am Oſtertag, am Oſtermontag und am weißen Sonntag vom Predigtſtuhl herabwerfen (ſo viel, als das dreimalige Aufgebot machen). Und nachher am weißen Sonntag Nachmittag gehen wir's an.“

„Am Sonntag? Meiniſt ich werd' Dir auf ſo eine Bettlerhochzeit eingehen?! Eine ordentliche Montagshochzeit muß es ſein, wie's der Brauch iſt! Das möcht' ich wiſſen!“

Sie ſagte es in ſo entſchiedenem Tone, daß er kleinlaut entgegnete: „Na ja, ſo wird's halt eine Montagshochzeit ſein.“

Als er aus dem Stalle ging, ſtand des Höllerbauers Oberknecht da und ſah ihn an und ſagte: „Micherl, Du derbarmſt mir.“

„Wesweg denn?“

„Du derbarmſt mir bis in die Seel' hinein.“

„Jezt ſag, wie Du's meiniſt.“

„Wenn Du Die nimmſt, Micherl, ſo haſt Dein Lebtag keine gute Stund' mehr. Ich ſag' Dir, du kriegſt einen Dracken!“

Ohne eine Wort zu erwidern, ging das Micherle davon. Unterwegs dachte er ſich: Sein kann's eh. — Aber, iſt's mir vorerſt recht geweſen, ſo muß es mir nachher auch recht ſein. —

Und am Oſterſonntag — ſchnurgerade auf die Oſterfleischkörbe herab wurden die Weiden als Brautleute verkündet.

Die alten Schleiderleute murmelten in ihre Betschnur hinein: Wenn ſie halt für einander geſchaffen ſind — in Gott'snam'! —

Der lezte Schulmeiſtersohn, der für die Feiertage aus der Stadt gekommen war, ſchmunzelte auf dem Kirchengor und flüſterte zu dem nebenſitzenden Wirthsſohn: „So eine graßfriſche Dirn da ſollten ſich die Lahndorfer Junggeſellen nicht gleich mir nichts dir nichts wegheiraten laſſen!“

„Was kannſt denn machen?“

„Schauen, daß was dazwiſchen kommt.“

— — Spizhub!

Die Sprache, die man mit den Thieren redet.

Ein Schreiben an den Herausgeber. Von
R. J. Schröder.

Ihr Aufsatz im Heimgarten „Ueber den sprachlichen Verkehr des Menschen mit den Hausthieren“ war mir sehr anziehend, so daß ich nicht umhin kann, darauf zurückzukommen.

Die innere Welt, das Geistesleben, das der Mensch im Thiere vermuthet, ist die Voraussetzung, auf die sich der Verkehr mit der Thierwelt gründet.

Ich war sieben Jahre alt, als ich einmal an einem schönen Junisonntag am Morgen in den Hausgarten meiner Großmutter trat. Ein reicher Blumenflor verbreitete seinen Duft in dem Garten; es herrschte recht andächtige Sonntagsstille. Nur Bienen flogen fleißig um die Blumen herum. — Da kam mir, wohl zum erstenmal im Leben, der Gedanke: ob die Bienen denn am Sonntag auch arbeiten? Es schien mir zwar unwahrscheinlich, aber als ich mich fragte: ob sie denn vom Sonntag etwas wissen können und warum sie am Sonntag nicht arbeiten sollen? da wagte ich freilich keine Antwort! — Ich trat näher zu den Blumen, an denen Bienen saßen, um mich zu überzeugen. Wohl sah ich, daß sie mit den Füßchen Staub von den Staubfäden der Blumen streiften; aber das thaten sie ja offenbar nur zum Spiel! Arbeiten, heute arbeiten? Das fällt ihnen nicht ein! — Ich machte noch weitere Beobachtungen, ließ mich aber nicht beirren und nahm lächelnd die Ueberzeugung mit mir fort: „heute spielen sie nur mit den Blumen!“

Freilich habe ich mich im Verdacht, daß ich nicht enttäuscht sein wollte. Es gefiel mir eben, zu denken, daß die Bienen Sonntag haben.

Weiß ich ja noch recht gut, daß die Geschichte mit dem Christkind, welches uns zu Weihnachten den Christbaum bringt, mir längst nicht mehr geheuer schien und doch, als uns die Kinderfrau fragte: „wollt ihr wissen, wer das Christkind ist?“ war ich derjenige, der

ihr den Mund zuhielt und — wollte es nicht wissen! — Ich war demnach als Kind eben kein Rationalist.

Daß die Thiere unsere Anschauungen theilen, ist uns tief eingepflanzt. Wer das so recht empfinden will, dem rathe ich, Ihre kleine Geschichte zu lesen in „Tannenzharz und Fichtennadeln“, S. 27: „D' Schwoagrün und die Raa“. — Ein Stück, das ich immer wieder lese und das in seiner Ueinfalt mich immer tiefer rührt als manches Heldengedicht! —

Eine schöne alte Mythe erzählt Folgendes:

Ein Bauer wollte seinen Bienenstock recht fruchtbar machen und behielt die Hostie, die er beim heiligen Abendmahl empfangen, im Munde und trug sie in seinen Bienenstock. — Als er des andern Tages nachsehen ging, ob die heilige Speise den Bienen Segen gebracht; was sah er? — Die Bienen sammelten keinen Honig mehr. Der Bienenkorb war innen leer von Waben und war ganz zur Kapelle umgewandelt. — In der Mitte stand ein Altar und über demselben war die Hostie befestigt. Die Bienen flogen anbetend darum herum! — Es werden den Bienen damit ohne weiteres christliche Anschauungen zugeschrieben. — Ja, und wenn wir so beobachten, wie eine Schaar von Fliegen unaufhörlich oft einen glänzenden Gegenstand umschwärmt, fühlen wir uns da nicht zur Ansicht geneigt, daß sie einen Cultus begehren?

Unsere heidnischen Ahnen gingen noch weiter, sie vermutheten, daß sich Götter in Thiere verwandeln und selbst in der Thiersage von Reinecke Fuchs noch sind Spuren nachweisbar von dem Glauben an eine im Thiere verborgene Gottheit. —

In einem Gedichte Rückert's heißt es (nach Swift): Als die Thiere noch sprachen, gingen sie auch zur Beicht. Es fehlt ihnen also nichts als die Sprache. Aber auch die Sprache haben sie noch, nur verstehen wir sie nicht mehr! Von Kindern heißt es, daß sie die Thiersprache verstehen. „D Du Kindermund, unbewußter Weis-

heit froh, Vogelsprache kund wie Salomo!" sagt gleichfalls Rückert.

Ueber die Thiersprache, welche die Kinder kennen, ist ein sehr anziehendes Capitel nachzulesen in Rothholz' alamanisches Kinderlied. „Die rebenden Thiere“. Von gelehrten Abhandlungen, wie W. Wadernagel's: Voces variae animalium will ich schweigen.

Die Lockrufe, mit denen die verschiedenen Thiere gelockt werden, sowie die Scheuchrufe, mit denen man sie fortjagt, sind noch immer nicht gesammelt, obwohl schon J. Grimm in seiner Grammatik dazu Anregung gegeben. — Wie anziehend es wäre, alle diese Ausdrücke der europäischen Sprachen beisammen zu sehen, möge ein Beispiel zeigen. Die Taube heißt ungarisch galamb, wohl aus italienisch colomba; wenn sie aber gelockt wird ruft sie der Magyare: tuba, tubi! — Dies Wort ist offenbar das Althochdeutsche tûba, die Taube. Wir dürfen daraus wohl schließen, der Magyare lernte die Taube kennen durch den Italiener, die Taubenjucht aber lehrte ihn der Deutsche und schon vor langer Zeit, als die Taube deutsch noch tûba hieß.

Die Mittheilungen neulich im „Heimgarten“ S. 463—466 enthalten höchst interessante Einzelheiten.

Es ist vielleicht am Platze, die selteneren darunter zu besprechen, womit zu weiterem Sammeln die Anregung gegeben sein soll.

Der Name Zingg für ein „buntgesprenkeltes“ Rind wird in Lexer's kärntischem, Schöpfs' tirolischem, Höfers' österreichischem und Schmellers' bairischem Wörterbuch mit dieser Bedeutung nicht angeführt, nur in dem schweizerischen Stalbers' finde ich: gezingelte (gestreifte) Kuh. Aber schon althochdeutsch erscheint das Wort: zineho albugo, weißer Flecken im Auge.

„Weig (weiß?)“ ist wohl nicht richtig gebildet. In Kärnten heißt die weiße Kuh Weißa, aber die röthliche Waigla und so wird weig auch ein

röthliches Rind bezeichnen. Ruifeln war mir ganz neu. Es erinnert an das kärntische ruoschen, tirolisch rueschen, rüesteln, wühlen, schnüffeln, bairisch rueschen, ahd. ruozjan, angelsächsisch wrotan, litthauisch rauskiti pflügen, wühlen.

Egel, Muttereschaf, klingt seltsam. Es ist das Deminutiv von äg, Muttereschaf in Oberammergau, in Tirol öw', lemperöw', sb. Die volle Form ist mittelhochdeutsch owe neuhochdeutsch die Aue: Muttereschaf, in der Schweiz au, auli.

Brialin, ein zum Schlachten bestimmtes Schwein, heißt in Kärnten prüelink. In Grimm's Wörterbuch: Brüling. Die Ableitung von brül, buschige Wiese, scheint mir nicht gerechtfertigt. Das Wort heißt in Siebenbürgen brolung und Schuller hat es im Wörterbuch der siebenbürgisch-sächsischen Mundart von bron: brühen abgeleitet. Das Schwein wird beim Schlachten abgebrüht. Ich finde das Wort auch in Aachen, wo es bröilent heißt, und in Luxemburg: brilent.

Siederl, weibliche junge Ziege, ist eine auffallende Form; ie für a; mittelhochdeutsch hatele, tirolisch hatel, kärntisch hettla, bairisch hett, hittel.

Heiß, verschlagen, ist ein merkwürdiges, seltenes altfriesisches Wort. Es ist das mittelhochdeutsche hizuze, frech, munter, die neuhochdeutsche Form ist: heuß. Schon Ottolar von Steiermark sagt einmal: „ir kleine ros sint so hewz“ (ihre kleinen Rosse sind so munter).

Bialio ist wohl das Deminutiv von Blio, besser Blia, d. i. Blüe: Blüthe. Diese angehängten -io sind uralte weibliche Deminutivformen, althochdeutsche -ilâ, das i fiel aus und -â sank zu -o herab. Bialio wird gleichbedeutend sein mit Blümlein, Bliamlo; so nennt man eine gefleckte Kuh. Schon im alten Lied vom Sempachstreit heißt es: „Iuo Blämle sprach juom stiere“ zc.

Im Grimm'schen Wörterbuch sind einige Zeugnisse des 16. Jahrhunderts angeführt für diese Anwendung des Wortes.

Die Form *Koisl* als *Lochruf* für die *Ruh* ist ein Doppelbeminutiv von *Ruh*; der Vocal *oi* für *uo* ist bemerkenswerth. Man locht die *Ruh*: *Ku-l*, *Ku-s* und auch *Ku-s-al* (*Schmeller*). — Von *Schmeller* werden auch folgende Rufnamen aufgeführt: *Rötl* rothe *Ruh*; *Stramel* gestreifte *Ruh*; *Schedel* weißgefleckte *Ruh*; *Blafel*, die eine Blässe, einen weißen Fleck an der Stirne hat; *Sternl*, die ein kleines Flecklein an der Stirne hat; *Hirschal*, die schlank und munter ist wie ein Hirsch; *Weithörn*, deren Hörner weit von einander abstehen; *Krumphörn*, die krumme Hörner hat; *Mondai*, *Pfinstai*, *Sanstai*, die Montags, Donnerstags, Samstags geboren ist u. s. w.

Hof! als Ruf der Fuhrleute an das Zugvieh, um es zurücktreten zu machen. Dies Wort ist sehr merkwürdig, schon wegen des Vocals. In der Schriftsprache und in vielen Mundarten heißt es *hu!*; *hü!* schwäbisch *hauf*. Das steirische *hof* scheint ein zurückführen auf ein altes *huof* nicht zu gestatten. Ein schwaches Zeitwort *hufen*, zurückweichen, ist davon abgeleitet, das auch Goethe gebraucht. Es kommt im Mittelhochdeutschen und Althochdeutschen nicht vor, merkwürdigerweise aber im Altnordischen, wo es *hopa* heißt und zurückweichen bedeutet. Es ist demnach wohl uralt und nicht aus dem Nordischen entlehnt; es hat die Lautverschiebung mitgemacht und ist nur zufällig in alten hochdeutschen Sprachdenkmälern nicht erhalten.

Aber nicht diese Probe allein, fast alle Ihre Schriften sind eine reiche Fundgrube für seltene Spracherscheinungen. Es ist eigentlich ganz überraschend und fast unglaublich, daß auf einem Gebiet wie Steiermark, wo doch eine österreichisch-bairische Mundart herrscht, nachdem schon so viel über die Sprache von Kärnten, Tirol, Oesterreich, Baiern publicirt ist,

noch immer soviel Eigenthümliches zu finden ist, wie uns Ihre Schriften zeigen! Ein steirisches Wörterbuch mit Zugrundlegung der Sprache der alten Schriftsteller und Urkunden Steiermarks, das dazu den Schatz der Idiotismen der lebenden Mundart höbe, könnte bei guter Ausführung eine epochemachende Erscheinung werden!

Gedanken über das neueste Genesationsbild.

Wien, im April.

Das hat Wien schon lange nicht erlebt! Ein Zubrang zu einem Bilde, Wochen hindurch, oft so groß, daß die Polizei einschreiten muß, um Unglück zu verhüten! — Ein historisches Bild! —

Das wäre nun doch eigentlich eine erfreuliche Erscheinung! — Jedenfalls will man dabei sein und will es sehen, wenn man auch von dem, was der Menge gefällt, noch so skeptisch denkt. In der That, ein eigenthümliches Bild, Alle bekannten Schönheiten Wiens darauf, porträtähnlich getroffen; darunter einige — nackt. Welche kostbaren Gewänder von Sammt und Seide, welche echt alterthümlichen Costüms, welche schönen Gesichter, reizende Formen! Welcher Jubel des Publikums, wenn es seine bekannten Schönheiten erkennt! — Freilich, der Raum wird nicht klar, d. h. das müssen wir gestehen, daß für die Menge von Gestalten, die hier vor und hinter einander stehen, auf dem Bilde diejenige Tiefe nicht zu finden ist, die uns überzeugt, daß sie Platz haben. Auch davon überzeugt das Bild uns nicht, daß das ein Zug ist. Die Gestaltenmenge macht nicht den einheitlichen Eindruck eines vorüberschreitenden Zuges. — Ein historisches Bild haben wir es genannt? Eine Spur können wir nun allerdings nicht finden, die uns verriethe, daß der Maler auch nur einen Augenblick von dem Geschichtlichen des dargestellten Momentes sich irgend eine Vorstellung gemacht.

Die Garderoben zeugen wohl dafür, daß der Maler nach alten echten Costümen Studien unternommen. Aber die Blicke, die Mienen, die Geberden dieser Schönen — ja die gehören freilich nicht dem 16., sondern dem 19. Jahrhundert an! — Vielleicht möchte man das Bild mit einem historischen Drama vergleichen, das einen geschichtlichen Moment *idéalisiert*? — Das doch wieder nicht — dazu fehlt die Spur eines geschichtlichen Gedankens. — Und so bleibt denn nichts übrig, als der Begriff einer Maskerade, d. i. einer Schaustellung von Costümen und etwa verborgenen Reizen bekannter Schönheiten, so daß die Frage entsteht: wie es wohl im Geiste eines Künstlers aussehen mag, der ein solches „historisches Gemälde“ mit so viel Aufwand von Fleiß schaffen mochte? — Nun, ich glaube ungefähr so, wie im Kopfe moderner Damen. — Der Einfluß der Kunst auf das Handwerk, den unsere Museen zu beleben suchen durch Schaustellung von „Kunstgewerbegegenständen“ aller Zeiten, hat den Antheil der feinen Welt erregt. Alle Salons sind angefüllt mit Rippsachen aller Zeiten, meist ohne Wahl, kleine Kunstindustriemuseen, Rococo und Barockstyl, und Renaissance und Mittelalter finden Platz neben japanesischen und chinesischen Absurbitäten, und dieses Chaos wird — Mode! — Daß sich die Frauen auf echte Costüms verschiedener Zeiten werfen, wozu die Künstler die Hand bieten, läßt sich denken! — Im Schauspiel kommt es schon vor, daß man weniger darauf sieht, warum die Heldin in Ohnmacht fällt? als darauf, in welcher Robe, nach welchem Zeitgeschmack und auf was für einem Hauteuil! — Es wird auch schon Mode historische Bilder darzustellen. Mit genauen, sorgfältigen Studien der Geschichte? Das wohl nicht, aber — des Costüms. Dieser Richtung gibt das in Rede stehende Bild wohl vollen Ausdruck. — Ich muß gestehen, es hat mich dieser Gedanke eben nicht stolz auf unsere Zeit gemacht. Ich ging von dem Bilde weg — eilends in unser

Belvedere, um mich von dem Geschmade unserer Zeit — zu erholen.

Schröder.

Bücher.

Feld János.

Ein ungarisches Märchen von Petöfi. In deutscher Nachdichtung von J. Schnizer. Mit einem Vorworte von M. Jotay. (Leipzig und Budapest, C. Grill, 1878.)

Betrachtet man dies kleine Epos, in welchem der geniale Petöfi die zum Theil märchenhaften Sagen der Ungarn von Feld János zu einem Ganzen vereinigt hat, rein von seiner stofflichen Seite, so möchte man fast glauben, daß die ungarische Volkspoesie und der ungarische Volkshumor sich nicht eben sonderlich glänzend auf dem Gebiete des Märchens und der Sage bethätigen, und daß das Ungarvolk in diesem Punkte hinter den Leistungen anderer Völker beträchtlich zurücksteht. Die einzelnen Abenteuer des Helden János bilden an und für sich meist nur ein spärliches Interesse. Die Wirklichkeit und das Märchenhafte sind ziemlich unbeholfen durcheinander gemorfen und die Motive des letzteren kann man oft nicht gerade sinnreich finden. Feld János kommt zu Niesen, welche Felsblöcke essen, und bei einem Seesturme klammert er sich an eine — Wolke. Manchmal verläuft ein Abenteuer auch ganz ohne eigentliche „Pointe“. Ueber die Ausführung aber ist durchweg die ganze liebenswürdige Frische des ungarischen Sängers gebreitet, der in einem nur allzurash beschlossenen Leben mit der Sorglosigkeit des Genies seine Liebesschätze verstreute. Die Uebertragung ist eine vortreffliche, das Buch liest sich wie ein Original — ich meine ein gutes. Auch die Illustrationen sind interessant, und die Ausstattung ist überhaupt eine glänzende. — g.

Judengeschichten.

Humoristische Erzählungen von Sacher-Masoch. (Leipzig, J. F. Hartnoch 1878.)

Dies Bändchen enthält eine der besten, lebensvollsten, und was bei Sacher-Masoch besonders hervorgehoben werden muß, gemüthvollsten Arbeiten des galizischen Novellisten. Ich meine die Erzählung „Abraham Wasserkrug“. Ein lächerlich ängstlicher und verschüchterter Jude, dessen Feigheit zuerst in ganz köstlichen Zügen vor Augen geführt wird, verwandelt durch den mächtigen Impuls der Kindesliebe sich plötzlich zum Helden und verblüfft durch eine kühne That die ganze Gemeinde. Das ist ebenso originell-humoristisch als rührend ausgeführt. Die dritte Erzählung: „Pintschew und Mintschew“ ist nicht weniger originell. Daß zwei Talmud-Narren bei Tag und Nacht, selbst in Hochzeitsnächten und unter allen Umständen, bis zum letzten Lebenshauch des Einen um lächerlich-spitzfindige Talmudfragen sich streiten, ist an und für sich eine sehr komische Sache; aber die mit Feinheit und Humor durchgeführte Erzählung leidet doch immer ein wenig an dem unvermeidlichen Gebrechen, daß die ununterbrochenen Talmud-Streitigkeiten der beiden närrischen Leute zuletzt einigermaßen ermüdend wirken und eine gewisse Monotonie über das Ganze verbreiten.

—g.

Guzkow und Hebbel.

„Dionysius Longinus oder über den ästhetischen Schmelz in der neuen deutschen Literatur,“ von R. Guzkow. Zweite Auflage. Stuttgart. Em. Guzkow 1878. 106 Seiten. Diese kleine Broschüre hat so rasch eine zweite Auflage erlebt, daß schon daraus hervorgeht, daß sie gelesen wird. Es ist ein Zornausbruch Guzkow's und nur mit einer vulkanischen Eruption läßt sich die ungeordnete Wort- und Gedankenmasse vergleichen, die wir hier vor uns hingeschüttet sehen. Erbaulich zu lesen ist

der leidenschaftliche Erguß eben nicht. Da er aber doch nichts anderes ist, als die Abwehr eines achtbaren Mannes gegen Beschimpfung, so scheint es vor Allem Pflicht, auf seine Seite zu treten und zu erklären, daß er in der Hauptsache im Rechte ist. Emil Ruh hat in seiner Biographie Hebbel's unter anderen, zum Theil nur lächerlichen, Seltsamkeiten auch den Ausspruch Hebbel's drucken lassen: „Alle sind sie Schurken, auch Guzkow!“ — Ruh hat damit dem Andenken Hebbel's schlecht gebient. Wir erfahren nun durch Guzkow, wie Hebbel ihm zu Dank verpflichtet war und ihm sich in unangenehmster Unterwürfigkeit immer wieder näherte, obwohl Guzkow fühlte, welche Gesinnung sich hinter der submissen Maske verbarg, was in dem angeführten Ausspruch denn nun so unverhüllt zu Tage tritt. Sehr bezeichnend für das Verhältniß sind die Worte Guzkow's: „Ich nahm den jungen unangenehmen Mann wie ein verschlossenes Räthsel und ärgerte mich nur, daß Jemand, den die Muse ihrer Umarmung gewürdigt zu haben schien, so entsetzlich kriechen und schleichen konnte! Immer hätte ich ihm bei einem Besuche zurufen mögen: Aber Bester, ich weiß ja, Sie dünken sich einen Napoleon der Poesie! So seien Sie doch nun auch stolz gegen mich! Wallen Sie nicht die Faust im Saek!“ Ebenso treffend und bezeichnend ist Guzkow's Bemerkung: daß Hebbel in den Kreisen von Kaufleuten und Handlungsdienern, zu denen auch Ruh gehört, so gerne sein Inneres enthielte, indem er Männern wie Guzkow gegenüber hinterm Berge hielt. Wie Guzkow das verschlossene Räthsel, das ihm Anfangs Hebbel war, später löste, ist, wenn auch nicht erfreulich, doch bezeichnend genug: „Ich forderte ihn auf“, erzählt er, „der Schillerstiftung, die in Dresden begründet werden sollte, auch in Wien einen Boden zu geben und die Gründung einer Filiale einzuleiten.“ „Erstens,“ antwortete er und blieb

stehen, mich groß ansehend, „was habe ich davon?“ Ich war starr. Ich brach ab, denn ich begriff, was er sagen wollte. — — — Diese Herzenskälte, dieser nackte Egoismus stieß mich bei Allem, was Hebbel schrieb, ab. Denn diese Kälte ging in's Mark seiner Productionen.“ —

„Rügt Niemand in Deutschland“, fragt Guzkow mit Recht, „eine Besinnung, wie sie sich bei Ruh 1, 313 ausspricht?“ Dort heißt es nämlich: Hebbel wolle lieber sich von einem Mädchen, dem er zugehan, wenn auch nicht in Liebe verbunden war, Jahre lang unterstützen lassen, als sich die Finger schwierig schreiben zu. — Dennoch thut Guzkow Ruh Unrecht, wenn er ihn als einen tückischen Menschen bezeichnet, einen Mephisto-Ruh, der mit Absicht mit solchen Mittheilungen in seinem Buch Deutschland vor allen Nationen bloß gestellt.

Emil Ruh ist hinreichend gezeichnet mit Guzkow's Worten: „In unbeschreiblicher Redefucht — perorirte und schwadronirte Hebbel fortwährend über die Embryologie des Absolut-Poetischen. Emil Ruh staunte ob diesem Dociren.“ — Nicht boshaft, nur verblüfft war Emil Ruh und er hat davon mit seinem Buche Zeugniß abgelegt.

Entschieden fehlgegriffen ist in dem Jornesausbruch Guzkow's auch, wenn er Namen, wie den eines Gervinus, den auch seine Gegner doch immer mit Achtung nennen, mit denen jener Handlungsbesessenen zusammen wirft; wenn er gewisse Darstellungen aus dem Leben Goethe's mit dem Tone der Geringschätzung bespricht, womit sowohl den Emil Ruh's, wie den Hebbel's durch ein solches Nebeneinander in jedem Falle zu viel Ehre geschieht und die Wirkung des Ganzen abgeschwächt wird, die darin liegen müßte: einen auf mangelhafter Bildung beruhenden Dichtercultus in das rechte Licht zu stellen und die unsittliche Grundlage moderner Streber in der Kunst, deren Triebfeder ein auf Selbstsucht gegründeter Größen-

wahn ist, bloßzulegen. Wenn Guzkow von den Fragmenten des Dionysius Longinus ausgeht, so konnte er damit nur den Schwulst jener minorennen Geister angreifen wollen, die den von Longinus angegriffenen so ähnlich sind. Mit dem Namen Goethe's und auch mit dem eines Gervinus, ebenso wie mit den Verehrern dieser Weiden hat jene Gattung auch nicht das Geringste gemein.

Schröder.

„Unter Tannen und Pinen.“

Wanderungen in den Alpen, Italien, Dalmatien und Montenegro von Dr. Carl Freiherrn du Prel. Berlin 1875. Denike's Verlag.

Mit großen Erwartungen, hervorgerufen durch das von demselben Verfasser herrührende Werk: „Der Kampf um's Dasein am Himmel“, welches gerechtes Aufsehen erregte und an dieser Stelle bereits gewürdigt wurde, ging ich an die Lectüre des vorliegenden Buches.

Denn — dachte ich mir — wer uns in den Regionen des Himmels durch das Gewimmel der Welten so schön und klar die Wege zu weisen versteht, wird gewiß auch, wo es sich um eine Wanderung „auf dem gestaltenreichen Sterne, den wir wunderbarerweise bewohnen“, handelt, einen kundigen und anregenden Führer abgeben. Und in der That! — ich täuschte mich nicht. Schon die einleitenden Capitel enthalten eine Fülle der geistreichsten Gedanken, der trefflichsten Bemerkungen, und was darin über „Reisen und Wandern“ gesagt ist, können wir nur mit herzlichster Zustimmung unterschreiben. Es folgt nun eine Reihe wohlgeordneter, wenngleich unter sich in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehender Bilder von Gegenden, Städten, bedeutenden Verklüften, hervorragenden Baudenkmälern u. s. w. — Bilder, die sich durch Anschaulichkeit und classische Objectivität auszeichnen.

Der größte Theil der Leser dürfte sich wohl von jenen aus den Alpen und

Italien am meisten angezogen fühlen. Stimmungsvolle, echt dichterisch entworfene Natur Schilderungen wechseln auf jeder Seite mit den feinsten, scharfsichtigsten Beobachtungen und Aussprüche über Land und Leute, gesellschaftliche und andere Zustände und Verhältnisse. Sie und da macht sich ein köstlicher milder Humor geltend, wie z. B. in der Beschreibung des Wunders der heiligen Januarus. Ganz einzig ist die Art, wie Landschaftliches, Geschichtliches und Kulturhistorisches überall verschmilzt, der Blick unseres Wanderers bei aller Aufmerksamkeit auf das Einzelne, Kleine, doch immer auf das Allgemeine, Große gerichtet bleibt. Ja, was dem Buche seinen eigentlichen Reiz und Zauber verleiht, das sind eben diese tief sinnigen, philosophischen Betrachtungen, die es vom Anfang bis zum Ende durchziehen, und — gemäß der Weltanschauung des Verfassers, einen Hauch elegischer Wehmuth über das Ganze ausgießen. Mag sein, daß diese Weltanschauung selbst Vielen zu düster erscheint: dem unvergleichlich anmuthigen, edlen, ergreifenden Ausdruck derselben muß Jeder unbedingt sich gefangen geben.

Alles in Allem: es ist eines der reizendsten und gehaltvollsten Bücher, die je aus der Feder eines Touristen geflossen, und der Genuß, den man daraus schöpft, ein wahrer und nachhaltiger. Sei namentlich Jenen, die vielleicht — wie ich erst kürzlich — von der etwas anstrengenden Reise in die frostigen, unermeßlichen Räume des Kosmos auf unsere heimische, warme Erde zurückgelehrt sind, solch' beschaulich ausruhendendes Wandeln „unter Tannen und Pinien“ bestens empfohlen! **Ernst Hauser.**

Notizen.

Die Rose. Geschichte und Symbolik in ethnographischer und kulturhistorischer Beziehung. Ein Versuch von Dr. M. S. Schleiden. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann.) Wer zur Reizenzeit überhaupt eine andere Lecture wünscht, als die aus grünen

den Blättern und knospenden Blumen, dem könnten wir kein besseres Buch in die Hand legen, als Schleidens „Die Rose“. Das Leben, Lieben und Bedeuten der Rose zu allen Zeiten und bei allen Völkern; das Schönste, was die größten Dichter über dieses holde Wunder des Pflanzenreiches gesungen haben; das Sinnigste und Bedeutungsvollste, was die Menschen in ihrem Leben, Streben und Leiden in die Krone der Rose gelegt haben; das Süßeste, was sie aus dem Kelche der Rose seit je getrunken haben, strahlt und duftet uns aus diesem Buche wieder entgegen. Es gibt wenige wissenschaftliche Werke so voll des süßen Saubers, als es dieses Buch ist; wir wollen es weiter nicht analysiren, es ist ein schönes Ganzes, wie die Rose selbst. Wer es kennen will, der gehe in den Buchladen und pflücke es, gehe in seines Gartens trauesten Winkel und genieße es.

Idyllen von Albert Roemer. (Halle, G. Emil Barthel.) Reizend! — Lassen Sie es bewenden, geehrter Herr Redacteur, bei diesem einen Worte der Recension über das Büchlein; verrathen Sie Ihren Lesern nichts aus diesen Idyllen, als daß sie uns die Entwicklung der Liebe eines geistesedlen Paares darstellen. Ich begleitete im Geiste das Paar vom Alpensee über Wasser und Land zur Heimat zurück, wo es sich vereinte. Noch klingen mir in den Ohren die formvollendeten Distichen, in welchen sich die Leutchen allerlei mittheilten, gestanden, zusetzen. Die Liebe ist ein schönes Ding, wenn sie vom Herzen kommt, aber doppelt schön ist sie, wenn sie auch vom Geiste kommt, wie hier, wo „Er“ und „Sie“ in Liebesgetändel an die tiefsten Weltfragen anklängen, daß es harmonisch wird zwischen dem Menschen und seinem Geschick. Lesen Sie das Büchlein — es ist ganz dünn, aber es ist gehaltvoll wie lauter Gold — und Sie werden schließlich daselbe sagen, wie ich: reizend! **H. M.**

Die Entstehung und Entwicklung des Lebens auf unserer Erde. Volkstverständliche Darstellung der Entwicklungslehre als Grundlage einer einheitlichen Weltanschauung. Von Hugo Gerbers. Agram, Verlag von Albrecht und Fiedler, 1878. Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß die Naturwissenschaft im socialen Leben jene Stelle einzunehmen beginnt, die sie schon lange inne zu haben berechtigt gewesen wäre. Jeder Blick zeigt uns eine Unzahl Erscheinungen und Naturerzeugnisse jeder Art, daß man sich wundern muß, warum das Interesse für die Forschungen auf diesem Gebiete im Volke bisher kein regeres war. Der Grund hiesfür ist wohl lediglich in dem Mangel an populären Schriften zu suchen, an Werken, welche die Resultate der Forschungen in einem allseitig verständlichen

Deutsch dem großen Publikum zugänglich machen und so belehrend und anregend wirken. Mit Freude begrüßen wir daher das vorliegende Werk, welches mit Vermeidung jedes wissenschaftlichen Pompes in klarer, einfacher Sprache die Grundprincipien der modernen Naturwissenschaften nach Darwin, Haeckel und Anderen darlegt, welches die großen Gesetze der Natur und deren Folgerungen dem Laien näherrückt, so daß er an der Hand dieses Buches die Natur mit offenen Augen ansehen und auch begreifen lernt. — Das verdienstvolle Streben des Verfassers, welches auf nichts Geringeres als auf Hebung der Bildung und Aufklärung im Volke abzielt, verdient die lobendste Anerkennung, sein Wirken und Schaffen die kräftigste Unterstützung, sein Buch aber die weiteste Verbreitung. F. M.

Blüthen aus dem Erdbhause der Syrik. Eine Musterammlung. Zweite veränderte Auflage. Leipzig, Johann Ambr. Barth. Die vorliegende Sammlung enthält eine Fülle recht heiterer Lieder, welche uns in trefflicher Ausstattung, in Margarethen-Zaschenformat, in allegorisch-humoristisch-lithographirtem Cartonband mit Goldschnitt geboten werden. Durch das günstige Zusammenwirken von Inhalt und Ausstattung empfiehlt sich das Büchlein ganz besonders als heiteres Geschenk im Freundeskreise. F. M.

Unter den Dichtern und Schriftstellern der Gegenwart nimmt Dr. Heinrich Landemann einen hervorragenden Platz ein und der von ihm gewählte Autorname Hieronymus Lorm" erfreut sich in denjenigen Kreisen, in denen die Poesie sich eine stille Cultusstätte bewahrt hat, des besten Klanges. Wir meinen die leutsche Muse, das deutsche Dornröschen Poesie, nicht die hochgeschürzte Aftermuse, die von unseren trausvogelischen Nachbarn zu uns herübergekommen ist und sich in einem großen Theile der Erzeugnisse des Büchermarktes so widerwärtig breit macht. Lorm gebietet in seinen Versen mit einer selt samen Meisterschaft über die Form, und die Gedanken, denen er die metrische Gewandung voll edlem, silbvollem Faltenwurf anlegt, sind, obgleich sie des Dichters Pessimismus gebar, hinreichend in ihrer Erhabenheit und Ueberzeugung. Lorm ist der Dichter des Schmerzes. Wie sein Leben eine Kette von Leiden war — der Dichter ist seit frühester Jugend mit schwerem Augenleiden behaftet und nahezu erblindet — so zieht sich auch durch seine Dichtungen wie ein rother Faden der Ausdruck des Schmerzes. Den Verehrern Lorm's wird es von hohem Interesse sein,

zu erfahren, daß die Verlagsbuchhandlung J. F. Richter in Hamburg eine neue Auflage Lorm'scher Novellen veranstaltet, die 1860 zuerst unter dem Titel „Antimes Leben“ erschienen sind

Postkarten des Heimgarten:

Herrn A. C. Wien: Ihrem Wunsche wird gerne entsprochen. Das „Brautpfaad“ befindet sich in Rosegg's „Zither und Haderet“, 2. Auflage.

Fels: Der Form wegen nicht geeignet. „Volenfreund“, Graj: Die Schilderung des Lavinensturzes am Lahnfattel hat Sie so sehr ergötzt? Bei einer so glücklichen Naturanlage können Sie auf dieser Welt noch viel Amusement erleben.

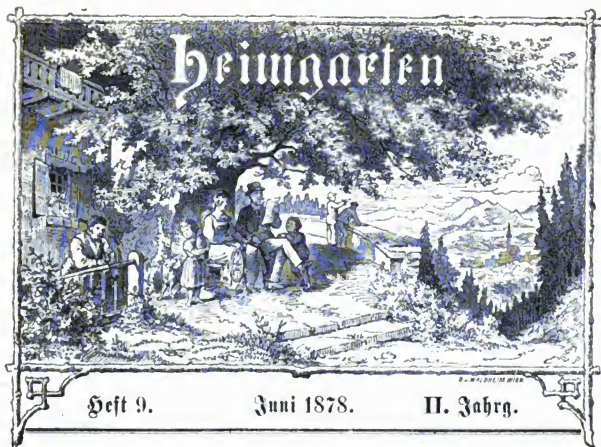
B. zu Darmstadt: Trösten Sie sich mit W. L. Armstrong's Worten:

In einem Thurm zwei Glocken hängen,
Sie schuf deselben Meisters Hand;
Die eine schweigt, die and're tönt
Tagtäglich froh durch's weite Land.

Das ist Beruf: der einen ward
Gegönnt ein Sein der Töne voll,
Die And're harret der großen Stund',
Wo einst auch sie erklingen soll!

Aliquis: Ihr Brief amüsanter als Ihr Gedicht.

An den Dichter von 16 Jahren in A.: Sie verlangen Offenheit und werden also nicht verlegt sein, wenn wir selbe bieten. Sie dichten, um, wie Sie sagen, Ihren Stand zu verbessern, und ahnen nicht, daß es kaum ein besseres Mittel gibt, seinen Stand zu verschlechtern, als wenn man lyrische Gedichte macht. Es müßte denn sein, daß Genialität da wäre; mit dem Talente allein ist es nicht mehr gethan. Heute dichten Hunderttausende und sehnen sich vergebens nach dem zweifelhaften Glücke, „gedruckt“ zu werden? Talent liegt auch in Ihrem Gedichte, aber nicht ein einziger Hauch von Originalität. Wie oft ist die „Eitelkeit des Menschenlebens“ schon bejungen worden! — Mit solchen Producten schlägt man sich keine Gasse; derlei ist für enge Freundeskreise, die es gewiß hübsch finden werden. Wir würdigen ja die Sehnsucht, die Sie empfinden; aber nur, wenn Sie Keuartiges und Paderndes bringen, wird Sie der „Heimgarten“, wie Sie wünschen, mit Freude in die Lesewelt einführen. — Für den Moment thut das weh, was Sie hier lesen, aber das geht eher vorüber, als Sie glauben, und ob Sie nun als Poet Bedeutendes leisten werden oder nicht, auf jeden Fall werden Sie uns danken, das wir aufrichtig waren.



Zwei Kreuze.

Eine Erzählung von Anton Ghorn.

Im Schatten hoher, dunkler Eichen —
 Die Grenzmark geht dort durch den Wald —
 Umrankt von grünen Brombeersträuchen,
 Siehst Du zwei Kreuze schlicht und alt.
 Kein Name, keine Zahl mag sagen
 Der nengiervollen heut'gen Welt,
 Weßhalb man in vergang'nen Tagen
 Hier diese Male aufgestellt.
 Die alten stolzen Eichen rauschen
 Vielleicht die Sage noch im Traum,
 Und nur des Waldes Vögel lauschen
 Verständnißvoll auf Strauch und Baum.
 Alljährlich blüht dieselbe Blume
 Hier, purpurroth den Kelch geschwellt,
 Wie auf versunk'nem Heiligthume
 Ein letzter Seraph Wache hält;
 Der Ort ist still, nur schlante Rehe
 Zieh'n fromm bei Mondschein in die Nähe,
 Und ab und zu im tiefer'n Wald
 Des Spechtes dumpfes Pochen schallt.
 's ist friedhofstill — darfst nicht erschrecken,
 Auf zweien Gräbern steht Dein Fuß,
 Die Kreuze in den Brombeerhecken
 Sind zweier Todten letzter Gruß.

Wer ihr den Namen hat gegeben?
 Ich weiß es nicht — sie trug ihn eben,
 Und wer von Kindheit an sie kannte,
 Sie stets nur Sonnenstäubchen nannte.
 Sie war des Schmiedes einzig' Kind,
 Doch nicht, wie Dörfsterkinder find;
 Sie war von ganz besond'rer Art:
 Die Glieder zierlich, schlant und zart,
 Die Augen hell und groß und braun,
 Mit wunderbarem, fremdem Schein,
 Das Haar braungolden, lang und fein,
 Wie lichte Seide anzuschau'n,
 Dazu ein Herz, phantastisch, gut,
 Bald schüchtern, bald voll Uebermuth —
 So ganz, als hätten Feenhände
 In einem guten Augenblick
 Vereinigt ihre schönste Spende
 Zu eines Kindes süßem Glück.
 Der eig'ne Vater sieht mit Stauen
 Das Wesen seines Kindes an,
 Es fügt sich seines Mädchens Launen
 Der sonst so ernste, feste Mann;
 Er kann kein Wünschen ihr versagen,
 Er lauscht dem Wort, das sie erzählt,
 Und wenn sie klagt, will er verzagen,

Er trauert mit, wenn Leid sie quält.
 Oft hält er mit der Arbeit inne
 Vor seiner Esse rothem Brand,
 Denkt ihrer still mit frommem Sinne
 Und faltend betend Hand in Hand:
 „Herr, mit mir, wie Du magst, auch schalte,
 Mein Sonnenstäubchen nur erhalte!“
 Und wieder schwingt er dann mit Haß
 Des wucht'gen Hammers schwere Last.

Doch wenn die Abendsonne sinkt,
 Wenn durch das Dorf zum Abegruf
 Die klare Besperglocke klingt,
 Dann reinigt von des Werktags Ruh
 Er rasch sich Hände und Gesicht
 Indeß er zum Gesellen spricht:
 „Hans, mach' die Arbeit hier noch fertig,
 Dann sei des Abendbrots gewärtig!“
 Er eilt zu seinem Kinde nun,
 Bei ihr vom Tage auszurüh'n.
 Sie setzt auf seinen Schoß sich nieder,
 Sie schlingt um seinen Hals den Arm,
 Sie singt ihm seine Lieblingslieder
 Und läßt ihm Mund und Stirne warm.
 Kaum wagt er es, sie zu umfassen,
 Die schier zerbrechliche Gestalt,
 Die oftmals sich an ihn gehalten
 Mit kindlich heftiger Gewalt;
 Mit seiner ungefügen Linken
 Streicht er ihr durch des Paars Gold,
 Das mit geheimnißvollem Blinken
 Durch seine schweren Finger rollt.
 Seit seine Gattin er verloren —
 Sie starb, da sie das Kind geboren —
 Galt dies ihm Weib und Kind zugleich,
 In seinem Anschau'n war er reich.

Und sechzehn Male hatte wieder
 Seitdem der Frühling sich erneut,
 Und auf der Mutter Grab der Hlieder
 Die duft'gen Blüthen ausgestreut;
 Das Mädchen zählte sechzehn Lenz,
 Mit Kindesanmuth noch geziert,
 Stand unbewußt sie an der Grenze,
 An der die Knospe Blüthe wird.
 Kein Sehnen kennt sie noch, kein Bangen,
 Das ihr den jungen Busen schwellt,
 Was sollt' ihr Kindesherz verlangen?
 Ihr Dörlein ist noch ihre Welt. —
 So sitzt sie oft an grüner Halde
 Wohl stundenlang im Sonnenglaß,
 Und hält auf weichem Moos im Walde

Bei Sommerhize Mittagrast.
 Und um sie her die Falter gaukeln,
 Die Blumen blüh'n so still und licht
 Und ihre gold'nen Haare schaukeln
 Ihr um das süße Angesicht.
 Und mit den weißen Fingern bindet
 Sie bunte Blumen sich zum Kranz,
 Den sie phantastisch-kindlich windet
 Sich in des Paares weichen Glanz.
 Sie lauscht vergnügt der Vögel Singen,
 Geschiegt in eines Baums' Weiß,
 Und hört der weichen Flöte Klingen,
 Die fern der Hirtenknabe bläß.

Ihr Lieblingsplätzchen doch vor Allen
 War eine Burg, fast ganz zerfallen,
 Auf einem Hügel einst erbaut,
 Die traulich in die Thalung schaut.
 Des Ephen's grüne Arme ranken
 Sich um der Pfeiler grauen Stein,
 Und durch die Fensterbogen schwanken
 Phegopteris und wilder Wein;
 Es ist ein Plätzchen, still zum Träumen,
 Hier unter alten, mächt'gen Bäumen:
 Da unten liegt im Sonnenglanz
 Das grüne, schöne, weite Land,
 Und ringsumher ein Wäldertranz
 Und zwischendurch des Hüßchens Band.
 Und nach der Hirtenföde Weise —
 Sie klingt so süß, so schmerzlich weh —
 Zieh'n an dem Abhang fromm und leise
 Die Schafe durch den grünen Klee.
 Der arme, lahme Hirtenknabe,
 Des' Flötenpiel die einz'ge Habe,
 Ist Sonnenstäubchen's liebster Freund.
 Der arme, blöde Krüppel meint,
 Sie müsse eine Fee wohl sein,
 Von der sie selbst ihm oft erzählt,
 So ganz gewebt aus Sonnenschein,
 Der sich mit Raubdust hat vermählt.
 Wie lauscht er stumm, mit starrem Munde,
 Das blöde Auge glanzvoll licht,
 Wenn sie in traulich schöner Stunde
 Zu ihm von alten Märchen spricht!
 Was sie am Tag zu ihm gesprochen,
 Das sieht er dann im Traum der Nacht:
 Er selbst ein Prinz, des' Bann gebrochen,
 Der sich erhebt in stolzer Pracht,
 Der, einst verwunschen, löst die Binde,
 Die lange drückend ihn gequält,
 Der mit dem schönsten Feenkinde,
 Mit Sonnenstäubchen sich vermählt. —

Die Nacht entweicht mit ihren Schatten,
Die gold'nen Märchenträume flieh'n
Und traurig nach den grünen Matten
Siehst Du den blöden Krüppel zieh'n.
Dann spßt er stundenlang, verzagend,
Und bläst auf dem geschnitt'nen Rohr
Und seine Weifen tönen klagend
Und selbst am des Wand'rers Ohr.
Sie hört das Lied, sie kennt den Gruß,
Rasch wie das Reh, mit flücht'gem Fuß
Eilt sie herbei, sie läßt sich nieder
An seiner Seite in das Moos,
Sie spielt mit ihm, sie singt ihm Lieder
Und er wird glücklich, sorgenlos.

An jedem Sonntag, jedem Feste
Bringt sie der Speisen reiche Reste
In des verfall'nen Schlosses Trümmer:
Dort findet sie den Knaben immer.
Tief in dem alten, grauen Hause,
Das man die Schwanenburg benennt,
Ist eine Hüllverborg'ne Klausel,
Die kaum im Dorfe Einer kennt.
Halb unterirdisch, ganz versteckt,
Den niedern Eingang, eng und schmal,
Von Busch und Strauchwerk zugedeckt,
Ist dort ein kleiner, alter Saal.
Gebämpft fällt durch zwei schräge Ritzen
Der matte Sonnenstrahl hinein,
Und leise Lüftchen weh'n dazwischen
Die Ranken auch von wildem Wein.
Durch Zufall fällt in Regentunden,
Hat Sonnenräubchen, hoch entzückt
Das trauliche Gemach gefunden
Und hat es sinnig ausgeschmückt.
Es hängen an den grauen Wänden
Viel grüne Kränze, groß und klein,
Sie hat mit ihren weißen Händen
Gepolstert sich die Bank von Stein.
Und wo hell durch die schmale Ritze
Der Sonne gold'nes Blinken fällt,
Da hat sie schmuck auf seiner'm Tische
Der Blumen viele aufgestellt.
An diesen Ort, so still verborgen,
Hat sie an einem Sonntagmorgen
Den blöden Krüppel hingebracht.
Ein Märchen aus dem Traum der Nacht
Glaubt der erstaunt vor sich zu schauen,
Es saßt ihn selbstam süßen Grauen,
Denn an der Wand auf all' den Kränzen,
Liegt farbenbunt ein träum'risch Glänzen,

Und Sonnenräubchens gold'nes Paar
Erstrahlt und flimmert wunderbar.
Und sie erzählt so fromm und sinnig
Ein neues Märchen süß und minnig.
Er wird die Stunde nie vergessen,
Da er, umglänzt von Sonnenschein,
Zum erstenmal mit ihr geseßen
Dort drinnen auf der Bank von Stein.
Dort hat er treulich es versprochen,
Den Ort Niemandem zu vertrau'n,
Er hat ihr nie das Wort gebrochen,
Er bricht es nie — d'rauf darf sie bau'n.

Ein Abend war es, wonnig, warm,
Sie lag vergnügt auf weichem Moose,
Den Kopf gelehnt auf ihren Arm
Vor dem verfall'nen Schwanenschlosse.
Die süßen Augen blinzeln müd
Der Sonne zu bei ihrem Steigen,
Zu ihren Häupten singt sein Lied
Ein Vogel in den Buchenweigen.
Hoch über ihr das blaue Belt,
Weit unter ihr die schöne Welt —
Wie träumt sich's süß, wie ruht sich's gut,
Wenn Alles rings umher so stille!
Die Berge steh'n in Abendgluth,
Verhallend tönt der Klang der Mühle —
Vorbei ein Tag mit seiner Qual,
Vorbei ein Tag mit seinen Freuden,
Das künden traun herauf vom Thal
Der Vesperglocke friedlich Läuten.
Da hallt ein Schritt, sie hebt das Haupt,
Als wollte sie recht deutlich hören,
Sie hat ganz einsam sich geglaubt,
Wer mag in ihrem Traum sie stören? —
Ein Jüngling ist's mit dunklem Haar,
Mit bleichem, ernstem Angesicht,
Er nimmt die Staunende nicht wahr,
Sie schaut ihn an, er sieht sie nicht.
Von Staub bedeckt das Gewand
Und auf den Stock gestützt die Hand,
So blickt er stumm hinab in's Land.
Jetzt wendet er das Haupt zurück
Nach dem verfall'nen, alten Schlosse,
Da trifft der halbverschreckte Blick
Das Mädchen, lagernd auf dem Moose;
Scheu will er wenden seinen Fuß,
Da trifft ihn freundlich schon ihr Gruß:
„Ich wollte Dich gewiß nicht schrecken,
Du fremder, wander müder Mann,
Kannst immer hier in's Moos Dich strecken,

Du kommst schon noch dort unten an.“
 Um seine Lippen zuckte leise
 Ein trübes Lächeln, weich und lind,
 Er sprach in seltsam fremder Weise:
 „Ich danke Dir, mein gutes Kind,
 Wie heißt das Dorf zu unsern Füßen?“ —
 „Die Leute nennen's Obergreim,
 Die Schmiede, die Du dort siehst grünen
 Mit rothem Dache, ist mein Heim.“
 Er schien erstaunt ob diesem Worte:
 „Du bist ein Kind aus jenem Orte?
 D sage an, wie nennst Du Dich?“ —
 „Sie heißen Sonnenstäubchen mich!“
 Er schaut sie an, mit leisem Rande
 Spricht er: „Ja, ja, es mag wohl sein,
 Dich schufen im beglückten Bunde
 Nur Blumenluft und Sonnenschein! —
 Das Dorf liegt wohl recht abgethieden?“ —
 „Ja wohl, wir sind nicht an der Straße,
 Wir leben hier im stillen Frieden
 Fern von der Welt und ihrem Hasse.“
 Und wieder sann er eine Weile,
 Dann fragt er plötzlich, wie in Eile:
 „Sprich, Mädchen, könnt ich als Gesell'
 In Deines Vaters Schmiede kommen?“
 Sie sah ihn an, erregt und schnell:
 „Gewiß, das ist Dir unbenommen,
 Doch Eins nur — Du verzeihst mir
 schon —“
 „Ich weiß ja, was Du mich willst fragen —
 Ich selbst bin eines Schmiedes Sohn,
 Hab' manchen Hammerschlag geschlagen,
 Ich kenne Handwerks-Brauch und Recht,
 D'rum, brauchst Dein Vater einen Knecht,
 So könnt' er keinen Bessern finden;
 Ich will um sorgen Lohn mich binden,
 Ich will ja nichts, als bei Euch sein —
 Dein Anschau'n ist mir Lohn allein!“
 Wie er die letzten Worte spricht,
 Springt sie empor, beinahe erschrocken,
 Streicht mit der Hand aus dem Gesicht
 Des Seidenhaares weiche Locken
 Und steht ihn an fast vorwurfsvoll,
 Bis daß er sagt mit leisem Fliesen:
 „Verzeih' das Wort und heg' nicht Groll —
 Komm', laß' uns zu dem Vater gehen!“
 Da lacht sie wieder ihm entgegen
 Und bei dem leichten Abendstrahl,
 Auf matt erhellten Schlangenwegen
 Geh'n langsam sie hinab in's Thal.

Der Meister sitzt auf off'ner Straße
 Vor seiner Schmiede und hält Raß,
 Da nahen durch des Dorfes Gasse
 Sich Sonnenstäubchen und ihr Gast.
 Der Alte traut kaum seinen Augen,
 Er blickt forschend und erstaunt,
 Dann hört er auf, am Rohr zu saugen,
 Und lächelnd spricht er, gut gelaunt:
 „Gott grüße Dich, mein Sonnenstäubchen,
 Wen bringst Du da, mein liebes Läubchen?“ —
 Sie hat schon seinen Hals umschlungen
 Und schmiegte sich fromm an seine Brust:
 „Hab' 'nen Gefellen hier gedungen,
 Den Du mir aber nehmen mußt;
 Das Handwerksweesen kennt er schon,
 Er ist ein Schmied und Schmiedesohn.“ —
 „Veran, mein Bursche, gottwillkommen!
 Wenn sie Dich für geeignet fand,
 Dann bist Du bei mir aufgenommen.“
 Und bieder reicht er ihm die Hand.
 „Wir machen nicht viel Federlesen,
 Auch mir gefällt Dein ganzes Wesen,
 Und hast Du Arbeitslust und Kraft,
 So fährst Du gut mit Meister Schafft!“
 Fest steht der Jüngling vor dem Alten
 Und sieht ihm ehrlich in's Gesicht:
 „Seid unbesorgt, ich will hier schalten,
 Wie's biedern Schmiedes Recht und Pflicht;
 Daß Ihr mich dingt, soll Euch nicht reu'n,
 Ihr sollt mit mir zufrieden sein.“

Bald sthen sie am Eichentische,
 Bedeckt mit weißer Linnen Bier,
 Die Butter lacht in gold'ner Frische,
 Das Brot ist kräftig, klar das Bier.
 Der Alte schmauset mit Vergnügen,
 Dann setzt die Pfeife er in Brand
 Und raucht mit vollen, kräft'gen Lügen
 Und saßt auf's Reu des Burschen Rand:
 „Nun, sag' mir an, wie ist Dein Name,
 Wie nennet sich Dein Heimatland?“ —
 „Gern, Meister; heiße Konrad Brahme,
 In Franken meine Wiege stand.
 Mein Vater, bieder, schlücht und recht,
 Aus altem fränt'schen Schmiedegeschlecht,
 In weiten Kreisen hochgeehrt,
 Hat früh sein Handwerk mich gelehrt.
 Um Land und Leute doch zu sehen
 Und meines Handwerks höh're Kunst,
 Dieß er mich in die Fremde gehen,
 Zu suchen wad'rer Meister Günst.

Bargeftern fuhr ich über'n Main
 Auf einer Fähr, schmal und klein.
 Das Fahrzeug war wohl überladen,
 Denn mitten in des Strom's Bereich
 Kam uns're Fähr jäh zu Schaden,
 Sie kippte um und sank zugleich;
 Und mit Verlust von Hab und Gut
 Durchschwamm ich glücklich noch die Fluth,
 Im Main für immer tief genug
 Liegt Schurzfell mir und Wanderbuch.
 So kam ich her; beim alten Schlosse
 Sah ich in Euer Land herein,
 Da traf gelagert auf dem Roose
 Ich Euer lieblich Lächterlein.
 Sie brachte mich an Eure Thür —
 Ihr nehmt mich auf, habt Dank dafür!" —
 „Ei, mein Gefell, laß' Dich's nicht grämen,
 Nocht auch des Mainstroms dunkle Fluth
 Dir Wanderbuch und Schurzfell nehmen,
 Du bist mir so auch recht und gut.
 Ein Schurzfell wird für Dich sich finden,
 Nam Bude kann ich Dich entbinden,
 Bin Schulze, ford'r' es von Dir nicht,
 Hast ja ein ehrliches Gesicht.
 Nun is und trint' frisch nach Behagen,
 Ich muß noch nach dem Stalle geh'n,
 Doch morgen, wenn's beginnt zu tagen,
 Beim Ambos auf ein Wiederseh'n!" —

Das Darf liegt still, gefüllt in Nacht,
 Mild glänzt des Mondes salber Schein,
 Zwei Augenpaare halten Wacht
 Im nachbarlichen Kämmerlein.
 Dem Burschen ist so traut, so bange,
 Der Schlaf bleibt seinen Augen fern,
 Und Sonnenstäubchen blickt noch lange
 Auf zu der Liebe lichten Stern:
 Es ahnet Kein's des Andern Wacht,
 Ein's wünscht dem Andern gute Nacht. —

Und Wochen geh'n im alten Geise,
 Der wack're Meister steht mit Lust,
 Wie sein Gefell bei regstem Fleiße
 Zum Tactschlag singt aus voller Brust;
 Er denkt sich still zu manchen Stunden,
 Die bei Gesang und Arbeit flog'n:
 „Wohl mir, daß Konrad ich gefunden,
 Ich wollt', ich hätte solchen Sohn!
 Wie kräftig er den Hammer schwingt,
 Und was er ansaßt, das gelingt." —
 Die Woche durch vom frühen Morgen

Bis spät zum Abend wird geschafft,
 Bei steter Arbeit sieh'n die Sargen,
 Bei steter Arbeit wächst die Kraft.
 Doch sinkt der stille Abend nieder,
 An dem der Esse Gluth verglimmt,
 Die Rast erquickt die müden Glieder
 Und Mond und Stern am Himmel schwimmt,
 Dann sitzt im traulichen Verein
 Der Schmied mit Tochter und Gefellen
 Im Freien auf der Bank von Stein
 Und Konrad Brahme muß erzählen,
 Der kennt die alten deutschen Sagen
 Von Fellenlieb' und Brauntreu,
 Die Märe aus verklung'nen Tagen,
 Sie wird in seinem Munde neu:
 Die Bäume blüh'n, die Wellen rauschen,
 Es flammt der Mond, die Sterne glüh'n
 Und minnigliche Frauen lauschen
 Den starken Werbern, stolz und kühn;
 Und Speere krachen, Schilde klingen,
 Die Reden steh'n im Ranneckstreit,
 Und süße Minnesänger singen
 Getreu der Liebe Lust und Leid. —
 Schön Sannenstäubchen lauscht der Märe,
 Der unbekanntes, voll von Lust,
 In ihrem Auge quillt die Bähr
 Und Sehnsucht schwellt die junge Brust.
 Wenn Konrad zu dem Ambos schreitet,
 Dann ist er Siegfried, Zug um Zug,
 Wie schmiedend er das Schwert bereitet,
 Mit welchem er den Lindwurm schlug.
 Wenn sie, versenkt im Traungebilde,
 Ruht auf der Schwanburg grünem Roos,
 Dann wird im Träumen sie Chriemhilde,
 Die Schwanburg wird zum Königschloß;
 Der lahme blöde Hirtentnabe,
 Der jetzt gar oft recht traurig schlich,
 Er wahr't die Ribelungenhabe
 Als Zwergenkönig Alberich. —
 Zwar hat sie ihn noch nicht vergessen,
 Der früheren Gewohnheit treu,
 Hat oft sie neben ihm gessen,
 Doch flüchtig nur und fast mit Scheu.
 Gar oft rief er mit seinen Tönen
 Vergebens bang sein Feentind,
 Ihm brachte, wie um ihn zu höhnen,
 Des Echo's Antwort nur der Wind.
 Was in so qualenvollen Stunden
 Dem Knaben an der Seele fraß,
 Was der Verlassene empfunden,
 War heiße Liebe, heißer Haß:

Er hätte Herzblut wohl und Leben
In Liebe für sie hingegeben,
Doch ihn, der sie ihm hat entwendet,
Ihn hätte er mit tausend Freuden
Schnurstracks zur Hölle selbst entsendet —
Er weiß, es lieben sich die Beiden.

Ein Abend war es, Feiertag,
Als er an still versteckter Stelle
Im alten Bergschloß träumend lag;
Da kam des Beiges der Gefelle.
Von Sonnenklüßchen traut begleitet,
Die ihre Hand in seine schmiegt,
Nach einer Moosbank still er schreitet,
Die an des Schloffes Eingang liegt,
Er setzt sich auf den moos'gen Stein
Und zieht das Mädchen zu sich nieder
Und sieht ihr tief in's Aug' hinein —
Dem Lauscher zittern alle Glieder.
Die letzten Sonnenstrahlen schwanken
So licht auf ihrem gold'nen Haar,
Des wilden Weines Neben ranken
Sich um das junge, schöne Paar,
Er spricht zu ihr so fromm und leise,
In traulich märchenhafter Weise:
„Es war einmal ein Königskind,
So schön, wie Königskinder sind,
Mit stern'gem Auge, gold'ner Locke
Und zart gleich einer Maienglocke;
Wo sie auch geht auf Weg und Stegen,
Blüht es wie reicher Gottessegen,
Den Traurigsten die Schwermuth flieht,
Wenn er in's fromme Aug' ihr sieht.
Da kommt nach ihres Vaters Schlosse
Ein junger Knappe, traurig, arm,
Nur eines schlichten Hauses Sprosse,
Gedrückt von unglückschwerem Darm.
Kaum hat er ihr in's Aug' gesehen,
Da faßt's ihn wie mit Allgewalt,
Er liebt sie bis zum Untergehen,
Die duftig-herrliche Gestalt,
Er muß — gilt's Leben oder Sterben —
Ihm sie, die Hohe, Meine werben —“
Hier hält er ein, der junge Mann,
Sie aber faltet traut die Hände
Und sieht ihn fromm und freundlich an:
„Kun, lieber Konrad, und das Ende?“ —
„Das Ende — ja — das frag' ich Dich:
Das Kind bist Du, der Knappe ich!“ —
Da kniet er schon zu ihren Füßen,
Hebt bittend seine Hand empor,

Blickt in die Augen ihr, die süßen,
Und innig klingt es an ihr Ohr:
„Haßt Du denn nicht gefühlt, gesehen,
Daß Du mir Eins und Alles bist,
Daß einen Pfad mit Dir zu gehen,
Mir Seligkeit und Himmel ist? —
O sprich ein Wort nur — darf ich hoffen?
Muß fort ich ziehen, arm und trüb?
Bleibt mir des Glückes Himmel offen?
Mein Königskind, haßt Du mich lieb?“ —
Sie fühlt des Herzens heiß'res Schlagen,
Und ihres Auges feuchter Strahl
Scheint traut dem Bittenden zu sagen:
Vorbei ist alle Roth und Qual!
Jetzt, wie er seine heißen Wangen,
Sein Haupt an ihre Kniee preßt,
Da hat sie plötzlich ihn umfangen
Mit beiden Armen zärtlich-fest,
Und weinend jauchzt an seiner Brust
Sie selig auf: „Ich hab's gewußt!
Ich hab's gefühlt, daß Du dies Wort
Einst sprechen wirst an diesem Ort.
Mit tausend Freuden will ich legen
In Deine Hand mein junges Glück!“ —
„O diesem Worte Heil und Segen
Und nimm das Wort niemals zurück!
Ich will Dein Glück getreulich halten,
Mein Herzblut sei ihm Schirm und Hort,
Will meine Hände d'rüber falten,
O Heil und Segen diesem Wort!“ —

Dann hat er innig sie umschlungen
Und küßt sie warm auf Stirn und Mund —
Da ist ein Wehlaut dumpf ertlungen
Aus einem Herzen krank und wund.
Sie haben kaum den Laut gehört,
Doch im Gemäuer, wie im Grabe,
Liegt todtentbleich, den Blick verflort,
Der lahme blöde Hirtenknahe. — — —

Es naht der Herbst; die Blätter fallen,
Die Ästern langsam schon verblüh'n,
Nur um der Burg verfall'ne Hallen
Rankt Epheu noch und Immergrün.
Der Spinnen glänzendes Gewebe
Sich um die alten Stämme schlingt,
Indeß die letzte Frucht der Rebe
Man eilig noch zur Kelter bringt.
Doch in des Dorfes ruß'ger Schmiede
Tönt immer heit'rer, Tag um Tag,
Zu immer neuem, frohem Liebe

Der fleiß'gen Hämmer reger Schlag. —
Dem Vater haben sie gestanden,
Wie ihre Herzen rasch sich fanden,
Der Alte aber, tief bewegt,
Hat noch zur selten Abendstunde
Gar ernsthaft Hand in Hand gelegt
Und gab den Segen ihrem Bunde,
Doch aus den Augen feuerhart,
Kann Thrän' um Thräne in den Bart.

Nun drückt er Konrad heiß die Hand:
„Es kommt, so wie es Gott gefügt,
Doch steht Dein Leben mir zum Pfand,
Daß Dir ihr Glück am Herzen liegt!“ —
Gar Mancher aber sprach es laut
Und schüttelt hocherlaut das Haupt:
„Wie — Sonnenstäubchen eine Braut?
Das hätt' so bald ich nicht geglaubt!“
Der Hirtenjunge, der es hörte,
Weicht scheu seitdem dem Mädchen aus,
Und heimwärts treibt er seine Heerde
In weitem Bogen um ihr Haus.
Wie hat sein Fuß das alte Zimmer,
Das Sonntagsstäbchen, mehr berührt,
Seit sie dereinst im Abendschimmer
Den ihm Verhassten hingeführt. — —

Nachmittag ist's. Die Rebel greifen
Mit grauer, großer Riesenhand
Um sich und in zerriff'nen Streifen
Durchklattern sie das kahle Land.
Am Feuerherd die Brände glühen,
Es schmiedet Meister und Geselle,
Daß leuchtendroth die Funken sprühen,
Da tritt ein Fremder auf die Schwelle.
Er scheint ein Mann von gutem Stande,
Das Antlitz ernst, das Auge klar,
Im dunklen einfachen Gewande
Mit schlichtem, schon ergrautem Haar.
Ein Weilchen schaut er, wie so prächtig
Und goldigroth die Lohze glüht,
Dann spricht er tönend und bedächtig:
„Gott grüß' Euch, wack'rer Meister Schmied!“
Der Meister legt den Hammer nieder
Und blickt den Fremden fragend an,
Und redt dabei die mächt'gen Glieder:
„Sagt an, was wollt Ihr, lieber Mann?“
Der And're d'rauf: „Auf einer Reise
Nach Euer nachbarlichen Stadt
Brach mir in Eures Fahrwegs Weise
An meiner Chaise ein Vorderrad.

Der Wagen liegt noch auf dem Wege,
Rein Kutscher hält dabei die Wacht,
Rehmt das zerbroch'ne Rad in Pflege
Und reparirt es; noch vor Nacht
Ruh am Bestimmungsort ich sein;
Rein Kame ist: Justizrath Stein.“ —
Was ist der Bursche so erschrocken,
Daß ihm beinah' die Pulse stoßen?
War es der Kame, war's der Stand?
Der Hammer schwankt in seiner Hand.

Dem Fremden ist das nicht entgangen,
Sein Blick auf dem Gesellen ruht,
Aus dessen sonst so frischen Wangen
Gewichen jeder Tropfen Blut.
Da ruft der Meister: „Konrad, eile
Und bring' das Rad, daß sonder Weile
Der Schaden mag gebessert sein —
Ihr, Herr, kommt gültigst hier herein!“
Der steht nochmals mit scharfen Blicken
Dem allzukunft'gen Burschen nach,
Dann folgt er mit verstoh'nem Riden
Dem Meister in das Wohngemach.

Und traut und still in treuem Sinne,
In kleiner Kammer nebenan,
Denkt Sonnenstäubchen ihrer Rinne;
Da höret sie den fremden Mann,
Und ihr wird seltsam weh und bange:
„Habt den Gesellen Ihr schon lange?“ —
„Seit Frühjahr — 's ist ein wack'res Blut.“ —
„Am, so — seit Frühjahr — so, 's ist gut!
Wie ist doch wohl des Burschen Kame,
Was gibt er an als Heimatland?“ —
„Er neunt sich Friedrich Konrad Brahme,
In Franken seine Wiege fand.“ —
„So — Franken — Konrad — ei, ich finde,
Mir brach das Rad zu guter Zeit;
Hört, Meister, saget mir geschwinde,
Hab' ich zu Eurem Schulzen weit?“ —
„Rein werther Herr, den habt Ihr nah',
Er steht vor Euch, bin's selber ja.“ —
„Das trifft sich gut, mein lieber Mann,
Seht Euch hieher und hört mich an!
Ich hab' Euch wenig nur zu sagen:
's war heuer um die Osterzeit,
Da ward ein junger Graf erschlagen,
Ein junger Graf von Oberrreit.
Der Drang, den Mörder einzufangen,
Ließ weder Tag noch Nacht uns ruh'n,
Bis heute ist er uns entgangen — —“

„Was hat mein Burſch damit zu thun?“ —
 „Ihr ahnt es nicht? Nun denn, ſo wißt,
 Daß dieſer Burſch der Mörder iſt;
 Er und kein Andern Jenen ſchlug,
 Hier iſt der Steckbrief, Zug für Zug!“
 Der Meiſter lieſt mit ſtarrem Blick,
 Dann ſchüttelt düſter er das Haupt:
 „Vorbei iſt meines Kindes Glück —
 Er iſt's — wer hätte das geglaubt!“ —
 „Ihr ſeht, es kann kein Irrthum ſein,
 D'rum gut, Herr Schulz in dieſem Ort,
 Ihr ſteht mir für den Burſchen ein
 Mit Eurer Pflicht und Manneswort.
 Noch heute Nacht laß' ich ihn binden,
 Sorgt, daß ihn meine Häſcher fuden!“

Und Sonnenſtäubchen hat vernommen
 Das harte Wort, das Jener ſagt;
 Erſt hat der Schreck ſie überkommen,
 Dann ſpringt ſie auf, raſch, unverzagt:
 Von ihrer Liebe Kraft durchdrungen
 Fühlt ſie, ihr Bräutigam iſt rein,
 In ihrem Herzen hat's geklungen:
 Nein, Konrad kann kein Mörder ſein!
 Und eilig ſchnell wie der Gedanke
 Nimmt ſie des Vaters Sonntagſtock,
 Nimmt aus dem alten Eichenſchranke
 Ein klein' Piſtol vom ſtaub'gen Pſtod,
 Dann ſieht ſie, daß man es nicht ſpüre,
 Geräuſchlos durch die Hinterthüre
 Und geht auf einſam ſtilen Wegen
 Dem Herzgeliebten ſchnell entgegen.
 Das Dorf iſt ſtill, nur Kinder ſpielen
 Laut lärmend bei der alten Linde —
 Die grünen Blätter längſt ſchon ſielen
 Ein Raub der herbſtlich rauhen Winde —
 Und vor dem Dorf, auf ſtein'gem Pfad
 Rollt Konrad langſam her das Rad.
 Nun hält er an, am Waldesraud
 Legt er das Rad aus ſeiner Hand,
 Und wie zu traurig erſtem Denten
 Muß tief das Angeſicht er ſenken.
 Morüber mag der Burſche ſinnen? —
 Das Herz iſt ihm zum Brechen ſchwer,
 Aus ſeinem Auge Thränen rinnen —
 Da kommt ſein Mädchen raſch daher.
 Von ferne ſchon ſieht er ſie winken,
 Er ſpringt empor aus ſeiner Raſt
 Und ſieht, wie ſie mit ihrer Linken
 Ein dunkles Päckchen feſt umfaßt.
 „Mein Konrad komm, ſei ohne Sorgen,

Zwar böſe biſt Du angeklagt,
 Doch Liebſter, bald biſt Du geborgen,
 Du biſt ja rein — ſei unverzagt!
 Sie ſollen mir den ſchönen Glauben
 An Deine Unſchuld niemals rauben!“
 O, wie ſich ſeine Augen feuhten,
 Weil ſie, die Leure, ihm vertraut,
 Auf ſeinem Kutliß Sonnenleuchten,
 Umarmt er die geliebte Braut.
 „Doch nun, Geliebter, ſonder Weilen
 Und ohne Zaudern ſchleunig fort,
 Daß Dich die Häſcher nicht ertölen,
 Du kennſt ihn ja, den trauten Ort,
 Der manchmal glücklich uns gemacht —
 Dort biſt Du ſicher biſ zur Nacht.
 Und wenn zur Nacht ſich von den Höhen
 Tiefdunkel in die Thalung ſchlich,
 Dann will ich weiter mit Dir gehen,
 Ich bringe nach der Grenze Dich!“
 Sie zieht ihn fort mit ſchnellen Schritten,
 Er folgt ihr willig wie ein Kind,
 Bis ungeſehen ſie inmitten
 Des halbverfall'nen Schloſſes find.

Der kleine traute Saal iſt düſter,
 Die Beiden ſind darin allein,
 Da zieht mit freundlichem Geſtüſter
 Sie nieder ihn zur Bank von Stein.
 „Und Konrad — ſei mir d'rum nicht böſe —
 Ich hab' Dir doch mit Recht vertraut?“ —
 „Du wiſſt, daß ich das Räthſel löſe,
 Das mich umgibt? Dein Auge ſchau
 Mich fragend, forſchend, klagend an. —“
 „Nein, nein, Du vielgeliebter Mann!
 Haß Du ein Unglück zu beklagen,
 So laß' es mich zur Hälfte tragen,
 Du weißt, daß ich mit Herz und Sinn
 Stets unentwegt die Deine bin;
 Was Dich auch drückt, o, ſag' es mir —
 Ein Mord liegt ſicher nicht auf Dir!“ —
 „Ein Mord?!“ — „Was bleichen Deine
 Wangen?“

Du ſiehſt erſchreckt und wirr mich an —“
 „Ja, Ja, ich hab' den Mord begangen
 An einem adelſtolzen Mann.
 O weiche nicht von meiner Seite,
 Ich bin ein Mörder und bin rein,
 Und ſünd' wie ehedem es heute,
 Ich würde wieder Mörder ſein.
 Ein Schweſterlein war mir beſchieden,
 So zart, ſo ſchlant, ſo lieb, ſo fein,

Wie Du nur selbst noch bist hienieden,
 Gleich Dir vertrauend, engelrein.
 Er hat sich uns in's Haus geschlichen
 Mit heuchlerischem Lügenwort,
 Und als er ging, da war gewichen
 Wohl Fried' und Segen — Alles fort!
 Es bleichte meiner Schwester Wange,
 Sie weinte sich die Augen blind,
 Bis man begrub — sie trieb's nicht lange —
 Sie neben ihrem todt'n Kind.
 Ich will davon nicht weiter sprechen —
 Mein Vater starb vor Gram und Scham,
 Mir wollte schier das Herz zerbrechen,
 Bis ich zur Hand die Waffe nahm.
 Bei Gott, ich wußte sie zu führen,
 Daß ich im Flug die Schwalbe schoß,
 Das sollte der Berruchte spüren.
 Ich such' ihn auf in seinem Schloß,
 Ich forder' ihn zum Waffengange,
 Zu ehrlich männlichem Gesecht. —
 Da lacht er laut und lachte lange,
 Dann rief er höh'nend Hund und Knecht,
 „Mit einem Schmied soll ich mich schlagen?“ —
 „Die Schmiedetochter war Dir gut —“
 Da ließ er mich vom Hofe jagen
 Und wild und glühend ward mein Blut.
 Dann nach zwei qualtenollen Tagen —
 Da traf ich ihn im Wald allein,
 Statt ehrlich sich mit mir zu schlagen,
 Wollt wieder er nach Hilfe schrei'n.
 Dem Schurken zitterten die Glieder,
 Doch ich, im Drang der Leidenschaft,
 Schlag jählings ihn zur Erde nieder
 Mit meiner Waffe schwerem Schast.
 So ist's gescheh'n, ich klage nicht,
 Und wenn man auch den Stab mir bricht,
 Ich weiß, daß der verächtlich wäre,
 Der nicht vertritt der Schwester Ehre —
 Die Menschensajung half mir nicht,
 D'rum übte selbst ich das Gericht!“ — —
 Nun schweigt er still und stumm, doch innig
 Wirft sie sich jäh an seine Brust,
 Und küßt ihm Stirn und Mund so minnig
 In jährtlich treuer, süßer Lust:
 „Du nahmest Leben wohl um Leben —
 Was Du gethan, galt Dir als Pflicht,
 Mein Konrad, mag Dir Gott vergeben!
 Ich hab' Dich lieb und laß' Dich nicht!“

Der Abend auf die Berge sinkt,
 Der Wind rauscht in den kahlen Rüstern,

Ein Sternlein durch die Nische blinkt
 Da bricht sie ab das leise Flüstern.
 „Nun Konrad, geh' hinaus zum Duell
 Und wasche Dich, Dein Arbeitsfell
 Leg' eilig ab und zieh' sodann
 Des Vaters Sonntagsgrod hier an,
 Rimm' das Pistol, es ist geladen,
 Und dann mit Gott hinaus zum Wald,
 Ich bringe auf geheimen Pfaden,
 Dich nach der sichern Grenze bald!“ —
 „Nicht so, mein Herz, nach Hause gehn,
 Dein Vater hat um Dich sonst Leid!“ —
 „Mein, guter Konrad, mit Dir steh'n,
 Zu Dir gehö'r' ich allezeit.“
 Sie spricht es ruhig und entschlossen,
 Dann saßt sie Konrad an der Hand
 Und führt den zögernden Genossen
 Hinaus; die Nacht liegt auf dem Land:
 Der Himmel trüb', als wollt' er weinen,
 Nur einzeln gold'ne Sterne scheinen,
 Der Nebel zieht die grauen Schleier
 Schon um das düstere Gemäuer,
 Ein Wetter, wie zur Flucht gemacht.
 Und leise geh'n sie, sachte, sacht
 Und Hand in Hand auf dun'tlen Wegen
 Der Grenze hoffnungsdo'll entgegen.

Und nach Verlauf von einer Stunde,
 Da glühen Fackeln in der Kunde
 Im alten Burghof, und man sucht
 Wohin die Beide ihre Flucht
 Genommen wohl; an seinem Stabe
 Sieht zu der blöde Hirtenknahe.
 Ihn hat die Kunde schwer berührt,
 Er war es, der im blinden Hasen
 Und in der Hoffnung, den zu fassen,
 Der sie geraubt, hat hergeführt
 Die Männer, die Justizrath Stein
 Im Dorf gesammelt, Jägerleute
 Und Knechte — eine bunte Meute.
 Und Alle treten staunend ein
 In das Gemach bei Fackelschein,
 Der Schmied jedoch voll süßem Grauen
 Kann an dem Ort nicht fatt sich schauen,
 Den einst sein Kind sich ausgeschmückt.
 Der alte Mann ist schwer bedrückt,
 Er fühlt, es greift ihm an sein Leben,
 Er hätte gerne Hab' und Gut,
 Ja Alles hätt' er hingegeben,
 Wär' nicht gekossen dieses Blut,
 Das schuldoo'll liegt auf jenem Mann,

Von dem sein Kind nicht lassen kann. —
 Die Männer hatten nichts gefunden,
 Das Schurzfell nur, das der Gefelle
 Hier oben hatte abgebunden,
 Lag Leugniß gebend noch zur Stelle.
 „Er soll uns dennoch nicht entkommen,
 Zur Grenze schnell den Weg genommen!“
 So ruft laut Justizrath Stein,
 „Wer mag der beste Führer sein?
 Herr Förster könnt Ihr uns wohl dienen,
 Es geht durch Euer Jagdbrevier?“
 Der aber spricht mit schlauen Mienen:
 „Am besten führt der Knabe hier.
 Sein Vater trieb das Schleichgewerbe
 Wohl kühner, als man jemals sah,
 Der Junge sollte sein sein Erbe —
 Er kennt die Wege fern und nah.“
 Der Rath darauf: „Willst Du uns zeigen
 Zur Grenzmark hin den Weg, mein Sohn?
 Gelingt's, die Beiden zu erreichen,
 Erhältst von mir Du reichen Lohn!“
 Der Knabe starrt mit böden Blicken
 Dem fremden Herrn in's Angesicht:
 „Sie aufzufangen soll schon glücken
 Und Euern Lohn begeh'r ich nicht.
 Doch habt den Burschen Ihr gefangen —
 Am höchsten Baum im Grenzrevier
 Röcht ich mit Freuden ihn seh'n hangen —“
 „Gut — vorwärts nur — wir folgen Dir!“

Auf unbetret'nen, engen Wegen,
 Die nur des Waldes Hochwild kennt,
 Auf übermoosten, dunklen Stegen,
 Die heimlich nur der Schwärzer nennt,
 Ganz ohne Laut, im tiefen Schweigen
 Sieht man das Waldgebirg empor
 Die Schaar der ersten Männer steigen
 Und lauschen mit gespanntem Ohr;
 Der Pirltenknabe geht voran,
 Es ist der Schmied der letzte Mann.
 Indessen gehen rasch, doch leise
 Die Beiden durch den stillen Wald;
 Sie plaudern in vertrauter Weise:
 „Schon sind wir an der Grenzmark bald;
 Noch eine Stunde und gewonnen
 Hast Du das rettende Asyl,
 Um mich sei ruhig — bleib' besonnen,
 Wir kommen doch an unser Ziel.
 Hast Du Dir erst in weiter Ferne
 Wohl über'm Meer Dein Heim gebaut,
 Dann folgt auch unter fremde Sterne

Als Weib Dir freudig Deine Braut.
 Mein Vater wird Dich niemals hassen,
 Weiß er erst, wie die That geschah'n,
 Er wird sein Kind auch ziehen lassen —
 Sei mutbig — 's gibt ein Wiederseh'n!“
 Wohl dunkle Ahnungen beschleichen
 Sein banges Herz, der Hoffnung bar,
 Doch schmeichelnd seine Finger streichen
 Ihr durch das weiche, seid'ne Haar.
 „Mein Sonnensäubchen, laß' mich danken
 Für Deine Liebe goldigrein —
 Dein bleib' ich ewig ohne Danken,
 Mag Gott uns Beiden gnädig sein!“
 Und traut mit schmerzlichem Bewegen
 Küßt er die Stirn ihr lind und sacht.
 Aus weiter Fern' in matten Schlägen
 Klingt aus dem Thal die Mitternacht,
 Dann wieder Stille, tiefes Schweigen,
 Leis' murmelnd nur der Waldbach rinnt,
 Und in der Eichen kahlen Zweigen
 Spielt schläfrigmüd' der Herbstwind.
 Nun bricht sie wiederum die Stille:
 „Gott sei gedankt — wird find am Ziele!“

Da als sich froh die Brust ihm hebt,
 Das Herz ihm pocht mit raschern Schlägen,
 Ein Wort ihm auf der Lippe bebt,
 Ein Dankeswort für Gottes Segen —
 Da plötzlich neben ihnen schallt
 Gebieterisch ein drohend „Halt!“
 Wenn aus des Himmels heit'rer Milde
 Ein flammendrother Blizstrahl fällt,
 Wenn sich auf blumigem Gefilde
 Der Boden abgrundtief zerspellt,
 Dann fühlt der Wanderer erschrocken
 Des Herzblut's warme Pulse kochen,
 So war es hier — ein Augenblick
 Zerhörte das erträumte Glück.
 Jetzt heißt es kühn das Letzte wagen,
 Das Mädchen hat sich rasch gefaßt,
 Sie reißt ihn fort im wilden Jagen
 In schier verweissungsvoller Faßt.
 „Such' rasch die Lichtung zu erreichen,
 Dort winkt der Freiheit Morgenroth,
 Halt' aus nur bis zu jenen Eichen!“ —
 „Fangt ihn, lebendig oder todt!“
 Er hört das laute Wort erschallen,
 Aufsehernd rußt's Justizrath Stein
 Und krachend ist ein Schuß gefallen —
 Dann wildes Lärmen, lautes Schrei'n — —

Vorbei des Jagens wilde Luft,
 Da lag der todggehezte Mann,
 Dem schaurigroth aus wunder Brust
 Das Blut in schweren Tropfen rann.
 Die Erde hat ihn aufgetrunken,
 Des Lebens brennendrothen Quell,
 Doch neben Konrad hingefunken
 Ist Sonnenhäubchen, jählings schnell.
 Es geht kein Laut aus ihrem Munde,
 Der blickt ihr Auge wie im Wahn,
 Sie preßt die Hand ihm auf die Wunde,
 Er sieht mit letztem Blick sie an,
 Hebt sich empor, fällt stöhnend nieder,
 Da noch einmal mit krampfger Faust
 Die Liebe, keine Hand erfaßt —
 Dann geht der Tod ihm durch die Glieder,
 Ja, Aug' um Auge, Bahn um Bahn —
 Dem Rechte war sein Recht gethan!
 Sie legt ihr Ohr an seine Brust,
 Ein Pulsschlag nur, o welche Lust!
 Umsonst, sie hört kein leises Pochen,
 Auf immer ist dies Herz gebrochen.
 Der Vater ruft seinem Kinde,
 Bild löst zurück sie seine Hand,
 Er lockt mit Worten süß und linder,
 Umsonst, des Auges glüh'nder Brand
 Scheint nicht den Theuern mehr zu kennen,
 Da ihre Lippen zuckend wild
 Nur steh den einen Namen nennen,
 Der segnend dem Gefall'nen gilt.
 So wirft sie sich auf's Neue nieder,
 Sie faßt des Todten starre Hand,
 Und eh' es hindern ihre Hüter,
 Hat sie die Waffe ihr entwand.
 „Das Leben wollt' Ihr uns nicht gönnen,
 Im Tode sollt' Ihr uns nicht trennen!“
 So ruft sie schrill mit bleichem Munde,
 Dann haßt ein Schuß - das Edelwild
 Hat tief im Herzen seine Wunde,
 Aus der das rasche Leben quillt. — —
 Es geht zum Sterben, weiße Rose,
 Wer sang dies trübe Ende Dir?
 Sie liegt so friedlich auf dem Moose,
 Der greise Vater kniet bei ihr.
 Er küßt die heißen, kleinen Hände,
 Er flüstert angstvoll, traut und bang —
 Sie fühlt, es naht heran das Ende,
 Ihr tönt's im Ohr wie Glockenklang,
 Wie fernes, stillvertrautes Rauschen,
 Und müde hebt sie sich, zu laufen.

Sie sieht des Vaters Angesicht,
 So kummervoll und alt und bleich,
 Und leise, müde flüsternd spricht
 Ihr Mund in Tönen jagend weich:
 „Verzeihe, Vater, Deinem Kinde,
 Ich hab' ihn ja so sehr geliebt
 Und er war edel — seine Sünde
 Ihn Gott in Gnaden wohl vergibt.
 Der vielgeliebten Schwester wegen
 Vergoß er rächend jenes Blut —
 O Vater, gib uns Deinen Segen,
 Im Tode noch — sei mild — sei gut!“
 Der alte Meister kann nicht sprechen,
 Er preßt die Sterbende an's Herz,
 Das ihm beinahe droht zu brechen
 Im namenlosen, heißen Schmerz.
 „Noch eine Bitte — mir erfülle —
 Die letzte ist es — die ich hab' — —
 Macht uns hier in der Waldeskühle
 Im Schatten — ein gemeinam' Grab.
 Wenn über uns die Bispel rauschen —
 Wenn einsam hier — ein Vogel singt —
 Dann wollen wir im Grabe laufen
 Dem Gruß, den uns die Schöpfung bringt.
 Leb' wohl — verzeih“ — sie flukt zurück,
 Dem Todten gilt der letzte Blick,
 Dann rauschen die entlaubten Eichen
 So traurig über zweien Leichen.
 Die Männer aber steh'n im Kreise;
 „Sei ihnen gnädig, Herr und Gott!“
 So betet Mancher fromm und leise — —
 Im Osten nach gewohnter Weise
 Erglimmt das neue Morgenroth. — —

Am selben Tag zog man die Leiche
 Des Hirtenknaben aus dem Leiche.
 Er konnt' die Schuld sich nicht vergeben,
 Die Reue fraß ihm in der Brust,
 Er mochte sie nicht überleben,
 Die seines Daseins Stern und Lust. —

Das sind, unrannt von Brombeersträuchen,
 Im Schatten hoher, dunkler Eichen
 Die beiden Kreuze alt und schlicht.
 Die kleine Blume, die hier blühet
 Wie rothes Herzblut, ist's, die spricht,
 Daß wahre Liebe nie verglühet.
 O Gott, gib Frieden diesen Weiden,
 Die selbst der Tod nicht konnte scheiden!

Hoch hinaus.

Eine Erzählung von Marie v. Koskowska.

(Schluß.)

VIII.

„Wir haben Unfern Observationsposten verabsäumt“, murmelte Herr Vogt. Er hatte solche Eile, dahin zu kommen, daß die Dame mit ihm kaum Schritt zu halten vermochte.

Jenseits des Zaunes erklangen Stimmen.

„Nur ein Liebespaar, das ich schon kenne“, meinte sie.

Dennoch stand er bereits auf dem Stein und spähte, begieriger als sie vorher nach ihm, durch die kleinen Oeffnungen.

Jetzt klangen die Stimmen etwas fetter.

„Die Leute kümmern uns nicht, geben sich hier öfter Rendezvous.“

„Hst, hst! Da — im Gebüsch steckt Einer — der Hauptspion. Er weiß nicht, daß Wir ihn beobachten, lauert mit sichtlichcr Ungebuld auf das Weggehen der Andern.“

Sie schüttelte, natürlich hinter ihm, den Kopf; in diesem Augenblick solche Mootria zu treiben! Die Herren haben indeß oft seltsame Einfälle und wenn er nichts Schlimmeres in Scene setzte, konnte sie, wie Lodoiska, damit zufrieden sein. Als fürsorgliche Frau und Mutter hätte sie freilich lieber etwas Anderes besprochen, obschon sie eigentlich stolz darauf sein konnte, daß ihre Lehrbücher so zu Ehren, zu solch' hohen Ehren kamen! Er hatte zwar gesagt: es sei zwischen ihnen Alles abgeschlossen, indeß durfte sie wahrlich Niemand der Bedanterie beschuldigen, wenn sie gern diesen und jenen Punkt, und überhaupt Alles, erörtert und in's Reine gebracht hätte. Oder war es etwa nicht ein billiger Wunsch, zu wissen, als wessen künftige Schwie-

germutter sie sich zu betrachten habe? An ihm und seiner Aufrichtigkeit zweifelte sie nicht. Ueberdies war er, trotz seines abspringenden Wesens und einer gewissen Unberechenbarkeit, in ihren Augen der Beweis eines sehr hochgesteigerten Seelenlebens — leicht zu lenken, wenn man nur auf seine Ideen einging, und sie schmeichelte sich, wie der bisherige Erfolg zeigte, mit Recht einer merkwürdigen Befähigung dazu. Bei näherer Bekanntschaft gewann sie natürlich einen noch größeren Einfluß auf ihn und an der Gelegenheit zum näheren Bekanntwerden sollte es ja nicht fehlen.

Im Grunde — es war doch zu merkwürdig! Sie prüfte sich, ob sie wache, nicht Alles ein schöner Traum sei?

Nein, hier stand sie und dort auf dem Stein, auf welchem sie selbst so oft um einer Bagatelle willen gestanden, er, ihre Gucklöcher benutzend!

Und sogar mit großer Genugthuung benutzend! Eben rieb er sich vergnügt die Handschuhe und murmelte: „Ein prächtiger Posten! Und wie werden sie sich über Unser Verschwinden wundern. Ha, der Kerl noch da! Was beabsichtigt er? Wer ist er?“

„Vielleicht kenne ich ihn; wenn Ew. königliche Hoheit mir gestatten wollten —“ Sie wußte, daß er, trotz seines Protestes, gern seinen gebührenden Titel hörte.

Er lächelte ihr auch jetzt zu, räumte ihr aber nicht den „Observationsposten“ ein, sondern guckte wieder selbst durch das Brett. „Sie kommen zurück; jetzt bleiben sie stehen! Nun erfahren Wir, um was es sich handelt“, wisperte er. „Wenn sie nur nicht zu

leise reden. Da — sie neigen sich zu einander und — ha, sie — küssen sich! Wahrhaftig, sie küssen sich! Und noch einmal!“

Die Geheimrätthin war darüber so indignirt wie er selber, ob schon es ihr nichts Neues, daß diese schattige und verborgene Ecke zum Schauplatz solcher Excesse gemacht wurde. Gefährliches, ihn persönlich Bedrohendes, konnte sie da in nicht finden.

„Das verstehen Sie nicht, still!“ herrschte er sie an, als sie diese ihre unmaßgebliche Meinung leise zu äußern wagte. Nach kleiner Pause fuhr er fort: „Die Leute mögen Uns für den Moment nicht gefährlich sein, aber sie würden natürlich gern durch eine Denunciation sich ein Heiratsgut erwerben.“

Die Geheimrätthin meinte, ihres hohen Grades — und künftig noch mehr — geheime Reise habe natürlich irgend einen Zweck und er werde wohl am Besten beurtheilen können, ob ein etwaiger Verrath bedenklich sei oder nicht. Eigentlich — sie war eine friedliche Staatsbürgerin, und hätte es sich nie beikommen lassen, daß sie je conspiriren und bei staatsgefährlichen Comploten die Hand im Spiele haben würde. Allein als Mutter einer erwachsenen Tochter, als Begründerin der künftigen Größe ihrer Enkel — —

„Das Paar schnäbelt sich weiter, aber der Spion im Gebüsch, das ist der Hauptker! Er hat Unsere Fährte, denn er guckt, und mit ordentlich rollenden Augen, beständig her nach dem Jaun!“ berichtete der hohe Verfolgte.

Die Geheimrätthin hatte eine Idee. „Vielleicht ist's der Kellner aus Hôtel Royal. Wenn ich einmal sehen dürfte.“ —

„Kellner! Als kenne man nicht Kellner! Ein distinguirter junger Mann — Legationsrath — Gesandtschaftsattaché oder dergleichen.“

Da er nicht von seinem Posten, ihrem Stein wich, ergab sich Frau von Jungl darenin, diesen jungen Mann

nicht zu sehen — der jedenfalls ein Fremder, denn Gesandtschaftsattachés und Legationsräthe hatte man hier nicht. An dem losen Brett zu rücken, war zu gefährlich. — Ihr wurde ein wenig bange, indes entschlug sie sich heroisch dieser und jeder Schwäche, d. h. Aengstlichkeit. Was konnte man ihr anhaben? Selbst ein Proceß, solch' Proceß, ist keine Schande! Seine Ausweisung oder Gastnahme wäre ihr allerdings höchst ungelogen gekommen, es mochte also rathsam sein, für diesen Fall schon in Zeiten ein künftiges Zusammentreffen außerhalb der Grenze zu vereinbaren.

„Ach, was hätte sie nicht außerdem noch gern Alles vereinbart! Er wisperte jedoch, mit ganzer Seele bei seinen Beobachtungen:

„Sie gehen! — Er geht auch! — Nein, er kommt wieder und gerade auf die Oeffnung zu! Stellen Sie sich vor, halten Sie das Brett fest! Diese Dummheit!“

Sein Commando nicht verstehend, hatte sie dasselbe auch nicht befolgt, sondern regungslos dagestanden.

Zum Glück war dadurch nichts versäumt; der junge — nach der Meinung des hohen Fremden — Diplomat, der sich vor dem Pärchen versteckt, hatte die Lücke im Jaun nicht entdeckt und wandte sich lauschend nach dem andern Theile des Restaurationsgartens zurück.

„Mine und Contremine!“ küsterte der Schwiegersohn in spe. „Aber Wir müssen dahinter kommen, müssen sehen, wie es dort steht. Still — Wir exponiren Uns natürlich nicht unvorsichtig und halten Uns die Rückzugslinie offen. Für alle Fälle.“ — Ein Griff in die Brusttasche vervollständigte seinen Satz.

Zum Glück für ihre Ruhe bemerkte oder verstand die Geheimrätthin diese Bewegung nicht, sie schaute ihm eben so verblüfft nach, wie worhin ihre Tochter ihr und ihm, als er die Bohle wegrückte, durch den Spalt

schlüpfte, dann jene nach sich zog und von der andern Seite wieder anlehnte.

Hier zu verweilen war unnütz, da er wohl in's Hôtel ging, also einige Zeit fortblieb; sie konnte die Muße besser benutzen und eilte zu Loboiska.

Diese hatte Klette's Gedichte vorgenommen — zuerst, um sich Haltung zu geben, bald jedoch wieder lebhaft interessiert. Verwundert blickte sie auf, als die Mutter allein zurückkam.

„Mein Gott, Mama, wer ist das? Umsonst zerbrach ich mir darüber den Kopf.“

„Und wie gefällt er Dir?“ hieß es statt der Antwort. „Wie er mir gefällt? Es ist, es führtet Ihr Weibe eine tolle Komödie auf, aber heute kann ich darüber nicht lachen —“

„Das würde ich mir auch nachdrücklich verbeten haben. Ueberhaupt muß ich bitten, Dich fortan wie eine junge Dame zu betragen, nicht wie ein — daß ich diesen Ausdruck von meiner eigenen Tochter brauchen soll: — naseweiser Badsisch. Und zwar wie eine junge Dame von Stande, deren Ausichten die glänzendsten sind, die es überhaupt gibt.“

Nicht in diesem Ton hatte sie mit dem einzigen Kinde, dem eine so wundervolle Zukunft winkte, reden und ihm einen Hinweis auf diese Zukunft geben, es für seine hohe Rolle instruiren wollen. Aber der Ausdruck „tolle Komödie“ hatte sie zu empfindlich getroffen. Als Loboiska die feucht werdenden Augen auf sie richtete, schlang sie, in heftiger Erregung, die Arme um sie.

„Loboiska, meine Tochter! Wüßtest Du — ahnest Du“ — zärtlich, doch mit einer gewissen, dem Verwandtschaftsgrade nicht entsprechenden Ehrerbietung küßte sie die Tochter. „Wir müssen mit einander reden.“

Das Mädchen erröthete glühend. Konnte die Mutter wohl so liebevoll und zugleich so tief bewegt, ja feierlich, von gleichgiltigen Dingen oder Personen sprechen wollen? Wihin —

Die Mutter begann: „Das Nähere über diese Bekanntschaft erlasse mir — wenigstens vorläufig. Wenn Du noch nicht darüber nachdachtest, ob er Dir gefällt, so beweist das, Du empfandest um so mehr den Eindruck, welchen er macht, machen muß.“

„Das wohl, Mama — ja, gewiß!“
„Nun, nur offen, ganz offen, mein geliebtes Kind!“

Es hätte dieser Ermunterung nicht bedurft bei dem Mädchen, welchem das Beharren auf diesem Thema eine Enttäuschung war. „Sein Lachen, er lachte übrigens nur einmal auf, klingt abscheulich — wie das Springen einer Saite.“

„Es ist auch manche Saite bei ihm zersprungen und zerrissen!“ nickte die Mutter, davon befriedigt, daß Loboiska so auf ihn geachtet habe. „Gedankenlose Heiterkeit würde ihm durchaus nicht anstehen. Sein ernstes, würdevolles Wesen —“

„Könnte Einem Furcht einflößen!“
„Ehrfurcht, meinst Du, liebes Kind, in einer erklärlichen Begriffsverwirrung. Und diese haben wir ihm wahrlich zu zollen, obgleich er —“

„Unseren schönsten Rosenbusch ruiniert hat? Nun, den Zoll der Ehrfurcht, den er dafür verdient —“

„Sei kein Kind, Loboiska! Für den einen Rosenstrauch legt er, Dir, uns — einen ganzen Rosengarten an.“

„Ist er denn Gärtner?“

Der Tochter Erstaunen amüsirte die Mutter und hielt der obligaten Nührung das Gleichgewicht. Uebrigens war es am besten, von der Kinderei, auf welche Loboiska aus Langeweile verfallen, keine Notiz zu nehmen und ihr so die Beschämung darüber zu ersparen. Die Berührung einer in jedem weiblichen Gemüth so leicht erklingenden Saite konnte da nur vortheilhaft wirken. „Oh meine Tochter, einem großen Unglück gegenüber auf unbedeutende Kleinigkeiten Werth legen, oder gar über Ausschreitungen, zu denen ein weltgeschichtlich herbes Loos

wohl hinreißen mag, spöttische Glossen?! Du bist allerdings noch sehr jung, ein Mangel an Verstandniß und Theilnahme für bitteres, herzzerreißendes Leid also verzeihlich; aber es schmerzt mich dennoch, bei Dir auf Verlosigkeit zu treffen.“

„Schilt mich nicht herzlich! Ueber ein Unglück spottete ich nicht und wenn er wirklich leidet, was ich ja nicht wußte, will ich wahrlich die seltsame Manier, in der er —“

Nun sie still im Schatten saß, überkam die Geheimrätthin nach all' der übermäßigen Erregung eine Anwandlung von Schwäche. Sie fröstelte und die ungewöhnliche Röthe ihres Antlitzes wich, so daß sie plötzlich sehr blaß ausah.

Bekürrt nahm es Loboiska wahr, allein die Mutter schnitt jede Aeußerung darüber hastig ab und sagte wieder feierlich: „Auf mich und mein Befinden kommt es in diesem großen, folgenschweren Moment durchaus nicht an. Ich will gerne sterben, nun ich das erlebte, so sehr es mich auch beglücken würde, später — Diesem und Jenem beizumohnen. Mein Kind, noch immer ahnst Du nicht, welch' fabelhaftes Glück Dir beschieden ist und daß Du Ursache hast, Gott auf den Knien zu danken! Auch Deiner Mutter wirst Du Dich künftig, wenn diese längst im Grabe ruht, mit Dankbarkeit erinnern, denn sie erstrebte ja nur Dein Wohl.“

Loboiska umarmte sie zärtlich. „Sprich nicht vom Sterben. Ich weiß ja und bin Dir wahrlich dankbar —“

„Deine Größe wird Dich nicht übermüthig machen“, fuhr Jene in gehobener Stimmung fort. „Auch in der ersten Stellung, auch auf jenen Höhen der Menschheit, in die nur so äußerst selten niedriger Geborne emporgehoben werden, bleibst Du stets eingebent!“

„Mein Gott, ich begreife nicht —“

„Nun denn, mit einem Wort: dieser Mann, von welchem Du freilich

noch nicht weißt, wer er ist, wird Dich zu seiner Gemalin erheben und —“

„Mutter!“ schrie das Mädchen entsetzt auf.

„Laß mich austreden! Weißt Du erst, wer er ist, wer Dir die Ehre erzeigt, um Dich zu werden —“

„Nie, o nein, nie, nie!“ versicherte Loboiska, sich energisch aufrichtend, „nichts und Niemand soll und kann mich zwingen —“

„Schweig' und höre mich erst an, thörichtes Kind: ein Glück, daß Niemand als ich diese Aeußerungen hört, die Du sogleich reuig zurücknehmen wirst —“

„Nichts nehme ich zurück! Und ehe Du weiter redest, höre erst mich, dann —“

Die Geheimrätthin sah, mit Strenge lasse sich hier nichts durchsetzen, ungerechnet, daß sie gegen die künftige Fürstin doch Rücksicht zu nehmen hatte. Auf das Buch deutend, das Loboiska noch in der Hand hielt, sagte sie: „Schlage mir das heute Vormittag gelesene Gebieth auf.“

Loboiska gehorchte mechanisch. Was sollte das jetzt?

Die Mutter laß mit gedämpfter Stimme:

„A b s c h i e d.“

„Der Pulsschlag stockt, kein Athem weht
Vom blaffen Munde;
Ach, alle Liebe kommt zu spät
Der Todeskünde.“

Dann redete sie leise: Mein Kind, dachtest Du schon ernstlich daran, daß Du diesen Abschied von mir vielleicht — recht bald zu nehmen hast? Stelle Dir einmal vor, wie Dir sein würde, wenn Du ihn durch Deinen Widerspruch vorzeitig herbeigeführt hättest, wenn dann alle Liebe zu spät —

„Marte mich nicht so — Erbarmen, Mutter!“

Allein die Mutter hatte kein Erbarmen. Wie sollte dieses auch Raum finden neben der Genugthuung über eine Partie, wie sie dieselbe in den hochliegenden Träumen nicht erhofft

hatte, nicht erhoffen konnte. Was wollte das thörichte Ding? Dessen Thränen versiegten ja bald oder verwandelten sich in die des Entzückens bei der Erkenntniß solch unerhörten Glücks! Er hatte übrigens Recht — scharfsinnig war Loboiska nicht, sonst hätte sie wissen müssen, daß es mit diesem Mann eine besondere Bewandniß habe.

Zu tief durfte sie die Erregte nicht erschüttern. „Bernimm doch erst, wen Du ausschlagen möchtest. Alles kann ich Dir noch nicht sagen, aber er ist von Gottes Gnaden, ist — ein Fürst!“

„Ein Fürst!“ Diese Mittheilung ließ Loboiska's Thräne stoden. „Ich hätte eher geglaubt, er sei ein Narr —“

Sie vollendete nicht, stieß vielmehr einen Schreckensschrei aus, und die Mutter accompagnirte ihn.

Er, von dem sie redeten, stand im Eingang der Laube und fragte nun mit sprühenden Augen und schriller Stimme: „Wer ist ein Narr? Wo ist ein Narr?“

Die Mutter hatte sich schnell gefaßt, obgleich diese wahrhaft südländische Festigkeit sie körperlich so angriff, daß sie kaum aufzustehen vermochte. „Königliche Hoheit schon wieder da? Unendlich erfreut darüber!“

Seine Züge ebneten sich und den Lippen entfloß das gekügelte Wort: „Wir haben Hunger. Wo ist der Zmbiß?“

„Augenblicklich! Loboiska, wenn Du mich siehst — schnell, was vorhanden ist! Zeige Dich als meine Tochter!“

Das Mädchen hatte sie kaum ausreden lassen, flog gleichsam davon, froh, dieser Gesellschaft zu entgehen und durch eine äußerliche Thätigkeit auch der Gemüthserschütterung. Es kam nicht zum Nachdenken darüber, wie seltsam das Alles sei, sondern half der Dienerin, diese zur Eile spornend, Tischzeug und Theegeräth in Körbe packen und stellte dann die Speisevorräthe auf eine Platte.

IX.

„Dürfte ich mir erlauben, königliche Hoheit zu fragen, wie es dort steht!“ die Geheimrätthin deutete, sobald sie mit dem hohen Gast allein war, nach dem Nachbargarten, zufrieden, daß er auf Loboiska's Aeußerung nicht zurückkam.

Königliche Hoheit geruhten, die Achseln zu zucken und sich auf einen Stuhl zu werfen. „Der Gesandtschafts-attaché wie verschwunden — vergebens alle Büsche durchstöchen — bloß Stapsen seiner Lackstiefel im Boden! Wird nun seiner Regierung telegraphiren.“

Die bebenden Knie der Dame veranlaßten sie zum Niederstigen. „Königliche Hoheit hegen und — betreiben also Pläne, die so — so —“

Er lächelte. „Meinen Sie, die Depositionen seien alle gleich resignirt? Wir können Ihnen sagen — Sie erschrecken? Ja, Liebe, es handelt sich um kein Kinderspiel.“ Gewichtig warf er sich in die Brust. Mit einem argwöhnischen Rundblick setzte er dann hinzu: „Wo ist Ihr kleines Mädchen geblieben?“

„Besorgt für Ew. königliche Hoheit die Collation.“

„Soll aber gleich wieder hier sein“, gebot er.

Die Geheimrätthin, lebhaft beunruhigt, hätte gern Näheres über seine Pläne gewußt und scheute doch vor der Einweihung in dieselben zurück.

„Wer ist das?“ Betroffen deutete er auf das nahende Dienstmädchen. Sie klärte ihn auf und sagte der Dienerin, das gnäbige Fräulein möge sich nicht länger fern halten, als durchaus nöthig sei.

Er verwandte keinen Blick von der den Tisch Deckenden, die sich sehr wohlgeschult betrug, ihn nicht neugierig ansah und zog die goldstrotzende Börse. „Unfertwillen soll man umsonst keinen Schritt thun.“ Ein Friedrichsdor glitt in die Hand der erfreut

Ritzenden und jetzt fast zur Windsbrautschnell Beflügelten.

Sollte die Dame nun auf Mittheilungen bringen?

„Seien Sie ruhig — Uns hat Niemand gesehen“, kam er ihr zuvor. „Unsere Spuren sind d'rüben vertilgt und das Brett nageln Wir später vor. Niemand wird wissen, wo Wir geblieben sind. Haha!“

„Wie — Hoheit wollen nicht zurück in's Hötel? Und höchsthero Sachen —“

„Die Hauptsachen führen Wir bei Uns — Geld und Waffen. Den übrigen Plunder bah!“ Er warf seine Handschuhe fort und zog neue an — offenbar in heiterer Stimmung. „Dann beobachten Wir durch die Gucklöcher, die Wir noch etwas ausbohren, in Verborgenheit —“

Eines seiner Worte ließ die Geheimrätthin den letzten Rest ihrer Verstandeskraft verlieren. Nicht minder argwöhnisch, wie er zuweilen blickte, überflog nun ihr Auge seine Gestalt, während sie ihren Stuhl weiter rückte. Trug er etwa ein Stilet bei sich? Sie hatte eine Idiosynkrasie gegen „solche Dinger“. Mechanisch murmelte sie: „Verborgenheit? Die Dienerin —“

„Wird zum Schweigen erkaufte!“ Er zog wieder die Börse, da nun der Zmbiß gebracht wurde und beglückte das Mädchen durch eine zweite Goldspende. „Aber kein Wort sprechen — verstanden? Und mehr Wasser, frisches Wasser!“

Dem mütterlichen Gebot nicht zu trotzen wagend, erschien Loboiska und sah im Herankommen die gefüllte Börse. „Am Ende ist er ein Falschmünzer und schwindelt der Mama etwas vor —“ dachte sie. Verwirrt machte sie sich mit der Bereitung des Thees zu schaffen, voll Angst, daß man auf die Heirat zurückkommen und sie so schwach zum Widerstande sein würde. Sein durchaus nicht bewerbungsmäßiges Benehmen beruhigte sie einigermaßen

— hätte er eine „Absicht“ gehabt, er würde nicht so heißhungrig über die Speisen hergefallen sein. Nun, sie gönnte ihm seinen Appetit und die Befriedigung desselben so von Herzen, daß sie ihm in der artigsten Weise das Beste vorlegte.

Er schien, zur Genugthuung der Geheimrätthin, jetzt nachzuholen, was er, aus Furcht vor Vergiftung, bisher versäumt hatte und verschlang, was auf seinen Teller kam, in der Hast nicht einmal das Wechseln des Tellers gestattend.

Loboiska konnte es endlich nicht lassen, über solche Manieren den Mund zu verziehen. Daß, wie ihr Eifer beim Vorlegen, machte ihn süßig. Er hielt mit dem Essen inne, selbst Wasser — denn Wein und Thee verschmähte er, — stürzte er nicht mehr Glas auf Glas hinunter, sondern verlangte, daß sie es ihm crebenze und zwar aus seinem Glase! Als sie davor zurückbebt, funkelten seine Augen auf, dann beschaute er mißtrauisch sein Glas.

„Wir essen und trinken nichts mehr — heute! Künftig aber kosten Sie Alles vor“, sagte er mit einer Gereiztheit, die gegen seine immer noch beibehaltene Grandezza einen komischen Contrast bildete.

Es wurde Loboiska unheimlich in seiner Nähe. Und er sollte hierbleiben — im Hause! Mit ihm unter demselben Dach zu schlafen, dünkte ihr unmöglich, besonders, da sie ja allein waren, d. h. ohne männlichen Schutz. Nein, das ertrug sie nicht, da stächelte sie zu Mobrows! Ach, wie es sie beruhigt hätte, zu denken, Edmund sei nicht fern!

Auch die Mutter stußte, zumal sie sah, daß es ihm unangenehm auffiel, sie esse wenig. Jetzt, und hier noch Mißtrauen! Oder war das, was er plante, so dunkel und grauig, daß es auch düstere Schatten nach außen warf? Loboiskas Liebenswürdigkeit als Wirthin verdiente wahrlich besseren

Dank und das sichtlich geängstigte Kind dauerte sie. Aber es mußte ihn nur verstehen und mit ihm umzugehen lernen, wie sie selber.

Ja, sie beschwor wie durch einen Talisman den drohenden Sturm mit den Worten: „Ew. königliche Hoheit geruhen huldvollst, zu verzeihen, daß unser Mahl so überaus einfach. Wir waren ja nicht eingerichtet auf Höchsthöflichen Gast.“

Seine Züge glätteten sich. Männer sind für Artigkeiten stets empfänglich — da ihm seine Titulatur angenehm in's Gehör fiel, kargte sie damit nicht; ein Mann, der mit dergleichen zu befähigen, ist nicht einer der schlimmen seiner Gattung. Sie fuhr fort:

„Meine Tochter, der ja nur Herr Vogt vorgestellt worden, sahen Ew. königliche Hoheit ganz überrascht. Hoffentlich gefällt es Höchstherrselben, Höchstherr Incognito nun fallen zu lassen und Höchstherr unterthänigen Dienerrinnen zu sagen —“

Er unterbrach sie mit eben so großer Würde, als Herablassung: „Dank für Ihre Loyalität und — Wir verstehen Uns! Im Vertrauen —“ er dämpfte seine Stimme zum leisesten Flüstern — „Höher hinauf — statt Höchstherr — Allerhöchstherr, statt königliche Hoheit — Majestät! Aber es kommt unter Freunden, wie Wir sind, darauf an nicht an!“ Und er stand auf und trat in den freien Raum im Hintergrunde der Laube, als wollte er sagen: „Seht her, jeder Soll ein König — habt Ihr schon Ähnliches gesehen?“ Doch im nächsten Moment lächelte er ermutigend; seine Gesellschafterinnen waren gewiß ganz niedergeschmettert.

„Oh — Majestät — Verzeihung! — Allerhöchstherr erhabener Vater sind also —“ stammelte die Mutter, unfähig, sich zu erheben, während die Tochter ganz Auge geworden zu sein schien. Jetzt sprang die letztere jedoch, wie aus einer bösen Verzauberung erlöst, mit einem Freudenruf auf und aus der Laube hinaus.

Majestät hatte auf die Erwähnung der Eltern nicht geachtet, sondern mit Entsetzen das Nahen eines Mannes gewahrt und eine Bewegung gemacht, das übrigen sehr starke Lattengerüst der Laube zu durchbrechen und die Flucht zu ergreifen. Die geklüfterten Worte der Frau: „Sire, keine Furcht um Allerhöchstherr Incognito!“ und dann ein Blick auf den Ankömmling wirkten indes beruhigend. „Ein Bierbrauer oder dergleichen, ganz ungefährlich!“ damit ließ er sich auf den hintersten Sitz nieder.

„Die Schuld der Dienerin, Sire. Ich verbot streng, Jemand einzulassen.“ Nun der aufdringliche Mensch einmal hier war und den hohen Gast gesehen hatte, mußte man ihn höflich aufnehmen, um nicht etwa seinen Argwohn zu erregen. Aber kalt war ihre Höflichkeit — eiskalt. Und gerade in dem Augenblick zu kommen, in welchem die Enthüllung — Und sie konnte sich nicht einmal bestimmen, von was er denn eigentlich — Potentat sein mochte, denn ihr Kopf wirbelte so seltsam schwindelhaft. Dazu ärgerte sie die warme Begrüßung ihrer Tochter und dieses abscheuliche, hell und herzlich klingende: „Fräulein Lodchen!“

Formell stellte sie vor: „Herr Stadtrath Mobrow — Herr Vogt“, dann ließ sie sich erschöpft nieder.

Der Stadtrath setzte sich mit dem Rücken gegen den Eingang der Laube und Loboiska zog für sich einen Stuhl dicht heran zu dem feinigen, so daß zwischen ihr und dem Unbekannten einige leere Stühle blieben. Ihr überaus herzlicher Empfang und daß dem schlichten Namen des fremden „Reinernen“ Gastes, dachte der Stadtrath nach einem Blick auf denselben, nichts hinzugefügt wurde, versetzte den alten Herrn in eine Stimmung, in der er sich durch das Wesen der Hausfrau nicht anstecken ließ. „Ihr Mädchen, Frau Geheimrätthin, wollte mich durchaus abweisen, aber ich nahm eine

hohe Amtsmiene an und sagte: „Wichtige Staatsangelegenheiten — also Platz da! Natürlich gab sie verblüfft Raum.“ Er lachte gemüthlich, nicht bemerkend, daß die Dame und ihr Gast rasch einen Blick wechselten und ihm mehr Aufmerksamkeit zuwendeten, als bisher. Dieselbe ließ jedoch seitens der Dame sogleich nach, als er hinzufügte: „Nun, ist's denn nicht eine wichtige Staatsangelegenheit, wenn ich's ohne Sie, Fräulein Lobdchen, daheim nicht aushalten konnte und sehen mußte, was Sie machen? Darum Verzeihung, daß ich hier so hereinsalle, Frau Geheimrätin.“

Lodoiska ließ nicht die Pause entstehen, durch welche die Mutter ihm das Unpassende seines Einbrängens fühlbar machen wollte. Ihre Gedrücktheit war in das Gegentheil, in den Uebermuth des Liebling, umgeschlagen und sie ignorirte diesen Fremden völlig, der sich so großartig aufspielte. War er etwa Schauspieler, der eine Mornerollenrolle probte? Wie eine Komödie kam ihr gleich Alles vor, nur blieb es ihr unerklärlich, wie ihre so ernsthafte und ceremonielle Mutter sich dazu hergeben mochte. Eingehend erkundigte sie sich, wie es im Modrow'schen Hause siehe.

Ein „steinerter Gast“ war der von der hochstrebenden Dame zum Schwiegersohn Erkorene denn doch nicht; trotz seiner äußern Unbeweglichkeit und scheinbaren Theilnahmlosigkeit sah er wie auf dem Sprunge und seine Hand steckte in der Brusttasche, während sein glühender Blick lauernd und durchbohrend zugleich, zwischen Lodoiska und dem alten Herrn hin- und herzuckte.

Nach der Ansicht der Frau von Jungt empörte ihn die fast töchterliche Vertraulichkeit des Mädchens gegen den Stadtrath und mit Grauen dachte sie, daß er vielleicht die Hand am Stilet habe. Doch umsonst winkte sie der Tochter, sich gesiehem zurückzuhalten. Wie ließ sich ein Ausbruch südlischer Heftigkeit und Eifersucht ver-

hindern? Ach, sie fand keinen Ausweg! Wohl aber fand sie, daß — die Nasen ihrer beiden sonst so verschiedenen Gäste eine merkwürdige Aehnlichkeit hatten.

Durch Vorgeben von Unwohlsein — leider kein bloßes Vorgeben! wollte sie Modrow entfernen; allein er erzählte eben etwas, was sie ihn enden lassen, ja wobei sie sich obenbrein den Anschein des Zuhörers geben mußte, da er seine Worte zum Theil direkt an sie richtete.

„Meine Frau und Emma sind niedergeschlagen. Denn eben bekam ich traurige Nachrichten über den Sohn meiner Cousine, von dem ich heute Mittag sprach, Frau von Jungt. Er ist beim Offiziers-Examen durchgefallen und hat sich das so zu Herzen genommen, daß er —“ Eine Geberde nach der Stirn ergänzte den Satz.

Lodoiska gab ihr Bedauern kund, während des andern Gastes Blicke nicht mehr zu ihr schweiften, sondern verzehrend an dem Stadtrath hingen, der inzwischen fortfuhr:

„Er verbatg seinen Zustand, wie das ja meist geschehen soll, sehr geschickt; kleine Extravaganzen zählten nicht, da er immer, sammt seinen Eltern, närrisch gewesen.“

Der junge Mann starrte jetzt vor sich nieder — leise murmelnd: „Narr, närrisch! Wer sagte vorhin Narr?“

Die Geheimrätin verstand ihn nicht und wie seine Züge sich mehr und mehr verzerrten, gewahrte sie in der auf seinem Platz schon herrschenden Dämmerung nicht.

„Eines Morgens war er verschwunden“, sprach Modrow weiter. „Seine bekümmerten Eltern fanden einige Mal seine Spur, verloren dieselben aber immer wieder, da er mit Geld reichlich versehen und auf seiner Hut ist! Hoffentlich faßt man ihn recht bald.“

Lodoiska konnte ein „Ach!“ nicht zurückhalten und ihr gespannter Blick flog hinüber zu dem Fremden.

Gleichzeitig sprang dieser auf, riß einen Revolver aus der Brusttasche und drückte mit dem gellenden Aufschrei: „Ja, Du — Du! — Stirb, Verrätherin!“ auf sie ab.

Glücklicherweise hatte Loboiska sich eben zum Stadtrath geneigt. Ihr erstücker Aufschrei ward durch das weithin hörbare Getreisch einer weiblichen Stimme übertönt. Die Köchin hatte sich genähert, um zu sehen, wie die Frau ihren Fehler in Betreff des Stadtraths aufnehme und — ob sich nicht der Moment zu einem Verkehr durch die Jaunlücke benutzen lasse. Da fiel der Schuß und sie schrie noch lauter, als sie von dem mehrerwähnten Fliederbusch her einen jungen Mann herbeistürzen sah.

Die Geheimrätthin hatte den Arm des Rasenden erfassen und ihr bedrohtes Kind, und sei es selbst mit ihrem eigenen Leben, schützen wollen, allein sie vermochte sich nicht zu regen, mußte es geschehen lassen, daß der Meuchelmörder nach dem Schuß, die Stühle umwerfend, um den Tisch herumeilte, auf Loboiska zu.

Der Stadtrath, zuerst unaussprechlich verwirrt durch diesen eben so entsetzlichen als überraschenden Vorfall, riß im nächsten Augenblick Loboiska von ihrem Stuhl in seine Arme, um sie vor dem neuen Angriff durch seinen Körper zu decken. Eine Ahnung, wer der Unselige sei, blickte in ihm auf und er rief: „Abols, denke an Deine Eltern.“

Hohnlachen antwortete ihm, so schrill, wie kein vernünftiger Mensch es ausstoßen kann und die Mündung der Waffe ward ihm entgegengehalten; noch ein Moment und es war um ihn oder um seinen Schützling, der sich halb ohnmächtig an ihn klammerte, geschehen.

Da trafen die Blicke des Wahnmädchens, vom Getreisch des Dienstmädchens angezogen, auf den herbeistürmenden jungen Mann. „Der Gesandtschaftsattaché!“ murmelte er und

wich rückwärts, um den Tisch herum, in den Hintergrund der Laube, wie ein Raubthier, das sich zum Sprunge rüstet, auf den Ankömmling fixierend.

„Was geht hier vor? Loboiska!“ schrie dieser.

„Edmund, Edmund!“ rief das junge Mädchen.

Es klang im Ohr der noch immer wie gelähmten Mutter gleich der schönsten Musik. Ihre Tochter lebte!

Der Stadtrath trug Loboiska, die nun das Bewußtsein verlor, vom Eingang der Laube aus der Schußlinie fort und legte sie in die Arme der Dienerin, während er seinen Sohn bedeutete: „Ein Wahnsinniger!“ und dann drohend rief: „Ich bin Dein Onkel Mobrow, Junge; kennst Du mich nicht? Auf der Stelle das Schießding hingelegt, verstanden?“

Der Unglückliche starrte ihn an und sagte dann mit seiner vornehmsten Miene: „Der Mann hat den Verstand verloren — will Unser Oheim sein. Was sagen Sie dazu, gnädige Frau, die Sie uns kennen? — Wie — hatte der Gesandtschaftsattaché nicht Unfere Spur?“

Sie sah, obwohl mit umflortem Blick der vermeintliche Attaché sei der junge Mobrow. Welchen himmelschreienden und zugleich — lächerlichen Wahn hatte sie gehegt? Lächerlich war er in diesem Moment freilich nicht, denn als sie, allmählig ihre Erstarrung abschüttelnd, eine Bewegung machte, um der fürchterlichen Nachbarschaft zu entrinne und nach ihrer Tochter zu sehen, schrie er wüthend:

„Nicht von der Stelle! Wollen Sie zu Unfern Feinden übergehen? Nein, Sie sollen sehen, wie Wir deren Anschläge zu Schanden machen. Kommt nur an — kommt an!“

Der Angstschweiß brach der armen Frau aus. Gutwillig ergab er sich nicht und wack' Unglück er noch anrichtete, war gar nicht abzusehen. Sie nahm zur List ihre Zuflucht und sagte, sich gewaltfam zusammentassend, ge-

bieterisch zu Vater und Sohn: „Was wollen die Herren? Behelligen Sie uns gefälligst nicht“, und zu ihrem gefährlichen Nachbar demüthig: „Sire, gestatten mir Ew. Majestät Allerhöchst, Sie vertheidigen zu helfen. Geben mir Ew. Majestät, kaiserliche Majestät, muß man wohl sagen? Die Waffe — kaiserliche Majestät haben ja wohl noch andere.“ Und trotz ihrer Fobisfinkrafie streckte sie die zitternde Hand nach dem Revolver aus.

Er nickte ihr gnädig zu, ging aber nicht in die Falle. Vielmehr zog er mit der Linken, dabei scharf jede Bewegung der beiden Männer beobachtend, einen Dolch aus der Tasche und sagte: „Nehmen Sie Messer, in jede Hand eins!“

Das war also nichts. Bebebend raffte sie die Messer und Sabeln zusammen, damit sie ihm nicht etwa auch zur Waffe würden; sie fühlte, daß sie sich nicht länger aufrecht halten könne und war dem jungen Modrow, dessen bloßes Kommen schon Lodoiskas Leben gerettet, sehr dankbar, daß er sich jetzt nicht länger zurückhalten ließ von seinem Vater. Dieser, auch das unvermeidliche Blutvergießen scheuend, war geneigt, auf die Intentionen der klugen Hausfrau einzugehen.

Allein Edmund konnte die Mordwaffe nicht länger in den Händen des Tollen und diesen gleichsam triumphiren sehen; zudem bedurfte es ja nur einer Kleinigkeit, um Lodoiskas Mutter zu gefährden. Einen plötzlichen Sprung auf Jenen hinderten die Stühle, doch umging er diese jetzt rasch. Aber der Irre war auf seiner Hut, obgleich der Stadtrath, um seine Aufmerksamkeit von Edmund abzulenken, Teller nach seinem Kopf warf. „Zurück!“ drohte der vom Größenwahn Befallene. Und da Edmund nicht zurückwich, drückte er auf ihn ab.

Im selben Moment schlug die Geheimrätthin mit der silbernen Theekanne so heftig den Arm in die Höhe, daß nicht allein die Kugel abgelenkt wurde, sondern auch der Revolver der Hand entfiel. Dann schwand ihre Sinne.

Der junge Modrow umschlang seinen Gegner, um ihn am Gebrauch des Dolches zu hindern, doch er entsfaltete die Riesensärke der Lohsucht. Daß der Stadtrath seinem Sohn zu Hilfe kam, reichte nicht aus und in dem kleinen Raum entspann sich ein heißer Kampf.

Desseu Getümmel ließ Lodoiska völlig zum Bewußtsein kommen. „Die Mutter, hilf mir die Mutter hinausbringen!“

Die Dienerin wagte sich jedoch nicht in die Laube, schrie nur gellend.

Nun erschien auch der Kellner, durch die Zaunlücke, von Gästen der Restauration gefolgt und es gelang, den Rasenden zu überwältigen. — Seine Eltern, schnell benachrichtigt, mußten das Opfer ihrer eigenen Eitelkeit einer Anstalt übergeben.

Die Verletzungen Edmunds, waren nicht schwer und bald geheilt.

Die Geheimrätthin verfiel in ein hitziges Fieber. Auch nach ihrer Genesung kam die Tochter nie wieder auf die Ereignisse jenes Tages zurück, hielt ihre Seltsamkeit damals schon für Aeußerungen der Krankheit.

Die alte Dame sprach eben so wenig davon, wie sie noch durch die Dohrlöcher guckte. Sie war so verändert, daß Modrows nicht begriffen, wie sie die treffliche Frau je des Hochmuths beschuldigen konnten. Die thörichten Träume für die Zukunft ihrer Enkel waren abgethan, sie freute sich herzlich an dem Glück des Pärchens, das nun nirgend ein Hinderniß fand und ist jetzt sogar stolz auf ihren waderen Schwiegersohn, dem sein Vater, sich zur Ruhe setzend, das blühende Geschäft übergeben hat.

Bei ihm zu Tische.

Eine Erinnerung aus Studententagen von J. F. Kofegger.

Als ich aus den Bergen in die Stadt kam, war ich ein recht höflicher junger Mann. Ich hatte großen Respekt vor Jedem, der einen schwarzen Stadttrock trug und witterte hinter jedem feinen Tuche einen hohen Herrn, unter jedem Seidenhut einen geschaidten Kopf, vor dem ich mein Lobenhütlein in Ehrfurcht zog. Und war es gar ein Bekannter, so bereitete ich mich immer schon auf viele Schritte vor, ihn mit allem Aufwande meiner Artigkeit zu begrüßen.

Da war es ein großer, ziemlich beleibter Herr mit röthlichem Vollenbart, der meinen Gruß besonders freundlich erwiderte und mir schließlich im Grüßen sogar noch zuvor kam, wenn wir uns begegneten. Ich traf ihn in der Herrengasse, oder auf den Glacisgrünben, oder auf dem Schloßberg. Einmal hielt er mich sogar an, fragte, wie es mir gehe, was ich von der Heimat höre und wie es mir in Graz eigentlich gefalle. Auf die erste und auf die dritte Frage antwortete ich: „Danke, gut“; auf die zweite: „Danke, nichts.“

Und einmal, als sich der freundliche Mann nach einem solchen Gespräch wieder zwischen den übrigen Fußgängern der Herrengasse hinbewegte, wendete ich mich an einen Studiengenossen, der mich begleitete: Ob er mir nicht sagen könne, wer jener Herr sei.

„Welcher Herr?“

„Der Große dort, mit dem lichten Bart.“

„Den kennst Du nicht? Das ist ja Anastasius Grün, von dem unser Deutsch-Professor gestern die Gedichte vorgelesen hat.“

Was? Und der lebt noch? Und in Graz? Ich hätte gedacht, die großen Dichter, von denen man in der Schule hört, müßten alle nur in Stahlschuh vorhanden sein — und jetzt geht Einer da auf der Gasse so herum und ist genau wie die Andern.

Aber mein Gruß — als ich eines nächsten Tages dem blondbärtigen Mann wieder begegnete — hatte durch obige Aufklärung nicht an Wert gewonnen. Ich nahm, als ich seiner ansichtig wurde, den Hut vollends ab und trug ihn in der Hand, bis Jener eine Strecke vorüber war.

Und eines Tages blieb er vor mir stehen und sagte: „Lieber Freund — aber setzen Sie auf! — wie geht's Ihnen?“

„Danke, gut.“

„Was hören Sie von Ihrem Obersteier?“

„Danke, nichts.“

„Wie steht's mit dem Lernen?“

„Danke, gut.“

„Geht's?“

„Ja. Nur beim Rechnen plagt's.“

„Ei, das ist! — Na, nur Muth, wird sich schon machen. Was wäre mir das für ein Kaufmann, der nicht rechnen könnte! — Wollen ja doch Kaufmann werden? — Nicht?“

„Ich meine alleweil“, bemerkte ich muthlos, „so weit werde ich's nicht bringen können. Schön'schreiben lerne ich fleißig, und daß ich's halt wo bei einem Schriftsteller oder Dichter zu einem Abschreiber könnt' bringen.“

Muß gestehen, daß ich diese Bemerkung nicht ganz ohne Absicht machte. Er aber lachte so laut auf, daß mehrere Vorübergehende ihre Köpfe nach

ihm wendeten. „Abschreiber! Bei einem Dichter!“ rief er, „junger Mann, das Zeug schlagen Sie sich aus dem Kopf. Deshalb hat man Sie nicht in die Handelsakademie gegeben. Wie alt sind Sie?“

„Zweiundzwanzig Jahre.“

„Etwas spät, allerdings. Die mercantilen Wissenschaften brauchen Zeit. Nur Fleiß — das ist die Hauptsache. Glauben Sie mir, Sie werden noch ein tüchtiger Geschäftsmann. Wo speisen Sie heute?“

„Beim Kaufmann K.“

„Und morgen?“

„Morgen Samstag beim Herrn Professor R.“

„Schade. Haben Sie für Montag Tisch?“

„Nein“, flüsterte ich.

„Gut, speisen Sie am Montag bei mir.“

„Oh, danke“, und ich neigte mein Haupt.

„Kommen Sie um 1 Uhr. Es geht recht lebhaft bei mir her; können ganz ungenirt sein. Also, leben Sie wohl, es bleibt dabei. Vielleicht — na, wir sprechen noch davon. Auf Wiedersehen!“

Er kneipte mir die Hand und eilte davon.

Ich konnte mich nicht sogleich fassen. Es war ein so berühmter Mann — Anastasius Grün. — In Freude und Angst zugleich eilte ich der Akademie zu. An demselben Tage kam ich in der Arithmetik „auf“, stieß zuerst in der Verwirrung den Schemel um, auf welchem Schwamm und Kreidelagen und stieß im Laufe der Aufgabe den Satz um: Zweimal zwei ist vier.“

Der Herr Professor sah mich mit-leidig lächelnd an und sagte: „Wohl sehr schwach, lieber Freund. Gehen Sie auf Ihren Platz.“ Und machte ein Zeichen in seinem Notizbuche.

In solchen Momenten habe ich viel gelitten. Bei mir hing die nächste Zukunft am Schulzeugnisse. Brachte von den Kaufherrenöhnen einmal Einer ungünstige Noten nach Hause,

so setzte es vielleicht ein Donnerwetter oder einen Fasttag mit Fischen aus Menschenfleisch, oder es wurden auf andere Weise die Freuden der Vacanzen geschmälert, das war Alles. Anders bei einem blutarmen Hospitanten, den sie aus Barmherzigkeit unterstützten.

„Das schaut nicht gut aus, mein Lieber! Da sehe ich ja lauter Geniegebend! Und selbst ein breiter Zweier — in der Arithmetik! Sollte es denn wirklich an Talent fehlen! Dann war's ja ungeschickt, daß man Sie in die Schule schob. — Ein Handwerk ist zehnmal geschickter. Nun, da nehmen Sie noch die Kleinigkeit für die Ferien, aber im nächsten Jahre — man hat allerlei Auslagen. Sie begreifen —!“

Manchem wird so das Mene Telcel auf das Schulzeugniß geschrieben. Er hat den redlichsten Willen und Fleiß, ist aber ungeschickt und verzagt, auf dem Papiere fehlt der Erfolg und er wird fallen gelassen.

Mir erging es, Gottlob nicht so, obwohl ich's im Laufe der Schuljahre meinem guten Arithmetik-Professor oft genug ziffermäßig nachgewiesen hatte, daß ich zum Kaufmann nicht das Zeug in mir trug. Er maß unter allen Umständen meinem Willen eben mehr Glauben bei, als meinen Ziffern, und in anderen Fächern, besonders in solchen, wo von Poeten die Rede war und Gedichte vorgetragen wurden, war es mit mir so ziemlich leidlich.

Am liebsten wurden in unseren schöngeistigen Stunden solche Poetien gewählt, welche die Industrie, den Weltverkehr, den Kaufmannsstand verherrlichten. So auch las der Professor mit Begeisterung gerne Anastasius Grün's: „Poesie des Dampfes“, gerichtet gegen jene Sänger, welche klagen,

„Dah Poeste entsteht nun fliehen werde,
Auf schnurgerader Eisenbahn entjagen,
Entführt auf Dampfregatten unsrer Erde,
Auf Dampfcarrossen ferne fortgetragen!“

Ei, war't ihr denn so hold den krummen
Wegen,
Daß ihr so sehr die g'raden scheuen könntet?
Und ist Eud's Poeste, auf Wolperlegen
Zu kriechen, wenn zu fliegen euch gegönnet?

Ich will indeß hinab die Bahn des Rheines
Auf schwarzem Schwan, dem Dampfschiff
singend schwimmen,
Den Becher schwingend voll des gold'nen
Weines,

Dir, Menschengeist, den Siegeshymnus stimmen,
Wie dir der Feuergeist die Flammentroue
Herab vom stolzen Haupt hat reichen müssen,
Wie du dem Erdengeiste, seinem Sohne,
Das eherne Herz löhn aus der Brust gerissen;
Wie du zu beiden sprachst: Ihr sollt' nicht
rasten!

Daß fürder Mensch nicht Menschen knechten
möge,

Geh', Feuer du, und trage seine Lasten!
Leb', Eisen du, und wandle seine Wege!

Ich weiß, daß deines Wandels Flammengleise
Kein Blümchen im Pötenhain bedrängen,
So wie des Heiligenschein's Gluthenkreise
Kein Lötchen am Radonnenhaupte versengen.“

Solch' poetische Verherrlichungen
jener Dinge, die uns in der mathe-
matischen und technischen Abtheilung
so sauer wurden, versöhnten mich im-
mer wieder mit der Anstalt.

Der Montag nahte allmählig. Da
fiel es mir ein: die Stadt ist groß,
hast du ihn denn gefragt, wo er wohnt?
Du hast ihn nicht gefragt und er hat
vorausgesetzt, du wüßtest es.

In meiner Noth eilte ich zum
„Deutsch-Professor“ und fragte nach
der Adresse des Dichters Anastasius
Grün.

„Wie? Bei ihm geladen sind Sie?
Der Tausend! Sie sind ja ein Schwere-
renöthiger! Nun, mich freut's. Graf
Auerzperg wohnt in der Elisabeth-
straße in seinem Palais.“

„Graf Auerzperg? Nein, ich meine,
zum Anastasius Grün will ich gehen.“

„Dann können Sie dem Grafen
Auerzperg nicht gut ausweichen, denn
beide sind wenn man sie in der Nähe
betrachtet — Einer.“

Nun wurde meine Angst noch grö-
ßer und ich bedachte, ob es dem Gra-
fen wohl recht sein werde, daß mich
der Dichter geladen habe. Noch am

Sonntagsabend las ich in seinem Bu-
che und vermochte nicht ein Jützfel-
chen zu entdecken, welches auf einen
solchen Herrn gebeutet hätte. Daß sich
ein Mensch nur so verstellen kann!

Und am Montag nach dem Col-
legium um zwölf Uhr begann ich mich
herauszuputzen. Ich hatte an nichts
gespart. Als ich in der Elisabethstraße
zu jenem stattlichen Hause kam, das
zu halb wie ein Schloß und zu halb
wie ein Tempel ausfieht, schlug es
dreiviertel Eins. Ich stand am Ein-
gangsthore und wartete auf den Stun-
denschlag, um genau zur bestimmten
Zeit zu erscheinen. — Das war eine
lange, böse Viertelstunde und als auf
dem Schloßberg die Uhr schlug, ging's
mir ganz heiß durch's Herz. Schließ-
lich hatte ich noch mit dem Thorwart
zu thun, der wollte mir das Trep-
penthor nicht erschließen, bis ich ihm
gestand, daß ich geladen wäre.

Im Vorzimmer oben war wieder
ein Anderer, der mich etwas herrisch
fragte, was ich wünsche.

Ich verlangte ich höflichster Art
nach dem Herrn Anastasius Grün.
Hierauf wurde ich in ein hohes, bun-
tel ausgeschlagenes Zimmer gelassen
— und da stand ich auf dem weichen
Teppich zwischen den vielen Lehnses-
seln und zwischen den großen Bildern,
die von der Wand niederstauten.

Jetzt hörte ich was rauschen. Eine
Doppelthür ging auf und eine schöne,
freundliche Frau trat ein.

Ich hauchte einen „guten Mor-
gen“ und erschraf sofort über das
Unschickliche — nach zwölf Uhr ist
ja nicht mehr guter Morgen.

Sie machte eine Handbewegung,
daß ich mich setzen möge und ging
hierauf durch eine andere Thür wie-
der ab.

Ich betrachtete mir die Wandge-
mälde. Da sah ich ein Frauenantlik,
in welchem ich leicht die Dame erken-
nen konnte, die eben durch das Zim-
mer geschritten war. Neben diesem
Bilde hing ein anderes, darauf war

ein Männerhaupt mit hoher, ernster Stirne und milden, blauen Augen. Ein dunkelblonder, etwas in's Grau spielender Baden- und Schnurbart zog sich um die freundlichen Lippen und das glattrasierte Kinn. Tiefes Denken und warmes Fühlen lag in diesem schönen, ausdrucksvollen Antlitz, von dem ich meine Augen nicht wenden konnte.

Als ein Bedienter eintrat, um die Fensterrollen niederzulassen, als sollte der scharfe Sonnenstrahl auch dem Auge des wartenden Fremden nicht weh thun dürfen, fragte ich, wen dieses Bild vorstellen sollte.

„Se. Excellenz, den Herrn Grafen.“
 „Kuersperg? Den Anastasius Grün?“

„Ja wohl.“

Da schüttelte ich den Kopf und sagte: „Ist nicht gut getroffen.“

„Reinen Sie?“ versetzte der Diener und fügte mit gewissem Nachdruck bei: „Es gibt kein besseres Bild von Sr. Excellenz, als dieses.“

Jetzt kam plötzlich eine Bangigkeit in mich, die in ihrer Größe nicht zu vergleichen, mit der Angst, welche dem Besuche vorausgegangen war.

„Komme vielleicht lieber ein andermal“, sagte ich und schickte mich an, fortzugehen. Da ging die Thür auf und er trat ein. Leibhaftig er, der auf dem Bilbe war, aber nicht derselbe, welcher mich auf der Gasse für diesen Tag zu Tische geladen hatte — ein Anderer.

Jetzt war's fürchterlich klar, hier war ein Mißverständnis geschehen und ich, der ich mir in normalen Verhältnissen vor Verlegenheit keinen Rath gewußt hätte, ich fand mich in einer Noth, in der ganz andere Leute, als ich, aus der Fassung gekommen sein würden. Stürze hinaus — davon! Und Alles ist gut! Das war mein erster Gedanke. Da war der Mann schon auf mich zugekommen und fragte mich mit gütiger Stimme um mein Begehren. Vielleicht hatte meine so

armfelige Erscheinung sein Mitleid erweckt; daß ich da war, um mit ihm Mittag zu essen, das hatte er gewiß nicht geahnt und ich hatte zum Glück so viel Fassung gewonnen, um mir denken zu können: er weiß von nichts und soll von nichts wissen.

Nachdem er erfahren, daß jener junge Mensch vor ihm stehe, den man als „Naturdichter“ vom Gebirge nach Graz genommen hatte, drückte er mir die Hand und sagte: „Setzen wir uns ein wenig zusammen.“

Mit diesen Worten war meine Befangenheit und Verlegenheit wie weggeblasen und es war mir gewiß: mit dem Manne läßt sich Kirichen essen.

Wir saßen ziemlich lange beisammen. Als ich ihm auf seinen Wunsch von meinen Schulangelegenheiten erzählt hatte, bemerkte er: „Es wundert mich, daß man Sie nicht in's Gynnasium gegeben hat. Ja selbst in der Lehrerbildungsanstalt, dächte ich, wäre für Sie ein günstigerer Platz, als in einer Handelsschule.“

Ich widersprach ihm mit jener Bestimmtheit, mit welcher alle jungen, unerfahrenen Leute ihre Behauptungen so gerne bekräftigen: „Oh nein, die Handelsakademie ist für mich schon recht; es werden darin auch Gebichte vorgelesen.“

Er lächelte.

„Es ist wahr, lieber Freund, bei Ihnen handelt es sich um den möglichst raschen Anlauf zu einer allgemeinen Bildung und ich höre, daß die hiesige Handelsakademie mehrseitiger ist, als andere ähnliche Anstalten, und daß sie auch die humanitären Fächer berücksichtigt. Wenn Sie sich auch praktische Fertigkeiten aneignen, so wird Ihnen das gar nicht schaden. Das Brot will einmal verdient sein. Gewinnen Sie aber außer Ihren Studien Zeit, sich mit Literatur abzugeben, und haben Sie Interesse daran, so steht Ihnen meine Büchersammlung zur Verfügung.“

Ich wußte bereits, daß man sich in solchen Fällen verneigt und that es. Bei ihm war es aber mehr, als Artigkeit. „Kommen Sie“, sagte er, „vielleicht wollen Sie gleich etwas mitnehmen.“

Und er führte mich in sein Büchszimmer, wo wir beide eine Weile herumspöbereten. Unter Anderem erinnere ich mich noch, daß eine Schublade zu öffnen war, die nicht aus ihrem Fache wollte. Beide zogen wir an den Hengeln und mit mir war bei dieser gemeinsamen Arbeit mit dem großen Dichter ganz sonderlich zu Muth.

Die für mich bestimmten Bücher schlug er mir fein glatt in ein Papier. Dabei sprach er fortwährend von meinen Angelegenheiten und ich hätte nur gewünscht, daß er von sich etwas erzählt hätte: so wie ich auch diese Erinnerung wahrlich nicht niederschreibe, weil sie meine Person betrifft; ihr einziges Interesse kann nur darin liegen, daß sie von Anastasius Grün handelt. Hier sei erzählt, wie ich, Dank meines komischen Irrthums in der Person des Einladers, mit dem berühmten Dichter bekannt geworden bin. Und von diesem Tage an — ich sage es mit Stolz und Dankbarkeit — stand ich mit ihm im Verkehr. Nachmittags nach fünf Uhr, wenn er sein Schälchen schwarzen Kaffee trank, saß ich oft bei ihm und lauschte seinen Worten. Gerne erzählte er mir aus seinem Leben, oft auch von jenen Zeiten der Geistesknechtschaft, gegen die er so heiß gekämpft hat. Er beglückwünschte die Generation, die für diese Zeiten zu spät gekommen ist und sich die alten Tage erst erzählen lassen muß, um die neuen recht zu würdigen.

War vom Weltlauf die Rede, den gewöhnliche Leute bei jeder Gelegenheit so gerne verschimpfen, so konnte man an Auersperg jenes große Wohlwollen, jene lebendige Liebe und jene unerschütterliche Zuversicht bewundern, die einen echten Dichter kennzeichnen.

Er wußte die Welt so zu wenden, daß sie Einem gefiel. Wie wohlthätig wirkt das auf einen jungen Menschen! — Kam das Gespräch auf seine eigenen Werke und Pläne, so trat an ihm nicht jene erkünstelte Bescheidenheit zu Tage, die als solche gerne gelobt sein möchte, sondern jene wahre Schlichtheit, die sich an dem Gelungenen wohl freuen mag, hingegen stets unbefriedigt ist vom eigenen Schaffen, weil das Wollen bedeutender Menschen eben viel höhere Ziele steckt, als das menschliche Können je zu erreichen vermag. Anastasius Grün gab sich so, daß seine Größe dem Besucher nicht drückend war. Wenn er sich nach dem Befinden und Bestreben seines Besuchers erkundigte, so war ihm das nicht bloß Sache jener conventionellen Höflichkeit, die unter Umständen eher verstimmend als einnehmend wirken kann; man hatte bei ihm das Gefühl eines wirklichen und warmen Theils, der sich so gerne auch in Rath und That bethätigte. Nicht selten schlug sein Gespräch eine schalkhafte Wendung ein, die jedoch bald wieder dem milden Ernste seiner geistvollen Gedanken wich.

Gegen seine Widersacher — und als braver Mann hatte er deren viele — hörte ich von seinen Lippen nicht ein einziges böses Wort; wenn er von ihnen sprach, so sprach er mit Achtung und Toleranz. Wie doch anders sieht die Freisinnigkeit edler Naturen aus, als jene eigennütziger, parteiischer Charaktere, deren leider der moderne Liberalismus so manche zählt. Der wahre Liberalismus — und das ist auch ein Wort Anastasius Grün's — ist groß, weil er unparteiisch ist, weil er Jedem das Seine läßt, weil er die ehrlich gemeinte Bestrebung eines Jeden respectirt, weil er weiß, daß in ethischer Beziehung jeder Weg der rechte ist, der gewandelt wird, in der Absicht, an's rechte Ziel zu kommen. Strenger ist der wahrhaft Freisinnige gegen sich selbst; er für seine Person erkennt

nicht jeden Weg als den rechten, den er heute vielleicht aus Bequemlichkeit, morgen aus Ehrgeiz, übermorgen aus Eigennutz und an einem der nächsten Tage aus Herzensbedürfnis wandeln möchte. Er bleibt in allen Lebenslagen auf dem Pfade, den seine Ueberzeugung gewählt hat, indem er nur das Eine wünscht, daß ihn auf demselben die Welt in Ruhe lasse. Ist aber dieser Freisinnige ein Mächtiger, ein Gesetzgeber, so hat er wohl darauf hinzuwirken, daß seine Grundsätze Gemeingut werden; diese Hinzufügung hat auf humanitärem Wege zu geschehen.

Soviel nur als kurzes Streiflicht auf die Grundzüge jener Darlegungen, deren der große Mann den armen Studenten für werth hielt. —

Nun fragt der Leser noch, ob ich's denn nicht erfahren hätte, wer jener Herr war, der mich damals zu Tische geladen, und den ich mit dem Grafen Auerksperg verwechselt hätte?

Auch mit dem bin ich später bekannt worden und habe mein Verfaßmiß reichlich nachgeholt. War auch

ein braver Mann, aber bei näherem Vergleiche entschieden nicht mit dem Dichter zu verwechseln — es war der Herr Meyer.

Graf Auerksperg hat es lange nicht erfahren, in welcher Absicht ich das erstemal in sein Haus trat.

Erst im Jahre 1876, wenige Wochen vor seinem Tode, als wir auf dem Perron eines obersteierischen Bahnhofes miteinander auf- und abgingen, erzählte ich ihm die eigentliche Ursache meines ersten Erscheinens in seinem Hause. Er lachte nicht einmal dazu, sondern fragte: „Und wo haben Sie an jenem Tage gegessen?“

Ich gestand ihm, daß mich die Freude über seine gemachte Bekanntschaft gesättigt hätte.

„Aber, lieber Freund, das müssen wir ausgleichen“, sagte er. „Sie geben mir, sobald Sie von Ihren Touren nach Graz zurückkehren, das Vergnügen, bei mir zu speisen.“

Ich sagte zu und kam. Und fand ihn ruhen hoch auf dem castrum doloris.

Die Blume im Thale.

Ich bin die Blum' im Thale,
Die zwischen Felsgestein
In düstern Gründen schmachtet,
Verloren und allein.

Mich sieht, mich blasse Blume,
Des Himmels Auge nicht.
Mir fehlt's an mildem Thau,
Mir fehlt's an gold'nem Licht.

Mein Leben ist ein Sehnen,
Ein stummer Schrei der Qual
Nach einem Hauch der Liebe,
Nach einem Sonnenstrahl.

Die Falter seh' ich sterben,
Wenn ihre Zeit dahin:
Ich arme, schwache Blume,
Ich siehe welkend hin.

Die wilden Winde zausen
Und bengen mich im Flug:
Daß sie mich knieten und bräuen,
Biu ich — nicht stark genug.

Robert Samerling.

Ueber das Volkslied.

Von August Silberstein.

Es wäre gar nicht wunderbar, wenn ein Leser sofort, beim Anblick der Ueberschrift, die Frage aufwerfen würde: was ist ein Volkslied?

Zu der That denken viele Köpfe mannigfalt darüber und viele Zungen sprechen das Wort zu verschiedener Bedeutung aus.

Dem Einen ist jedes im Gedanken- gang niedrige, im Ausdrucke flache, im Ganzen Bildungslosigkeit zeigende Lied, oder sagen wir besser Gereime, ein Volkslied. — Dem Andern bedeutet es zurecht das Höchste, was schlichte Form mit gedankenvollem oder gefühlstiefem und verstandesklarem Inhalte zu leisten vermag — Sinn und Sang in einem untrennbaren, unübertrefflichen Ganzen, das selbst in der Musik seines Gleichen nicht hat!

Mitten inne zwischen diesen ent- schiedensten Gegensätzen, liegen noch mannigfache Abstufungen oder Abtren- nungen. Es wird vorerst jedes nicht üble Reimgefüge, jedes schlicht gear- tete Liedlein, das sich eben „hören lassen kann“, ein „Volkslied“ genannt, zumal wenn man seine genaue Ab- stammung, seinen bestimmten Verfasser nicht kennt, und die Zeit nicht festzu- stellen vermag, in welcher es hinaus- gedrungen.

Zener schlichten Leutchen und Ge- müther, welche unter Volkslied nur das eigentliche Landes- oder Fürsten- Lied, die sogenannte „Volks-Hymne“ verstehen, wollen wir nur flüchtig gedenken.

Selbst wenn ein Lied zum Schlusse sagt, wie es zuweilen in den alten Liedern vorkommt, „dies hat ein jeder Reiter gemacht“, oder „dies hat ge-

lungen ein Landsknecht sein“, oder „ein freier Knab“, oder „ein Jäger im grünen Wald“, oder:

Wer hat das Lied erdacht
Und auch zugleich gemacht?
Es hat's erdacht eine Nonne,
Die erst in's Kloster ist kommen,
Vor einem Vierteljahr —

oder wenn sich sogar mehrere bekennen zu einem Liede, wie:

Drei Goldschmiedsjungen,
Die haben's gesungen,
Zur guten Nacht —

oder:

„Es haben's gethan zween Pauer zu Frei-
burg“ —

oder:

„Es haben's drei Pufaren gemacht“,

oder:

„Es haben's gesungen zwei Mädchen aus
Ungarn“,

oder sogar:

Wer ist's, der uns dies Lied erdacht,
Gesungen auch zugleich?
Das haben gethan drei Jungfräulein
Zu Wien in Oesterreiche —

so glaubt man, trotz allen diesen An- gaben, so glaubt auch der Volksgeist am wenigsten an die wirkliche Existenz der Sänger. Das allgemeine Lied des Volkes spricht sehr häufig in der ersten Person: das vom Reiter entführte Mädchen, die von der Brücke in den Strom geworfene Bernauerin, der zum Erschießen geführte Soldat, die Kindestöberin, die zur Hochzeit ge- zwungene Braut, oder die Uebergelück- liche, der letzte aller ledigen Reiter, Jäger, Rattensänger oder Schnur- pfeifer, sie alle sprechen, singen viel- mehr, in erster Person von sich; es will aber Niemand ernstlich annehmen,

daß Inhalt und Persönlichkeit des Sängers sich wirklich vollständig bedecken.

Der Gesang, das Lied scheint ein so vollständig Eigenes, auf sich selbst Ruhendes, man möchte beinahe sagen, eine aus aller Körperhaftigkeit herausgedrungene Seele, daß man sich gar keine bestimmte Persönlichkeit, keinen männlichen oder weiblichen Verfasser dazu denken mag.

Und das ist ein rechtes Kennzeichen für ein Volkslied!

Freilich wird es den Gebildeten nicht sehr überraschen, wenn er unter einem überaus kräftigen, von den Boreltern überlieferten Gesang, der wie ein Krysalloblod da steht, von dem sich nichts wegnehmen, zu dem sich nichts hinzuthun läßt, ohne Gebirg und schroffe Kanten, einen bestimmten Namen findet. Aber was wir heute Volkslied nennen oder als solches wie einen reichen Schatz deutschen Geistes von Geschlecht zu Geschlecht überliefern, ist zumeist in der That nicht von Einem oder von Einer. Es ist ein in dem gewaltigen Strome oder in dem unablässigen Quellgeriesel des Volksgeistes abgeschliffener, geglätteter und leuchtender Edelstein. Es haben Wellen und Welle, Sandkorn und Bloß zum Formen beigetragen, und nun ist es da — ein „Volkslied“.

Der Beweis zu so manchem Volksliede sind die „Variationen“ oder Abweichungen und Abwechslungen, welche dazu vorhanden sind. In verschiedenen Gegenden hat man andere Strophen zum Beginne eingeschoben, Zeilen und Absätze, ebenso Schluß-„Gefühl“; und ist dies der Fall, so zeigt sich eben die Kernhaftigkeit des ursprünglichen Gedankens, Gesanges, der Thatfache, des ausgesprochenen Gefühles, kurz des Grundwesens zu einem Volksliede.

Ein frohgemuther Junge, eine liebevolle Jungfrau, ein maumbuftetes Gemüth, ein weinbezechter Reitermann, der fahrende Schüler, ein

zu Tode getroffener Landsknecht, eine hinter Schloß und Riegel verschmachtende Seele . . . ein kindliches Menschengeschoß, das sich seiner unsterblichen That gar nicht bewußt ist, singt und sagt etwas — und der fliegende „Sommerfaden“ in der Luft haftet sich da und dort an, fliegt wieder weiter — wer weiß, woher er gekommen — er glänzt im Sonnenschein jeden Augenblick mit anderen Farben, ja wechselt die Formen — und ist doch immer derselbe — ein „fliegender Sommerfaden“ — Elfenespinnst.

Es ist das Beste, der zierlichste Gedanke, wenn man ihn dafür hält.

Selten ist ein Volkslied so kurz, daß an keiner Stelle seiner Form eine Veränderung stattgefunden oder vielleicht noch stattfindet.

Ein Menschenohr hat es, ganz oder halb, aus dem schöpferischen Menschenmunde vernommen, und die Aulseele in der einen empfangenden Seele wirkt weiter, wenn sie nämlich die rechte ist! —

Ganz oder halb. In diesem Unterschiede liegt besonderer Werth, denn das sogenannte „Ganze“ kann im Ursprunge noch immer kein Vollständiges gewesen sein und das „halb“ enthält jene Räthselhaftigkeit, welche die träumerisch-zeugende Seelenschöpfungskraft förmlich geheimnißvoll anregt. Dämmerhaftigkeit, ein bestimmter Drang wirken fort, und wenn die eine Seele sich wieder mit derselben Form austönen will, sind ihr andere Nebenformen, Neben-Empfindungen, Neben-Gedanken ausgeströmt — das Lied hat eine Umwandlung, eine Bereicherung, eine Verschönerung erfahren!

Es ist dem unabsichtlichen, naiven Gemüthe, das sich so austönt, als hätte es die Worte gerade so und nicht anders vernommen — es singt und klingt in die Seele herein — sie sucht sich förmlich zu erinnern; und indem sie sich auf sich selbst befinnt, hat sie das Vorherige sich zu eigen gemacht, wie der Krysalldas Bild,

das durch ihn gesehen, viel heller, deutlicher und schöner erscheint.

Freilich gilt auch hier das Naturgesetz, welches Schwaches und Unpassendes zu Grunde gehen, das Starke und Schöne aber durch Wahl und Wirkung sich erhalten, auf die Zukunft fort-pflanzen läßt.

So wird auch aus vielen Geistern, aus vielen Zungen und Herzen im Volke das eine einzige Volkslied geboren; und hat es diese Wandlungen durchgemacht, dann hat es auch die unerschütterliche Gewähr seines Bestandes! — Wir hören Mägde im Dorfe, die nie ein Buch zur Hand nahmen, ein Lieblein singen, das vor Jahrhunderten entstanden. Die Mutter singt dem Kinde an der Wiege ein Lieblein, auf das sie sich vorher gar nicht besinnen gekonnt. Der greise Bauer, die greise Bäuerin singen zischelnd den Enkeln oder wenn die Luft irgendwo das Erinnern weckt, ein Lieblein, das sie vielleicht vor fünfzig Jahren in einem trohen Augenblicke von Alt oder Jung gehört und, trotzdem sie kaum wieder daran gedacht, doch jetzt wieder singen, als wär's eine Eingebung, „unbewußt wie, unbewußt wo“!

Es ist ein ebenso großer Irrthum, daß das Volkslied sich jeberzeit „machen“ läßt, wie daß die besten Reime auch nur ein mittelmäßiges Volkslied geben. Ueberhaupt hat die Neuzeit Lied und Gebicht häufig und hat man absichtlich beide oft verwechselt. Das Gebicht kann vollends ein Erzeugniß gebildeten und geschulten Verstandes sein, welcher den Sprachvorrath mehr oder minder geschickt zu benutzen versteht. Das Lied muß gesungen werden in jener schöpferischen Wärme, welche räthselhaft Wesen aus Atomen schafft. Es zuckt auf wie ein Sonnenstrahl, in welchem Licht, Wärme, Elektricität vereint sind. Wort und Sang müssen eine Einheit sein. Form und Inhalt ein untrennbares Ganzes. Verrückte, verchiebe

verzerre man diese Eigenheit und das Ganze leidet unersetzbar!

Ist Klügelnder die bewußte Kunst oder Fertigkeit an das Lieb herantritt, je mehr formt sie daselbe zum Gebicht, zur Verdichtung zerstreut gewesener Gedanken, Worte, Formen; und wer das nicht mit seinem Ohr, mit zartem Herzen hört, dem ist so wenig zu helfen, wie dem, der Mosen nicht im Dufte auseinander kennt — immerhin jede eine Rose ihrer Art, aber wie mannigfach verschieden!

Das Lieb sei, wie jene Mamorstatuen, an denen man nichts sich anders zu denken vermag, weder Stoff noch Form, noch Ton und Farbe; sie scheinen so einfach bloßgelegt, wie die Kerne einer Nuß, von denen man nur die Schale entfernt hat; es muß den Anschein haben, als hätte Einer auf den Fels geschlagen und das Gebilde war schon da — das Unnütze, Krauße fiel von selbst weg — das Wunderschöne, Vollenbete enthüllt sich so leicht!

Es ist auch merkwürdig, daß zuweilen das Volkslied, sagen wir auch deutlich: das Lied, welches fortan dem Volke gehört, aus einer Menschenseele auftaucht, in der man es hätte am wenigsten vermuthen sollen; daß es bestrebend bei einzelnen Menschen vorkommt, gleichwie etwa mitten in meilenweiter Sandebene ein räthselhafter Fels, oder etwa wie ein Elefantentrostzahn in einer unserer Lehmgruben, oder wie eine fremdartige Wunderblume auf einem morschen Schindelbache. Einzelne Personen finden ein bestimmtes Lied, das heißt in sich, sie singen's und sagen's gerade heraus — es ist da! Es ist wie der Schatz, welcher zu einer bestimmten Stunde geheimnißvoll aufleuchtet; wer ihn erfaßt, hat den Wunderreichthum; wer nicht, macht, daß er nur noch tiefer sinkt und, wer weiß, ob je zu heben ist!

Röhler, wie Holznechte, Reiter, Schüler, Schulmeister, Gaultler, wie

unschuldige Jungfrauen und empfindende Weiber schaffen oder können im Glücksaugenblicke erzeugen: das Volkstlieb. Gebildete Mittelmäßigkeiten, mittelmäßig Gebildete, Leute, deren Sängerberuf kaum oder in anderer Richtung oder sogar im verneinten Sinne vorhanden ist, vermögen Einzelnes, Erstaunliches, „dies und nimmer wieder“ zu schaffen.

Ich will gleich zwei Menschen nennen, deren Gefühle und Beruf sie zeitlebens in andere Bahnen lenkte, als jene waren oder schienen, in welchen sie wieder schufen, welche heute dem deutschen Volke angehören und unvorbenkliche Zeiten angehören werden.

Der späterhin lebenslänglich wie verschollen gewesene Binzer hat als Studiosus in einem entscheidenden Augenblicke in Jena gesungen das:

Wir hatten gebaut
Ein stattliches Haus
Und drinnen vertraut
Auf Gott überaus!

welches wie ein wehender, fortzeugender Dorn durch die Schöpfung des Deutschthumes ging. Dieses Lied rührt, packt heute noch wunderbar, obschon die Zustände, Gott sei Dank, ganz andere geworden, und es hat das Ewige in dem Vergänglichem, das allgemein Menschliche in dem besondern, welches eben das hohe Zeugniß gibt.

Nie wieder kam Gleiches, geschwieferhaft, aus ihm.

Der verstorbene Herr von Mühler in Berlin, den ein hellgeistigeres neues System aus seinem mürrischen Brüten im Ministerstuhle auf- und fortgeschauert hat, sang:

Grad aus dem Birthshaus
Komm ich heraus,
Straße, wie wunderbar
Siehst du mir aus!
Rechter Hand, linker Hand,
Alles verlauscht,
Straße, ich merk' es wohl,
Du bist berauscht!

So weit die deutsche Zunge klingt, macht es lachen — nur nicht die

Nachwächter, wenn es nach der Polizeistunde gebrüllt wird — ein häufig wiederkehrender Fall —; aber in sämtlichen Acten des Beamten und Ministers war nichts mehr von jenem wunderbarlich-Geiste zu spüren.

Der sehr ernste, die „Diätetik der Seele“ durchdenkende, in seinen Schriften tiefkritische Wiener Arzt Feuchtersleben, singt einmal:

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man, was man am liebsten hat,
Ruß meiden,
Biewohl nichts in dem Lauf der Welt
Dem Herzen, ach, so sauer fällt,
Als Scheiden! Ja Scheiden!

Er nennt's nach „altdeutscher Weise“, man hat diese nie zuvor gehört, er hat sie nirgends gefunden, als einmala in seinem Munde, aus seiner Seele; und heute singt man's mit dem nachfolgenden „Wenn Menschen auseinandergehen, so sagen sie, auf Wiedersehen“ und wird es singen über dem Staube unserer, all' Lebender Gebeine.

Ein Schulmeisterlein, unbekannt und nie wieder vernommen, erhebt das Lied:

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün sind deine Blätter!“

Es ist mit den Melodien auch wie mit den Worten, und wem läge nicht die Erinnerung nahe an Schneckenburger und seine „Wacht am Rhein“, ja an Reichardt, von dem man nie zuvor und nie wieder Aehnliches vernommen, wie seinen Gesang zu Arndt's „Was ist des Deutschen Vaterland“; ja daß es nur eines geschickten Anpassens, wie eines aufzukundenden Funken bedarf, zeigen die Gesänge „Schleswig = Holstein meerumschlungen“ und selbst Rouget de Lisle's, eines unbedeutenden Officiers, „Marseillaise“, welche mit einer aus einer deutschen Messe genommenen Melodie die Franzosen zu Weltsturmszügen begeisterte.

Wer hat von Kreipl, dem Melodiker des „Mailüfterl“, ein dieſem Aehnliches, des Dauerns Werthes, ja auch von Kleßheim, dem Dichter der Worte, Gleiches vernommen? Wer weiß von Gerloßhohn etwas Aehnliches, wie ſein „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen?“ Wer kennt die volksthümlichen Weiſen des Sängers des in unſerm Volke unvergänglichen:

Wie ih bin verwidhen
Zu mein Dirnl g'schlichen,
Hab zum Fenſter freundlich einigudt?

Im eben Gefagten habe ich natürlich nur Neuestes berücksichtigen können — Simon Dach mit seinem „Nennchen von Tarau“ und Pfeffel mit seinem „Alter, schmeckt das Pfeifchen“ hätte ich beziehungsweise als Aeltere zu nennen vermocht — da ja die Verfasser der traumhaft-schönen, innigen, eigentlichsten Volkslieder und Balladen seit Jahrhunderten unbekannt sind.

Es ist ein Eigenes um das Volkslied, und bei all seinen unlöslichen Räthseln, bei all dem Geheimnißvollen, daß in ihm Wort und Sinn, Laut und Tonfall bindet, genialisch binden muß, hat es doch eine Reihe von Gesetzen, die sich herauslösen, erkennen und ordnend feststellen lassen.

Zuerst ist es das Große im Kleinen, welches sein Wesen bildet. Da ist nichts Halbes, nur das Ganze, nichts Mittelbares, nur das höchste Eine, nichts Geringes, sondern nur das an das Idealiſche Grenzende, oder das Ideal selbst.

Unſägliches Glück, unſägliches Jammer! Liebesſeligkeit, Liebesherzbrechen! Nicht zu überbietende Großmuth, Gleichheit von König und Bettelkind, unerreichbare Wildheit oder Schlechtigkeit. Sprünge über Maß und Zeit, Flügel aller Art, nur keine kleinen Schritte!

Die Marktgräfin, die einen Zimmergeſell' liebt, was ihm beinahe den Tod gekostet hätte, ihr aber noch kosten kann, reitet auf die Straße hinaus, beſchenkt ihn reich mit Gold,

Und wenn Dir der Wein zu ſauer iſt,
So trinke Du Malvaſter —
Doch wenn mein Mündlein Dir ſüßer iſt,
So komm' nur wieder zu mir!

Alle Mittelbänge verſchmäht das rechte Volkslied, und ob Himmel und Erde, Feuer und Waſſer helfen müſſen, ſie thun es zurecht; ob ſieben Jahre vergangen ſind, ſpricht der Wiedergelehrte ſofort, als hätte er nie den Ort verlaſſen, harret die Liebte noch immer an derſelben Stelle, wie die Pflanze im Burzgärtlein; und kaum Einer geſtorben, verdorben, ſo blühen ſchon die fertigen Roſen und ſtehen Bäume und Sträucher über dem Grab.

Wie Heinrich Heine, nebenbei geſagt, zu dem Volksliede:

Es ſiel ein Reif in der Frühlingnacht,
Er ſiel auf die Blaublümlein,
Sie ſind verweltt, verdorret —

und auf die Weiden, „die haben gehabt weder Glück noch Stern, die ſind verdorben, geſtorben“, gekommen iſt, läßt ſich nur begreifen, wenn man ſeinen raffinirten Verſtand zu ſeinem tiefen Gefühle hingudent. Wort- und Gedankensfücke ſind allerdings in Volksliedern anderswo vorhanden; hier wäre vielleicht einmal ein außerordentlicher Fall bewußten Kunſtſchaffens vorhanden, oder die dichtende Seele hätte ſich unbewußt geäußert, ausgeträumt — wie dieſes bei Schlichteſten einmal und auch hier nicht wieder vorkam. Wenn er nicht gefunden hat.

Das Volkslied hat wunderbare Einfachheit, treffende Schlichtheit, überraſchende Tiefe bei aller Unabſichtlichheit.

Das Volkslied hat auch, wie ſchon geſagt, den höchſten Schwung, den tieſten Sturz! Das ſchlichteſte Dirnl hat weltumfaſſende Gedanken, ſobald es liebt:

Und wenn der Himmel papieren wär,
Und jeder Stern ein Schreiber wär,
Und jeder Schreiber hätte ſieben Händ,
So ſchrieb er doch nit alle Lieb zu End!

Das iſt wahrhaftig ausgiebig und nicht zu überbieten. Ober:

So viel Stern' am Himmel stehen,
An dem güld'nen blauen Belt,
So viel Schäfflein als da gehen
In dem grünen, grünen Feld,
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So vielmal, Schap, sei Du begrüßt

Wer mehr und dazu poetischer
grüßen will, möge sich melden.

Aber nicht nur singend und sagend,
sondern fortzeugend und fortbildend
ist das Volk. Es hat überall, wo der
Volksgefang je eine gesegnete Heim-
stätte gefunden, nicht zu singen auf-
gehört. Land auf, Land ab, so weit
die deutsche Zunge klingt, von der
Schweiz und von Schwaben bis durch
Baiern nach Oesterreich, oder vom
Rhein bis zur Etzsch jenseits des
Tiroler Brenners, nach Kärnten und
Steiermark, wie tief nach Ungarn
und Siebenbürgen hinein, wächst der
neue Volksgefang noch immer mit
dem neuen sonnigen Lichte, das da
besonders zu Hause ist, oder sich in's
Traubenblut verborgen, aus dem es
zuweilen warm und hell — aber doch
verborgen — heraussteigt — im
Volksliebe.

Wer unsere „Vierzeiligen“, „Ge-
säßeln“, „Stanzeln“, „Schaberhüpf“,
„Stiglig'sang“, „Stigelhupfer“, auch
„Almer“, für müßige Erfindungen,
unbedeutende Kurzweil oder niedrige
Poesie hält, versteht und begreift von
der höchsten gar nichts.

Eine Bemerkung sei hier gemacht.
In allen seit unabweislichen Tagen
auf uns gekommenen Gesängen des
Volkes finden wir keine sogenannten
„Stabreime“ oder ungerimte „Alli-
terationen“ (Anklänge). Wären diese
im Sinne, im Geiste volkstümlicher
Sprache gelegen, so wären Reste
unzweifelhaft mündlich auf uns ge-
kommen, würden heute noch lebendig
fortgebildet. Land auf, Land ab,
irgendwo, sei es wo immer! Der
gänzliche Mangel ist ein sicherer Be-
weis, daß die Volksseele kein Gehör
und kein Gefühl dafür hat. Die einstige

Sprache der Ur-Germanen ist so tobt
wie diese. Und die lebende Sprache
enthält wohl alliterierende, anflingende
Worte, so „Wind und Wetter“, „Luft
und Leid“, aber niemals selbst die
kürzesten Gesänge. In deren ältesten
Spruchbüchern, „Spiegel“, „Weistü-
mern“ und „Laißingen“, den Gesegen,
sind zur Merkung Alliterationen, An-
klänge in Worten und Sprüchen zu
finden, nirgends aber ein Ganzes
daraus. Ja in unseren schönen Liedern,
neuen wie alten, lassen sich die Anklänge
neben den Reimen oft herausfinden,
als eine bewußte oder unbewußte Ver-
schönerung, nie aber als Grund und
Gesetz zum Aufbau. Was also leiblich
so geformt ist, entfernt sich von der
Volksseele, und es bemächtigt sich nun
die Künstelei spielend des Ganzen.
Der „Stab“ ist eben eine Krüde, mit
welcher jeder Hinterbein forthumpeln,
fortellen kann — auf eine Weise
täuschend, als ob er sich frei bewege!

Alle Vorzüge des Volksliedes im
Allgemeinen, die wir bereits besprochen,
finden sich auch in unsern Vierzeilen ver-
eint, welche einer uralten Form oder Her-
kömlichkeit genau angepaßt, dem
Sprachgeiste und der dichtenden Volks-
seele entsprechen müssen. Daß dies
der Fall, läßt sich auch aus einer
Menge lyrischer Gesänge oder Lieder
vorzüglichster deutscher Dichter nach-
weisen, bei denen der Hauptinhalt in
vier Schlusszeilen liegt, welche für sich
allein bestehen können. Das Gesetz
der Volks-Vierzeilen mit seinem ein-
fachen oder doppelten Reime (sehr
ausnahmsweise einem Anklange, der
aber einem Reime nahekommt) gebietet
zudem eine Gedrungtheit, eine Fülle,
sondergleichen — über welche nichts
hinausgeht. Die Vierzeilen können für
sich stehen und bedeuten — ohne Neben-
erklärungen und „wenn und aber“ —
oder sie sind nichts, das heißt wenig-
stens nichts Rechtes.

Kommen noch Vierzeilen nach, und
zuweilen, aber selten, drei Vierzeilen,
die ein Ganzes bilden, so lassen sie

sich doch in Einzelheiten auflösen, welche immer wieder selbstständig sind.

Wer will an Deutlichkeit etwas hinzufügen, wer will höher in's Ideale, wer will uneublicher in der Liebe, wer will ausdrucksvoller im Gesange sein — als der Bursch, welcher anhebt und endet:

Dirn! geh, ih bitt Dich,
Sag Du hast mich gern, —
Ih steig' am Himmel 'nauf,
Und hol Dir ein' Stern!

Es ist ein vollendetes Liebeslied, läßt über Inhalt und Form hinaus nichts mehr zu wünschen, es ist wie ein Ausdruck der Natur, im Blitze, im Sturmesstoße, im Donner, im Sonnenstrahl, in Sterne selbst. — Man muß die Verhältnisse mitdenken, wenn der Verliebte sagt:

Eh ih vom Dirnl laß,
Eh laß ih All's,
Meine Strümpf und Schuh
Und 's Lüchl vom Hals!

Wie dort der ideale Schwung spricht oder singt, so tritt hier der Realismus, die „nackte“ Wirklichkeit heraus, welche mit den vorhandenen Dingen vollends rechnet. — Und auf der Erde bleibt, aber das Opferndste darauf spricht abermals der liebende Bursch aus, im „Gesel“:

Und mein Dirnl verlassen,
Doh thu ih nie —
Geh eh d' Fuß mir ab,
Wis auf die Knie!

Das Zusammenfinden und Vergleichen oder Vereinen des Ferneliegenden, ein hohes Merkmal des Volksliedes, findet sich vortrefflich in den Bierzeiligen und immer wieder vollendet für Stimmung und Bild in dieser außerordentlich knappen Form.

Das im Wald finster is',
Das machen die Bam (Raum, Bäume),
Das mein Dirnl untreu is',
Dees glaub' ih kam (kaum)!

Wir haben hier Düsteres der Scenerie, wir sind durch geheimnißvolles Leben, verborgenes Klauschen, Liehen, Schweben vorbereitet — dann

folgt der übereinstimmende Ausdruck, einer That oder eines Lebensvorganges.

Uebem See, übern See
Fliegen zwa Lauben,
Das mein Herzl untreu is',
Das därfst nit glauben!

Welcher Weitausblick, welches Fernhinschwärmen und doch welche Sicherheit des Zieles! Und wer wird sich des Schmerzes enthalten können, wenn das schlichte Lied in einer doch tief-sinnigen Zusammenfügung mittheilt:

„A Schneberl hat's g'schneibt,
Hab waten müssen —
A Dirnl hab ih g'liebt,
Hab's grathen müssen!“

Es fiel vom Froste gedrängt der Schnee, die Natur ist welf, tobt, eingefahrt, mit dem Leichentuche bedeckt — der Liebende hat seine Geliebte verloren! — Oder weist die höchste Schulpoesie ein Mehr auf, als:

Dirn! mir Dir den Bam,
Wo wir z'sammentummen san —
Eh ih Dich wieder seh, (Im Winter im Schnee)
Wasst a Blüml' in d' Höh!

Das Volk dichtet immer wieder und wieder, und wer recht Lieder dichtet, singt auch mit dem Volke, oder ähnlich diesem im bezüglich besten Sinne. Der Volksmund befreit das Herz vom Leide — wie es nur der Gebildete thun kann, wenn er eben Zuflucht zu seinen Trostbüchern oder zu seinen Sängern nimmt — durch die geeigneten Kraftworte.

Die Fischeln im See
Schwimmen auf und nieder —
O mein lieber Schatz,
Wann sieh ih Dich wieder?

Die Fischlein und die Enten im Wasser, im abgrundtiefen oder unergründlichen, sind eine vortreffliches, oft wiederkehrendes Bild bei Thränen; — bei der Untreue „Weh schwimmen die Keugerl im Wasser, wie die Fischelu im See“ — oder auch zum Gegenätze:

Die Enteln im See
Lauben auf und nieder —
D' Lieb, die untergeht,
Kommt nimmer wieder!

Wer nur gleich ein ganzes Buch
hier zum Raum hätte und nicht Zeilen!
Ja, des Buches bedürfte es, um alle
Feinheiten des Volksliedes, die nur
hier berührt sind, und auch bei
dieser Gattung alle Abarten von
Lebensklugheit und Erfahrung, Hoffen,
Leiden, Lieben, Harren, Genießen, Ent-
behren, Täuschung, Untreue, Schalk-
haftigkeit, Troß, Lieberlichkeit und
Welterlorenheit zu charakterisiren.

Dem Teufel wird getrotzt und
mit den Engeln musiziert; der liebe
Herrgott wird angesprochen, und alle
Heiligen und Himmel sind voll gut-
müthiger Lustigkeit. Lustig gelebt und
lustig gestorben, ist dem Teufel die
Wirthschaft verborben. Wer mit trinkt,
singt, liebt, lustig ist, der kommt mit
in den Himmel, ganz gewiß —

's Rittelgeld verthan
Und 'n Vater sein Schimmel —
A lustiger Bur'
Kummt dernt (doch) in Himmel!

Oder zarter im Ausdrude, ohne
alle Bedenklichkeit:

Ein Buben hab' ih kennt,
Der ein Dirnl hat g'liebt,
In Himmel is' er kummen,
Aber Schläg hat er kriegt!

Spott auf Andere und Selbst-
geißelung gehen Hand in Hand mit
den kernigsten Aeußerungen. Nirgends
ist das Volkslied bössartig, niemals
gewinnt das wahrhaft Schlechte oder
Verabscheuungswürdige empfehlende
Worte; immer hat das Größte noch
einen gutmüthigen Zug um die Mund-
winkel, welcher mindestens mit einem
Rest von Gewinnendem bestrickt:

O mein Gott, o mein Gott,
Dees Mensch is' aber schön, —
Steigt auf! auf'n Kropf,
Siehst d' Sunn aufgeh'n!

Wie in Lob und Liebe das Ideale,
so auch hier das Höchstaufklimmende
und sich Erhebende! — —

Und wer wüßte heutzutage nichts
mehr von den „Trußliedln“ und
ihrer Kraft, ihrer Schneidigkeit, ihrem

treffenden Wiß- und Spiß-Stachel,
ihrer blutausregenden, gehirntreibenden,
herzüberfüllenden, unzuverhaltenden
Macht? — Ein einzelnes ist allerdings
nur eine kräftige oder witzige Grobheit:

Du kannst gar schön singen (oder reden),
Hab's wol amol g'hört,
Mein Vater hat ein' Esel,
Der g'rad a so röhrt!

Aber in ihrer Folgerung, in der
Steigerung ihrer Vernichtung aller
eingebildeten Vorzüge des Gegners,
wie ich dies in meiner „Alpenrose
von Fühl“ oder in meinen „Hoch-
landsgeschichten“, in „Auf der Alm“
dargestellt, sind sie ein verurtheilendes
Gericht, das zudem von einem weisen
Richteramte, dem liebereiten, herz-
tapfern Verstande gehalten wird. —
Daß es bei diesem nicht bleibt und
wenn nicht abgewehrt wird, die Leib-
kraft (ohne Degen und Pistolen) ent-
scheiden muß, ist eine ganz andere,
nicht hieher gehörige Sache.

Aber der rauslustigste Bursch ver-
gleichet zu anderer Zeit sein Herz
„der Nachtigall befreundt“, das hell
schlägt, „wann die Sunn nimmer
scheint“, oder er entschuldigt sein
Fatum des Nachtwandels milde
damit, daß er ein Paar Schuhe hat,
„die aus Fuchsheber gemacht“ und
„bei Tag schläfrig,“ „aber ausgehen
bei Nacht!“

Und wenn er dem Gegner keinen
Stoß, keinen Schlag schuldig bleiben
möchte — bei des Dirnl's Spinnradl
möcht' er ein Flachshaar sein — oder
umgekehrt — oder „ein Ringl zum
anpassen, und möcht sich um den Finger
wickeln lassen“ — er beschwört ihr's
oder Andern, „wo sie sieht zum Fens-
sterl heraus, gleich schlagen drei Ragerl
aus!“ — (Ragerl Nelken, meist feuer-
roth, brennende Liebe bedeutend.)

Die Bierzeilen enthalten manches-
mal auch eine ganze traurige Ballade,
deren Gedrungenheit noch das traurigste
Fernsehen übrig läßt. Das Dirnl
singt:

Schön bin ich nit, reich bin ich nit,
 Hab kein Haus, hab kein Geld,
 Und a Dirnl, wie ich bin,
 Soll nit sein auf der Welt!

Die Variante ist auch: „Mich
 freut Reamb, mich mag Reamb“
 (Niemand) und in der dritten Zeile
 „A schießs (häßliches) Dirnl wie ich
 bin.“ — Und ist in so vielen lan-
 gen „Mädchen-Elegien“, Weiber-Sehn-
 suchtsklagen, Träumereien, „an den
 Entfernten“ eigentlich im Ganzen mehr
 — viel mehr gesagt?

Ein lustiger Aufschrei läßt den
 Kräftigen zuweilen fragen: was der
 Himmel kostet und die Welt dazu,
 oder alle Weiber, oder alle Berge und
 deren Wein dazu — denn ein rechter
 Bur' hat nie genur' (genug) —; aber
 es geht, trotz dieser Großartigkeit,
 die Angelegenheit doch billiger ab.

Freuen wir uns über diesen
 Volksschatz. Lassen wir übertriebene
 Frömmler und Reinlichkeitsfeger, welche
 mit ihrem Wesen oder allzuscharfen
 Bürsten gleich den Staub und den
 Raß oder Boden auch nehmen, darüber
 den Kopf hängen! Und wenn auch
 auf den Flügeln dieses Gesanges
 mancher Schmutz eines mitflatternden
 Vogels liegt — nun, die Gebildeten
 haben auch ihre schwachen Stündlein!
 Und sie wissen, daß diese „Schwäche“
 ihre Stärke nicht ausmacht, oder diese
 nicht verringert.

Allerdings — der gesammte Volks-
 liederchatz liegt keineswegs bloß in
 den Bierzeiligen, ebensowenig bei den
 bajuarisch = allemanischen Stämmen,
 wie bei den anderen, und selbe sind
 neben den allerlei wohlgeordneten Lie-
 dern nur eine Form, nur die raschbereite
 aber vollwichtige Kleinmünze, neben grö-
 ßeren — jedoch das Wappen des Gei-
 stes ist scharf und greifbar ausgeprägt.

Mit aller fortschreitenden Schrift-
 wissenschaft und allem herben Kampf

um das Dasein wird Manches in
 ferner Zukunft weichen; aber bis dahin
 wird auch Manches, worüber heute
 Ermattete (Blasirte) oder aus aller
 Volkswurzel Herausgerissene unbeach-
 tend oder geringschätzend hinwegsehen,
 lebendig geworden sein im Munde des
 Volkes. Wir dürfen nur auf Goethe
 und Platen, den Formenmeister, die
 zuweilen zum schlichten Liebe kehrten,
 auf Liebersänger der sogenannten roman-
 tischen oder der schwäbischen, der öster-
 reichischen Schule, und den seltsam
 vereinzelt Dessauer Wilhelm Müller
 weisen; aus ihnen tönt der melodische
 Pulsschlag des warmen, schlichten, aber
 großen Volkshergens.

Letzgenannten Dichter hat freilich
 auch ein Melodienfinder, wie der
 Wiener Vorstadtischulmeister Franz
 Schubert, unterstützt; aber dieser, wie
 beide zusammen, dürften unserer
 Ahnung eine Stütze geben, wie näm-
 lich das Volkslied seinerzeit zuweilen
 geboren, erzogen und endlich in der
 Welt der Herzen bleibend wurde.

Was uns bei Allem freuen kann,
 ist eben der fortzeugende Geist und
 das ununterbrochene Neuschaffen von
 unten auf, namentlich jener wappen-
 klaren Münze, welche unter dem stets
 getriebenen Alltags-Hammer immer
 frisch geprägt wird! — Wir haben
 Sammlungen, Sammelbücher solcher
 Bierzeiligen mit tausend derselben,
 andere bringen Hunderte, noch andere
 können Tausende bringen; aber sind sie
 heute alle gesammelt, so kann man
 morgen von Neuem beginnen, denn
 jede Lust des Tages und der Nacht,
 jeder Schmerz, jeder Troß, jede Freude
 hat neue geschaffen — und dieser un-
 vertrocknete, stets frisch und frisch rin-
 nende Jungbrunnen des Volkes stärkt
 Augen und Herz, macht die Füße
 gesund und den Kopf frei und hell!

Aus dem neuen Tirol.

Von Dr. Albert Hg.

Wer ein paar Wochen die Nase in ein fremdes Land gesteckt hat, ist wohl nicht berechtigt, ein bestimmtes Urtheil darüber abzugeben, ob in dessen Eigenthümlichkeiten, in Sitten und Wesen der Bevölkerung daselbst eine große Veränderung eingetreten sei. Dazu gehört genaue Kenntniß der in-ternsten Angelegenheiten, wie sie dem gelegentlichen Touristen füglich nicht leicht zu Gebote stehen können. Wenn jedoch die zu machenden Beobachtungen an einem Orte, wie sie sich dem aufmerksamen Besucher von selber so gleich darbieten, von demjenigen auffallend abweichen, was aus der Geschichte und Literatur des Landes von dessen früherer und jüngstvergangener Zeit bekannt ist, weltkundig und in Aller Munde war, dann hat wohl Jeglicher ein Recht, sein Befremden zu äußern, selbst wenn er zum erstenmale jene Scholle betreten haben sollte.

Dies scheint im hohen Grade mit dem Kleinode der österreichischen Alpenwelt, mit Tirol, der Fall zu sein. Schon lange vor dem Antritte des kleinen Ausfluges, den ich dahin unternommen, hat mir häufig in das Ohr geklungen: das alte Tirol sei nun auch nicht mehr, der reizende Blüthenhaub von der Blume seines Volksthum's sei ebenfalls vor dem rauhen Hauche des „Zeitgeistes“ dahingeschwunden u. dergl. mehr. Mir fiel das, aufrichtig gesagt, mit aller Wehmuth auf's Herz und reizte die Neugier, aus eigener Anschauung die Richtigkeit der betrübenden Behauptung zu erkunden. Freilich hätte ich mich im voraus, bei solcher Untersuchung vornehmlich zu Werke zu gehen,

noch mehr bei der Bildung meines Urtheils. Der an die Spitze dieser Zeilen gesetzte Gedanke schwebte mir fortwährend vor und es wurde demnach nicht veräußert, der vorzunehmenden Autopsie durch ein eifriges Studium — von „des tirolischen Adlers immergrünendem Ehrenkränzl“ bis zu Lenz's und Steub's Schriften, sowie den neuesten Werken — eine solide Basis zu bereiten.

Jeder reist in seiner Weise, wie sie ihm die hauptsächlichste Richtung seines Thuns und Treibens, sein Lieblingsstudium, sein Beruf vorschreibt. Der Eine wird davon viel Freude ernten, der Andere Enttäuschung und Verdruß, zum Glück für sie reisen heute die Meisten mit Gefinnungen und Passionen, die ihnen das Letztere aus dem Wege räumen. Leider aber gehört Schreiber dieses nicht zu besagten Glücklichen. Welches Vergnügen muß es doch sein, wenn Einer vom Standpunkt der „Cultur, die alle Welt beleckt“, seine vorgesteckten Ziele in fremdem Land verfolgt! Wenn er z. B. wahrnimmt, daß das nivellirende Element der Civilisation auch schon in den entferntesten Winkeln gleich einem dichten Nebel Eben und Ueben gleich verhüllt, so daß keine schroffe Bergspitze irgend einer speciellen Eigenthümlichkeit mehr das Auge stört, kein tiefer Thaleinschnitt markanter Charakteristik! seinem parketten-gewohnten Fuß eine Falle legt! Es gibt Leute, die ja mit Vergnügen daheim erzählen, daß man Alles nun, Dank dem Fortschritte, fast überall schon so schön, so bequem, so trefflich wie zu Hause finde! Und wahrlich, sie haben überall

Gelegenheit genug, derlei zu beobachten, vom Großen bis zum Kleinsten. Heute fragt sie kein neugieriges Bäuerlein mehr, ob die Stadtleut' ihm wohl sagen könnten, was es Neues in der Welt gebe — sondern es reicht ihm vielmehr das Abendblatt mit der Frage, ob man nicht auch die heutige Petersburger Depesche über den großen Sieg der Russen in Zweifel ziehe? Du fragst nach Frau und Kindern des belesebenen Herrn, sie sind eben in die Stadt zum Photographen gefahren oder sie „wallfahrten“ — dies allerdings noch — aber fortschrittsgemäß mit Benützung der Eisenbahn.

Wie stolz schlägt nicht das Herz des Aufgeklärten, wenn er nunmehr im Lande von jenen Gräueln des gesunden Menschenverstandes nichts mehr bemerkt, welche man Sagen, Märlein und Aberglauben nennt! Sie sind kaum mehr im Munde alter Mämmlein und Weiblein und diese letzten Schatzhüter bereits so verschüchtert, daß sie den Frager mißtrauisch betrachten, von dem sie meinen, er wolle sich lustig machen über ihre altväterische Dummheit. Aber die Geistesheile reicht noch weiter. Mein aufgeklärter Barbier in Ribbüchel gehörte auch zu ihren Partisanen, der auf meine Bemerkung über ihre hübschen alten Kirchen im Städtchen großartig erwiderte: „Die haben sie damals gebaut, wie's noch bigott waren, schab' um das viele Geld, daß man nichts Nützlicheres davon gemacht hat.“

Das Nützliche ist nun in Hülle und Fülle vorhanden. Der moderne Reisende ist ja selbst ein Stück davon. In größeren Städten fühlt er sich auch deutlich als solches — die gewaltig dienstfertigen Sprünge entgegenkommender Kellner und Portiere bei seiner Ankunft belehren ihn darüber. Genau derselbe Jean wie zu Hause im ersten Hotel grinst ihm hochachtungsvoll in's Antlitz, derselbe Chignon an einem kleinen Zimmermädchen wandelt ihm durch das Labyrinth der

Gänge und Treppen zu seiner Behausung voran und schließlich kommt genau dieselbe Rechnung mit bougie und service, und, weiß der Himmel, was Allem noch! Zuweilen kann man freilich andere Beobachtungen machen. Gewohnt, die große Touristenstraße ehemöglichst zu verlassen, an allen Orten, auch auf der Strecke zu halten, wo sich Interessantes zu bieten scheint, bin ich nicht selten in alte kleine Städtlein und Märkte gerathen, wo ein so zurückgebliebener Kreuzfahrer, wie ich, schon zuweilen über die Nützlichkeit der bewundernten Neuerungen seltsame Gedanken fassen kann.

Da liegt das uralte traute Nestchen im reizenden Berggelände still und einsam. Die blanke Straße, mitten durchgeführt, dient Hund und Gassenjungen zum Tummelplatz, wo einst Lastwagen an Lastwagen knarrte und das helle Horn des Postillons das Echo der Hügel weckte. Der Marktplatz hat das Aussehen, als sei der schwarze Tod im Orte ausgebrochen, fast jedes Hans streckt da seinen ein, zwei und selbst drei Jahrhunderte alten, prächtig verschönerkelten Eisenzeiger Kasterweit auf die Straße, ein Zeichen, daß hier eine Labestätte aufgethan sei. Duzende von eisernen Ringen hängen vor den Fenstern des Erdgeschosses an dem Geländer, doch schraubten da keine Relaisperde, kein Biergespann mehr und die riesigen Ställe im Hintergebäude sind nun mit Heu für die Kühe angefüllt. Da gegenüber, wo sich jetzt eine ruhige, schwarze Höhle öffnet und ein müßiger Mann vor der Thüre lehnt, loderte einst die Flamme des Schmiedes und Wagners, die alle Hände voll zu thun hatten. Die Handwerker rings im Ort haben die Arbeit eingestellt und viele Läden sind ganz geschlossen; aber halt! Da sehe ich zwei neue aufgethan! In dem Einen wird der Burgenkerl oder Trautrel reisendes Angesicht um den Preis von 1 fl. 50 kr. verzehnfacht und in dem andern geistige

Speise aus der Residenz unter den verlockenden Unterschriften: Das Kind der Sünde, Verbrechen und Liebe, das Best zu 5 kr. 5. W. verabreicht.

Der civilisirte Reisende hat schon beim Bären und beim Adler, beim grünen Baum und bei der Sonne angeklopft, aber „der Bär ist kein Wirthshaus mehr“, sein silbvolles geschmiedetes Eisenschild hängt nur noch kurze Zeit vor dem Thore, bis ein sachverständiger Antikenhändler es nach dem Gewerbemuseum in X. verhandelt; Adler und Baum beherbergen Niemand und beschränken sich auf den Ausschank von Branntwein allein mehr. Die Sonne ist untergegangen, aber gegenüber in der Post, alias beim römischen Kaiser, findet der Wanderer gastliche Aufnahme. Er vermischt hier sogleich den apollinischen Jean und die uestische Ariadne, er findet zwar treffliche Kost, reinen Trank und gutes Lager, aber das ganze Haus ist durch und durch ein Anachronismus und darum eine Elegie. Ich habe dergleichen herabgekommene Häuser stets mit großem Interesse betreten, sie machen fast den Eindruck eines zerfallenden Abelsitzes und nicht selten hat der veränderte Glückszustand auch den Bewohnern einer Art aristokratischen Airs aufgedrückt. So beobachtete ich's einmal zu W. Da saß der alte Postmeister verdrießlich und simulirend im hohen Armstuhl, daneben die beleibte Gattin, wohlhabende Leute, aber doch gedrückt von dem Bewußtsein gefallener Größe. Sei, wie schoß der stolze Wirth ein zwischen den sich drängenden Kaleschen, Extrasuhren und Beiwagen im Hofe umher, den tausend Wünschen seiner Gäste zu entsprechen, die da in buntem Gewirre sich aus den Polstern herauswanden! Engländer und Russen, reiche Wiener Bürger, ungarische Edelleute, Prälaten aus der frommen Hauptstadt, ein luftiges Mosail der verschiedensten Gestalten! Und jetzt sitzt da bloß ein unbegreiflicher Sonderling in der Gast-

stube, der wegen der merkwürdigen gothischen Kirche im Markt einen Tag hier bleiben will und neben ihm ein paar Studenten mit kleinen Ränzchen, die gerade von W. aus die hohe Wand besteigen müssen, weil es von dem Punkt am schwierigsten ist und bisher auch von keinem vernünftigen Menschen unternommen wurde. Schier vornehm schaut das alte, einsilbige Paar in seine leere Gaststube, deren Decke der Glorienschein einer ebenfalls bereits zur Aufklärung gehörigen Petroleumlampe bestrahlt und scheint leise zu seufzen, wenn von dem, wie üblich, eine Stunde abgelegenen Bahnhof der höhnische Locomotivenpfiß in ihre Einsamkeit tönt. Am andern Morgen rüftet sich mein moderner Genosse zur Abfahrt aus dem „langweiligen“ Neste, mit dem er sich gar nicht befreunden kann. Ich erzähle ihm, während wir die Straße zum Bahnhof gehen, daß W. schon im 15. Jahrhundert in Folge des Transtohandelns nach Italien und Deutschland ein reicher Ort gewesen sei; daß hier große Messen und Märkte gehalten wurden; daß noch vor fünfzig Jahren 10 Wagener, 12 Schmiede zc. zc. hier gute Nahrung fanden — aber der weise Mann lächelt vornehm. Er zeigt auf einen Berg jenseits des Flusses und bemerkt im belehrenden Ton eines Professors der Nationalökonomie: „Sehen Sie das Gold, das da oben gemünzt wird?“ — Ich erblickte einen herrlichen Wald von Riesenbuchen, dessen graufam zusammengeschlagnene Stämme mir ein wehmüthiges Gefühl wachriefen — „das haben die alten Thoren jahrhundertlang unnütz darben gelassen. Das geht nun in die weite Welt, Geld kommt dafür herein, der Gesamtwohlfstand wächst, der Einzelne muß darunter billig leiden. Leben Sie wohl!“ Die Locomotive pfiß, der Moderne stieg ein. Ich Altmobilischer drehte mich um, dem traurigen Städtlein und meiner alten Kirche zu, sah nochmals zu dem niebergeschmet-

terten Forste empor und pfliff auch im Sehen:

„Wer hat dich, du schöner Wald ic. ic.“

Ich bin von der Seite nach Tirol eingebrochen, von welcher, wie es heißt, im 16. Jahrhundert schon die Aufklärung gekommen, nämlich aus dem Pinzgau. Bereits in dessen lieblichem Thalgebirge hatte ich gesehen, wie diese Erleuchtung in Gestalt eingegangener Bergwerke, zerstörter Burgen und verarmter Ortschaften erfreuliche Früchte gezeitigt hatte. An Hall und Schwaz im Zinntal sollte es mir noch evident werden. Den herrlichen Wasserfällen der Krimlerache wurde natürlich ein Besuch abgehattet, dann nöthigte uns das Wetter, in's Gasthaus zurückzukehren. Die Nebel draußen verschleierten die Cascaden, der Aufbruch über die Gerlosplatte war verzögert. Da fiel mir mein liebenswürdiges Steub ein, der von diesem Wirthshäuschen eine gar reizende Idylle gezeichnet hat, so poesievoll, naiv und urzuverlässig in des Wortes bestem Sinne, daß man es kaum zu glauben vermag, wie auch für Tirol und seine nächste Nachbarschaft sich die Zeiten so gewaltig ändern konnten!

War das damals doch noch eine charmante Art zu reisen und noch mehr beinahe, Reisen zu beschreiben, als Steub in den Vierzigerjahren in Tirol seine Fahrten machte! Diese liebenswürdigen Schilderungen, die seine gewandte Feder in den „Drei Sommer in Tirol“ entwirrt, klingen beinahe wie aus einem fernen Wunderlande an unser Ohr, dessen farbenreiches Wesen der Autor damals dem größten Theile der Welt wie eine neue Entdeckung vorführte! Allüberall fand er noch reine Ursprünglichkeit, allüberall die echte Natvetät, die für den dortigen Stamm der Bevölkerung sprichwörtlich charakteristisch — war, allüberall endlich als imposanten Hintergrund des ganzen heutigen Volkslebens die erhebende Erinnerung an

die große geschichtliche Vergangenheit. Zur Stunde hört man unter dem Volke blutwenig mehr von den herrlichen Thaten der Vorfahren im Befreiungskriege, schier nicht viel mehr als vom Hofengärtlein und Zwergkönig Laurin! — —

Steub kommt in Gesellschaft mehrerer lustigen Studentlein auf die einsame Wirthschaft, der dazumal fremde Gäste eine seltene Erscheinung waren. Sogleich gestaltet sich der Verkehr mit der Zimwohnerschaft auf die lieblichste, gemüthvollste Weise. Die drei hübschen „Rosen“, Bertl, Annel und Rofi, die sich da finden, muntere frische Alpenkinder, sorgten dafür, „daß die Freude nicht gar klein ist“ und mit fröhlichem Tanz und Gesang wird in der heitersten Art ein schöner Abend hingebracht. Er selber, der ältere Herr, sah als „Tanzwart und Spielmann“ in das lustige Treiben hinein, ließ mit der Enthalttsamkeit eines Weisen die eigene Jugend im Geiste Revue passiren, so sehr entsagungsvooll, daß er selbst nicht „mit einer milben Nebe oder freundlichem Augenwinken oder einem feinen Handschlag“ prahlen wollte.

Ich hatte der Erzählung eben nachgedacht, als ich die Augen erhob und sie ein Bild empfingen ließ, das zu dieser holden Idylle in starkem Gegensatz stand. Ich überschaute eine Gaststube voll Fremder, aus aller Herren Ländern in dies Alpenwinkeln zusammengeblasen. Natürlich bildeten die eigentlichen Berufsleute das Hauptcontingent der Versammlung und beherrschten das Terrain mit jenem Selbstgefühl, welches das Bewußtsein eigentlich ausschließlich der Berechtigung an solchem Orte einflößte. Die paar Hochzeitsreisenden und sonstigen Einbringlinge, die sich außerdem hieher gewagt hatten, kommen sich da beiläufig wie ein Häuflein Landratten vor, die weiß der Himmel welch' ein Umstand zufällig mitten unter Theerjaden in einer englischen Strandkneipe zusammenge-

bracht hat. Aber nicht bloß die andern Menschen ignorirt der echte, moderne Berg- und Gletscherfex, sondern selbst die Natur, die Alpenlandschaft, sofern sie nicht aus Fernern, Schneefelbern, Schlünden und Eiscrutschen besteht und zu ihrer genußreichen Würdigung als unumgängliches Erforderniß halbschweres Klettern, ein paar Aufschürfungen, ein Tag Verirren und zwei schauerliche Nachtquartiere, die wir unserm Lobseind nicht wünschen möchten, zu rechnen sind. Das Thal und sein ebler Wald, die Hügel des Geländes, der blinkende Fluß im Grunde sind für diese Höhenmenschen ganz ordinäre Dinge, die vor Allem nach der Erhebung über dem Meere fragen, um sich mit dem in Rede stehenden Gegenstande in eine nähere, ihrer Würde nicht abträgliche Berührung einzulassen. Zehntausend Fuß sind für diese Aristokraten der Natur beiläufig die Urkunde der Baronschaft, womit bei ihnen der Berg erst anfängt. Nun soll man aber nur nicht der Meinung sein, daß dann endlich von dieser Basis sie in und an der Natur dasselbe schätzen, was untergeordnete Menschen in der Tiefe bemerzenswerth finden. Ich habe noch nie so einen „Echten“, die Wunder der Eismwelt von dem Standpunkte Desjenigen schildern gehört, dem ihre großartigen Formen, das entzückende Farbenspiel, die wunderfamen Lichtwirkungen der Höhen Freude bereiten. Keiner hat mir noch den Eindruck beschrieben, den die erhabene Debe der Gipfel und ihre Abgezogenheit von allem menschlichen Treiben auf die Seele ausüben, oder daß ihn ein beseligendes Gefühl der Freiheit, des Staunens vor höherer Gewalt ergriffen habe. Ich glaube, Keiner hat von solchem Punkte je darüber nachgedacht, wie in diesen tiefen Thalgründen, die sein Blick erspäht, vielleicht der Römer seine Legionen führte, Kelte und Germane zu ihren wilden Göttern beteten, der fremde Priester nahte, der Kreuzfahrer

pilgerte u. s. w. Ich meine immer den „echten“ Sportsman der Alpen. Ihn interessirt auch Land und Volk mit ihren Sitten und Eigenthümlichkeiten, ihrer Geschichte, den Kunstdenkmalern in den Ortschaften mit nichten, er eilt daran gleichgiltig vorbei, als wäre es öder Staub, als gehörte es nicht auch dazu, um dies holdgroßartige Geheimniß der Alpenwelt überhaupt verstehen zu können und ein bleibend edles Bild davon für's ganze Leben mitzunehmen!

Es war mir deshalb eine sehr erfreuliche Ueberraschung, aus einer Publikation des Alpenvereines vor einiger Zeit zu ersehen, daß solche Einseitigkeit im Genuß der Alpenreise auch schon in Touristenreisen als ein bedauerlicher Mangel beklagt wurde. Es hieß in jener Rede ganz mit Recht, daß das Steigen und Entdecken neuer Gipfel, der bloße Klettersport nicht ausreichte, um von solchen Fahrten allseitig die rechten Früchte einzuheimsen. Es wurde auf die ältere Fachliteratur hingewiesen, die zwar aller Wahrscheinlichkeit nach sehr viel irrige Höhenbestimmungen enthält, sich neßtdem aber auch ganz vorzugsweise um den Menschen im Gebirge kümmerte und sein Leben in alter wie in neuer Zeit vom Gesichtspunkte der Kultur- und allgemeinen Geschichte, seine Sagen und Lieder, seine Feste und Gebräuche, Sprache und Gemüthsleben, schließlich auch volkwirtschaftlich sein Thun und Treiben zu erforschen bemüht war — alles Dinge, die schließlich für's Allgemeine überdies noch etwas wichtiger zu sein scheinen, als daß jene Scharte um 500 Fuß höher ist, als man bisher geglaubt hatte.

Unsere Tischgesellschaft gehörte gar nicht zu denen, die damit einverstanden gewesen wären. Da vernahm man nur einmal die triumphirende Mittheilung, daß man vorige Woche bis zum So und So-Gipfel vorgebrungen sei, während selbst Professor X sich nur bis zum Fuße hingewagt habe. Dann

wieder, daß dieser Rücken eines Felsgrates noch schwindlicher zu begehen sei, als der und der am Wiesbachhorn, was andererseits lebhaft bestritten wurde, als hänge das europäische Gleichgewicht oder die Würde der gesammten Naturwissenschaften von der Entscheidung dieser interessanten Frage ganz allein ab. So ist es das Groß-Menschliche nicht mehr, was den Modernen interessirt, die erhaben antike Norm und in anderem Sinne die christliche Anschauung, die unser Dichter in dem herrlichen Sage ausgesprochen: daß der Mensch dem Menschen immer das Interessanteste sein müsse, ist antiquirt. Jeder reitet sein Stedenpferd und bleibt dort im Mitte stehen, wo ihn derselbe erst in die Linie der großen Geisteschwadron zurückführen sollte. Ein treffliches Wort hat in dieser Beziehung der geistreiche — nebenbei auch heilige — Bischof von Hippo geäußert, als wie wenn sein Blick prophetisch um anderthalb Jahrtausende vorausgeeilt wäre: „Da gehen die Menschen hin und bewundern hohe Berge und weite Meeresfluthen und mächtig daherauschießende Ströme und den Ocean und den Lauf der Gestirne und verlassen sich selbst darob.“

In anderem Sinne enthielt unsere kleine Gastsfube hinwieder Menschlein, die gerade umgekehrt sich und ihre liebe Gewohnheit unter keinen Umständen auch nur einen Augenblick verlassen können. Da saß zum Beispiel eine ältere Dame als Haupt einer Familie aus Norddeutschland, welche auf Schritt und Tritt ihr liebes Vaterland vermißte und an den ungeeignetsten Stellen jenen Patriotismus entwickelte, den wir unsern Landsleuten weder an geeignetem, noch ungeeignetem Orte nachreden können. Alles erinnerte die gute Frau an die Fleischtöpfe Egyptens, ja sogar die köstliche Alpenbutter, die sie zum Thee mit ausgezeichnetem Wohlbehagen zu verspeisen schien, hinderte sich nicht, ein glänzendes

Panegyrikon für die Sparbutter anzufertigen. Hierauf entwickelte sich ein hartnäckig andauerndes Hauswirthschaftsgespräch zwischen der bürren Regenmantelbewohnerin aus Berlin und einem kleinen drallen Weibchen, das sammt Herrn Gemahl ein aufmerksames Auditorium für die reichlich gespendeten Lehren bildete, die da aus bereitem Munde flossen. Die guten Leutchen waren Wiener und hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu, wie man nach Dresdner Recept trefflichen Kaffee mache, dessen Milde ohne gefährliche Wirkungen für das Nervensystem wäre. Plötzlich bemerkte das schüchterne Wiener Frauchen mit gebührender Bescheidenheit, daß das in Norddeutschland so beliebte Preiselbeerencompot, welches seit Kurzem in der Wiener Küche vielfach verwendet werde, auch an ihrem Tische Eingang gefunden habe, und schien dann höchlichst beglückt, als nach so vielen bisherigen Correcturen ihrer Bemerkungen diese Eröffnung seitens der norddeutschen Autorität mit einem billigen Kopfnicken belohnt wurde. Ein Doctor medicinae mischte sich da aber in's Gespräch und meinte, es sei eine jämmerliche Brühe mit ihrem widerstehenden Lanningeschmack, deren Einführung in unserm obfegneten Oesterreich, bloß aus dem Grunde, weil sie anderorts aus Mangel an Besserem gut genug sein müßte, ihm ganz albern und sinnlos vorkomme. Dem ehrlichen Doctor wurde ein strafender Großmachtsblick zu Theil; ich aber lachte heimlich und that zerstreut, als hätte ich nur die letzten Worte seiner Rede gehört, als ich mich zu ihm wandte und die Frage stellte: „Sprechen sie von Poesie und Kunst aus Norddeutschland, lieber Doctor?“ „Nein, von Preiselbeeren, Verehrtester“, war die Antwort.

Ich kam nun in's hintere Zillertal mit seinem wundervollen Geäste von Nebenthälern und war höchlich erstaunt, in diesem Paradiese wider alles Erwarten

mitten in der Saison leere Wirthshäuser zu finden, während drüben jenseits der Gerlos die neue Giselabahn nicht genug Züge zur Beförderung der Reisenden beistellen konnte. Noch vor zwei Jahren wimmelte es um diese Zeit in Fügen, Zell und Mairhofen von Fremden, heute war das Zillertal wie die Chignons oder Crinolinen aus der Mode gekommen und ich fühlte mich auf dem Postwäglein wieder so behaglich, wie in Olims Tagen. Da konnte man einmal mit einem reichen Almensbesitzer über die viehreichen Bergwiesen schwärzen, dann erzählte ein Moibl vom letzten Finkenberger Kirchtag, ein Jäger von der längstvergangenen herrlichen Zeit, da es noch häufig Gemste in im Gestein oben gab. Ja, ein altes Mütterl entseffelte sogar seine müde Zunge, um von „Geischtern“ und vom „Alten“ auf der Löffelspitze mythische Kunde zu berichten. Und wie paßte alles — während das Gefährte bebächtig forthumpelte, so prächtig zu der großartigen Bergscenerie ringsum, wie füllten solche Reden so organisch, gleich einem verständig angebrachten Ornamente, den Rahmen der schönen Umgebung! Draußen im überfüllten Juntal spürte ich Dank der modernen Aufklärung gleich ein Anderes, als mein Glückstern mich auf der Zembacher Post sogleich die Frau von A. und den Herrn Dr. B. aus der Residenz finden ließ, von denen Erstere eine weilkäufige Abhandlung über das Thema entwickelte, daß die heurigen Künstlerabende den vorjährigen an Interesse bei weitem nachstanden, und der Herr Privatdocent mich in eine boshafte Kritik des neuesten Buches eines Fachgenossen verwickeln wollte, aus dem er sich zwischen Wasserfällen und Alpenrosen über die Suffize im Griechischen bekümmert unterhalten hatte.

Später gelangte ich in ein abgelegenes Thälchen, wo mein Wanderstab schon vor mehreren Jahren in der Ecke der großen Wirthstube gestanden

hatte. Auf dem Wege in's Dorf hatte mich ein rüstiger Bursch begleitet, mit dem ich mich über alles Mögliche eingelassen und so auch von den großen Freiheitskämpfen seiner Alpenheimat gesprochen hatte. Zu meiner Betrübnis wußte der Mann so gut wie nichts vom Berg Isel, von Hofer und Spedbacher, während ihm die vielen Fremden, die Reminiscenzen an den deutsch-französischen Krieg zc. Gegenstände großen Interesses zu sein schienen. Als er vor dem Orte seitab gebogen war, ging ich recht gedankenvoll weiter, trat durch die offenstehende Thür des Gasthauses und erinnerte mich in diesem Augenblicke durch eine einfache Ideenassociation daran, daß bei meinem früheren Aufenthalte mir in diesem Locale während eines endlosen Landregens das Studium der zahlreich an den Wänden aufgehängten Bilder die Zeit vertrieben — die Schlachten von Novara, Lucia, Custozza, Aspern, Helld Karl und Radetzky — ich schlage die Augen auf und begegne — wie schon an so vielen Orten Tirols — wieder der unvermeidlichen Galerie: Seban, Weissenburg, Gravelotte zc. Ich denke, es würde das Häuschen die Besitzer gewechselt haben, doch da tritt dieselbe freundliche Wirthin mit Gruß und Handschlag herein, ganz dieselbe, nur ein bißchen stattlicher noch und von zwei Orgelpfeifen des Familienconcertes mehr begleitet. In's Gebet genommen, weshalb sie mich die lieben alten Ruhmeszeichen der Heimat missen lasse und dagegen jene Ueberraschung in Scene gesetzt habe, erwiderte sie auf's Unbefangenste: „Ja, sehen's, Herr, die alten Bilde waren gar schon so schwarz und schön waren's grad a nit und von denen fremden Zeitungen und draußen kriegt man die prächtigen Sachen schier für umsonst als Prämien oder für ein Pappenspiel und weil's gar so nett und natürlich sein, und d'Stub eben neugeweißt war, da haben wir's halt statt denen alten aufg'macht, die hat der Peterle

zerschnitten.“ Sprach's und schob einen flachshaarigen Sprößling vor, der mir alsbald vertraulich sein Schreibheft aus der Tischlade kramte, dessen xylographisch-ausgestatteter Umschlag natürlich wieder die Einnahme von Paris in einer genialen Composition darstellte.

Raum war ich von meinem Ausflug wieder zum Bureautisch heimgekehrt, als mir aus den Affichen an den Straßenecken die Kunde ward, daß eine vielgereiste und bekannte Tiroler Sängergesellschaft in einem Etablissement ihre heimatlichen Lieder vortragen werde. Eben aus dem Reiseanzug in den Stadtroß geschlüpft, interessirte mich die Sache und ich besuchte die Vorstellung. Was ich da sah und hörte, lieber Leser, war ein würdiges Nachspiel meiner dießjährigen alpinen Expedition. Der Eindruck, den diese Tiroler „Natur“sänger boten, entsprach völlig den im Lande selbst gemachten Wahrnehmungen, denn ich bekam Lieder und Couplets aus Ofenbach'schen Operetten und Wiener Localpossen zu verkosten, und als endlich, zur Betonung des Tirolischen, wenigstens Rosen's Andreas Hofer an die Reihe kam, war die vorletzte Strophe — wahrscheinlich in Folge der Gewöhnung, das Lieb vor deutschem Publikum zu singen — ausgelassen.

Der Verfasser sieht hier am Schlusse seiner kleinen Schilderung den fortgeschrittenen Culturmenschen des Erleuchteten aller Jahrhunderte den

Kopf schütteln und hört im Geiste seine Frage: was soll doch diese Apologie des Veralteten, diese Opposition gegen die Segnungen des modernen Geistes? Er hat darauf eine schlichte Antwort. Er beabsichtigte keinen Augenblick, die wahren Wohlthaten des Fortschrittes in Zweifel zu ziehen, aber er stellt die Gegenfrage: ob denn Alles, was unter jener Etiquette in den Handel kommt, jenen Ehrentitel auch verdiene, und wollte auf diesen „Kunstwein“ der Aufklärung allein aufmerksam machen. Er leugnet gar nicht, daß es auch des beklagenswerthen Alten genug noch im Lande gebe und würde nur wünschen, daß der moderne Fortschritt diese Momente ebenfalls einer Verbesserung unterzogen haben möchte, was ihm gar oft zu Sinne kam, wenn er an das elende Unterkunftswesen, die schlechten Privatverkehrsmittel und an die gewisse theaterhafte National-Niederkeit dachte, unter deren Regide dem Fremden Abgang alles Comforts und schlechte Verpflegung wie eine interessante Specialität des Landes — zu theuren Preisen aufgerechnet werden. Er war nur der bescheidenen Meinung, daß doch nicht Alles Gold ist, was glänzt und die Scham einer Bevölkerung über ihre echtnationalen Eigenthümlichkeiten, das Vergessen einer großen Vergangenheit und die albern-abgöttische Verehrung des Fremden vielleicht doch nicht zu den „Segnungen“ der neuen Zeit zu zählen sein dürften.

Wie mit dem Herrgott umgegangen wird.

Eine Geschichte mit einigen „Merks“ von F. Anzenberger.

Es ist eine arge Welt, Einer macht's dem Andern und der liebe Gott Allen zusammen nie recht. Es ist eine hübsche Sache um die Frömmigkeit, aber wenn Einer um Sonnenschein und der Andere auf dem nämlichen Fleck um Regen betet, da möcht' ich wohl einen Dritten zum Herrgott machen und zusehen, was der bei all' seiner Allmacht anfinde, um es mit keinem von den Weiden zu verderben.

Im Norden sind die Menschen etwas kühler und nehmen's nicht gleich übel, wenn er sich etwas schwerhörig stellt, aber im Süden da sind sie heißblütig und werden sehr ungehalten; da ist es denn für dort eine ganz gute Einrichtung, daß man zwischen Gott und die ausbringlichen Väter die lieben Heiligen eingeschoben hat, die nun freilich für jede unerfüllte Bitte aufkommen müssen.

Wahrhaftig so ein Heiliger ist nicht zu beneiden und ich möcht' keiner werden; denn abgesehen davon, daß die Erreichung einer solchen hohen Stelle auf der Erde mit manchen Unannehmlichkeiten und Umständenlichkeiten verknüpft ist, so muß ja einer im Himmel ganz höllisch aufpassen, daß er tagüber keine Anrufung vergißt, so daß ihm fast keine Zeit bleibt, sich der ewigen Seligkeit zu erfreuen, höchstens zur Nachtzeit, aber solche über-nächtige Seligkeit verträgt sich wieder Tag's darauf spottschlecht mit den Berufsgeschäften, wie Manche gar wohl wissen, die gerade keine Heiligen sind.

Ja, es ist eine hübsche Sache um die Frömmigkeit, wenn es nur nicht

Manche so weit versehen möchten, daß ihr Gebet einer Lästerung auf ein Haar gleicht. Da war einmal eine öffentliche Dirne, die hat einen jungen Menschen zu berücken gewußt, daß er eine zeitlang zu ihr gehalten hat; nun sind ihm denn doch endlich die Augen ausgegangen und das war ein Glück für ihn, sonst wäre er ja ein verlorener Mensch gewesen, und er hat das Weibsbild verlassen. Aber die Allerweltsliebste war darüber gar sehr betrübt und was thut sie? In die Kirche geht sie und betet zur „allerreinsten Jungfrau Maria“, dieselbe möge ihr das Herz ihres Buhlen wieder zuwenden, damit die unsaubere Liebchaft ihren Fortgang haben könne. Wenn das nicht gelästert ist, dann weiß ich überhaupt nicht, was Beten heißt und sein soll.

Ueber das Stück lacht wohl Keiner, dazu ist's nicht angethan und sieht nur da, damit man sieht, was Manche für Anliegen vor die Heiligen bringen, denn es ist eine wahrhaftige Thatsache und nicht erfunden. Was aber den Heiligen in Wälschland begegnen kann, das will auch erzählt werden und darüber könnten sie selber lachen, falls sie es im Himmel nicht verlernt haben.

In Wälschland hat selbst der ordinärste Kerl etwas Manierliches und Höfliches an sich, freilich daneben auch heißes Blut; wenn er nun die Fürsprache eines Heiligen oder mehrerer bedarf, so läßt er sich's nicht verbrießen, sie eine geraume Weile recht inbrünstig darum anzugehen; er gibt ihnen vollauf Zeit, Alles wohl zu überlegen und in's Werk zu richten;

wenn sich das aber ewig lange nicht machen will, da verliert er die Geduld und flucht alle Heiligen in seinen Hut hinein. Das sieht sich aber so an: der unerhörte Beten reißt ingrimig seinen Filzbedel vom Kopf, hält ihn halb zugeklappt unter'm linken Arm, dann greift er mit der Rechten in die Luft, als ob da die Heiligen unsichtbar herumflögen, nennt zuerst den Namen desjenigen, den er sich besonders durch Fasten und Beten verpflichtet hat, also in diesem Falle den Undankbarsten, krampft die Faust zu, als hätte er eine Hummel gefangen, macht eine Geste gegen den Hut, als würde er die Hummel — den Heiligen, wollt' ich sagen — in den Filz und drückt rasch hinter ihm den Spalt zu. Den hätte er! Und nun fährt der wüthige Kerl fort mit der Hand in der Luft herumzufingern, schreit mit seinem Fluchmaul nach jedem Heiligen, der ihm beifallen will, und wirft sie einen nach dem andern dem Ersten nach, dabei öffnet er vorsichtig nur ein klein wenig den Spalt, damit ihm keiner der früheren neben ausweichen kann. Es vergehen keine fünf Minuten, so hat er den Hut voll der schönsten und größten Heiligen, die man im Kalender finden kann, denn billigerweise hält man es mit den Heiligen umgekehrt wie mit den Spitzbuben, wo man die kleinen fängt und die großen laufen läßt.

Nun haben sie es! Da sind sie alle — Gott verzeih' es, vielleicht sogar mit lebenden Wesen, die man nicht gerne nennt — in dem nicht zu reinlichen Filz zusammengepfercht. Unser Wälscher stolzirt eine Weile mit ihnen auf und ab, bis er sich ein wenig abgesehen hat und wieder zu einuiger Besonnenheit kommt. Bewiesen hat er es ihnen, daß er nicht mit sich spaßen lasse, aber es scheint ihm doch nicht gerathen, es ganz mit ihnen zu verderben und so fängt er sie denn jetzt Stück für Stück, der Reihe nach, wie er sie hineingeflücht, heraus, denn

Ordnung ist in allen Dingen löblich; er nennt sie einen um den andern beim Namen, langt sie mit der Rechten aus dem Gute und gibt sie los, indem er die Hand öffnet, etwa wie um einen gefangenen Vogel in Freiheit zu setzen. Es soll da Jeder in dem Punkte ein gutes Gedächtniß besitzen und noch Keiner einen Heiligen in Gedanken im Gute stecken lassen haben; möcht' aber doch vorsichtshalber rathen, den Hut zum guten Schlusse sacht umzustürzen, damit ein allenfalls Vergessener herausfallen kann.

Das ist toll genug und darüber kann man lachen und ich hoff's, der Leser hat mir die Freude nicht verborgen und hat darüber gelacht. Trotz dieser unbilligen Behandlung hat man noch nicht gehört, daß die Heiligen Einem ein himmlisches Donnerwetter über den Hals geschickt hätten, auch der Herrgott selber hat gleiche Nachsicht mit seinen Geschöpfen, die statt ihm zu dienen, es vielmehr darauf absehen, von ihm bedient zu werden und es ist das ein Dienst, bei dem er weder auf Lohn noch auf gute Behandlung sehen dürfte; eine dahin einschlägige närrische Geschichte will ich eben erzählen, bemer' nur vorher, daß aus all' dem bisher Gesagten und noch zu Sagendem hervorgeht, was wohl schon Manchem im Leben aufgefallen sein mag: daß Gott und alles Heilige, Hohe und Kleine Späß vertragen, die Menschen aber und alles Gemeine, Nied're und Unsaubere keinen! Woher kommt's wohl? Der menschliche Witz gleicht einem jener Spiegel, die man an manchen Orten zur Unterhaltung aufgestellt findet und die so geschliffen und polirt sind, daß sie alles verzerrt zeigen. Daß' ein paar bildsaubere Leute Hand in Hand davor hintreten, im Bewußtsein ihrer Wohlgehalt haben sie leicht über das Herrbild im Spiegel lachen; versuch' es aber mit ein paar Häßlichen, die werden sich beleibigt abmenden, denn, ist auch die Verzerrung eine Lüge,

die Häßlichkeit bleibt doch Wahrheit, mit der aber steht man in der Welt schon von altersher auf gespanntem Fuße und die Gattung der unangenehmen nennt man Grobheit, wovon wieder die sogenannte „göttliche“ die erschreckendste.

Will nun die Geschichte erzählen, lebte der Mann noch, von dem sie handelt, würde ich es sein bleiben lassen; die Gerichte könnten seine Wunderlichkeit oder Narrheit strafwürdig finden und ich wollte ihn nicht denunciirt haben; da er aber schon eine geraume Zeit todt ist und sich allein mit Gott abzufinden hat, so kann ich's ohne Scheu Rede haben, wie er bei Lebzeiten mit demselben umgegangen.

In einem Orte nahe bei Wien, der Hauptstadt Oesterreichs, hielt sich vor vielen Jahren eine Schauspielergesellschaft auf. Diese Leute spielten, so gut sie es eben vermochten, den Inwohnern Komödie vor, schlecht und recht, wie aber allzeit Unbath der Welt Lohn ist, so meinten die Zuschauer, es wär' dabei wenig Rechtes, dagegen viel Schlechtes zu sehen gewesen. Es wurde in einer Scheune gespielt, das mag sich allerdings nicht sonderlich hübsch ausgenommen haben, die Rüstungen der bieder'n Ritter und die Gewandungen der Könige und anderer Großen des Reiches sahen vielleicht auch nicht zum Besten aus, war wohl der Pappenbengel der Ersteren abgerieben und der Sammt der Letzteren spiegelte, während der Flitter blind geworden, und es kann ja sein — weil Kleider Leute machen, — daß die armen Komödianten nicht besser spielten als sie aussahen; aber die Zuseher hätten auch bedenken sollen, wie nieder das Eintrittsgeld war, und daß für wenig nicht viel geboten werden kann, das ist eine alte Wahrheit seit Handel und Wandel auf der Welt besteht.

Kurz die reicheren Leute im Orte fuhr'n nach der nahen Hauptstadt, wenn sie eine Komödie sehen wollten

und schickten höchstens ihre Kinder oder Diensthoten noch obendrein auf die billigsten Plätze des Dorftheaters. Schlimm für die armen Teufel von Komödianten, denn einen fixen Gehalt hatten sie nicht, sie theilten unter sich, was eine Vorstellung einbrachte und lebten davon paar Tage bis zur nächsten. Das hört sich eben besser an, als es sich in Wirklichkeit macht, denn manchen Abend verschlangen die Kosten den Ertrag und dann war nichts zu theilen.

Das gab viel Sorge und am meisten litt darunter der Director der Truppe; er hatte allerdings seinen Leuten keine festen Bezüge auszusahlen, aber wenn Vorstellung auf Vorstellung entweder nur ein paar Groschen auf Einen kamen oder wohl gar nichts, das war zum Durchgehen, nicht für den alten Mann, der nicht gewußt hätte wohin, aber für die Mitglieder der Truppe, welche es wo anders kaum schlechter treffen konnten und von denen daher auch manche durchgingen; daß so ein Mensch in der Verzweiflung vergift, die Schulden, die er im Orte gemacht, zu bezahlen, das ist erklärlich, eben so erklärlich ist es aber, daß das sehr unangenehm für den Director und die Truppe war, welche im Orte verblieben und — wie die Welt denn ungerecht ist, — von der üblen Nachrede über den ausgerissenen Kameraden ein gut Theil zu Gehör geredet bekamen. Ließen sich die Dörfler bedauernd vernehmen, „daß nur Einer durchgebrannt, die Mehreren aber geliebet seien“, sprachen sie die Vermuthung aus, „daß ein Lump wie der andere wäre“ und was derlei Schmeicheleien mehr sind, so kann man sich wohl denken, daß bei solchen Anlässen der Director, wenn man ihn als den „Obersten der Komödianten“ bezeichnete, die Verleihung dieses Titels gerne bescheiden abgelehnt hätte.

Feron nannte sich der Mann. Den Tag vor jeder Vorstellung lief

er alle Häuser und Hütten des Ortes ab, klagte über die arge Gegenwart, in der aller Kunstsin in einem verehrlichen Publikum erstorben schien, lobte in einem Athem die alten Zeiten und die alten Stücke, besonders das jene, dessen Titel und Personenverzeichnis in sauberer Handschrift er Jedem in die Hand drückte, denn er war sein eigener Zettelausträger, wohl nicht aus Leidenschaft, sondern weil er es billiger hatte, wenn er selber ging.

Er versicherte Jedem, der ihm in den Wurf kam, — war's auch ein Pferdenecht oder eine Ruhmagd, — daß er ihn als einen hochverehrten Gönner betrachte und dabei blieb er, wenn sich der Betreffende auch noch so sehr ereiferte, ihn von der Irrigkeit einer solchen Anschauung zu überzeugen. Bästermäuler behaupten, sie hätten den Herrn Director manches Haus in so schwunghafter Eilsfertigkeit verlassen sehen, wie dies ohne die Mitwirkung des hochverehrten Gönners ganz undenkbar wäre.

Director Feron pflegte seine unterthänigen Aufwartungen sehr regelmäßig zu wiederholen, aber er selber war für Besuche desto unzugänglicher; nicht daß es ihm an gefelligen Talenten gefehlt hätte, doch hatte seine Wohnung etwas Unnahbares; selbe befand sich in dem Einkehr-Wirthshause, in dessen großem Hofraum auch die bewußte Scheune stand, in welcher Komödie gespielt wurde. Durch die breite Einfahrt des Hauses gelangte man in den Hof; ohne sonderliche Beschwer, wenn man auf herumliegende Fässer und herumstehende Futterbarren Acht hatte, konnte man sich auch bis zur Scheune zurechtfinden; hinter dieser aber war es nicht geheuer, da war der Boden in trockener Zeit zäher Lehm oder bei Regenwetter ein Rothmeer und da mußte man darüber weg oder mitten durch bis an's andere Ende, wo einige Wirthschaftsbauten standen, darunter eine Tenne in deren Dach-

raum ein Futterboden und ein kleines Kämmerchen angebracht war, in letzterem hatte wohl vorzeit ein Knecht oder eine Magd geschlafen, aber jetzt bewohnte es der „Oberste der Komödianten“.

Ein Mittelbing zwischen Leiter und Stiege führte hinan, eine Leiter war's nicht, denn neben befand sich ein Geländer, aber eine Stiege war's wieder nicht, dazu waren die hölzernen Trittbretchen zu schmal; das ganze Ding stand zu aufrecht und um hinaufzugelangen, mußte man denn auch einen Mittelweg zwischen Steigen und Klettern einschlagen, was nicht sehr bequem war, aber sich dafür recht hübsch ausnahm.

War man aber einmal oben angelangt, so muß, um der Wahrheit die Ehre zu geben, offen gestanden werden, daß weder die Ausfahrt auf den Hof, noch der Einblick in die kleine Kammer für die gehabte Mühe entschädigte. Die Thüre, die in die Kammer führte, ließ nur höfliche Leute ein, wer sich nicht büden mochte, der mußte außen bleiben, das Fenster war mit dem Thürposten in einem Stück gezimmert worden und so schmal, daß der Glaser mit einer Scheibe, die er entzweischnitt, für beide Rahmen ausreichte. Die Wände waren geweißt, ein Bett, ein Tisch und ein Stuhl, mehr befand sich innerhalb derselben nicht, ein Crucifix hing noch in einer Ecke, das war Alles.

Wenn der Director zu Hause war, so saß er für gewöhnlich an dem Tische, den er an das Fenster gerückt hatte, dort fand er zum Theaterzettelschreiben oder sonst einer nützlichen Beschäftigung gerabe genug Licht, während das übrige eine angenehme Dämmerung im Raume verbreitete.

So saß er, hart an die Tischkante gedrückt, führte fleißig die Feder oder fertigte Papparbeiten. Er stak immer in ein und demselben schwarzen Anzuge, der seine ohnehin kleine, schwächliche Gestalt noch unansehnlicher aus-

sehen machte; zwar behauptete er, daß ihn seine unterthänigsten Beziehungen zum Publikum verpflichteten, demselben nie anders als in solchem Staate entgegen zu treten, aber er fand damit wenig Glauben, umso mehr als nicht zu leugnen war, daß die besagte Kleidung durch den längeren Umgang mit ihm nicht gewonnen hatte, indem es sich häufig ereignete, daß er in Gedanken die Finger reinigte und Tinte oder Kleister auf Rockärmel und Beinkleid strich.

Der kleine Mann hatte auch ein kleines, schmales Gesichtchen, aus tausend Fältchen blinzten ein paar graue Neuglein etwas unsicher und unstät hervor; das war aber kein Zeichen eines beunruhigten Gewissens, sondern nur einer ziemlich ausgesprochenen Kurzsichtigkeit. Seine Nase war ganz gewöhnlich, nur an der Spitze etwas knollig und roth angehaucht, die Stirne schien dormal einst nieder gewesen zu sein, doch hat sie sich mit der Zeit Platz gemacht, indem sie die Haare bei Seite schob, die sind denn auch ganz bescheiden rechts und links zurüdgetreten, halten sich nur in Gestalt zweier grauschwarzer Widel an beiden Schläfen und eilicher Büschel von gleicher Farbe hinter den Ohren auf und nun reicht die Stirne bis in's Genick, wenn sie es gelten lassen will.

Der Director pappt gerade eifrig an einer Krone, die für heute Abend fertig werden soll, die alte war doch schon zu sehr abgetragen, sie hat ihm als Muster für die neuanzusetzende gebient, jetzt aber liegt sie auf dem Boden und er streift sie mit dem Fuße unter den Tisch, während auf demselben die neue prangt, die er zufrieden beäugelt.

Es war ein wehmüthiges Bild. Was ist der Welt Herrlichkeit?

Indeß probirt der Herr Director die neue Krone auf, sie sitzt vortrefflich und drückt nicht im geringsten. Er erhebt sich und stolziert ein paar Schritte

in der Kammer auf und ab, dann bleibt er vor dem Fenster stehen, draußen streicht ein heftiger Wind, einzelne Sandkörner prallen an die Scheiben und hinter den HOLLUNDERSTRÄUCHEN, welche den gegenüber liegenden Gemüsegarten begrenzen, steigt es grau auf.

Feron nimmt die Krone seufzend vom Haupte, rechnet nach, was sie wohl unter Buchbindern werth wäre und fragt sich im bangen Zweifel, ob ihn der Himmel heute auf die Kosten kommen lassen werde? Die bewußte Scheune, in welcher die Kunst ein Unterkommen gefunden, stand nämlich schon eine geraume Zeit vernachlässigt, Zeitvertreib's halber ließ sie sich mit dem Regen ein und der lehrte sie artige Wasserkünste; einmal nun, inmitten einer Theater-Vorstellung, fand sie Gelegenheit, vor einem geehrten Publikum zu zeigen, was sie gelernt hatte: sie formte kleine tosende Sturzbäche, rieselnde Wasserfäden, gurgelnde Springfluthen und stellenweise fröhliche Sprühregen, es soll sehr hübsch gewesen sein, aber Keiner verlangte ein zweites mal darnach und so genügte ein grauer Himmel über dem Scheunenbach, um alle fern zu halten; man sieht also, daß des Directors Furcht begründet war und daß ihm der Himmel mit einem Regenwetter einen argen Strich durch die Rechnung machen konnte.

Der kleine Mann sah sehr besorgt nach den Wolken, die hinter den HOLLUNDERBÜSCHEN aufstiegen, dann trat er in die Ecke und nahm den Herrgott von der Wand, setzte sich, hielt ihn fein säuberlich in der Linken, während er die Rechte mit der Geberde freundlichen Zuspruches gegen das Bild bewegte und es auch manchmal unter der Rede zärtlich streichelte.

„Schau“, sagte er, „wirst doch heute nicht so grauslich gegen mich sein wollen, daß ich nicht einmal auf die Kosten komm'?! Sollt' auch nichts zu theilen bleiben, für die Andern

red' ich nicht, es ist so sündhaft's Volk, das vielleicht nicht einmal im Jahr Deiner gedenkt, aber mich mußt deshalb nicht strafen. Wenn ich rechne, was mich Pappenedel, Goldpapier und Kleister kosten, ein Pfund Kerzen zur Beleuchtung, Auslagen für Zettel und was sonst noch, so macht Alles in Allem zwei Gulden siebenundfünfzig Kreuzer Münz, das könntest mich doch verdienen lassen! Es ist ohnehies nicht viel, das wirst wohl einsehen, gelt ja? Na also, nicht wahr, Du wirst schon dazuschau'n, Du thust mir's schon zu lieb und laßt mich zu dem Meinen kommen? Ja. Freilich. Ich verlaß' mich darauf."

Hatte der Himmel ein Einsehen, dann betrat der Herr Director nach der Vorstellung sein Kämmerlein nie, ohne einen dankbaren Blick nach dem Winkel zu werfen, wo er wußte, daß der Herrgott hing, den er freilich bei der herrschenden Dunkelheit nicht sehen konnte. Wenn es aber geschah, daß trotz seinen Bitten der Himmel hart blieb und die Erde weich wurde, dann schlich er über den Hof, kletterte den Steig zu seiner Kammer hinan, so hastig, daß es anzusehen war, als ob ein großer schwarzer Kater in abenteuerlichen Sprüngen da hinauffestete; oben stieß er die Thüre auf.

Schwer setzte er den Fuß auf die Dielen, warf einen Blick, wie ihn nur die hübschsten Mordgesellen auf der Bühne zu werfen verstehen, nach der bewußten Ecke und murmelte: „Also hat's nicht sein können?"

Unheilbrütende Stille.

„Hat's nicht sein können?" wiederholte er mit heiferer Stimme, langte mit hartem Griff den Herrgott von der Wand. „Nicht einmal zwei Gulden siebenundfünfzig Kreuzer Münz! Ist das schön?"

Nun begann er dem Herrgott gehörig die Meinung zu sagen, seine Reden und Sautirungen wurden immer mehr das Gegentheil von Schmeicheleien und Liebsungen, bis er sich

vor unvernünftiger Wuth nimmer aus wußte und das Bild von sich warf, selbstverständlich, um es am nächsten Morgen wieder reuig vom Boden aufzuheben, an die gewohnte Stelle zu hängen und bei nächster Gelegenheit bittlich anzugehen, wenn wieder zwei Gulden siebenundfünfzig Kreuzer Münz Tageskosten in Gefahr standen, verregnet zu werden! Ebenso selbstverständlich wird er wieder den eingegangenen Betrag durch einen dankbaren Blick quittiren, oder andernfalls dem Herrgott gehörig die Meinung sagen, denn so war einmal seine Art, mit demselben umzugehen.

Nun, sagt der Leser, das ist mir ein artiger Narr; aber er steht nicht allein, er hat gering seine hundertausend Brüder, die Fettschambeter, von denen wir schon viel gelesen haben. So ein Wilber geht her und macht sich in aller Geschwindigkeit aus einem Lumpenbündel, Baumstrunk oder Steinblock einen Gott zurecht, bringt auf den Knien seine Bitten vor, werden die aber nicht gewährt, so schiebt er sich nach einem tüchtigen Stöße um und prügelt seinen Herrgott weiblich durch.

Nun laßt wohl der Leser über den Wälschen, von dem ich zu Anfang erzählt habe, über den „Obersten der Komödianten", den ich ihm im weiteren Verlaufe vorführte und über die Fettschambeter, auf die wir zuletzt zu sprechen gekommen sind; schmeichelt sich, was Bedeutendes klüger und besser zu sein und ich könnte jetzt auf die artige Weise schließen, indem ich ihn sein höflich bei seiner Meinung beließe. Ja, wenn nicht ein Hauptmerk's noch anzubringen wäre!

Nehm' noch einmal meinen alten Narrn hervor und sage: er hat gering nicht seine hunderttausend — er hat Millionen Brüder!

Will's der Leser nicht glauben? Gut, wir wollen Probe machen. Es braucht Keiner zu sagen, er gehöre nah' oder entfernt in die Brüderschaft, denn es wär' wider alle Vernunft, von einem Menschen zu ver-

langen, daß er sich selbst irgend etwas Unangenehmes nachsage; aber wer nicht dazu gehört, der möge sich melden!

Wir wollen uns daher gar nicht bemühen, heraus zu bekommen, wie viel ihrer sind, die sich an einem Wilde vergreifen, nicht weil es ihnen ein göttdienersüchtiger Gräueltat ist, sondern just, weil sie glauben, dahinter steckt's! Wollen auch nicht fragen nach den Lästerern, die den Herrgott auslachen, nicht nach denen, die es an seiner Statt immer besser zu machen wüßten, nicht nach Jenen, die ihn stets mit dem Mund lobpreisen und durch jedes Thun verunehren, nicht

nach den Verbitterten, welche ihm den Glauben aufkünden, wenn es nie und nimmer wird, wie sie es wünschen und ersehnen; nein, wir wollen nur, daß derjenige sich melde, der nie in seinem Leben eine Stunde hatte, wo er Gott wie Einen seines Gleichen begreifen wollte und über ihn den Kopf schüttelte!

Melbet sich derjenige, so will ich gerne seine Meldung nachträglich bestätigen, bis dahin aber bleibe ich dabei, am Stode allein liegt's nicht und in weiterem Sinne hat schon jeder Mensch einmal seinen Gott geprügelt!

Abschied.

Die Sonne scheint fragend zum Fenster herein,
Sie mahnet zum Aufbruch, zum Scheiden.

Lebt wohl Ihr vier Wände, geschmückt mit
Geweih'n,

Du Stübchen so still und bescheiden.

Ich grüße die Freunde mit lachendem Mund,
Da ich durch's Dörschen gehe,

Daß niemand es merke, wie daß mir zur
Stund'

Das Herz will zerpringen vor Wehe.

„Guten Morgen, Herr Pfarrer! Wie schmeckt
der Kaffee?“

„Gelobt sei Jesus Christus!“

„— Marie, Deiner Schwester ein freundlich
Ade!“

„Gib mir einen Kuß, sonst vergißt Du's.“

„Brau Wirthin, was schaut Ihr so seltsam
mich an?“

„Ich blieb' doch die Beche nicht schuldig?“

„Und wenn auch, ich zahlte, sobald ich nur
fann,

„Seid nur ein paar Jährchen gebuldig.“

Sie drücken mir alle so traurig die Hand,

Da ich vorüber schreite,

Mir ist es, als ob ich im Trauergewand

Mich selber zum Kirchhof begleite.

Ich trage am Hut einen bunten Strauß,

Von Blumen auserlesen,

Den warf mir jemand zum Fenster heraus,

Ich weiß nicht, wer es gewesen. —

Und draußen, weit draußen, auf einsamer Straß',

Da ist mein Bruder gestanden,

Der drückt' mir die Hand, sein Auge war
naß —

Mein Bruder, ich hab' Dich verstanden!

Wir lebten im Borne die letzte Zeit,

Wir wollen im Borne nicht scheiden. —

Wer weiß, ob jemals der Himmel verleiht

Ein Wiedersehen uns beiden!

Er wünschte mir gut Wanderglück —

Und dann, nach wenigen Stunden

Da blickt' ich wohl oft zurück, zurück —

Die Heimat war längst verschwunden. —

E. Gendorf.

Der Sessel im Empfangssaale der Marquise v. Pompadour.

Von Dom Freason.

Es mochte beiläufig um die Mittagstunde sein, als ein Engländer, dessen Vaterland unverkennbar aus jeder seiner Bewegungen sprach, langsam das Seineufer entlang ging. Plötzlich hielt er inne und sah nach einer Straße, welche er nach mehrmaligem Fragen um ihren Namen auch betrat und in der er mit einem zweiten Gentleman zusammentraf, welcher, als hätte er ein Rendez-vous, bereits mehrmals mit allen Zeichen eines ungeduldig Wartenden und tödlich Gelangweilten auf- und abgegangen war.

„Lord! Ihre Wette wird nicht halten!“

„Warum nicht?“ fragte der eben vom Flussuferübergekommene. „Warum soll Fürst Kaunitz nicht das Recht in Anspruch nehmen, sitzen zu wollen?“

„Und doch“, replicirte der andere, „beim Canal und Ebinburger Rennen! Er wird nicht sitzen im Empfangssaale der Marquise von Pompadour, in dem stets nur ein Sessel steht, den sie selbst benützt. Er wird nicht sitzen! So wahr meine Stute dreimal den Preis gewonnen. Er wird stehen, wie alle anderen, und die tausend Pfund werden mein sein. Bei Gott und England! Ich glaube nicht, daß die Marquise einem anderen Sterblichen gestatten wird, in ihrer Gegenwart sich eines Sessels zu bedienen, es sei denn ein König.“

„Wir werden sehen!“ antwortete der andere kühl. „Kaunitz wird sitzen. Er ist so stolz, wie die Marquise. Ja, er wird es, so wahr ich meinen Stammbaum ehre!“

Während dieser Worte trat ein Lakai der Marquise zu ihnen, der den Lord bereits genau zu kennen schien:

„Sir! Man hat Befehl gegeben, durchaus nur den einen Sessel im Empfangssaale zu lassen.“

„Sehen Sie?“ rief der Lord. „Ich gewinne! Wollen Sie Neugeld geben?“

„Nein, Sir!“ gab der andere trocken zurück. „Kaunitz wird sitzen, und müßte er den Stuhl der Marquise wegnehmen. Ein Mann, wie er, steht nicht vor einer Dame außer seiner Fürstin!“

Ein heiseres Lachen, das mit viel Spott gemischt war, belohnte seine Zuversicht auf den Stolz des großen Diplomaten.

„Hören Sie!“ sprach der Lord, welcher darauf gewettet hatte, daß Kaunitz stehen werde, zum Lakai, „für jede weitere Nachricht vom Sessel gibt Ihnen mein Secretär fünfhundert Franken. Sie sollen aber tausend Louisdor haben, wenn Sie es uns ermöglichen, daß wir dem Empfange des Fürsten Kaunitz bei der Marquise betwohnen können.“

Das Gesicht des Bedienten hatte einen merkwürdigen Typus auf diese Worte angenommen. Es zeigte ebenso viel Vergnügen über das versprochene Gold, als es die Schwierigkeit, dasselbe zu verdienen, ausdrückte. Mit einem Seufzer antwortete er: „Das wird kaum möglich sein. — Sir! Wollen Sie in einer Tapete betwohnen? — Aber man könnte Sie sehr leicht entbeden.“

„Um!“ brummte der Lord. „Der Teufel hole alle Tapeten. Ist mir doch einmal das ganze Zeug auf den Kopf gefallen, als ich eine Dame beim zu Bette gehen belauschen wollte. Nein! Tapete paßt mir nicht! Etwas anderes!“

„Eure Herrlichkeit müßten sich dann erniedrigen, Bedienten-Kleidung zu tragen!“ rief der Lakai mit fragender Miene.

„Warum nicht? Bedienten-Kleidung fällt mir wenigstens nicht auf den Kopf. Oh, Lord Derby! Meinen Sie nicht auch, daß wir's wagen sollten?“

Ein schweigendes Kopfnicken gab ihm die Zustimmung des Lord's zu diesem Unternehmen.

„Verschaffen Sie uns zwei Livrées der Lakaien Ihrer Herrin und lehren Sie uns heute Nacht, wie wir an der Thüre zu stehen haben!“

Der Lakai ging, nachdem er dies nach Möglichkeit zu thun versprochen, und die beiden Lords durchschritten schweigend die Straßen, um sich in ihr Hotel zu begeben.

Fürst Kaunitz machte eben Toilette. Mehrere Diener waren mit dem berühmten Manne beschäftigt, sein Secretär stand in einiger Entfernung vor dem Lehnstuhle des Fürsten und harrete der Befehle.

„Durchlaucht sind heute zur Marquise von Pompadour geladen.“

Ein lächelnder Schimmer flog über die feineren Züge des Mannes, der Oesterreich zu einer Großmacht geschaffen. Eine seltene Erscheinung! Denn Fürst Kaunitz pflegte nie zu lachen, wenigstens hat ihn selten ein Sterblicher damit gesehen. Als der Secretär diese seltene Erscheinung gewahr wurde, war er nahe daran, sprachlos vor Erstaunen zu werden. „Der Fürst lächelt“, dachte er. „Sollte er einen Streich spielen wollen und das bei der Marquise, welche ganz Frankreich und dadurch die halbe Welt regiert? Was mag er vorhaben?“

Die lebhafteste Begierde, zu erfahren, was dieses Lächeln bedeute, das mehrmals für ganze Länder verhängnißvoll geworden, hatte aber durch die Frage, welche der Fürst nun an den Secretär wandte, augenblicklich eine Erklärung und Befriedigung gefunden.

„Man sagt, daß die Marquise nur einen Sessel in ihrem Empfangssaale habe und Niemand außer dem Könige gestatte, sich in ihrer Gegenwart eines zweiten zu bedienen. Ist dem so?“

„Eure Durchlaucht sind recht benachrichtigt. Es befindet sich nur ein Sessel in dem Empfangssaale.“

„Und was spricht Paris davon?“

„Man ist gespannt, zu erfahren, ob Eure Durchlaucht vor der Marquise sitzen oder stehen werden!“

Wieder glitt ein Lächeln über das Angesicht des Fürsten: „Und was glaubt man, daß ich thun werde?“

„Durchlaucht! Man wettet größere Summen auf das Stehen, als auf das Sitzen!“

„Dann wird man größere Summen verlieren!“ gab der Fürst zum drittenmale lächelnd zurüd. „Dieser Lehnstuhl ist aus Wien mitgebracht worden! Sie werden Sorge tragen, daß man mir denselben in einem eigenen Wagen zur Marquise nachführt!“

„Aber, Durchlaucht! Geruhen zu verzeihen! Er ist ja nur aus Leder!“

„Leder, auf dem ich gesessen, ist werthvoller als Sammt, auf welchem Andere Platz nehmen“, antwortete der Fürst. Er erhob sich, nachdem seine Herrüde vollständig in Ordnung gebracht war. „Die größte Hostoilette!“ befahl er dann, und einige Diener brachten ein Staatskleid, das mit den auf demselben befindlichen Brillanten und Perlen wohl einen Werth von Zehntausend Ducaten haben mochte, ein Aufwand, der zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia in Oesterreich gar nicht selten war.

Endlich war der Fürst angekleidet und begab sich in seinen Wagen. Gleich nach ihm packte man den Lehnstuhl auf ein anderes Gefährte, und beide — Fürst und Sessel — rollten nun zum Palais der allmächtigen Marquise von Pompadour.

Man hatte den Stuhl in einen offenen Wagen gestellt, und alle Welt

haunte in den Straßen von Paris, daß ein Mann die Kühnheit haben könne, im Palais der Marquise seinen Lehnstuhl aufzustellen, wo sich die höchste Aristokratie des Reiches, Prinzen und Cardinäle nicht ausgenommen, zum Stehen bequemen mußte.

Kaunitz stieg aus dem Wagen und schritt die Palasttreppe hinan. Seine steinernen Züge, welche durch nichts aus der Fassung gebracht werden konnten, passen in sprechender Weise zu dem Marmor der Halle, welche zum Empfangssaale führte.

Die zwei Lords, welche bereits in der Livrée waren, öffneten dem Fürsten die Flügel in den Saal.

Gleich darauf trat die Marquise ein. Nach einer beiderseitigen Verbeugung, bei der sich nicht ermesen ließ, welche stolzer war, nahm die Marquise auf dem einzigen Stuhle Platz.

Die Lords winkten sich, der eine triumphirend, daß Kaunitz siehe, der andere hoffend, daß er einen Stuhl begehren werde. Dem war aber nicht so.

„Marquise!“ begann der Fürst. „Ihr Salon ist kalt.“

„Fürst!“ gab sie zurück. „Wir haben Sommer!“

„Ganz wohl!“ replicirte der Staatsmann. „Aber Fürst Kaunitz hat das

Recht, auch im Sommer zu frieren. Ich bitte Sie, den Salon erwärmen zu lassen!“

Die Marquise winkte einem Diener, diesem höchst seltsamen und anmaßenden Begehren zu entsprechen. — Man heizte den Kamin. Die Marquise fing die Conversation mit dem Staatsmanne an, der mit seinem unveränderlichen Gesichte von dem schlaun Weibe trotz aller Mühe nicht entziffert werden konnte. Noch stand er vor ihr, noch sprach er mit der Art eines Mannes, der seine Angelegenheiten völlig sicher weiß, und warf ab und zu einen Blick in die Kaminflammen; da öffnete sich die Thüre, die Lords waren über das, was von zwei Dienern des Fürsten durch dieselbe hereingebracht wurde, ebenso versteinert wie die Marquise. Der Lehnstuhl befand sich im Salon.

„Marquise!“ sprach Kaunitz, wie einer, der einer Dame eine ausgezeichnete Persönlichkeit vorstellt. „Marquise! Mein Lehnstuhl, in dem ich die Dinge unserer Zeit überdacht und theilweise gelenkt und regiert habe“, und damit nahm er mit einem feinen Lächeln Platz.

„Eh!“ flüßerte der Lord: „Kaunitz sitzt doch!“

Mein süßes Kind, Du weißt noch nicht . . .

Da hüpf mein liebes, lockiges Kind
Im grünen, sonnigen Rosenhag,
Umrankt von Knösplein weiß und roth,
Umshallt von hellem Lerchenschlag.
Sein Auglein strahlt, sein Mündchen jauchzt
In unbewußter Lebenslust.
Mein süßes Kind, Du weißt noch nicht,
Wie bald Du wieder sterben mußt.
Wie sieht sich doch im Wahn des ewigen
Lebentag's ein Frühling an?
Du fühlst, was ausblüht, doch, was welkt?
Zu Grabe sinkt? Du denkst nicht d'ran.

Ein junger Gott bist heute noch;
Wie wirst Du Dich entsehn, Kind,
Wenn Dir die erste Nachricht kommt,
Daß alle Wesen sterblich sind.
Ja, ich verschweig' Dir, was ich weiß,
Nur blick' mir nicht in's Aug' hinein,
Es könnt' sich spiegeln d'rinnen noch,
Was ich geseh'n im weißen Schrein. —
O, leb' in Glück, mein Kind! Und erst
Wenn Du von Allem, Allem satt,
Erst dann vernehm', was Gott
In seiner Lieb' für Dich bereitet hat.

Sans Wasser.

Der Naturforscher auf dem Pegasus.

Was ist nicht über die Schriften von Julius Verne schon geschrieben und gesprochen worden! Diese Romane, sagten die Einen, vermitteln spielend eine naturwissenschaftliche Bildung. — Im Gegentheile, sagten die Anderen, sie vermitteln Fritzhümer und machen den naiven Leser glauben, daß er verstehe, was er doch nicht versteht. — Die Dritten sagten: Es ist das Eine nicht der Fall und auch das Andere nicht. Zur Naturwissenschaft stünden Verne's Erzählungen beiläufig in demselben Verhältniß wie die Poesie zur Philosophie. — Und die Vierten endlich sagten, es sei auch gar nicht nöthig, daß Romane eine andere Tendenz hätten, als die, zu unterhalten. Und diese Aufgabe erfüllten Julius Verne's Schriften in hohem Grade.

Diesen Letzteren entgegenen wir, daß wir französische Romane kennen, welche mitunter ganz vorzüglich unterhalten, und trotzdem elende, gewissenlose Machwerke sind.

Julius Verne hingegen verehren wir, weil er — wenngleich selbst Franzose — seine schlüpfrigen, nur im Scandal erfinderischen Vorkäufer zu verdrängen scheint und zum Theile auch bereits verdrängt hat. Diesen Franzosen dürfen wir unbedingt zum Gesellschaftler unserer Jugend machen. Hat sie noch nichts gelernt, so wird sie durch ihn zum Lernen angeregt; hat sie Geographie, Physik, Chemie u. s. w. inne, so wird sie sich an ihm um so besser ergötzen. Und doch sind Verne's Erzählungen gleich Jugendbüchern, wie etwa Gullivers Reisen in das Märchenland der Illiputaner oder der Riesen, wie die abenteuerlichen Züge aus „Tausend und einer Nacht,“ nur des Zeitverreibes willen erfunden; Verne's Rei-

sen sind Expeditionen im Reiche der Naturwissenschaft.

Verne spielt mit dem, was anderen Leuten so schwer und ernst ist; er tänzelt mit Himmel und Erde. So imponirt er den Lesern jedes Alters und jedes Standes und unterhält sie mit den vornehmsten Mitteln. Der Schauplatz seiner Romane ist nicht in lustdurchrauschten Salons, nicht an intriguanten Fürstenthöfen, nicht in Verbrecherkreisen; aber auch nicht in der Abgeschlossenheit des Dorfes oder in der Einsamkeit des Waldes. Der Mann ist keder und kühner; nimmt er dann schon einmal Besitz von dem Geiste seines Lesers, so entführt er ihn weit; entführt ihn in das Reich unerforschter Länder, in die Tiefen des Meeres, in die Umgründe unseres Planeten, nach dem Mittelpunkt der Erde, viele tausend Fuß hoch in die Luft und endlich gar in die scheinbar ungemessenen Räume des Himmels hinein.

Freilich ist diesmal eine Hauptbedingung der gestaltenden Poesie, nämlich das Gesetz „von dem zureichenden Grund“ oder der Motivirung, völlig außer Acht gelassen und verzichtet somit Julius Verne im Vorhinein auf künstlerischen Werth seiner Schriften.

Um so höher gelten diese aber in ethischer und pädagogischer Beziehung und zwar im Sinne des weltberühmten Buches „Robinson Crusö“. In dem Gewande des tollkühnen Abenteuerers tritt uns der wohlwollende, gewissenhafte Lehrer entgegen. Aber nicht der sentimentale Moralprediger, der dogmenlustige Sittenlehrer, der Generationen verdorben hat, sondern ein Sohn unserer Zeit: der Naturforscher.

Freilich der Naturforscher auf dem Pegasus. Unser Staunen war nicht

klein, als wir das erstemal hörten von einer „Reise nach dem Monde“, von einer „Reise um den Mond“, von einer „Fahrt um die Erde in achtzig Tagen“, von einer „Reise nach dem Mittelpunkt der Erde“, von „der schwimmenden Stadt“, von der „Reise durch die Sonnenwelt“. Wir schüttelten — Jeder für sich — den Kopf, als wir von den Abenteurern vernahmen, die „fünf Wochen im Ballon“ über ganz Afrika dahin fahren, oder sich „zwanzigtausend Meilen unter das Meer“ hinabwagen. Aber unser Befremden löste sich sofort, als wir bedachten, daß diese Reisen nur deshalb gemacht werden, um die Naturzustände und die Naturgesetze zu beobachten, die in den betreffenden Regionen und Kreisen als existierend und stattfindend erwiesen sind oder gedacht werden.

Sachlich genommen, ist es also ziemlich gleichgültig, ob wir z. B. durch eine Riesenkanone nach dem Monde abgeschossen werden, oder auf eine andere Weise dahin gelangen, wenn wir nur den Weg dahin und den Mond kennen lernen. Jedenfalls können wir uns dem zum Abschießen bestimmten Cylinder ruhig anvertrauen, denn die Ausrüstung der Kanone und des Cylinders, die Zeit des Abschießens, die Schnelligkeit des Fluges und die Ankunft auf dem Monde ist auf Grundlage aller bekannten Naturgesetze ziffernmäßig genauest berechnet. Allerdings ein Umstand wird übersehen, und den Reisenden passiert das kleine Malheur, daß der Cylinder in Bezug der Anziehungskraft gerade in ein solches Verhältniß zum Monde gelangt, in welchem er nicht auf den Mond selbst zufallen kann, sondern denselben als Trabant umkreisen muß.

Wir fanden es anfänglich sehr barock, wenn es einem Hamburger Gelehrten auf Grundlage einer alten, unverständlichen Handschrift einfällt, von einem Krater Islands aus bis zu dem Mittelpunkte der Erde hinab-

zusteigen. Aber wir erfahren bei dieser Gelegenheit die Resultate der heutigen Geologie und ihre Hypothesen. Und wenn der Leser nebenbei um die drei heldenmüthigen Reisenden bangt, wovon der Eine sogar ein bildhübsches Liebchen auf der Oberfläche der Erde besitzt, so erweist ihm der Autor ja gerne die Gefälligkeit, die drei Männer schließlich, nachdem sie das Erdinnere erkledlich durchforscht haben, durch einen Vulkan auf der italienischen Insel Stromboli frisch und gesund hervorkommen zu lassen. Ähnlich verhält es sich mit anderen Expeditionen.

Eine der merkwürdigsten Dichtungen ist „das Land der Pelze“, in welcher von einer Expedition erzählt wird, die sich zwei Jahre lang auf einer schwimmenden Eiskinsel herumtrieb. Gerade in dieser Arbeit sehen wir, daß dem Autor naturgeschichtliche Gründlichkeit und Seelengröße seiner Helden näher lag, als äußerer Effect. Eben im „Land der Pelze“ hat er drastische Mittel Effect zu erzielen, verschmäht, um den Leser um so tiefer in die Natur des Nordens einblicken zu lassen. Uns überkommt oft tiefe Muthlosigkeit gegenüber dem Gewaltigen und Elementaren, dem Verne seine handelnden Personen aussetzt; aber die Tugenden derselben: die Kaltblütigkeit und Unverzagtheit, die Treue, das entschlossene, unerschütterliche Ringen nach dem Ideale stärkt und erhebt uns — und in dieser Hinsicht haben J. Verne's Romane auch poetischen Werth.

Als herrlicher Gegensatz zum „Land der Pelze“ ist das „fünf Wochen im Ballon“.

Afrika lag dem Europäer von jeher sehr am Herzen. Aber es hat immerhin viel Mißliches, in trägen Karawanen die heißen, endlosen Sandwüsten zu durchwandern, ohne schließlich doch das Innere des Continents erreichen zu können. Selbst die Beschreibung eines solch' traurigen

Juges hat für den Leser Unbehagliches. Wie erbaulich ist es daher nicht, wenn uns Verne kühn mittelst eines riesenhaften Ballons von der Insel Zanzibar aus über die Gegenden der Nilquellen, über Hochafrika und Sudan bis zur westlichen Küste an den atlantischen Ocean führt!

Da sehen wir Land und Leute von ober herab; können uns, wenn von den Wüstenstürmen oder von den Pfeilen der wilden Stämme her Gefahren drohen, in höhere Regionen emporschwingen; und wenn sich in der Höhe ungünstige Luftströmungen zeigen, oder wenn wir Wasser nöthig haben, oder es uns nach einem Elefantenbraten gelüftet, so vermögen wir durch die Vortrefflichkeit eines neu erfundenen, sinnreichen Apparates niederzutauchen und uns günstige Strömungen und den Nahrungsbedarf holen.

Verne hat kaum auf eine Naturerscheinung vergessen, die sich dem in solcher Art über Afrika Reisenden offenbaren würde. Indeß hat er in diesem seinen Werke: „Fünf Wochen im Ballon“ auch der Charakterzeichnung seiner Helden, sowie der Phantasie seiner Leser besonders Rechnung getragen. — Was ist doch der Diener Joe für ein prächtiger Burische! In Allem der heitere Naturphilosoph, weiß er den mißlichsten Lagen mit Gleichmuth und Humor zu trogen. Zwar läßt sich der gute Junge einmal verleiten, in einer entdeckten Goldmine die Gondel mit Gold zu beschweren; allein sofort weicht der Ballon nicht einen Fuß von der Erde, so lange er der köstlichen Ladung nicht wieder ledig ist. Sinegen zeigt sich Joe's Selbstlosigkeit ein anderesmal im gloriossten Lichte. Es ist gerade über den Wassern des Tjad-Sees. Lämmergeier fallen den Ballon an und bringen ihm eine Wunde bei, durch welche ein guter Theil seines Lebensodem's entweicht. Das Luftschiff sinkt; Alles wird über Bord gemorfen, allein das Sinken will nicht aufhören. Da denkt sich Joe: Wenn sich Einer opfert um

zwei zu retten, so ist dies mathematisch richtig! — und stürzt sich über Bord in den See. Der Ballon steigt und ist gerettet. Auch den guten Joe sieht der Leser wieder.

Von der Mannigfaltigkeit der Bebrängnisse unserer Afrikareisenden zeugt auch ein anderes Abenteuer. Es war in der Stadt Rasch, deren Bewohner den heranziehenden Ballon für den Mond hielten. Die Reisenden stiegen aus, und ließen sich als Söhne des Mondes göttlich verehren. Allein nicht lange dauerte die göttliche Größe; als es Abend ward, ging im Osten der Vollmond auf. Die Einwohner von Rasch hätten den Pseudomond und dessen Inhaber sofort vernichtet, wäre das Fahrzeug nicht noch rasch genug in die Lüfte gefahren.

Von der wahrhaft gewaltigen Phantasie Julius Verne's zeugt die Schilderung eines Gewitters, in welches nächtlicher Weise der Ballon 10.000 Fuß über der Erdoberfläche gerathen war.

Diese wenigen Beispiele mögen von der Eigenartigkeit der Schriften von Julius Verne zeugen.

Eine erstaunliche Fülle von Kenntnissen, eine fabelhaft großartige Phantasie, und Sprit — der glänzendste Sprit des Franzosen vereinigt sich in diesen Schriften. Und wenn sie für die Wissenschaft keinen andern Werth haben, als den, das Publikum für sie zu interessiren, so ist ihre Bedeutung wahrlich groß genug. Alles Andere ist köstliche Beigabe von einer Originalität, die ihren Namen rechtfertigt, weil sie in der Literatur aller Völker einzig daheht. Kein Wunder, daß sie so ungeheures Aufsehen gemacht haben und so rasch zu allen Kulturvölkern der Erde gedrungen sind. Jedes neue Werk des berühmten Schriftstellers geht gleichzeitig in sechzehn Uebersetzungen in die Welt. Die deutsche Uebersetzung erscheint bei A. Hartleben in Wien in zwei vorzüglich ausgestatteten Ausgaben.

Ein Rettungshaus.

An einem wetterschwülen Sommerabende klopfte es an der Pforte des Rettungshauses in Klagenfurt. Ein gar verwahrloster, zehnjähriger Knabe war's, er beehrte mit dem Herrn der Anstalt zu sprechen und, vor den Director geführt, verlangte er, daß man ihn in's Rettungshaus aufnehme.

„Wem gehörst Du zu?“ fragte der Director.

„Niemandem,“ antwortete der Knabe.

„Wer sind Deine Eltern?“

„Bettelleute, die in der Welt umherziehen.“

„Wo sind sie zuständig?“

„Ja, der Standa (Gendarm) sagt, im Arrest, weil sie auch fehlen.“

„Und Du!“

„Ich wäre noch jung, sagt er, und aus mir könnte noch ein braver Mensch werden. Jetzt, daß möchte ich halt, lieber Herr, und deswegen müssen Sie mich aufnehmen.“

Man behielt den Jungen über Nacht im Hause, aber am anderen Morgen mußte ihm bedeutet werden, seine Aufnahme in das Rettungshaus sei dormalen nicht möglich, da er, wie es sich weise, kein Kärntner wäre, und die Anstalt bereits überfüllt sei.

Der Knabe zog ins Weite. Er hatte vergebens die Hände ausgestreckt zur Gesellschaft. Wann und wie wird er vor ihr wieder erscheinen? Als Verbrecher. Er streicht im Lande umher; nach ihm, der einst bittend stand an der Thür des Rettungshauses, wird heute gefahndet, und wenn sie ihn erwischen, wird jede Criminalanstalt für ihn recht sein müssen, er mag zuständig sein, wo immer.

Das Land hat die Wahl, ob es sein Geld lieber für Erziehungsanstalten

ausgibt, oder für Strafhäuser. Erstere aber kosten weniger als letztere und tragen mehr. Es ist gar nicht nöthig, daß wir in dieser Sache an die Humanität appelliren, wir fragen nur: was kostet mehr, der Verbrecher in der Strafanstalt, oder der Zögling im Erziehungshause? Ober: wer nützt mehr, der verkümmerte Landstreicher, oder der wohlgezogene Staatsbürger? Ober wie vielmal wiegt ein arbeitsames Menschenleben die Kosten auf, die auf seine Erziehung verwendet worden?

Sollte man nicht Anstalten gründen zur Aufnahme verwahrloster, schlimmgearteter, elternloser Kinder, oder solcher, die vor ihren eigenen Eltern gerettet werden müssen, und solcher, an denen die normalen Erziehungsmethoden der Schule wirkungslos abprallen?

Man hat die Vortheile der Rettungshäuser für ungerathene Kinder längst eingesehen? man hat die unermesslichen Kapitalien betrachtet, die in der verkümmernnden Jugend brachliegen, und unbenützt wieder zu Grunde gehen wenn man sie nicht zu heben sucht. Oesterreich besitzt freilich nur sechs Rettungshäuser, und zwar in Wien, Brünn, Prag, Lemberg, Laibach und Klagenfurt; während Deutschland deren 404 mit 12.000 Zöglingen zählt. Eines der ältesten und berühmtesten darunter ist das Nothe Haus in Hamburg. Sehr viele solche Rettungshäuser besitzen auch Belgien (mit 1004 Zöglingen), Frankreich (mit 8322 Zöglingen) und England (mit 60.000 Zöglingen).

Eine statistische Zusammenstellung von 79 deutschen Rettungsanstalten, die bis 1867 reicht, weist aus, daß von 10.527 Zöglingen 62,6% zu tüchtigen, arbeitsamen Staatsbürgern

erzogen wurden. Von den Uebrigen sind 3% in der Anstalt gestorben, 7·7% wegen Krankheit, Blödsinn, Epilepsie ihren Eltern zurückgegeben werden (zum kleinen Theile auch entlaufen); 17·3% wurden als mittelmäßig und schwach entlassen; 4·2% nur sind als unverbesserlich verzeichnet worden. Der übrige Theil ist verschollen, oder zur Zeit unbekanntes Aufenthaltes.

Also weit mehr, als die Hälfte gerettet von jenen Wesen, die man den Auswurf der Menschheit zu nennen und an denen man im vorhinein zu verzweifeln gewohnt ist!

Ja, das Rettungshaus für Knaben und Mädchen in Wien weist unter den während seines 28jährigen Bestehens aufgenommenen 596 Jünglingen 500 auf, die, als gebessert entlassen nun nützliche Mitglieder der Gesellschaft geworden sind.

Die Anstalt in Unter-St. Veit bei Wien hat erst vor Kurzem wieder ein glänzendes Beispiel ihrer segensreichen Erfolge geliefert. — Das einzige Kind der Witwe eines höheren Officiers, ein verzogenes Mutterstöhnchen von 13 Jahren, war eines Tages verschwunden und mit ihm Obligationen im Werthe von 3000 fl. Die Mutter war trostlos; der Polizei gelang es nach kurzer Zeit, das Büßchen in Debenburg aufzugreifen; es hatte an der Seite eines hübschen Balletmädchens nicht unangenehme Tage verlebt, doch fand man den größten Theil der entwendeten Summe noch in seinem Besitze. Der Knabe sollte nun vor's Gericht, allein seine Mutter und Verwandten thaten die möglichsten Schritte, um ihren Namen vor Brandmarkung zu schützen. Der Polizeidirector sah wohl ein, daß der mährathene Junge durch gerichtliche Strafe kaum gebessert werden dürfte, daß, umgekehrt durch eine solche der letzte Funke Ehrgefühl erstickt werden müsse. Er stand von der amtlichen Anklage ab, verlangte aber, daß der junge Mißethä-

ter dem Rettungshause für entartete Knaben übergeben werde. So kam dieser in die Anstalt zu Unter-St. Veit. Und siehe da, zwei Jahre sind kaum vergangen, und der Junge ist einer der besten Jüglinge und genießt das Vertrauen des Directors in so hohem Grade, daß er häufig als Einkäufer mit größeren Gelbbeträgen in die Stadt geschickt wird. Man merkt dem heranwachsenden Jüngling die Befriedigung des Bewußtseins an, daß sein Wesen durch Lernen und Arbeiten ausgefüllt und im Gleichgewichte erhalten werde.

Wie viele Waisenkinder laufen in den Städten herum, die keinen andern Herrn kennen, als den Polizeimann. Wie viele Kinder, deren Eltern nicht gestorben sind, sondern — noch schlimmer — im Arreste sitzen und in ihren geschändeten Namen den Kindern das Räusmal auf der Stirne hinterlassen, vor dem sich Alles abwenbet. Namenlos elende Wesen, die man in den Jahren ihrer Unschuld schon zu den Verbrechern zählt, denen man überall, wo sie anknospen mögen, mit dem Worte: der Apfel falle nicht weit vom Stamme, die Laufbahn des Lasters weist, bis sie, von allen Seiten darauf hingedrängt, diese Laufbahn endlich betreten.

Handelt denn unsere Zeit noch nach jenem rachsüchtigen Grundsatz, die Sünden der Eltern an den Kindern zu sühnen? Erkennen wir nicht vielmehr die Lehre an, Böses mit Gutem zu vergelten?

Und wohl noch am schlimmsten sind solche Kinder daran, denen an der Seite gewissenloser und sittenloser Eltern der Keim des Lasters anerzogen wird, deren Gemüth unter der Roheit der Jhren verkümmern muß, wenn sie nicht die Kraft besitzen, sich selbst aus solchen Verhältnissen zu reißen, um freitlich dann auf andere Weise — zu Grunde zu gehen.

Vor wenigen Jahren erhielt ein Schüler der 3. Volksschulklasse Maria-

hilk in Graz vom Lehrer eines unbedeutenden Vergehens wegen einen Verweis, welcher der Stiefmutter des Knaben mitgetheilt wurde. Der Junge wußte es und wollte von dieser Stunde an nicht mehr nach Hause. Er kannte seine Stiefmutter nur zu wohl, und anstatt ihr unter die Augen zu treten, zog er es vor, durch einen frischen Sprung seinem Leben in der Mur ein Ende zu machen.

Ein ergreifendes Beispiel von einem hilflosen Kinde erzählt Herr A. Kaltenecker, städtischer Volksschullehrer in Graz:

Eines Tages kam die Mutter eines seiner Schüler zu ihm und fragte, seit wann ihr Sohn denn die Schule nicht mehr besuche.

„Seit wann?“ entgegnete der Lehrer, „Ihr Knabe ist ja täglich hier, sowie er sich auch gegenwärtig im Schulzimmer befindet.“

„So! Ja was ist denn das?“ rief die Frau in großer Verwunderung aus, „ich habe ehrlich gemeint, er wäre davongelaufen, denn er kommt mir schon seit Wochen nicht mehr nach Hause. Jetzt seien Sie aber so gut, und lassen Sie mir den Schlingel herufen. Das möcht' ich schon wissen!“

Der Lehrer ließ den Knaben rufen und als dieser seine Mutter sah, erblaßte er und blieb an der Thür zitternd stehen. Das Weib fuhr allso gleich wie eine Furie auf ihn los, kaum konnte er sich noch hinter den Lehrer flüchten, wo er bitter zu schluchzen begann.

„Du nichtsnutziger Lump, Du!“ rief sie ihm zu, „wo treibst Dich herum? Wo bist gewesen? Ob Du reden kannst?!“

Er hatte für sie keine Antwort, trotzdem sie mit immer heftigeren Ausfällen in ihn drang.

Als ihm aber der Lehrer befahl, zu reden, sagte er zu diesem: „Herr Lehrer, Ihnen sage ich Alles, aber vor der Mutter fürchte ich mich.“

Die Frau wurde ersucht, sich bis zum Schluß des Unterrichtes zu gedulden. Als hierauf der Lehrer den Knaben in's Examen nahm, erzählte dieser Folgendes: „Mein Vater ist Maurerpolier, verdient sich viel Geld. Ist mir auch recht gut gungen, so lang' meine Mutter noch gelebt hat.“

Und die jetzige ist Deine Stiefmutter?“

Der Knabe antwortete mit einem traurigen Nicken des Hauptes.

„Mein Vater hat sie auch nicht gern“, fuhr er dann fort, „weil sie alles Geld, das er heimbringt, in die Lotterie setzt (!). Und wenn er von der Arbeit kommt und nichts zu essen kriegt, flucht er und schlägt sie, weil sie Alles thät verspielen, was er hart müßt' erwerben. Kauf nachher in den Branntweinschank.“

„Und Du?“

„Ich habe auch nichts zu essen und wenn ich um ein Stück Brot bitte, so schlägt sie mich mit einem Holzseil. — Deswegen bin ich fortgegangen.“

„Wo hast Du denn gegessen?“

„Bin unter die Bettler gegangen, die zur Mittagszeit vor den Klöstern stehen.“

„Und geschlafen?“

„Beim **wirth auf der Leub unter der Bodenstiege.“

Das weitere Verhör wurde in Gegenwart der Mutter geführt. Der Lehrer fragte den Knaben, wieso ihn unter solchen Verhältnissen das zur Schule gehen nicht verdroffen habe?

„Warum soll ich nicht in die Schule gehen“, antwortete er treuherzig; „Herr Lehrer, Sie sind so gut zu mir und thun mich nicht schlagen.“

Der Lehrer mußte sich über diese Worte der Thränen wehren; er nahm die Frau bei Seite.

„Haben Sie es gehört“, sprach er zu ihr, „wie dankbar das Kind für eine liebevolle Befandlung ist! Es steckt ein guter Kern in ihm. Wenn es Sie nicht liebt, so sind Sie selbst

Schuld, Sie behandeln es, wie eine Rabenmutter. Und wenn der Knabe ein Taugenichts wird, so sind Sie Schuld, weil er bei Ihnen nur Schlechtes sieht und hört. — Sie geben mir auf dieser Stelle das Versprechen, den Knaben menschlich zu behandeln, oder ich zeige Sie bei der Polizei an, so wahr mir an dem Wohle meiner Schüler gelegen sein muß!"

Das Weib war niebergebonnert, es gab das Versprechen und trollte sich davon.

Inzwischen war der Maurerpolier ein arger Trinker geworden und starb nach wenigen Wochen am Säuerwahninn. Der Knabe war aus Graz verschwunden; man sagte, er sei zu Verwandten nach Tirol gekommen.

Das ist ein Drama, welches sich nicht bloß in einer, sondern in tausend Familien abspielt.

Dem Staate stünde es zu, Rettungshäuser für derlei unglückliche Kinder zu bauen. Aber von einem Staate, dessen Finanzminister noch der entsittlichenden Lottocollectur bedarf, ist in dieser Richtung hin nichts zu erwarten.

Hingegen haben sich Männer aus verschiedenen Kreisen der Bevölkerung zusammengethan, in der Absicht, für Graz und Steiermark ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder zu errichten. Der steiermärkische Landtag wird sich gegen diese wichtige Sache wohl nicht verschließen. Aber es wird auch an die Wohlthätigkeit der Privaten appellirt werden müssen. Keiner, dem an der Menschheit und ihrer Zukunft gelegen ist, wird sich weigern, nach seinen Kräften einen Stein zu tragen zum Baue eines Hauses für den verlorenen und wiedergefundenen Sohn.

Was den Plan einer solchen Anstalt betrifft, so wäre in Bezug auf die Baulichkeiten und Eintheilung jener des Rauhen Hauses in Frankreich zu empfehlen. Die Zöglinge mögen in Gruppen von 10—14 Köpfe getheilt

sein, deren jede einen Erzieher an der Spitze und ein abgezonderes Häuschen mit Gärtchen habe. Außer diesen auf dem zum Garten- und Feldbau bestimmten Grundcomplex maleinisch hingestreuten Familienhäuschen, wäre ein größeres Gebäude erforderlich, für Schulräume, Speise-, Arbeitsäle, die Wohnung des Directors u. s. w. Eine solche Anlage wäre gewiß einem großen, lasernartigen, düstern Gebäude weit vorzuziehen. In dieser Anstalt nun genönnen die Zöglinge vollständige Verpflegung, Unterricht in den Volksschulgegenständen, Unterweisung in häuslichen, landwirthschaftlichen und auch in Handwerksarbeiten. Vor Allem durch Liebe und weise Strenge anzustreben wären Ordnung und Fleiß und eine moralische Denk- und Empfindungsweise — Dinge, wovon solche Kinder vormem wohl kaum etwas erfahren haben dürften.

Die Leitung wäre einem tüchtigen, gebildeten und energischen Volksschullehrer anzuvertrauen, dem noch ein paar andere Lehrer, darunter ein Katechet, einige Handwerker und ein entsprechendes Hausgefinde beigegeben wären.

Eine Anstalt nach diesen Umrissen für 100 Zöglinge dürfte beiläufig 85.000 Gulden kosten und die jährlichen Auslagen auf 15.000 Gulden zu stehen kommen. Diese letztere Summe könnte doch zum Theile von vermöglichen Eltern oder von der Zuständigkeitsgemeinde der Zöglinge hergebracht werden.

Unserer als materialistisch verlästerten Zeitrichtung wohnt ein göttlicher Zug inne, der niemals bisher in so schönem Lichte hervorgeleuchtet hat: der humanitäre Geist, welcher sich heute zwar weniger gefühlselig gibt, als voreinst, aber dafür umso thatkräftiger und großartiger wirkt. Wir nennen unter den neuesten Anstalten, welche die Steiermark zum Wohle ihrer ar-

men, unglücklichen Landeskinder be-
sitzt, das großartige Irrenhaus Fel-
hof, das so zweckmäßig ausgestattete
Versorgungshaus in Wildon, wir er-
wähnen die bereits bestehenden wohl-
thätigen Waisenasyle und Erziehungs-
häuser, um zu beweisen, daß der
Steiermärker ein Samaritaner ist, der
keinen Schmach tenden verkommen läßt
an der Strafe. So sei er auch ein
guter Hirt, der ausgeht, das verlor'ne
Schäflein zu suchen; denn mehr Freude

ist über einen Geretteten, als über
neunundneunzig, die niemals in Ge-
fahr gewesen sind. Und wer das Glück
hat, sich seiner wohlgerathenen Kinder
freuen zu können, der denke an An-
dere, denke an die Kinder seiner Kin-
der, deren Loose noch nicht gefallen
sind. Die Menschheit wird noch lange
bestehen, in der Gründung entspre-
chender Erziehungs-Anstalten legen wir
für sie den herrlichsten Fond materiel-
ler und idealer Güter an.

Ein Mann der Wunder.

Von Ludwig Foglar.

Angethan mit Land und Pflunder
Kommt herbei der Mann der Wunder,
Hoch zu Wagen, zeltbedacht;
Seine Triumphtormiene
Zu verkünden scheint: ich diene
Nur der eignen Uebermacht!

Und er läßt sein Glücklein tönen,
Und er schreit: „Herbei, Ihr Schönen!
Alt und Jung, herbei, herbei!
Habt Ihr Weh? Ich will's vertreiben;
Seid gesund Ihr, werdet's bleiben,
Rehmt Ihr meinen Zauberbrei

Oder dieses Wundertränklein —
Rehrt Euch nicht an sein Gefänklein —
Oder jenes Lebenskraut!
Jener Balsam, dessen Kräfte
Neu verjüngen alle Säfte,
Wird von mir allein gebraut.

Aus der afrikan'schen Wüste,
Von des Indermerees Küste
Hab' die Stoffe ich geholt —
Unter manchem Abenteuer,
Bei Gefahren, ungeheuer,
Bin ich selber fast verlohlt.

Darum langt in Eure Taschen,
Meine Waaren zu erfassen,
Baare soldi nur gereicht!
Oder habt Ihr krankte Zähne,
Rehm' ich ohne Schmerzensträne,
Euch sie mit der Zange leicht!“

Es entsteht ein wild' Gedränge
Vor dem wilden Schaugepränge,
Alt und Jung, krank und gesund —
Jeder will es besser haben
Und für die geträumten Gaben
Strömt der Rammon in den Schlund

Glücklich sind sie Alle, Alle —
Er, der Mann, in jedem Falle,
Und das ist des Pudels Kern:
Wollten sein getäuscht mit Würde,
Er nimmt ab des Goldes Bürde
Und er täuscht sie weidlich gern.

In behaglich voller Breite
Steht ein Pfäfflein dort bei Seite,
Schaut dem Vorgang lächelnd zu.
Und er flüstert: Schwer zu sagen,
Ob nach solchen Probelagen
Schüler oder Meister Du?

Ja, des Lernens ist kein Ende;
Schelm! wie klug und wie behende
Der mir noch den Markt verdirbt.
Doch wer weiß? Für mich nur sammelt
Er das Geld, sobald er stammelt
Seinen Willen, eh' er stirbt.

Kleine Laube.

Der Widerspruchsgeist als Heiratscandidat.

Ein Schwank von P. K. Rosegger.

Bertram Siebener ging auf dieser Erde fünf Jahre lang mit Heiratsgelisten um. Es that ihm die Wahl weh unter den schönen Töchtern des Landes, und aus lauter Bedenken und Zuwartungen passirte es ihm mehrmals, daß ein Anderer ihm die Braut vor der Nase wegheiratete. Denn gern haben die Frauen des Mannes Herz, aber dessen Hand haben sie noch lieber. Zudem hatte Bertram Siebener — ein so prächtiger Mann er sonst war — keinen sehr starken eigenen Willen, hingegen besaß er einen kräftigen Widerspruchsgeist. Ein ganz wunderlicher Tropfkopf war er. Bei Allem, was er vorhatte, befragte er seine Freunde um Rath, um hernach gerade das Gegenteil von dem zu thun, was sie ihm rathen.

So saß er eines Tages im Extrastübel des Eschenwirthshauses und sagte zum Wirth: „Julius, was sagst Du dazu, jetzt habe ich Eine aufgestöbert. Blutjung ist sie und bildsauber. Hast noch keine gesehen, die so schön wäre. Ganz dumm bin ich Dir vor Liebe. Die werde ich nehmen — was meinst?“

Der Wirth zuckte die Achseln: „Wenn Du verliebt bist, dann ist Dir nicht mehr zu rathen.“

„Daß man sich's halt noch überlegt.“

„Das that' ich auch an Deiner Stell', und diesmal schon gar.“

„Meinst also, daß ich's bleiben lassen soll?“

„Weißt, Bertram, ein Anderer kann da nichts sagen, das kommt auf Dich selber an. Ich red' nur das: geheiratet ist's bald, aber das Hausen währt lang. Und just auf die Schönheit allein ginge ich auch nicht. So lang das Weiberl schön ist, gehört es oftmals nicht dem Ehemann allein; und ist sie's nicht mehr, nachher magst sie leicht auch selber nicht. So ist die Sach'.“

— Der neidet mir die schöne Braut, dachte Bertram, als ob just ich kein sauberes Weib haben soll.

Er ging zu seinem Freunde, dem jungen Tischlermeister, einem sehr einsichtsvollen Mann, der selber noch ledig war und bei seiner dicken Stiefmutter lebte.

„Du, Franzel“, rief Bertram Siebener, „eilends laß' Dir Tanzschuhe machen. Ich bin Bräutigam. In die Allerschönste bin ich vernarnt, in die schöne Traut. Ich denk', ich mach' Ernst; rathe mir, Freund, aber rathe mir nicht ab.“

„Dazu läge nach meiner Meinung doch gar keine Ursache vor“, sagte der Tischler, „daß sie Deinem Auge gefällt und daß Du sie lieb hast, ist die Hauptsache. Alles Andere findet sich.“

„Nur etwas Vermögen, wenn sie zu ihrer Schönheit hätte, würde ich nicht verachten“, meinte Bertram.

„Vermögen, Vermögen!“ sagte der Tischler, „dann bist Du der Herr im Hause nimmer. Du sollst der Anwalt ihres Geldes sein und mußt durch das

Kapital Deiner Arbeitskraft den täglichen Bedarf schaffen, und dennoch würde sie Dir's bei jeder Gelegenheit zu verstehen geben, daß sie Dir Geld mitgebracht hätte."

"Wenn sie nur auch ein gutes Herz hat?" wendete Bertram ein.

"Bah, ein gutes Herz haben Alle, wenn es der Mann verlangt; nur häßliche Weiber sind auch böse Weiber. Greif' zu, Bertram, greif' zu mit allen Vieren!"

— Was der nur hat? Dachte der Freier bei sich. Gerade auf der Stelle will er mich verheiraten. Er hat leicht reden; leben müßte ich mit ihr. Spät gefreit, hat Niemand gereut. Ich warte noch. —

Ein halbes Jahr später saß Bertram Siebener wieder im Eschenwirthshause und zapfte den Wirth am Kermel: Er hätte etwas zu reden.

"Wenn's nur auch was Gescheides ist!" sagte Julius.

"Das will ich schon meinen. Ich habe wieder eine Braut — Eine mit Geld!"

"Das läßt sich hören!"

"Aber gerade nicht mehr ganz jung — so in den besten Jahren, eine Bierzigerin."

Der Wirth that einen lauten Pfiff.

— "Nachher könnte sie ja Deine Mutter sein!"

"Ist's aber nicht. Ist eine recht angesehene Hausbesitzerin, auch gesund und heiter. Ich setz' mich in die Wirthschaft und bin ein gemachter Mann."

"Soll sie Dir treu bleiben?"

"Na, das versteht sich."

"Und Du ihr auch?"

"Ich? ja, warum denn nicht?"

"Wie lange?"

"Geh, so fragen da!"

"Mensch!" rief der Wirth, "ich sage Dir, nimm eine Aeltere! Eine achtzigjährige, die wenigstens bald stirbt. Die Bierzigerin überdauert Deine schönsten Jahre; Du bist an sie gebunden, wie der Kettenhund an's alte Hofthor. Bertram, ich bitte Dich: renn' nicht in Dein Unglück!"

"Du hast ja selber eine Alte."

"Eben darum rede ich aus Erfahrung. Junge, nimm eine Häßliche, eine Dienstmagd, eine Dirne — nur keine Alte!"

Bertram ging mißmuthig davon. — Just weil sie glauben: nein, so sage ich: ja. Möchte doch sehen, wer mit mir schaffen kann!

Er ging zum Tischler.

"Freund, Du wirst Augen machen. Wie Du mich da stehen siehst: ich bin so viel als Großbauer! Ich heirate die Hochschlagerin."

"Was?" lachte der Tischler, "o Du Schelm Du! So bist Du's, der den fetten Vogel abschießt? Ich gratulire!"

"Sie ist just nicht alt."

"Na freilich nicht", sagte der Tischler, "Bierzig ist ja noch kein Alter. Und so gut erhalten!"

"Just, daß halt ich ein bißel jung für sie bin."

"Ist nicht Deine Schuld. Brauchst Du nicht eifersüchtig zu sein. Eifersucht ist ein Elend. Auf die Hochschlagerin kannst Dich verlassen — bist geborgen. Und sind die zufriedenen Ehen dergleichen; dann keine Brotsorgen, mein Lieber, keine Brotsorgen, das ist die Hauptsache."

"Es ist wahr", bemerkte Bertram sinnend, "daß man auch — der Nachkommenschaft wegen — Kinder —"

"Eins kriegst, mehr brauchst Du nicht. Denke Dir das Kinderkreuz! den Kummer! Ich selbst, wenn ich heiraten würde, nähme so Eine, wie die brave Hochschlagerin."

"So nimm sie?"

"Ei, Du siehst ja, daß ich mit meiner Stiefmutter ganz zufrieden lebe. Sie ist eine gutherzige, praktische Frau, besorgt mir die Wirthschaft. Und so lebt man fröhlich dahin."

"Und warum man just mich in den Ehestand jagen will?"

"Jagen? das nicht, aber mit gutem Gewissen dazu rathen kann man Dir. Du zögerst, aber Du wirst heiraten, es ist vielleicht nicht gut, aber es ist

eine Naturnothwendigkeit für Dich. Du bist vielleicht gar nicht für den Ehestand geboren. Aber Du bildest Dir einmal ein, zu heiraten, Du wirst keine Ruh' und keine Rast haben, bis Du nicht verheiratet bist."

"Und dann?"

"Dann gibt es keine Wahl mehr."

"Also gezwungen und gebunden leben!"

"Bertram, Du bist eine unentschlossene Natur, jede Wahl peinigt Dich, wie der Sturm das schwankende Reis. Das Muß thut Dir besser, das ist der Stod, an dem Du gebunden erstarken wirst."

"Franz, Du redest in den Tag hinein. Du verstehst mich nicht. Weißt Du, was ich thun werde? Ich bleibe ledig!"

Darauf verging ein Jahr. Die schöne Traut hatte einen schönen Förster, die reiche Hochschlagerin einen reichen Holzhändler geheiratet. Bertram Siebener war noch frei.

Da saß er eines Tages wieder beim Eschenwirth und trank sich ein Herz an. Es war bei ihm, als ob er den Apfelwein nicht in den Magen, sondern in das Herz hinabschlürfte; denn mit jedem Humpen schwoh dieses und wurde voll, und wurde schwer. Und endlich begann er zu schluchzen ob seiner großen Verlassenheit.

"Ich glaube gar, Du hast Zahnreißer?" sagte der Wirth.

"Laß' mich gehen. Ihr alle miteinander versteht mich nicht — ich fühle mich so einsam auf dieser Welt. — Ich werde doch noch einmal mit der Tischlermeisterin reden."

"Am Ende hast Du schon wieder eine Braut."

"Ich habe auch eine, ich verhehle Dir's gar nicht, gleichwohl ich weiß, daß Du mir sie wieder zehnmal abreden willst wollen."

"Abreden! ich abreden! was Dir nicht einfällt. Im Gegentheile, ich habe Dir immer gesagt, daß Du heiraten mußt. Aber Eine, die für dich paßt.

Zweimal fragtest Du mich schon, und ich will nicht fürchten, daß Du es be-reuest, mir gefolgt zu haben."

"Ich Dir gefolgt, Julius! Nicht im Traume. Wenn ich zwei Weiber bisher laufen ließ, so waren es andere Gründe."

"Die Dritte wirst Du doch nicht mehr laufen lassen? Sie ist wahr-scheinlich sehr hübsch?"

"Sie ist nicht hübsch."

"Oder wenigstens jung?"

"Sie ist nicht jung."

"So doch reich?"

"Ist auch nicht reich."

"Also häßlich, alt und arm. Bertram, sei versichert, die rede ich Dir nicht ab. Es ist nicht nöthig."

"Und gerade diese werde ich heira-ten."

"Ich gratulire!"

"Du höhnst mich. Ich aber sage Dir: Diese werde ich heiraten!"

Aufgebracht ging er davon — ging zu seinem andern Freunde, dem Tischler.

"Hast Du wieder Eine?" rief ihm Der entgegen.

"Eine gutmüthige, bescheidene, äl-liche Person, arm, aber häuslich und brav."

"Siehst Du, das ist die Rechte."

"Eine Witwe ohne Kinder."

"Für einen geschiedten, anspruchs-losen Mann gewiß eine passende Partie. Mache nur diesmal Ernst."

"Aber."

"Ist sie eine Hiesige?"

"Freilich, Du kennst sie recht gut. Und daß der Sohn um ein paar Jahre älter sein wird, als der Vater, hörst, das macht nichts."

"Was sprichst Du denn?"

"Geh', geh', ich laß' Dich nicht rathen. Wir sind auch schon auf gleich. Hat sie Dir wirklich noch nichts gesagt?"

"Wer?"

"Deine Frau Stiefmutter."

Der Tischler schrak zurück. — Meine Stiefmutter will er heiraten? Meine Mutter, von der ich hoffe, daß sie mir in nächster Zeit die Wirthschaft

übergibt und mich zum Erben ihres Ersparten machen wird?

„Freund!“ sagte er mit dumpfer Stimme und legte seine Hand dem Heiratscandidaten auf die Achsel: „Das wäre ein unglücklicher Gedanke. Glaube mir, ich würde sehr erfreut sein, Dich in unserer Familie zu wissen. Aber als Freund muß ich Dir im Vertrauen mittheilen: Meine Stiefmutter ist kein Weib für Dich. Erstens hat sie das Alter wirklich etwas sehr häßlich gemacht; die Leute würden ordentlich zurückschrecken, wenn Du sie ihnen als Deine Braut aufführtest. Und wird es Dir denn gleichgiltig sein, zu hören, daß die Häßlichkeit Deiner Frau sprichwörtlich ist?“

„Was geht das die Leute an!“

„Dich, Dich geht's an. Und das eben ist das Schlimme. Ferner glaube ja nicht, daß dieses Weib so überaus gutmüthig ist. Ich kenne sie besser!“

„Du kennst sie als Stiefmutter, da glaub' ich's schon.“

„Wenn es je eine eitle, geschwätzige, geizige, schmutzige, launenhafte und mürrische Alte gibt, so ist es meine Stiefmutter.“

„Du übertreibst, wie hätte denn Dein seliger Vater?“

„Der nahm sie vor zwanzig Jahren. Und wenn es je ein Mann bei diesem Weibe aushalten könnte, so würde mein Vater noch leben.“

„Diesmal ist Alles dagegen“, murmelte Bertram, „nur mir keine Frau. Jetzt möchte ich aber doch sehen, wer mir das Heiraten wehren kann. Justament!“

D, Tischler Franz, das hast Du schlecht gemacht. Merktest Du es denn nicht, daß ihn Jeder, der ihm vom Heiraten abrieth, damit nur aneiferte, und daß Du mit Deiner Beistimmung es stets warst, der ihn stutzig machte? Warum siehst Du ihm nicht in die Arme und riefst: „Bertram Siebener! ja, und tausendmal ja, werde mein

Vater! Meine Stiefmutter ist das schönste, liebenswürdigste Weib unter der Sonne. In üppigster Reife prangt sie Dir entgegen! Und wie sinnig weiß sie sich zu schmüden, wie anmuthig versteht sie zu plaubern, wie sparsam ist sie im Haushalte, wie anregend ist die Mannigfaltigkeit ihrer Stimmungen und nedischen Launen, wie reizend ist ihr erkünsteltes Färnen und Schmolzen. Wie selig war mein Vater in ihrem Besitze, der ach, so kurz war. Tritt in seine Fußstapfen, mein Freund, ich beglückwünsche Dich aus voller Brust!“

So mißrath man einem Bertram Siebener die Partie. Ei geh', Tischler, Du verstehst Dich nicht auf's Leimen. Was Du zusammenfügen willst, das geht auseinander, was Du trennen sollst, das kittet sich zusammen.

Jetzt lauf' zum Schneider, er soll Dir flug's ein Hochzeitsjoppel machen, Deine Mutter heiratet Dir einen Vater in's Haus. Und auf's Jahr vielleicht — kommt der Storch! — —

Die Hochzeit ist lange über ein Jahr schon vorbei. Das Ehepaar lebte im Frieden. Der erheiratete Sohn wurde ganz anständig gehalten, denn er leitete das Geschäft. Der Storch kam, setzte sich aber auf den Siebel der Mägdekammer, und wenn man den Bertram Siebener fragt, wie er ihm denn anschlage, der heilige Eh'stand, so antwortet er: „Dank der Nachfrag!“ Und wenn man sagt: Es wäre ja zu erwarten gewesen, daß er mitten in sein Glück hineinsäße, so entgegnete er: „Na, na, was wißt denn ihr, ein verdamntes Elend ist's!“ Und wenn ihm Einer zuflüstert: „Armer Bertram, Du bist bei dieser Tischlermeisterin wohl recht jämmerlich auf den Leim gegangen!“ so ruft er aus: Zum Lachen, so was! Ich bin über und über zufrieden, ich verlang' mir nichts Besseres.“

Und wenn — es schickt sich zwar nicht, aber es ist in diesem Falle etwas Gutes — ihr ihm vorstellt, daß er

eine welle, grämige Alte hätte, so ist er überzeugt davon, daß er ein blutjunges Weib und einen Schock kleiner Kinder besitzt.

Auch solche Räuze gibt es.

Bitt gar schön — singa lass'n!

Gedichte in Salzburger Mundart von Dr. Kärzroth.

In Halla*) is der alte Brauch,

Daß j'Veihnacht halt von Haus zu Haus
In's Glöckl singa**) d'Kinda geh'n,
Und bitt'n si' d'Erlebniß aus:
„Bitt gar schön, singa lass'n!“

So steh i aa vor engra Thür,

Grad weil i aa was singa mag.
Und habt's ma aa oft zuaglost schon
So schickt si's, daß i hōkli sag':
„Bitt gar schön, singa lass'n!“

D' Nacht.

Ja, der Tag, der is schön,

Awia schönä is d'Nacht!
Und da Pfarra hat g'moant,
Daß's zun Ausruahn waar g'macht!

Und da Bada der sagt,

Wann halt d'Nacht nōt that seyn,
Nacha brennat schon d'Welt
In a Kohl'nstuck ein!

Awar i halt, i moan:

's is 'n Herrgott drum g'wen' —
Hau, — er denkt halt an Alls!! —
Daß ma — Fenster'n kunnt geh'n!

'n Schatz valor'n — Ar's valor'n.

Mein Schatz is ma g'storb'n,
Dan gwoant desweg'n g'nna!
Dan gwoant spat in' Bett no,
Dan gwoant in da Fruah.

Mein Eng'l, mein Schußgeißt
Dees war ma mein Schatz!
Diazd g'hör' i Keamd an mehr,
Diazd g'hör' i da Raß!

*) Hallein. **) Abfingen von „Dreißnig- und Weihnachtsliedern.“

Diazd mag i nōt guat thoan,

Nōt orn'tli mehr seyn!
Da red't ma koan Pfarra,
Koan Mensch nig mehr drein!

Was hat ma da Herrgott

Denn g'numma mein' Schuß?!

Diazd bin i a Lump wor'n
Grad extra aus Truß! —

D'Uhr.

Die Uhr geht allweil gleich,

Tiktat! jahraus, jahrein.
Als Bua, da wollt's ma schier
A wengl j'langsam seyn!

Und wier i gröösa war,

I hab' nōt aufpaßt mehr!
In mir hat's drin tiktat
Voll Unruh hin und her! —

Diazd bin i alt, und schau

Auf d'Uhr, so wier als Kind,
Diazd schreiat i ihr gern:
„Hojo! Nōt gar so — g'fchwind!!“

Ein Jahr aus dem Leben einer Dorfschönen.

Zu Papier gebracht von P. K. Rosegger.

IX.

Die Hochzeit ist vorbei.

„Ist wieder Eine weniger zum Foppen“, sagen die Lahnborfer Burschen.

„Ist wieder Einer weniger zum Hänfeln“, sagen die Lahnborfer Mädchen.

„Sind wieder um zwei Ehrtrüffel mehr“, sagen die Lahnborfer Burschen und Mädchen.

„Hm!“ sagt der Schulmeistersohn. Sonst sagt er nichts, er denkt sich seinen Theil.

Am weißen Sonntag Nachmittag war's — und der weiße Sonntag war in diesem Jahre ein grüner Frühlingssonntag mit Maienhauch und Blüthen-dust, in welchem man so gerne an's Lieben denkt.

Die Kunbl ging den Lahnbad entlang thalaufwärts, um eine alte Schwester ihres Vaters heimzusuchen und ein

goldnen Ringlein von ihr zu entlehnen. Arme Brautleute vermögen es nämlich nicht immer, sich die Trauringe zu kaufen; sie borgen solche von irgend einem Ehepaare aus; es handelt sich ja doch nur um das Symbol — wie der Herr Hochwürdige sagt; nach der Trauung ziehen sie die Kleinode wieder vom Finger, und ihr Leben wird auch ohne sichtbares Zeichen ein Doppelring der ewigen Treue.

Als sie so zwischen den junggrünen Weiden hinging und thatsächlich an's Lieben gedacht haben mochte, stand, wie vom Himmel niedergeblüht, der Schulmeistersohn da.

„Schön Dank, daß mich der Herr so erschreckt hat!“ sagte das Mädchen spöttisch.

„Ist gern geschehen“, antwortete der Student. „Wo gehst denn hin, Kundl?“

„Ich geh' ein wenig aus. Und wo geht der Herr hin?“

„Ich? Nirgend's. Maikäfer fangen.“

„Ja, Gott sei Dank, solche Vieher gibt's heuer wieder übrigsgenug.“

„Freilich. Und da siehst auch so ein lieber Käfer!“ Er griff an ihr Kinn. Sie schlug seine Hand mit der ihren hinweg, so wie man eine zudringliche Fliege abwehrt.

„Ist es denn ernst, Dirndl, daß Du morgen mit dem Schleider-Zwergel zusammenheiratest?“

„Ah na, das thun wir nur aus Spaß.“

„Du glaubst es nicht, Kundl, aber mir thut's leid um Dich.“

„So? Bedant' mich für die Freundschaftlichkeit.“

„Kundl, Du hättest einen Bessern kriegt, als diesen Keuschlerbuben.“

„Hab' aber keinen Bessern mögen.“

„Wie Du Eine bist, so fein bei einander und gestellt auf und auf: wolltest nicht lieber eine Stadtfrau sein?“

„Eine Stadtfrau, das wär' mir nicht zuwider!“

„Ein seidenes Kleid und ein goldenes Geschmeid', ein Federbettlein und ein Doctor darein.“

„Kann's der Herr nicht weiter, das G'fangel?“ fragte die Kundl.

„Gefällt's Dir?“

„Das ist g'wiß!“

„Schau, so kunnst mich ja gern haben. Ich mach' Dich zu einer Frau, wann Du willst.“

„Ist sehr gut gemeint. Mir ist's allzeit recht.“

„Also, komm'!“

Klatsch! saß ihm Eine auf der Wange.

„Was glaubt denn der Herr!“

„Ich laß' mich nicht schrecken, ich hab' Dich zu gerne.“

„So leck sein! Da, wo allerweil Leut' zu gehen haben.“

„Die Menge Maikäfer solltest Dir einmal schwärmen sehen da oben beim Apfelbaum.“

„Morgen um die Zeit, heut' hab' ich nicht derweil.“

„Es gilt, Kundl. Morgen auf die Nacht bei der Hochzeit, wenn die Andern alle tanzen, das Mädel tockelt schon auch mit einer Alten um — kommst Du hinter das Wirthshaus auf die Regelbahn hinaus.“

„Morgen auf die Nacht bei der Hochzeit.“

„Ja, bei der Hochzeit.“

„Wenn die Andern alle tanzen.“

„Wohl, Dirndl.“

„Hinter dem Wirthshaus auf der Regelbahn.“

„Es bleibt dabei, Schatz. Jetzt ein Küßchen.“

„Heut' nicht. Morgen ist auch noch ein Tag.“

Und wirklich, die Kundl hatte Recht, am andern Morgen war auch noch ein Tag. Und was für Einer! Ihr Ehren- und Hochzeitstag, wo man ihretwegen Musik machte mit den Kircheninstrumenten und Schüsse abfeuerte mit den großen Kirchenböllern, die sonst nur am Ostersonntag und am Frohnleichnamtsfeste krachten. Schier vergaß sie auf das Mädel, ihren Bräutigam, so sehr fühlte sie sich als Festkönigin, im hellrothen Brautkleide, das freilich

noch auffallender war, als es ein weißes hätte sein können.

Eine Genossin hatte sie noch gefragt, wesweg' sie denn kein weißes Brautkleid und keinen grünen Kranz trage.

„Ist schon abkommen, tragen sie jetzt nimmer“, war der Bescheid und schnell darauf: „Na, was es aber heuer schon viel Schwalben gibt! Alles, wo man hinschaut, ist voll.“

Und das Mischerle war hergestieft! Es sah proper aus. — Ich komme in meinem Leben nicht zu der langen Reihe von Silberknöpfen, welche der Bräutigam über der Brust trug. Möglicherweise wäre diese kostbare Reihe sogar des Mischerl's Eigenthum gewesen, wenn sie nicht dem Höllerbauer gehör't hätte. Der schwarze „Gehrod“, der sonst bei Bräutigamen bis auf die Kniee hinabzugehen hat, aber auch nicht weiter, that dem Mischerle ein Uebriges und langte ihm bis über die halben Waden; er gehör't dem Spreißgrabersepp. Und so war der auswendige Bräutigam der Kundl von verschiedenen Enden des Dorfes zusammengeliehen, während aber der inwendige von eifß Uhr zwanzig Minuten Mittags an ihr ausschließliches Eigenthum war. Um diese Zeit sagten sie — das Mischerle beherzt, die Kundl schämig — ihr Ja. Mit dem Bräutigam sagte auf dem Chor auch ein Anderer Ja — aber auf seine besondere gute Meinung.

Das Essen und Trinken — es war Gottlob gut und genug — sei des Weiteren übersprungen. Die Person zahlte, wenn sie, wie der „Danfager“ kundthat, ein „Mannleut“ war, bloß drei Gulden, wenn sie aber ein „Weibaz“ war, aus Trutz, weil „sie eh hart d'ranzufriegen“, dreihundert Kreuzer. Darauf beim Tanzen wurde es so lustig, daß eine Hochzeitsgastin bemerkte: „Will mir halt nit gefallen. Lustige Hochzeit, traurige Ehe!“

„Du Kindisch!“ rief ein alter Junggeselle, „wenn's a l l e r w e i l lustig wär, da thät Jeder heiraten. Daß

es mit dem Lustigen anhebt, das ist ja der Köder. — Ich nicht, ich.“

Wie es um's Finsterwerden geht, steht die Kundl von ihrem Platz auf. Sie denkt an die Regelbahn. Heute geht's an alle Neune, das weiß sie. So zerrt sie den Bräutigam in einen Winkel mit und sagt: „Michel, Du kannst mir gleich einen Gefallen thun.“

„Nur anschaffen.“

„Draußen auf der Regelbahn soll sich der Student versteckt haben. Geh' mit etlichen Mannern und fang' ihn. So Leut' wissen allerhand spaßige Hochzeitsprüch'; möcht' einen hören.“

„Wie weißt denn Du, daß jetzt in der Regelbahn der Student versteckt ist?“ fragt das Mischerle ganz vernünftig.

„Weil er mir's selber gesagt hat, und weil er mich hat kommen heißen.“

Die Männer gingen hinaus. Darauf war in der Laube der Regelbahn ein heftiges Gepolter und dann kamen sie wieder in's Haus zurück, und das Mischerle sagte: „Der merkt sich's! — Und jetzt, Kundl, den' ich, gehen wir heim.“

Sie gingen. Und als sie daheim waren und ihre Trauringe ablegten und alles Erborgte, zog die Kundl ein weißes Sacktuch hervor, hielt es dem Manne vor die Nase und sagte: „Kennst es noch, Mischerle? Von der Kirchweih her! Das wirst abbüßen, jetzt hebt die Strafzeit an.“

Armes Mischerle! In einem Monat fragen wir wieder nach, wie es Dir geht.

Philosophie in der Bauernjoppe.

Von Otto Ludwig Müller.

Es fragt si nur, wie!

Bei gar Bielen hat's Leben
An j'träuben Verlauf,
De suachen an Samast
Und hängen sie auf.

Und nachher san's glückli,
Die Zalten is aus,
Sie halten in Einzug
In's himmlische Haus.

Mei Dirndl is trauri
Und trauri bin i,
Drum häng mer uns a auf,
Es fragt si nur, wie?

I was scho, i was scho
Mir hängen uns z'samm,
Mei Hals is da Bamast
Und i bin da Bam.

Ost sein mar in Himmel
Und geh'n neama 'naus,
Mir bleib'n banond hängen
Und lassen net aus!

**I wist, was i thät und i waz, was i
thua.**

Wann i no amol jung wurd,
I wist, was i thät,
I liabat die Dirndln
Aber heiratats net.

Jetzt, weil i schon alt bin,
Was i a, was i thua:
I vajeil hiazt mein Alte.
Aft hon i a Rua.

Und wann i scho todt wär,
Bist i a, was i thät,
Kam glei der jüngst Tag scha,
Wiederauf stund i net.

s' Jungferngift.

Ihr müßt ihn ja kennen, den
ströhbernen Hof, es führt der Weg
vorbei. Habt ihr davor nie das Liedel
singen gehört:

„Wann sich von Herzen lieb'n
Dirndal und Bua,
Lacht unser Herrgott im
Himmel dazua!“

„Du Caspar, wird wohl der Vater
auch lachen?“

„Der Gott Vater?“

„Na, der meine.“

So singen und schwätzen die zwei
verliebten Leute, die Negerl und der
Caspar. Die Negerl ist die Tochter im
Hof, der Caspar ist der Knecht. Und
der Bauer vom ströhbernen Hof sagt:
„Caspar, du packst deine Sach' zusamm

und gehst! Nur sein gleich, daß ich dich
nimmer zu sehen krieg!“

„Aber sag mir, Vater,“ meint die
Negerl, „was hast geschaidter Weis
gegen den Caspar?“

„Sag, was Du dummerweis mit
ihm hast?“ schreit der Bauer, „menn
ich heut die Augen zudruck . . .?“

„Verhüt's Gott, ich dent' nicht auf
Deinen Tod,“ drauf sie.

Und er: „Ich schon gar nicht, dum-
mes Ding! Hab' gemeint, wenn ich
euch heut' durch die Finger seh' und
das Maul nicht aufthät! — Du hei-
ratest den reichen Simi-Simmerl! —
Und Du, Caspar, schau zum Einpacken!“

Drauf schleicht der Caspar davon
und sagt zu sich selber: „So, jetzt hätt'
ich meinen Theil — und hab nichts. —
Wie es doch zugeht auf der Welt!
Dumm kann Einer sein, schieß kann
Einer sein, macht ihm Alles nichts, wenn
er nur nicht arm ist. Ach, es ist keine
Eintheilung und keine Austheilung.“

Und kommt zum Kohlenbrenner Tho-
merl, der im ströhbernen Hof aus-
geht und der ein Kreuzköpfel ist, und
frägt ihn um Rath.

„Ich dent', Thomerl, wenn man
dem Simi einen Streich spielen wollt'
— dasselb' kunnt nicht schwer sein,
einen guten Glauben bringt er wohl
mit.“

Der Thomerl sagt: „Du redest,
wie Du's verstehst. Wo es auf den
Glauben ankommt, da kann man nicht
genug vorsichtig sein. — Der heilige
Glauben ist der Brustfled, der das
Herz warm hält, aber mit dem Glauben
auf Menschen und Sachen ist es anders
bestellt. Manchem sein Glauben reicht
nicht weiter, als ihm der Selbgurt
donisthet; bei einer braven Dirn muß
Glauben und Vertrauen auf die Mann-
leut' da aufhören, wo der Kittelsaum
anfängt.“

„Sag', Thomerl, wo hebt nur dein
Glauben auf die Leut' an?“

„Ich bin ein guter Lapp, bei mir
reicht er vom Hutbandel abwärts. Aber
— ein Wörtel nebenher, Caspar. Die

Wochen Fahr' ich mit Kohlen in die Stadt. Kannst Du mir bis dahin acht Gulden leihen?"

„Leihen?"

„Na siehst, mir scheint bis in den Sack langt dein Glauben nicht.“

„Zehnfach, was du forderst, soll Dein sein, wenn Du den Simi, der heut' oder morgen auf den ströhbernen Hof brautwerden kommt, leer und lebzig heim-schickst. Dazu brauchst freilich einen Gescheidten, aber der bist Du ja.“

„Ei mein, mein,“ versetzt der Kohlen-Thomerl, „an d' er Stell' mußt mich nicht kitzeln, da verzeih' ich Dir 's Maul nicht. Es gibt gar keine Gescheidten, der müßt außer der Welt sein. Hält's Einer nicht mit der allgemeinen Dummheit, so hat er eine besondere für sich selber.“

„Sei christlich, Thomerl, gib mir die Hand drauf, daß Du mir helfen willst.“

„Na, na, wenn Dir gar so drum ist, da haßt meine Hand, sagt der Kohlenbrenner, „wasch' Dich halt nachher gleich.“

„B'hüt Dich Gott, Thomerl. Tausend Dank zum voraus!“

Sagt der Thomerl: „Hintennach wird er weniger — weiß eh.“

Bald darnach sehen wir den Simi trotten. Er ist kreuzfidel, er geht heiraten. „Ich kenn dö net, die was mich nimmt und sie kennt mich nicht, den was sie nimmt,“ sagt er zu sich, „das macht aber nig. Mein' Mutter hat gesagt, im Ehtstand lernt man sich kennen. Jo.“

Der Simi kommt unterwegs zum Kohlenbrenner-Thomerl, der merkt ihm's sofort an der Nasenspitze an, daß er in Heiraten ausgeht.

Das überrascht den Simi. „Wirst doch nicht mit dem Gottseibeius verbandelt sein, Thomerl?“

„Was Dir einfällt! Seit's auf der Welt zugeht, daß sich kein Teufel mehr auskennt, wird man sich doch bei ihm keinen Rath suchen!“

Gibt dem Burschen hernach verschiedene weise Rathschläge für das Heiraten und den Ehestand, so z. B. daß er Keine nehmen soll, die große Füße hat, weil bei einer solchen so viel Leber auf Schuhe gehe, und daß er sich ja wohl in Acht nehmen soll vor Einer, die eine weiße Leber habe.

„Eine weiße Leber?“ fragt der Simi.

„Ja, da gibst's Dir so Dirnen, zeit- und randweis, da und dort Eine, häufig laufen sie freilich nicht auf der Welt herum — ist auch ein Glüd. Mit Solchen ist Dir's gar nicht besonders bestellt. Der Erste, was sie vom Altar wegführt, der geht d'rauf — der wird hin. Mag heut' Hochzeit sein, keine Woche steht's an, ist das Begräbniß. Ja, dö's ist. Die Wittib, die schadet nachher Keinem mehr.“ So der Kohlenbrenner.

„Was Du sagst!“ meint der Freier, „Na, da käm' Einer schön an! Aber das ist eine verzwirnte Geschichte. Wie weiß man denn das? D' Lebern tragen sie ja nicht auswendig!“

„Ah, sie sind schon zeichnet, daß man sich hüten kann,“ belehrt der Kohlenbrenner. „Eine Dirn, was ihrem Ersten das Leben kost', hat entweber lichte Haar und dunkle Augen, oder dunkle Haar und lichte Augen, ein Muttermal auf der linken Wangen, eins auf der rechten Schulter und zwei Rulufschucken auf der rechten Hand gleich beim kleinen Finger.“

„Hehehe, das ist eine schöne Kram z'samm!“ sagt der Simi, „wer sich das dermerkt!“

Er dermerkt sich's wohl doch. Der Caspar hat ihn zwar ein Kalbel geheßen — aber das kann schon aus-gewachsen sein.

Der Simi ist schon recht begierig, wie die Negerl ausschauen wird, wenn sie ihn zu Ehren im Feststaat ist und wie sie ausschauen wird, wenn sie ihm zu Ehren nichts an hat.

Der Caspar kennt die Negerl freilich besser, doch äußert er sich hierüber

folgendermaßen: „Mich nimmt eh nichts mehr Wunder, seit ich die Regel kenn', wie ich's jetzt kenn und trotz ich's jetzt kennen konnt, wie man's nur kennen kann, doch nicht kennen kann, wie ich's jetzt kennen konnt.“

Nun gut, der Simi sieht die Regel. Sie macht sich gleich an ihren reichen Bräutigam an und sagt: „Nur zu. Du, Eins thät' mich verinteressiren.“

„Was denn!“

„Ob ich Dir ein klein Bissel gefall?“

„Unbändig.“

„Du schaust mich ja gar nicht gehöriq an.“

„Bei Dir hab' ich schon auf den ersten Blick genug gehabt,“ entgegnet er. Denn er hat an ihr alle jene Merkmale einer weißen Leber gesehen.

„Regel,“ sagt er, „wir können sich nicht heiraten.“

„Was sagst?“

„Na, wir können sich nicht heiraten. Du bist Eine, die eine weiße Leber hat und ihren ersten Mann innerhalb acht Tagen unter die Erde bringt.“

„Oh,“ meint sie, „bis man mit Einem von euch fertig wird, das braucht allemal eine Arbeit von ein paar Jahren und Du — mein ich — bist gar nicht zum Umbringen. — Aber glaub' drauf oder nicht, das ist mir jetzt schon völlig gleich und magst Du mich nicht, so findet sich wohl ein Anderer, den der Tod nicht schreckt.“

Zum Kohlenbrenner lauft der Simi: „Du, Thomerl, die Regel ist Eine!“

„Was für Eine?“

„Wie Du mir beschriebest. — Tipfel für Tipfel. Und mit einem Caspar hält sic's auch.“

„Mit dem Knecht? O du mein, da lauf' nur gleich in den Pfarrhof und leg' das Geld auf eine Ref' wieder zur schulbigen Dankagung, Du bist aus einer wüsten Geschichte heraus. — Wenn aus der G'schicht was worden wär', hätt' Der Deine reiche Wittfrau geheiratet.“

„Na wohl a, der hätt' heilig meine Wittfrau geheiratet bei lebendigem Leib.“

„Mit anderscht.“ — Aber wenn Du ein klein wenig Zeit läßt, so kannst den Spiz umbrehen, kannst Du Caspar's Wittfrau heiraten.“

Und so wird es beschlossen. Der Simi sieht sich einstreiken, daß ihm bis hin die Zeit nicht lang wird, um eine andere Lieb'schaft um. Zu Pfarrers Grethe singt er:

„3 und Du
Und Du und i,
Wir sein unser Zwoa,
3 und Du und Du und i
Machen grad a Paar.“

Der Bauer vom ströhbernen Hof freilich, dem ist all das nicht nach Sinn. Aber er steht schließlich da, wie das Mandel beim Sterz. Die Dummheit des reichen Simi und die Schlaueit des Knechtes Caspar fällt ihm endlich doch auf und er zieht einen geschaidten armen Schwiegersohn einem dummen reichen vor. Caspar kriegt und nimmt die Regel trotz der weißen Leber. Die erste Woche nach der Hochzeit ist lang' schon vorbei, aber — die Regel ist noch immer nicht Wittib. Der Simi wundert sich sehr, weshalb das Jungferngift denn nicht wirken will. —

Um so lebhafter und vortheilhafter aber hat das „Jungferngift“, die neueste Bauernkomödie Anzengruber's im Carltheater (Wien) gewirkt und wird es unzweifelhaft auch auf anderen Bühnen wirken. Die Fabel des Stückes ist hier erzählt worden. Um dieselbe reihen sich noch andere Gestalten und Episoden, die nicht minder anzengruberisch sind, als die hier angeedeuteten. Wer das in seiner Art classische Stück in Buchform genießen will, dem sei kund und zu wissen gethan, daß das „Jungferngift“ bei L. Rosner in Wien erschienen ist.

Ich möchte sterben.

Serbisches Volkslied.

Ich möchte sterben, aber nur nicht trant,
Nicht sich und schwach auf meinem Bette,
Ich möchte sterben, wenn ich in der Schlacht
Den Muselmann geschlagen hätte.

Ich möchte sterben wie der schöne Rohn,
Die rothe Blum' in Samentorn verkehren,
Damit mein Name und mein Stamm
In ein Geschlecht von Feldern sich vermehren.

Ich möchte sterben wie die Rose stirbt,
Die jeder Winter mit dem Schnee bedeckt,
Und die der erste warme Frühlingshauch
Zu neuem Leben wieder auferweckt.

Ich möchte sterben wie der arme Storch,
Den seine eig'nen Kinder morden,
Wenn er zum Fluge schon zu alt
Und Andern eine Last geworden.

Bücher.

Berliner Witz.

Ein neues Buch von Oskar Blumenthal genießt man ohne Unterbrechung, in einem Zuge, wie ein Brausepulver, oder sagen wir lieber, wie ein moussirendes Glas Champagner. Der Witz Blumenthals, immer aus dem Vollen sprudelnd, hat in der That etwas Moussirendes, Prickelndes. Eine reiche Ader besitzt B. von Natur; die Kunst einer geschmackvollen, wohlgeschulten Form hat er sich anzueignen nicht versäumt. Seit Paul Lindau ernsthaft geworden, kann Blumenthal als derjenige Classifier des Berliner Witzes gelten, der außerhalb Berlin's in die weitesten Kreise bringt. Es ist gar nicht zu viel gesagt, wenn man manchen Einfall, manches Feuilleton dieses Autors als ein classisches Product in seiner Gattung bezeichnet. Seine Stärke ist zunächst das Epigramm, in Versen wie in Prosa. Was ihn vor vielen witzigen Feuilletonisten des Tages auszeichnet, ist eben die amphibische Natur seines Talentes, das sich auf dem Gebiete poetischer wie prosaischer Satyre mit gleicher Leichtigkeit bewegt. Aber die vorwiegend epigrammatische Anlage hindert ihn nicht, auch in größeren Artikeln, in anmuthigen Skizzen, Erzählungen und Schilderungen jeder Art seine Leser zu unterhalten, und Manches zu leisten, was an ungezwungener Leichtigkeit

und schlagender Kraft des Witzes im Norden wie im Süden keinen Vergleich zu scheuen braucht. Wenn man sagt, daß es der „Kalauer“ ist, mit welchem Blumenthal noch immer manche seiner besten Wirkungen erzielt, so muß man auch zugestehen, daß er den Kalauer literarisch „salonfähig“ gemacht, daß er die höhere Kunstform desselben entdeckt hat.

Die jüngste Spende Blumenthals: „Auf der Mensur“ (Leipzig, E. J. Guntzher 1878) leitet in angenehmster Weise von einigen Artikeln ernsteren Inhalts zu den eigentlichen Cabinetsstücken des Blumenthal'schen Humors, unter welchen „Ein schwerer Traum“, „Zukunftsmalerei“, „Eine Berliner Première“ u. s. w. hervorragen.

Einige charakteristische Proben des Blumenthal'schen Witzes dem Buche zu entlehnen und hier beizufügen, dürfte im Interesse des Lesers wie des Autors liegen.

„Wer in Berlin während der Sommermonate ein Theater besucht, läuft stets Gefahr, für den König von Baiern gehalten zu werden, weil er sich, wie dieser, die Komödie fast allein vorspielen läßt.“ —

„In Pisa beschäftigte Richard Wagner den schiefen Thurm, und wunderte sich, daß er so gerade ist. „Nach den Bayreuther Festspielen“, erklärte der Meister, „hätte ich eine tiefere Verbeugung erwartet.“ —

„Herrn Karl Frenzel ist seine „Berliner Dramaturgie“ nicht gut bekommen. Besonders hat es ein peinliches Befremden erregt, daß er sich in dem gewählten Titel als Lessing der Zweite aufspielte. Wie mir ein Special-Correspondent aus dem Jenseits damals mittheilte, hat sich der Dichter des „Nathan“ diese Annahme auch nicht stillschweigend gefallen lassen. Er hat an den Privat-Lessing der Rationalzeitung folgende Rohrpostkarte gerichtet:

Der „zweite Lessing Du? . . . Mit Darm, Mit Bekümmerniß hab' ich's gelesen: Dann wäre ja ich — daß Gott erbarm'! — Der erste Frenzel gewesen!“ —

„Daß sich oft gerade dem Tüchtigsten der Mißerfolg an die Fersen heftet! Salvini übertraf in den Rollen, die er in Berlin spielte, alle lebenden Künstler ohne Ausnahme, aber leider auch — ohne Einnahme.“ —

„Wertwürdig! A. Mels bringt bald den Swift, bald den Heine auf die Bühne, und doch sagt Jeder, sobald etwas von Mels gegeben wird: „Ich sehe in diesem Stücke keinen Dichter!“ —

„Herr Löwenfeld spielt stets zum Besten Der Nothgedrückten fern und nah; Und doch sagt Jeder, der ihn sah, Von Gang und Mienenspiel und Gesten: Herr Löwenfeld spielt nicht zum Besten.“ —

„Wenn schauspielerische Virtuosen ihre Kraft den schlechten Dichtern zur Verfügung stellen, so ist die Kritik genöthigt, eine böse Miene zum guten Spiele zu machen.“ —

Gegen Gabriel Max und die Richtung in der Kunst, welche „mit Kindesmörderinnen, phosphorfarbenen Grotten-Erscheinungen in bengalischer Beleuchtung, Hospitalstudien, Selbstmörderinnen auf dem Secirtisch und sonstigen Augenweiden“ Effect macht, und welcher die „Erweckung eines recht schönen Gekles und einer recht naturtreuen Uebelkeit als das höchste Ziel der Malerei gilt“, schrieb Blumenthal den drastischen Artikel „Die Zukunftsmalerei“. Er stellt in den kunstkritischen Spalten der täglichen Blätter Notizen wie die folgenden in Aussicht:

„Um unsere Truppen gegen alle Schrednisse und Nervensolttern abzustumpfen, ist beschlossen worden, daß sie abtheilungsweise durch die soeben eröffnete Kunstausstellung geführt werden. Der Lieutenant von H., der den ersten Train gestern leitete, bewies dabei eine so heldenmüthige Ausdauer, daß ihm der Kaiser das eiserne Kreuz für Tapferkeit vor deutschen Malern erteilt hat.“ —

„Einen seltenen Triumph hat soeben Meister Hölvenbreughel Secundus mit seinem Gemälde „Das Choleralazareth“ davongetragen. Das Bild ist nämlich mit einer derartigen pathologischen Lebens-

wahrheit ausgeführt, daß ein Herr, der es sich vorgestern zu lange ansah, von den gemalten Kranken thatsächlich angesteckt wurde und nunmehr zur Aufmunterung für deutsche Künstler lebensgefährlich darniederliegt. Man versäume ja nicht, sich diesen seltenen Kunstgenuß ebenfalls zu verschaffen, ehe das Bild in den Besitz der städtischen Krankenhäuser übergeht.“

„Dem nächsten Reichstag wird dem Vernehmen nach eine Petition vorgelegt werden um Wiedereinführung der Folterkammern, damit es der zeitgenössischen Kunst nicht an geeigneten Stoffen fehle. Hoffentlich werden die kunstliebenden Fractionen des Reichstags den Antrag befürworten.“

„Von einem broblos gewordenen Modell erhalten wir folgenden Schmerzensschrei zur Veröffentlichung:

Einst galt ich bei Malern als glänzender Stern;
Rein plastischer Körper, sie malten ihn gern.
Doch nun ist mein Unglück der griechische Kopf;
Es fehlt mir der Wadel, es fehlt mir der
Kropf!
Nun fühl' ich des Schönsein's verderbliche
Pein:
O selig, o selig, ein Krüppel zu sein!

Die persönliche Bekanntschaft des Modells hat uns allerdings überzeugt, daß es wegen der trivialen Regelmäßigkeit und Gesundheit seines Gliederbaues für Künstlerzwecke ganz ungeeignet ist.“ —

R. H.

Schlußwort.

Ein Roman aus dem 8. Jahrhundert. Von Adolf Glafer. (Berlin, P. W. Müller 1878.)

Es gibt keinen Recensenten, der nicht über die sogenannten historischen Romane die Nase rümpfen zu müssen vermeinte. Nun nehmen aber Drama und Epos ihre Stoffe unbedenklich, ja mit Vorliebe, aus der Geschichte, ohne daß irgend ein Mensch das Geringste dagegen einzuwenden hätte, und es ist vernünftiger Weise nicht einzusehen, warum es neben historischen Dramen

und historischen Epen nicht auch historische Romane geben soll? Man behauptet doch allgemein, der Roman sei das eigentliche moderne Epos und man glaubt damit sogar etwas sehr Kluges zu sagen. Warum soll aber diesem „modernen Epos“ versagt sein, was dem alten auf's bereitwilligste zugestanden wurde, und warum soll jenes durch den historischen Stoff zu einer „untergeordneten Zwittergattung“ werden? — Die vorliegende Erzählung führt den Leser in einen Kreis von Gestalten, welche im Lichte der Geschichte und der Sage nur um so bedeutender glänzen. Der Hof Karls d. Gr., die Persönlichkeiten eines Roland, eines Alkuin, Eginohard und Emma's, der Held Schilzwang selbst, der in den Erinnerungen der Deutschen auch als Dichter des „Heliand“ fortlebt, die wilden Kämpfe der Heiden gegen das aufdämmernde Christenthum — das sind die hinlänglich fesselnden Elemente dieses mit Geschicklichkeit durchgeführten Geschichtsrömanes. — g.

Am Hofkar.

Eine Novelle in Versen von Ernst Raufcher.
Gera, Verlag von Eduard Amthor.

Wieder einmal ein Gedicht, das die Landläufige und leider nur zu berechnete Phrase: daß unsere dem nüchternsten Realismus ergebene, rein materialistische Zeit wahrhaft poetischen Schöpfungen abhold ist, zu Schanden macht. Raufcher ist eine tiefempfindende Dichternatur, die uns sofort uns der reiche Vorzüge zu fesseln versteht. In meisterhaften Versen voll hohem rhythmischen Schwung, voll geistiger Kraft, von reiner Schönheit, erzählt uns der Autor in seiner reizend und spannend vorgetragenen Alpengeschichte von einem reichbegabten, großgefinnten, jungen Mann, dem die pessimistischen Lehren Schopenhauers, die „er genauer als mancher Pastor seine Bibel kannte“, um die schönsten

Erbengüter, um Hoffnung und Glauben, betrogen hatten, der auf unserer Scholle nichts mehr, als das „tolle Treiben einer Narrenwelt“ zu finden meinte, und der, mit sich, allem Irdischen und Geistigen zerworfen und uneins, im Innersten zerrüttet, „zu lebenslangem Bleiben“ in den stillsten Erdenwinkel flieht. . . . Berthold, der Held des Gedichtes, tritt uns, namentlich im ersten Theile desselben, in nahezu Faust'schem Geiste entgegen. Seine düsteren Anschauungen über Welt und Leben entstriegen den Systemen seines Philosophen und erschließen uns sein innerlichstes Sein und Fühlen in plastischer Treue. . .

„Indes er immer gieriger verschlang,
Was es nur gab an philosoph'schen Werten,
Ward er so ungeheuerlich erhoben,
Daß er zuletzt im irdischen Getriebe
Nur mehr ein läppisch Puppenspiel erblickt,
Das kaum der Mühe lohnt, darauf zu mercken“
singt bezeichnend genug von ihm der Dichter. . . .

Durch die Erhabenheit und Allgewalt der Natur der Alpenwelt, welche sich in meisterhaft ausgeführten Landschaftsbildern vor dem geistigen Auge des Lesers überwältigend aufbaut, läßt Raufcher Berthold von dessen seelischen Leiden, von dessen pessimistischem Zerworfensein mit dem Erdenleben und allem Irdischen mehr und mehr gesunden, um ihn nach diesem Läuterungsproceß durch die reine eble Liebe zu einem hochgefinnten Mädchen die Aussicht auf dauerndes Erdenglück zu eröffnen. Ein Paradies voll bis dahin ungesannter Herzensseligkeit lächelt unserm Helden, zu neuem Sein scheint er wiedergeboren, und uns will bebüßen, als hätte der Dichter nun nicht thatkräftiger beweisen können, daß das Leben doch des Lebens werth sei, daß die Welt dem Menschen doch einen glückvollen, seligen Augenblick biete, um dessen Willen derselbe sich des Erdenlebens freuen darf, ja, daß es kaum einen Sterblichen geben mag, dem die Welt nichts geboten hätte, an das er beglückten Herzens denke. . . . Nicht also aber dachte

der Dichter, der seinen Helden, bis nahe zur Pforte des Glücks geführt, kleinlicher Eifersucht zum Opfer fallen läßt, nur um, wie es scheint, Schopenhauers Lehren aufrecht zu halten und zu beweisen, daß der Mensch doch nicht zum Glück geboren, daß die Welt und das Leben keine Freude, keine echte Seligkeit voll zu bieten habe und daß Berthold mit all seinem früher gehegten Irrwahn doch Recht behalte . . .

Leider befriedigt der gewählte Ausgang den Leser nicht, trotz aller Schönheiten der Ausführung des Gedichtes. Alles Grübeln hätte verblaffen und schwinden müssen vor dem vollen, frischen Leben der Liebe und man mußte schließlich zu der feststehenden Meinung gelangen, daß alle philosophischen Verirrungen dem Menschen doch nimmermehr den Glauben an das Leben rauben können. — Im vollen Glück des jungen Paares hätte das Gedicht ausklingen sollen; denn ein Etwas unseres Innern brängt darauf hin . . .

Ernst Ketter.

Notizen.

Der Goetheverein in Wien. Der im Entstehen begriffene Goetheverein hielt seine erste Vollversammlung den 5. Mai l. J. im Sprechsaal des wissenschaftlichen Clubs. Sie wurde eröffnet durch Prof. Schröder, der sich über die Zwecke des Vereines eingehend aussprach. Er bemerkte, daß in Wien die Verehrung für Schiller oft genug herabgetreten sei, daß es aber auch an Verehrern und Kennern Goethe's nicht fehle. Es sei an der Zeit, daß die stille Goethe-Gemeinde zusammentrete und sichtbar werde. — Die Bedenken, die einem solchen Vorhaben gegenüber hervortreten möchten, seien allerdings erwägenwerth. Sie liegen, soviel zu erkennen sei, darin, daß Goethe doch nicht so populär sei, wie Schiller, auch sei die Zeit für dergleichen nicht günstig. — In Bezug auf ersteren Punkt sei zu bemerken, daß wohl auch die Popularität Schiller's eine fragliche Seite habe. Sei von der Popularität Goethe's zu wünschen, daß sie einen größeren Kreis gewinne, so müsse von der Schiller's gewünscht werden, daß sie an Qualität zunehme. Sie sei nicht immer in den Vorjügen Schiller's begründet, nicht immer mit verständnisvoller Würdigung des

Dichters verbunden. Genau genommen sei hier in Beziehung auf die Würdigung Schiller's noch ebensoviel zu wünschen, als von der Goethe's. Die bescheidene Wirksamkeit des Wiener Schillervereines, „die Glode“, der Schiller's Werke zu Geschenken für ausgezeichnete Schüler vertheilt und kleine Schillerfeste der Schulen dadurch veranlasse, sei eine sehr erfreuliche. Die Schule habe hierin noch eine hohe Aufgabe zu erfüllen. Es sei zu hoffen, daß einst Alle, die höhere Schulen besucht haben, zu einer Bildung gelangen werden, der das Lesen unsrer großen Dichter Bedürfnis ist und die fähig macht, sie mit Verständnis zu lesen. Es sei zu hoffen, daß eine solche Bildung immer weitere Kreise ziehen wird, auch über die Grenzen der leidenden Stände hinaus. Was den geeigneten oder nicht geeigneten Zeitpunkt anlangt, sei Folgendes zu bemerken: Wenn es sich hier um Befriedigung der Luxuslunen, des Wohllebens handelte, dann allerdings müste man sagen: Dazu ist unsere Zeit zu ernst; doch wissen wir ja, daß innerhalb der deutschen Bildung das Verhältniß zur schönen Literatur nun ein anderes ist, als im Zeitalter der Frivolität. Die Dichtung, wie die Kunst überhaupt, ist uns nicht eine überflüssige Beigabe, nicht eine verzeihliche Vergnügung menschlicher Schwächen und wir erkennen in ihr seit Windelmann, Lessing, Goethe, Schiller den mächtigsten Hebel in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, sie gehört als Bestandtheil zu unserm nationalen Leben: sie ist uns Trost, Erhebung, Bedürfnis eines jeden menschenwürdigen Daseins. Uns erscheint ihre Pflege immer wichtig, immer an der Zeit. — Hierauf wurden, die einzelnen Aufgaben, die sich der Verein stellt, besprochen. Die erste sei die der jährlichen Veranstaltung einer Goethefeier. Zu einer solchen sei Wien in einer so glücklichen Lage, wie nicht leicht eine andere deutsche Stadt. Der Verein wird hier Berührungen suchen und hoffentlich finden, mit Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern, um jedesmal eine Akademie zu veranstalten, die sich durch ganz einzige und seltene Genüsse, die sie bietet, auszeichnet und dem Vereine nicht nur materielle Vortheile, sondern den Mitgliedern auch Befriedigung und der Sache, für die sie zusammentreten, moralische Eroberungen eintragen wird. — Die Aufführung größerer oder kleinerer Dichtungen Goethe's, z. B. jener in blühender Jugendkraft geschaffenen Kleinigkeiten: Die Vögel, Vater Bred, die Fischerin, auch späterer Zeit Theile aus dem zweiten Theil des „Faust“ u. dgl., bieten reiche Auswahl. — Neben der Darstellung und dem Vortrag Goethe'scher Dichtungen wird aber auch auf die Aufführung musikalischer Compositionen Goethe'scher Texte zu denken sein. Mozart, Beethoven, Schubert, Mendelssohn, Löwe haben herrliches geleistet, das mitunter sehr selten zu hören ist. Aber auch

an die Compositionen Reichardt's und besonders Zelter's wird zu denken sein, die den Dichter selbst einst hoch beglückten. In ähnlicher Weise wurden die übrigen Programmpunkte besprochen: Anlegung einer Goethe-Bibliothek, Veranstaltung von Vorlesungen, Besichtigung von Schulen mit zweckmäßigen Ausgaben Goeth'scher Schriften, Errichtung eines Goethe-Studienbildes in Wien. Zum Schlusse wurde für 20. Mai l. J. die Ausstellung der großen Sammlung von Goethe-Bildnissen des Herrn Dr. Fern. Kollett und ein Vortrag desselben zum Besten des Vereines angekündigt und die Wahl des Ausschusses vollzogen, auch mitgetheilt, daß durch eingegangene Geschenke ein Anfang zur Goethe-Bibliothek bereits gemacht sei. — Wie wir hören, wird Minister Stremayr das Präsidium des Vereines übernehmen.

Versuch einer Theorie des Romans und der Erzählkunst von Heinrich Kreiter. Mit einem orientirenden Vorworte von H. Kreisig. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. — Nicht um dem Leser etwa den Ausspruch einer Autorität wie Kreisig, des berühmten Literaturhistorikers und Shakespeare-Forschers, zu octroyiren, sondern alleinig nur um denselben anzuregen, ihn überhaupt bei der Sturmfluth des Büchermarktes auf das obengenannte Werkchen aufmerksam zu machen, gestatte ich mir, einige Zeilen aus den dem Buche vorgelegten Einleitungsworten hier folgen zu lassen. Kreisig glaubt diesen „Versuch“, „nachdenklichen Romanlesern mit gutem Gewissen empfehlen zu dürfen“, meint jedoch, daß derselbe „für Leser, die nur zu mühelosem Genuß geneigt und beanlagt sind, nicht geschrieben ist“. „Auch den Sensationsromanen“, heißt es da weiter, „wird das Büchlein keinen Absonnen kosten; wohl aber werden verständige, dem Nachdenken nicht abgeneigte Literaturfreunde ihre Freude haben an der Klarheit, dem gesunden Sinne, dem guten Geschmacke, der Sachkenntniß, mit welcher der Verfasser den Lebens- und Entwicklungs-Gesetzen des Romans, dieser charakteristischen und wirksamsten Dichtungsform unserer Epoche, nachspürt. . . .“ Und wie der Autor es schon in seiner Einleitung betont, war es dessen Aufgabe, den Roman nach den Grundbedingungen der Dichtkunst zu betrachten, seine noch schwankenden, verrückbaren Grenzen zu fixiren, die unbestimmten Meinungen in Bezug auf die Anforderungen, welche man an diese Dichtungsart als Kunstwerk zu stellen berechtigt, zu klären, zu sichten, und Inhalt und Form überhaupt, nach vorhergegangenen eingehenden Untersuchungen über das Wesen des Romans, strengstens zu sichern. . . . Die Idee, die Charaktere, der Stoff, die Handlung, ihr Aufbau, ihre Ent-

wicklung, Durchführung und Lösung, Zeit und Ort derselben und namentlich das Capitel über die Objectivität in der Erzählung, in Darstellung der Charaktere und des Seelenlebens, der Außenwelt u. geben dem stets im gewandten anregenden Ton vortragenden Verfasser reichlich Gelegenheit, seine fest und sicher im Boden der classischen Epoche stehenden ästhetischen Grundanschauungen in eingehender Weise und stets an der Hand concreter der Romanliteratur aller Culturvölker entnommenen Einzelbeispiele zu verwerthen. Den Leser überkommt nirgends das peinliche Gefühl der Ermüdung, wie dies nicht selten bei Werken ähnlicher Natur wohl der Fall; — wie an die interessante Fabel einer spannenden Erzählung gefesselt, legt der Leser erst am Schlusse der geistreichen, lebendig geschriebenen Abhandlung das Werkchen befriedigt und nicht ohne Bereicherung seiner kritischen Kenntnisse zur Seite. „Inmitten einer täglich mehr in's Kraut schießenden Ueberproduction“, sagt Kreisig am Ende seiner Einbegleitung, „ist solch' ein Führer für den Einzelnen von leicht zu ermessenden Werthe. Möge er den bildungsfähigen und bildungsgelustigen, den für ästhetischen Genuß noch zugänglichen Romanleser recht ausgiebig zu Gute kommen!“ E. Ktr.

Das oben ausgegebene 10. Heft (II. Jahrgang) von Edlinger's „Literaturblatt“ (Verlag von Julius Klinkhardt in Wien und Leipzig) enthält: Beiträge zur Philosophie der Lyrik. Von Carl du Prel. I. — Charaktere aus Shakespeare's Frauengestalten. Von Julius Bahnsen. IV. — Schiller über die Tragödie. Von J. Rinor. (Schluß) — Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte. Ein Brief Freiligrath's an D. L. B. Wolff. Mitgetheilt von J. Tandler. — Zur religiösen Bewegung unserer Zeit. Von W. Loewenthal. — Kritische Rundschau: Fr. v. Pentl. die Gott- und Weltanschauung deutscher Dichter und Dichterinnen. Von J. K. — F. Kürnberger, Novellen. Von A. C. — A. Wohlmut, Streifzüge eines deutschen Comödianten. — W. Draper, Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges. Von C. v. Sager. — J. Huber, Das Gedächtniß. Von du Prel. — Notizen: H. Keiter Versuch einer Theorie des Romans. — W. Lübke, Das Kunsthandwerk in Vergangenheit und Gegenwart. — J. Scherr, Hammerschläge und Pistorien. — Zeitschriften. — Miscellen: Goethe-Verein. — Bibliographie.

Vom Don zu Donau. Neue Culturbilder aus „Palastien“ von Karl Emil Franzos. (Leipzig, Duncker und Humblot, 1877.) Zwei Bände. Dieses neue Werk zeigt uns keine neue Seite des jungen, vielgenannten Dichters,

es ist eine Fortsetzung seiner Schilderungen und Erzählungen aus Galizien und anderen östlichen Provinzen Oesterreichs. Franzos ist eine durch und durch moderne Natur, in ihm ist Poet, Erzähler und Journalist in glücklichster Weise vereint. In dem neuen Buche findet sich eine Erzählung: „Die Gezwungenen“, die dem Verfasser einen Namen machen würde, wenn er einen solchen nicht schon hätte. Männer und Weiber werden in ein Gemach zusammengethan und gezwungen, binnen einer Stunde „frei“ zu wählen. Doch modern pikant genug! — In Ausmalung des Elendes ist Franzos ein Meister; ob er dadurch die Aufgabe des Dichters erfüllt, ist eine Frage.

„Des Kaisers Weigenmacher in Tirol.“ Drama in einem Act. „Mein Land Tirol.“ Dramatisches Gedicht in einem Act. Von Josef Erler, Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung. „Des Kaisers Weigenmacher“ behandelt geschickt eine Sage, welche sich über den im 17. Jahrhundert zu Abfarn lebenden Jacob Stainer im Tirolerlande bis auf unsere Tage erhalten hat. Das kleine lebendig-durchgeführte, von scharf und charakteristisch gezeichneten Gestalten getragene Stückchen hat bereits im Nationaltheater zu Innsbruck die Feuerprobe einer ersten Aufführung mit großem Glück bestanden. Es weht bei aller Realistik des dramatischen Lebens ein Hauch echter Poesie durch das formgewandte Werkchen und nirgends tritt uns die graue Nacht des Irrewahns, welche den alten Geiger gefangen hält, in allzugrellen Farbentönen entgegen. Die Sprache ist einfach und edel und verdient die fleißige Arbeit des jungen Dichters, welche zu weiteren schönen Erwartungen vollauf berechtigt, alle Beachtung. — „Mein Land Tirol“ wurde gelegentlich der Enthüllung des Rudolfs-Brunnens zu Innsbruck als Festspiel aufgeführt und wurde der Autor vom Kronprinzen, welcher der Vorstellung anwohnte, selbst ausgezeichnet. Das in tadellosen Versen schwingvoll und farbenprächtig aufgebaute Gedicht führt uns Kubold den Stifter, welcher vor 500 Jahren die Tirolerlande zum Hause Oesterreich brachte vor und Tirolienfisch zeigt dem Fürsten

„Welch' Wachsthum seine Schöpfung nimmt...“

Voll patriotischer edler Begeisterung, weiß das Stückchen noch außerdem durch eine nebenher ziehende Liebesepisode zu fesseln und darf Anspruch machen, selbst jetzt noch, da die Festlichkeit, um derenwillen die Arbeit verfaßt wurde, längst verrauscht ist, gelesen zu werden.

E. Ktr.

Joachim Murat, seine letzten Kämpfe und sein Ende. Von Freih. v. Helfert. (Mauz).

sche k. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung, Wien 1878). Freiherr v. Helfert hat soeben ein neues historisches Werk über Joachim Murat herausgegeben, welches die Fortsetzung seines jüngst erschienenen Buches über die Königin Carolina von Neapel und mit diesem zusammen eine vollständige Geschichte Neapels zur Zeit der französischen Revolution und des napoleonischen Kaisertums (1790—1815) bildet. Beide Geschichtswerke sind die Früchte der umfassenden und langjährigen Vorstudien des Verfassers zu einer Geschichte des Wiener Congresses und auch bezüglich der letzten Schicksale Murat's standen ihm Acten des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives zu Gebote, die bisher noch nicht benützt worden waren — nämlich die Correspondenz des Staatskanzlers Fürsten Metternich mit dem österreichischen Gesandten in Neapel, Grafen Mier und Fürsten Jablonski, nebst anderen diplomatischen Schriftstücken, Proclamationen, Adressen etc. die — 47 an der Zahl — im Wortlaut der Originale abgedruckt sind und die Hälfte des Buches bilden. Auf der Verwertung dieses neuen Quellenmaterials beruht die interessante Seite, welche diese schon oft behandelte historische Episode in Helfert's Werk erhält — nämlich die wahrheitsgemäße Darstellung der Beziehungen zwischen Murat und dem österreichischen Hofe seit dem ersten Sturze und der Verbannung Napoleon's nach Elba bis zu Murat's verunglücktem Aufstands-Versuch. Das tragische Ende Murat's ist bisher nur einseitig — entweder entschieden für, oder entschieden gegen ihn behandelt worden. Die gegenwärtige Schrift sucht der Wahrheit gerecht zu werden; sie bietet einen reichen Quellenschatz und ist ein werthvoller Beitrag zur Geschichte des Emporkömmlings.

Ein wahres freies Volk. Eine Studie über die Republik San Marino. Von Emil J. Jonas. Mit einer Karte. (M. Hartleben, Wien, 1878.) Der Verfasser schildert in diesem Werkchen die wenig gekannte, aber interessante Entwicklungsgeschichte des kleinen, allen politischen Stürmen trotzen Freistaates San Marino; er macht uns mit einem Völkchen Leute bekannt, die in der politischen Welt als leuchtendes Beispiel gelten können, weil sie stets die eigenen Interessen denen des allgemeinen Wohles unterzuordnen gewußt haben, und wir lernen anderseits das seltene Bild einer republikanischen Regierung kennen, die keine selbstsüchtigen Zwecke verfolgt, sondern nur das Wohl und das Glück ihrer Bewohner vor Augen hat; ein Freistaat, der in so engen Grenzen durch mehr als 1400 Jahre seinen Bestand zu wahren wußte, ruht unbedingt unsere Sympathie wach; aber sein Bestehen selbst ist schon ein Beweis von dem hohen Rechtsbewußtsein, das stets auf seinem

Gebiete geherrscht hat. Das Werkchen wird dem Studium unseres Volkes und unserer Volksvertreter empfohlen. Besonders verweisen wir auf Seite 84 — ! —

Ein interessantes Buch wird in den nächsten Tagen bei S. Schottländer in Breslau erscheinen, nämlich „*Kleine Münze*“ von F. G r o ß. Der Autor ist der geistreiche Wiener Feuilletonist, der bei der vorjährigen Feuilleton-Concurrenz in Berlin mit dem ersten Preise gekrönt wurde und der hier eine Auswahl seiner so reizenden kleinen Lebensbilder veröffentlicht.

Bill' gar schön — **Singa lass'n!** Gedichte in Salzburger Mundart von Dr. M ä r z t o t h. Salzburg, Heinrich Dieter, k. k. Hofbuchhändler. Bereits vor zwanzig Jahren erschienen von demselben Verfasser Gedichte in niederösterreichischer Mundart, die sich allseitigen Beifalls erfreuten und den besten Dialektbildungen an die Seite gestellt wurden. Vorliegende Sammlung hat uns aber noch mehr gefallen; sie zeigt, wie tief der Dichter in Sprache und Eigenheiten der Salzburger eingedrungen ist, wie er nicht nur aus dem Mund, sondern auch aus dem Herzen des Volkes zu sprechen versteht. Aus dem kleinen anspruchlosen Büchlein lernt man Land und Leute in Salzburg verstehen — und lieben. Das Büchlein ist darum nicht nur Freunden der Dialektbildung, sondern allen denen warm zu empfehlen, die Salzburg besucht haben oder zu besuchen gedenken.

Aus Hallberger's Verlag stellt sich der erste Band der illustrierten **Schiller-Ausgabe** ein. An Bignetten, Stirnleisten, Kopfbildern, Charakterstudien und vollen Szenen erscheint für diese Prachtausgabe viel aufgewendet. Leider aber sind die zeichnenden Künstler, welche den reichen Bilderschatz besorgen, einander in ihren Leistungen sehr ungleich. So haben den „*Räuber*“-Illustrator F. Piloty die gewöhnlichen „*Räuber*“-Mimen völlig im Schlepptau. Besser und selbstständiger sind Szenen und Heiden der Verschwörung des Fiesco von Cl. Schraudolph. Für „*Rabale und Liebe*“ wurde der meist schlüpfrige Stift P. Loffow's in Anspruch genommen; einige Charakterköpfe geriethen ihm gut. Für die „*Glocke*“ hatte nach vorausgegangenen Meisterleistungen Jul. Benczur einen schweren Stand. Das nöthige Griedenthum für „*Semele*“ stellte Ric. Oßis bei und R. Schuster sagte im Peller'schen Sinne den Spaziergang auf. Die Einbanddecke zeigt ein schwarzes Schriftbild mit einer Lyra oben, einem Schwan unten, umgeben von Goldarabesken.

„*Hallberger's Illustrated Magazine*“ entwickelt in den bisher vorliegenden Hefen des Jahrganges 1878, seit es in neuem Gewand und in handlicherem Formate erscheint, eine seinen zahlreichen Freunden gewiß sehr angenehme Reichhaltigkeit. Der große, äußerst interessante Roman „*Greffida*“ von Bertha Thomas ist bis zum 12. Capitel gediehen; ferner enthalten die Hefte kleinere Novellen und Aufsätze unterhaltenden und belehrenden Inhalts, Gedichte, Miscellen und ein humoristisches Portefeuille. Für jene Personen, welche durch gute und sorgfältig gewählte Lectüre ihre Kenntnisse des Englischen zu erweitern und zu vervollkommen wünschen, dürfte es wohl kaum ein zweckdienlicheres Werk geben. Die Lieferungen sind, besonders im heurigen Jahrgange, sehr elegant ausgestattet und reich illustriert.

Ferner sind eingelaufen:

Schiller's Werke, illustrierte Ausgabe, 20. Lieferung. (Stuttgart, Eduard Hallberger, 1878.)

Österreichs Freicorps, in den Kriegsjahren 1848 und 1849 von Dr. F. S. Fischer. (Wien, W. Braumüller.)

Gedanken über Erziehung nebst Erinnerungen an das Leben und Wirken einer Frühverklärten. (Wien, Verlag von Mayer & Comp.)

Angelica Kaufmann. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts. (Wien, Prandel & Ewald.)

Hallberger's Illustrat.-Magazin. Begründet von Ferdinand Freiligrath. Nr. 4, 1878, Stuttgart, C. Hallberg.)

Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie. Nach besten Quellen bearbeitet von Moriz Smets. (A. Hartleben, Wien.) 15.—24. Heft und Schluss.

Stenographische Unterrichtsbriefe. Allgemein verständlicher Unterricht für Selbststudium der Stenographie nach Gabelberger's System von Carl Faulmann. 7.—16. Lieferung. (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.)

Vollständig-kaisinische Esel der österr.-ungar. Monarchie. Enthält alle wissenschaftlichen Daten über Lage, Ausdehnung, Flächeninhalt, Bevölkerung, Regierung, Kriegsmacht und Finanzgebarung der österr.-ungar. Monarchie. Zusammengestellt von Franz Strabalm. III. Jahrgang. (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.)

Die Mission unseres Jahrhunderts. Eine Studie über die Frauenfrage von Irma v. Troll-Borothyani. (Gustav Beckenast, Pörsburg, Leipzig, 1878.)

Adam Smith. Natur und Ursachen des Volkswohlstandes. Neu übersetzt von Dr. Wilhelm Löwenthal. (Berlin, Verlag von Edwin Staudé, 1. Lieferung.)

Bergknyalle. Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. (I. Serie: Novellen und Erzählungen von Arthur Bitter. Bern, B. F. Haller, 1878.)

Geschichte der Pest in Steiermark (II. Band) von Dr. R. i. c. h. W. e i n l i c h. (Graz, Vereins-Buchdruckerei, 1878.)

Bergkränze. Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. 5. und 6. Band. (Verlag von B. F. Haller, Bern.)

Hänkerblut. Indiscretionen aus dem Theaterleben. Von C. M. Vacano. (Hoffmann & Ohnstein, Leipzig.)

Zeitvertreib. 5.-8. Lieferung. (Mit. v. Waldheim, Wien.)

Colonisationswesen in Brasilien. Von W. Hutten. (Verlag des Lesevereines der deutschen Studenten Wien's, 1878.)

Heber die Elemente einer Erneuerung religiöser Ideen in der Gegenwart. Von S. Lipiner. (Verlag des Lesevereines der deutschen Studenten Wien's, 1878.)

Ursprung und Entwicklungsgeschichte des egyptischen Priesterthums und Ausbildung der Lehren von der Einheit Gottes. Von L. Reinitzsch. (Verlag des Lesevereines der deutschen Studenten Wien's, 1878.)

Cheriskane. Festspiel in einem Aufzuge von Franz Keim. (Verlag des Lesevereines der deutschen Studenten Wien's, 1878.)

Der wilde Jäger. Eine Johannisnacht-Dichtung von Paul Günther. In Musik gesetzt von M. J. Beer. (Wien, Fuber und Lahme, Herrrengasse 4.)

Postkarten des Heimgarten:

An unsere Mitarbeiter. Vom 1. Juni an bis auf Weiteres bitten wir Sendungen an die Redaction des „Heimgarten“ nach Krieglach, Südbahn, Steiermark adressiren zu wollen.

D r u c k f e h l e r: Im „Dohlenlied“ von A. Köfer, Seite 605, soll es in der letzten Strophe heißen:

„Und wo vordem im Thurme
Mit Stolz wir hausten froh und frei,
Dort mit dem Todtenwurme
Im Bund tönt dann im Sturme
Gespenstlich-hohl der Gule Schrei.“

Im Gedicht „Auf dem Grazer Schloßberg“ von A. Friedmann soll es Seite 613, 22. Zeile, heißen: „Bist als Naturbild schön,

wie taphaeisch Gebild“ und 28. Zeile: „Von Maria-Trost, tröstlichem Friedensast!“.

J. M. in W.: Für dieses Jahr freilich zu spät. Aber Ihr liebliches Lied für den nächsten Mat.

R. J. E. N., Wien: Nur ja nicht zu spärlich mit Ihren Zuschriften, deren rückhaltlose Offenheit uns so sehr anpricht.

× Für unterlangt eingefandte Manuscripte wird nicht gehaftet. Unbenützte Gedichte werden nicht zurückgeschickt.

J. F.: Ihre tragisch feinsollenden Nordballaden sind zum Todtlachen, darum dürfen wir sie nicht veröffentlichen.

J. H. Wien: Mit Vergnügen, doch, wie Sie sehen, nicht ohne Hinterhalt:

Einst gab's einen traurig düstern Tag,
Voll Wehmuth und Selbstkasteiung,
Und was es nur Wellisches geben mag,
Ich stoh es als eine Entweihung:

Meine Seele war heilig wie's Kirchlein im Wald',

Darinnen zur Messe gesungen, —
Gern' hatt' ich vor Deiner Lichtgestalt
Andächtig ein Knackfah geschwungen. —

Erst träumt ich von Dir, dann kommst Du heran,
Die Lust dieser Welt mir zu künden;
Run mußt Du dem wellisch gewordenen Mann
Verfatten zu sündigen . . .

J. F., Student: Adalbert Stifter wurde geboren am 28. October 1805 zu Oberplan in Böhmen, und starb am 28. Januar 1868 zu Linz.

J. F. in B.: Die Erzählungen „Das Holznechtshaus“ und „Die Alpenhütte“ finden sich in den „Geschichten aus Steiermark.“

B. Sch. in Salzburg: Recht gemüthlich, aber von nur localem Interesse.

M. W., Wien: Ganz nett, aber für uns nicht verwendbar.

F. A. in Berlin: Zugegeben. Wehlich, aber wohlthuender singt ein anderer Dichter des Pessimismus:

Der Aehre Preis erschallt, wenn sie geschnitten,
Des Helden, wenn er Wunden sich erkritten.
Was willst Du, Herz, mit Deiner Sehnsucht
Fülle?
Du hast genug erreicht, wenn Du gelitten.



Announce Numero Neunundneunzig.

Eine Novelle von Hans Malser.

Im finsternen Comptoir einer großen Stadt, hinter einem vergitterten Holzschalter, wo in Zellen die einzelnen Beamten von einander abgesondert sind, so daß das Loß, sein Leben lang in diesen Kammern kauern zu müssen, mit dem eines Sträflings nur noch ähnlicher wird, — sitzt über das Pult gebeugt, schreibend und rechnend ein Mann mit gelblich blassem Gesichte, schwarzem Bart und Haaren. Sein Rock ist von feinem Tuche, aber ungebüßet. Auf der Rückseite weist er die weißen Spuren einer Mauer, an die der Mann heute, oder vielleicht auch gestern oder noch früher einmal gestreift haben mag. Der Vollbart könnte schön sein, wenn er gepflegt wäre; in den krausen Haaren wühlen die Finger der Hand, mit welcher er den Kopf stützt, der ihm schwer zu werden scheint.

Ueber fünfunddreißig Jahre kann er nicht alt sein, und dennoch ist sein Arbeiten ein schwerfälliges, unbeholfenes; lethargisch kramt er in den

Papieren herum und die Ziffern und Zeilen verschwimmen ihm vor den Augen. Außerdem wird er fort und fort von Eintretenden gestört, die an den Schalter klopfen und allerlei, oft die wunderbarlichsten Fragen an ihn stellen.

„Guten Morgen! — He, Sie Herr, guten Morgen!“ ruft eine Stimme. „Bitte, mir anzugeben, wo ich den Wellenpapagei finde?“

„Den Wellenpapagei?“ fragt der Schreiber verblüfft, „was für ein Wellenpapagei?“

„Nun, der heute inserirt ist. Nummer 316.“

Ja so. Barnabas Rand vergift es immer und immer wieder, was über dem Schuber seines Zellengefängnisses zu lesen steht: „Zusertaten-Aufgabs- und Auskunftsbureau.“

Nun fährt er auf, reißt sich die Stirne. Er muß ja für die Papageien und Kanarienvögel und verlaufene Schooßhunde da sein. „Ein noch gut-

erhaltener Schlafdivan wird zu verkaufen gesucht." Dem Beamten gelächelt es selber darnach, er ist müde. —

„Eine ganze, prachtvolle Salonattritur.“ Bei einem Tandler, vielleicht ist es die seine. — „Rostknaben werden aufgenommen.“ Er denkt an seine lieben, kleinen, stets hungerigen Jungen. — „Als Gouvernante empfiehlt sich“ — Wer? eine den besten Ständen angehörige Frau, die durch Unglücksfälle — ? Mag wohl so sein. — „Mußi wird gebeten um ein Stellbuchein zur bewußten Stunde, an bewußter Stelle.“ Aehnlich hat auch Barnab Rand einmal inseriren lassen. Sie war gekommen. — „Verloren ein goldenes Armband“, — „zu verpachten als Sommerwohnung ein Schloß in herrlicher Gegend“ —. Der Beamte seufzt. „Ein fünf- und zwanzigjähriges Fräulein von angenehmem Aeußern, etwas üppig, empfiehlt sich älteren Herren als Gesellschafterin.“ — „Ein junger Mann von schöner hoher Gestalt“ —. „Ein junger Kaufmann wünscht sich mit einem häuslichen, wohlhabenden Mädchen zu verehelichen.“ — „Ein älterer Herr, der über 100.000 Gulden verfügt, wünscht mit einem jungen, hübschen Mädchen in Bekanntschaft zu treten. Schiffe: Treu bis in den Tod.“ — So schreien die Sachen- und Menschenmäkler durcheinander. „Ein achtzehnjähriges, hübsches Mädchen, welches eine alte blinde Mutter und zwei erwerbsunfähige Geschwister zu ernähren hat, wohnt u. s. w.“ — „Eingeladen werden alle Gleichgesinnten zur Soirée der Millionäre. Nur Herren ist der Eintritt gestattet“.

Barnab Rand zerknittert knirschend das Blatt. Aber fort und fort muß er den Anfragenden Auskunft erteilen über dies und das und neue Annoncen in's Verzeichniß schreiben. Mitunter laufen auch Klagen ein über Druckfehler und irrtige Angaben. Barnab zuckt die Achseln. Als ob er dafür da wäre, den Leuten ihre Schreib- und Stylfehler zu corrigiren. — Und er

war doch dafür da, daß mußte er sehr wiederholt hören.

Nun trat ein alter, runzeliger und glaszköpfiger Herr ein. Er klopfte gar artig am Schalter und grinste mit seinen kleinen grauen Aeußern süßlich zwischen die Gitterspangen.

„Mit Verstattung, bin hier wohl recht“, zischelte er mit fast zahnelosem Munde, „wo ich die näheren Verhältnisse der gestrigen Annonce Nr. 99 erfahren kann?“

Barnab Rand trat zum Schalter und starrte den Fragenden an.

„Möchte ergebnst darüber um Auskunft bitten?“ fuhr der alte Herr fort, indem er seine Hand in der Brusttasche spielen ließ.

Der Beamte blickte ihn unverwandt an und sein Angesicht wurde noch blässer, als es sonst war.

„Bedaure“, murmelte er schließlich, „Nummer 99 ist schon erledigt“.

Der alte Herr machte sich davon.

Barnab sank auf sein Schreibpult, verdeckte das Gesicht mit beiden Händen. „Das wäre der erste Kunde gewesen, du arme, arme Madeline!“ so höhnte er auf und beneckte den Ärmel seines Rockes mit Thränen.

Zum Glücke waren aus dem Süden frische Kirschten angelangt, welche der Händler sofort durch eine verlockende Annonce ausrufen ließ. Und es kamen Andere und Andere mit allen denkbaren Wünschen — mit Klang des Goldes spielend diese, mit Sirenen- gesang lodend jene. Manche Zeile, die durch den Schalter gesteckt wurde, um morgen in der Deffentlichkeit zu prangen, durchstrich Barnab mit dem Blaustifte, für den Fall es doch irgendwo noch ein keusches Auge oder Ohr gäbe unter den Lesern.

Plötzlich erhob sich draußen vor der Thür ein Lärm. Poltern, Fluchen und Säbelgerassel scholl durcheinander. Zwei Männer bewarfen sich gegenseitig mit Schimpfsworten und fordberten sich endlich zum Duell. Und weshalb? Der Eine wollte zur Thüre hinaus,

der Andere, ein Militär, herein, gerade über der Schwelle stießen sie mit den Körpern aneinander. Für den ersten Augenblick prallte Jeder zurück und erwartete von dem Andern eine Entschuldigung. Keiner entschuldigte sich, beide wurden grob und so entstand der Austritt. Der Chef des Bureau's hatte viele Mühe, die aufgebrachten Herren zu beschwichtigen. Endlich lösten sie sich brummend voneinander, der Eine trat in's Bureau, immer noch in rohen Ausdrücken gegen den „ungehobelten Laffen“ losziehend. Dabei klirrte der Eingetretene gar gräulich mit dem Säbel und den Sporen und raste so ein paarmal den schmalen Gang auf und ab, den ganzen Verkehr hemmend, da sich Niemand in seiner Nähe vorüber getraute.

Sein Rodfragen wies mehr, als einen „Gemeinen“, er wies einen Lieutenant. Einer, der ihn grüßte, benannte ihn „Herr Baron“. Sein Gesicht war tief roth, der salbe Schnurbart fast licht dagegen. Mit seinem vorstehenden Unterkiefer biß und nagte er am Schnurbart, mit seinen rothunterlaufenen Augen blickte er nun scharf umher, bis er über der Zelle Barnab Rand's die Aufschrift fand. Er klirrte heran und fragte gebämpften Tones, ob er hier Auskunft über die Annonce Nummer 99 erhalten könne.

Der Beamte musterte ihn sehr unstillen Blickes, was Jener nach seiner Weise deutete. Er reichte die Hand durch den Schalter, durch welchen er auch den Kopf steckte und versuchte dem Beamten eine Papiernote beizubringen.

Barnab schien sich zu ermannen und sagte: „Ich kann Auskunft geben.“

„Ein schönes Weib?“ flüsterte der Lieutenant, „aber bitte, die Kleinigkeit hier! — Sie kennen sie?“

„Allerdings.“

„Ein superbes Weib, wahrscheinlich. Die vier Rangen wären überflüssig. Aber die Annonce loct.“

„Was meinen Sie?“ fragte der Beamte, als wäre er eben aus einem

Traume erwacht und hätte die früheren Worte kaum gehört.

„Nun, die Annonce hier, in welcher eine Witve, noch jung und schön — Mutter von vier Kindern, ohne irgend welches Vermögen sich mit einem reichen Manne zu verheiraten wünscht.“

„Sie haben ein Wort ausgelassen, mein Herr“, sagte Barnab.

„Wüsste nicht. Chiffre B. R. steht noch hier.“

Der Beamte nahm ihm das Blatt aus der Hand, zeigte mit dem Finger auf die Stelle: „wünscht sich mit einem reichen und guten Mann zu verheiraten, heißt es“.

„Was wollen Sie damit sagen? Vergessen Sie nicht, daß Sie es mit einem Officier zu thun haben!“

„Vorhin hatten Sie mit dem Herrn an der Thür Händel, jetzt wollen Sie mit mir anfangen. Ich halte Sie für keinen guten Mann; stecken Sie ihr Geld nur ein.“

Der Lieutenant riß seinen Kopf aus dem Schalter zurück und stieß das Wort: „Ged“ hervor.

„Welcher von uns?“ fragte Barnab mit ruhiger Entschlossenheit; es war überraschend, wie sich aus dem halbblöde scheinenden, zusammengekauerten Beamten plötzlich das männliche Bewußtsein entwickelte.

„Soll ich Ihnen Eins aufs Leder versetzen? Sie staubige Papierraupe, Sie?“

„Die Annonce Nummer 99 ist schon erledigt“, sagte Barnab und klappte den Schalter zu. Der Officier polterte davon. Wie Barnab früher gemeint hatte, so lachte er jetzt. „Und der“, sagte er zu sich, „der sollte der Mann meiner Frau werden?“

Jetzt kam der Chef des Bureau's heran.

„Aber, mein lieber Freund“, sagte er, dem Beamten auf die Achsel klopfend, „Sie treiben es doch sonderbar. Nicht bloß, daß täglich Klagen einlaufen über Ihre Unverläßlichkeit im Amte, nicht bloß, daß ich täglich neue

Fehler in Ihren Buchungen finde, bebiehen und behandeln Sie die Partien auf eine Weise, die — gefinde gesagt — weder das Publikum, noch mein Geschäft gewohnt ist."

"Ich sehe es ein, Herr Chef", antwortete Barnab, "aber ich bitte auch zu bedenken, wie schwer es für mich sein müsse, diesen Verhältnissen gerecht zu werden —"

"Ja, ja, Sie waren ein reicher Mann, ich weiß es", unterbrach ihn der Chef, "aber das entschuldigt nichts, gar nichts — im Gegentheil. Sie hätten, dünkte ich, Gelegenheit haben sollen, den Werth einer guten Verwaltung und Geschäftsführung schätzen zu lernen, Sie hätten Gelegenheit haben sollen, sich den gefälligen Vorklehr mit Menschen anzueignen, der für den Cavalier, wie für den kleinen Beamten gleich unentbehrlich ist."

"Mir geziemt es nicht, Ihnen entgegen zu sprechen", sagte Barnab, "gestatten Sie mir nur die eine Bemerkung, daß Sie nicht wissen, wie schwer das Dienen ist, wenn man's nicht gelernt hat."

"Lieber Herr, wie schwer das Dienen ist, das weiß selten Einer besser als ich. Sehen Sie den Jungen, der unter den Steinkohlenlasten, die er zur Dampfheizung zu schleppen hat, schnauft und ächzt, den jeder Knecht zum Lastthier brauchen kann. Dieser Junge war einst ich, Verehrtester! Wem verdanke ich meine jetzige Stellung? Mir selbst, meinem Fleiß, meiner Umsicht, meiner Accurateffe."

"Das bestreitet Niemand, Herr Principal. Jedoch anders bei dem, der das Unglück hatte, in Reichthum geboren, erzogen worden zu sein, der das Leben genoss, vielleicht unberechtigt genoss, weil er seine Güter nicht erwarb, aber deshalb doch Alles hatte, was Natur und Kunst bieten kann, und der dann plötzlich herabgestürzt wird zu den Füßen jener Menschen, die sonst von ihm das Brot gegessen hatten. Wenn Sie jetzt arm werden, was

der Himmel verhüte, Sie werden sich wieder zu beschneiden wissen — aber ich kann so nicht weiter leben."

"Lieber Rand, ich mache Ihnen nicht Vorwürfe über das unvernünftige Gebahren mit Ihrem Vermögen; das-selbe hätte auf solide Unternehmungen angelegt werden müssen. Aber Sie wollten mit Arbeiten und Arbeitern nie was zu thun haben, Sie legten Ihr Geld in die Hände vielversprechender, gewissenloser Schwindler, um mühelos vom einfachen Millionär zum zwei- und dreifachen zu steigen. Ich will nicht andeuten, wie hart sich das an Ihnen bestrast hat. Ich will Ihnen nur vorkstellen, daß Sie Frau und Kinder haben, die nun auf Ihrer Hände Arbeit angewiesen sind."

"Das weiß ich", sagte Barnab mit der Hand abwehrend, "das weiß ich, und wahrlich braucht mir Niemand in's Gedächtniß zu rufen, was ich den Meinen schuldig bin. — Sie waren gütig, Herr, und wiesen mir in Ihrem Comptoir diese Stelle an, weil ich den Willen hatte, in ehrlicher Weise mein Brot zu erwerben. Das Brot erwerbe ich zur Noth, aber sagen wir, Sie schenken mir's, denn ich bilde mir nicht ein, auf diesem Plage den Gehalt, welchen ich beziehe, zu verdienen. Wie aber soll ich meine Kinder erziehen? Meine armes Weib, das mich zu trösten und aufzumuntern sucht, verkommt vor innerem Gram. Was soll denn aus uns werden? Sagen Sie, was Sie wollen, ich kann so nicht mehr leben!"

Eine erschauerte Dame kam an den Schalter und gab ein Inserat ab, daß ein Ehering verloren worden, und dem ehrlichen Finder eine Belohnung von 50 fl. zugesichert werde.

"Sie sind aufgeregt, lieber Herr Rand, gehen Sie heute nach Hause", sagte der Chef zum Beamten und trat selbst vor, um mit der Dame zu verkehren.

"Begreife wohl, meine Gnädigste", sagte er höflich, "daß Sie den mora-

lischen Werth des Ringes so hoch anschlagen.“

„Wir leben geschieden, aber es war ein kostbarer Diamant darin“, versetzte die Dame. So verhielt sich's mit dem moralischen Werth des Eherings.

Barnab Rand langte nach Gut und Leberrock und verließ das Comptoir. Es kam ihm vor, als wäre er entlassen. Auch gut. Um einige Tage früher oder später, es ist Eins. — Zwar, morgen sollte er doch am Schalter sein. Es kommen möglicher Weise noch Anfragen in Betreff der Annonce Nummer 99.

Im Gewühle und Geräusche der Stadt wurde Barnab willenlos hingetragen. Mancher der Vorübereilenden blieb stehen und blickte ihm nach. — Das ist der reiche Barnab Rand von der hohen Zeile. Heute muß er Schnaps getrunken haben, er sieht ganz so aus. — Barnab starrte zu Boden oder in's Leere. Die Menschen blickte er nicht an, er wollte sie nicht in Verlegenheit setzen. Die, welche an seinem Tische gespeist hatten, hätten ihn grüßen müssen und es wäre ihnen wahrscheinlich schwer angekommen. Als er durch die „hohe Zeile“ schritt, schreckte ihn eine bunte Flagge aus seinem Gleichmuth. Dieselbe wehte von der Jinne eines Palais nieder an der herrlichen Architektur und den stolzen Renaissance-Gebilden. Am Hauptportale, das weit offen war, standen Diener in fürstlicher Livrée. Eine vierspännige Kalesche rollte heran und in das Gebäude.

Barnab sah es. Daß er eben zurecht kommen mußte! Der junge, neue Besitzer mit seiner Braut ist eingezogen in das Palais, das vor Jahresfrist noch ihm gehört hatte. Vor fünf Jahren war es, daß er seine Alabine einführte in dieses Haus. Sie, die einzige Tochter einer vermöglosen, aber hochgebildeten Familie, der Abgott ihrer Eltern, die ihr Rosen streuten von erster Kindheit auf und die nun gestorben waren — Alabine war nun mit ihm gekürzt;

ihretwegen, der Kinder wegen war ihm das Unglück so schrecklich. Für sich selbst in Armuth und Vergessenheit zu leben und zu sterben, dazu fühlte er den Muth, aber die Liebe zu seinem Weibe, die Sorge für seine Kinder hegte ihn, peinigte ihn, trieb ihn zum Aeußersten.

Zum Alleräußersten, dessen je ein Gatte und Vater fähig sein kann. Mehrmals versuchte er zu prüfen, ob das, was er gethan hatte und zu thun im Begriffe war, nicht die That eines Wahnsinnigen wäre, ob es ihm nicht doch vielleicht die verrückten Einschaltungen aller Art, die in seinem Annoncenbureau ihn umgaukelten, angehan hätten? Das Herz kehrte sich um in seinem Weibe, so oft er daran dachte; allein in Bezug auf seine Liebe und Treue zu Weib und Kind, kam ihm das, was er thun wollte, correct vor. Klar über die Sache denken konnte er gar nicht, weil das Gefühl zu mächtig wurde, und so führte er halb willenlos und träumend den Gedanken aus, welchen ihm die Verzweiflung eingegeben hatte.

Sein Weg führte ihn an Gärten entlang und über die Georgenbrücke der Vorstadt zu, wo in einer Dachwohnung die Seinen lebten. Auf der Brücke stand er lange still und blickte gedankenlos in den Fluß, dessen hohe graue Wellen vom Schmelzen des Schnees im Hochgebirge dröhnend dahinflutheten. Schon als Knabe hatte Barnab gerne mit dem Wasser gespielt, als Jüngling gerne träumend auf irgend einer Brücke in das Wasser geschaut — dieses ewig wandernde Element, das vom Vergessgipfel der Alpen von Stadt zu Stadt bis in's Meer reiset und in diesem die Erdtheile umfluthet und dann wieder an den Strahlen der Sonne gleichsam emporlettert gegen Himmel und in den Wolken die Reisen wieder zurückmacht über Meer und Land! Schon dazumal, als es ihm doch noch so gut ging in seiner heimatlichen Stadt, sehnte er sich mit

dem Wasser zu reisen. Diese Sehnsucht ist nun gewachsen . . .

Als Barnab die dunkle Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg, hörte er singen. Alabine hatte schon die Lampe angezündet, da die Abenddämmerung eingetreten war und sie an ihrem Nähtischen Licht bedurfte. Sie nähte und sang dabei ein heiteres Lied.

„Denke an Deine Augen, Alabine“, sagte Barnab, „Du wirst sie noch brauchen.“

Denn diese schönen großen Augen waren geröthet. Sie mußten aber wieder in Stand gesetzt werden, daß sie ihren Bewunderer finden und daß sie wieder die schöne Welt betrachten konnten. —

„Ich habe ein Brautkleid übernommen, das morgen fertig werden soll“, sagte sie; „wer wird bei so einer Arbeit an die Augen denken!“ Und sang: „Da sah ein Knab' ein Röslein seh'n . . .“

Er setzte sich zu ihr und blickte auf die Bettchen hin, in welchen die Kinder schliefen.

„Richard war vorhin recht unruhig“, sagte sie, den Gesang unterbrechend, „so lange rief er im Traume nach Papa, bis er erwachte. Ich mußte ihm eine Photographie von Dir geben, um ihn zufrieden zu stellen. Er legte das Bild an seine Seite und schlummerte wieder ein.“

„Was haben die Kinder zu Abend gegessen?“

„Hat ihnen gut gemundet das Huhn, welches Du Mittags nach Hause brachtest.“

„Und Du? Auf Dich vergaßest wieder!“

„Närrchen“, lachte sie auf, „wer wird denn auf sich selbst vergessen. — Wollt' ein Mädchen früh aufsteh'n, wollt' gehen in den Wald —“

„Ich bitte Dich, Alabine“, unterbrach er sie, „laß' das Singen sein, es geht Dir doch nicht vom Herzen.“

Da entsanken ihr die Hände mit dem Weißzeug und sie brach in ein bitterliches Schluchzen aus.

„Mein armes Weib“, sagte er und faßte ihre Hände, „Du willst mir verhehlen, wie schwer Du trägst. Du leibest für mich, Alles für mich und wärest werth, so glücklich zu sein!“

„Meinen Theil von dieser Welt hab' ich schon empfangen“, murmelte sie in Bitterkeit, „es ist hart, daß wir dienen müssen und mit Spott dastehen vor den Leuten. Und wenn ich an die Kinder denke, was aus ihnen werden soll . . .“

„Weine nicht, mein gutes Herz“, sagte er, „bald — noch ehe die Sonnenhöhe dieses Jahres eintritt, — wird es wieder anders sein.“

„Glaubst Du das, Barnab? Dann glaube es auch für Dich, daß ich nicht immer in Dein trauriges Antlitz schauen muß.“

„Ich weiß es wohl“, sagte er, „daß ein trauriger Mann nicht gescheit sein kann, daß gerade die beste und edelherzigste Frau das Anrecht hat auf einen glücklichen, heiteren Geliebten. Den wirst Du wieder haben, Alabine, ich werde nicht eher ruhen. Du bist noch so jung, so schön, so lebenswerth. Nein, die Freuden des Lebens könn'n Dich nicht auf immer meiden!“

„Zuweilen glaube ich, Stärke genug zu besitzen, Alles zu tragen, was nur mich allein treffen soll, aber Deine immer wiederkehrende Zuversicht, lieber Mann, daß wir wieder glücklich werden müssen, thut mir wohl. Die Welt ist ja so schön, das Leben ohne Sorgen so süß, und jetzt — da wir das Elend kennen gelernt haben — erst doppelt werden wir ein Glück genießen, das wir sonst für selbstverständlich betrachtet hatten. Wie wird uns wieder ein gedeckter Tisch anmuthen und ein seidenes Kissen und ein Wagen — er muß nicht vierspännig sein. Und wenn ich die Straßen mit Goldstücken pflastern könnte, so fahre ich nicht mehr vier-spännig. Jetzt weiß ich's, es ist eine

Verübnigung gegen den Bettler, der auf Krücken durch die Gassen leucht. Und der lieben Kunst, nicht wahr, Barnab, der wollen wir uns inniger zuwenden, als wir es sonst gewohnt waren, da wir ihrer nur insoferne gedachten, als es Modesache ist. Wie war es nur möglich, daß ich über dem Schmutz, den ich in der Oper trug, der Meisterwerke vergessen konnte, die von der Bühne schallten, da mich jetzt das Lied eines Leierläufers im Hofe oft wunderbar ergreift! — Ja, Barnab, wenn diese Zeit der Prüfung uns eine Schule des Lebens ist, dann — doch“, setzte sie leiser bei, „noch sehe ich nicht, wieso sich's ändern soll. Und das ist eben auch ein Grund, weshalb mir unsere jetzige Lage so hart wird, weil ich sie immer und immer wieder vergleiche mit dem Leben der Glücklichen.“

„Thue es immerhin“, sagte er, „meine Pflicht und meine Sorge wird es sein, Deine Hoffnung zu erfüllen.“ —

Und zu sich: Du selbst, Barnab, bist nun nicht mehr der Rede werth. Wickle wie ein reeller Mann deine Geschäfte ab, dann schließe den Laden. — Sie lecht nach Reichthum.

Am andern Morgen verließ Barnab Rand zeitlich die Wohnung. Er ging über die Georgenbrücke den kürzesten Weg dem Comptoir zu, um die eingelassenen Correspondenzen zu sichten. In den Morgenstunden, wenn die halbe Stadt noch in Federn ruht und nichts weiß von dem ungeheuren Apparat der Presse, die stets in Bereitschaft ist, den Wünschen, der Neugierde, allen Leidenschaften der kaum Erwachenden zu dienen — in solchen Morgenstunden ist das Auskunftsbureau leer und nur die gestrigen Wellenschläge des Publikums schäumen in Gestalt zahlreicher Briefe an die Schreibpulte.

Das Meiste ist gewöhnlich und trocken, wie Kiesel sand. Bauanschrei-

bungen, Verloofungen, Licitationen, Hauskäufe und Verkäufe, Pachtvorschläge, Verlobungs- und Lobesanzeigen, Dienstvermittlungen — und wie sich die tausend Stränge eben durcheinanderweben zum Netze, in welchem die Gesellschaft sich gegenseitig fängt. Blutrotte Fräben schlingen sich dazwischen einzeln hin, und wer sie verfolgte? — der Eine verbirgt sich schlicht und züchtig hinter den andern und zieht sich unbemerkt hinan zum höchsten Gipfel des menschlichen Glückes; der Andere schlingt sich im Wirrwar, versteckt sich zeitweise im Gewebe, zuckt hier und dort in einem hellen Punkte auf wie eine Flamme und verliert sich allmählig in jenen finsternen Ungrund, den eben das Gewebe der Gesellschaft uns verschleiert. — Hier gellt ein Angstschrei aus dem Blättchen Papier, der in der Abendausgabe vierzigtausendfach wiederhallen soll: „Eine Mutter vermißt seit gestern Mittag ihr vierjähriges Söhnlein!“ Gleich das nächste Briefchen — freilich in zerrissenen Schriftzügen, bittet um die Aufnahme einer Notiz, in welcher eine Mutter ihre sechzehnjährige Tochter verkauft. — Ein weiterer Brief lautete also: „Der wohlgeborne Herr Herausgeber des „Herold“ wird ersucht, folgendes Inserat in das Blatt zu nehmen: Ein kräftiger, fleißiger Arbeiter aus guter Familie bittet Arbeitsgeber um eine Beschäftigung, widrigensfalls er entschlossen ist, den Weg des Verbrechens zu betreten.“ Ein anderer Brief trug die Aufschrift: „In Sachen der Annonce Numer 99.“

Mit zitternder Hand entfaltete Barnab dieses Schreiben und las folgende, mit fester, sicherer Hand hingelegten Zeilen:

„In der Voraussetzung, daß bezeichnete Annonce keine Mystifikation ist, erlaube ich mir, mich des Näheren über die Verhältnisse jener Witwe zu erkundigen. Ich bin ein Mann von 36 Jahren und Witwer. Mein auf sichere Zinsen angelegtes

Vermögen würde mir gestatten, der Gemalin ein angenehmes Leben und ihren Kindern eine gute Erziehung zu bieten. Näheres über mich ist mit der Losung „Franklin“ zu erfahren beim Pförtner des Hauses Nr. 4 auf dem Löwenplatz.“

Nach diesem Schreiben war Barnab Rand für alle weitere Correspondenz, die noch zu lesen vorlag, verloren. Er zwang sich auch gar nicht weiter mehr, er steckte obiges Schreiben zu sich und verließ das Comptoir. Er glaubte seinen Mann gefunden zu haben. Wie ganz anders wogen diese wenigen Worte gegen das Auftreten jenes lusternen Alten, jenes rohen Soldaten von gestern. Wenn Barnab sonst über die Ungeheuerlichkeit seines Schrittes selbst erschreckt war, diese Zuschrift galt ihm als genügsame Deckung und Rechtfertigung, es schien nun wirklich in der Möglichkeit zu liegen, daß sich sein wunderliches Phantastiegebilde realisiere.

Dem Löwenplatze ging er zu. Das Haus Nr. 4 war ein prächtiges Gebäude, welches in seinem Erdgeschoße eine Reihe eleganter Kaufläden hatte, im Uebrigen aber an solider Vornehmheit an einen altarristokratischen Wohnsitz gemahnte. Dem Portier bedeutete er, daß er hier eine Aufklärung erwarte und nannte das Wort „Franklin“.

Freundlich wurde Barnab in den ersten Stock gewiesen, dort möge er nach dem „Herrn“ begehren.

Barnab folgte der Weisung und ein Diener, nicht in Livrée, sondern in schlichter schwarzer Kleidung geleitete ihn in die Wohnung. Die Gemächer, durch welche er geführt wurde, waren elegant, ohne zu prunken, comfortabel, ohne aber auf eine Verweidlichung der Bewohner zu deuten. An den Einrichtungsstücken prangte keine auffallende Farbe, dieselben wirkten vielmehr durch ihre einheitliche Form, durch die richtige Vertheilung von Licht und Schatten. Die Gemälde an der Wand glänzten weder durch Größe

noch durch allzuüppige Rahmen, aber die Malereien selbst waren wohl derart, daß Barnab, der von solchen Dingen auch etwas verstand, gerne davor stehen geblieben wäre, wenn die Schwere seiner Mission irgend noch ein anderes Interesse in seiner Seele gelitten hätte.

Nun stand er vor einem stattlichen Manne, auf den das Alter von 36 Jahren wohl passen mochte. Haar und Bart waren blond, die Stirne hoch und rein, das Auge freundlich, jugendlich, aber nicht ohne Ernst. Auf den ersten Blick ahnte man die Ebenmäßigkeit der Milde und der Thatkraft, die in diesem Manne liegen mußte.

„Womit kann ich Ihr Diener sein?“ mit diesen Worten begrüßte er den Eintretenden.

Barnab war in Gefahr, in diesem Momente die Kraft zu verlieren, die er doch haben mußte, um das zu thun, was vor ihm vielleicht noch kein Mann gethan hatte. Die solide Pracht der Wohnung heimelte ihn an, ein solches Haus mochte er seiner Madame, seinen Kindern doch wünschen.

Barnab verbeugte sich wie ein Cavalier und sagte: „Ich komme in Angelegenheit der Annonce Nr. 99.“

„So darf ich wohl vor Allem bitten um den geschätzten Namen.“

„Ich bin der Bevollmächtigte jener Dame,“ sagte Barnab, „der Vormund ihrer Kinder.“

Mit ruhiger Freundlichkeit lud ihn der Herr des Hauses ein, neben ihm Platz zu nehmen.

„Ja“, sagte er hierauf, „ich schrieb an das Kunststübureau, weil mir eine andere Adresse nicht in die Hand gegeben war; dieses hat, wie ich sehe, die Sache prompt vermittelt und ich erwarte einige nähere Aufklärung.“

„Aus besser Quelle, mein Herr, und —“

„Ich bitte! Selbstverständlich muß Klarheit über meine Person und Verhältnisse vorausgehen, da ich nicht

annehmen kann, daß Sie darüber genugsam informirt wären, um mir die vollste Offenheit, die ich später verlangen werde, entgegenbringen zu können.“

„Ich verweile erst,“ fuhr der Mann fort, „seit kurzer Zeit in dieser Stadt. Ich lebte bisher in einer ziemlich entfernten Gegend des Landes, in welcher meine Besitzungen liegen. Dort ward ich geboren, dort verheiratete ich mich in meinem vierundzwanzigsten Jahre mit einem jungen, armen Mädchen, dessen Vorzüge zu schildern, bei dieser Gelegenheit nicht am Platze ist. Nach einer kaum einjährigen Ehe hatte ich das Unglück, sie durch den Tod zu verlieren. Ich hielt mich auf diesen Schlag einige Jahre lang für gebrochen, aber die Anforderungen meines Berufes als Gutsbesitzer rüttelten mich allmählig wieder auf und ich arbeitete. Auch machte ich größere Reisen und einen andern Theil der Zeit verbrachte ich mit Studien und allerlei Versuchen und Unternehmungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft und der Industrie. Bisher hatte mich die Erinnerung an meine selbige Gattin erfüllt und besetzt; aber in dem Maße, als meine Jahre und auch mein Vermögen zunahm, erwuchs in mir eine Leere, die ich nur durch eine zweite Verbindung mit einem edlen Weibe ausfüllen zu können glaube. Doch vermag ich nicht zu suchen, wie der Kauflustige eine Waare sucht, und da ich sehr zurückgezogen lebe, so fehlt mir jede Bekanntschaft mit Frauen. Auf ein Gefühl, womit ich mein erstes Weib heimführte, muß ich das zweitemal wohl verzichten — das kommt nicht mehr. So möchte ich dafür wenigstens eine andere sittliche Aufgabe lösen. Als ich nun in der Zeitung die Annonce las von einer schönen vermögenslosen Witwe mit vier Kindern, da kam mir der Gedanke: hier wären vielleicht mit Eins fünf Menschen von moralischem und physischem Untergange zu retten und die ich rettete, wären

zum Lohne — meine Familie. — Was ist Ihnen, lieber Herr?“

Sehr blassen Angesichtes versetzte Barnab: „Sprechen Sie nur weiter. So habe ich in meinem Leben noch nicht sprechen gehört.“

„Nun, die Hauptsache wäre gesagt. Ich habe Ihnen abichtlich die inneren Gründe hervorgehoben, damit Sie von der Uneigennützigkeit meiner Absicht um so eher überzeugt sein könnten. Natürlich gilt das nur principiell, denn vor Allem handelt es sich darum, welche Wirkung für sie und doch vielleicht auch für mich, aus unserer gegenseitigen persönlichen Bekanntschaft entstehen wird. Sie würden eine solche nach Ihrem Gutdünken vermitteln und mir heute gütigst vielleicht nur ihr Temperament und ihren Charakter anbeuten.“

Barnab erhob sich, legte die Hand an die Brust und sagte: „Herr, Sie bekommen ein Weib, wie ein zweites nicht mehr auf dieser Welt lebt. Sie ist gut wie ein Engel, fromm wie eine Heilige. Sie ist erst dreißig Jahre alt. Ihr Haar ist licht, wie dieses Gold, Herr, an dem Ring Ihres Fingers. Ihr Aug' ist blau, 's ist aller Himmel drin, der niederschaut Tag und Nacht auf diese Erde. Sie ist schön, unbeschreiblich — kommen Sie!“ Barnab zerrte den Gutsbesitzer an eine Ecke des Saales, in welcher eine Marmorstatue der Venus von Milo stand. „So ist sie! so vollkommen und so rein. — Madine! Und nicht gemacht für Entbehrung und Noth. Werth, eine Königin zu sein und nicht zu leben an der Seite eines Schluders. — Ich bitt' euch um Gott, Herr — ein Glas Wasser!“

Er war völlig zusammengebrochen auf das Sopha, mit bebender Hand führte er die Labung zum Munde.

„Die Dame muß Ihnen wohl sehr nahe gehen,“ bemerkte der Herr des Hauses theilnahmsvoll, „eine Verwandte von Ihnen? wohl gar Schwester?“

„Dieses Weib kann ich nicht leiden sehen!“ rief Barnab und verdeckte mit den Händen sein Gesicht. „Und sie wird Sie auch lieb haben, denn Sie sind werth, von dem besten Weibe der Welt geliebt zu sein. Nicht Jeder ist's! Nicht Jeder ist's!“

„Sie erregen mein Interesse für die Dame in noch höherem Grade, wenn Sie mir die Adresse anvertrauen wollten —“

„In der Gartengasse wohnt sie, im weißen Hause — hoch unter dem Dach!“

„Ich will sie heute noch sehen.“

„Heute noch?“ fragte Barnab und seine Stimme hatte kaum einen Ton. „Nein, heute doch nicht. Morgen, gehen Sie morgen hin. Früh ist sie fertig. Aber heute noch nicht!“

Barnab wußte kaum, daß er vorgebeugten Leibes und mit gerungenen Händen zu diesem Manne empor sah, als stehe er um sein Leben.

„Verzeihen Sie, wenn ich zu indiscret gewesen bin,“ sagte der Herr des Hauses. „Mich verlangt's, die Frau zu sehen und zu sprechen, füge mich aber ganz Ihrem Gutdünken.“

„Kommen Sie morgen,“ hastete Barnab, „morgen gewiß. Ich werde die Annonce einstellen lassen. — Seien Sie ein großmüthiger Mann, der Frau ein guter Gatte, den Kindern ein guter Vater. Lieben Sie sie warm und aufrichtig. Geben Sie den Kleinen eine Erziehung, die ich nicht im Stande war, ihnen zu geben und seien Sie gesegnet in dieser Welt und in jener. Leben Sie wohl!“

Keinen einzigen Blick mehr warf Barnab Rand auf den künftigen Mann seiner Frau; die Hände noch abwehrend gegen denselben ausgestreckt, verließ er rasch das Zimmer und eilte aus dem Hause.

Auch der Herr des Hauses war nicht ganz ruhig geblieben und er ahnte, daß hier etwas vorgehe, was er nicht zu durchschauen vermochte. Sein Vertrauen wurde durch das Be-

nehmen des Mannes nicht gehoben, hingegen wuchs seine Neugierde und das Interesse, welches er an diesem Falle nahm, seitdem er die Zeitungsanzeige das erstemal gelesen hatte. — In der Gartengasse, im weißen Hause, hoch oben unter dem Dache. Hatte der Fremde nicht so gesagt? — Der Witwer ist entschlossen hinzugehen — auf jeden Fall thut Hilfe noth.

Als Aladine an demselben Tage ihren Mann die Treppe heraufkommen hörte — sie kannte ihn schon an seinen Schritten — verbarg sie ihre Näharbeit rasch im Schranke. Sie hatte eben einen schwarzen Flor an die weiße Leinwand geheset, während sie gestern vorgegeben, daß es ein Brautkleid wäre. Es war ein Todtenhemd, sie hatte von der Leichenbestattungsanstalt Arbeit übernommen und wollte ihrem trübsinnigen Gatten die traurige Bestimmung ihrer Arbeit verhehlen.

Drei kleine, muntere Knaben und ein Mädchen waren um die Frau versammelt gewesen; die älteren davon sprangen nun zur Thür, um den Vater zu empfangen.

Sie war freudig überrascht, denn er kam zu ungewöhnlich früher Mittagstunde nach Hause. Er küßte sie, er herzte die Kinder, er war in Aufregung.

„Gib jetzt all' dieses Zeug weg, ich will es nicht mehr sehen,“ sagte er und deutete auf den Nähkorb. „Aladine, Du bist keine geborne Modistin. Heute sollst Du gar nicht arbeiten. Heute ist ein Festtag.“

„Was soll denn heute sein, Barnab?“ fragte sie verwundert.

„Unser Hochzeitstag.“

„Du irrst doch. Der Jahresstag unserer Trauung kehrt erst im nächsten Monate wieder.“

„Im nächsten Monate? Dann wird es auch so sein. Nichtsdestoweniger wollen wir heute einen Festtag halten.“

„Hattest Du nicht im Comptoir zu thun?“

„Ich war dort. Ich habe den Dienst gekündet.“

„Wie verstehe ich das? Du bist so bewegt, Barnab. Ist eine Veränderung eingetreten? Wird es doch wieder gut?“

„Es wird wieder gut, Alabine!“ sprach er. Zur Thür herein trat der Kellner eines nahen Hotels mit seinen kalten Speisen und einigen Flaschen Wein.

„Du siehst, Weib,“ rief Barnab, „ich will heute einen Festtag haben.“

In Alabine's Herz kam eine große Freude, begleitet von jener Bangnis, ohne die ein Hochgefühl so eigenenthümlicher Natur niemals ist.

Sie aßen und sie tranken und Barnab wiegte den ältesten Knaben Richard auf seinem Knie. Dann hob er das Glas und stieß mit Alabine an: „Es lebe Alabine! Es lebe ihr Mann!“

Es war ein heller Klang in den Gläsern und Barnab sagte, als er getrunken hatte: „Mich wundert, daß keines gesprungen ist. . .“

Für den Nachmittag lud er seine Gattin zu einem Spaziergang. Es war ein sonniger, blühender Maitag. Sie gingen über die Georgenbrücke und sahen vom Geländer aus den Röhnen zu, die unten schaukelten. Sie gingen zufällig am Auskunftsbureau des „Gerold“ vorbei; Barnab blickte durch die Glaswand: es saß schon ein Anderer an seiner Stelle. Sie gingen durch die Hochzeit und als Alabine das große Haus erblickte, welches sie vormalig besaßen, sagte sie: „Es ist doch wunderbar, heute kann ich's ansehen wie ein fremdes, es wird mir kein bißchen schwer um's Herz. Heute thun mir auch die Bemerkungen der Leute, die ich hinter mir wohl höre, nicht weh. Es muß wohl was bevorstehen.“

„Es steht was bevor, Alabine. Aber frage heute nicht darnach, ich

bitte Dich. Verlebe diesen Tag so sorglos und freudenvoll, wie den Brauttag vor fünf Jahren. Damals hast Du auch nicht gefragt nach dem Morgen, warst mit dem Heute zufrieden.“

„Wie gefällst Du mir so!“ antwortete sie, mit Zärtlichkeit sich an seinen Arm schmiegend, „so hätten wir es immer halten sollen, es wäre das letzte Jahr nicht so bitter gewesen.“

Sie kamen auf den Löwenplatz. Barnab deutete auf das Haus Nummer 4 und sagte: „Möchtest Du hier wohnen?“

„Da müßte es wohl noch schöner sein, als auf der hohen Zeile,“ bemerkte sie, „wem gehört dieses Palais?“

„Eben jetzt,“ sagte Barnab, mit febernder Rede, „eben fährt er mit den zwei stinken Braunen aus dem Hause. Er sitzt ganz allein im großen Wagen.“

„Ein hübscher Mann,“ bemerkte Alabine.

„Der Besitzer des Hauses.“

Sie gingen weiter. Barnab war plötzlich still geworden. — „Ein hübscher Mann!“ Wie sehr hatte er dieses Wort gewünscht! Wie tief hatte es ihn getroffen!

Sie gingen in den Stadtwald hinaus und wandelten unter dem Schatten der jungbelaubten Eichen, Buchen und Linden dahin. Und dort, wo der Wald am dichtesten war und nur von fern herüber daß Geräusch der Wagen, welche durch die Hauptalleen fuhrten, vernehmbar, dort ließen sie sich nieder auf einer Bank und träumten. Auf dieser Bank waren sie auch damals gewesen, als sie dem Geräusch der Hochzeit entflohen, sich unter diese stillen Schatten flüchteten.

„Mir ist, als finge wieder ein neues Leben an,“ flüsterte Alabine, ihr Köpfchen an seine Brust lehrend, „wie ich Dich liebe, Barnab!“

Er küßte ihre Stirne:

„Ich verzeihe Dir ja gerne, daß Du nur in der Hoffnung auf neuen

Glanz an meiner Seite selig bist. Das ist menschlich.“

„Wie ich Tag und Nacht sinne, Dich zu erfreuen!“ fuhr sie fort.

„Mich zu erfreuen!“ versetzte er, „gibt es nur ein Mittel: Dein Glück.“

„Es ist aber ein unseliger Fehler der Menschen,“ fuhr er fort, „daß sie in ihrem Glücke zu Kühn und anspruchsvoll werden. Mit der ersten glücklichen Stunde, die das Geschick ihnen verleiht, glauben sie das Anrecht auf eine zweite erlangt zu haben und je länger die angenehme Zeit währt, desto untröstlicher sind sie am ersten trüben Tage. Und scheint es nicht, als wenn jebe Lust und sei es die ungeschuldigste, auf dieser Welt auch gebüßt werden müßte? — Darum, Alabine, wollen wir uns nicht mehr berauschen lassen vom Tranke der Götter, damit die Reize uns nicht zu bitter werde.“

„Wir wollen uns aber doch auch die Freuden, wenn der Himmel solche uns wieder schenken wird, nicht durch die Angst vor deren Ende vergällen, denn ein Leben voll Furcht vor dem Verlieren erscheint mir unseliger, als eins, in welchem es kaum etwas mehr zu verlieren gibt.“

„Mir zum Beispiele,“ sagte er, „will das Leben ohne Dich eine Unmöglichkeit scheinen und ich beginne mich daher schon jetzt in dem Gedanken zu üben, wie es sein würde wenn Du von mir genommen wärest. — Du solltest es auch so halten, Alabine.“

„Du willst heute einen sorglosen Tag, einen Festtag haben,“ versetzte die junge Frau, „und hegst solche Gedanken! Was bedeutet das?“

„Wir sind nun fünf Jahre beisammen,“ sagte er, „und wollen uns heute seit dem Hochzeitstage den ersten glückseligen Tag machen! So fladert die Liebe selten auf; ihre Dachte sind wohl die Herzen, aber ihr Del ist der Besitz irdischer — goldener Güter.“

„Wo das Vermögen fehlt,“ antwortete sie, „dort vermögen wir auch

nicht, die Eigenschaften des Herzens zu entwickeln, vermögen wir auch nicht wahrhaft gut zu sein. Im Kampfe um die Existenz nehmen wir nur die Stelle des Thieres ein.“

„So ist es,“ sagte Barnab und erhob sich. „Wir wollen zu den Kindern gehen.“

„Vor fünf Jahren blieben wir lange hier sitzen,“ bemerkte Alabine, „es war schon dunkel geworden.“

„Freilich, damals gingen wir nicht zu den Kindern,“ lächelte er.

„Und waren selig auch ohne sie,“ sagte Alabine, „wie kann das sein? Wie kann es sein, Barnab? — Heute bist Du allein mir nicht mehr genug.“

„Und ich bin auch nicht eifersüchtig. Vergiß mich, Alabine, liebe die Kinder, herze die Kinder, bewache, führe die Kinder, erziehe sie, mache sie zu braven, tüchtigen Menschen, versprich mir das — und Du hast Alles gethan, um mir die noch übrigen Stunden meines Leben zu beseligen.“

„Was ist das?“ rief sie und sah ihn fragend an.

„Vergiß mich, Alabine,“ fuhr er lebhaft fort, „und die Kinder lehre, zu arbeiten, damit sie nicht einst das Fiasco machen, wie ihr Vater. — Bedenke es, daß ich ganz, ganz in diesen Kindern lebe, in diesen Kindern leben und glücklich sein will. Und jetzt komme schnell, wir gehen zu ihnen.“

Als sie nach Hause kamen, preßte er die Kinder so stürmisch an die Brust, als hätte er sie lange schon nicht mehr gesehen. Hierauf schrieb er mehrere Briefe.

Dann wurde es Nacht. Eine Nacht voll süßer, bräutlicher Minne. Alabine meinte, aller Jammer des vergangenen Jahres wäge sie nicht auf.

Des andern Morgens, als sie erwachte, war sein Bett leer und kühl. Er mußte früh aus dem Hause gegangen sein, sie konnte nicht rathen, weshalb, wohin. Seit einigen Tagen war eine Veränderung mit ihm vorgegangen, die gewiß befremdend auf

fie gewirkt haben müßte, wäre fie nicht der Ueberzeugung gewesen, daß sein geheimnißvolles Thun und Sagen aus den Anstrengungen entspringe, ihr Los wieder zu verbessern, die schönen Zeiten wieder heraufzubeschwören. Welcher Art diese Anstrengungen waren, darüber dachte sie nicht nach, wie es ja so viele Frauen gibt, die wohl des Mannes Schöpfungen erwarten und beanspruchen, aber von seiner Mühe und Arbeit nichts verstehen und nichts wissen wollen.

Die Kinder schliefen noch; selbst das Kleinste war in dieser Nacht ausnehmend ruhig gewesen. Richard hielt schlummernd die beiden Händchen ausgestreckt, aus wolle er etwas Entleeren des noch erhaschen.

Madame kleidete sich an und richtete in Gedanken und eben deshalb gedankenlos die gewöhnlichen Geschäfte des Morgens. Heute, nach und in neuen Träumen vom Glücke, kamen sie ihr doppelt sauer an, denn es waren Berrichtungen, die sie sonst von der Kammerjungfrau, von der Kindswärterin, von der Köchin abthun zu lassen gewohnt war. Neu erstand in ihr die Gewißheit, sie sei für eine bessere Existenz geschaffen. Die Seligkeit der letzten Stunden hatten in ihr die Zuversicht neu erweckt. Im Uebermaße der Hoffnung küßte sie den Knaben — das liebliche Ebenbild seines Vaters — wach. Dabei fand sie ein blaßblaues Blatt Papier, welches zusammengefaltet an der Brust des Knaben, im Hemdchen saß. Sie war über solchen Fund an solchem Orte etwas überrascht und wollte das Blatt eben entfalten, als es an der Thür klopfte.

Ein fremder Mann trat ein, sein Aussehen und Gruß war in der feinen, ungezwungenen Form eines echten Cavaliers. Anstatt einer näheren Beschreibung sei allgoleich verrathen, daß es der Herr des Hauses Nummer 4 auf dem Löwenmarke war. Eine kleine Unruhe allerdings wäre während des Eintrittes an ihm bemerkbar ge-

wesen, jedoch, als er Madine sah, war das volle Ebenmaß seines Wesens wieder hergestellt und sein Auge hellte sich wunderjam auf.

Um so besangener fragte die ehemalige Salon dame, die hier in ziemlich tiefem Reglige überrascht wurde, nach dem Wunsche des Eintretenden.

„Ich bitte für jetzt nur um einige Augenblicke Gehör,“ sagte der Fremde, „mich in Bezug auf die schlechteste wählte Stunde dieses Besuches zu entschuldigen, behalte ich mir für später vor.“

„Wie so?“ fragte sie und dachte für sich weiter: Wieso kann dieser Mensch wissen, ob ich ihm später Gelegenheit geben werde, seine Entschuldigung anzubringen?

„Ich hege die Ueberzeugung,“ sagte er, „daß ich hier an der rechten Thür geklopft habe und so erlauben Sie mir, daß ich offen spreche. Ich komme, meine verehrte Frau, in Angelegenheit der bewußten Annonce Nummer Neunundneunzig.“

„Ah, Sie suchen meinen Mann,“ versetzte sie, „da muß ich wohl bitten, sich in das Auskunftsbureau zu bemühen.“

„Mann?! Ihren Mann?“ fragte er mit leiser Stimme. „Spreche ich denn nicht mit der Frau Madine von Wiefand — ehemals verehelichte Rand?“

„Ich bin sehr erstaunt, mein Herr!“ gab sie zur Antwort.

„Der Herr Vormund Ihrer Kinder war so gütig, mir diese Adresse —“ Er wies eine Karte vor. Madame las ihre Adresse und die Handschrift Barnab's.

„Ehmals verehelichte Rand!“ Vor ihren Augen begann es seltsam zu flimmern, ein Gedanke wild und glühend wie der Blitz, schoß durch ihr Gehirn.

„Ich muß Sie inständig bitten, daß Sie mich verlassen!“ stammelte sie und wandte gegen das Bett der Kinder.

Gar blassen Angesichts verlieh der Gutsbesitzer Aland — auch seine Adresse fand sich auf der Karte — die Wohnung; fast taumelte er die Treppen herab. Noch selten war es ihm passiert, die Fassung zu verlieren, aber diesmal wußte er nicht wie ihm geschah.

Alabine wußte es freilich noch weniger, wie ihr war; der ganze bittere Schmerz einer tiefgekränkten Frau wallte in ihr auf, der jedoch bald durch den Eindruck des Rätthselhaften wieder verdrängt werden wollte. Und sie hielt noch das blaue Papier in der Hand, welches sie auf Richards Busen gefunden hatte. Sie entfaltete es, fand Barnab's Schriftzüge, und nun war jener Augenblick ihres Lebens da — sie las Folgendes:

„Alabine! Wenn der Knabe erwacht und Du dieses Blatt zur Hand nehmen wirst, ist es mit mir vorbei. Ich sah Euer — Dein bewußtes, der Kinder unbewußtes — Bedürfnis nach besserer Zukunft, ohne eine solche Euch schaffen zu können. Im Gefühl der Treue lege ich daher Euer Los in die Hände eines andern Mannes, der bei Dir eintreten wird. Es ist Herr Aland, ich halte ihn Euer werth, ich habe ihn gesucht, er besitzt die Eigenschaften und Mittel, Euer Lebensglück, das ich vernichtet habe, wieder aufzubauen. Nimm ihn für Dich als Gatten, für die Kinder als Vater an. Gedente meiner, Alabine, oder vergiß meiner, wie es Deiner Ruhe am besten ist, nur verzeihe mir das, was ich thun mußte, es geschah in Hinblick auf Euer Wohl. Ich für meine Person kenne keinen Wunsch und keine Furcht mehr; belohne meine Liebe zu Dir, indem Du wieder glücklich bist. Mein Weib, meine Kinder, lebet wohl!

Barnab Rand.“

Was geschah nun?

Barnab wurde noch an demselben Morgen unterhalb der Georgenbrücke

an das Ufer geschwemmt. Alabine wurde ins Leichenhaus gebracht und blickte dem todtten Gatten starr ins erbahle Angesicht. Fast schien zu dieser Stunde ihr Wesen kalt und stolz — ganz anders, als wie sonst eine junge Witwe steht an der Bahre ihres geliebten Mannes.

Und warum? — Leser, frage das Weib, welches Dir am nächsten ist, das wird Dir's sagen. Es wird nicht untersuchen die Beweggründe, die ihn leiteten, die Kämpfe, die er tritt, es wird sagen: er hat das Weib mißkannt und das kann das Weib nicht verzeihen. Barnab Rand hat Alabine für so niedrig gehalten, daß er ihr vertraute, ihren Geliebten, den Vater ihrer Kinder für Reichthum und Wohlleben hinzupferen. Barnab Rand hat für Alabine eigenmächtig einen Gatten bestimmt und so das erste und heiligste Recht der Frau auf das Tiefste verletzt. Sie war das Eigenthum für seine Person, so wie sein Leben ihr Eigenthum war. Dieses Eigenthum hatte er ihr geraubt, sie — die Gattin — hatte er wie eine Waare ausgedoten und verkauft, lediglich um einer wohlbestellten Existenz seiner Kinder willen. Was Barnab Rand that, scheint nur wie eine großherzige Selbstopferung. —

Wenn Alabine an seiner Bahre eine Thräne vergoß, so war es die der schwersten Kränkung. — Je heißer sie ihn liebte, desto tiefer muß diese Kränkung sein. —

Nur zu bald hatte Herr Aland den wahren Sachverhalt der Annonce Nummer 99 erfahren. Nun war freilich sein Erstes, in die Dachwohnung der verlassenen Frau zu eilen, sie über seine Schuldlosigkeit an der unseligen Mystification aufzuklären, ihrer Weibeswürde Abbitte zu thun und sich ihr in möglichst discreter Weise als Schützer ihrer Kinder anzubieten. — Er fand die Wohnung leer. Die Frau mit den vier Kindern war ausgezogen — man wußte nicht, wohin.

So war das Einzige, was Mand in seinem Bestreben, zu helfen und zu retten, thun konnte, daß er den unglücklichen Barnab Rand mit Ehren bestattete. Die Leichenrede, welche die Presse und das große Publikum dem Todten hielten, war getheilte Meinung über die sonderbare That des Auskunftsbeamten Barnab Rand, der einst ein reicher Mann gewesen, sich selbst aus dem Wege schaffte, nachdem er seiner Gattin wieder einen reichen Mann zueignen wollte. Ein Theil hielt

ihn für den edelsten Gatten, ein anderer für den rücksichtslosesten Mann, ein dritter für einen Irrsinnigen. Frauen aber gab es, die sagten: ob edel, ob rücksichtslos, ob irrsinnig, ein solcher Mann, der in der Liebe zum Weibe nicht egoistisch genug ist, um zu leben, wäre nicht wünschenswerth. Schließlich verzeihen ihm Alle.

Ob auch Alabine? Gewiß. Was ihr ferneres Geschick auch sein mag: verzeiht sie dem Manne nicht, so verzeiht sie dem Menschen.

In einem Schloßchen, das verlassen . . .

In einem Schloßchen, das verlassen
Und darum halb verfallen stand,
Verbergen in den öden Räumen
Viel Duzend Spinnen an der Wand.

Gesundheit halber aber mochte
Der Letzte der Insassen hier
Verbroch'ne Scheiben nicht vertragen
Und sticte alle mit Papier.

Er schnitt dadurch den vielen Spinnen
Der Nahrung Zufuhr gründlich ab,
Von außen kam nicht eine Fliege,
Wie es bald innen keine gab.

Die negetwende Gemeinde
Die wußte nicht, wie ihr geschah,
Und war nach langem grimmen Fasten
Dem bittern Hungertode nah.

Da ward für den, der Kraft noch fühlte,
Die Selbsterhaltung zum Geseh,
Er lud beim Schwächern sich zu Gaste
Und fraß ihn auf im eig'nen Neß.

Doch als zu höchst die Noth geklagen,
Da fügte sich, daß vor dem Schloß
Ein munt'rer Knab' vorbeigezogen,
Den lange Weile juß verdroß.

Er raffte Kiesel auf vom Wege
Und nahm die Fenster sich zum Ziel,
Nur wenig heile Scheiben blieben
Nach diesem ritterlichen Spiel.

Und durch die Lücken schwärmten Fliegen
In Hülle und in Fülle ein,
Die Spinnen sagten: Gottes Güte
Regierte sichtbarlich den Stein!

Sie falteten die Vorderbeine
Und dankten ihm, der Alle nährt,
Und haben dann mit frommen Sinnen
Die Fliegen reinlich aufgezehrt.

Doch meinte deren Schwarm hinwider —
Der rings bestrickt vom Tod sich fand —
Die Scheiben habe ausgebrochen
Der Satan mit selbeig'ner Hand.

Entging den grimmen Strickern Eine,
Durch Gottes Guld hielt sie sich frei,
Und ward sie dennoch aufgefressen,
So meint sie, daß es Prüfung sei.

Das gilt von Fliegen und von Spinnen,
Die an Vernunft nicht überreich';
Doch sind wir klugen Menschen ihnen,
Gottlob, in keinem Punkte gleich.

L. Anzengruber.

Drei Touristengeschichten.

Von P. A. Hofegger.

Wie die Leute von Sanct Thomas zu einer Kirchenmusik kamen.

An einem thaurischen Sommer-sonntagmorgen kamen drei Touristen aus Wien in das Alpendorf, genannt Sanct Thomas in der Klausen. Auf dem Hügel stand das Häuschen Gottes, dessen zwei Glöcklein durch das enge Thal klangen, um die auf allen Hödern und in allen Falten des Gebirges zerstreute Gemeinde zusammenzurufen. Die Touristen stiegen zum Kirchlein hinan. Aus Frömmigkeit — das könnt ihr euch denken — geschah es nicht; hingegen hat der Allweise den Stadtleuten die Neugierde in's Herz gelegt, als Beweggrund, von Zeit zu Zeit den Tempel des Herrn zu besuchen.

Unsere Touristen hatten im Club der Alpenfreunde erzählen gehört, daß der Pfarrer zu St. Thomas ein wunderlicher Heiliger wäre; diesem zur Ehr' traten sie ein. Sie kamen eben recht, als er die Kanzel bestieg. Es war ein kleines, ältliches Männlein, aus dessen anderem Schalkheit lugte. Mit diesen Augenlein bemerkte er gar bald den freundlichen Zuwachs seiner Zuhörererschaft. Sofort rief er — bevor er zu predigen begann — mit einem Fingerwink den Kirchendiener zu sich, sagte ihm etwas in's Ohr und ein paar Minuten b'rauf kam der Messner und legte einen Schlüssel in des Pfarrers Hand. Dieser beschwerte mit dem Schlüssel das Evangelienbuch, dann streifte er die weiten Ärmelinge des Chorhemdes ein wenig zurück und hub an, so zu reden:

„Meine lieben Sanct Thomaskler! Wie ihr aus dem heiligen Evangelium vernommen, ist heute die Geschichte vom verlor'nen Schäflein, worüber ich euch erst kürzlich bei der Christenlehre ein Langes und ein Breites vorgebracht habe. Bin heute nicht recht aufgelegt, hab' lezt' Nacht schlecht geschlafen, weil die Teufels-Buben mit ihrem Ansensteln im Dorf keine Ruhe geben, und wollen wir daher anstatt der Predigt auf eine gute Meinung drei Rosenkränze beten.“

Die drei Touristen guckten sich gegenseitig an. — Drei Rosenkränze? Da kommt auf Jeden einer. O, leider nein, es kommen auf Jeden drei. — Schlichen die Herren — während schon das Gemurmel des Psalters begann — dem Ausgange zu. Und siehe, die Kirchenthür war verschlossen.

So fängt man Fische.

Länger, denn eine Stunde mußten sie mitten unter den braven Sanct Thomasklern zubringen, konnten zur Kräftigung den Obem der guten Naturmenschen zur Genüge schlürfen. Sie knirschten, aber sie schlürften.

Die Andacht des Herrn Pfarrers bei denselbigen drei „Rosenkränzen“ zu prüfen, steht uns nicht zu und wollen wir nur berichten, daß unmittelbar nach der Beendigung der hundertachtzig Vaterunser und Auer-Maria das Kirchenthor sich knarrend wieder aufthat. That sich auf, aber die Touristen blieben in der Kirche und ganz freiwillig. Es gab etwas Absonderliches zu hören. Nicht von der Kanzel, sondern vom Chore. Dort saß ein Knabe und spielte die Orgel in einer sehr verwunderlichen Weise. Er spielte

ein Kirchenlied so rührend, schlicht und fromm — man meinte gar, die Orgelpfeifen wären lebendig und lobten aus eigenem Herzen den Herrn. Unsere Städter hatten wohl schon die größte Kunstfertigkeit auf ähnlichen Instrumenten zu bewundern Gelegenheit gehabt, aber eine solche seelenvolle Innigkeit, ja Heiligkeit im Orgelspiel war ihnen was Neues. Zudem war der spielende Bauernknabe schön, wie ein Engel. Sein Haupt mit den gelben Locken war etwas vorgebeugt, auf den Wangen blühte die Freude über die Klänge, seine schattigen Augenlider waren geschlossen. Seine frischen Lippen bewegten sich leicht, als begleite er die Orgel mit leisem Gesang. Als sich das Spiel in höhere Töne hob, hob auch der Spielende das Haupt, schlug die Augenlider auf und — in diesen Augen leuchteten keine Sterne.

Der Knabe war blind.

Hier will ich die kleine Geschichte des blinden Musikanten erzählen, wie sie den Touristen erzählt worden ist.

Mit dem Roden-Hans hebt sie an. Der war vor fünfzehn Jahren noch Wildschütze gewesen — theils aus Hunger — weil Nothwehr erlaubt ist — und theils aus Passion — weil das Wildern verboten ist. — Arme Wildschützen soll man nicht zu Verbrechern machen — sondern zu Jägern. Das sind die eindigsten, wachsamsten Kerle, die verlässlichsten Hüter und, gilt es, die schärfsten Schützen. Auch den Roden-Hans hatte man zum Jäger gemacht, aber aus der Klausen in eine andere Gegend versetzt, wo er an die zehn Jahre verblieb, sich ein Weibchen beilegte und zufrieden war. Voll auf zufrieden darf wohl selbst ein Jäger im grünen Walde nicht sein. So scharfe Augen der Vater hatte, das Kind war blind. So schön das Mutterantlitz ist, wenn es zum Kinde lächelt, der Knabe sah es nicht. Nur ihre trautsamen Wiegenlieder hörte er.

Dann, als die Mutter stumm geworden war und man ihr zum Ueberflusse noch Erbe auf den Mund gelegt hatte, saß der Knabe auf dem Bänkelein vor dem Jägerhause und hörte den Finken und den Drosseln zu und allem Gevögel, das da sang und zirpte im Waldland. Am Abende waren die Grillen und die Frösche zu hören und das Riefeln des Baches und das Säuseln der Wipfel im Abendhauch. Im Winter aber — wenn Alles still war — schlafen die Vögel, hartgefroren der Bach, verhüllt die Bäume — saß der Jäger neben seinem kleinen Sohne und machte ihm vor, wie die Gemse pfeift, das Reh bellt, der Auerhahn balzt und der Hahn kräht. Das war alle Musik in weiter Berggrund, und der blinde Knabe dürstete nach dem Lichte der Töne.

Sagte der Jäger eines Tages zu seinem Sohne: „Jetzt bist Du schon stark, Heinrich, und morgen ist Lichtmeß; Du gehst mit mir nach Thomas in die Klausen — bin selber schon gute Weil nicht mehr dort gewesen — und da wirst Du auf dem Kirchenchore was hören, was Du Deiner Tage noch nicht hast gehört. Mußt Dich jetzt schlafen legen, wir stehen um Eins in der Nacht auf.“

Der Weg vom Jägerhause bis in die Klausen ist im Sommer fünf Stunden lang, im Winter zieht er sich auf sechs und unter kurzen Weinen ist er noch länger.

Der Knabe ging zu Bette, aber schlafen konnte er nicht. In Trauer schläft sich's leicht ein, in Freude nicht. Heinrich dachte an des Vaters Worte vom Kirchenchor — was das sein sollte, wußte er freilich nicht, was Besonderes gewiß, weil der Vater ein so pfliffiges Gesicht gemacht hatte. Endlich, als er einschlummern wollte, kam der Jäger, ihn zu wecken. Und sorgfältig kleibete der Mann den Knaben an, gab ihm heiße Ziegenmilch zu trinken und schnallte ihn auf die hölzernerne Mückenrüge, wie solche im Ge-

birge gebräuchlich sind. Und nahm die Trage auf den Rücken, verschloß das Haus und ging in sternheller Winter- nacht davon.

Nach einer halben Stunde fragte der Knabe: „Kommen wir schon in die Klausen, wo die Kirche steht?“

„Jetzt noch nicht, Heinrich. Bist Du müde, so schlafe.“

In eine Fuchshaut gewickelt, schlief der Knabe ein und der Vater ging und ging und freute sich insgeheim auf die Kirchenmusik in Sanct Thomas, die immer so prächtig war gewesen, freute sich auf die Freude seines Kindes.

Und dann, als hoch an den starren Felsen die Morgen-sonne leuchtete, ging er durch die Schlucht der Klausen. Und als die Gloden vom Sanct Thomas-Kirchlein läuteten, wachte der kleine Heinrich auf und sagte: „Vater, hörst Du's auch, wie der Vogel schön singt?“

Der Jäger that den Kleinen von der Rück- trage und nun gingen sie Beide den Hügel hinan und in's Kirchlein hinein. Am Altare stand der Priester, die Gemeinde lallte Vaterunser auf Vaterunser — und nichts als das.

Heinrich horchte andächtig und meinte, daß wäre jenes Selt-same am Chor, wovon der Vater gesprochen. Der Jäger aber wendete sich flüsternd an einen alten Bauer: „Was ist's denn, haben leicht die Thomasler keine Musik?“

„Freilich nicht, freilich haben wir keine“, gab Jener zur Antwort, „die Orgel und die Pfeifen und Geigen sind wohl noch oben, aber kein Musikant ist dabei. Die alten sind weggestorben und junge werden keine mehr abgerichtet. 's schaut kein Geld dabei heraus und umsonst wollen die Leut' heutzutage nicht einmal für den Herrgott was thun. — Der Herr Pfarrer kann wohl orgeln — aber wer lieft hernach die Meh'? Unser Lehrer bläht nur Eine Pfeife, seine meerschäumene. — Gotts-dieblisch wahr, jetzt hat

Eins in der Kirche auch keine Freud' mehr.“

Der Mann hätte sicherlich noch eine Zeit lang fortgeklüffert, da stieß ihn sein Beisitzer mit dem Ellbogen: „Willst schwätzen, Michel, so geh' hinaus, sonst bringst die Leut' vom Bett ab!“

Der Michel war mäuschenstill, der Roden-Gans führte sein Söhnlein wieder aus der Kirche, daß der Kleine doch zum Wenigsten die Späken und die Simpel höre, die auf den Dächern zwitscherten. Singen hierauf zum Bäckendwirth und der Vater rückte dem Knaben das Suppenshälchen unter das Kinn und das Weinglas in die Hand.

„Vater, wann ist das auf dem Kirchenchor, was ich mein Lebtag noch nicht habe gehört?“

Am Nebentische saß, eben vom Gottesdienste zurückgekommen, der Pfarrer. Er nahm das Frühstück ein, hörte die Worte und rief zum Jäger herüber: „Der Roden-Gans? Auch wieder einmal bei uns herüber? Brav, brav! — Sohn, das? Recht brav. Ein sauberes Bübel! Nichts Handküssen? Wie heißt denn, Kleiner, he? Heinrich? Brav. Mein Gott, das Kind hat ja — schlechte Augen?“

„Halt ja, halt ja, Hochwürden“, sagte der Jäger, „und desweg', weil er nicht sehen thut, so wollt' ich ihm was hören lassen.“ Und erzählte nun, daß sie gekommen wären, um die Orgel zu hören in der Kirche zu Sanct Thomas. Allsogleich rannen dem Pfarrer die Thränen über die Wangen; das blaue Sacktuch kam schon zu spät.

„Ah naß“, sagte er hernach, „umsonst sollt ihr den Weg nicht gemacht haben. Ist Dir warm, Bübel? Dann wollen wir miteinander in die Kirche gehen.“

Sie gingen in die Kirche, es war kein Mensch mehr d'rin. Die Leute hatten sich satt gebetet und dabei Appetit für ein Mittagessen bekommen. Die Dreie stiegen auf das Chor. Der

Pfarrer setzte den Knaben in die Dr. gelbank, legte dessen Fingerchen auf die Tasten. „So, Kleiner, jetzt halte still, gerade so, wie die Finger liegen. Brav. Und wenn ich sag': Druck nieder! Verstehst, so druck nieder und halte aus — halte aus, so lang's Dich freut.“

Zog hierauf die Riemen des Blasebalg und rief sein: „Druck nieder!“ Der Knabe that's und erschrad vor dem, was jetzt war: ein klingendes Band, ein tönender Strom — und doch unvergleichbar mit Allem, ganz einzig zu hören, wie ein Gedanke, der schallt, wie eine Freude, die klingt...

Unbeweglich saß der Knabe da — sein Antlitz blaß wie ein Steinbild, so horchte er der Musik. Die Hände preßte er auf die Tasten, bis die Finger vor Wonne zu zittern begannen. Und siehe, da zitterte auch der tönende Strom und nun wurde er es inne, der Knabe aus dem Wald, daß man seine Seele kann ausrufen in solcher Weise, daß die Musik die Sprache des Herzens ist.

So war der Anfang.

Und von diesem Tage an verblieb Heinrich der kleine Junge in Sanct Thomas und lernte von dem Pfarrer das Orgelspielen. Traurig und glücklich im Vaterherzen kehrte der Roden-Hans allein zurück in sein Revier. Zu jedem Sonntag aber kam er in die Klausen und nach einem halben Jahre — am hohen Frauentage im August, als er wieder in die kleine Kirche trat, summete nicht mehr der öde Pfalter an sein Ohr, da der Pfarrer am Altare stand. Die Orgel klang, und der alte Walbmensch fühlte in den Tönen das liebe, junge, weiche Herz seines Kindes.

So ist die Gemeinde von Sanct Thomas wieder zur Kirchenmusik gekommen. —

Einer von unseren Touristen war nach solcher Kunde zum Pfarrer des Alpenböschens gegangen, um ihm die Hand zu drücken.

„Ah na“, meinte der Seelsorger schalkhaft, „wenn meine Predigt nur gefallen hat. Ich habe den Herren halt gerne zeigen mögen, wie sich nacheinander drei gelallte Rosenkränze machen, die wir sonst jeden Sonn- und Feiertag anstatt der Orgel gehabt haben. — Für Musik will die Schule auf dem Lande jetzt nichts mehr thun, und ohne Musik kann kein Vogel auf dem Baume leben — und keine Grill' im Grase — geschweige ein Mensch. Halt nichts für Ungut, lieber Herr!“

„Und der blinde Knabe? Wie steht's mit ihm?“

„Der ist rechtschaffen zufrieden, er ist nun nicht mehr blind, er sieht mit den Ohren.“

Junge Touristen in kleinen Gefahren.

Wer die schöne Stadt Leoben und ihre Umgebung kennt, der wird auch vom blauen Alten wissen. Derselbe steht gegen die Mitternachtsseite hin im Hintergrunde des grünen, waldbhängigen Thales. Blau und lahl von der Ferne, steingrau und knieholzgrün in der Nähe. Der Erste und Einzige, welcher dem Leobnerthale Zeugniß gibt von der Nähe der herrlichen Felsenkette, welche vom Schneeberg her bis in's ferne Schweizerland gezogen ist.

Als ich zur Ferialzeit noch in der Mühle wohnte, bei Freund Emil, da sah ich ihn täglich, den Riesen Reiting — heute verkärt im Sonnenschein, morgen umbraut von schwerem Nebel. Ein Berg ist heute so und morgen so; die Schattirung jeder Jahres- und Tageszeit gibt ihm eine andere Gestalt, jede Witterung ein anderes Kleid, jeder Mensch eine andere Stimmung.

Eines Nachmittags im August zogen wir aus, Emil und ich, um den Berg zu besteigen bis zu seinen Eismulden und zu seiner 7000 Fuß hohen Kuppe, welche so häufig in die

Wolken hinein, ja gar nicht selten über dieselben herausragt. Der Keiting mit seiner höchsten Spitze, das Gößeck, hat in der Touristenwelt keinen Klang. „Beschwerlich und nicht dankbar.“ Wer hat denn dankbar zu sein: der Berg oder der Besteiger? Wer wünscht zu genießen, wer genießt? Dem undankbaren Bergfahrer wird nichts recht zu Danke sein, er mag gehen so weit, steigen so hoch er will. — Wir fuhrten auf der Rudolfsbahn bis zur Station Seiß-Kammern und nun stand der Herr vor uns da mit seinen steilen Almen und Waldbhängen, mit seinem Gezirm, mit seinem Gerölle, wüsten, zerrissenen Gestein, mit seinen Schneeschluchten, mit seinen nebelumtrauften Faden und Zinnen. Wir gingen über die Felser hin. Unter einer verborrten Fichte ein Bettelmann: „Hätt' Euch gern angehalten um ein klein wenig — was der Wähl!“ Die kleine Gabe belohnte er mit so vielen „Vergeltsgott“, daß wir ihm Einhalt geboten, es wäre schon genug.

„Ja“, sagte er, „wenn ihr auf den Berg wollt steigen, werdet ihr die Vergeltsgott wohl brauchen!“

„Wieso?“

„Allemaal. Wettern, ich sag's: Das Gößeck gibt Zehent.“

„Toll's Zeug schwätzen Sie.“

„Ja“, sagte er und neigte den strupphaarigen Kopf, „wär' schon recht! Ihr meint, junge Herren, ich wär' ein Halbnaar. Allemaal. Rastet ab, ich verzähl' Euch was. Vor Christi Geburt mag's gewesen sein — kann's nicht recht sagen. Ein Schloßherr ist gewesen und auf den Vorderbergermauern hat er sein Jagdrevier gehabt. Allweg geht's halt auch einem Schloßherrn nicht nach Sinn und auf den Bergen sind keine Gamsen gewest. Jetzt hat er die Ziegen niedergeschossen, was den armen Leuten haben gehört. Steht nit lang an, kommt oben in den Wänden einmal ein grünes Mandel zu ihm — ist halt der Teufel gewest. — Teufel, sagt der Schloß-

herr, kommt mir recht. Allemaal. Schaff' mir Gamsen in mein Revier. — Die sollst haben, sagt das grüne Mandel, aber Zehent verlang' ich. — Allemaal. — Von den Gamsen das Zehent. — Ist gut. — Von dem Zeben das Zehent. — Ist gut. — Von den Steinen das Zehent. — Ist noch besser. — Von Allem das Zehent, was auf dem Berg ist. — Es gilt. — Zehund hat's Gamsen gegeben auf dem Keiting und Adler und Steinböck'. — Der Schloßherr hat gleich eine große Jagd angestellt und hat einen Haufen guter Freunde dazu eingeladen. Hat schon so sein müssen, die Gäß' sind heimkommen mit Wild im Ueberfluß. Der Schloßherr ist ausblieben. Hat sich versteigen in den Wänden — hat ihn das grüne Mandel beim Kragen packt: Bist mein, bist von den Jägern der zehnte gewest. Allemaal! — Mögt's wohl glauben, Herrlein, hat sich zutragen. Tragt sich heut' noch zu. Jedes zehnt' Stüdel Vieh kugelt ab in den Wänden. Im vorig' Jahr ist ein Wurzner abgerutscht. Vor etlich' Wochen haben sie einen tobt'n Wildschützen gefunden. — Ihr lachet dazu, ihr dummen Dinger. 's ist Schad' um jede Red'!“

Mißmuthig wendete er sich ab und wir begannen durch die steile Engschlucht, genannt das Kaiserthal, hinaufsteigen. Stod und Stein links und rechts; dazwischen viel Gesträuche mit Himbeeren, Stachelbeeren und Hundsbereen — jede zehnte Frucht eine giftige. Aus blauender Höhe ragte die Kante des Gößeck. Selblich-graue Nebelmassen zogen rasch über sie hin und berührten die Finne. Bei uns herunter Sonne und Windstille. Der Weg war versichert, im weißen Gestein eines steilen, trocknen Gießbachbettes stiegen wir mit klingenden Alpenstöcken hinan. Der Berg wurde schon „dankbar“. Schön breitete sich unten das Thal von Trofaiach, St. Peter, Donawitz und St. Michel aus. Die grünen Berge von Leoben waren

auf die Kniee gesunken vor den ragenden Höhen der Hochalpe, des Rennfelds, der Gleinalpe. In den Thälern lag die späte Nachmittagssonne. Die Parzellen der gelben Felder, grünen Wiesen und braunen Brachen zusammen waren zu schauen, wie ein riesiges Schachbrett — dort die winzigen Figuren des Bauers, des Rößleins, des Thurmes . . . Das Gebirge stand im Schatten der finstern Wolfenbänke; um das Gößeck eilten die Nebel rasch und rascher, je näher wir ihnen kamen. Wir waren gehobenen Muthes und sahen, wie die Dinge großartiger sich gestalteten.

Auf halber Höhe des Berges, wo in Vereinsamung die letzten Fichten stehen, war ein Holzhauernest, halb in den Fels gehohlet, halb mit Holz gezimmert. Eine Herdflamme, ein Mooslager, viele tausend Zentner Gestein als Dach. Was willst du noch mehr? Hast du Hunger, so arbeite zwölf Stunden des Tages, daß dir der Schweiß aus allen Poren rinnt, das trägt ein Mittagmahl, ja noch mehr, auch ein Nachtmahl. Hast Du Durst, so steige hinab in die Schlucht, trinke aus der hohlen Hand, dann magst du zwanzig Minuten lang wieder emporklettern — auch ein Trunk aus frischem Quell muß gebüßt sein. — Heute am Sonntag ist die Klaufe leer. Die Leute trinken und hüßen anderswo.

Ein paar Regentropfen kamen herab. Wir stiegen weiter — unerfahren, wie wir damals noch waren, kletterten wir auf gut Glück den steilen, felsigen Hang empor, der steinernen Nase des Gößeck zu. Es war mühevoll, bisweilen nicht ohne Gefahr, wir waren schweigend geworden. Noch einmal kam grünes Gesträuch mit flammenden Alpenrosen, dann kam das liebe Koflrösschen. Auch über die Thäler hatte sich nun der Schatten verbreitet. Wir sahen wohl ein, daß der Plan, das Gößeck zu besteigen, für diesen Abend aufzugeben war, wir

wollten nun die Halterhütte des Niederreiters aufsuchen. Wir waren schon vier Stunden lang gestiegen, hatten auch schon Speiß gefunden und ein verkümmertes Stämmchen Edelweiß. Jetzt war plötzlich der Wind da, die Zerben pfliffen; unsere Hüte banden wir mit Sacktüchern auf den Kopf, mummten uns eng in die Plaids und brangen vorwärts. Planlos stiegen wir herum; wo die Nebel auseinanderrißen, grüßte uns von unten ein Stück gründer Welt zu, oder eine mächtige Klust mit den schäumenden Fällen der Göße, oder gegenüber wilbzerrissene Wände des Reichenstein, des Hochthor, des Wilbfels, des Zeitzkampel und andere, die wir nicht nannten und erkannten. Was uns verdeckt war, das sahen, das vollendeten wir fantastisch nach unserer Weise. Unheimlich war es auf diesem „stillen, beständigen, treuen Wächter der Heimat“. Mehrmals mußten wir uns in Klüfte legen und anstemmen, der Sturm wollte uns hinabschleubern. In immer dichteren Ballen wälzte sich der Nebel auf uns zu, der von unten als schwarze Wetterwolke zu sehen sein mußte. Matt suchte hier und da ein Blick, matt und träge rollte der Donner, schwere, kalte Tropfen schlugen uns in das Gesicht. Wir stoben niederwärts, wir riefen uns beim Namen, warnten uns gegenseitig vor Fehltritten, aber der Wind nahm uns den Schall vom Munde weg. — Emil mag vernünftiger gewesen sein, ich aber dachte an den Zehent des Reitings.

Endlich nach verschiedenartigem Klimmen und Kutschgen waren wir, an weiten Schneeschluchten vorüber, in ein windstilles Thal hinabgekommen. Es dämmerte stark und wir wußten nicht mehr, an welcher Seite des Berges wir uns befanden.

„Wenn wir einen Compaß hätten!“ sagte Emil.

„Wenn wir eine Schutzhütte fänden!“ sagte ich.

„Wenn wir uns heute nur diesen Berg nicht hätten einfallen lassen!“ sagte Emil.

„Wenn wir nur wieder unten wären!“ sagte ich.

„Wenn ich nur nicht schon halb hin wäre!“ sagte Emil.

„Wenn das Wenn wäre, so wäre der Kuhmist ein Zucker“, sagte ich.

„Was hat der Bettelmann erzählt?“ fragte Emil.

„Dummes Zeug. Aber komm', hier können wir nicht bleiben.“

„Ich kann nicht mehr weiter“, sagte er und wollte sich unter eine überhängende Wand hinlegen. Von der Wand rieselten Regen und Steinsch. Aus den Tiefen donnerte es zuweilen, als gingen Lawinen nieder.

Jetzt wurde mir bang. Ich hub an zu schreien. — Hört mich kein Mensch, so hört mich der Herr. —

„Wer ist denn oben?“ entgegnete eine fremde Stimme, nicht weit von uns, nur ein paar hundert Schritte tiefer.

Waren bald unten und standen vor der Halterhütte des Rieberreiters. Ein hübscher, schlanker Dursche schürte das Herdfeuer.

Wir handelten um das Nachtquartier.

„Meinetwegen schlafet in der Hütte“, sagte er, „ich bin so nicht da in der heutigen Nacht.“

„Wo willst denn hin?“

„In's Thal abi.“

„Gehst zum Schatz?“ fragte Emil. Der Halter strich seinen Schnurbart und lächelte ein wenig.

„Sonst gehen die Durschen von unten herauf“, meinte ich, „schauen, ob's wahr ist, daß es auf der Almta Sünd' gibt. Ist's wahr?“

„Mag schon sein. Ich hab' noch keine gesehen. Ich sag': die schweren Sünden können nicht herauf und die leichten vertragen der Wind.“

„So wird's sein.“

Hierauf lockte er uns eine Suppe aus Hiegemilch. „Aber Tisch hab' ich keinen andern“, sagte er dann,

setzte sich auf die Thürschwelle und nahm die Schüssel auf seine Kniee. Schnitt Brot hinein, legte uns zwei beinerne Löffel vor: „Gott gesegne es. Seid ihr Studenten? Auf geistlich?“

„Nein, auf weltlich.“

„So laßt euch halt in meinem Bett nichts Schlechtes träumen. Morgen um's Tagwerden bin ich schon wieder da. Die Vieher sind versorgt.“

Die hellen Thränen flossen uns über die Wangen, worauf der Halter die Thür öffnete und mehrere kohlende Brände hinaus schleuderte, welche die Ursache des heißenden Rauches waren. Dann nahm er Wettermantel und Stod, sagte uns „gute Nacht“, verwarhte die Hütte und verließ sie — und eilte sicherlich flink wie ein Hirsch dem freundlichen Ziele entgegen.

Wir waren in der Hütte allein. Wir thaten uns bald in's Bett, die Wollendecke über uns und unter Häupten das gute Gewissen.

Auf dem Herd verlosch die letzte Flamme, draußen brauste ununterbrochen der Wind. Emil schlief bald ein. Ich wachte noch und dachte möglicher Weise nach.

Da sah ich plötzlich draußen an dem Fensterchen Funken vorbeistiegen. Was ist das? Das sind keine Leuchtwürmer! — Der Funken wurden mehr und immer mehr. Ich sprang aus dem Bette und wollte in's Freie, um zu sehen, was es da gäbe. Und fand die Thür verschlossen, von außen versperrt, während ich durch das Fensterchen sah, daß draußen eine Wandede der Hütte glimme. Eilends wachte ich den Gefährten: Es wäre zum Löschen, er solle geschwind helfen, die Thüre aufzubrechen. — Jetzt wäre Gelegenheit, Effect zu machen: Draußen brennen lichterlos die Wände, die Flammen schlagen prasselnd über's Dach hinan und wir können nicht aus der Hütte. Ein Hilfeschrei, ein Hin- undherschiefen, vergebliche Versuche zu entkommen — schon stürzen die brennenden Balken herab, da — noch

im letzten Augenblicke u. s. w. — Wozu das? Wenn jeder Tourist sehen kann, daß die alte Hütte auf dem Niederreitling heute noch steht! — Das Holzschloß war bald entzwei. Die Gluth hatte schon ziemlich tief in den modrigen Holzbalken hineingefressen, der Wind that sein Möglichstes. Von den glühenden Bränden, die der Galter hinausgeworfen, hatte der Wind Funken an die Wand getragen. — Zuerst leerten wir die Wasserkübel auf das glosende Holz und als das zu wenig war, gossen wir auch noch den Milchvorrath, der sich in der Hütte fand, darauf, und das Feuer mußte zischend ersterben. —

Wir schliefen nicht sehr gut. Und am Morgen, als der Galter wieder da war und über die „Kerle“ stuchte, die ihm seine ganze Milch weggetrunken hätten, daß er nicht einmal eine Suppe kochen könne — er schien Appetit zu haben — klärten wir ihn auf, wer die Milch verzehrt habe. „Ja, Galter, ohne uns wärest sauber abgebrannt in dieser Nacht. Ein andermal lösche die Brände ab, bevor Du zum Schatz gehst!“

„Erst das Feuer löschen und nachher zum Schatz gehen? Das probier' ein Anderer!“

„Nein, lieber Freund, so ist's nicht gemeint.“

„Ist ja gut, will schon aufpassen.“

Im Regenwetter stiegen wir niederwärts die südliche Mulde, die Fal genannt. In der Nähe des Dorfes Mochel sahen wir wieder den Bettelmann von gestern.

„Aha!“ machte er, „ganz oben sind die jungen Herrn nicht gewesen, darauf verwett' ich meinen Kopf mit sammt der Hauben!“

Dem Kopf ein grüßendes Lächeln, der Haube eine kleine Gabe, das zollten wir, gingen hernach von dannen. Pudelnas kamen wir nach Leoben. In weichem Hauskleide, bei den dampfenden Schalen der Saufe blickten wir durch die hellen Fenster der Mühle

gegen den Reitling aus. Er war ganz in Nebel gehüllt, und die reizenden Gefahren, die wir gestern noch suchten, wirkten als überstanden wohlthuend nach in unseren touristischen Herzen.

Wenn der Ahrenschlüssel vermist wird.

Jener einundzwanzigste Juni durfte nicht in der Seichte der Alltäglichkeit zugebracht werden. Der Einsame ist jaß mitten unter Leuten am einsamsten, weil er unter solchen sich zumeist auch selbst genommen wird. So zog's mich dem höchsten Berge zu, der im Gauwe steht. Als ich von der ersten Höhe niederschaut in das Thal, wo auf Feld und Straßen winzige Menschenlein mit ihren Hausthieren krabbelten, fiel mir das Wort eines Sonderlings ein: „Der Laifer (die Menge) Ungeziffer auf der Weltkugel! Wie mit den Insecten, es ist kein Austilgen, je kleiner sie sind. Der ganze Planet ist zernagt über und über.“

In Thörl bei Alsenz trank ich den letzten Schoppen, dann gerieth ich in's Gestein. Kam zum hintersten Dorfe, auf welches die Alpenwilbniß niederschaut, starr und finster, als wäre sie mit Unfereinem nicht gut Freund. Die Kirche dieses Dörfchens ist ganz im Sinne des Waldlebens gedacht; es wohnen darin der heilige Jäger Eustachius und der heilige Hirschkuhmann Megybius. Die drei Lufter, welche vom Emporium niederhängen, sind aus Hirschgeweihen zusammenge-sekt. Was wird das in dieser Kirche bei den Wildschützen für eine Andacht sein!

Hinter dem Dorfe kniete ein Knab' am Wege, mit bittenden Händen eine Gabe heischend. Leutselige Touristen müssen ihm schon manchen Keller in den Hut geworfen haben, denn er bat ziemlich dreist. Aber ich habe feindseligen Gemüthes dem lieben Kleinen die Freude nicht machen mögen.

„Was? Ein so frischer, hübscher Durst und betteln?!“

Sogleich war der Knabe auf den Füßen und blickte munter drein.

„So, Kleiner, und jetzt wollen wir Freund sein. Du bist so gut und sagst mir, ob da weiter drin in den Felsen auch noch ein Haus steht?“

„Ja!“ Und mit stinker Hand strich er sich die lichten Locken aus der Stirne. „Ganz drin ist eins, sie haben gestern unser Kalb hineingetrieben.“

„Gut, Freund, nun hast Du Dir was verdient.“ — Ich gab ihm den Kreuzer. Mit Befremden sah er drein; jetzt hatte er gar nicht gebettelt und wußte kaum, war die Gabe für das hinterste Haus oder für das Kalb.

Der Weg zieht zwischen den Wänden. Das schmale Thal mit den Wiesen und den verkrümmerten Bäumen ist so eben, daß der Bach auf weißem Kalkgrunde kaum hörbar rieselt. Der glatte, feinsandige Weg ist so sauber, wie in einem Parke. Hier und da eine wilde Schutthalbe läßt den Fährjorn spüren, mit dem solche Gebirge behaftet sind. Selten geschieht's, aber wenn dieser Jorn losbricht, dann Gnade Gott dem Thale!

Links ruhen die noch ziemlich zahmen Ausläufer der Mähnerin, rechts das Zerbened und der zerhackte Reibelstein. Im Hintergrunde, grau vor dem Schatten des Abends, ragt wie eine Stütze des Himmels das Gewände des Hochschwab. Seine Häupter, er hat deren sieben, wie das Ungeheuer in der Offenbarung Johannes — sind in Wolken gehüllt. — Dort oben zu ruhen am höchsten Fels, umwallt von doppeltem Schleier der Nacht und des Nebels zu träumen — und träumend Jakobsleitern zu bauen!

Doch, so ist's zumeist: wo Seele und Körper uneins sind, dort behält letzterer Recht. Im Meierhofe, welcher den Herren des Stiftes Lambrecht gehört, aß ich, ruhte ich die kürzeste Nacht des Jahres. Im Morgenrothe führte der Steig zu den wilden

Herrlichkeiten der Trawiesen hinan. Im Thale noch Dunkelheit, hoch oben Alpenglühen. In Allem, was wir ersinnen und erschauen: hoch über unseren Wegen lobert das Licht — wir haben kaum den Wiederschein. Der moderne Drang der Menschen, hohe Berge zu erklimmen, vielleicht hängt er mit der neuerwachten Sehnsucht nach Licht und Höhe zusammen. —

Mit solchen Morgengebanten hätte ich mich an diesem Tage gewiß in den lebensgefährlichsten Pathos verfliegen — da war's meine gute Sackuhr — sie ist nicht zehn Gulden werth — die mich wieder auf irdischen Boden rief.

Als sie mir die vierte Stunde wies und ich sie veranlassen wollte, auf weitere vierundzwanzig Stunden ihren Dienst zu thun, hatte ich keinen Uhrschlüssel im Sack. — Zwei Stunden wird sich's noch treiben, dann geht der Termin aus. Und ohne Uhr im Gebirge wandern, auf fremden Wegen, in eingefallenem Nebel keine Zeit kennen? Unrathsam. Wie ist einer Sackuhr die nöthige Spannung beizubringen? Romane, wie bei Zeitungsabonnten, thun's hier nicht.

Am Waldbrande schritt ein hinterer, abgekehrter Mann dahin. Er wies mir aus. Ich eilte auf ihn zu und rief: „He, habt Ihr eine Uhr?“ Er erschrak sichtlich.

„So um vier herum wird's sein“, war die heifere Antwort.

„Nicht um die Zeit, sondern um die Uhr frage ich, weil —“

Er wollte fliehen, da verließen ihn die Füße, er hob die Arme und gurgelte: „Nur nit zur Galbsheid“, um Gotteswillen! lieber gleich ganz umbringen.“

Als ich sah, daß mich der Alte für einen Raubmörder hielt, erschrak ich selber und eilte weiter.

Bald darauf entdeckte ich die Holzknechtshütte des Sackwalbes. Die Leute kochten ihr Frühstück, schärften Beile und Sägen und rüsteten sich

zur Arbeit. Auch zu diesen zog's ihn hin, der heute ausging, die Menschen zu meiden. Für's erste erzählte ich ihnen das kleine Abenteuer mit dem Alten. Die Männer lachten und sagten, dem Geizhals wäre recht geschehen; er hätte zusammengescharretes Silbergeld, fürchte sich stets vor dem Be-raubtwerden und traue Niemandem.

In Sachen meiner Angelegenheit kam nun Jeder mit seinem „Knobel“, wie sie die Taschenuhren nannten, und stellte mir den daran hängenden Uhrschlüssel zur Verfügung. Die meisten viel zu groß, ein paar zu klein — und passend keiner.

Gerade wollte ein Braunbart sein Zeug wieder in die Tasche stecken, als ihm ein junges Blafsgesicht über die Achsel glockte und die Frage gab: „Was hast denn Du für eine Uhr?“

Nach einer Pause entgegnete der Andere: „Geh't's wen was an?“

„Ja!“ rief das Blafsgesicht, „m'ich geh't's was an. Das ist dieselbig' Uhr, die ich vor Wochen der Waberb' hab' gegeben.“

„Der Zirmwaberb'?“

„Ja, der Zirmwaberb'. Hast ihr's leicht abgeschwaht?! — Her damit!“ Wilden Griffes riß er dem Andern die Uhr aus dem Sack und mit einem ächzenden Fluche schleuberte er dieselbe in die Herdgluth.

Eine Secunde lang stand der Braunbart da, starr, wie ein Baumstamm, dann warf er sich auf das Blafsgesicht. Zwischen Beiden begann ein graufes Ringen, fest aneinander geklemmt fuhrn sie in der Hütte herum, prallten an Wand und Pfosten; einen Moment bekam das Blafsgesicht seine Hand frei, um nach einem Messer zu haschen. Die übrigen Männer hatten Anfangs den Ringenden zugejohlt; jetzt erhob sich ein Gemurmel, welches von dem Poltern und Schnaufen der Ringenden überdönt wurde. Als der Braunbart in der Hand seines Gegners das Messer sah, übte er einen gewaltigen Stoß und das Blafsgesicht

taumelte zur Uhr auf das Herdfeuer hin, daß die Funken stoben.

„Gefehlt wär's! Das wär' gefehlt!“ riefen nun die Andern und warfen sich zwischen die Kämpfenden. Nach vieler Mühe ließen diese voneinander ab und sanken erschöpft und blutend in die Winkel.

„Jetzt haben Sie gleich in aller Herrgottsfrüh einen Kaufhandel gesehen“, sagte einer der Holzarbeiter zu mir, „der Teufel hol' die eifersüchtigen Leut'!“

Und das war die Moral. Ich trachtete wieder hinauszukommen in die „Herrgottsfrüh“, wie der Mann so schön gesagt.

Da hatte ich wollen über den Menschen sein und zum Troß führte mich die Sackuhr mitten unter die leidenschaftlichsten hinein. Aufwärts stieg ich und beschloß, Keinen mehr um den Uhrschlüssel zu fragen.

Nach zwei Stunden war ich auf der Sackwiesen, am stillen Hochsee. Pyramiden von verwitterten Fichten umstehen wie struppige Brauen das Wasserauge, in welchem sich die Tafeln des Hochstein spiegelten. Als ich oben über die glitzernden Schneemulden der Speißböden hinschritt, war es die achte Stunde — meine Uhr ging immer noch, gleichsam, als wirke auch auf sie das Naturgesetz, daß man auf hohen Bergen nicht leicht ermüdet.

Und endlich saß ich auf der Warte, hoch über einer Wüste von Gestein und Schnee. Nicht Rundschau hielt ich, sondern Rückschau und Vorschau, auf das, was war und was kommen soll . . .

Als ich wieder erwachte zur Gegenwart, da war der weite Kreis der Berge um mich versunken. Nebel hüllte mich ein und die Uhr stand still.

Noch war's der Nordwind — den ich an seiner Schärfe erkannte — der mir die Richtung deutete. Daraus erkügelte ich den Westen gegen den ich niederstieg. Bald war unter mir wie-

der das Grüne, über mir die Sonne.
In Filzmoos schreckte ich Gensfen auf;
sie eilten in das Gefelste des Ebenstein
empor. Ich wendete mich den Sonn-
schinshütten zu. Diese waren noch
winterlich verschlossen, erst unten in
den Pribitzhütten fand ich Milch und
Brot und Schwaigerin. Bevor, als ich
mich erquickt hatte, merkte ich nichts,
aber als ich insoweit gesättigt war,
bemerkte ich am Busen der jungen
Semin ein rothes Bändchen. Auf Almen

darf man wohl naturforschen und
so hielt ich mich an die Spur dessen,
was ich suchte. Jede Almerin muß
ihre Uhr und jede Uhr ihren Schlüssel
haben. Wir löseten die Dingelchen
nicht erst gegenseitig los, wir standen
zusammen. — Der Schlüssel hat ge-
paßt.

Und so ist frisches Leben gekom-
men in die Nachbarin meines Herzens,
sie zeigte mir darauf vierundzwanzig
gute Stunden.

Das Erntekind.

„In's goldwogende Aehrenfeld
Da gehe niemals, Kind, hinein! —
So harmlos es auch ward bestellt,
So kann es Dir gefährlich sein.“

„Denn tief in Feldes dunklem Schoos,
Da ruht das Erntekind verborgen,
Es liegt auf harter Scholle bloß
Und muß die Felswacht dort besorgen.“

„Es hütet sorgsam seinen Schatz,
Der Aehren goldig schwer Gewicht
Von seinem wohlverborg'nen Platz
Und liegt dort still und rührt sich nicht.“

„Doch wenn ein Menschenkind es wagt
In seiner Ruhe es zu stören,
Da kann's, so hat man mir gesagt,
Ihm seines Auges Licht zerstören.“

So spricht die Ahne; — Wischen schön,
Gar aufgeklärt in allen Sachen,
Sie kann die Rähre nicht versteh'n
Und könnte fast darüber lachen.

„Was kann im Aehrenfeld nur sein,
Das Menschen könnt' erblinden machen?“ —
Und fest tritt sie in's Feld hinein —
— Doch auf den Lipp' erstirbt ihr Lachen.

Denn was sie sieht im Felde d'rin,
Von Palmen halb und halb verdeckt,
Das hat die junge Zweiflerin
Schön Lieschen schier zu Tod erschreckt.

Mit ihren Händchen will sie fein
Die Augen schüßend sich bedecken —
Denn das laun's Erntekind nur sein —
D'rum fort von hier, es nicht zu wecken.

Jetzt faßt sie eine starke Hand —
Wie Bligstrahl fährt ihr's durch die Glieder,
Sie kann nicht fort — wie festgebaut
Zu Boden zieht sie's mächtig nieder.

Und eine Stimme ruft ihr zu:
„Ich bin's, der Hans, woll' Dicht nicht schrecken,
Ich pflegte hier im Feld der Ruh —
Doch ließ mich gerne von Dir wecken.“

Und sie mit großen Augen blickt
Dem schmutzen Burtschen in's Gesicht —
Und wie er sie an's Herz drückt,
Da hat sie's gerne — wehrt ihm's nicht.

Und wie er sie nun küssen will
Und flüstert: „Lieschen, kannst mich lieben!“
Da schweigt sie gar verschüchtert still
Doch ist's an seiner Brust geblieben.

Vergift darüber alle Welt,
Sich selbst, ihr junges schönes Leben,
Sie hat's dem Manne beige stellt,
Dem Liebsten ganz und gar gegeben.

Sie fühlt ein nie geahntes Glück . . .
Die Ahn' hat Recht: Die Lieb' macht blind,
Enthüllt das Herz, verhüllt den Blick,
— Die Liebe ist das Erntekind.

Baptist Fels.

Abenteuer des Kunstenthusiasten Zacharias Friedel.

Von Josef Lewinsky. — Berlin.

„Dem Mimen sichts die Nachwelt keine Kränze,“ sagt unser großer Dichter. Wie es aber mit den Kränzen manchmal bestellt ist, welche die Mitwelt ihren Mimen sichts, und wie diese Kränze manchmal selbst „bestellt“ sind, — davon weiß der Held dieser wahrhaften Begebenheit, der Rentier Zacharias Friedel, ein Liebchen zu stugen. Nur meinem eindringlichen Zureden hast Du es, lieber Leser, zu danken, wenn mein Held sich dazu herbeiläßt, Dir seine abenteuerliche Geschichte zum Besten zu geben.

Als ich noch in K. wohnte, Kinderchen, — beginnt Freund Zacharias seine Historie, — kam einst der Schauspielvirtuose Ananas, ein seiner Zeit bekannter Charakterdarsteller, welcher auf seine sechs bis acht Rollen im Lande umherreiste, auch nach K., um an dem Meloniatheater daselbst zu gastiren. Die freundschaftlichen Beziehungen, welche ich früher zu dem Künstler gehabt hatte, boten mir Gelegenheit, ihn bald nach seinem Eintreffen in K. aufzusuchen; und in der That fand ich Ananas, wie er mir versicherte, hocherfreut, in dem ihm fremden Orte einer besfreundeten Seele zu begegnen, welche ihm über manche, einem gastirenden Schauspieler wichtige, intime Verhältnisse: Zeitungsschreiber, Recensenten, Claque u. wünschenswerthe Auskunft zu geben vermöchte. Leider sah ich mich genöthigt, diese Ueberschätzung meiner schwachen Kräfte ihm als einen Irrthum zu bezeichnen, da ich eine derartige Bekanntschaft zu suchen niemals veranlaßt war.

Freund Ananas hatte seine sämtlichen Paraderollen: den Mephisto,

Richard, Shylok u. dem Publikum vorgeritten und war schließlich beim Franz Moor angelangt, den er als letzte Gastrolle und zu seinem Benefice darstellen wollte.

Den Tag vor dieser Räuber-Ausführung besuchte mich der Künstler in meiner Wohnung und nach den ersten Begrüßungen fragte er mich mit geheimnißvoller Miene: „Willst Du mir einen Gefallen erweisen, Friedelchen?“

„Gewiß, gewiß, lieber Freund“, erwiderte ich, unwillkürlich nach meinem Portemonnaie greifend.

„So höre denn altes Haus — aber den Finger auf den Mund, sonst ist's mit meinem Künstlerheiligschein in K. vorbei. Du weißt doch, daß ich morgen als letzte Gastrolle und zu meinem Benefice den Franz gebe. Das Haus wird gewiß ausverkauft sein, ich werde Beifall haben, aber — das genügt mir nicht, es muß noch mehr geschehen“.

„Nun und . . . ?“ fragte ich gespannt.

„Nun und — ich muß auch Blumen und Kränze haben“, erklärte der bescheidene Mime.

„Ja, Blumen und Kränze muß ich haben“, fuhr er fort, als ich ihn mit großen Augen ansah. „Zum vollständigen Erfolg eines gastirenden Schauspielers gehören auch diese „transportablen“ Siegestrophäen; wo sie aber der Künstler nicht erobern kann, da muß er vor der Welt so thun, als ob er sie erobert hätte, kurz, wo das Publikum ihm keine Blumen und Kränze wirft, muß er — sich selbst solche werfen lassen.“

„O!“ rief ich ganz erstaunt.

„Ja, Friedelchen, wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten, sagt Rückert. Da ich nun aber davon überzeugt bin, daß Du mir ein wahrhafter Freund bist, so habe ich Dich zu meinem Vertrauten in dieser delicaten Angelegenheit ausersehen. Du sollst einmal den Kunstmäcen spielen, kurz, Du sollst das Werfen der Blumen und Kränze für mich besorgen.“

„Ich?“ Schrie ich ganz entsetzt. „Aber lieber Ananas . . .“

„Ja, Du bester Zacharias“, unterbrach mich der gute Freund, „Du bist mir wie geschaffen zur Ausführung eines solchen Unternehmens, Du mit Deinem Embonpoint und Deinem gutmüthig wohlgenährten Antlitz, der reinsten Typus eines Kunstenthusiasten. Ich bin überdies davon überzeugt, daß die gewünschte Ovation aus wahrhafter Begeisterung für mich bei Dir entspringen wird.“

Ich suchte nun zwar dem großen Wimen begreiflich zu machen, daß er sich durchaus im Irrthume befinde, wenn er mich zu solchem Geschäft geeignet und — begeistert hielte; er wußte jedoch durch einen solchen Aufwand sophistischer Beredsamkeit mein Gewissen betrunken zu machen, daß ich schließlich, gutmüthig, wie ich nun bin, mich bereit erklärte, ihm den gewünschten Liebesdienst zu erweisen.

Nachdem er mich noch instruirte hatte, „wie's gemacht“ werden müsse, schied er von mir, mich zärtlich umarmend, bis auf Wiedersehen nach der Räuber-Vorstellung.

Nun fiel aber das ganze Gewicht dessen, was ich zu thun übernommen, mir centnerschwer auf die Seele. Ihr kennt mich doch, Kinderchen, von welcher peinlichen Gewissenhaftigkeit, Ehrlichkeit und — Unbeholfenheit ich nun einmal bin. An einen Ungeeigneten zu solchem, — nehmt mir's nicht übel, wenn ich's ausspreche, — schwindelhaften Unternehmen, hätte sich der gute Ananas daher kaum wenden

können. Aber was wollte ich thun, ich hatte es ihm nun einmal versprochen, und Friedel ist gewohnt, sein Wort zu halten.

Jetzt sungen meine Qualen an. Die erste Qual verursachte mir die Wahl des Kunstgärtners. Der eine schien mir nicht fein genug, der andere wieder zu fein, der dritte kannte mich und ich wollte aus guten Gründen ungenannt sein; endlich faßte ich mir ein Herz und ging zum vierten. Nachdem ich mich vorsichtig im Laden umgesehen, ob nicht etwa ein Bekannter anwesend, stotterte ich der Gärtnerin meine Bestellung hervor, — die gute Frau mußte es mir wohl angesehen haben, daß es die erste in meinem Leben war, — bestehend in drei Kränzen und drei Blumenbouquets, die sie anfertigen und nächsten Abend 6½ Uhr beim Portier des Melonia-theaters für mich abgeben sollte. Ueber den Kostenpunkt, den respektablen Betrag von 60 Mark repräsentirend, wurden wir bald einig und ich hätte nun beruhigt nach Hause gehen können, wenn es mir nur auch möglich gewesen wäre, ruhig zu sein. Die Angst, ob ich nur auch Alles gut zu Ende führen werde, verursachte mir Schlaflosigkeit, bereitete mir Appetitlosigkeit, brachte mich ganz und gar aus dem altgewohnten Geleise, daß meine liebe Emerentia, der ich von der ganzen Geschichte wohlweislich nichts sagte, mich mit wiederholtem Kopfschütteln anblickte, und sich mit dem Gebanfen abpeinigte, was diese plötzliche Veränderung bei mir bewirkt haben mochte.

Nach schlafloser Nacht lief ich wohl zehnmal nach dem Blumenladen, um halb dies, bald jenes anzuordnen. Jetzt hatte ich vergessen, für die Kränze Bänder, jetzt wieder verschiedene Farben dafür, nun wieder die Breite derselben mit der Gärtnerin zu verabreden, hernach wieder die Hauptsache, — Alles schien mir die Hauptsache — den Druck der Bänder, worauf in Gold, in Roth und in

Schwarz die Widmungen eingepreßt sein sollten: „Dem unvergleichlichen Künstler Ananas!“ „Dem liebenswürdigsten Menschen und größten Schauspieler Ananas; eine hoffnungslos Liebende!“ (So hatte Freund A. es gewünscht.) Endlich Mittag war alles zu meiner Zufriedenheit fertig, drei Riesenkränze und drei prachtvolle Blumenbouquets, woran der große Menschendarsteller schon seine Freude haben sollte.

Ich bin eben im Begriff, für die geschmackvolle Zusammenstellung dieser farbenreichen Kinder Flora's der Gärtnerin mein Compliment zu machen, als haßt die Thüre aufgerissen wird und — Welch Entsetzen! meine Frau in den Laden tritt. Mir fällt vor Schreck das Bouquet aus der Hand.

Wie die strafende Gerechtigkeit steht sie vor mir, mit hochgerötheten Wangen und flammenden Blicken.

„Hier also muß ich Dich finden, Du grauer Sünder“, ruft sie mir zu, mit ihrer mir nur zu wohl bekannten Suada, „hier in einem Blumenladen, wo Du das Geld durchbringst in Blumen für Schauspielerinnen und Tänzerinnen, während ich mich zu Tode um Dich ängstige und nicht weiß, was mit Dir vorgegangen ist. Du ich unglückliche Person!“

„Aber liebe Frau . . .“, wollte ich sie aufklären.

„Schweig, Du Ungeheuer! Wie Schuppen fällt's mir jetzt von den Augen; Welch' ein Glück, daß ich Dir nachgeschlichen bin. Noch heute lasse ich mich von Dir scheiden.“

„Aber liebe Emerentia, Du bist . . .“

„Ja, ein hintergangenes, beklagenswerthes Weib bin ich!“

„Nein, liebes Emerenzchen, im Irrthum bist Du.“

„Was, im Irrthum wär ich, Du Schändlicher? Du wolltest wohl noch leugnen, da der Beweis doch so sonnenklar hier am Tage liegt!“

„Ja gewiß, theure Gattin, die Blumen und Kränze, die Du hier siehst, sind für keine Schauspielerin oder Tänzerin bestellt, sondern, wie Du hier schwarz auf weiß — auch schwarz auf roth — sehen kannst, für keinen Andern, als meinen Jugendfreund, den berühmten Schauspieler Ananas.“

Ich kann es Euch überlassen, Kinderchen, das Gesicht zu vergegenwärtigen, — hi! hi! hi! — das meine sogenannte „bessere“ Hälfte bei dieser Eröffnung machte. Ihr wißt ja, so gut sie sonst ist, so eifersüchtig vermag sie zu werden, wenn sie, wie dies zuweilen vorkommt, mich auf „verbotenen Wegen“ argwohnt. Sie behauptet allerdings dann stets, wenn sie sich von meiner Unschuld und daß sie mir Unrecht gethan, überzeugt hat, es sei blos „aus Liebe“ geschehen. Aber Kinderchen, sie quält mich solchermaßen nun schon dreißig Jahre — „aus Liebe“.

Voll Unruhe machte ich mich schon um 4 1/2 Uhr auf den Weg nach dem nahen Meloniatheater, nachdem ich mich auf Anweisung meines Freundes mit einem halben Duzend Stechnadeln und mit ebensoviel, verschiedene Namen enthaltenden Visitenkarten versehen hatte, welche an die scheinbar von sechs verschiedenen Verehrern herrührenden Kränze und Bouquets befestigt werden sollten.

Da es bei meiner Ankunft am Theater kaum 5 Uhr war, so konnte das für 1/27 Bestellte beim Portier noch nicht abgegeben sein. Ich hatte daher, vor dem Musentempel wartend, wohl ein Recht, über Langweile, aber keines, über Unpünktlichkeit zu klagen.

Indessen, es wurde 6, es wurde 1/27 Uhr und von meiner Gärtnerin mit ihren Kränzen war noch immer nichts zu hören, noch zu sehen. Das Publikum strömte schaarenweise zum Theater und in jedem Ankömmling glaubte ich den geheimen Ueberbringer

des so sehnsuchtsvoll Erwarteten vermuthen zu dürfen und sah ihn mit Blicken an, etwa wie ein Zollvisitator, der Contrebande wittert, aber alles vergebens; so wurde es 7 Uhr.

Sieben Uhr! Ermesset Kinderchen, bis zu welchem Grade meine Aufregung nun gestiegen sein mußte; die Vorstellung, zu welcher ich von Ananas eine Prosceniumsloge bekommen hatte, mußte begonnen haben, in der ersten Scene der Freund aufgetreten sein und nach unserer Verabredung sollte ihm dann der erste Kranz zugeworfen werden. Was mußte er nur von mir denken, wenn nicht ein einziges Blümchen, auch nicht ein winziges Lorbeerblättchen ihm zu Füßen fiel? Ich hätte weinen mögen vor Aerger, da — da sah ich in der Ferne, die Straße herauf, etwas Grünes sich nähern; sind das nicht Kränze? — ja wahrhaftig, meine Kränze sind's, endlich, endlich! Nun entgegen dem Boten, dem Saumseligen!

„Mensch“, rufe ich entrüftet ihm schon von fern zu, „was ist das für eine Art und Weise, mich so lange warten zu lassen; hab ich Sie nicht zu $\frac{1}{2}$ 7 Uhr bestellt und jetzt ist's bereits $\frac{1}{4}$ 8“!

„Was wollen Sie von mir, Sie hätten mich bestellt“? fragt jener ganz verwundert und sieht mich mit Blicken dabei an, als wollt' er sagen: Bei Dir ist's wohl im Oberstübchen nicht ganz richtig? Mein aufgeregtes Wesen mochte ihn zu der Annahme wohl einigermaßen berechtigen.

„Herr“, rief ich nun wuthentbrannt, „Sie wollen auch noch grob werden? Wenn ich nur mehr Zeit hätte, Ihnen würde ich den Standpunkt schon klar machen. Jetzt aber geben Sie mir meine Blumen und Kränze, auf die ich lange genug gewartet habe.“

„Hoho Freundchen!“ entgegnete jener, „da könnte Jeder kommen und sagen: geben Sie mir meine Blumen und Kränze; wer sind Sie denn eigent-

lich, daß ich dies thun soll, Sie Grobian“?

„Wer ich bin, geht Sie eigentlich gar nichts an; indessen um zu Ende zu kommen: ich bin der Rentier Friedel, habe die Blumen und Kränze gestern bei Ihrer Prinzipalin, der Gärtnerin Zippel bestellt, habe sie gleich bezahlt, habe den Auftrag gegeben, sie um $\frac{1}{2}$ 7 beim Portier des Meloniatheaters abzugeben, habe also ein Recht, da dies bis jetzt noch nicht geschehen ist, sie von Ihnen zu fordern, um sie Herrn Ananas zuzuworfen.“

„Aber mein Herr, die Blumen und Kränze sind ja gar nicht von der Gärtnerin Zippel, sondern vom Hofgärtner Schnitzel.“

„Wie, nicht von Frau Zippel?“

„Bewahre, sie sind auch nicht vom Rentier Friedel bestellt, sondern vom Banquier Pukig.“

„Nicht vom Rentier Friedel?“

„Nein, sie sollen auch nicht dem Herrn Ananas geworfen werden, sondern dem Fräulein Schnitzel.“

Rechne mir der Himmel den gräulichen Fluch nicht als Sünde an, den ich ausstieß, als ich auf solche Weise erfuhr, was nicht zu erfahren mir besser gewesen wäre.

„O Gott, o Gott,“ rief ich aus, und Thränen der Wuth rannen mir über das Gesicht, „warum muß gerade ich der Esel sein, der in deiner großen, weiten Schöpfung so viel Pech hat. Gibt es denn kein geeigneteres Geschöpf als mich? — Aber ganz recht geschieht es mir“, sagte ich ingrimmig zu mir, „wozu lasse ich mich auch in einen solchen Handel, wozu lasse ich mich überhaupt mit Komödianten ein und bleibe nicht lieber der ruhige, solide, friebliebende Bürger Zacharias Friedel, der ich gewesen bin und als den alle Welt mich kennt. So, Zacharias, die Suppe, die du dir eingebrockt hast, kannst du jetzt auch aufessen; sieh zu, wie du die Geschichte zu Ende führst, ohne daß dich heute noch der Schlag rührt, was bei deiner starken

Leibesbeschaffenheit wahrlich kein Wunder wäre.“

So mich und alle Welt anklagend, bestieg ich — was ich schon längst hätte thun sollen, einen Wagen und ließ mich zu meiner Gärtnerin hinfahren. Ich hatte mich während der Fahrt innerlich so in Wuth geredet, daß ich mich auf dem Siedepunkte befand, als der Wagen still hielt. Ich sprang heraus und wollte in den Laden; ich rannte in der Dunkelheit gegen die Thür, der Laden war schon geschlossen.

„Also auch das noch!“ rief ich in heißem Schmerz und ließ, wie ein paar lahme Windmühlensügel, ohnmächtig die Arme hängen. Indessen, ich mußte mich fassen. Nach der Wohnung der Gärtnerin fragend, erfuhr ich, daß dieselbe sich in der Nähe befindet.

So weit meine Körperfülle es gestattete, stürmte ich die drei Treppen hinauf, die Gärtnerin war zu Hause.

„Frau,“ rief ich ihr athemlos leuchtend im Eintreten zu, „einen Mord, einen himmelschreienden Mord laden Sie heute noch auf Ihr Gewissen. Warum haben Sie mir meine Blumen und Kränze nicht geschickt? warum?“

„Wie, ich hätte die Blumen und Kränze nicht geschickt?“ fragte verwundert die Gärtnerin. „Gewiß, mein Herr, mein Mädchen, das sie abtrug, kam ja vor einer Stunde zurück vom Theater.“ —

„Aber das ist ja ganz unmöglich, Madame,“ schrie ich, „ich habe ja beinahe drei Stunden in Wind und Wetter vergebens vor dem Theater gewartet, und komme jetzt zu Tode erschöpft von dort, um Sie nach dem Verbleib meiner Bestellung zu fragen.“

„Ich gebe Ihnen die heiligste Versicherung, mein Herr,“ erklärte die Blumenfee mit vollster Bestimmtheit, „daß ich die Gegenstände, wie Sie gewünscht hatten, um 6 Uhr von hier abgeschickt habe, so daß dieselben noch

vor halb 7 beim Portier des Ulfonia-Theaters eingetroffen sein mußten.“

„Des Ulfonia-Theaters?“ schrie ich mit fürchtbarer Stimme.

„Nun ja, so lautete Ihre Angabe.“

„Um des Himmelswillen, welcher ein Mißverständniß!“ rief ich, mir verzweifelnd in die wenigen Haare greifend, die ein gütiges Geschick mir noch gelassen.

„Frau! entsegleiche Frau! Zum Portier des Melonia- und nicht zu dem des Ulfonia-Theaters sollten Sie Ihre Arbeit ja schicken. O, ich Unglücklicher, ich Bedauernswerther! Welch ein Kobold treibt heute nur sein graufames Spiel mit mir!“

Zu Erörterungen war indessen jetzt keine Zeit. Unverzüglich mußte nun die Gärtnerin, um den Fehler zu berichtigen, nach dem Ulfonia-Theater eilen, während ich mich zurück begab nach dem Melonia-Theater.

Ich glaubte, das Ende meiner Leiden wäre endlich gekommen, und instruirte den Portier, was er zu thun habe, wenn die Blumen und Kränze einträfen. Der gute Mann wußte aber Bescheid. „Dieber Herr,“ sagte er, „so was kommt uns fast alle Tage vor, wir wissen schon, wie's gemacht wird.“

Und verständnißkinnig mit den Augen zwinkernd, ließ er den Thaler, der seinem Verstand auf die Beine helfen sollte, in seine weite Tasche gleiten. Etwas erleichtert eilte ich nun hinauf in meine Prosceniumslöge, es war eben Schluß des ersten Actes. Ananäs wurde stürmisch gerufen und verneigte sich nach allen Seiten; der Blick, den er mir zuwarf, als die Beifallsjalve von keinem Kranz, von keiner Blume begleitet wurde, war ein Dolchstich in mein Herz.

„Du sollst im nächsten Acte schon dafür entschädigt werden, guter Ananäs,“ sagte ich, mich selbst beruhigend. Traurige Entschädigung. Ich hatte gehofft, das Ende meiner Leiden wäre gekommen, aber ach! sie fingen jetzt erst recht an.

Der zweite Act begann, in der dritten Scene tritt Carl Moor auf. Voll Freude hatte ich bemerkt, daß meine Blumen und Kränze eingetroffen sein mußten. In meiner Nähe stand ein Mann, — dem Anscheine nach ein Theaterdiener, einen Kranz in der Hand haltend, den ich am Bande sofort als einen der meinigen erkannte.

Wer beschreibet aber meinen Schreck, als der Kerl, ehe ich ihn daran hindern kann, die Zuschauer bei Seite schiebt, sich an den Logenrand drängt und — entsetzlich; — den dem Franz Moor bestimmten Kranz auf die Bühne wirft, seinem eben auftretenden Bruder Carl zu, welcher, als ob die Spende von Gottes- und Rechtswegen ihm zukäme, dieselbe aufnimmt, feurig an sein Herz drückt und sich höflichst nach oben beugt für meinen schönen, theuern Kranz à 3 Thlr. 15 Sgr.

„O Sie Esel!“ konnte ich mich nicht enthalten, halblaut auszurufen, was dem Theaterdiener galt, aber einen neben mir sitzenden jungen Mann veranlaßte, aufzuspringen und mich brüsk zu fragen: „Wen meinten Sie mit dem Esel, mein Herr, etwa meinen Vater?“

„Ihren Vater?“ fragte ich meinerseits verwundert.

„Ja, mein Herr, der Darsteller des Carl Moor ist mein Vater, und wenn Ihr Esel etwa ihm gegolten hat, so ist dies eine Beleidigung, die auch mich trifft und die daher nur durch Blut abgewaschen werden kann. Hier ist meine Karte!“

„Werther Herr,“ stotterte ich erbleichend, — unsere Nachbarschaft war auf den Wortwechsel aufmerksam geworden, — „es fiel mir nicht im Traume ein, Ihren vortrefflichen Herrn Vater beleidigen zu wollen; mein Esel galt bloß dem dummen Menschen, der... der... Ihrem Herrn Vater eben einen Kranz zuwarf.“

„So? ha ha ha!“ lachte der junge Kaufbold höhniisch, „Sie werden ja immer besser, immer ausfallender, mein

Herr, Sie wollen also mit Ihrem Esel sagen, daß die Darstellung meines Vaters keines Kranzes werth sei. Nun, wir werden uns morgen weiter darüber sprechen. Ihre Karte, mein Herr!“

Um das Aufsehen, das unser halblaut geführter Wortwechsel zu erregen anfang, nicht zu vermehren, bequeme ich mich dazu, dem Wütherich meine Karte zu geben, — ha ha ha! es war eine von den sechs fremden, welche ich für die Blumen und Kränze meines Freundes zu mir gesteckt und dem Portier zu übergeben vergessen hatte. Der Namensträger dieser Karte wird sich wohl nicht wenig gewundert haben, als am nächsten Tage der Secundant meines Gegners ihm auf die Bude gerückt kam, um ihn zu fragen, ob er sich mit dem Beleidigten auf Säbel oder Pistolen schlagen wolle.

Heute konnte ich aber des Spases nicht froh werden. In der ersten Scene des dritten Actes wurden Franz und Amalie — gleichfalls ein Gast — stürmisch gerufen. „Jetzt wäre eine passende Gelegenheit,“ dachte ich, „meinem wackeren Ananas sein meisterhaftes Spiel durch einen Kranz oder ein Bouquet zu lohnen, damit er doch sähe, daß ich sein Freund bin.“

Ich hatte den Gedanken kaum ausgedacht, als auch schon, o Jubel! zwei Bouquets — ich erkannte sie sofort als die meinigen, — geworfen wurden, das eine aus der Loge, das andere aus dem Parquet, und — warum verschlingt mich nicht gleich der Abgrund! — hinstielen zu den Füßen Amalias, die sie aufhob, mit ihrem süßesten, mit ihrem zauberischsten Lächeln, sich dafür verneigend, artig und höflich, für meine, für meines Freundes herrliche, kostbare Bouquets, à Stück 4 Thlr. 10 Sgr.

Ich war nahe daran, ergrimmt hinunterzurufen: „Sie, Madame, die Blumen hat sich Herr Ananas für sich, und nicht für Sie werfen lassen.“ Noch rechtzeitig wurde ich aber daran gehindert durch einen Blick, den mir

mein mit sauer-süßem Lächeln sich eben verneigender Freund zuwarf, — einen Blick, welcher ungefähr daselbe zu sagen schien, was ich vorhin, den Theaterdiener meinend, ausgerufen hatte. —

Indessen, ich besitze die für mein körperliches Wohlbestehen glückliche Eigenschaft, das Mißlingen irgendetwas eines Unternehmens nicht dauernd ungünstig auf mich einwirken zu lassen, und so berechnete ich denn alsbald im Stillen, daß nach Abzug der an die falsche Adresse beförderten, immer noch zwei Kränze und ein Bouquet übrig sein mußten, welche mich in dem Ansehen meines Freundes einigermaßen rehabilitiren konnten; ich baute daher neue Hoffnung auf diese Ueberreste künstlerischer Sehnsucht, schauspielerischen Ehrgeizes und es wurde etwas ruhiger in meinem Innern.

Allein in den Sternen stand es nun einmal geschrieben: Alle Deine Veranstaltungen, Friedel, sollen heute ein klägliches Ende finden. Im letzten Zwischenacte trat ich noch hinaus zum Portier, um mir einen Kranz, den ich dem Freunde am Schlusse selbst werfen wollte, geben zu lassen.

„Sorgen Sie dafür, bester Herr Portier,“ bat ich den Mann, „daß diese letzten beiden Ueberbleibsel unserer verunglückten Expedition nur ja in recht geschickte Hände gelangen und nicht wieder fremden Menschen zugeworfen werden, daß sie auch bei recht passender Stelle dem Herrn Ananas zugeworfen werden. Der gute Mann versprach sein Möglichstes und vollkommen beruhigt, trat ich, den Kranz in der Hand, in meine Loge; der fünfte Act begann.

„Verrathen! Verrathen! Geister ausgepieden aus den Gräbern!“ ruft Franz hereinstürzend und — Bardanz! fliegt ihm das letzte meiner Riesensbouquets mit derartiger Vehemenz gegen den Kopf, daß der Träger des letzteren, auf ein derartiges Weisfalls-Attentat bei dieser Stelle durchaus unvorbereitet,

mit dem nicht ganz Schiller'schen Ausrufe: „Schod = schwere = Noth!“ das Gleichgewicht verlierend, der Länge nach hinfällt, während die unglückseligen Werkzeuge dieser mörderischen That, die zarten Blumen, nicht gewohnt als Bomben benützt zu werden, gleichfalls aus ihrer „Rolle“ fallen und zerstreut umherliegend, das Schlachtfeld, die Bühne bedecken.

Es war ein Glück, daß das Stück sich seinem Ende nahte, wahrlich, ich selbst würde mich meinem Ende genaht haben, wenn es noch länger gebauert hätte; die fortwährenden Schicksalsnasenstüber dieses Abends fingen an mir im höchsten Grade lästig zu werden, und hätte ich nicht den einzigen, mir übrig gebliebenen, den letzten Kranz noch in Händen gehabt, ich wäre längst auf und davon gegangen, meine Schande zu verbergen. So aber hielt's mich zurück und austrinken mußte ich den bitteren Kelch bis zur Neige.

„Damit du doch siehst Ananas,“ sagte ich trübselig im Stillen, „daß ich den rechtlichsten Willen gehabt, alle sechs Bouquets und Kränze dir allein zukommen zu lassen, will ich hier die fünf Karten, die ich noch habe, in diesen einen, den letzten Kranz stecken, der dir doch ungehindert zusiegen wird.“

Das Stück war zu Ende, die Darsteller wurden applaudirt, der des Franz wurde stürmisch gerufen und ich, ich nahm den Kranz, als ob er eine glühende Kohle wäre, zitternd von einer Hand in die andere und mit Zell konnte ich ausrufen:

„Entrönn' er jeho kraftlos meinen Händen, Ich habe keinen zweiten zu versenden.“

„Freund Ananas erscheint, verneigt sich, ist tief gerührt. „Hierbleiben! Wiederkommen! ruft das enthusiastische Publikum und ich, ich denke: „jetzt ist der geeignete Moment, jetzt muß es Effect machen, jetzt frisch Zacharias, wirf!“

Und die Augen zudrückend, mit hochklopfendem Herzen, als sei von

dem „Gelingen des großen Wurfes“ weit mehr abhängig, als eines „Freundes Freund“ zu sein, lasse ich es los, das letzte meiner Ruhmeszeichen für das schwere Geld von 20 Thalern, das ihm zustiegen soll, dem zu kurzgekommenen Künstler, aber weh! weh! weh! — furchtbar grausames Geschick! — Im Fluge bleibt es an einem der vorspringenden Logengasarme hängen, wo es von der Flamme im Nu erfaßt und gierig beleckt wird, ehe Jemand es erreichen und retten kann, mit seinen Karten und Bändern, „gewidmet dem unvergleichlichen Künstler Ananas, von einer hoffnungslos Liebenden.“

Und von all' den Schicksalschlägen dieses Abends meiner selbst nicht mehr bewußt, schrie ich beim Anblick der züngelnden Flamme in das dichtgefüllte Haus hinein, wie besessen: „es brennt!“

Was ein solcher Ruf in einer Situation, wie die gegenwärtige zu bedeuten hat und welche entsetzlichen Folgen er herbeizuführen vermag, dies auszubedenken, liebe Freunde, kann ich euch wohl selbst überlassen. Gott weiß auch, welches Unheil ich heute noch angerichtet hätte, da mein Brandruf vom ganzen Hause gehört, seine sich selbst verzehrende und ganz ungefährlüche Veranlassung aber nur von einem Theile desselben gesehen werden konnte, wenn nicht im Augenblicke, da einige nervenschwache Damen sich zu einer Dohnmacht anschlössen, andere bereits um Hilfe zu schreien und hinauszu drängen anfingen, — Freund Ananas die Geistesgegenwart gehabt hätte, von der Bühne herab, mit einem vernichtenden Blick auf mich, das aufgeregte Publikum durch einige aufklärende Worte zu beruhigen und festzuhalten.

Run kam das Ende vom Liede, von welchem ich aber nicht sagen konnte: „Ende gut, Alles gut.“

Der ominöse Ruf hatte die allgemeine Entrüstung gegen den lebensgefährlichen Urheber desselben hervorgerufen und Aller Augen auf mich gerichtet.

„Hinaus mit dem Kerl!“ ertönte es alsbald von verschiedenen Seiten des Hauses. „Einsperren! Durchprügeln!“ rief es, und ehe ich mich's versah, hatten mich schon eine Anzahl kräftiger Arme — unter denen sich auch die meines heißspornigen, duell-süchtigen Nachbarn befanden, — am Kragen erfaßt und ohne mit erst Zeit zu lassen, meine „Rechnung mit dem Himmel“ zu machen, mich in Begleitung mehrerer Stöße, verschiedener Püffe mit „pneumatischer“ Geschwindigkeit aus dem Tempel der Musen hinaus, befördert auf die Straße.

Da war ich nun wieder, und obzwar physisch und moralisch zer schlagen, dankte ich meinem gütigen Schöpfer, als ich erst das unselige Haus hinter mir hatte, in dem sich meine Tragi-Komödie abge spielt hatte.

Ohne weitere Sehnsucht nach meinem guten Freunde warf ich mich in einen Wagen und ließ mich nach Hause fahren zu meiner theuern Emerentia; die Gardinenprelbigt, die sie mir hielt und ein niedererschlagendes Brausepulver mit körperlicher Einreibung bildeten den würdigen Abschluß des ewig denkwürdigen Tages. —

Das, Kinderchen, ist die abenteuerliche Geschichte des „Kunstenthusiasten“ Zacharias Friedel. Ich habe wohl nicht nöthig, euch zu versichern, daß ich nach den Erlebnissen dieses Tages mich nie mehr auf Kunstenthusiasmus eingelassen. Nach einiger Zeit kam Freund Ananas, um zu gastiren, wohl wieder nach X. Die Blumen und Kränze, welche ihm aber diesmal geworfen wurden, — sie kamen nicht von Zacharias Friedel.

Vineta-Wien.

Geschichten aus einer versunkenen Stadt von Hieronymus Form.

I. Versunken.

Wien, die aufblühende Stadt, die ihre Weltbedeutung mit ihrer äußeren Gestalt zugleich von Jahr zu Jahr erweitert, Wien ist auch eine versunkene Stadt, eine Vineta. Die materiellen und die geistigen Veränderungen bilden stets bis auf den heutigen Tag eng nebeneinander laufende Parallel-Linien. Als die politischen Wälle fielen, welche das absolute Regierungssystem so sorgsam und scheinbar für die Ewigkeit aufgerichtet hatte, waren auch schon die Werkzeuge angelegt, die schweren, noch Jahrhunderte allen Stürmen zu trotzen bestimmten Festungsmauern, die Bastionen, niederzuwerfen. Unter den Trümmern jener materiellen und geistigen Wälle liegt begraben und versunken eine von der Culturgeschichte verachtete, von den Menschen mehr und mehr vergessene Stadt: das „alte“ Wien.

Niemand kann besser wissen, als ich, daß damit nichts Neues gesagt ist, denn Niemand hat sich lebhafter als ich über die vielfache literarische Ausbeutung des „alten Wien“ geärgert. Das alte Wien, wie es wirklich beschaffen war und wie ich es erlebte, ist verklärt vom Rosenschimmer der eigenen Jugend; das alte Wien, wie es von zahlreichen Wiener Roman- und Feuilletonisten vorgeführt wird, ist umdüstert von dem Schatten der Weislosigkeit, bedeckt mit den schweren Wolken einer falschen Gemüthlichkeit.

Man hat über das alte Wien entweder mit Haß und Bitterkeit geschrieben, insofern die der Geschichte

überlieferten alten Zustände noch nicht verschmerzt waren, vielleicht sogar mit der Gegenwart sich zu berühren schienen; oder man hat mit lächerlich naiver Unwissenheit jene untergegangene Zeit als ein verlorenes Paradies geschildert. In der ersten dieser beiden Richtungen waren politische Schriftsteller, in der andern Roman- und Zeitungsschreiber thätig. Die Letzteren sind es zum Theil noch immer und bezahlt eine von den bekannten Persönlichkeiten des vormärzlichen Wiener Lebens die Schuld der Natur, so stimmt der Reporter der Tagesgeschichte regelmäßig ein elegisches Seufzen, ein thränenvolles Klagegedicht an, dessen Festigkeit und Unauhaltbarkeit von der Zeilenzahl allein abhängig ist, die der Raum dem Berichterstatter gerade zur Verfügung stellt. Immer aber wird schmerzlich geweint um den Hingegangenen, mag er auch auf keinem Gebiete menschlicher Wirksamkeit etwas Erhebliches geleistet haben. Sein Verdienst ist: „er war ein alter Wiener;“ er war eine niemals übersehene Erscheinung bei allen öffentlichen Unterhaltungen, bei jedem „Jux“; er ist häufig in der Gesellschaft von Castelli, Bäuerle, Raimund u. s. w. gesehen worden, vor Allem aber sprach er den urwüchsigsten Wiener Dialekt, der mit der eigentlichen niederösterreichischen Volksmundart nicht zu verwechseln ist, in classischer Unreinheit. Und folglich: „Wieder hat der unerbitterliche Tod eine Persönlichkeit des alten Wien dahingerafft, welche Jedem bekannt“ 2c. 2c.

Eine wirkliche culturgeschichtliche Werthbemessung jener alten österrei-

chischen Zeit, insofern sie das sociale Gesamtleben Wiens regierte und ihre getreueste geistige Repräsentanz in den Zuständen und Gewohnheiten dieser Stadt fand, ist der Literatur noch nicht geschenkt worden, weder als Historienbild noch als scenischer Hintergrund einer Dichtung. In den Aufzeichnungen aus seinem Leben hat Heinrich Laube mit einigen Zeilen den Eindruck angedeutet, den kurz nach der Juli-Revolution, also in einer Epoche vielverheißender Bewegung das nur im Walzer sich drehende und sonst regungslose Wien auf den Fremden übte, der es, mitten aus den Wogen der Intelligenz austauchend, die damals Deutschland, die Welt überflutheten, zum erstenmale sah. So weit ich Laube's und Anderer Aeußerungen in Erinnerung habe, stellte sich zu jener Zeit Wien dem Nicht-Eingeborenen unvergleichlich seltsam dar. Am passendsten wäre noch der Vergleich mit einem reizenden kleinen Gefängniß gewesen. Denn die 34 Vorstädte waren nicht tonangebend genug, daß man aus ihnen den eigentlichen Charakter der Stadt hätte ableiten können; die eigentliche innere Stadt aber war von verengenden Festungsmauern umgeben, von Bastionen und Glacien, Bezeichnungen, die überall sonst die schauerliche Vorstellung kriegerischer Actionen erregen, hier aber nur auf vergnügliche Spaziergänge hinwiesen. Allein dem Vergleich mit einem Gefängniß, wiederlegt sich ein merkwürdiger Umstand.

Zu einem Gefängniß gehört die Trauer dessen, der es bewohnen muß, und sein heißes Verlangen, den Kerker zu verlassen. Die Bewohner des alten Wien hatten nicht das mindeste Bewußtsein davon, in einem Gefängniß zu leben und weit entfernt, es verlassen zu wollen, hatten sie keinen Begriff davon, daß sie außerhalb dieser Stadt ein menschliches Leben führen könnten; weniger mit ihrer Stimme, als mit allen Neigungen und Lebens-

einrichtungen sangen sie unaufhörlich: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien“ und wen ein grausamer Zufall für Augenblicke entfernte, setzte elegisch hinzu: „da muß es prächt' sein, da möcht' i hin.“

Nun ziehen aber die Ideen, die Luftströmungen der Geschichte, die geistigen Dünste, die aus dem niederen Erdenleben aufsteigen, um wieder darauf zurückzufallen, gleich den Wolken über die Länder dahin, unbekümmert nämlich um die Beschaffenheit des Bodens, über den sie sich ergießen, um die Wirkungen, die sie auf ihn hervorbringen werden. Hier rufen sie erquickliche Fruchtbarkeit, dort nichts weiter als abscheulichen Schlamm hervor. Auch auf Wien fielen die Ideen der durch die Juli-Revolution aufgeregten Zeit nieder, während sie aber an den gedankenlosen Massen spurlos sich verließen, erzeugten sie individuelle Wirkungen, die man in den verschiedenen, oben erwähnten Geschichten und Romanen aus dem alten Wiener Leben nicht beachtet hat, die man aber in das Auge fassen muß, um ein richtiges Culturbild vom „alten Wien“ geben zu können.

Auch unter den Ur-Wienern, mochten sie mit ihren Wünschen und Gedanken auch niemals über die Grenzen des Bestehenden hinausgekommen sein, mußte es, wie überall, einige gute Köpfe geben. In diesen entstand zuweilen eine merkwürdige Unruhe, die zu seltsamen Lebensgestaltungen führte. Einerseits hatten solche Menschen von Verstand und Talent nicht die geringste Ahnung, daß die Entwicklung des menschheitlichen Geistes nicht das Kind der Behörden sei, ausschließlich von diesen befohlen, begrenzt und mit einem Inhalt versehen; daß die Menschheit auch ein Organismus, dessen Entfaltung von Innen heraus, durch Selbstthätigkeit sich vollziehen könne. Andererseits waren ihnen eben von der Natur Fähigkeiten verliehen, an solcher Selbst-

thätigkeit mitzuwirken, politische Fähigkeiten, denen es gänzlich an dem Object fehlte, durch welches sie sich zur Erscheinung hätten bringen können, ja sogar an dem Bewußtsein, von welcher Beschaffenheit das passende Object ihrer Thätigkeit hätte sein müssen. So gab es Finanzmänner, Staatsmänner, politische und religiöse Reformatoren, reichbefähigte Köpfe aller Art, denn die Natur läßt sich nicht abhalten, in einem durchschnittlich gleichen Maß ihre Producte auch auf dem Gebiete der Intelligenz zu schaffen, unbekümmert, ob sie nach den Umständen der Welt auch Verwendung finden. Und so bescheiden gewöhnlich das Maß ist, nach welchem die Natur die Geschickten und Begabten erschafft, für Wien, für das alte Wien, war es noch immer ein zu großes Maß. Alle diese Finanzmänner, Staatsmänner, Reformatoren und fähigen Köpfe fanden keinen Wirkungskreis und was noch bedeutungsvoller ist, sie hatten kein Bewußtsein davon, was ihnen fehle und was sie quäle; sie fühlten nur die schaffenslustige Regsamkeit ihres Gemüthes und suchten verwirrt ein Ziel, einen Zweck solchen Strebens.

Der Ausweg, den sich der unklare Seelendrang dennoch schaffen mußte, gestaltete sich nun zuweilen zu abnormen Anschauungen und curiosen Lebensführungen, verursachte Glück und Unglück ungewöhnlicher Art, am öftesten aber Vereinsamung und trostlosen Untergang. Solche Beispiele aus dem österreichischen Bineta, aus dem versunkenen Wien wieder an das Tageslicht empor zu ziehen, will ich in den nachfolgenden kleinen Geschichten den Versuch machen, weil damit ein Beitrag zur Culturgeschichte des alten Wien gegeben wäre, welchen weder Bäuerle's Romane noch die Wehrufe der Volksblätter-Feuilletonisten liefern, daß wieder der unerbitterliche Tod einen alten Wiener dahingerafft u. s. w.

2. Der Börsespeculant.

Ich habe erwähnt, daß die Unterdrückung des allgemeinen Geisteslebens einem einzelnen Geistreichen zuweilen auch zum Glück gereichte. So war es mit einem Kaufmann der Fall, den ich Tront nennen will, ein Name, der meines Wissens in der Wirklichkeit nicht vorkömmt, da es mir mit diesen Aufzeichnungen um nichts weniger zu thun ist, als persönliche Deutungen hervorzurufen.

Tront war ein ungelehrter und selbst unwissender Mann, der aber mit einem hellen Kopf in die Welt blickte, und manches Dunkle und Verworrene durchschaute. Im Anfang des Jahres 1835 erkrankte Kaiser Franz und das Verhalten Wiens zu den in der Hofburg ausgegebenen Bulletins gestaltete das Ereigniß zu einem der merkwürdigsten und ebenfalls noch nicht dargestellten Momente in der Geschichte Wien's.

Den historischen und moralischen Charakter des Kaisers Franz zu schildern, ist hier nicht meine Aufgabe. Genug, das politisch ahnungs- und bewußtlose Wien, wie ich es oben als ein Gefängniß, das sich als solches selbst nicht kennt, bezeichnet habe, betrachtete und verehrte den Kaiser Franz so zu sagen als Mittelpunkt der Welt. Er hatte so lange regiert, daß die Generation, selbst so weit sie schon an der Schwelle des Greisenalters stand, die Zeit nicht gesehen hatte, in der es keinen Kaiser Franz auf dem Throne gab. Wenige Wiener waren, die nicht in irgend einer Angelegenheit einmal Audienz bei ihm genommen hätten. Dem ganzen Wiener Volke war er in seiner bürgerlichen Erscheinung, im schlichten Rocke und mit dem abgetragenen Hute eine vertraute Gestalt. Den Beamten und zwar nicht gerade denen vom untersten Rang, war er der Inbegriff aller Regierungsweisheit, die überhaupt auf Erden möglich ist. Die Gewerbetrei-

benden hielten das Bestehen der Dinge an sein Walten geknüpft; den Finanzmännern schwand der Werth der Papiere in dem Maße, als sie gemahnt wurden, daß sogar das Leben eines mit allen Segnungen der Erde überhäuften Monarchen dem Schwinden unterworfen sein könne.

Dieses Jahr 1835 war die äußerste Grenzlinie der politischen Finsterniß in Oesterreich, das letzte Jahr einer Zeit, in der sich diese Finsterniß vollkommen sicher fühlte, in der noch nicht einmal das Phosphorglühen eines einzigen unzufriedenen Gemüthes sie durch einen problematischen Schimmer unterbrach. Eifrig verzehrte Oesterreich seine al pari stehenden Staatsrenten in „Kipfeln“ und über allen Kipfeln war Ruh. Metternich war seit zwanzig Jahren unumschränkter Minister und die Bedeutung seines Thuns und Unterlassens, wenn dem noch ganz naiven Sinn des Volkes überhaupt erkennbar, wurde zugebedt von der tiefwurzelnden, fast leidenschaftlichen Liebe zum regierenden Monarchen, zum guten Kaiser Franz.

Für Kaiser Franz hatte Haydn das „Gott erhalte“ componirt und jeder österreichische Bürger sang es als Morgen- und Abendgebet und vornehmlich beim Steuerzahlen und hatte damit seine sämmtlichen politischen Bedürfnisse befriedigt. Für ihn erschöpfte sich der ganze so viele Bände umfassende Inhalt von Rottecks und Wellers „Staats-Lexicon“ in der einzigen Zeile: „Gott erhalte Franz den Kaiser.“

Während die fünf Jahre früher erfolgte Juli-Revolution für Europa, selbst für das in der Bundesnacht seines Bundesstages schlummernde Deutschland, ein bahnbrechendes Ereigniß, für Oesterreich nichts war, als ein französisches Theaterstück, so lange nicht vorhanden, als Theodor Hell, Kurländer und Castelli, die unermüdlichen Uebersetzer Pariser Stücke es zufällig nicht „frei bearbeiteten“; kün-

digte sich doch das Wehen der neuen Zeit auch in Oesterreich ganz leise, kaum vernehmlich durch ein charakteristisches Merkmal an. Man sprach im Jahre 1835 zum ersten Male von einer Eisenbahn.

Die Generation ist bereits im Aussterben begriffen, welche den Uebergang von der Postschnecke zum Waggon, vom Eilwagen zum Eilzug mit persönlichen Erfahrungen durchgemacht hat. Die Nordbahn, später Kaiser-Ferdinands-Nordbahn genannt, war das erste Eisenbahn-Unternehmen, welches in Oesterreich versucht wurde. Auf dem ganzen Continent noch gab es nur zwei und nur auf ganz kurze Strecken in Thätigkeit gefetzte Schienenstraßen. In Oesterreich betrachtete man den Bau, der zunächst die Hauptstadt Niederösterreichs mit der Mährens in Verbindung setzen sollte, als ein Project überspannter Köpfe. Man berechnete, daß der „Stellwagen“ zur Zeit der Bränner Märkte etwa 70 Personen wöchentlich beförderte und wenn man in Folge der Neugier des Interesses an der neuen Erfindung auch eine Steigerung auf 100 in Anschlag brachte, so begriff man doch nicht, wie diese Zahl eine Ausgabe von Millionen auch nur annähernd decken sollte.

Obgleich im Jahre 1835 bereits eifrig gebaut wurde, bestand die Nordbahn noch wesentlich nur auf dem Papier, das will sagen, nicht als Plan, sondern als Capital-Zeichnung; die Actien der Nordbahn, die ersten Eisenbahn-Actien, mit welchen in Oesterreich gehandelt wurde, waren in Wien auf die Börse gebracht worden. Nicht anders als heutzutage etwa Lustballon-Actien wurden sie aufgenommen. Eine Nordbahn-Actie, deren ursprünglicher Emissions-Preis 1000 fl. betrug und die gegenwärtig selten unter 2200 Gulden zu haben ist, konnte damals um 400 Gulden und darunter erworben werden. Aber auch diese Werthschätzung stellte sich als eine fabelhaft

hohe in dem Augenblicke heraus, als im Februar des genannten Jahres die Kunde durch die Stadt, durch die Monarchie lief, daß Kaiser Franz lebensgefährlich erkrankt sei.

Die Course aller Staats- und Industrie-Papiere fielen in unerhörter Weise, doch dies war selbstverständlich und gewissermaßen Nebensache. Dem Wiener schien die Existenz der Welt mit der des Kaisers Franz zugleich in Frage zu stehen. Er hatte über vierzig Jahre regiert, er hatte sich beinahe identificirt mit dem Hause, in dem man lebte, mit der Straße, auf der man verkehrte: vor Allem aber war er Mittelpunkt und Inbegriff des Staatslebens; man fragte sich nicht, was geschehen werde, um ihn zu ersetzen, sondern nur, was geschehen werde, um ohne ihn weiter zu bestehen. Eine Welt ohne Kaiser Franz vermochte sich der Wiener absolut nicht zu denken, von der moralischen Macht politischer Gesetze, wenn sie nicht durch die persönliche Macht eines weisen Oberhauptes lebendig gemacht wird, hatte er nicht die geringste Vorstellung, so stieg mit jedem Tage wachsender Gefahr die allgemeine Beklommenheit und sank mit jedem solchen Tage der Werth der allgemeinsten Lebensbedürfnisse.

Zunächst sanken natürlich, wie schon bemerkt, die papiernen Werthe. An der Börse bestand das Geschäft eigentlich nur darin, daß die Schreckensbleichen mit zitternden Händen Nordbahn- und Nationalbank-Actien ausboten; da aber die zahlreichen „Geber“ nicht eine entsprechende Anzahl von „Nehmer“ fanden, so war kein eigentlicher Verkehr im Gange. Nur ein einziger Mann stand unter den Niederbeugten aufrecht und nahm was man ihm darbot, wenn man sich den niedrigen Preis gefallen ließ, den er dafür ansetzte. Dieser Mann war Tronl. Er war nicht reich, aber er hatte eine wohlaccredirte Firma und war als Ehrenmann bekannt, ohne

Mißtrauen schloß man mit ihm ab sicher, daß er das Gekaufte übernehmen werde. Er war ein Mensch ohne Bildung und Erziehung, aber was man in Deutschland einen „gesunden Jungen“ nennt und er hatte herausgebracht, daß Leben und Gedeihen eines Staates nicht von der Existenz eines noch so wichtigen staatlichen Menschen abhängig sein könne und daß die Furcht vor dem Untergang eine Verblendung sein müsse, an der es besser wäre, nicht Theil zu nehmen.

Indessen nahm bei den stets bedenkllicher lautenden Bulletins aus der Hofburg der herrschende Schrecken in dem Grade zu, daß er selbst diesem klugen Manne zu Kopfe zu steigen anfing. Er sah sich von Eingeweihten der Polizei, der damals Jeder Jedem zutrug, fast wie ein Hochverräther betrachtet, daß er in der allgemeinen Entmuthigung den Muth hatte, unter solchen Umständen an den Weiterbestand der Welt zu glauben; vor Allem aber sah er sich mit ungeheuern Engagements überladen, denen, wenn er sich dennoch getäuscht haben sollte, seine Kräfte bei Weitem nicht gewachsen waren.

In der Nacht zum ersten März, unfähig zu schlafen, trieb er sich in den Straßen umher, gejagt von der entsetzlichen Furcht, seiner Ehre verlustig zu werden und auf dem Graben damals schon der vornehmste Platz Wiens, aber deshalb doch nur mit Dellämpchen beleuchtet und nach Mitternacht kirchhoffstille, war er im Begriffe, sich den Kopf an der eisernen Thüre eines geschlossenen Ladens zu zerschlagen, als glücklicher Weise ein Freund des Weges kam, ihn erkannte, beruhigte, nach Hause brachte.

In derselben Nacht starb der Kaiser.

Mit dem Tode des Kaisers Franz ist der Absolutismus in Oesterreich zu Grunde gegangen. Zwar dauerten seine Formen und Gesetze noch volle schwere dreizehn Jahre lang, aber mit den

überraschenden Wirkungen jenes Lobesfalles war in den Geist der Bevölkerung der erste Keim gefallen, welcher zum Verständniß der neuen Zeit, namentlich aber zum Bewußtsein der Nothwendigkeit emporreifte, eine andere Seele in die Regierung zu bringen.

Kaiser Franz starb und der Staat ging nicht zu Grunde. Von diesem Moment an begriff man, daß die Existenzbedingungen eines großen Reiches nicht ausschließlich diejenigen seien,

welche Haydn componirt hatte. Lustig flatterten die Vorboten der neuen Zeit in's Land, eine ungewöhnliche Regsamkeit erwachte in allen Gebieten des Handels, der Industrie und — ihrer Papiere — und der Mann, der sich als Wettler den Kopf hatte zerschmetterten wollen, konnte mit einer Variante, die ihm die liebste war, wie Lord Byron sagen: „Ich erwachte eines Morgens und fand mich Millionär.“

Stilleben.

Warme Juliabendsonne
Blickt im Buchenlaub am Baldrand,
Spielt am Rain um Palm' und Gräser
Und den moosbewach'nen Grenzstein.

Bei dem moosbewach'nen Grenzstein
Liegt das Haus der Waldameisen,
Kühn gewölbt, mit stolzem Dach
Und mit wirr-verschlung'nen Gängen.

Aus des Hauses wirren Gängen
Zieh'n hervor die Waldameisen,
Und auf sicherem Rücken trägt
Schier ein Junges ihrer jede.

Sorgsam auf des Daches Wölbung
Betten sie die zarten Kinder,
Daß sie dort im Sonnenscheine
Sich des Lebens mögen freuen.

Dann zur Arbeit schreiten alle,
Denn den Käser gill's zu holen,
Den sie beim Hollunderbusche
Todt gefunden gestern Abend.

Und zu reicher Erndtefülle
Lädt des Löwenjahres Reife,
Rasch im Wind verwehn die Köpfschen,
Und d'rum heißt es: emsig sammeln.

Bei dem moosbewach'nen Grenzstein
Nah dem Haus der Waldameisen
Nuter Palmen tief versteckt
Liegt die Burg des Mäusevolkes

Gleichfalls ferne find die Alten,
Doch die Brut, mit großen Köpfen,
Dicken Leibern, dünnen Weinen,
Spielt vor ihres Hauses Thüren.

Bei, ist das ein Rennen, Hopfen,
Waschen, Puzen, Ueberpurzeln!
Täppisch-plump gleich jungen Bären
Klettern sie empor die Palme.

Doch der Palm knickt ein und bricht,
Und der Habicht läßt sich blicken,
Und im sichern Haus des Stammes
Birgt sich rasch die Mäusefamilie.

Tiefe Stille! Da, am Baldrand
Regt sich's, auf den Hinterbeinen
Sieht ein Häßlein, lugt, ob's sicher,
Und beginnt die Abendmahlzeit.

Doch hervor aus schatt'gem Dickicht
Schmetternd, stütend, langgezogen,
Tönt der Nachtigall erhab'nes
Uralt-süßes Wunderlied.

Albert Rofer.

Ueber die Kunst des mündlichen Vortrages.

Epistel an eine Frau. Von Robert Hamerling.

Geehrte Frau! Sie beliebten gestern Abends als meine Nachbarin nicht unbemerkt zu lassen, daß ich ziemlich still und einsilbig dasaß, als Herr X. und Fräulein Z. mit einigen Declamationsstücken Furore machten und der Saal von lebhaftem Beifalle wiederhallte. Sie interpellirten mich wegen der Gründe meiner Zurückhaltung und trieben mich in die Enge, bis ich nothgedrungen eingestand, ich hätte über Declamation meine eigenen Ansichten. Mit der anmuthigen Wißbegier Ihres Geschlechtes wollten Sie mir diese Ansichten ablocken und gestatteten mir nur ungern, die Darlegung, die ich endlich um des lieben Friedens willen zusagte, auf eine bequemere Stunde zu verschieben.

Ich löse mein Wort brieflich ein, und damit die böse Welt nicht sage, daß wir geheime Dinge verhandeln, schreibe ich Ihnen öffentlich, unter den Augen des Publikums, und richte meine Epistel so ein, daß man sie im „Heimgarten“ zum Abdruck bringen kann.

Obgleich unablässig das Gegenheil behauptet wird, steht es bei mir doch fest, daß in vielen Kreisen, namentlich weiblichen, noch ein hinlängliches Interesse für Poesie vorhanden sei. Ich bin Zeuge gewesen, wie in einem Zirkel über die muthmaßliche Autorschaft eines Gedichts, das im Inseratentheile eines Localblattes anonym abgedruckt war, eine halbe Stunde lang debattirt wurde, und mit der Erörterung der Streitfrage, welche Dame in irgend einem feuilletonistischen Scandalgeschichtchen gemeint sei, hörte ich einen Gesellschaftsabend aus-

füllen. Und wenn Gehirn und Herz eines Theiles der jüngsten weiblichen Generation durch Stadtpark-Promenaden, Massenausflüge, Tanzkränzchen und verliebte Stellbischein so vollständig bis auf die letzte Faser in Anspruch genommen und absorbirt ist, daß für kein anderes ästhetisches Interesse mehr Platz bleibt, als etwa für ein bißchen Claviergeklimper, Studenten-Biedertafeln und die Mitwirkung an der „Stellung“ lebender Bilder, so gibt es doch immer noch Leute, bei welchen gelesen, private sowie halb oder ganz öffentliche gesellige Zirkel, in welchen sogar declamirt wird.

Man versichert, daß Herr X. und Fräulein Z. vortrefflich declamiren. Mir für meine Person wird, wenn ich sie declamiren höre, der Kunstgenuß immer ein wenig durch den Gedanken verkümmert, wie gut Herr X. und Frä. Z. es erft machen würden, wenn die geselligen Schranken der Convenienz und namentlich die Pflichten der Galanterie gegen Damen nicht so unerläßlich wären, und wenn man einer Dame nicht bloß sagen dürfte: „Fräulein oder Madame, Sie sind reizend gekleidet, aber diese Schleife, diese Locke hat sich aus der correcten Lage verschoben!“ oder „Erlauben Sie, es kriecht ein kleiner Käfer auf Ihren Schultern!“ sondern auch: „Fräulein oder Madame, Sie declamiren vortrefflich, aber wenn Sie sich nur noch diese ganz geringe Kleinigkeit abgewöhnten oder angewöhnten, so würden Sie unübertrefflich declamiren!“ — Aber wer wagt das? Welcher Curtius stürzt sich in diesen Abgrund?

— Oft ist wirkliche Kunstanlage vorhanden; es fehlt in der That nur ein Geringes. Ein aufrichtiges Wort könnte dies Geringe ergänzen. Aber das Wort bleibt ungesagt, darf und kann nicht gesagt werden. Schade um das wohl-gemeinte Kunstbestreben! Was unterscheidet den Dilettanten vom Künstler? Die Kritik — die Zucht und Schule der Kritik, nicht die Anlage, denn diese haben oft beide gemeinsam.

Sie werden mich vielleicht daran erinnern wollen, daß ja der Dilettant in der Kunst des Vortrages gute Muster dieser Kunst täglich auf der Bühne vor sich habe, nach welchen er sich bilden kann. Ich gebe dies zu, so lange es sich lebendig um den Vortrag dramatischer Poesie handelt. Für diesen kann der Dilettant vom öffentlichen Schauspieler Manches lernen, vorausgesetzt, daß ein angeborener guter Geschmack den Theaterbesucher befähigt, immer die wahre Kunst von der falschen zu unterscheiden. Aber ein Anderes ist es mit dem Vortrage lyrischer und epischer Dichtungen und ein großer Theil der Fehler, mit welchen die Dilettanten ein kunstsinziges Ohr beim Vortrage solcher Gedichte verlegen, besteht einfach darin, daß die meisten nur die theatralische Vortragsweise kennen und diese dann wohl oder übel bei allen Gattungen der Poesie anwenden zu müssen glauben. Die Schauspieler selbst, die uns auf der Bühne befriedigen, verfallen als Declamatoren im Solon sehr häufig in diesen Fehler. Haben Sie nie bemerkt, daß Opernsängerinnen im großen Style ein einfaches Lied im Concertsaale durch falsche Anwendung der grandiosen Theatermanier seines zartesten Duftes berauben? Gleiches begegnet oft dem Coulißenhelden, der, nachdem er uns auf der Bühne als stimmkräftiger Karl Moor entzückt, ein simples lyrisches Gedicht oder eine schlechte Romanze declamiren soll, und vom dramatischen Saul herunter sich mit gleichem Ungeflüm auf den lyrischen

Singschwan wirft, um ihn zu Tode zu reiten. Durch die breite Frescomanier des Vortrages und den starken Farbenauftrag, den er sich für die Bühne angewöhnt und der dort auch ganz am Plage ist, erstickt und erdrückt er das zarte Empfindungsleben des lyrischen Gedichtes und karikirt das reflectirende oder schlicht-erzählende durch Anwendung seines theatralischen Pathos. Die Accente dramatischer Leidenschaft mit ihren Naturlauten, mit ihrem schroffen Tonwechsel, überträgt er auf das Gebiet elegischer Betrachtung. Ein solcher Mime ist im Stande, dem Publicum die Thatfache, daß im Herbst die Bäume sich entblättern, mit den leidenschaftlichen Klagelauten und Geberden eines Mannes mitzutheilen, der soeben sein einziges Kind verloren.

Den Seufzer verwandelt er in einen Schmerzensschrei. Er verdreht die Augen, er donnert, er lispelt und — mitten im leisen Geflüster läßt er den Zuhörern einzelne, mit höchster Stimmkraft betonte Worte wie Stöpel aus Champagnerflaschen an die Köpfe fliegen.

So declamirt der Mime und muß es thun, auch wenn er es besser verstände, weil sonst gewisse seine Zügelinge mit groben Händen nicht applaudiren würden. Was ist natürlicher, als daß Herr X. und Frau Z. hingehen, dergleichen thun in geselligen Zirkeln, und Großes zu leisten glauben, wenn sie genau so declamiren, wie der beliebte Mime declamirt?

Wenn Sie, Verehrte, zugeben, daß lyrische oder contemplative Dichtungen einen anderen Ton des Vortrages verlangen als dramatische, oder beschreibende, oder erzählende, und wenn ferner auch die geehrten Mitleser dieser Epistel mir beipflichten, insbesondere aber die Dilettanten die Consequenzen des besagten Unterschiedes sich klar machen wollten, so würde ich mich schon glücklich schätzen. Ist es aber erlaubt, noch einige fromme Wünsche bestimmter zu formuliren, so will ich damit nicht hinter dem Berge halten.

Es kann geschehen, daß ein Dichter in Gesellschaft sein eigenes Werk vorlesen hört, und daß man durch eine besonders sorgfältige und pomphafte Vortragsweise ihm Ehre und Freude zu bereiten denkt, während er dennoch wie auf Nadeln sitzt und unter gezwungenem Beifallslächeln eine heimliche Verzweiflung birgt. Wie das? Ich will es Ihnen sagen. Der erste und höchste Wunsch des Dichters ist, daß er verstanden werde, daß seine Gedanken vom Leser oder Hörer rasch und rein und unverfälscht aufgefaßt werden, denn nur so können sie wirken. Gegen diese erste Forderung des Poeten, daß man seine Worte deutlich wiedergebe, erscheint ihm alles Andere als ein künstlerischer Luxus, der recht schätzbar ist, wenn er zu jenem Hauptsächlichen hinzutritt, der aber, wo dies Hauptsächliche fehlt, den Mangel nun und nimmer ersetzen kann. Ich bin überzeugt, daß jeder Dichter vorzieht, seine Verse schlicht und anspruchslos, aber deutlich, als mit vielem Aufwande vermeintlicher Kunst, aber undeutlich vorgetragen zu hören.

Da gibt es nun Manche, welche die Deutlichkeit des Vortrages am besten fördern zu können meinen, wenn sie möglichst bedächtig, langsam, gedehnt vortragen. Nichts ist für das Werk des Dichters verhängnisvoller als dieser wohlgemeinte Mißrath. Durch allzuschnelles Lesen oder Vortragen wird der Deutlichkeit zuweilen, durch allzulangsamem, aber noch weit öfter und schwerer geschadet. Ein allzu gedehnter Vortrag, etwa noch mit großen Kunstpausen durchspielt, reißt die Vers- und Sagglieder in dem Maße auseinander, daß er die Uebersicht des Zusammenhanges und damit die Auffassung erschwert, ermüdet den Hörer, zerstört überdies jenen Wohlklang, jene Harmonie, welche der Dichter in die Sprache und in den Vers gelegt. Namentlich hat der Epiker Grund, über eine solche Wiedergabe seines Wertes zu klagen; das Epos

verlangt einen frischen, lebendigen, nicht schleppenden Vortrag.

Ich sagte, die allzu gedehnte Vortragsweise zerreiße und zerstöre den poetischen Wohlklang, die Melodik des Verses. Es ist mir nicht unbekannt, daß es Leute gibt, welche die Zerstörung des Verses als solchen, des metrischen Silbenfalles bis auf die letzte Spur nicht bloß für keinen Fehler, sondern für die höchste und schönste Aufgabe des Declamators halten. Daß man die Verse nicht klappern lassen, nicht in monotoner Weise markiren dürfe, weiß jeder Dilettant; aber sehr Vielen ist unbekannt, daß man in dem Bestreben, den Vers gleichsam zu markiren, zu verschleiern, oder sagen wir zu verwißchen, sehr leicht zu weit gehen könne. Es wäre doch sonderbar, wenn das, was der Dichter mit dem ganzen Aufwande seiner Kunst herzustellen bemüht war, der Wohlklang der gebundenen Rede, die schöne Betragenheit und Gemessenheit des Rhythmus, nur dazu da wäre, daß der Declamator es spurlos wieder verwißche und vernichte, seinen höchsten Triumph darein setzend, die Verse so zu lesen, daß sie ganz und gar wie Prosa klingen. Das Richtige liegt auch hier, wie überall, in der Mitte zwischen den beiden Extremen. Der echt künstlerische Vortragsvortrag beruht auf einer Veröhnung, einem „Compromiß“, wie man zu sagen pflegt, zwischen dem sprachlichen oder logischen und dem metrischen Accent.

Wenn der unverständige Declamator sich im Schweiße seines Angesichtes bemüht, den letzteren durch den erstern völlig zu ersticken, indem er in manierirter Weise einzelne Vers- und Saggtheile fast verschluckt, andere wieder übermäßig dehnt, lange Pausen einfließt, die Verse bis auf die letzte Spur völlig zerpfückt, zerhackt, zersäsert und den Horaz'schen Ausdruck von den „disiectis membris poetae“, den „zerstückten Gliedern des Poeten“,

in neuem Sinne verwirklicht, so wird der Verständige sein Bemühen dahin richten, dem logischen Accente sein volles Recht angedeihen, aber doch auch den Versaccent, den geheimen Zauber des Rhythmus nicht völlig verschwinden, sondern gleichsam durchflingen zu lassen. Als Beispiel und Muster dieser Kunst nenne ich einen der berühmtesten unserer Meister des gesprochenen Wortes: Joseph Lewinski.

Der gute Vortrag beruht weit mehr auf der Vermeidung falscher Manieren, als auf der Verwendung außerordentlicher Kunstmittel. • Nicht dadurch wird von Dilettanten dieser Kunst am meisten gesündigt, daß sie sich ihre Aufgabe zu leicht, sondern dadurch, daß sie sich dieselbe zu schwer machen. Streben nach größerer Ein-

sachheit, Vermeidung des Theatralischen, wo es nicht am Platze ist, richtige Licht- und Schattengebung nach Maßgabe pathetischer und nicht pathetischer, dramatischer, reflectirender, beschreibender Stellen, mit Vermeidung allzu harter Uebergänge jedoch, und mit Festhaltung eines bestimmten harmonischen Colorits, richtiger Mittelweg zwischen markirtem Versgeklapper und völliger Zerstörung des Rhythmus, vor Allem aber, was das Rächfliegende, Selbstverständliche scheint und doch am häufigsten vermist wird: verständige Betonung, richtige Interpunction, deutliche Aussprache — dies möchten ungefähr die Hauptsachen sein, für welche sich der Dichter den recitirenden Vermittlern seiner Poesien immer am meisten verpflichtet fühlen wird.

Eisen auf immerdar.

Ein Gruß an Obersteier. Von Rudolf Baumbach.

Das war ein heißer, froher Tag!
Im Ennsthal Leiche auf Leiche lag,
Des wilden Wassers schäumende Fluth
War roth gefärbt vom Römerblut,
Dem heutigetigen Kaiseraar
Die Schwinge auf ewig gebrochen war,
Und hastigen Laufs nach Süden floh'n
Die letzten Trümmer der Legion.

Die Fremden mit den Augen wild
Lehnten die Leiber auf den Schild;
Die weiße Frau mit dem gelben Haar
Brachte dem Wotan ein Opfer dar,
Und brausend zur Walhalla drang
Der Reden wilder Siegesfang.

Da plötzlich aus dem Tannenwald
Hervortrat eine Mannsgefall.
Der Riesenleib trug schlecht Gewand,
Das Haupt den Hut mit breitem Rand;
Ergraut war beides, Bart und Haar,
Sein eines Auge geschlossen war.

Die starken Krieger erbebten leis';
Er aber trat in der Männer Kreis
Und sprach: „Was kämpfend Ihr gewannt,
Sei Euer neues Heimatland.

Wohl trägt es Weizen nicht, noch Wein,
Doch soll es reich gesegnet sein.
Sprecht, wollt Ihr Gold auf hundert Jahr',
Oder Eisen auf immerdar?“

Da Nirtlen zusammen die Schwertler gut,
Roth beronnen von Feindesblut,
Und brausend rief die ganze Schaar:
„Eisen, Eisen auf immerdar!“

Mit strahlender Brünne angethan,
Stand plötzlich da der fremde Mann
Und sprach zum Volk: „Ihr wählet recht!
Glück auf, du eisernes Geschlecht!“
Und segnete mit seiner Hand
Die grünen Berge und verschwand.

Den fremden Männern kühn und stark
Ward Heimatland die Steiermark.
Sie schürften aus des Berges Schacht
Das Eisen, d'raus man Schwertler macht,
Und schürften heute noch genug
So für das Schwert wie für den Pfug,
Und werden Eisen schürfen geh'n,
So lange als die Berge steh'n.

Mein starkes Volk, du wähltest recht.
Glück auf, du eisernes Geschlecht!

Moderne Frauen-Typen.

Eine Skizze von Luise Lehner.

Es heißt allgemein, Frauen seien unberechenbar. Für den Ehemann gewiß, für den Geliebten zuweilen, für den Beobachter selten. Letztere Ausnahmefälle bestätigen die Regel.

Wie viel auch heutigen Tages gesündigt wird, gepfuscht und experimentirt an dem jungen Nachwuchs des sogenannten Meisterstückes der Schöpfung: so inkonstitutmäßig verschoben, so roh vernachlässigt oder dumpf versauert ist keine, daß es dem rechten Manne zu rechter Zeit nicht gelingen sollte, den Götterfunken im Menschengebilde zu entfachen. Von Goethe's Bajadere bis zur Cameliendame des jüngern Dumas, welche eine reiche Auswahl gefallener Engel, die trotz aller Entwürdigung doch noch das Himmelreich verdienen!

Aber nicht dieser Gattung giftigster Treibhauspflanzen gelten meine Zeilen. Die sittige Leserin, die schon besorgt ihre stets bereitgehaltenen Moralsalten keusche Abwehr auf der gestrengen Stirne zusammenzieht, möge ihr schönes Auge unbesorgt hernieder gleiten lassen auf die unterschiedlichen Arten von Frauen-Typen, die hier vorgeführt werden sollen. Es sind lauter gesellschaftlich und gesetzlich berechnete Existenzen mit dem Ring am Finger, und fast alle im unbestrittenen Besitze eines mehr oder weniger gut gezogenen Ehemannes, Frauen die nicht die Spur einer Geschichte haben, sondern vorsichtiglich mit den ihrer Species anhaftenden Merkmalen auf der allgemein befahrenen Mittelstraße des Lebens wandeln.

„Die Schönheit war immer der Gott der Welt,“ singt Schiller. Des-

halb gebührt ihr auch hier wie allerorts der Vortritt.

Die schöne Frau ist sich vollkommen bewußt, daß sie den Zweck des Weibes am besten erfüllt, einzig und allein durch ihr Dasein. Sie benöthigt nicht der Kunst und nicht der tausend und aber tausend kleinen Kniffe und Hilfsmittel, welche ihre von der Natur minder begnadeten Schwestern erfinden und gebrauchen; sie wirkt bloß durch ihre äußere Erscheinung. Aber sie wirkt immer und überall. Da die schöne Frau über diesen Vorzug schon in den ersten Badfischjahren in's Klare gekommen, trägt sie höchstens dafür Sorge, sich nicht mit unwürdigem Tand und Flitter zu behängen, denn sie weiß zu gut, daß sie dessen nicht bedarf, um zu glänzen. Auch allzu umfassende Kenntnisse meint sie entbehren zu können. Und mit Recht. Wer dächte daran, mit ihr über Plato oder Schopenhauer zu disputiren? Ueberhaupt ist vieles Sprechen ihre Sache nicht. Mit der Miene einer Königin gestattet sie der Männerwelt, ihre Hulldigung anzubringen; lächeln sieht man schöne Frauen häufiger als andere, Lachen nie. Große, wirkliche Sorgfalt verwenden sie nur auf ihre jeweilige Pose. Sei es an der Wiege ihres Kindes, sei es im Theater, im Salon, auf der Promenade, ja bis an das stille Feuer des Küchenherdes befeuchtet sich die schöne Frau stylvoller Haltung. Da sie meist temperamentlos ist, wird ihr die Ueberwachung ihrer Pose bald zur zweiten Natur. Ihr erstes Auftreten gestaltet sich stets sensationell, bei genauer Bekanntschaft geht ihr jedoch so Mann als Weib aus dem

Wege. Aus Langeweile die einen, aus Neid die andern. Hieran ist nichts zu ändern und doch wäre es gut, es gäbe mehr schöne Frauen — ganz abgesehen von der Augenweide — denn sie sind immer gutmüthig und werden mit ihrem Pflagma selten unbequem, was man von der Sorte, welche nach der Allfieglerin Schönheit unstreitig zunächst rangirt, nicht eben behaupten könnte.

Die tugendhafte Frau hat nämlich eine freitbare Seele, denn es ist kein leichtes Ding in unserm entarteten Jahrhundert, den Leuten Glauben beizubringen an wahre Tugend. Darum schreitet deren Repräsentantin geharnt nicht einher, und wehe dem Frechen, der es wagte, beim Willkomm' oder Abschiedsgruß ihre Hand zu lange in der seinigen zu behalten, geschweige etwa gar zu drücken, denn ihre Spürnase wittert in der freundschaftlichsten Theilnahme schöne Versuchungspläne. Jede zufällige Berührung, so unwillkürlich oder harmlos dieselbe geschehen mag, bei Tische, am Clavier, auf ländlichen Spaziergängen, ist ihr ein Gräuelf. Im Gedränge beim Ausgange der Theater und Concertsäle — das sie übrigens nie vermeidet — ist die tugendhafte Frau in ihrem Elemente und von geradezu vernichtender Wirkung im niederbohrnden Augenspiel. Schier noch entwicklungsfähigere Formen kennt die Stufenleiter ihres moralischen Abscheu's im Ballsaal. Es wird da keine Gelegenheit vermieden die verpönte Lüftertheit des männlichen Geschlechtes mit der ganzen Schärfe weiblicher Beobachtung auszuspähen und zu brandmarken. Da sie selbst auf alle und jede Formentfaltung verzichtet, so verfolgt sie mit mathematisch kleinlicher Pedanterie jeden Zollbreit am Zuviel des Leibauschnittes auf üppigen Nacken und Hüften und registriert genau die glänzenden Blicke funkelnder Männeraugen, auf diesen Mangel an Kleiderstoff niedergesentk. Uebri gens ginge man irre, zu meinen, die tugendhafte Frau sei unempfindlich. Stille Ver-

ehrung sittiger Jünglinge duldet sie unter Umfänden und lohnt dieselbe wohl gar durch besondere Rücksicht beim Bratenvorlegen und Weineinschenken am Familientisch. Aber zur Schmach der Männerwelt sei's geklagt, enden derlei zarte Verhältnisse meist traurig. Es kommt eine Stunde, wo sich die Tugend gebrängt fühlt, ihre ganze erhabene Strenge zu offenbaren. Solches geschieht am zweckmäßigsten bei der Entdeckung eines unmöglich trivialen, ganz poesielosen, widerwärtigen Verhältnisses des ehrvergeßenen Günstlings, und der Verzammernswerthe zieht ab, niedergeschmettert, wie mit kaltem Wasser begossen, ohne sein Verbrechen auch nur zu ahnen. Denn nur die Tugend kennt sie ganz, die Gefahr jenes schlüpferigen Pfades, der abwärts führt in des Lasters Pfuhl, und hält ein speltakulöses Alarmrufen selbst ohne Attaque für sehr zuträglich zur Wahrung eines unantastbaren Rufes und von überzeugender Wirkung auf den Ehemann. Freilich gibt es freche Burtsche und schamlose Sittenrichter, die da behaupten wollen, es gäbe keinen Angriff, wo keine Blöße sichtbar, aber das sind offenbar Leute, die nie in anständiger Kreise gekommen und deshalb auch keine Gelegenheit fanden — tugendhaften Frauen näher zu treten.

Nach Schönheit — Tugend, nach Tugend — Geist.

Die Gattung geistreicher Frauen theilt sich, wenn man des Wortes genaue Bedeutung erfährt, in mehrere Unterarten. Vorerst die gelehrte, sodann die witzige Frau, denn beides läßt sich beim Mann wohl, beim Weibe nie vereinen.

Die Gelehrte versteht keinen Spaß und weiß keinen zu machen. Sie nimmt alles schwer und gewichtig. Als natürlicher Mitgift erfreut sich diese Species einer auffallend großen Nase, um die der Gattung eigenthümliche Zwischbrille besetzigen zu können. Wie aus selbigem Naturspiel die Darwin'sche Theorie weiter zu begründen

wäre, das auszuführen, fühle ich mich nicht genug wissenschaftlich beschlagen. Frauen dieser Classe sind gewöhnt, stets allein zu reden, dulden keinen Widerspruch und behalten deshalb auch immer Recht, was sie natürlich der Unfehlbarkeit ihrer Aussprüche zuschreiben. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß sie vornehmlich ihre philologische Bildung zur Schau tragen und obmohl diese bei den meisten mit der Kenntniß einiger populär gewordener lateinischer Sprüche und des griechischen Alphabets endigt, behaupten sie insgemein bis zur Syntax vorgeschritten und nur an der Schwierigkeit lateinischer Satzfügung gescheitert zu sein. Dafür lassen sie keine thunliche oder unthunliche Gelegenheit vorübergehen, ellenlange, geisttrogende Briefe zu schreiben und sind ein Schreck sämmtlicher Redactionsbureaux, die sie jahraus, jahrein unsicher machen mit noch nie dagewesenen originellen Abhandlungen, als z. B. die „Frauen des 18. Jahrhunderts“ oder der „Unterschied antiker und mobetner Bildung“. All das hindert die gelehrte Frau jedoch keineswegs, über die Schlechtigkeit der Männer und der Diensthofen lange Klagelieder anzujammern, die sie mit Erfahrungen ihres Lebens beweisen, und eine besonders geschmacklose Küche zu führen.

Harmloser, im Vergleiche nahezu liebenswürdig, erscheint hingegen die wichtige Frau. Ihr Kunstgriff besteht darin, sich geschickt auf das Gänsschen, die kleine Ingnorantin hinauszuspäzeln, um im passenden Augenblick durch ein geflügeltes Wort, das man von diesen Lippen am wenigstens erwartet, zu verblüffen und gelinde Bewunderung zu provociren. Derlei niedliche Schlangen sind oft nicht übel von Angesicht, bezaubern gemeiniglich die Männer, denen sie sich fügsam unterordnen, und werden gehaßt von den Weibern insgesammt, denn sie kennen einen Witz oder ein Bonmot anzubringen keine Schranke, keine Rück-

sichtnahme auf Freundschaft und Anstand. Das Verzeiht der Mann leicht, das Weib nie, und so ist diese Sorte Frauen von ersteren gesucht und von den letzteren gemieden, was einzelne derselben leicht in jenes Genre hinübertreibt, das hier vorzuführen wir gleich eingangs verzihtet haben.

Noch eine weitere Art der geistreichen Frau ist die sogenannte geniale Frau, die ehemalige Künstlerin. Der Bedauernswerthe, welcher sich's beifallen ließ, solch' eine verwöhnte Musentochter heimzuführen, ist übel befahren. Sie verträgt ihn nun einmal nicht, den Qualm des häuslichen Herdes, der im besten Fall und bei ideal geordneten Verhältnissen, wenigstens zu Zeiten an stürmischen Tagen recht profaisch zu rauchen pflegt. Daß sie dereinst in Neutitschein die Amalia tragirt, oder in Temesvar die Valentine gesungen, gibt ihr ein Anrecht noch nach zwanzig Jahren, das tägliche Brod und was an Sorg' und Freud' d'rum und d'ran hängt zu mißachten, und es ist ein ewig Greinen und Schmachten um die verlorenen Vorbeerkränze des Ruhmes. In's Taufensbache vergröfhet, bekömmet der gebuldige Gatte allabendlich die Wundermähr zu hören von endlosen Guldigungen und Triumpfen, denen seine süße Ehehälfte in einem unverzeihlich schwachen Momente entsagt, ihn zu erhören und mit ihrer schönen Hand zu beglücken, um nun, zur Nähterin, Köchin, Kindsmagd, ja Aergereim begräbirt, ein verfehltes Leben hinzuschleppen.

Auch die emancipirte Frau gehört halb und halb, so weit sie entschieden häßlich ist, hieher. Sie lebt von ihrem Gatten geschieden. An einen „Unwürdigen“ verheiratet, hat sie durch charaktervolles Benehmen ihre Bande gelöst. Sie entsagt allen Vorrechten ihres Geschlechtes, kleidet sich mit souveräner Verachtung der Mode, und behandelst die Männer mit ungezwungener Gleichgiltigkeit. Es ist ihrerseits eine Verzichtleistung ohne Reserve. Beweis dessen, daß sie sich aus dem Stegreife

frisirt, und man ihren Chignon öfter an dem Fensterknopf hängend, als auf ihrem Kopfe sieht. Ja es kommen an schwülen Sommerabenden Fälle vor, wo die Emancipirte vorurtheilslos diesen entbehrlichen Schmuck neben den Hut an den Nagel oder dem Wirthshausstische hängt, daran sie mit guten Freunden verweilt. Meist lebt diese fromme, harmlose Art Emancipirter unter dem Schutze eines Bruders oder Schwagers, dessen Sprößlinge sie durch überflüssige Liebe quält und unzeitige Strenge verbirbt, mit denen sie es aber so gut meint, als man es eben ohne naiv kindlichem Gemüthe — mit Kindern meinen kann, deren Treiben man nicht versteht.

Gewissermaßen zweigt von der Classe der geistreichen, auch die elegante Frau ab; sie unterscheidet sich von der gewöhnlichen Modepuppe, die als vollständig leblose Marionette hier nicht mitzählt, durch ein capriciöses Gesichtchen und erfinderisches Talent in Costümefragen. Mehr einnehmend als hübsch, weiß sie ganz genau, daß nur ein vollständig stimmendes Ensemble ihre Erscheinung zur Geltung bringt, und widmet dem Studium ihrer Toilette die halbe Lebenszeit. Dann paßt aber auch Alles, von der Farbe der Nabel, womit sie ihre Haartouren befestigt, bis zu dem Schuhriemen, der das kleine Füßchen umspannt. Uner schöpft im Erfinden, unermülich in der Ausführung, scheut sie es nicht, ihren Teint stundenlang zu präpariren, Brauen und Lippen, Nägel und Zähne zu färben, zwanzigmal einen Anzug zu probiren, zu ändern, um endlich als kleines Kunstwerk beim Entrée in den Salon allgemein zu verblüffen. Ihr Costüme ist nie stricke nach der Mode, aber man sieht ihm an, es sei nicht Ignoranz der Tyrannin, sondern bewußtes Modelliren an deren Anforderungen. Wie es die elegante Frau zuwege bringt, diesen feinen Unterschied jedem Auge fühlbar zu machen, das ist eben ihr Geheimniß,

und manche Rivalin, die um enormes Geld ihren Buß aus dem ersten Confectionsgeschäfte bezieht, möchte besten vor Neid, wenn sie sich verbunkelt fühlt und nicht einmal herausbekommen kann, worin der Unterschied bestehe, wo der Fehler stecke. Selbstverständlich lebt die elegante Frau nur für die Gesellschaft. Ihren Mann berücksichtigt sie zwar insoferne, als sie zur Repräsentation seiner bedarf; als ganz überflüssig aber betrachtet sie die Kinder, und die Morgenstunden, der Familie gewidmet, zählen für sie zu den verlorenen. Die Haare in abscheulichen Papilloten, das Gesicht mit Salben verschmiert, stänkert und leift sie mit Mann, Kind und Gesinde bis die Besuchs- oder Empfangszeit naht. Dann legt sie, nachdem die letzte Falte an der Robe glattgestrichen, auch ihre Gesichtszüge in freundlichere Fugen, stimmt die Scala des Kehlkopfes zu einigen sanften Tonabstufungen und erscheint, herzwinnendes Lächeln auf den Lippen, mit unnachahmlicher Grazie inmitten ihrer Gesellschaft.

Ermählung verdient auch noch die interessante Frau, den Reigen der auf Geiß Anspruchmachenden zu schließen. Sie ist sehr blond, sehr blaß, sehr mager, hat einen treulosen Gemahl, der sie nie verstanden, eine unglückliche Jugendliebe, die ihr Herz gebrochen, und eine undankbare Busenfreundin, die sie verrathen. Sie ist im Seufzen groß, meint leicht, trinkt kein Bier und züchtet eine Hecke von Canarienvögeln oder Turteltauben, in reisernen Jahren auch Hündchen. Ueber das Leben spricht sie mit Verachtung und über die Männer gar nicht mehr.

Welch' einen erquicklichen Gegensatz zu diesen Arten auf Geiß anspruchmachender Damen, die in ewiger Unzufriedenheit habern und mäkeln an Gott und der Natur, an Mann und Kind, Schuster und Schneider, Mit- und Nachwelt, und nur ihre eigene Persönlichkeit als einzig werthvolles Product der Schöpfung gelten lassen,

welch' wohlthuenenden Gegensatz bildet die häusliche Frau auf den ersten Blick. Und doch wird auch sie zumeist verkannt. In erster Linie von dem Ehegemahl, dann von den Freundinnen, deren sie eine Legion besitzt, endlich von den heranwachsenden Kindern, die auch in statlicher Zahl vertreten sind. Und doch sitzt die häusliche Frau halbe Nächte lang bei einer miserablen Lampe ihres Mannes Strümpfe zu stricken, oder sich die Augen an einer Näherei die verderben, die mit der Maschine um den Preis der Beleuchtung geliefert werden könnte. Sie kennt fernerhin alle Quellen, wo man billig einkauft und hält eigens eine zweite Magd, um die Milch aus dem andern Ende der Stadt, das Brod aus einer entlegenen Vorstadt, das Gemüse aus dem nächsten Dorfe zu holen. Fleisch bezieht sie von noch weiterher und rechnet die Transportspesen zu den außerordentlichen Ausgaben ihres Budgets, was natürlich für die Haushaltungsposten einen kleinen imaginären Gewinn ergibt. Dazu ein wenig Laufen, Aergern, Mißverständnisse mit der Post, verdorbene Waare — aber wozu wäre man eine gute Wirthschafterin, wenn man all' diese Mühen scheute?

Freilich hegt der schöne Gatte die unmotivirte Ansicht, all' die so unständig gemachten Ersparnisse seien pure Illusion und faselt allerlei von unnützer Arbeitskraft und sonderbarer Buchführung; aber solche Beschuldigungen erklärt die häusliche Frau für eitel Schikanen, um ihrem Fleiß und ihrer Umsicht nicht jene Anerkennung zollen zu müssen, die sie verdient. Uebrigens zeichnet sich die Classe des Weitern aus durch eine unmögliche Toilette. Vergebens macht ihr die Großmuth des Gemahls, der sein Weibchen so gerne hübsch und standesgemäß gekleidet sähe, die kostbarsten Stoffe zum Geschenke. Die kluge Wirthin weiß, um beim Schneidern ein viertel Meter Futter und zwei Meter Borten

zu sparen, die schwerste Seidenrobe gründlichst zu verpfuschen. Aber es muß auch dergleichen Käuzchen geben unter den Pfauen, Paradiesvögeln und Papagelen, die ihr Gefieder und ihren Schnabel zu gebrauchen und zu behandeln wissen.

Das wären so ziemlich die Hauptspielarten unserer gegenwärtigen Frauenwelt aus der anständigen Mittelclasse, höher hinauf und tiefer hinab verschwindet und verwischt sich selbst diese Gattungsindividualität. Hier zur vollständigsten Schablone und conventionellem Habitus, dort zu apathischem Stumpfsinn in des Lebens Noth und der harten Frohne des Daseins.

Daß in der Zusammenstellung ein einfach schönes, sanft und milde wirkendes Bild fehlt — vielleicht ist es Schuld der Schreiberin dieser Zeilen, vielleicht auch ein Mangel unserer hastenden, treibenden und zerplitternden Zeitrichtung. Mag doch in jedem der angeführten Typen ein Stückchen holder Weiblichkeit im Reime schlummern, und verdeckt unter dem wuchernden Unkraut des Jahrhundertens vergebens zur Blüthe drängen! Vielleicht sind hinwieder allzu üppig ausgebildete Seitentriebe eine Folge der allgemein acceptirten Arbeitstheilung auf geistigem und technischem Gebiete, die nun ansteckend wirkt und bis in's rein Menschliche hinüberspielend, Fehler und Vorzüge, Laster und Tugenden, Mängel und Sonderlichkeiten des Geschlechtes zu abnormer Entfaltung bringt. Ist dies der Fall, so mag es noch ein Weilchen dauern, bis aus diesen verschiedenen, sich untereinander widersprechenden, anfeindenden, verachtenden, bespöttelnden, kritisirenden und begeifernden Typen, der Typus des Weibes an sich, in stiller Würde, einfach, anspruchslos, liebend und geliebt, zur Lust und Freude des Mannes erschaffen, erstehen wird. Hoffen wir im Interesse künftiger Männergenerationen auf solch' ein goldenes Zeitalter.

Culturbilder aus Amerika.

Von Albert Roucourt.

IV.

Erziehungs- und Unterrichtswesen.

Wenn irgendwo der Unterschied zwischen den Sitten Amerika's und Europa's besonders auffällig zu Tage tritt, so ist dies in dem beiderseitigen Erziehungssysteme der Fall. Während in Europa die Erziehung die Bildung und Veredelung des Geistes, das Gefühl für das Schöne und die Empfindung für das Große anstrebt, entspricht das amerikanische Erziehungssystem dem National-Grundsatz: „Help your self“. Frühzeitige Selbstständigkeit des Knaben wie des Mädchens! So lautet das Schlagwort der amerikanischen Pädagogik und wir müssen zugeben, nach dieser Seite hin waren die erzielten Resultate jederzeit mehr als befriedigend. Das bei uns so oft mißbrauchte Wort: „Es gibt keine Kinder mehr“ wird in Amerika zur vollsten Wahrheit. Wir sehen dort Jünglinge, die bei uns noch in den ersten Genüssen des „freien Quintaners“ schwelgen, an der Börse in Newyork für ihre Chesse um viele Tausende Geschäftsjchlüsse machen; wir sehen junge Leute, in deren Bügen noch der Ausdruck der Kindlichkeit liegt, hinter dicken Folianten sitzen und die Bücher eines großen Hauses führen; wir begegnen blutjungen Bürschchen, die als Vertreter ihres Hauses (Commis voyageur klingt zu entwürdigend) die halbe Welt bereisen. Und alle diese jungen Leute verstehen ihre Stellung mit vollem Geschicke, sie machen ihre Sachen so gut wie die Alten und der Chef erblickt in ihnen nur die körperlich halb ent-

wickelten, geschäftlich aber volltichtigen Menschen.

Es ist schwer, über diese Art der Erziehung junger Leute den Stab zu brechen oder ihr unbedingt das Wort zu reden. Specieell in Amerika kommen hiebei manche, anderswo wenig Bedeutung habende Factoren in Betracht. Erstens ist mehr oder weniger jeder Mensch in Amerika Geschäftsmann. Nicht bloß der Kaufmann, auch der Künstler und der Gelehrte ist es. Dann steigert sich die sociale Stellung des Einzelnen, da die Vorrechte der Geburt dort keine Geltung haben, mit seinem Besitze. So viel und so gerne über die Gleichberechtigung aller Stände in Amerika geschrieben und gesprochen wird, so ist das doch zum großen Theile Humbug. Der Arme gilt dort so viel wie nichts und der Millionär findet dort zu Lande vielleicht mehr Bewunderung und Ansehen, als wir geneigt wären, ihm einzuräumen. Die Geldaristokratie, insbesondere die der Eingeborenen, dominirt in allen größeren Städten der Vereinigten Staaten und man wird mir zugeben, daß diese die mechanteste Aristokratie ist, welcher man begegnen kann. Jeder Mensch in Amerika will daher ein Stuart, Astor oder Stevens werden und da die goldenen Schätze nur durch die Canäle des Handels fließen, so widmet sich Jedermann dem Cultus des goldenen Kalbes und man überläßt es „sonderbaren Schwärmern“, Künsten und Wissenschaften zu huldigen. Sind letztere doch so magere Röhre, denen die Milch schon sauer wird, eh' sie an das Guter kommt!

Die Universitäten in Amerika genießen daher auch — mit wenigen Ausnahmen — keinen besonders glänzenden Ruf. Die beanspruchte notwendige Vorbildung zum Eintritte in dieselben dürfte bei uns jeder absolvierte Schüler eines Untergymnasiums besitzen; die zum Vortrage kommenden Disciplinen entbehren der gründlichen Ausarbeitung und speciell das Feld der Gesetzgebung liegt sehr im Argen. Was sind das für traurige Juristen in Amerika! Jeder einzelne Staat hat seine eigenen Gesetze, ein allgemeines Recht existirt nicht. Daher gibt es fast ausschließlich Localjuristen, welche die Verordnungen ihres Staates mit allen Nuancen und — Hinterthürchen zu maßregeln verstehen. Etwas besser steht es um die Jünger *Rescu-laps*. Namentlich die Universität zu Newyork hat seit einigen Jahren einen sehr bedeutenden Aufschwung genommen, der das Beste erwarten läßt. Eine eigenthümliche Erscheinung hat sich unter den amerikanischen Studenten mit der Zeit herausgebildet, die den Begriffen unserer Studenten von *esprit de corps* seltsam widerspricht. Es gibt nämlich an sehr vielen Universitäten zahlreiche Hörer, die nebenbei irgend ein solides Handwerk betreiben. Gewöhnlich sind sie Kunstschlosser, Kunsttischler oder Klavierstimmer. Doch gibt es auch ehrsame Kürschner und Schneider darunter. Mit dem Gelbe, das ihnen ihre bürgerliche Beschäftigung einträgt, bezahlen sie die Collegien und kriechen ihre meist sehr dürftige Existenz.

Die Hauptunterrichts-Anstalten Amerika's sind die *public schools*. In diesen öffentlichen Schulen wird der kleine Yankee zum künftigen Kaufmanne gedrillt. Jede dieser Anstalten ist so glücklich, einen „*Slar*“ zu besitzen. Manche besitzen, sogar deren zwei. Der „*Slar*“ ist der Magnet des Institutes. Ihm strömen die Schüler zu. In den Handelsschulen leitet er gewöhnlich das *Mustercomptoir* oder

ist Schreiblehrer, denn die *Kalligraphie* steht bei den Amerikanern in sehr hohem Ansehen. Eine schöne Handschrift ist nicht selten der wirksamste Empfehlungsbrief für einen jungen Handelsbesessenen. In fast allen öffentlichen Schulen ist die englische Sprache Unterrichtssprache, doch gibt es auch Schulen mit deutschem *Idiom*. Gegen letztere macht sich aber in jüngster Zeit allenthalben in den *United States* eine starke Bewegung kund. Dennoch wird es der dem deutschen Elemente inwohnenden Kraft gelingen, dieser Strömung Herr zu werden. Sollte es anders kommen, so wäre dies sehr zu beklagen, denn die deutschen Schulen sind noch die besten in Amerika. Sie streben doch theilweise eine universale Ausbildung der Kinder an, während die englischen nur die *mercantile* Schulung als oberste Aufgabe betrachten. Anders verhält es sich mit der Erziehung der Mädchen in Amerika, die überhaupt ein interessantes Streiflicht auf die Denkungsweise und das Leben der amerikanischen Familien zuläßt.

Der Proprietor liebt in seinem Gärtchen, das die Veranda seines Hauses umschließt, Blumen-Rabatten mit geruchlosen aber farbenschönen Blüthen. Diese Blumen prangen etwa eine Woche hindurch in üppiger Pracht, dann färben sich die Ränder mit jenem unbestimmbaren Blaugrau, das der Vorbote des Verwelkens ist. Die zarten Blättchen beugen sich müde über den Stengel herab und eines Morgens sehen wir entblätterte Zweiglein und von dem stolz blühenden Florakinde ist ein häßlicher, gelber Strunk geblieben. Gott soll mich vor dem Gedanken bewahren, als ob ich mit diesem raschen Blumenleben auf das amerikanische Mädchenleben und dessen Uebergang zur Frauenwürde hätte anspielen wollen. Es ist mir nur in Einem eine große Ähnlichkeit aufgefallen. Die jungen Mädchen in Amerika blenden alle durch ihre Erscheinung — fast so wie jene schönen Blumen

in den Rabatten vor dem Landhause Uncle Sam's. Die Natur hat ihnen die schönsten ihrer Reize gegeben und so ein Mädchenantlitz hat wirklich etwas Poetisches an sich. Namentlich die mandelförmigen, tiefdunklen Augen! Ich habe einen jungen Deutschen eine Weile zum Reisegefährten gehabt, der feierlichst erklärte, er wünschte in einem Kusse auf solch ein herrlich Augenpaar dahinzusterben. Ich hatte zwar keine solchen selbstmörderwecenden Gedanken, muß aber gestehen, daß ich die hohe Gefährlichkeit dieser Augen zitternd einbekenne. Dazu kommt noch das selbstbewusste Auftreten der jungen Lady, der Chic, mit dem sie sich in der Gesellschaft bewegt, und die ungezwungene Theilnahme an der Unterhaltung. Diese jungen Mädchen mit ihren fünfzehn oder sechzehn Jahren haben im Salon Alle so etwas Frauenartiges in der Leichtigkeit, mit der sie das Gespräch zu lenken wissen. Das steht einer Frau ganz gut, selten aber einem jungen Mädchen an. Wir Deutschen lieben einmal das Gretchenhafte und ich muß bekennen: In Amerika hab' ich der Gretchen viele gesehen — Aber es wollte keine ungeleitet nach Hause gehen. Letzteres ist wohl im besten Sinne zu nehmen. Denn die Mädchen empfangen dort Herrengesellschaften, gehen mit jungen Männern in die Concerte, Theater und zum Conditor, machen mit anderen jungen Leuten beiderlei Geschlechtes Wasserpatrien und Ausflüge in's Land hinein, die nicht selten zwei Tage in Anspruch nehmen und das alles ohne ihre Eltern. Es ist das amerikanische

Erziehungssystem, das auch die Mädchen frühzeitig selbstständig macht und Niemand nimmt dort irgend welchen Anstoß daran. Allerdings begegnet man jeder Dame mit großer Zuvoorkommenheit und eine ihr zugefügte Beleidigung wird scharf geahndet. In Folge dessen ist die Sicherheit alleinstehender Damen gegen brutale Belästigungen eine weit größere als bei uns und die Eltern können ihr Kind ruhig seine Wege gehen lassen. Andererseits setzt man das größte Vertrauen in die moralische Stärke und Klugheit des Töchterchens und endlich dürfte noch ein Umstand die Sicherheit sehr erhöhen, nämlich der, daß auch der reichste Vater niemals eine Mitgift gibt. Wer dort zu Lande heiratet, muß seine Frau erhalten können und die jungen Mädchen bilden daher nur in den seltensten Fällen den Gegenstand unwürdiger Speculationen. Alles dies verleiht der jungen Lady eine gewisse Bedeutung und daß sie dieselbe so selbstbewußt prärendirt, erhöht ihren Reiz in den Augen der Amerikaner, die alles Selbstbewusste lieben. Die geistige Ausbildung, welche man den Mädchen angebeihen läßt, unterscheidet sich nur dadurch von jener unserer Mädchen, daß letztere in jeder Beziehung eine weit gründlichere, dem Lebensberufe entsprechendere ist. Doch versteht es auch die amerikanische Tochter, der Mama im Häuslichen würdevoll zu assistiren; aber auch hierbei macht sich der Mangel des Mädchenhaften fühlbar. Es fehlt die holbe Natürlichkeit, ohne welcher wahre Anmuth niemals erscheint.

Eine Anklage

in Bezug auf die Kinderpflege der Kelpfer.

Einer unserer bekanntesten und geachteten touristischen Schriftsteller stellt die Behauptung auf, daß die Obersteirer in Degeneration begriffen wären. Allerdings begründet er diesen harten Ausspruch nur mit dem Umstande, daß es in Obersteirer den Touristen nur mit Mühe gelinge, etwas für die Touristik zu thun, weil jede Entwicklung in dieser Sache durch die unveranschämten Forderungen der Gastwirthe und Führer gehemmt werde, während die slavischen Steirer, besonders die Bewohner der Sulzbacheralpen sich Mühe geben, den Wunsch des Reisenden zu erkennen und ihm gefällig zu sein.

Nun vermag ich zwar an dem Bestreben, seine Waaren und Leistungen um gutes Geld an Mann zu bringen, kein Zeichen der Degeneration zu erblicken, und ist es einem so conservativen Volke, wie es die Kelpfer sind, nicht immer zu verdenken, wenn sie gegen Fremde etwas mißtrauisch sind. Leider sind es ganz andere und schwere Gründe, welche jene Anklage nicht ganz unberechtigt erscheinen lassen. Nicht die Obersteirer allein, auch die Bewohner der angrenzenden Alpenländer beweisen, daß es mit ihnen nicht vorwärts geht. Es sind herrliche Menschen unter ihnen, voll Kraft und Kern an Leib und Seele; wie viele deren aber, wenn die Affentirungsberichte klagen, daß in manchen Gegenden kaum der zehnte Mann tauglich ist?!

Man kann ja keinem Menschen zum Vorwurfe machen, daß er klein gewachsen ist, oder daß er einen Kropf hat, daran Ursache kann die Vererbung sein, die Bodenbeschaffenheit und andere äußere Verhältnisse. Bezugsweise an-

ders mit dem Cretinismus. Aeltere Forscher haben zwar auch hier versucht, die Verantwortlichkeit von den Menschen abzuwälzen und der Natur zuzuschreiben. Bald war es das Wasser, bald die Luft, bald die Lage, welches den Menschen blöde, krüppelhaft und verkommen mache. Dr. Wacher schob die Schuld an dem Cretinismus dem Urgebirge in die Schuhe — und so wurde auf alle Abhilfe verzichtet.*)

Steiermark genosß seit jeher den Ruhm, das Land der Trottel zu sein, weungleich auf 500 Köpfe und 100 Kröpfe nur ein Cretin kommt. Allerdings ist Steiermark das einzige Land, in welchem Trottel vorkommen, in anderen Ländern heißen sie Tappel, Kosten, Lappen, Deppen, Tölpel, Gaggen, Lalli. An Steiermark allein kann der Vorwurf gewiß nicht ergehen; der Cretinismus ist über die ganze Alpenkette verbreitet, ja, man findet ihn auch in Württemberg, Sachsen u. s. w. Am stärksten aber tritt er in Gebirgsgegenden auf und dort, wo eine unvernünftige Lebensweise herrscht.

Merkwürdig ist es wohl, daß in den slavischen Gebirgsländern die traurige Erscheinung fast gar nicht vorkommt. In Steiermark finden sich die meisten Cretins über der Höhe von 1500 Fuß. Sehr stark verbreitet sind die Cretins im oberen Murthale, im Liesing- und Paltenthale; verhältnißmäßig weniger findet man an der

*) Ein sehr verdienstliches Vertheil über den Cretinismus in einigen Theilen Steiermarks von Dr. B. Knapp ist vor kurzem in der k. k. Universitäts-Buchhandlung von Leuschner und Lubensky in Graz erschienen. Wir entnehmen diesem gewissenhaft zusammengestellten Schriftchen hier mehrere Notizen.

Enns, an der Salza, der Mürz, während die Gegenden an der Feistritz deren wieder mehr aufweisen. „Gesegnet“ mit diesem Fluche ist auch der gebirgige Theil von Deutschlandsberg und Stainz, die Gegend, welche man das heiterische Paradies nennt.

Als Ursachen gelten feuchte, schlechte Wohnungen, fette, unregelmäßige Nahrung, Trunksucht der Eltern, unnatürliche Aufregungen der schwangeren Mütter, Kinderkrankheiten, Verlegungen u. s. w. Die Hauptursache aber ist ganz gewiß die oft über alle Beschreibung gewissenlose Vernachlässigung der Pflege und Erziehung der Kinder.

Und hier sind wir auf dem Punkte, wo man jenem Manne nicht Unrecht geben kann, der eine bäuerliche Bevölkerung solchen Schlags kurzweg *verachtenswerth* nennt. Es gibt im Gebirge Bauern genug, welche von ihrem „lieben Vieh“ und den „verdankten Kindern“ reden. Das Vieh bringt eben Geld ein, die kleinen Kinder kosten welches. Ist der Ausdruck von den „verdammten“ Kindern auch nicht so ernst gemeint, von einer großen Gemüthsroheit und Gleichgiltigkeit gegen die Kinder zeugt er jedenfalls. Die Sorge um den Erwerb geht der Sorge um die Kinder so häufig vor. Kinder von Diensthoten haben es selbstverständlich noch schlechter, als solche der Hausbesitzer. Zur Sommerszeit werden die kleinen, oft erst wenige Monate alten Creaturen mit in's Freie genommen und unter einen Baum oder auch in die Sonne in's Gras gelegt, während die Leute ihrer Arbeit nachgehen und sich oft stundenlang um das Kind nicht kümmern. Oder die Wickelkinder werden zu Hause halbe Tage lang allein sich selbst überlassen, in die Wiege gebunden, in allem Unrathe liegend, in bumpfen, nie gelüfteten Stuben. Oder sie werden anderen Kindern zur Wartung anvertraut, oft auch Trotteln, welche sonst zu nichts fähig, zum Kinderwarten gerade noch gut genug sind. Wenn das Kind

nicht ruhig sein will, so knebelt man es in die Wiege und schaukelt mit einer solchen Gewalt, daß es betäubt wird. Oder man verklebt ihm den Mund mit dickem Mehlfrei, oder verstopft denselben mit einem Zummel, auch Zuzel, der in Brauntwein getaucht worden ist. Soll man da nicht nach der Polizei rufen? Auch ein Abhub von Mohnköpfen wird gerne angewendet, die Kinder zu beruhigen. Geschidter kann ein junges Gehirnchen ja kaum vernichtet werden. Erkrankt ein Kind, so läuft man eilends zu einem Thierarzt; erkrankt ein Kind, so ist ein altes Weib gut. Und wie curiren alte Weiber? Die Medicin hat selbst in der Hand eines geschickten Arztes nicht viel positive Heilmittel; umsomehr positive Schädigungsmittel hat sie in der Hand eines Pflüschers. — Zum Essen werden die Würmer mit Gewalt gezwungen und wird ihnen zu jeder Mahlzeit die gleiche Menge von Brei, Stierz u. s. w. eingepropft. Will das Kind nicht jedesmal bis zur Reige essen, so wird ihm gedroht mit dem „Baumau“ oder mit dem „schwarzen Mann“ oder mit der „bösen Raß“. Viel zu essen zu geben hält der Bauer häufig für das einzige Mittel, seine Kinder groß zu ziehen — zur Focharbeit. Er berechnet an seinem Kinde keinen andern Werth, als den seines Zugochens — es soll ihm einst einen Diensthoten ersetzen, das ist Alles, was er von ihm verlangt. Daher werden die Kinder schon in ihrer zarten Jugend zu schweren, knechtlichen Arbeiten gebrängt, wohl gewiß kein Wunder, wenn sich der Organismus dann nicht entwickeln und ausbilden will.

Sehr arme Leute, die vom frühen Morgen bis in die späte Nacht um's tägliche Brot ringen müssen, geizige Bauern, welche durch Händearbeit die in Starrsinn abgelehnten Maschinen und andere Einrichtungen, welche die Cultur dem Landmann darbietet, ersetzen wollen; rohe, dem Jorn, dem

Trunk, dem Aberglauben ergebene Eltern haben die meisten Cretins. In meiner Heimat kamen zu meiner Zeit ausgesprochene Cretins nicht vor, doch Thatsache ist, daß man bei den armen Waldb- und Holzleuten die blödsinnigen, bei den wohlhabenden Großbauern die verkrüppelten Kinder finden konnte.

Einen Beweis, daß der Cretin nicht immer geboren, sondern auch gezogen wird, liefert manche Familie. So jene Mutter in Weissenbach bei Liezen, ein verwildertes, jähorniges Weib, von deren Kindern, die, welche ihrer Pflege und Erziehung anvertraut blieben, Cretins wurden, jene aber, welche man ihr wegnahm, sich ganz gut entwickelten.

Halbblöde, unbeholfene Kinder, oder solche, die mit körperlichen Gebrechen behaftet sind, werden schon in ihrer frühen Jugend meist von den Kreisen der Vernünftigen fern gehalten, sich selbst überlassen oder in die Gesellschaft des lieben Viehes gegeben. Was soll aus einem solchen Halbtrottel werden? Ein ganzer.

Die Schule bleibt auf solche Verhältnisse fast ohne Einfluß, weil man verkümmerte Kinder noch weniger schiden will, als normale, und so hat der Cretinismus im bornirten Bauernthum eine Pflanzstätte, die ihm auf noch lange den traurigen Bestand sichert. In manchen Theilen der Steiermark nimmt der Cretinismus mit dem wachsenden Einflusse der Cultur wohl merklich ab, ja in einzelnen Thälern ist er bis auf wenige Individuen fast verschwunden, allein im Murthale ist leider eine Steigerung und fortschreitende Entartung der Bevölkerung nachweisbar.

Der Bauer ist zumeist gar nicht so unzufrieden darüber, wenn sein Knabe ein Krüppel und ein Cretin ist. „Für so ein armes Leutle“, meint er, „ist es für Zeit und Ewigkeit besser, als für Einen, der seine gesunden Glieder hat. Für's Erst' hat es das

Soldatenleben nicht zu fürchten und für's Zweit' kommt so ein Waisel frei gleich vom Mund auf in den Himmel.“

Das sind die Bigotten, die Krieger und Schleicher, die ehr- und gewissenlosen Schurken, welche weber den Schutz des Staates verdienen, noch die Segnungen der Religion, welche sie so heisspiellos mißverstehen.

Was über die heute heranwachsenden jungen Leute im Allgemeinen zu sagen wäre, von den tabakrauchenden, brantweinbustigen Knaben, von den vielen trägen, denkfaulen, wiglosen und doch windbeuteligen Burschen, von den arbeitsscheuen, Loketten, rohsinnlichen und stumpfsinnigen Mädchen, das gehört nicht hierher. Ursache ist gewiß auch hier die Verwahrlosung, die Lieblosigkeit und die Nichtachtung, welche die jungen Leute von ihren Eltern oder Brotherren erfahren müssen. Die Verstumpftheit und Versumpftheit solcher Menschen, die wieder zum Thiere zurückzulehren scheinen, muß uns mit Jorn und Entrüstung erfüllen. Segen wen? Segen die Hüter des Volkes.

Zum Glücke ist solche Gattung nicht die Mehrzahl der alpinen Bevölkerung, sonst wäre es wahrlich Schade, daß der Himmel einem solchen Volke ein so herrliches Land angewiesen hätte. Im Aelpler liegt edle Ursprünglichkeit und Entwicklungsfähigkeit, aber gepflegt und erzogen muß der ganze Volksstamm werden, so wie wir verlangen, daß in demselben der Vater sein Kind pflanze und erziehe. Mit Schriften, Wanderlehrern und Gesetzen, die auf dem Papier stehen, richtet man freilich nichts aus; steht doch selbst der großartige Apparat der Volksschule einzelnen Zuständen gegenüber machtlos da. Hier muß eingewirkt werden durch jene Organe, welche mit der Bevölkerung in direktester Fühlung sind. Die Aerzte müßten vor Allem großherzig genug sein, die Charlatanerie zu verschmähen, hingegen aber vom Staate mit aller Ent-

schiedenheit den Schutz gegen Curpfuschereien beanspruchen können. So lange die Winkelbader und Quacksalber nicht ausgerottet werden können, so lange der Arzt seines Erwerbs wegen genöthigt ist, so zu reben und zu handeln, wie es der abergläubischen, vorurtheilsvollen Bevölkerung am liebsten ist, so lange darf vom Arzte ein durchgreifender, vortheilhafter Einfluß auf die Bevölkerung nicht erwartet werden. Seine Obliegenheit wäre es, das Uebel des Eretinismus zu prüfen, dessen Ursachen auf den Grund zu kommen, und die körperliche Pflege und Erziehung der Kinder zu überwachen.

Vorläufig der nächste Weg aber wäre eine organische Intervention von geistlicher Seite. Mischen sich die geistlichen Herren doch auch sonst überall in das Weltliche und begnügen sich ihren Gläubigen gegenüber so gerne mit irdischen Vortheilen, dort, wo sie himmlische bieten, warum sollten sie nicht von Zeit zu Zeit in Christenlehren Anweisungen geben, nicht allein, wie den Kindern der Katechismus beizubringen, sondern auch, wie ihnen gesunde Glieder und Sinne anzuerziehen wären! In einem Graben bei Murau lebte vor etwa 40 Jahren ein Pfarrer (Wiesinger ist sein Name), der in Predigten und Christenlehren sehr viel über Kindererziehung, Pflege und Nahrung vorgetragen hatte, anfangs freilich zum Verdrusse der Bewohner, namentlich der Weiber, die mit ihrem Allesbesserersehenwollen die vernünftigsten Rathschläge zurückweisen. Aber der brave Pfarrer ließ sich trotz aller Anfeindungen in seinen

Bestrebungen nicht abschrecken, und heute ist thatsächlich der Eretinismus aus jener Gegend zum größten Theile verschwunden.

Was verlangen Staat und Kirche von denen, die eine Ehe eingehen wollen, nicht für verschiedenelei Ausweise und Verpflichtungen? Warum wird das junge Ehepaar nicht gleich im vorhinein gesetzlich zu einer rationalen Kindererziehung verbunden!

Gewiß muß auch in Schule und Schulbüchern gelehrt werden, daß ein junger Mensch ganz anders, und zwar besser, nicht schlechter, zu behandeln wäre, als ein Kalb, als ein junges Pferd. Und es wird auch eine Zeit kommen, wo man in den größeren Ortschaften lieber Kinderbewahranstalten und Rettungshäuser bauen und erhalten wird, als immer größere Spitäler. Wenn der Staat das Recht hat, und gewiß, er hat das Recht und die Pflicht, Eltern wegen gröblicher Mißhandlung ihrer Kinder zu bestrafen, so hat er wohl auch die Pflicht, zu verhindern die Mißhandlungen und groben Vernachlässigungen, wodurch ein Kind auf sein Leben lang sich zur Qual und der Gemeinde zur Schmach und Last, eine elende Creatur wird. — O, möchte doch Jeder, von der Spitze der Gesellschaft an bis zum hintersten Wälzler den einzig sittlichen Grundsatz vor Augen haben: Die höchste Aufgabe des Menschen ist es, in sich und in seinen Nachkommen immer mehr Mensch zu werden. Denn „hätte Gott den Menschen zum Wurm bestimmt, er hätte ihn als Wurm geschaffen“.

R.

Kleine Laube.

Verscheucht.

Eine Waldlaube von P. R. Kofegger.

Erst vor wenigen Wochen war's, daß mich eines Tages die Post in den Wald scheuchte. Die Zeitungen sprachen vom Kriege und daß er unvermeidlich sei; sprachen von dem Haber der fiametischen Brüder Oesterreich und Ungarn, sprachen von dem Nordversuch auf den Kaiser der Deutschen. Die Tagesnachrichten erzählten von verderblichen Naturereignissen, Epidemien, Selbstmorden. Die Feuilletons klagten über den Verfall der Kunst, über die pessimistische Richtung der Geister, und waren in solchem Geleise selbst nichts weniger als optimistisch.

Wem sollte nicht unheimlich werden in einer solchen Welt? Ich floh in den Wald.

Wo kein Weg ging, dort ging der meine — wo es am steilsten war, wo das Gefülze der Erlenbüsche und Dornsträucher am dichtesten war, wo die Hundsbere wuchs, wo die Ratter raschelte im gelben Buchenlaub des vergangenen Jahres. Wildhühner erschraden vor mir und ich vor ihnen, und meine Füße waren das Elementarunglück der Ameisen, und mein vordringender Körper war die Geißel Gottes der Spinnen, deren Bau zu Grunde ging an jenem Maientage.

Es war eine Lust, so in die Wildnis zu bringen, in's Dämmerige und Ungerwisse hinein; was ich ahne, reizt mich mehr, als das, was ich weiß; was ich hoffe, ist mir lieber, als das,

was ich habe. Vielleicht geht es vielen Anderen auch so.

Nun war der wilde Wall durchbrochen. Ich stand am Rand einer grünen Wiese, die von jungem Fichtenwalde umfriebed war. In meiner nächsten Nähe, aus dem Dickicht war ein Thier aufgefahren, welches in mächtigen Sprüngen über die Wiese hinsetzte und am jenseitigen Rande stehen blieb. Es war ein Reh. Dort stand es nun, hielt hoch seinen Kopf und lauerte. Ich hielt mich, wie ein Baumstrunk. Ich dürfte sonst nicht nach Blut, es wäre denn nach dem der Trauben — aber jetzt folgte ich einer angeborenen Neigung des Menschen, langsam hob ich meinen Wachholberstock, legte ihn an die Wange, wie ein Gewehr und zielte gegen die Brust des Wildes. Das stand dort, etwa hundertzwanzig Schritte von mir entfernt, und blickte zu mir herüber. Es wußte recht gut, daß ein Wachholberner nicht losgeht. Endlich hub es zu grasen an. Ich setzte den Stock wieder zur Erde und trat langsam weiter auf die Wiese hinaus. Das Reh hob rasch sein Haupt und ich meinte, jetzt und jetzt werde es davonschieben. Aber es eilte nicht, es leckte an seinem Hinterkörper, und mit seinem Fuße kraute es sich hinter den Ohren — dann sah es mich wieder eine Weile an und begann zu grasen.

„Rehlein“, sagte ich, „du vergiffest den schuldigen Respekt gegen den Menschen! Hälft du mich nicht für fähig, dir gefährlich zu werden? Mich wundert's, hier zu Lande streifen viele Jä-

ger und Wildschützen. Du scheinst sonst kein heuriger Hase zu sein, stellst dich aber sehr unerfahren. Unter uns Leuten würde man ein solches Betragen Dummheit nennen.“

Das Thier graste ganz allmählig gegen mich heran, hielt nicht selten ein, um mich anzuschauen, warf aber stets erschrocken den Kopf in die Höhe, so oft es von irgend einer andern Seite ein Geräusch hörte und bereitete sich zum Sprunge. Es mußte was wittern, denn einmal machte es ein paar große Sprünge, wodurch es mir aber noch um mehrere Schritte näher kam. Dann beruhigte es sich wieder und graste mit Hast und Lust. Die Ohren waren immer gespißt und das ganze Wesen war ein Bild ängstlicher Wachsamkeit und Fluchtbereitschaft.

„Du weißt es doch“, sagte ich — übrigens glaube ich kaum, daß ich laut mit dem Thiere gesprochen habe, es werden nur Gedanken gewesen sein — „Du weißt es doch, daß du in Feindesland bist. Keine Minute sicher vor dem Schuß — das muß wohl recht nervös machen.“

Ich rückte ihm allmählig näher; das Reh beachtete es nicht und graste mir entgegen. Oft hielt es ein und sah mich an mit Ruhe und Vertrauen, während es jeder andern Richtung mit ängstlichem Mißtrauen zu begegnen schien.

„Mich freut es ungemein“, sagte ich, „daß du mir nicht abgeneigt bist. Es läßt sich nicht leugnen, daß ich zu jenen Ungeheuern gehöre, die auf zwei Beinen gehen. Aber alle Zweibeinigen sind nicht gefährlich. Ich schon gar nicht, ich bin Poet und vielleicht erlaubst du, daß ich dir mein neuestes Gedicht . . .“

Ich griff in die Tasche, um das Blatt hervorzuziehen — da machte das Thier im Schreck einen weiten Sprung abseits.

„Es wäre nicht lang gewesen“, meinte ich kleinlaut und schob das Papier wieder in den Sack. Ich bedauerte,

daß ich das Reh verschreckt hatte, aber es kam mir grafsend bald wieder näher.

„Es ist nicht schlau von dir, daß du mich kränkest. Das Lied ist an meinen Schatz geschrieben. Es lebt irgendwo Eine, die ich im Grunde des Herzens lieb habe, aber kein Mensch ahnt es, und sie selber vielleicht auch nicht. Da habe ich ihr denn diese Verse geschrieben, doch werden sie heute Abends noch verbrannt. — Wie hältst du's in solchen Sachen? —“

Das Thier trat mir wieder um zwei Schritte näher und hub zu schnuppern an.

„Liebes Reh!“ sagte ich und hielt ihm die Arme entgegen. „Ich kann nicht sagen, wie du mich anmuthest. Hätte ich was bei mir, heilig wahr, ich schösse dich nieder. — Ich habe einmal geschossen. Auf eine Wildtaube, die vertrauensvoll wie du, zu meinem Hause kam. Auf dem Kirschbaume saß sie, ohne Ahnung, daß es mit Menschen nicht immer gut Kirsch essen ist. — Leider schoß ich und zum Glücke — traf ich sie. Und als sie noch ein wenig herumflatterte in den Zweigen und dann niederpurzelte von Ast zu Ast in's kühle Gras und mit ihrem Blute die blauen Vergißmeinnichte röthete, da war ich erschrocken bis zum Tode. Sie athmete dieselbe Luft, wie ich, ihr Kleines Auge sah denselben Sonnenschein, wie ich — ihr Blut war so warm und so roth, wie das meine — warum habe ich sie umgebracht? Damals sagte ich zu mir: Bist ein niederträchtiger Bursch! — 's ist schon lange vorbei und seither Manches geschehen, was dafür, und Manches, was dawider spricht. Aber aus Passion bringe ich nichts mehr um. In der Rothwehr ist's was anderes, da achte ich kein Leben, außer das meine; und wenn ich Hunger habe und eine Büchse, so schieße ich dich doch nieder, da hilft dir Alles nichts.“

Trotz alledem kam das Rehlein immer näher auf mich zu. Ich stand wie eine Säule da und zehn Schritte vor mir das Thier und sah mich an. Es war mir fast unheimlich. Das muß

kein rechter Mensch sein, zu dem das Wild sich gesellt . . .

„Du bist neugierig“, sagte ich, „wie sich so Einer von der Nähe anschaut. Nun, betrachte mich nur recht. Aber diese Lappen aus Leinwand und Baumwollzeug gehören nicht dazu. In Wahrheit sehen wir anders aus. Und wenn du uns sähest so nackt und bloß, wie du selber bist, alle Angst und Furcht müßtest du vor uns verlieren. Von Haus aus können wir nicht schießen, können auch nicht so laufen, wie du, können uns nicht nähren von diesem Kraute, können nicht wohnen im Dickicht. So armfelig sind wir. Wir — so heißt es — hätten es wohl einmal gekonnt, aber in dem Maße, als unsere Vernunft gewachsen, sei unser Körper abhängig geworden, sei fein und empfindlich und verweichlicht und schwächlich geworden. Und wenn es so fortgeht, löst sich der ganze Mensch in Geist auf; dieser wieder muß vergehen, wie die Flamme stirbt, wenn Docht und Del verzehrt ist. — Dann sind wir fertig und ihr kommt an unsere Stelle.“

Der ganze, aschgraue Leib des Thieres war schön, kräftig und geschmeidig; wenn es den Kopf recht hoch erhob, war es fast stolz und seine Augen sahen so klug und gutmüthig auf mich her.

„Ich weiß nicht“, sagte ich, „ob denn du auch immer suchest, ohne zu wissen, was; ob du dich abmühest Tag und Nacht, um ein Gut zu erreichen, das dich dann, wenn du es besitzt, doch nicht befriedigt. Ich weiß nicht, ob der Haß es ist, der dich belebt, der Ehrgeiz, der dich jagt und peitscht, die Liebe, die dich unglücklich macht, die Lust, die dich tödtet. Bei uns ist es so. — Nun stehen wir beide uns gegenüber und blicken uns an. Bedauere ich dich, oder bedauerst du mich? Du hast und genießest voll, was du haben und genießen kannst; uns werden die süßen Freuden des Herzens von der Härte und Erbarmungslosigkeit des Verstandes vergällt. Unser Fühlen artet in Denken aus, und das ist unser Un-

glück. Wollen wir noch was Gutes haben, so müssen wir uns euch nähern. — Was? du schüttelst das Haupt, du verneinst es, Neß? Du müchtest am Ende gar auch ein Mensch sein? Nein, so weit bist du noch nicht vorgeritten, daß du unzufrieden wärest. Deine Noth ist der Jäger, so wie die unsere — der Mensch. Uns drohen die größten Gefahren von Uneresgleichen. Ist dir das heutige Morgenblatt schon zu Gesichte gekommen? Ei so, du liefst keine Blätter, du frisstest sie. Ist auch gesünder, nur vor Zeitungsblättern hüte dich, die sind giftig. Sie wären es nicht, aber sie saugen das Gift aus dem Boden, auf dem sie stehen, aus der Luft, die sie umweht, aus der Zeit, der sie dienen. — Uebrigens, mein liebes Nieschen, wie lange werden wir denn hier stehen bleiben? Ich gebe mir die Ehre, mich einer so seltenen Gesellschaft recht lange zu widmen und unterhalte mich ganz vortrefflich mit dir. Wie steht's mit dem Ausberhandfressen?“

Ich riß Gras aus dem Boden, ein Geschäft, das mein Neß mit Rennerauge verfolgte.

„Deinen Geschmack muß ich erst kennen lernen, ich hoffe nämlich, daß wir uns öfters hier treffen werden. Und im Falle, daß ich einmal zu Zweien auf diese stille Wiese käme, so wirst du so vernünftig sein, dich darüber nicht zu alteriren. Zu Zweien begeben sich mich ganz deiner Wege, du bist wachsam und wir haben das gleiche Interesse . . .“

— Knallte ein Schuß. Ein kurzes Pfeifen war durch die Luft gegangen, das Neß hatte einen hohen Sprung gemacht — und lief jetzt mit vollster Entfaltung seiner Schnellkraft über die Wiese und schnurgerade in's Dickicht hinein.

Im nahen Gestämme verzog sich langsam der schwefelige Rauch. Ich eilte, den Wildschützen zu suchen, um ihn dem Gericht zu überliefern, weil er geschossen, und um ihn freizubitten, weil er nicht getroffen. — Ich sah weder den Schützen, noch das Neß und ich

war rasend in dem Gedanken, das Reh könne mich für den Missethäter, für den Verräther oder gar für den Mordhahn halten, und ich wollte in seinen Augen weder ein schlechter Freund, noch ein schlechter Schütze sein.

— Was nützt all' das? Der Poet hält nicht vor; im Spätherbste, wenn mir der Rehbraten auf den Tisch kommt, werden die freundschaftlichen Gefühle sicherlich wieder erwachen, aber nicht aus dem Herzen werden sie kommen, sondern aus dem Magen.

Ein Jahr aus dem Leben einer Dorfschönen.

Zu Papier gebracht von P. K. Rosegger.

X.

Am Pfingstsonntag gingen die Lahndorfer mit dem „Kreuz“ nach Mariazell. Mit dem Kreuz gehen heißt, mit der Prozession gehen, welcher ja das Kreuz, oft sogar die Fahne vorausgetragen wird. — „Mit einem Kreuz gehen sie aus, mit einer Fahne kommen sie heim“, sagt ein Lahndorfer Verleumder; gut gemeint ist das kaum, wir wollen nicht weiter darüber grübeln.

Bei jungverheirateten Leuten in der Lahndorfer Gegend ist es Brauch, daß sie zur schuldigen Dankagung auch eine Wallfahrt nach Mariazell machen, wobei — wie der Lahndorfer Verleumder wieder bemerkt, die Weiber fortweg Tedeum laudamus singen thäten, die Männer aber allerweil Vaterunser beten, von wegen dem „erlöse uns vom dem Uebel“.

Es war selbstverständlich, daß sich auch die Kundl mit dem Micherle der Prozession angeschlossen. Sie hatten Beide hübsch aufgeladen, denn sie schleppten das Wirthshaus mit. Ein paar Laibe Brot und sogar feineres Backwerk, woran die Kundl tagelang mit wichtigstem Nachdrucke geschaffen hatte, trugen sie in ihren Bündeln; und wo sie bürstigt wurden, da drehte unser Herrgott

stets sein großes Faß auf und sie tranken gutes Quellenwasser.

Allmählig mußten unsere Eheleute von der Prozession zurückbleiben. Die Kundl merkte für's Erste, es thäte sie der Schuh brücken; so zog sie ihn aus und ging auf der linken Seite barfuß. Fromme Leute stecken auf Wallfahrtswegen bisweilen Sand und Glascherben in die Schuhe, damit die Sünden ordentlich zerschunden und zerkratzt und sohin abgebüßt würden; aber die Kundl war so weltlich, daß ihr der Sand auf der Straße schon nicht taugen wollte. Das Micherle wäre am liebsten mit einem Besen vor ihr hergegangen und hätte die Steinchen aus dem Wege gekehrt; zum mindesten rieth er ihr, sie möge den Strumpf wieder anstreifen, denn er könne es nicht sehen, wie das arme Füßel leiden müßte.

Da kam er an! „So“, sagte sie und blieb stehen, „auf den Strümpfen gehen! Stopfst Du sie mir, wenn sie Löcher kriegen? Strickst Du mir neue, wenn sie hin sind? Du fragst nichts darnach, Dir ist nur alleweil um's Verschwenben. Vom Hausen ist keine Red' bei Dir. Auf den Strümpfen gehen? Müßt' wissen, wo wir thäten hinkommen!“

„Ich verhoff's, nach Mariazell.“

„Du Micherl!“ drohte die Kundl, „das auf die Red' aufsitzen vertreib' ich Dir — wirst es schon sehen! Wenn Du so proper bist, trag' mir meinen Binglel, ist gescheidter!“

Er nahm ihr das Bündel ab und band es zu dem seinen.

Dann ging's wieder eine Strede. Die Prozession war längst davon, die beiden Leuten waren zwischen den hohen, fremden Bergen allein. Das Micherl schlug ihr vor, daß sie sich fest in seinen Arm hinge und auf ihn stütze, er wolle sie schon schleppen.

„Ist auch Deine Schuldigkeit“, antwortete sie schnaufend, „ihr Mannsbilder könnt uns nur alleweil aufladen, tragen müssen wir selber. Das wird

was ausgeben, wenn ich mich so einem Zwerg anhäng'!"

Sie hing sich aber doch an seinen Arm und er schleppte die beiden Bündel und das Weib und sagte kein Wort. — Ich wüßte nicht, konnte er vor Anstrengung nicht reden oder hatte ihn der „Zwerg“ verstimmt. Auf jeden Fall suchte er zu beweisen, daß es doch was ausgab, wenn sie sich auf ihn stützte.

So kamen sie endlich zum Seeberg. Dem Micherle graute insgeheim, als er den Weg die steile Lehne hinangehen sah, und wirklich, als sie ein paar hundert Schritte gestiegen waren, sank die Kundl auf den Rain hin und hauchte: „Wegen meiner thu' Du, was Du willst, ich kann nicht mehr weiter.“

Er schnitt ihr ein weißes Stück Brot, er holte ihr einen Trunk Wasser.

Sie lehnte es entschieden ab und roch an einem Fläschchen Melissengeist. „D je“, sagte ein Vorübergehender, „die schmeckt beim Melissengeist, da weiß ich schon, wer zurüchhält, daß sie nicht hinaufkam. Ehrkrüppel, die kannt heilig tragen.“

Als dieser böse Mensch vorüber war, sagte das Micherle zu seinem Weib: „Du, es ist wahr auch, ich kunnt Dich leicht ein Bissel tragen.“

„Du wohl tragen, Du!“ lachte sie auf. „Ein geschaidter Mann hätte mich abgeredet von der Kirchfahrt.“

„Ich hab' ja gesagt, Du wirst den weiten Weg nicht überkommen mögen.“

„Weil Du mich gern los gehabt hättest und mit den andern gesprungen wärest und mit den Menschern umergalferst . . . Meinst, ich bin so dumm?“

„Geschaidt bist schon, aber stärker bin ich. Geh', wenn Du hast ausgerastet, so reit' auf, ich trag Dich auf dem Buckel; Esel bin ich genug dazu.“

— Die beiden Bündel voran hängen, das Weib hinten, so schnaufte das Micherle den Seeberg hinan. Der Schweiß perlte ihm über das Angesicht; und so oft er an der Weglehne absetzte, um

auszuathmen, hatte die Kundl eine bittere Bemerkung für ihn. So schritt er wieder an und murmelte: „Ist ja recht, ich geh' halt mit dem Kreuz nach Mariazell.“

Unweit des Brandhofs knarrte zum Glück ein Bauernwagen hinten nach, dessen Besitzer die Gelegenheit, sich eine Stufe in den Himmel zu bauen, mit Freuden ergriff und die Kundl auf sein Fuhrwerk nahm. In der Wegscheid hatte ein Flossenwagen Erbarmen und so kamen unsere Eheleute noch vor Abend glücklich nach Zell. Sie setzten sich vor die Kirche auf die prächtige Marmortreppe und aßen Brot. Dabei sagte das Micherle: „Jetzt werden wir für's Erste einen Beichtstuhl suchen gehen. Und wenn ich Dich sollt' beleidigt haben, Kundl, so oder so, ich weiß es nicht — mußt mir halt verzeihen.“

„Zeit ist's schon, daß Du mich einmal um Verzeihung bittest“, entgegnete die Kundl mit großer Genugthuung, dabei wußte sie selbst nicht, wieso er auf solche Gedanken kommen konnte.

Bald verlor sie sich in der Menge der Wallfahrer, um ihre Andacht zu verrichten. Das Micherle ging durch eine Seitenthür in die Kirche, legte dort, wo der Tisch zum Rosenkranzweihen steht, seine Bündel ab und suchte einen Beichtstuhl.

Was Beide beichteten, geht uns nichts an; aber verrathen darf ich, daß das Micherle eine ungleich größere Buße aufbekam, als die Kundl, wofür er sein warmes „Vergeltsgott“ durch das Gitter kispelte.

Als er hernach gegen den Gnabenaltar trat, kam ihm, zwischen den Knieenden und Stehenden sich herbeizwängend, die Kundl entgegen: wo er die Brotbündel habe?

„Die habe ich derweil beim Weichtisch in's Winkel gestellt.“

Sie gingen zum Weichtisch, fanden aber keine Brotbündel mehr.

„Der Meßner wird sie weggenommen haben“, sagte beruhigend das Micherle,

trat ihm aber schon der kalte Schweiß aus der Stirne.

Der Mefner wurde befragt; der mußte aber nichts von den Brotbündeln.

„Das ist sauber“, sagte die Kundl etwas vernehmlicher, als man sonst in Kirchen zu sprechen pflegt, „jetzt hat der Tollpatsch das Brot verloren!“

Das Mischerle schob hin und schob her. Jeden ging es an, ob er nicht die zwei Brotbündel gesehen hätte. Keiner mußte Bescheid.

„Jetzt, was stellen wir an?“ rief die Kundl, „hast mich leicht nach Zell geschleppt, daß Du mich da willst verhungern lassen?“

„Sei nur still“, flüsterte er, „ich reb' gutherzige Leut' an, ich krieg' schon was.“

„Ist der Bettler schon fertig“, darauf sie, „so weit kommt Eins, wenn man sich mit einem solchen Halbnarren einläßt. Denkt' hab' ich mir's eh! —“

Vor Arger und Müdigkeit sank sie auf eine Steinbank.

Die etlichen Silberzehner, die sie mithatten, waren auch in einem der Bündel gewesen. — Es dümmerte der Abend und die Wallfahrer in der Kirche huben an, es immer lauter und bunter zu treiben; der „Lichtelungang“ begann und der Zug schritt gerade an der Steinbank vorüber, auf welcher die Kundl saß und meinte. Die Leute glaubten, sie beweine ihre Sünden.

Das Mischerle rannte draußen in den Gassen umher. In einem der letzten Häuser des Marktes fragte er an, ob er und sein Weib in der Scheune auf dem Heu schlafen dürften.

„Auf dem Heu lassen wir Niemand schlafen“, war der Bescheid, „wenn mit dem Feuer ein Unglück geschieht, wer fragt darnach?“

„Es geschieht kein's“, versicherte das Mischerle treuherzig, „wenn wir wo schlafen, haben wir kein Feuer bei uns.“

„Wir haben gute Betten“, sagte der Wirth.

„Wäre schon recht, Herr Vater, aber weil man auf dem Kirchfahrtweg halt gern ein Bissel bußwirken thut.“

Der Wirth ging davon, kam aber bald wieder zurück und bedeutete, es wären auch schlechte Betten zu haben.

„Was kostet eins von den wohlfeilsten?“ fragte nun das Mischerle.

„Ah so, solche Bußwirker seid ihr!“ rief der Wirth und ließ den armen Mann stehen, wo er stand. Traurig und ganz verzagt ging dieser in die Kirche zurück. Dort war einstweilen Hilfe geworden. Die Lahnborfer hatten den Verlust der Schleiberleute bald erfahren und allsogleich gesagt: „Nein, versetzen (verlassen) thun wir sie nicht; gehören zu uns. Wir schießen zusammen.“

Und der Fahnenträger war's, der mit dem Hut in der Hand unter den Lahnborfern umherging: „Bitt, für die armen Verunglückten um eine kleine Gab'; was der gute Willen ist!“

Die Kundl meinte, sie müsse vor lauter Scham unter das Steinpflaster sinken. Sie genoß an demselben Abende keinen Bissen von dem, was man ihr so freundlich anbot und wendete dem armen Mischerle bis zur Morgenfrüh den Rücken zu.

Als es dann zum Heimweg kam, vermochte sie wieder nicht Schritt zu halten; sie mußte zurückbleiben und war so verbittert, daß sie an einem Wegkreuze liegen zu bleiben und zu verhungern beschloß.

Da lief das geängstigte Mischerle heran.

„Geß nur, geß Deiner Wege, Bettelmann!“ rief sie ihm zu.

„Magst sagen, was Du willst, Kundl, ich verlass' Dich nicht“, versetzte er, „schau, da hab' ich was Geselechtes, das kräftigt Dich schon wieder. Nachher rucken wir schön langsam wieder an. Müßt' wissen, wegen was wir so laufen sollen, wir kommen allerweil noch heim.“

„Was hab' ich denn daheim? Ueberall ist's mir lieber, als wie daheim. Du bist eine Letzeigen, Du bist ein Dalgert. Ein so l e r Mann! Wo ich nur meinen Verstand hab' gehabt?“

„Kunnt mir's selber nicht denken“, verfezte er sanftmützig.

„Berthut er das Brot und laßt betteln. Mein Lebtag laß ich mich z' Lahnborn nicht mehr blieden.“

Ein feiner Fiakerwagen mit zwei flinken Köhlein, welcher Touristen nach Mariazell befördert hatte und nun leer zurüdfuhr, rollte heran. Das Mischerle winkte dem Kutscher, daß er halte und rief: „Bist frei, so setzen wir uns ein. Wir fahren über Kapfenberg nach Lahnborn.“

„Wie's beliebt“, antwortete der Kutscher, sprang vom Bock, öffnete den Wagenschlag und mit einem Ruck saß die Kundl zwischen den Böstern. Rasch und glatt rollte die Kutsche davon und die Kundl wußte gar nicht, wie ihr geschah. Die Lahnborn'sche Prozeffion glockte nur so drein, als die vornehme Kalesche mit den Schleiderleuten an ihr vorüberauschte — da lugte die Kundl das Mischerle von der Seite an und schmunzelte ein wenig. So gerne hätte sie ihm gestanden, wie wohl ihr's that, aber der Troß ließ es nicht zu. Er fühlte es doch und war bei sich gar vergnügt. Jeder Ehemann sollte es so machen: wird ihm sein Kreuz zu schwer zum Tragen, so leg' er's auf den Wagen.

Nach vier Stunden waren sie in Lahnborn. Das Mischerle geleitete seine Dame in's Haus und ging dann, um es mit dem Fiaker abzumachen. Auf welche Weise? Vielleicht zeigt sich's später.

Erst am Abende zog die Zeller Prozeffion unter Glockengeläute in Lahnborn ein. — 's ist recht'schaffen schön, dachte das Mischerle, aber — will ich wieder einmal nach Zell: mit dem Kreuz geh' ich nimmer.

Der Patriarchen-Jakel.

Aus der Bibelübersetzung eines alten Wurzelgräbers.

Magst mir's glauben, mein Kind, Du hast einen braveren Großvater, als wie der Jakel hat gehabt. Derselbig'

Alte hat ja dem Jakel seinem Vater einmal wollen den Kopf weghauen! Aus lauter Frommheit. Und wie nicht der Engel gescheidter ist und ihm die Dragen (großes Messer) aus der Hand reißt, so geschieht dir ein Unglück!

Viel später d'rauf hat derselbig' Mann, der 'Köpf hat' werben sollen, zwei kleine Buben kriegt. Den Aelttern haben sie Esauerl geheißn und der Jüngere ist der Jakel gewesen. Der Esauerl, das ist ein rechter Grindnigel (Wilbling) gewesen, auf allen Bäumen ist er herumgesprungen, wie eine Eicklaz, und mit der Hand hat er dir sie gefangen, die Spazn und die Gimpel. Hernachn ist er wieder beim Bach unten gelegen und hat unter dem Wasen Forellen und Frösche herausgezogen — und Kruißen (Krebßen) leicht wohl auch. Rehr' die Hand um, ist er einem Hasen nachgelaufen im Wald, hat ihn bei den Ohrmaßeln heimzogen. Hernachn ist er wieder geritten auf einer alten Kuh und hat dem Halter das Vieh auseinandergejeit (gejagt). Und was er für Hosen hat zerrissen, dieser Bub' und wie er hat ausgeffant: klein zerzaust über und über, und Frieb' geben hat er halt gredhen (geradezu) nicht mögen. Wie oft hat sein Vater nicht gesagt zu ihm: „Eh Sau, Du hast ihn nicht umsonst, Deinen Namen. Schau Deinen Bruder, den Jakel an, das ist ein handsam Bübel, hilft der Mutter bei der Arbeit, hält sich sauber und laßt sich gern kammern. Wirst es schon sehen, wenn die Schuster kommen, der Jakel kriegt ein paar schöne, kalbleberne Schühlein und Du kriegst eine Sauleberhosen, weil Dir keine garnerne deut'sch nicht will halten.“

Der Esau ist fort'trüttelt hinaus in den Wald und hat sich gedacht: Brauch's nicht, die Kalbleberschuh', das Vaterhaus krieg ich doch, weil ich der Aelttere bin — werd' ihnen hernachn den Herrn schon zeigen.

Wie er aber wieder ist heimkommen vom Wald, hat er Hunger gehabt, als wie ein Wolf im Advent,

Der Jafel hocht beim Herd und thut Häferlgucken, hat jußt von der Mutter ein Linsenkoch kriegt.

Der Esauerl macht einen langen Kragen, als wie ein Kameelthier und Augen, als wie ein Wagenrad und die Zäh'n werden ihm voll Wasser, als wie wenn sieben Brunngraber thäten graben in seinen Backen.

„Du, Jafel“, sagt er, „geh', Jafel, ich hab' Dich gar so viel gern — Du bist mein lieb' Brüberlein. — Weißt, was ich Dir bring'? Einen Kiniglhasen (Kaninchen) bring' ich Dir. — Aber Du hast was ein schönes Häferl da!“

Der Jafel hat nicht viel g'lost (gehört) auf seinen Bruber, hat Linsenkoch 'gessen.

„Und Dein Löfflein, Dein fein's!“ sagt der Andere, „geh' laß' mir's ein wenig anschauen. Geh', Brüberlein!“

Sagt der Jafel: „Wie Du aber herumschleichst um den heißen Drei! Dir ist um das Häfen nichts und Dir ist extra um den Löffel nichts: Du möchtest mein Linsenkoch!“

Ist der Esau mäuschenstill und schaut nach der Nase hinabwärts. Und weil es ihn halt gar so viel hat gelustet nach dem Linsenkoch, so sagt er: „Jafel, was muß ich Dir dafür geben?“

Der Jafel sagt nichts und ist von seinem Linsenkoch.

„Ich geb' Dir meine wollene Haube?“

Der Jafel ist von seinem Linsenkoch.

„So geb' ich Dir meinen Gaisbod!“

Der Jafel ist von seinem Linsenkoch.

Da steigt es dem Esau heiß auf.

Diemeilen er da handelt und jüdel, wird des Kochs nicht mehr im Töpflein. — Der Gusto ist groß, er weiß sich nicht zu helfen, und auf was er einmal angerathet, das muß er haben.

— „Saggra, Jafel, mir liegt nichts d'ran, ich laß' Dir das Vorrecht beim Haus, aber das Koch will ich haben!“

Laßt der Jafel den Löffel stecken im Koch und schaut auf: „Esau, Du bist der Aeltere. Und Du laßt mir das Vorrecht beim Haus? Sag': Aufrichtig Gott wahr!“

Sagt der Esau: „Aufrichtig Gott wahr!“ — Und greift um's Töpfel, daß das Koch nicht kalt wird.

Und so hat er das Linsenkoch 'gessen — gut geschmalzen ist es gewest; hat hernachen den Löffel abgewischt an seinem Zanker und den Mund mit dem Aermling, ist wieder hinaus in den Wald, hat sich niedergelegt unter einen Baum. —

Diemeilen schleicht der Jafel zu der Mutter und erzählt ihr vom Geschäft, das er gemacht mit seinem Bruber.

„Recht hast gehabt, daß Du ihn hast überlistet, den Rauffodel!“ darauf die Mutter, „nu müssen wir aber auch noch den Alten überböppeln — Deinen Vater, daß er Dir das Haus laßt verschreiben und seinen Willen dazugibt. Stich geschwind ein Bökkel ab, schlüpf' hinein in die Haut, zermudel (verwirre) Dir die Haar, zerreiß' Dir Deine Psaid! Deine Psaid, sag' ich, zerreiß' Dir! Ich weiß schon, wegen was! Jetzt siehst Du ihm schon gleich, dem Grindnigel, Deinem Bruber. — Lauf' nu geschwind zu Deinem Vater, er sieht nimmer gut und ich hab' ihm die Glasaugen versteckt. Das weiß ich: er hält Dich für den Esau. Und hernachen budest Dich hin und bittest fein schön um seinen Segen und um das Haus, weil Du ja der Aeltere thätest sein. — Seh, trag' ihm dieses Bökkelfleisch mit, daß er zum Rifeln (Raschen) was hat. Und daß Du Dich nicht vergadest (verschwäpdest), Jafel, sei g'scheidt!“

Wie es die Mutter hat gesagt, so hat es der Bub' gethan.

Wie der alte Vater den Braten hat gerochen, tappt er mit der Hand: „Bist Du's, Esau? — Hast mich zwar immereimnal recht harb gemacht — aber meinst mir's namlawol doch auch gut. So weit recht, daß Du da bist. Röcht' einmal was reben mit Dir. Ich seh's, ich werd' schon recht mühselig und die Augen verlassen mich auch schon. Mag der Wirthschaft keinen Herrn mehr zeitgen. — Du bist mein Aelterer, Du ;

nimm Dich Du an, um Haus und Hof. Such' Dir ein Weibel, das Dir taugt und woltern brav ist. Ich und meine Alte setzen uns auf's Ausgebirg. Deinen Bruder, den Jakel, behaltst und laßt ihn daneben kommen. Und weiß er sich wo Anders einen Platz, so zählst ihm zu vier Stückel Vieh und einen Schock Schafe. — Und Du: recht auf den Getreidebau thu' Dich verlegen — ist geschaidter, wie das Herumlaufen im Wald. Die Rüben baust am Besten auf der Niederleihen an — sie haben gern naß. Den Krautgarten steckst mit Hetschenstauden aus, sonst lassen Dir die Hasen kein Stammel stehen — kein Stammel lassen sie Dir stehen! — Ja, und von wegen der Bachwiesen muß ich Dir sagen, die gehört Dein bis zu den drei Fichten. Anderthalb Fichten gehören Dein, anderthalb dem Nachbarn — daß kein zuwiderer Streit herauskommt. Und jetzt, mein' ich, weiß ich nichts mehr. In Gottesnamen, vergiß halt auf unseren Herrgott nicht, und er wird Dich auch nicht verlassen. Gesundheit und Fruchtbarkeit, Sonn'schein und Regen zu rechter Zeit; ein mudelsauberes Weibele und eine Stuben voll Kinder; und ist eine Stuben nicht groß genug, so bau' eine zweite dazu; und haben sie da auch noch nicht Platz, so stell' sie hinaus auf das breite Feld, sollen sich selber ein Häuschen suchen in der weitesten Welt.“ —

— Mein Kind! Wie all' unsere Sterne am Himmel sind heraufgestiegen aus dem Morgenlande, so sind auch unsere Urgroßvaterleute heraufgestiegen aus der prächtig grünen Au, die der Jakel hat geerbt von seinem Vater. — Meinetsweg! — Hat doch der Jakel selber hernach fortzuwachsen von heim, gleichwohl er das Versprechen gehabt und den Segen von seinem Vater. Hat nichts geholfen. Sein Bruder ist ein Kaufjodel gewesen. Das Linsenlock ist gefessen und vergessen. — „Und das Haus wäre jetzt hin?! Der Jakel hätt' dem Vater das Testament herausg'lezelt

(herausgeschwindelt);“ schreit der Esau. Mit Brügel geht er los auf seinen Bruder.

In einem Bündelein ein paar Krapsen von der Mutter und im Sädel dem Vater seinen Segen, so muß der Jakel fort, hell bei der Nacht in die Stodfremde. — Im fremden Land steht nicht überall ein Tisch, wo ein reisender Bursch hungerig ist, und nicht überall eine Bettstatt, werden die Füß' müd' und matt. Da heißt's übernachten im Wald unter einem Baum. Mein Gott, ein junger Mensch, wo schläft er nicht gut!

Und wie er einmal so ist dagelegen, der Jakel im fremden Wald, da hat er den Engesein im Himmel erbarmt. Auf einer Leiter sind sie niedergestiegen zu ihm und haben ihm gewunken, daß er sollt hinansteigen von Sprißel (Sprosse) zu Sprißel auf eine bessere Höh', denn, wo er jetzt thät liegen als Einer, der seinen Vater und seinen Bruder hätt' belezelt, so wär' das halt wohl kein Liegen für einen ehrlichen Burschen.

Ist aber herunterblieben, der Jakel, thät so viel schwindelig sein und die Leiter kunnt wackeln. — Das ist Dir ein Patriarch!

Nu, und Tags darauf kommt er zu einem Bauernhaus — mich zimmt, beim Labauern hat es geheizen. Der hat zwei Töchter gehabt, die ältere hat Perl geheizen und die jüngere Nacherl. Aber die jüngere ist viel säuberer gewest und da denkt sich der Jakel: Ein mudelsauberes Weiberle hat er mir gerathen, mein Vater. Mücht's doch wohl probiren, ob er was nuß ist, meinem Vater sein Segen. —

Hernach steht er beim Labauern in Dienst ein als Halter. Mag sein, daß er's hat gespannt (geahnt) der Labauer, was dahinterstedt; oder hat er das Geld klug (spärlich) gehabt — das'selb' weiß ich so genau nicht zu sagen — ich weiß nur, daß der Labauer zu seinem neuen Halter hat gesagt: „Keinen Lohn, Jakel, geb' ich Dir nicht. Aber so oft unter meinen schwarzen

Schafen ein weißes Lampel dabei ist, gehört's Dein“.

Hats recht gut gewußt, der geizige Bauer, was er sagt. Aber der Zafel hat 'han, als wie wenn er weiß wie zufrieden wär' mit selbigem Lohn und hat gedacht: Labauer, Dich krieg ich noch dran! — Geht her und streicht im Schafstall die Wände schneeweiß an.

„Dho!“ sagt der Labauer, „streich' nur zu, eine weiße Wand ist noch kein weißes Lamm.“

„Lass' nur Zeit“, meint der Zafel.

Na, und nach einer Weil', wie sie sich gepaart haben nacheinand', die jungen Schäflein, hat sich oft immer Eine aus lauter Lieb zum braven Gespons verschaut in die schneeweiße Wand, — und im Sommer, wie das Lampel kommt: das Lampel ist weiß.

— Wo hast Du das her, Zafel, daß Du weizt? — —

Ist der Segen von seinem Vater. — Aber wie er so viele weiße Lämmlein kriegt, so hätt' er hernachen das jung' Racherl auch gern gehabt. Freilich, da hat keine weiße Wand geholfen und der Labauer hat gesagt: „Die Aeltere kannst haben, die ist mir feil zur ersten Stund; aber die Racherl ist noch zu jung.“

„Aelter wird sie, aber die Andere nicht mehr jünger. Ich bleib' bei der Jüngern.“

„Wie Du meinst. Bleibst brav, so mögen wir nach sieben Jahren davon wieder reden.“

Der Zafel bleibt da und ist brav. Und wie die sieben Jahre aus sind, will er sein Dirndl haben.

„Du bist mir gar ein Hitziger“, sagt der Labauer. „Willst schon dran, so pack' die Aeltere zusammen'. Die Racherl ist noch zu jung.“

„Ja, weil Du gesagt hast, Bauer, ich dürft nach sieben Jahren davon reden.“

„Und geredet hast jetzt davon. Ru also!“

„Ich möcht' aber 's Mensch!“ schreit der Zafel.

„Bursch!“ sagt der Labauer, „wer ist der Herr im Haus! — Noch ein Wort sag' mir!“

Ist still gewest der Zafel und hat bei sich gedacht: Jezzo hat Dich einmal Einer dran kriegt.

Und nach weiteren sieben Jahren traut er sich, daß er sagt: „Labauer, hab' wieder einmal reben wollen, von wegen — ich thät halt meinen — jetzt zimmt mich, wär's wohl nimmer zu früh, — ich bin in meinen Jahren. Das Dirndl wird auch nimmer besser. Ich muß es aufrichtig sagen, Bauer: jetzt wär's mir schon bald recht!“

„Was wär' Dir recht? Nimmst die Aeltere — gleich auf der Stell' kannst sie haben.“

„Du hast mir die Racherl verheißen. Wie lang' soll ich denn noch warten? Meinst, Bauer, weil Du einen wohlfeilen (billigen) Knecht an mir hast? Aber nu ist's mir zu viel, ich bleib' nimmer länger.“

Sagt der Labauer: „Bist denn angehängt bei mir?“

Ist er wieder still gewest, der Zafel. Was bleibt ihm denn übrig? Wenn er seinen Schatz will sehen, so kann er nicht fort.

Und hernachen — eines Tages, da hat er sie mit sich geführt auf die fremde Heiden, sind geseßen beisammen, der Zafel und das Dirndl. Sagt er: „Racherl, jetzt wart' ich nimmer!“

Sagt sie: „Wärst auch nicht geschaidt.“ „Aber, was hast denn da in Deiner Tasche, mein Schatz?“

„Das Hausarzneibuch von meinem Vater hab' ich mitgeheißen; 's kunnt leicht sein, daß ich einmal krank thät werden.“

„Wohl, wohl, das kunnt leicht sein.“ Mehr ist nicht geredet worden. Die Schäflein haben 'grast, die Sonnen hat geschneit, geruhsam ist's gewest auf der Heiden. —

Aber der Labauer hat seine Knechte nachgeschickt; die sollten dem Paar den Weg weisen jurick in's Haus.

Drauf, wie sie heimkommen, sagt der Jasel zum Bauern: „Jetzt kannst nichts mehr machen; wir haben es verabrebet allbeide.“

„Ist recht“, sagt der Labauer, „so wollen wir nicht lang' umthun; nächst Montag ist Hochzeit. Aber mein Hausarzneibuch will ich wieder haben.“

Ein Ehrenmann, der Labauer, und wahr ist's gewesen. Lustig ist's hergegangen bei der Hochzeit; Schöpfsbraten ist 'gessen worden von den weißen Schafen und trunken alter Wein aus Jehndl Noah's Keller. Und alldieweilen sie haben getrunken und Kurzweil getrieben, bis alle Lampen sind verloschen, tauscht der Labauer seine zwei Töchter um.

Und wie die Kammerthür von inwendig geschlossen ist, sagt der Jasel: „Enblich einmal, daß ich Dich im Ernst darf gern haben, mein herzig Racher!“

Weil in der allergrößten Glückseligkeit auch die Weiber den Mund halten, so hat sie kein Wort gesagt und in der andern Sonnenfrüh, wie der Jasel seinen Kopf vom Polster aufhebt, sieht er an der grünen Seiten nicht die Racherl, herentgegen — die Verl.

Und so hat er sie an Mann gebracht, der Labauer, seine Aelteste, und hat gemeint, die Jüngere wär' ihm noch gespart geblieben. Und der Jasel hat gesagt zu sich selber: „So, jehö hab' ich zwei. Jehö mag's sein, daß er mir zu stark wird, meinem Vater sein Segen.“

Was sonst noch Alles ist gewesen, das darf ein weltlicher Wurzelgräber nicht übersehen; wer es will wissen, der schlag' halt in Gottes Namen selber nach in der heiligen Schrift.

Das Bildniß der wunderthätigen Frau.

Eine Geschichte von H. R.

Behmuth und Hoffnung stritten sich in mir um die Wette bei meiner ersten Reise in die Welt hinaus. Doch als ich den letzten Kreuzer aus dem Beutelchen nahm und auf den Schalter

legte, hatte die Hoffnung den Sieg errungen. Und mit Recht! Mein frommer Onkel hatte mir eine Wegzehrung versprochen, etwas, das meine harte Lage und meine ersten Schritte in fremde Gegend erleichtern sollte. Ich hatte im jugendlichen Leichtsinne auf dieses Versprechen hin gesundiget und von meinem Reisegelde nur so viel übrig behalten, um die Fahrkarte bis Triest lösen zu können. Von dort bis an meinen Bestimmungsort wird ja die Wegzehrung des Onkels helfen und ich schwelgte bereits im Vorgefühle des Besitze neuer Banknoten. Es läutet zum erstenmale — ich sehe keinen Onkel; der Portier nöthigt uns, auf den Perron zu treten, der Conducteur ruft: einsteigen! — ich sehe noch keinen Onkel. Meine zwei Kameraden und Reisegefährten, die Theilnehmer meiner Wünsche und Hoffnungen, erlauben sich unliebsame Späße. Es läutet zum zweitenmale, der Conducteur schreit: steigen Sie doch ein, meine Herren! Ich blicke verzweifelt umher, besteige die Waggontreppe, sehe nochmals zurück und — da drängt sich mein guter Onkel schweißtriend und athemlos durch die Menge, ich rufe, er ruft, wir drücken uns die Hände; ihm strahlt das Gesicht vor Freudigkeit, in den Augen erglänzen reine Thränenperlen; er reicht mir ein zusammengefaltetes Papier und nun treten auch mir Thränen in die Augen. Der gute Onkel! Er ruhe im Frieden! Wir wollen noch sprechen es läutet zum drittenmale, der Pfiff der Locomotive übertönt uns're Stimmen und der Zug setzt sich in Bewegung. Ich halte das Papier krampfhaft in der Faust, blicke aus dem Fenster und sehe noch den Onkel winken — ich ahnte nicht, daß ich ihn zum letztenmale sehen sollte. — Meine Kameraden waren nicht minder begierig, als ich; ich öffne also hastig das zusammengefaltete Papier und finde — das Bildniß uns'rer wunderthätigen Frau zu Maria-Zell darin. Auf der Rückseite stand von des Onkels Hand: Uns're liebe Frau nehme dich in Schutz! — Nun

war ich mein Lebtag kein Freund von Bildnissen mit Heiligenschein; der Schein beleidigte mein ästhetisches Auge. Ich schaue meine Gefährten verbuzt an, diese schauten ebenso verbuzt auf mich, bis sie in ein Gelächter ausbrachen. Nun ärgerte ich mich — nicht über den Dufel, sondern über die Gefährten. Ich dachte, der Dufel meint es doch gut, wenn auch — auf seine Art. Die Anderen hörten nicht so bald auf, mich zu hänseln, denn meine Lage war gar kritisch. Endlich ward ich ernstlich böse. Nun trösteten sie mich herzlich und als wir in Triest ankamen, thaten meine guten Kameraden ihr Geld zusammen, so daß ich genug hatte. Ich sprach nichts, um ihre Gefühle nicht zu beleidigen, hatte aber den festen Vorsatz gefaßt, es ihnen heimzuzahlen. Leider ließen sie mir keine Zeit dazu; der Eine hatte sehr Eile, sich zu erschießen, er that's der Schande seiner Schwester halber; der Andere ging im Spital an einer Fingervunde zu Grunde. Wir kommen schon noch 'mal zusammen; unsere Mutter Erde vereint uns Alle.

Ich war nicht lange auf meinem neuen Bestimmungsorte, als ich das Unglück hatte, mein unerfahrenes Herz an zwei schwarze Augen zu verlieren. Doch nur zu bald schlug die Stunde der Trennung. Wir, ich und die schwarzen Augen, gelobten uns ewige Treue, bis zum Grabe und noch darüber hinaus. Wer brach das Gelöbniß früher? Marietta ist Gattin und Mutter von acht lebenden Kindern — ich bin jedoch Gott sei — — leider! unbeweibt. Ich liebte das Bildniß unsrer Frau zu Zell, Marietta aber liebte ich mehr, denn jenes war eitel Papier, diese aber Fleisch und Blut und so opferte ich das Erstere der Letzteren, ich gab es ihr zum Abschied; es traf sich gut, des Namens wegen, auch sollte das Bild gewissermaßen stummer Zeuge sein meiner unwandelbaren Treue.

Nun passirte mir in meinem neuen Standorte fast das gleiche Unglück — nur mit dem geringen Unterschiede, daß

diesmal das Unglück blauäugig war. Schon dachte ich voll Sehnsucht an das Bild unsrer wunderthätigen Frau, denn was konnte ich meinem blauäugigen Unglück Sinnreicheres verehren, wenn die bange Stunde der Trennung schlagen sollte, gewissermaßen als stummen Zeugen meiner unwandelbaren Treue? Auch hier hätte es sich gut des Namens wegen getroffen. Wirklich wurde meine Sehnsucht nach dem Bilde erfüllt und was das eigentlich Wunderbare an der Geschichte ist, dabei sollte das Bild mir das Leben retten. Es kam so:

Ich hatte in der benachbarten See-stadt zu thun; ich ließ daher unser Streifschiff flott machen. Der Steuer-mann zeigte zwar kopfschüttelnd aufwärts, auch ich hatte dieses Wöllchen gesehen, aber wir hofften dennoch, mit heiler Haut nach F. zu kommen und die Hoffnung ist ein gar starkes Band, zäh und dehnbar. Zene seine schwarze Linie, die den Horizont des Meeres begrenzte, beunruhigte mich allerdings. „Schnell, schnell“ — sag' ich, „daß wir vor dem Sturm nach F. kommen; den Wind haben wir von rückwärts und wenn er so anhält, sind wir in einer Stunde in F.“ Aber die Leute stiegen nicht gar so hurtig ein, als ich es wünschte; sie schienen nicht Eile zu haben; wir stießen endlich ab, trieben hinaus und richteten in der tanzen-den Barke das Segel, als ein Mann in den Hafen gesprungen kam und mit allen Geberden von großer Wichtig-thuerei und Eile, wie deren nur ein Südländer fähig sein kann, uns zuschrie, wir sollten um Gott und aller Heiligen Willen doch zurückkehren, da seeben eine wichtige Depesche, von der der ganzen Welt Heil abhängt, eingelangt sei, zugleich schwang er in seiner Rechten einen Brief. Ich dachte nicht anders, als es sei eine wichtige dienstliche Depesche angelangt und beeilte mich, wieder in den Hafen zu kommen, was keine mühe-lose Arbeit war. Aber mit welchem Eifer bemühten sich nun die Leute. Einer sprang mit Lebensgefahr vom

Schiffs-Bord auf den Molo, zog die Barke an sich und band sie so fest, als sollte sie hier liegen bis zum jüngsten Tage. Nun stieg ich aus und empfing aus der Hand des eifertigen Burschen einen einsachen Brief. Ich nahm also strenge Dienstmiene an und begann: „wegen dieses Briefes“ — hielt aber inne, da der brave Bote mich so vorwurfsvoll, so eigenthümlich gekränkt anblickte, daß ich mich meiner vorherigen künstlichen Erregung fast geschämt hätte; denn mit einem Blicke hatte ich vom erhöhten Molo das Meer und die Gefahr überblickt, der wir soeben entronnen. Die schwarze Linie war mit rasender Schnelligkeit breiter und immer breiter geworden, das Meer glich nur mehr einer lodhenden schwarzen Masse; der Sturm peitschte die Wellen vom Grunde auf, die Wogen schlugen donnernd an die Felsen, daß der weiße Gischt über den Molo spritzte. Die Fahrzeuge, die im Hafen nicht fest genug angebunden lagen, trieben hinaus, ein Spielzeug der empörten Elemente. Mich hatte ein unaussprechliches Gefühl beschlichen, ich stand lange wie versteinert und konnte den Blick nicht wenden — ja wir waren verloren, der Moment des Sturmsausbruches ist unberechenbar. Endlich gedachte ich des Briefes. Er kam von meinem schwarzäugigen Unglück und enthielt so viele Verwünschungen, daß ich tausend Leben nöthig gehabt hätte, wenn sich jede Verwünschung sollte erfüllen können. Dem Briefe lag — das Bild unser wunderthätigen Frau zu Zell bei, damit ich die Zeugin meines Meineides stets vor Augen habe, und sie mich fort und fort an meine Treulosigkeit gemahne. Die Frommen unter den Lesern werden sagen, die wunderthätige Frau zu Zell habe mir trotzdem und alle dem ihren Schutz angebeten lassen, schon meines frommen Onkels wegen und mir das Leben gerettet, ich aber calculirte so: wenn mein schwarzäugiges Unglück die wunderthätige Wirkung des Bildes geahnt hätte, sie würde es sicherlich mir nicht geschickt

haben, denn beleidigte Frauenherzen sind gar böshaft und grausam.

Die Raube eines Soldaten.

(Erinnerung eines Feldpaters aus dem Jahre 1866.)

In meiner amtlichen Praxis zu A. lernte ich einen Infanteristen kennen, der durch sein seltsames Gebahren, seinen zurückgezogenen Lebenswandel von Anbeginn meine Aufmerksamkeit fesselte. Er ging immer so tiefsinnig einher, schien kränklich, wenn auch nicht eben krank zu sein, nahm nicht den geringsten Antheil an den lauten Belustigungen seiner Kameraden, that aber sonst im Dienste regelmäßig seine Pflicht, so daß meines Wissens nie die geringste Klage von Seite seiner Vorgesetzten vorlag. Der Mann interessirte mich immer mehr, weil sich in mir durch seine längere Beobachtung die Ueberzeugung festwurzelte, daß er weniger an einem physischen als vielmehr an einem seelischen Schmerze leide.

Ich war mir gewiß, daß er etwas auf dem Herzen haben müsse, was ihn schwer bedrückte und seinen berartigen Zustand veranlaßte.

Man kann sich denken, daß in mir von Tag zu Tag der Wunsch lebhafter wurde, ergründen zu können, was ihm fehle, ob und wie ihm etwa zu helfen sei.

Meine diesbezüglichen Erkundigungen waren von keinem Erfolge begleitet, da nach den Ausfagen der Officiere und Kameraden dieser betreffende Friedrich B., aus N. gebürtig, schon seit etwa 6 oder 7 Jahren sich in diesem seltsamen Zustande befand und jedem Inihnbringen, jeder Frage um Erklärung seines räthselhaften Benehmens die hartnäckigste Weigerung, das ängstliche Still-schweigen entgegengesetzte.

Schon gab ich die Hoffnung auf, je in Erfahrung zu bringen, welcher Stein dem Manne auf dem Herzen lasten möge, als ich eines Tages in das Gar-nisonsspital zu einem Kranken gerufen wurde.

Es war Friedrich 3., der mich rufen ließ.

Er lag im Bett, sah schwach und angegriffen aus.

Bei der letzten großen Feldübung hatte er sich bei einer fingirten Erstürmung einer felsigen Höhe durch einen wuchtigen Fall eine Rippe gebrochen und war nach Ansicht der Aerzte aufgegeben. Er selbst ahnte nichts von seinem so nahe bevorstehenden Ende, sondern hoffte zuversichtlich auf Besserung. Als ich beim Eintritte in das Spital ihn fragte, ob er nach geistlicher Labe verlange, meinte er: „O, Hochwürden, so weit ist es Gott sei Dank noch nicht mit mir, aber (er sah sich dabei ängstlich im Zimmer um, als ob er sich des Ungeörtseins vergewissern wolle) ich möchte nur etwas anders mit Ihnen besprechen, was mir schon seit 7 Jahren so schwer auf der Seele liegt.“

Ich hatte Mühe, meine Aufregung zu verbergen, daß ich jetzt aus seinem eigenen Munde die Erklärung seines Wesens hören sollte und sagte ihm, daß er getrost sich mir vertrauen möge, daß ich zu helfen gerne bereit sei, wenn es irgendwie möglich.

Und er begann zu erzählen, ziemlich correct und zusammenhängend, nur manchmal durch ein leises, schmerzhaftes Aufstöhnen unterbrochen.

„Als wir in dem Unglücksjahre 66, um den Feind in's Land zu locken, wie es im Kriegsplane hieß, uns im nördlichen Böhmen von Gabel nach Riemes, von Riemes nach Hühnerwasser und in der Richtung gegen Münchengrätz immer weiter landeinwärts zurückzogen, herrschte die unausstehlichste Hitze, die Sie sich nur denken können. Es kam vor, daß Einzelne von unserm Regimente beim Marsche ohnmächtig zusammenbrachen, vor Hitze und Durst vergehend; da aber wiederum durch das hastige und unmäßige Trinken an den Orten der Raft eben so viele sich krank oder gar den Tod auf den Hals tranken, so wurde der barbarische Befehl gegeben, jeden Mann, der ohne vorgegangene

Erlaubniß dem Wasser zustürze, um zu trinken, augenblicklich vor der Fronte zu erschießen.“

Als wir uns dem später so traurig berühmt gewordenen Dorfe Podol näherten (es war wieder nach einem vierstündigen Marsche in der größten Juni- hitze um die Mittagszeit), wo wir rasten sollten, kamen wir an einem einzelnen Bauernhose vorbei, wo aus einem Brunnen ein silberklares Wasser hervorstrubelte.

Manchen, ja alle mag es gar sehr nach einem Trunke gelüftet haben, aber alle wußten ihren Riesendurst zu bezähmen, bis auf einen Unglückseligen, der mein Bruder war (hier machte er eine schwere, secundenlange Pause in seiner Erzählung), der nicht widerstehen konnte, sondern aus Reiß und Glied zum Wasser eilte, seinen Gazo damit zu füllen.

Sie errathen, was geschah! Augenblicklich wurde Halt gemacht! Die ersten sechs Mann mußten vortreten. Ich war unter ihnen. Ich stürzte dem Hauptmann zu Füßen und beschwor ihn, mich zu verschonen bei dieser gräßlichen Execution. „Es ist mein Bruder!“ schrie ich, „den ich morden soll!“

Was war die Antwort? „Keine Widerrede! In Reiß und Glied! Antreten!“

Der Officier commandirte: Feuer! (ich traf ihn nicht, denn ich bin ich gewiß) und mein bejammernswerther Bruder war eine Leiche, noch ehe er einen Tropfen der köstlichen Labe über die Lippen gebracht hatte!

Von jenem Augenblicke an, wo ich gesehen, daß der grausame Befehl, den ich für eine bloße Drohung hielt, an diesem Officier einen so barbarischen Vollstrecker gefunden, wo ich gezwungen worden war, auf meinen leiblichen Bruder zu schießen, zu einer Zeit, wo jedes Freundesleben, wo jeder Mannesarm so kostbar war, von diesem Augenblicke an hatte ich einen unwiderstehlichen Haß gegen jenen Officier gefaßt, den ich nicht bemeistern konnte.“

(Die Erinnerung an das Geschehene hatte meinen Erzähler sichtlich ermattet.)

„Sie kennen, Hochwürden“, fuhr er nach einer langen Pause fort, „den weitem Verlauf dieses unglücklichen Krieges. Clam-Gallas wurde bei Pöböl gründlich geschlagen. Mit knapper Noth kam unser Regiment, obwohl es nicht im Feuer war, mit Leben und Freiheit davon, gar manches andere ist auch den Preußen in die Hände gefallen, da die Brücke über die Hser bei Münchengrätz viel eher abgebrochen worden war, ehe noch alle Freundestruppen auf das linke Ufer gelangen konnten.

Es herrschte allgemein die größte Aufregung. Es war in den letzten Tagen des Juni. Allenthalben liefen Nachrichten ein über verlorene Schanzmützen und über günstige Stellungen des Feindes. In mir lodte es doppelt stark; erstens wegen der erlittenen Niederlage und wegen der trostlosen Aussicht in die nahe Zukunft, zweitens wegen meines Hasses gegen den Hauptmann den ich alle Tage und Stunden sehen mußte, den ich mit meinen Zähnen hätte zerfleischen mögen. Wir marschirten gegen Süden weiter und kamen hinter Sobotta auf die Ebene von Gitschin. Es kam zur Schlacht (die Sachsen halfen auch wacker mit), zum Straßenkampfe, an jenem furchtbaren Tage, in jener noch furchtbareren Nacht, die ihresgleichen sucht in der Geschichte jenes Krieges. Als wir die grause Verwüstung sahen am Morgen, der dieser fürchterlichen Nacht gefolgt war und wir immer weiter zurück gedrängt waren gegen die Elbe, hatten wir doch noch so viel Zeit, an die Bestattung unserer Todten zu gehen, deren Blut die Sidlina so roth gefärbt. Unter den Gefallenen befand sich auch ein hoher Officier, der Commandant unserer Brigade. Er sollte mit allen im Felde möglichen militärischen Ehren begraben werden.

Unser Regiment mußte selbstverständlich auch ausrücken zur Leichenfeierlichkeit.

Jetzt, Hochwürden — verurtheilen Sie mich nicht, bevor Sie alles gehört — jetzt fuhr der teuflische Gedanke in mich, meinen erschossenen Bruder zu rächen. Jetzt ist die Gelegenheit da, sagte mir der Böse, die dir so schön nicht wieder kommt — benütze den Augenblick, ehe es zu spät wird — und — ich benützte ihn!

Ich stand im zweiten Gliede. Und als er commandirte: General-Decharge! Fertig! Feuer! — da stürzte er, in den Kopf getroffen, leblos vor der Fronte nieder.

Die absichtlich verwechselte Patrone hatte ihre Schuldigkeit gethan; mir gab der Teufel Kraft, die Fassung zu behaupten, und die Untersuchung, in der Aufregung und Verwirrung wegen der nöthigen Vorbereitungen zum Ausbruch ohnehin sehr oberflächlich geführt, konnte nichts thun.

Ich hatte mich gerächt; — aber welche Veränderung war in mir vorgegangen, wie unbefreiblich zermalmend war die Wirkung des Bewußtseins der vollbrachten That gegenüber dem früheren Bedürfniß nach Rache!

Ich suchte den Tod, mich vor mir selber zu retten! Wie erwünscht war mir das endliche Eingreifen unseres Regiments in die Schlacht bei Königgrätz und Eblum; ich hoffte zu sterben, aber der grausame Tod floh mich. Von einer Kugel gestreift, blieb ich liegen, wurde gefangen, kam nach Danzig, wo ich nach einem Vierteljahr als gründlich geheilt gegen preußische Gefangene ausgewechselt wurde.

Jetzt trug ich 7 Jahre diesen nagenden Wurm in mir herum, den ich nicht los werden konnte, der mir das ganze Leben verbitterte. Hochwürden, ich habe auch einmal von Furien gelesen, jetzt weiß ich selbst was Furien sind! O weh!“

Ein neuer heftiger Schmerzansall versagte ihm das weitere Reden. Ich entfernte mich, um ihn zu schonen, denn er war in der größten Aufregung. Die nächste Nacht wurde entscheidend. Am

andern Morgen ließ er mich wieder rufen; es ging mit ihm zu Ende!

Er beichtete und empfing das Abendmahl; ich sprach dem Verzweifelnden Trost zu — er lächelte zufrieden. Nach wenigen Stunden starb er. Ich glaube, daß dieser Mann seine Schuld durch die siebenjährige Seelenfolterqual gezühnt hat.

Eine Leichenverbrennung.

Reisebild aus dem Oriente von Louis Gauthier.

Man weiß, die Hindus an den Ufern des Ganges begraben ihre Todten nicht, die katholische Religion übt keinen Einfluß auf ihre Gebräuche aus, so wenig seiner Zeit der Einfall der Muselmänner im Lande vermochte. Heute noch wie vor achtzehn Jahrhunderten verbrennen sie ihre Leichen oder werfen sie in den geheiligten Strom.

Diese traurige Ceremonie findet stets außerhalb der Städte statt. In Calcutta, am äußersten Ende der schwarzen Vorstadt, in Beltaß. Ich war noch nie so neugierig gewesen, diesen Stadttheil zu besuchen, als eines Abends des gegenwärtigen Sommers der gelehrte Brahmine, der mein Führer war, mir den Vorschlag machte, den Todtenhof zu besuchen. So wenig einladend dieser Vorschlag auch war, ich nahm ihn dennoch an.

Wir gingen also zu Fuße fort, ließen den Prachtpalast von Chourniggy sammt der weißen Stadt hinter uns und betraten die schmutzig-winkligen Straßen von Beltaß.

Am Firmament erglänzte kein Stern und es herrschte in diesem Stadttheile eine derartige Finsterniß, daß wir nach ungefähr fünfshundert Schritten nur tappend weiter konnten.

Von Zeit zu Zeit tauchte ein Fackelschein in dieser totalen Dunkelheit auf und die Klänge eines rauhen Gebetes unterbrachen die sonst lautlose Stille der Nacht. Mein Führer zog mich zu den elenden Hütten der Vorstadt heran und ich sah zeitweise Hindus an mir vorübergehen, welche wie festsame Schatten

Tragbahnen schlepten, auf denen unbewegliche, in Linnenstreifen eingewickelte, formlose Körper lagen.

Das waren die Leichname, welche man in den Todtenhof brachte.

Indem wir diese endlose Straße des Beltaß durchgingen, legten wir ungefähr fünf (englische) Meilen Weges zurück, diese Straße läuft mit dem Hougly parallel und nachdem wir wenigstens zwanzigmal Gefahr liefen, uns unsere Beine zu brechen, erreichten wir endlich das Ziel unserer Wanderung.

Rechts von uns erhob sich eine große Mauer, über welche ein dicker schwarzer Rauch aufstieg, welcher die Luft mit einem unerträglichen Geruche erfüllte, vor uns erhob sich der gigantische Schatten der Kalipagode, deren Thürme sich in den Wolken verlieren, zur Linken von uns erhoben sich als würdiger Abschluß der schwarzen Vorstadt noch ein paar elende Lehmhütten.

Die soeben erwähnte Mauer hatte eine große Oeffnung, welche gähnend in das Innere des Todtenhofes führte.

Als ich die Schwelle dieses schauerlichen Ortes überschritt, machte ich unwillkürlich einen Schritt nach rückwärts. Ich konnte mir über den zu gewärtigen Anblick keinen Aufschluß geben, doch das Vorgefühl des Schrecklichen bemächtigte sich meiner. Ich sah inmitten der Flammen und des Rauches halbnackte Wesen, welche mir eher wie Teufel oder Dämonen vorkamen, hin- und hergehen. — Treten wir ein, sagte der Brahmine zu mir, mich bei der Hand ergreifend. Sollten Sie sich gar fürchten?

Wir betraten das Innere des Todtenhofes und befanden uns in einem, von drei Seiten durch hohe Mauern umschlossenen viereckigen Hofraume. Die dem Eingange gegenüberliegende Front ging auf den dunkeln, langsam dahinfließenden Strom. Anstatt der Mauer befand sich eine bis an die Fluthen hinabreichende breite Treppe. Dunkles, schweres Gewölk zog von Osten nach Westen, die Nachtruhe wurde nur durch das Klirren von

Messern, welche auf die Steinpfähle fielen, dem Rauschen der verbornten Aeste und den Trauergebeten der um jeden Leichnam versammelten Leidtragenden, unterbrochen. Die Luft war vom Moder verpestet und es herrschte ein entsetzlicher Geruch, welcher von ungefähr zehn Scheiterhaufen, auf welche die Männer fortwährend Fett und Pech schütteten, herrührte. Durch allerlei entzündbare Stoffe genährt, schlugen die Flammen über die Umfassungsmauern in die Höhe, wobei die ganze Umgebung durch den hellen Feuerschein in den fantastischsten Formen erschien.

Raum waren wir fünf Minuten anwesend, so mußten wir zur Seite treten, um einem Todter, welchen man unter großen Ceremonien herbeibrachte, Platz zu machen.

Wir näherten uns dem für ihn bestimmten Scheiterhaufen.

Es war ein zwei bis drei Fuß tiefes Loch, über welches man, gleich einem Fußboden, einige grüne Zweige, unter welchem trockenes Reisig und Berg lag, ausgebreitet hatte.

Die Brahminen nahmen den Körper, entkleideten ihn des weißen Seidenschurzes, welcher ihn bedeckte, wuschen und rieben ihn mit wohlriechenden Oelen ein.

Während dieses Verfahrens breiteten zwei der nächsten Anverwandten des Todten ein Stück neuen Stoff über den Scheiterhaufen und warfen Reis und Kauris um sich.

Nachdem der Leichnam ritualmäßig behandelt war, knieten die Priester auf das Stück Stoff nieder, legten den Todten darauf, falteten ihm die Hände über der Brust zusammen, bogen ihm die Knie zusammen und schlossen über ihn sodann die Falten der Draperie, daß er völlig darin eingehüllt war.

Sodann begannen die Gebete und auf ein von dem Oberbrahminen gegebenes Zeichen steckte der älteste Sohn des Verstorbenen das Reisig und Berg in Brand, während die Diener den Körper fortwährend mit brennbaren

Flüssigkeiten begossen. Die um den Scheiterhaufen zusammengekauerten Frauen weinten und sangen seit Beginn der Ceremonie.

Sobald die Flammen über dem Todten zusammenschlugen, so daß man nichts mehr davon sehen konnte, setzte sich Alles nieder, nachdem sie sich ihre Pfeifen an dem Scheiterhaufen angezündet hatten, die Anwesenden rauchten lautlos und ernst.

Wir thaten daselbe, nachdem wir den Priestern ein kleines Opfer gebracht.

Seit einer Stunde wohnte ich diesem seltsamen Schauspiel an, welches an diesem Tage länger als gewöhnlich dauerte, da ein heftiger Wind die Verbrennung etwas verzögerte, als ich plötzlich meine Augen gegen die Mauern erhob, um die seltsamen Rauchformen zu beobachten und erst jetzt etwas entdeckte, was mir bisher entgangen und was vielleicht für das Auge eines Europäers das Interessanteste in diesem Todtenhose war.

Ich hatte eben das, was meine Augen jetzt blendete, nicht früher entdeckt, nämlich die Bildhauerei und die Arabesken, womit die Mauern des Todtenhofes bedeckt und überragt waren.

Diese drei Mauern waren mit Gruppen oder einzeln mit Wiebergaben der gefräßigen Vögel, welche am Ganges nisten, der Gegenstand der Verehrung für die Hindus besäet. Ueberall sah man sie, auf den rothen Ziegeln der Firste, auf allen Vorsprüngen. Es waren langhalsige Geier, Adler mit starrem Blicke, Condore mit ihren entsetzlichen Gestalten, Nasgeier mit den langen Schnäbeln. Diese Raubvögel scheinen bei dem Feuer Scheine lebendig zu sein.

Es war in der That ein grauenvoll widerlicher Anblick und ich beeilte mich, meinen Blick rasch zur Erde zu senken. Acht oder zehn Leichen hatten den erwünschten Grad der Verkohlung erreicht, denn die Hindus verbrennen ihre Todten nicht gänzlich zu Asche, es genügt ihnen oftmals nur, sie zu entstellen, bevor sie

selbe in den Ganges werfen; es ist nur ein Zweck dabei und dieser ist, im Falle die Fluth einen Körper ans Land wirft, daß er untenlich sei. Es blieb also nur noch mehr die letzte Ceremonie übrig, das heißt, diese halb verkohlten Körper dem heiligen Strome zu übergeben.

Die Sklaven hoben diese traurigen Ueberreste auf Eisenbahnen und schlugen den Weg nach dem Strome ein, als plötzlich ein nicht zu beschreibender Lärm die Nachtruhe durchfuhr, dieser Lärm fand durch die Ufer einen Wiederhall und bildete ein entsetzliches Concert.

Die Bildhauereien, welche ich auf den Mauern erblickt hatte, belebten sich mit einem Schlage, Hunderte von Raubvögel stürzten sich von allen Seiten über den Strom, um dort auf die Leichen zu warten und sich selbe untereinander streitig zu machen.

Ich glaubte ein entsetzlich Traumbild vor mir zu haben, doch mein gelehrter Führer brachte mich wieder zu mir selbst und ich konnte an der Wahrheit dieses gräßlich düsteren Bildes nicht mehr zweifeln, denn während ich mit den Augen diesen Ablern und Geiern in ihren kreisförmigen und elliptischen Schwingungen und Bogenzügen folgte, hörte ich die schlammigen Gewässer des Hougly sich mit dumpfen Schlägen über die Todten zusammenschlagen und das neuerliche Geprassel der Scheiterhaufen, welche dieser entsetzlichen Brut neue Nahrung zuführten.

Glückselig Der, welcher eine Blume niederlegen kann auf den Grabhügel seiner Lieben!

Pariser Kosaten.

Etwas für die Besucher der Weltausstellung.

Was der Oesterreicher unter „Kosaf“ versteht, weiß Jeder, der nur einmal einen Blick auf die Verhandlungen aus dem Gerichtssaale geworfen hat. Das Feld, auf dem der Wiener „Kosaf“ seine gefährlichen Erfolge erringt, ist ein verhältnismäßig eng begrenztes. Ein

Bauer, ein unerfahrener Provinzler, der zum erstenmale die Herrlichkeiten der Residenz beschauen will; ein Handwerksbursche, in dessen Ränzlein die Mutter den mühsam ersparten Silberschatz sorgsam versteckt hat, sind gewöhnlich die Opfer, welche von den Kosaten in einer obsuren Kaffeeshänke beim „Zwiden“ oder „Zärbeln“ abgefotten werden. Der Pariser Kosaf — der Jargon der Boulevards tauft ihn „Charrieur“, ein Ausdruck, den man für den Raubvogel braucht, der auf seine Beute stößt — ist seinem Wiener Collegen weit überlegen, er führt sein Geschäft im Großen, Bauern und Handwerksburschen sind inferiore Existenzen für ihn — ihm winkt der Goldvogel, der Millionär, der Bojar, der mit Goldstücken gespickt in das Nabel an der Seine einzieht, um sich zu amüsiren. Er betreibt sein Metier in so großem und elegantem Style, so verlockend für den Uneingeweihten, daß sich Pariser Blätter heilen, „in dem Momente, in dem Frankreich den Fremden einer ganzen Welt Gastfreundschaft bietet“, die Geheimmisse des Geschäftes zur Warnung für Unerfahrene zu veröffentlichen. Die Skizze ist nicht nur interessant für Besucher der Ausstellung, sie ist auch ein charakteristischer Beitrag zur Geschichte des Pariser Lebens.

Der Charrieur ist der Zutreiber der Tauben, die gerupft werden sollen. Sein Chef ist der „Grec“, der eigentliche Schlächter. Da flaniert auf den Boulevards oder fährt in's Bois ein Peruvianer oder Brasilianer, beladen mit Ringen und Brillanten, dessen distinguirtes Aussehen befehend wirkt und den man unbedingt für einen großen Würdenträger seines Landes oder einen unverfälschten Nabob hält. Sein Schnupftuch ist fein mit einer vielzackigen Krone gestickt, seine Toilette ist untadelhaft, sein Benehmen gentlemanlike. Er ist beim Bettrennen, bei jeder Premiere zu sehen, er ist Mitglied verschiedener Clubs und fehlt bei keinem Feste — und was besonders bemerkt zu werden verdient — er spielt nie. Seine Aufgabe besteht

eben nur darin, das — Täubchen zu erspähen und es dem „Grec“ zuzuführen. Die feisten Tauben, die Tauben mit goldenen Eiern sind übrigens selbst in Paris keine allzugewöhnliche Erscheinung. Sobald der „Charrieur“ eine solche Taube eräugt hat, die auf den Boulevard ohne Zweck flanirt, dann ist er sofort sprungbereit. Er folgt seinem Opfer Schritt auf Schritt, er läßt es keinen Augenblick aus dem Auge und seine Geschicklichkeit besteht eben darin, den richtigen Moment zu erhaschen, um die Bekanntschaft des fremden Vogels zu machen. Der Fremde, der die Abgeschmacktheit hat, seine gefüllte Brieftasche in einem Café oder bei einem Restaurant prahlend zur Schau zu stellen, hat sofort ein Duzend Raubvögel auf seinen Fersen und jeder legt seine besondere Falle. In eine derselben plumpst der Ungeschickte zuerläßig. Der geriebene „Charrieur“ studirt die Fremdenliste und überwacht förmlich die Hotels, ja es gibt Raubvögel ersten Ranges, die ihre Opfer schon an den Grenzstationen erwarten, um die günstige Gelegenheit, im Coupé erster Classe eine Bekanntschaft anzuknüpfen, beim Schopfe zu fassen. Ist die Taube einmal im Garne, dann wird sie in den Cercle eingeführt, dessen Repräsentant der Charrieur ist, so wie gewisse Aerzte die Kranken nur in jene Bäder schicken, von deren Verwaltungen sie honorirt werden. Sobald ein neuer Cercle gegründet wird, besteht seine erste Sorge darin, die vorzüglichsten Charrieurs von Paris für seine Zwecke zu engagiren. Es gibt Charrieurs, die zehn, ja zwanzig Percent von der Einnahme und nebenbei noch freien Tisch erhalten. Der Charrieur du Cercle ist übrigens ungefährlich gegen den Charrieur à l'étouffoir — den „Würger“ könnte man in der Diebsprache sagen. Der Würger verlegt seine Action in das Cabinet séparé. Wenn er eine wirkliche Goldtaube in den Fängen hält, so zieht er es vor, statt sie im Cercle nach und nach rupfen zu lassen, sie mit Einem Druck im

Cabinet séparé zu würgen. Zu diesem Zwecke wird ein feines Diner arrangirt, ein Herrendiner zur Erprobung alter Weine. Die Gesellschaft besteht aus dem Opfer, fünf bis sechs Raubvögeln, dem Bankhalter und zwei oder drei Personen von hervorragender Distinction, die einen militärischen Titel führen und etwelche Orden tragen. Wenn das Opfer Damergesellschaft liebt so wird auch diese beigestellt, nur expedirt man die Damen vor Schluß des Diners in ein Theater. Die Stimmung um diese Zeit ist die geeignetste zur Ausführung des Streiches. Die Atmosphäre ist schwer und von Rauch geschwängert, das Opfer von Wein erhitzt — das Würgen beginnt. Man fängt an, Baccarat zu spielen und hört gewöhnlich beim Morgengrauen auf, wenn die Taube ihr letztes Goldstück verloren hat. Die Verluste dieser Sorte kommen äußerst selten zur polizeilichen Anzeige, man schämt sich einzugestehen, tausend Louisd'ors in honneter Gesellschaft verloren zu haben und das Opfer bittet gewöhnlich selbst um Discretion. Das Abenteuer macht wenig Lärm, es wird erstickt — und darum nennt man diese Art des Raubes „à l'étouffoir“.

Die gefährlichste Sorte der Charrieurs ist der „Blutsauger“, der weder Cercle noch Chambre séparé braucht, sondern das Opfer zu sich lockt und dort abtödtet. Der Blutsauger sendet seiner Taube eines Morgens folgende Zeilen: „Lieber Freund! Mein Bobagra zwingt mich, das Zimmer zu hüten, wollen Sie so lebenswürdig sein und bei mir diniren.“ Nach einem exquisiten Diner, bei dem schwere Bordeaux servirt werden — der angeblich Kranke trinkt wegen des Bobogras nicht — wird ein Spielchen im Rauchzimmer proponirt und die Taube ist gefangen. Der Kammerdiener, der sich fortwährend im Zimmer zu schaffen macht, verräth durch geschickte Zeichen dem Herrn die Karte des Gegners und zwei, drei Stunden genügen, um die Taube gehörig zu rupfen. Der Blutsauger rupft übrigens mit einer gewissen Zartheit, er reißt, wie die Eingeweichten

sagen, die Haut nicht mit. Das würde Lärm machen — und der Blutsauger scheu' jede Berührung mit der Polizei.

Noch ein Wort über die Charrieuse. Die „Charrieuse posé“ bewohnt ein Hotel, gibt Soirées und hat zwei „Greco“ im Solde, die das Geschäft besorgen. Die Charrieuse volante jagt ihrer besser situirten Collegin die Goldvögel zu. Die Charrieuse steht übrigens ihren männlichen Gewerbsgenossen bedeutend an Geschicklichkeit nach. Vor Kurzem gab eine der hübschesten Cocotten eine Soirée, zu der zahlreiche Tauben eingeladen waren. Am nächsten Morgen zählte die Hausfrau ihre Spielkarten und fand um 84 Karten mehr, als sie aufgelegt hatte — Karten von allen Farben. Jede der eingeladenen Damen wollte auf eigene Rechnung rupfen.

(Presse.)

Deutsche Ausdrücke.

Ich glaube die Tendenz des „Heimgarten“ richtig aufzufassen, wenn ich in ihm den Garten sehe, in welchem nebst manch' interessantem Fremden zumeist Heimisches blühet in Sprache, Sitte und Denkungsart des Volkes. Bezüglich der Sprache brachte uns Hamerling in Aprilhefte eine Erörterung von „Lebensarten“, in welcher das Wort „Hagestolz“ nach einer nicht ganz zuverlässigen Quelle gebeutet ist. Das Wort ist entstellt aus dem altdeutschen Hagastalt, d. i. unverheiratet Geliebener, eigentlich der Hagbesitzer. Nach dem alten Erbrecht fiel dem Erstgeborenen der Hof (das Hauptland) zu, dem Nachgeborenen ein Nebenland, ein „Hag“. Der Hagbesitzer war abhängig und somit in der Gründung eines freien Hausstandes behindert. Im alten Stalt (b. h. seßhaft) wurde a zu o entstellt und stolz verschob sich zu stolz, ähnlich wie aus dem alten geit (gét) Geiz wurde.

In den kleinen Schriften von Wilhelm Wadernagel lesen wir: Mit Antritt des 21. Lebensjahres brachte

sich bei den Germanen der Sohn vom Vater nicht mehr bevormunden zu lassen. Er ward vom Vater vor die Thüre gestellt, gleichsam in den Wald, in den Hag hinaus, er ward ein Hagestalt; mochte er nun mit dem, was der Vater ihm vorläufig herausgegeben, sich selber helfen. Beweibte er sich nicht, gründete er keinen eigenen Haushalt, so blieb ihm nur übrig, bei seinem Vater oder sonstwo um Lohn zu arbeiten oder in die Dienste eines Kriegsfürsten zu treten. Weider Art Leute, Tagelöhner oder Soldkrieger, werden in der alten Sprache Hagestalt genannt.

Daß im Volksmunde a häufig in o übergeht (stalt — stolt und stolz), sieht man auch in „Koralpe“, die eigentlich Karalpe heißen sollte, denn das alte Kar heißt: Schüssel, Mulde, Gefäß. Aus den Wörterbüchern von Schmeller und Lexer wissen wir, daß Kar so viel bedeutet als: thalähnliche, zur Weide benutzbare Vertiefung im Gebirge. In Tirol heißt so der nächste Platz um die Almhütte, aber auch Bergscheitel. Wir erinnern endlich an den Gamskarogel in Ober-Oesterreich.

Was denkt man sich z. B. unter einem Lückenbüßer? Nur der Aemmanne weiß noch, daß Búzer ein Ausbesserer, Flicker ist; ß steht also jetzt für z, auch in Búser, Buße, denn dieß ist derselbe Wortstamm, der zurückzuführen ist auf baz, woher unser: besser. Búzen heißt ausbessern, Buße ist also eigentlich: Besserung.

Diesen Reichtum unserer Sprache sollte man in den Schulen verstehen lernen. Man sollte lernen, daß z. B. Eiland nicht von Ei stammt, Mehlthau nicht von Mehl, Erbkönig nicht von Erle, Lindmurm nicht von Linde, Ren-thier nicht von rennen u. s. w. Als die älteren Leser des Heimgartens in die Schule gingen, hat man freilich von diesen Dingen noch nicht viel gewußt und deshalb sind solche Erörterungen vielleicht nicht unwillkommen.

Marburg.

Fernateken.

Büdjer.

Wilhelm Gerhard's Gesänge der Serben.

Zweite Auflage, herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Karl Braun-Wiesbaden. Leipzig, Verlag von Joh. Ambr. Barth. 1877.

In dem verdienstvollen Werke des Freiherrn Woldemar von Biedermann „Goethe und Leipzig“ ist den späteren Beziehungen Goethe's (nach der Studienzeit) zu Leipzig ein großer Raum gewidmet. Unter den dort aufgezeichneten literarischen Bekanntschaften ist auch die mit Legationsrath Wilhelm Gerhard geschildert und durch acht vollständig abgedruckte Briefe Goethe's an Gerhard aus der Zeit von 1815—1828 illustriert. Drei von diesen Briefen beziehen sich auf Gerhard's Bemühungen um die serbische Dichtung. Goethe selbst hatte sich (1777) mit serbischer Poesie beschäftigt, wie sein „Klaggesang der eblen Frauen des Asan Ugan“ bezeugt. In Deutschland machte in den Zwanziger Jahren Ruf (Wolfgang) Stephano-witsch Karadschitsch für die serbische Nationalliteratur Propaganda und zwar auch von Leipzig aus, indem er hier seine große Volksliedersammlung herausgab (1820—24). Diesem folgte der Dichter des Urtextes der vorliegenden hochinteressanten Sammlung, Wilhelm Christoph Leonhard Gerhard, von Haus aus seines Zeichens ein Kaufmann, aber vor Allem ein ebenso begeisterter als geschmackvoller Freund der Musen, ein wohlthätiger Mann, wie Braun sagt, der von den ihm verliehenen Gaben und Gnaden stets einen guten Gebrauch gemacht und sich mehr als es in den damaligen eisenbahnlosen Zeiten Sitte war, in der Welt umgesehen hat — und zwar mit mehr Sinn und Verstand, als dies heut zu Tage bei der Mehrzahl unserer „Ver-gnügungs-Reisenden“ zu geschehen pflegt.

Am 20. November 1780 in Weimar geboren und mit den jüngeren

Kindern Wieland's, welcher der Nachbar des Gerhard'schen Hauses war, aufgewachsen, hatte er von Jugend auf seine volle Sympathie der Wiebergeburts der deutschen Dichtung zugewandt, die sich im vorigen Jahrhundert von Weimar aus vollzogen und der hundert Jahre später erfolgten politischen Wiebergeburts Deutschlands vorgearbeitet hat. Gerhard widmete sich zuerst in Zittau, dann in Leipzig der Kaufmannschaft und errichtete an letzterem Orte ein Handelsgeschäft, aus welchem er jedoch später ausschied, um seinen wissenschaftlichen und poetischen Neigungen ungestört nachgehen und den Reichthum, den er durch ehrliche Arbeit erworben, höheren Zwecken widmen zu können. 1813 verheiratet und bald darnach verwitwet, schritt er 1815 mit Karoline geb. Richter zu einer zweiten Ehe, welche mit Kindern gesegnet war. Den am 10. November 1820 geborenen Sohn hob Goethe aus der Taufe, gemeinschaftlich mit der „schönsten Frau Leipzig's“, der Gattin des Banquiers Reichenbach. Der Sohn erhielt die Namen Wilhelm Wolfgang.

Der Kampf zwischen den Türken und den Serben, welcher im Anfange des Jahrhunderts entbrannte, richtete die Aufmerksamkeit Europa's auch auf die serbische Dichtung. Jakob Grimm veröffentlichte 1818 eine Uebersetzung neunzehn serbischer Gedichte. Fräulein Louise von Jacob, in Folge längerer Aufenthaltes in Rußland der slavischen Sprachen kundig, übersetzte einen Theil der von Karadschitsch gesammelten serbischen Gesänge in's Deutsche und veröffentlichte sie in zwei Bänden, 1825 und 1826, unter dem Pseudonym Talvy (dies sind die Anfangsbuchstaben ihres vollständigen Namens: Therese Albertine Louise von Jacob). Goethe besprach diese Publication in seiner Zeitschrift „Ueber Kunst und Alterthum“ mit großer Anerkennung. Nach dem bereits oben erwähnten Karadschitsch kam ein anderer Serbe, Simeon Milutinowitsch, nach Leipzig, der am 15. October 1791 in Serajewo geboren, in

Ungarn, in Szeged und in Karlowitz, einige gelehrte Bildung genossen und dann, wie uns Braun in seiner trefflichen Einleitung mittheilt, ein etwas abenteuerliches Leben abwechselnd in Oesterreich, Ungarn, Serbien, Rumänien und Bessarabien geführt hatte. Bald war er Geheimschreiber des aufständischen Serben-Kral und bald Kaufmann, bald bischöflicher Secretarius und bald Räuber (Hajduk), bald Gärtner und bald Verschwörer, bald Schulmeister und — Ragabund. Dann dichtete er, vom Kaiser von Rußland finanziell subventionirt, die „Serbianka“, d. i. eine Sammlung von epischen Gedichten, welche, den alten serbischen Helden-Liebern nachgeahmt in Metrum und Sprache, den serbischen Aufstand von 1804 bis 1815 verherrlichen.

Wilhelm Gerhard lernte nun Milutinowitsch kennen, nahm bei ihm serbischen Sprachunterricht und machte sich daran, wie vor ihm Fräulein Jacob, aus der Sammlung des Karadschitsch Lieder zu übersetzen und gab gerade vor 50 Jahren im April 1828 als Frucht seiner Studien zwei stattliche Bände Gedichte unter dem Titel „Wila. Serbische Volkslieder und Heldenmärchen“ heraus (Leipzig, Verlag von Johann Ambr. Barth) und widmete sie Goethe, der ihm sowohl in seinen Briefen als auch in einem, zuerst im sechsten Bande von „Kunst und Alterthum“ und dann in den nachgelassenen Werken, Band VI., erschienenen kritischen Aufsätze die lebhafteste Anerkennung zu Theil werden ließ. Goethe rühmt in diesem Aufsätze ganz besonders Gerhard's leicht auffassendes und glücklich wiedergebendes Talent, und die äußerst gelungenen Nachdichtungen in deutschen Reimen machten auf ihn den günstigsten Eindruck. — Hier haben wir in kurzen Strichen die Entstehungsgeschichte der vorliegenden Sammlung, die nach dem Gesagten gewiß geeignet ist, unser Interesse in hohem Maße in Anspruch zu nehmen. Verleger und Herausgeber vereinigten sich in dem Wunsche, die Ger-

hard'sche Sammlung, deren großer Umfang ihr den Weg in die breiteren Schichten des lesenden Publikums erschwert hat, einer auf das Hervorragendste, Schönste und Interessanteste beschränkten Auswahl zu unterziehen und sie so von Neuem der Lesewelt zu präsentiren, begleitet von einer Einleitung und von Anmerkungen, welche geeignet sind, zum Verständniß dieser an sich so werthvollen Dichtungen beizutragen und den Leser über serbische Angelegenheiten, welche ja gegenwärtig so viel von sich reden machen, nach Kräften zu orientiren. Die ausgezeichnete, von Dr. Karl Braun-Wiesbaden besorgte Einleitung gibt uns schätzenswerthe Mittheilungen über Land und Leute in Serbien, über die dortigen Sitten und Zustände sowie über die Geschichte des serbischen Volkes und der serbischen Dichtung. Was die Sammlung selbst anbelangt, so bedarf es, wo sich einmal Goethe mit solcher Anerkennung geäußert, kaum unserer Zustimmung; wir möchten daher nur noch auf ein anderes Urtheil aufmerksam machen, welches in einem Briefe an Goethe der Großherzog Karl August von Weimar gefällt hatte. Dieser schrieb nämlich an Goethe: Seine Seele schreie nach ihm, um seine Freude über das serbische Opus auszudrücken. Er sauge fast täglich an dieser köstlichen Frucht, die mit einem zaubervollen Geschmack gewürzt sei. Diese Urtheile dürften genügen, um uns von dem inneren Werthe und Gehalte des Gebotenen zu überzeugen. Aber auch äußerlich ist das Büchlein trefflich ausgestattet und wir können somit nicht umhin, diesen neuesten reizenden Beitrag zur orientalischen Frage unseren Lesern, insbesondere den Freunden volksthümlicher Weisen und Lieder auf's Angelegentlichste zu empfehlen.

Franz Mühl.

Notizen.

Eine Studie über die Frauenfrage. Von Irma v. Troll-Borostyáni. (Verlag von Gustav Hedenaf, Preshburg und Leipzig.) „Die Mission unseres Jahrhunderts“, das ist der eigentliche Titel dieses Büchleins. Leider steht zu befürchten, das Jahrhundert wird nicht mehr lang genug sein, das weibliche Geschlecht aus jener Verkommenheit, in der es die Verfasserin heute sieht, zur gleichen Stellung und Leistungsfähigkeit mit dem Manne zu heben. Es ist wahr, die heutige Stellung der Frau in der Gesellschaft bedarf einer Reform. Die Verfasserin des genannten Werkes klagt die Männer an als die Tyrannen der Frau, läßt aber auch ihren Unmuth gegen die Frauen aus, daß sie sich's gefallen lassen. Sie verlangt Reformen, aber sie trifft das Ziel nicht, weil sie über das selbe hinausschießt. Sie will weibliche Doctoren, Aerzte, Verwalter, Parlamentsmitglieder und (davon ist zwar nicht die Rede, aber nach ihrem Programme ist es selbstverständlich) auch weibliche Soldaten.

Wollen die Frauen so sein, wie wir Männer, so beanspruchen sie wohl auch von uns keine Galanterie und so können wir's unverhohlen sagen: die Kraft der Frau ist nicht ebenbürtig der des Mannes, das beweist der erste Blick auf ihren Organismus. Dieser Organismus ist nicht die Folge einer jahrhundertlangen Verkümmern, er ist die Folge des Geschlechtes. In allen Regionen des Thierreichs, auch in jenen, wo das Weibchen sich selbst ernähren und schützen muß, finden wir den Bau des Weibchens zarter, schwächer, als den des Männchens. Es liegt daher in der Natur der Sache, daß zwischen Mann und Frau eine nach beiden Seiten entsprechende Arbeittheilung bestehe. Andere Leistungsfähigkeit, andere Pflichten, andere Rechte. Zwischen Mann und Frau gibt's keine Gleichheit, weil sie der Natur nach — Ein Ganzes sind. Die Verfasserin polemisiert mit aller Welt, mit Denkern und Dichtern, und ihr erstes und letztes Wort ist: Das Weib muß in's Parlament! Wohlan, versuchen wir's. Das Weib soll heute in den Landtag. Neunundneunzig von hundert Frauen werden daheim bei den Kindern bleiben und ihre Männer schicken. — Ja, aber die Unverheirateten? Gewiß, für solche sind alle Wünsche der Emancipationslustigen gerechtfertigt. Allein, das Frauengeschlecht im Ganzen wird repräsentirt vom Weibe, das zwischen Gatten und Kind steht. Ob dieses eine solche Emancipation wünscht, wie sie die geehrte Verfasserin genannter Schrift meint, das ist eine Frage. Uebrigens ist das Büchlehen mit Gewandtheit und Geist geschrieben und allen Tönen aufs Beste anzuhören, welche sich für

die Frauenfrage und für die Richtung mancher ihrer Vertreterinnen interessieren. H. M.

Aus dem häuslichen Leben. Novellen nach dem Holländischen, bearbeitet von P. R. Sch. (Straßburg, R. Schulz & Comp. 1878). Das sind zehn kleine, sehr hübsch geschriebene Erzählungen, die aber nicht alle den anspruchsvollen Namen „Novellen“ verdienen. Die Erzählungen haben eine pädagogische, bisweilen etwas hart moralisirende Tendenz, stellen aber nicht Vorbilder auf, wie man sein soll, sondern zumeist solche, wie man nicht sein soll. Das Laster ist geschildert, entweder damit es abschreckend wirke, oder weil es leichter und dankbarer darzustellen ist, als edle Thaten bedeutender Menschen. Wir aber möchten von Jugendschriften verlangen, daß sie den unrecten Weg verschweigen, hingegen den rechten weisen sollten.

Der Führer auf der Kronprinz-Rudolfsbahn von der Donau bis nach Laibach. Mit einer Originalkarte über das gesaunte Alpengebiet, welches von der Kronprinz Rudolfsbahn durchschnitten wird. Von Gustav Jäger's nachgelassenem Manuscripte und mit Benützung zuverlässiger Quellen bearbeitet von J. Karl Ae. (Wien 1878, Verlag von „Jäger's Tourist“.) Der uns zugewommene zweite Band enthält die Strecke von St. Michael bis Laibach nebst Nebenstrecken. Auf dem Titelblatte aber vermiffen wir die Angabe: „Zweiter Band“, ein Versehen, das leicht zu Irrungen und Enttäuschungen Anlaß geben kann. Im Uebrigen ist dieser Führer als genau und gewissenhaft bestens zu empfehlen. Er enthält die Beschreibung der Kunstbauten und Eisenbahnfahrten, sowie die Schilderung der Ortschaften und Ausflüge von sämmtlichen Bahnstationen.

Von dem in A. Hartleben's Verlag erscheinenden Werke: „Die Sahara oder Von Oase zu Oase“, Bilder aus dem Natur- und Volksleben in der großen afrikanischen Wüste“, von Dr. Josef Chavanne, sind soeben Lieferung 3—5 erschienen. Wenn schon der Inhalt der beiden ersten Lieferungen dem Leser ein von dem bisherigen wesentlich abweichendes Bild der Sahara vermittelte, so wird in den vorliegenden drei Lieferungen dieses Bild in's Detail angeführt und überzeugt den Leser von der Richtigkeit der schärfsten Contraste landschaftlicher Charaktere in der Sahara. Wir finden im Vergleande der Tuareg oder Smoschagh die ganze Romantik wild zerklüfteter Alpenthäler und Bergmassen vertreten, und sehen uns darauf in das großartige Labyrinth der Region der berglichen Sanddüne verlegt. Von ungewöhnlichem Interesse ist die Schilderung des Tuareg-Volkes, dessen physischer und moralischer Charakter durchgängig

dem Leben genommene Scenen in spannendster Weise dargestellt wird. Unter den Illustrationen ist es besonders die „Mondnacht in der Wüste“, welche uns ein fesselndes und charakteristisches Bild der Natur vor Augen führt, dessen Zauber durch die lebensvolle Schilderung des Verfassers einen bereichenden Ausdruck erhält. Eine weitere werthvolle Beigabe ist die schöne, im großen Maßstabe ausgeführte Spezialkarte der ganzen Sahara, auf welcher sämmtliche im laufenden Jahrhundert ausgeführte Reiserouten dargestellt sind.

„**Stenographische Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der Stenographie nach Sabelberger's System**“ von C. Paulmann (A. Hartleben in Wien). In 24 Lieferungen. Von diesen Briefen liegen die Lieferungen 17—24 und damit der Schluß des ganzen Werkes vor. Die letzten Lieferungen führen den Lernenden in die stenographische Praxis ein und enthalten viele, der Erfahrung entnommene Rathschläge und Uebungen. — Ueberblicken wir nun das ganze Werk, so fällt unser Urtheil dahin aus, daß daselbe das vollständigste Handbuch der Stenographie ist und alle seine Vorgänger, wie die Lehrbücher von Wigard, Raegsch und Conn an Inhalt und Gediegenheit weit übertrifft. Diese Unterrichtsbriefe machen einen Lehrer vollständig entbehrlich, denn es dürfte wenig Lehrer geben, welche der Stenographie in solchem Grade, wie Paulmann, mächtig sind, und es verstehen, den Unterrichtsstoff so gewandt und anregend zu behandeln.

Ferner sind eingelaufen:

Cornelia. Eine Herzengeschichte in Versen von Anton Schloßar. (Zunsbrud, Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhdl 1878).

Diebzig Bemerk. Eine Studentengeschichte von Friedrich Eschengrund. (Hamburg, J. F. Richter 1878.)

Der alte Praktikant. Eine bairische Dorfgeschichte von Hans Hopfen. (Stuttgart, Eduard Hallberger 1878.)

Das hohe Lied vom deutschen Professor. Humoristische Blätter von Ernst Eckstein. (Leipzig, Richard Eckstein 1878.)

Friedel der Maler. Eine Erzählung für die reifere Jugend von W. Glod. (Oesterreichische Volks- und Jugendbibliothek. Verlag von A. Pichler's Witwe und Sohn, Wien.)

Postkarten des Heimgarten:

H. B. A.: Aus Ihren sinnigen Gedichten möchten wir folgende Zeilen nicht gerne verlieren:

Verbirg's, wenn Dir zu eigen ward
Ein holderbäuliches Glück —
Verbirg's, daß Keiner es gewahrt
In Wiene, Ton und Bild.

Du zeigst den Andern nicht Dein Weh,
Dein blutend Herz, das schmerzvoll ringt,
So sorg', daß Keiner auch erspäh'
Das Glück, das tosend Dich umschlingt.

Dein Weh wird kleiner nicht fürwahr,
Wofern Du's Andern schmerzvoll klagst,
Doch Deinen Glüde droht Gefahr,
Wenn freudvoll Du's den Andern sagst.

F. H. . . . Wien: Die Frau bringt es als Schriftstellerin nur zum Empfinden, nie zum Gestalten. Je klarer und schärfer die Gebilde der weiblichen Feder sind, desto mehr hat sie selbst an Weiblichkeit opfern müssen.

G. M. E.: Dergzeit ist unser Papierkorb so sehr von Frühlingsliedern überfüllt, daß wir höflichst um Ausschub der Sendung bitten müssen.

D r u c k f e h l e r: Auf Seite 643, 2. Spalte, Zeile 18 von oben muß es heißen: „der Sonne zu bei ihrem Keigen“.

Sch. in Berlin: Antworten Ihnen mit Bodenstedt: „Möge mir immer ein voller Becher zur Hand sein, — immer mein Herz durch schöne Augen in Brand sein! — Sagst Du: Gott fordert Entsaugung, so sag' ich: das kann er; — aber ich kann sie nicht üben, ich müßte sonst ohne Verstand sein.“

H. J. G. A.: Ihre Kritik über die Form ließe sich auch ein bißchen kritisiren. Uns und fast allen Lesern ist die Hauptsache der Inhalt und dieser ist in jener Erzählung ein gediegener. Uns gefiel vor Allem das Schlichte und Naturwahre, es wirkt spannend und erschütternd. Freilich muß man es mit jener Kaiwetät lesen, ohne welche ein Kunstgenuß überhaupt nicht möglich ist. Diese Kaiwetät ist jener Glauben des Herzens, welcher durch Schule und Erfahrung geläutert, den Kern des Menschens ausmacht.

Für die Hinterbliebenen der Verunglückten am Lahnfaktel bisher durch uns:

Von Herrn Franz Tschowke, k. t.

Notar.	fl. 3.—
Von Annigunde Wagner	„ —30
Von d. Redaction des „Heimgarten“	„ 5.—
Summe	fl. 8.30

Heimgarten

Heft 11.

August 1878.

II. Jahrg.

Gräfin Edmund.

Eine Novelle von E. M. Jacano.

1. Capitel.

Eine Gesellschafterin meldet sich.

Es war jene Stunde der Dämmerung, wo man sein Zimmer noch nicht beleuchten will, weil dadurch nicht sowohl der Raum erleuchtet, als vielmehr der letzte Schimmer des Tages hinausgesperrt würde. Mausgrauhell war die Abenddämmerung in dem Salon des Hotel Daniel in Triest, welchen für den Moment Madame Thea d'Dro bewohnte.

Madame Thea d'Dro war eine kleine, elfenhafte, schöne junge Frau — erst in den Zwanzigerjahren und mit der bisfingurtesten Haltung, die zugleich etwas unleugbar Mädchenhaftes hatte. Etwas blaß war sie vielleicht, aber das machte ihre eichenblattgrünen großen Augen nur noch heller erglänzen; ihr blondes Haar hatte einen Stich in jenes Roth, welches man bei kleinen Carotten trifft. Sie war eine

„Herrschafft“, denn sie führte Dienerschaft mit sich. Eine Kammerjungfer, Namens Lolschi, ein kleines schwarzes Geschöpf, welches die Manie hatte, sich für den Sprößling einer herabgekommenen Familie zu halten, „dem es nicht an der Wiege gesungen worden war“, daß es einst werde dienen müssen. Ferner einen Bedienten Namens Mugel, einen echten Krainer mit starker Nase, schwarzen Locken und freundlichen Augen, der wie dazu gemacht schien, der Liebhaber seiner jedesmaligen Mitbedienten zu sein. Und auch eine Gesellschafterin hatte die schöne, mädchenhafte junge Dame mitgebracht, wie sie den Dampfer verlassen hatte, der von Venetia herüber gekommen war. Aber diese Gesellschafterin — eine hagere Engländerin mit einer so spitzen Nase, daß sie dieselbe hätte in's feinste Streusandbüchsenloch stecken können — war nach der Landung stante pede entlassen worden, weil sich herausgestellt hatte, daß die nervösen Zufälle

an denen sie gelitten hatte, einfach Wirkungen von Gin (Branntwein) und Wasser oder vielmehr von Gin ohne Wasser seien. Miß Ruffial zog sich sammt ihrer spitzen rothen Nase und mit lautem Geschrei über die Undankbarkeit der Herrschaften in die Einsamkeit einer Stellenvermittlungsanstalt zurück, und Madame Thea b'Dro sandte bringende Nachfragen aus nach Gesellschaftsdamen. Denn sie konnte doch nicht weiterreisen so ohne alle Begleitung — da ja Kammerjungfern und Bediente keine genügende Sauegarbe sind für junge Witwen; wenigstens keine solchen, die Zeugniß genug sind für den Leumund einer Solchen. Und zehn, zwölf Bewerberinnen schon hatten sich vorgestellt im Hotel Daniel, aber es waren sämmtlich unmögliche Geschöpfe gewesen. Und Madame b'Dro war in Verzweiflung; sie wollte Trieste verlassen, wo möglich am nächsten Tage schon. Und sie konnte keine Gesellschafterin finden. So kam es, daß sie in der Richterstraße, während welcher meine Geschichte beginnt, halb und halb entschlossen war, den Teufel selber zu acceptiren, wenn er sich nur heute Abend melden wollte.

Aber es war nicht der Teufel, den der Krainer in seiner süßlichen Mundart meldete, sondern ein Fräulein Ibi Mediz.

„Lassen Sie eintreten,“ sagte Madame b'Dro, indem sie sich aus der grauburchdämmerten tiefen Fensterlinie erhob (von welcher aus sie bis jetzt den schwellig-gestreiften Horizont über den kleinen Ankerplatz beobachtet hatte, als sei sie eine Landschaftsmalerin à la Helon) und auf das echt hotelmäßige Damastsofpha zuschritt (dem man förmlich die erst vorgestern abgezogenen Schutzhüllen ansah). Kaum hatte sie sich da — ein wenig geschüßt durch eine Blumenvase — niedergelassen und ihr Borgnon zu den träumerischen blattfarbigen Augen erhoben, als sich auch die Thüre schon geöffnet hatte, und

„Fräulein Ibi Mediz“ auf der Schwelle derselben erschien.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich stören sollte“, sagte die Neuangekommene mit einem stark ausländischen, überweichen Accent. „Ich komme, mich der gnädigen Frau vorzustellen auf die Nachricht hin, daß dieselbe eine dame de compagnie braucht. Ich küsse der gnädigen Frau die Hand.“ Die letzteren Worte in Verbindung mit dem singenden Tone und dem überweichen Zernuttschen der Worte verriethen im ersten Augenblicke die Tochter Polens. So auch die seltsam bunte Toilette in Hellblau, Schottisch und Saftgrün.

Madame b'Dro ließ ihr Borgnon an ihren Augen, wie erkaunt. Sie war augenscheinlich in solchen Momenten an schwarze Kleidung und schüchternes Wesen gewöhnt. Sie bot der lauten, bunten Dame einen Platz.

Die acceptirte ihn mit vollkommener Ungezwungenheit und legte ihren Ruff (denn es war im Februar) auf den zunächststehenden Tisch. „Hoffentlich hat die gnädige Frau noch keine Wahl getroffen?“ — begann sie nun.

2. Capitel.

Ohne Ziel und Zweck.

Die beiden Damen musterten einander, während sie bloß zu plaudern schienen.

„Diese junge reiche Witwe sieht sehr jung aus!“ dachte Fräulein Ibi Mediz, mit ihren scharfen Augen zwischen den halbgeschlossenen Lidern hervorlugend. „Sie war sicher nicht lange verheiratet. Sie ist eine echte Dame, aber es ist etwas in ihr wie eine Unsicherheit; nicht des Wesens und des Benehmens, sondern wie eine Unsicherheit des Willens oder des Bewußtseins. . .“ Und Madame Thea b'Dro dachte bei sich: „Dieses Fräulein Mediz ist ganz anständig und fein, aber so . . . so degagirt, sogar sicher in ihrem Auftreten. Gar nicht wie ein Mädchen,

sondern mehr wie eine junge Frau. Wenn sie von Adel wäre, würde ich das natürlich finden — ich würde sie dann für eine Stiftsdame auf Ferien halten. Aber für eine Bürgerliche! . . Und sie ist so bewußt in ihren Neben. Sie wird ein Satan sein als Gesellschafterin . . . aber was will ich machen?“ —

Und laut sagte sie mit ihrer sanften, silberhellen Stimme, indem sie sich das goldene Haar aus der Stirne strich: „Eine Wahl getroffen? Noch nicht ganz. Sie sind schon in gleicher Eigenschaft gereift, Fräulein?“ —

„Gewiß,“ — entgegnete Fräulein Libi und richtete die Falten ihres Shawls vollkommen elegant zurecht, und spielte mit den paradiesvogelfarbigem Enden ihrer Hutbänder. „Ich habe meine Referenzen von der Frau Gräfin Gina Clary auf Göttingen, dann von Madame Natalie Ehrenstein in Genf unten, und zuletzt von Lady Esther Sandford . . . bei Lady Sandford war ich ein ganzes Jahr hindurch.“

Damit zog sie aus der weiten rüchens-umkrausten Tasche ihrer schottischen Robe ein kleines biegsames Zuchtenportfeuille, dem sie einige knisternde Papiere entnehmen wollte. Madame d'Dro machte eine ablehnende Bewegung.

„Oh das hat Zeit, Fräulein“, sagte sie mit der Höflichkeit einer „Herrschaft“. „Ich kenne übrigens Lady Sandford. Ist sie noch immer in der Schweiz unten?“

„Jawohl. Sie hat sich aus ihrem Vaterlande freiwillig verbannt, weil sie das Glück Eines ihrer Landsmänner nicht ertragen mag. Ja, den seine Liebe und sein Ehrgeiz zu einer höchsten Person aufblicken ließ.“

„Die er noch dazu schließlich gewonnen hat“, endete Fräulein Libi, mit ihrem tausendfarbigen Anzuge raschelnd. Dabei dachte sie: „Sieh, sieh! Diese kleine elfenfarbene Witwe ist

nicht nur reich, sondern sie kennt auch die beste Gesellschaft intim . . . Und ich habe doch ihren Namen nie gehört! D'Dro . . . ! D'Dro . . . ?!“

Und Madame Thea d'Dro ihrerseits dachte: „Ah, nun versteh ich. Dieses Fräulein Mebiz hat ihre Manieren der besten Gesellschaft von ihren Herrinnen. Es ist aber immerhin sehr viel Talent erforderlich, um so gut nachzulernen. Aber dieses Amazonenhafte dabei hat sie doch sicher nicht von der Sandford gelernt, die eine Quäkerin ist.“ — Dabei fiel ihr Auge auf die kühne Farbenmischung der Toilette des Fräuleins. „Sie sind Polin?“ fragte sie.

„Sie haben das sicher an meinem Accent errathen, gnädige Frau?“ — entgegnete Fräulein Libi lächelnd und zeigte ihre blendend weißen Zähne im etwas großen, aber schön geformten Munde.

„Ja — auch aus dem. Und das ist mir ganz angenehm. Die polnischen Damen sprechen wenigstens ein echtes Französisch.“

„Sie kennen Polen, gnädige Frau?“ — fragte Fräulein Libi ziemlich hastig, und ihre Augen forschten besorgt auf.

„Das heißt, ich — ich reiste einmal durch . . . mit Aufenthalten“ — meinte Madame d'Dro, und auch ihre Stimme war unsicher, und ihre Wangen wurde leicht roth. Und wie um das Gespräch abzubrechen, sagte sie: „Ich reise nämlich viel.“ —

„Auch in Galizien?“ — fragte Fräulein Libi, noch immer mit jenem besorgten Blick.

„Das gerade nicht. Ich reise eben nur gern in freundlichen, komfortablen Gegenden. Ich bin seit drei Jahren Witwe.“ —

„Sie müssen sehr jung geheiratet haben, gnädige Frau?“

Die Wangen der Madame d'Dro wurden abermals mit jenem zarten Roth überzogen, welches ihr so unleugbar m ä d c h e n h a f t ließ.

„Ja,“ sagte sie, wie gestört oder verlezt über eine solche Frage von einer Gesellschaftsdame.

Aber Fräulein Libi fuhr unbeirrt fort, mit lächelnden Lippen und mit vollkommener Ruhe, im besten Plauderton: „Und ihr Herr Gemahl muß sehr jung gestorben sein?“

„Wahrscheinlich,“ sagte Madame d'Dro etwas scharf. „Wie ich also sage. Ich bin seit 3 Jahren Witwe, und halte mich nur ungerne bei den Verwandten meines Gatten auf.“

„Das will ich meinen,“ dachte Libi Mebiz bei sich. „Denn sie hat sicher gar keine.“

„Und bei meinen eigenen Verwandten, die alle in Italien sind, pflege ich den Winter zu verbringen, wie ich auch heuer gethan habe“, fuhr Madame d'Dro fort. „Für den Sommer wähle ich mir dann gern kleine versteckte Bäder, und für das Frühjahr kleine versteckte Orte — Orte, die ich noch nicht kenne.“

„Orte, die Sie noch nicht kennen, gnädige Frau? Und stille Orte?“ — fragte Libi, während sie dachte: „Eine gar so junge Witwe, die sich versteckt und die Einsamkeit sucht? Das ist entweder eine Abnormität, oder ein — ein Raffinement sans pareil —!“

„Jawohl. Ich liebe es, im Frühjahr das Frühjahr zu suchen, und nicht ein Ziel, einen Zweck oder Bekannte. Ich liebe es, die ersten Wochen desselben ungestört von bekannten Städten und Menschen zu durchkosten. Das Grün, das frisch emporblüht, die Blüthen, die den Schnee durchbrochen, die ersten lauen Lüfte, die ersten Sonnengrüße mag ich gern durchleben ohne Etiquettesvisiten und ohne Klatsch. So auch jetzt. Meine Gesellschafterin Miß Russial ist . . . ist krank geworden. Sie litt an nervösen Zufällen,“ setzte Madame d'Dro hinzu mit einem leichten Lächeln der Erinnerung. „Und ich habe Eile, irgendwohin zu fahren, in eine stille Gegend. Ihre Referenzen sind sicherlich gut,

dafür bürgen mir die Namen Ihrer Damen. Unsere Bedingungen . . .“

„Meine Bedingungen, gnädige Frau, werden sich sicher den Ihrigen accommodiren,“ antwortete Libi rasch, liebenswürdig. „Ich bin zudem sehr verträglich, gar nicht zänkisch, oder präventiös, und habe ein gutes Gemüth, wie man behauptet. Auch pflege ich mich nie über meine Stellung zu täuschen. In Toilettenfachen kann ich manche Betise einer ungeschickten Kammerjungfer wieder gut machen, auch wenn dies nicht in meinen Verpflichtungen liegt. Mein Vater, Ludwig Mebiz, war Gutsverwalter auf dem Schlosse des Grafen Larnoski im Bohnier Kreise, erzogen wurde ich bei den Töchtern des heiligen Herzens in Jaczyny. Und . . .“

„Noch eine Frage, Fräulein . . .“

„Gnädige Frau?“

„Weshalb haben Sie die Gesellschaft der Lady Sandford aufgegeben?“

Die Frage klang einfach und natürlich genug für diesen Augenblick. Aber auf Fräulein Libi Mebiz machte sie einen eigenthümlichen Eindruck. Sie wurde nicht etwa verlegen; aber aus ihren Augen blitzte es wie Uebermuth, und sie konnte sich nicht enthalten, leicht aufzulachen.

Madame d'Dro machte erstaunte Augen. Aber Fräulein Libi bezwang sich bald wieder. „Die Sache ist die . . . Lady Sandford ist . . . ist Quäkerin, gnädige Frau, wie Sie wohl wissen werden. Ihr Haus ist eine Klausel, und . . .“

„Und es war Ihnen wohl zu still?“

Und wieder vibrirte das übermüthige Lachen um den Mund der Gesellschafterin, die aber doch bescheiden antwortete: „Nein. Das gerade nicht. Aber ich bin Polin und gute Katholikin. Und ich habe mein Gewissen . . .“

Sie versuchte dabei aufrichtig zu schauen; aber ein Schlanglein spielte um ihren Mund und Gräßchen er-

schienen auf ihren Wangen, wobei man gewahr werden konnte, daß sie kühn, aber geschickt geschminkt sei. „Ich hoffe, meine Religiosität wird mich der gnädigen Frau nicht discreditiren?“ setzte sie hinzu.

Madame Thea d'Dro reichte ihr die Hand. „Im Gegentheil“, sagte sie. Jede Religiosität bedingt Gemüth und Gefühl. Und Beides findet man so selten im Leben. Wir bleiben beisammen, Fräulein Mebiz, wenn es Ihnen recht ist.“

„Ob es mir recht ist!“ sagte die Gesellschaftsdame und ergriff die Hand der Frau. Und so jung, hilflos, kindlich, blond, vibrirend, mädchenhaft schaute die Witwe aus; und so imponirend, sicher, ein wenig welt, ein wenig geschminkt, älter als ihr Aussehen, und frauenhaft das Fräulein Libi Mebiz.“

„Aber morgen geht die Reise schon weiter.“ sagte die mädchenhafte Witwe. „Trieft ist mir noch zu sehr Italien. Und das habe ich mir wieder einmal sattgehohlet.“

„Und wohin geht die Reise?“

„Jrgendwohin.“

„Die gnädige Frau hat noch keinen Plan?“

„Wie ich Ihnen sage, nein!“

„Nach Galizien aber nicht?“ fragte Fräulein Libi hastig.

„Gott bewahre!“ entgegnete Madame Thea d'Dro fast erschreckt.

„Also nach . . .“

„Wissen Sie versteckte, stille Bahnstationen?“

„In Tirol etwa.“

„Da ist's jetzt wohl noch zu unwegsam . . .“

„Also die Westbahn, die Vorläuferin Tirol's — gegen das Salzkammergut?“

„Das wäre etwas. Die Westbahn. Wir steigen aus, wo es uns hübsch dünkt, und wählen.“

„Eine Reise in's Blaue, das ist ja charmant!“ — rief Libi Mebiz froh lachend.

„Ja“, sagte Madame Thea leise. „Es ist charmant. Charmant, so ohne Ziel und Zweck zu reisen und — zu leben.“ Es lag viel Bitterkeit in diesen Worten, in diesem Seufzer, in ihrem Blicke, so daß die bunte Polin, die wirklich ein gutherziges Geschöpf zu sein schien, davon wie mit-leidig berührt wurde.

„Oh, wenn man nur will, trifft man überall kleine Abenteuer.“

„Abenteuer!“ — flüsterte Thea. „Als ob Abenteuer froh machen könnten?“

„Warum nicht? Ich finde, sie sind das Schönste am Leben.“

„Und das Glück?“

„Bah! Wer ist glücklich?“ — sagte das geschminkte, schöne, weltliche, hell-schauende Fräulein.

„Sie waren es nie?“

„Ich bin es im Gegentheil immer, wenn ich lustig sein kann. Und Sie, gnädige Frau?“ — sagte Libi Mebiz scharf, aber mit eigenthümlich blassen Lippen und ihre Augen zitterten wieder wie gegen einen Nebel.

Madame d'Dro antwortete nicht.

Es war ganz finster geworden im Salon, und Fräulein Libi konnte ihr Gesicht nicht sehen. Aber dieses Schweigen war für sie eine Antwort.

„Mir scheint, ich werde mich bei dieser Witwe, die eigentlich ein Mädchen ist, amüsiren,“ lachte sie vor sich hin. Dann kam es aber wie eine Müdigkeit über sie. „Uebrigens . . . wozu?“

3. Capitel.

Die Nachtwanderin.

Man machte die Tour über Wien. Madame d'Dro fand Wien unerträglich in dieser Zeit, und auch Fräulein Libi, die doch sonst eine ausgesprochene Neigung zu ein wenig Lärm zeigte auf der ganzen Reise, war da nicht à son aise, wie sie in ihrem von ihr beliebten Jargon sagte — der nach

echt polnischer Manier eine wahre Sucht hat, dem deutschen Idiom französische Schönplästerchen aufzukleben, in der augenscheinlichen Absicht, die Pikanterie der Sprache zu heben, während doch dadurch stets nur der Charakter derselben verwischt und verunstaltet wird, wie bei wirklichen Gesichtern durch wirkliche Schönplästerchen ebenfalls geschieht.

Fräulein Ibi war ein seltsames Wesen: voller Sonderbarkeiten und Bizarrerien, voller Ecken gleichsam und wieder voller Wellenlinien, die Alles verführten. Man mochte frapirt sein über sie, man mochte Das oder Jenes abnorm, abrupt, gemacht, gekünstelt, affectirt, unwahr finden an ihr, aber man konnte ihr nicht ernstlich zürnen; ein Lachen mit ihrer vollen Altstimme, ein franker Blick, eine stark naive oder kindische Bemerkung machten Alles wieder gut. Sie machte sich nie besser als sie war, das war noch ihr einziger Vorzug — und ein wohlthuernder Vorzug, der für vieles verführte. Sie war ein Räthsel in mancher Beziehung. So laut in der Kleidung, so laut im Wesen, so lachlustig, so rücksichtslos aufrichtig — nie sich selber ausschmückend, sondern oft sogar verleumdend; und dennoch dabei selbstamerweise den Eindruck machend, als sei sie nicht wahr, nicht wahr in irgend etwas äußerlichem wenigstens. Es gab Momente, wie sie mitten in der Lustigkeit schweigsam werden konnte — unrettbar schweigsam, wie krank. Sie erschien dann im Nu um zehn Jahre älter. Trotz der Schminke erschien sie dann verfallen, ihre Lippen waren ohne Fülle, ihre Augen erloschen, wie todesmüde. Ihre Haltung hatte die lecke Amazonenhaf-tigkeit verloren und war wie gebrochen. Sie machte manchmal den Eindruck, als sei sie Herodias, die zum ewigen Leben und Lachen verdammt, in gegebenen Momenten müde sein dürfe und sich dann an all' das Entsetzliche erinnerte, das ihr Auge gesehen, ihr Ohr ge-

hört und ihr Herz gefühlt habe. Aber solche Augenblicke waren Ausnahmen. Für gewöhnlich war sie eine ganz unbezahlbare Gesellschafterin, die ihre Gage wahrhaftig nicht staht. Und so drollige Vergleiche und Einfälle hatte sie.

Ihre Art, Leute und Gegenstände und Gegenden und Orte zu schildern, war dem grotesken Pinsel eines Höllenbreughel oder Grandville verwandt. Laibach erschien ihr als eine Stadt, „die bloß zum Durchreisen erbaut sei, eine Wasserstation des Heimweh's nach Italien“.

Sie hatte die Stille und die Einsamkeit nicht gern. Daß Madame b'Dro mit Vorliebe Nichttraucher-Coups wählte, war ihr sichtlich unangenehm. „Wir werden sicher noch einmal mit Kindern zusammengepfercht — und ich hasse Kinder!“ — sagte sie.

„Sie hassen Kinder?“ — fragte Madame b'Dro.

„Lieben Sie sie vielleicht, gnädige . . . Frau?“ fragte Ibi, das letzte Wort betonend. Und richtig, sie hatte das Erröthen wieder emporgeschraubert auf die Wangen der mädchenhaften Witwe — die Röthe der Verlegenheit oder eines schmerzlichen Gefühles? — „Ja . . . ich liebe sie wenigstens nicht“, sagte Madame b'Dro kurz.

„Sie haben niemals Kinder gehabt?“ — fuhr Ibi naiv und wie zerstreut fort.

Thea b'Dro hatte manchmal einen glashellen Ton in ihrer Stimme und einen glashellen Blick. „Und wenn ich welche gehabt und dieselben verloren hätte, wäre das jedenfalls kein angenehmes Gesprächsthema.“

So ungleich die beiden Damen übrigens waren, in Wien wurden sie einander fast ähnlich. Sie vibrirten da Beide. Madame b'Dro äußerte fast schüchtern, daß ihr Wien nicht bekomme. Sie äußerte das, wie um zu

erklären, daß sie in Wien keinen längeren Aufenthalt wünsche. Sie hatte eine unbestimmte Furcht, Fräulein Libi, die Lärmfrohe, möge sich vielleicht darüber enttäuscht fühlen. Aber glücklicherweise hatte Fräulein Libi von jeher eine Abneigung gegen Wien gehabt. „Man hat mir hier einmal einen Onkel, der sich an dem Aufstande von 1832 betheiligte, zum Kerker verurtheilt!“ sagte sie mit einem Seufzer und fuhr sich dabei mit dem Sacktuch über die Augen und hatte Eines jener Momente, wo sie um zehn Jahre älter war, als sie selber. „Mir ist Wien stets wie ein großer Gerichtssaal, wo man verurtheilt werden kann, ohne überhaupt jemals etwas begangen zu haben. Und so viele Leute werden da närrisch. Und arme Leute, die sich trostlos fühlen, bringen sich da um.“ —

Es kam bei diesen Worten ein wirklicher Schauer über sie, und die bunte Naive schaute uralte vor sich hin. Es war, als fürchte sie, von diesem leichten Mittel, sein Leid zu vergessen, hier angesteckt zu werden wie von einer Epidemie. Man blieb also nicht lange in Wien. Auf der Westbahntour hielt man zuerst — ja, wo? . . .

Der Kammerdiener war schon zornig und schalt leise zur Kammerfrau über die Launen der gnädigen Frau, die nie wisse, wo sie anhalten und bleiben wolle. Man könne also auch nie so recht eine Liaison anknüpfen, da man nie sicher sei, am nächsten Tage schon wieder weitergeschoben zu werden. Mamsell Volkshi entgegnete mit ihrer sauersten Märtyrermiene: „Sie verstehe das auch nicht. Ihre Familie habe stets „auf dem Stammschlosse“ gewohnt, bis das Unglück eingebrochen sei (man brachte aber die näheren Details dieses Unglücks nie aus ihr heraus); und ihr sei es nicht an der Wiege gesungen worden, daß sie einst so zwecklos in der Welt herumzigeunern müsse. Und sie habe

die gnädige Frau — trotzdem diese ein Engel an Sanftmuth und Tact sei — sehr in Verdacht, daß ihr Vater ein — (dabei stöhnte sie) Weirreisender gewesen sei. Und sollte sich das bewahrheiten, dann müsse sie den Dienst kündigen, so ungern sie es auch thue . . ., denn ihre Geburt erlaube ihr nicht ic. Und so lauerte sie denn weiter und sammelte „Beweise gegen die Abkunft ihrer Herrin“, wie ein Detectiv, der sich vorgeeßt hat, Beweise eines Verbrechens zu eruiiren.

Fräulein Libi sagte jaft nichts. Aber sie schaute auf jeder Station bahnauf, bahnah; fand diesen Kirchturm sympathisch, jene Häusergruppe grotesk, einen überwinterten Heuschaber zum Todklagen, und hatte meistens den Refrain: „Aber wenig Reisende steigen da ein und aus . . . es muß ein todtcs Nest sein!“ —

In Stadt St. angekommen, rief sie: „Du lieber Himmel, das ist das einsamste Ding von Allen! Da ist ja nicht einmal ein reputirlicher Stationschef! Die einzige rothe Mücke, die da umhersteigt, ist mindestens 90 Jahre alt! Und lauter Kirchenthürme auf Hügeln — eins, zwei, drei, vier . . . Aber das ist ja keine Stadt, das ist ja ein Pfundnetzhaus!“ —

„Und doch möchte ich hier ein wenig Halt machen“, sagte Madame d'Dro plötzlich. „Es ist so todesruhig da.“ —

Todesruhig in der That war es. Der Morgen graute erst, und noch dazu ein Vorfrühlingsmorgen. Der Morgenmond, schon ganz blaß, aber noch deutlich sichtbar, beleuchtete nichts mehr, sondern ruhte nur auf dem Gipfel eines Hügels. „Gerade so, wie das Gespenst einer Hostie in der Hand des letzten Papstes!“ rief Libi Mebiz in ihrer excentrischen Weise.

War etwas in diesem verblassten Morgenmond, oder war etwas in der Todtenstille des kleinen

Ortes, der so traumhaft friedlich aussah unter dem Fröheln des Märzwindes? Genug, Madame b'Dro erklärte, hier aussteigen zu wollen.

Unsere Karten lauten aber noch bis Linz?" —

"Was thut das?" —

"Und unsere Koffer?" —

"Werden einfach reclamirt", sagte Thea b'Dro kurz. "Sie scheinen noch nicht viel gereist zu sein, Fräulein?" —

"So à la tzigane wenigstens noch nicht!" murmelte Libi, wie sie aufstieg. "Ich wette, diese meine Dame muß aus einer Agentenfamilie stammen, die überall pied à terre nahm, wo ein Schild herausging. Und sie selber hält überall gerne an, wo der Mond die Welt verklärt. . . Sollte sie vielleicht für Jules Verne reisen? Aber ich sehe sie nirgends einen Prospect von A. Hartleben ausgeben. . ."

Man stieg also in St. aus. Der Omnibus des Hotel Deinger brachte Alle in den Mittelpunkt der Stadt. Der Krainer brachte das Handgepäck in ein ungemütliches und ungeheiztes Zimmer; Mamsell Lofski war trotzig und verkrocht und äußerte empört, sie sei die Tochter eines Catastralbeamten, und es sei ihr nicht an der Wiege gesungen worden, daß sie in Stadt St. um 7 Uhr Früh Hutschachteln auspacken solle. . .

Aber Niemand verlangte das von ihr. Madame b'Dro ging schlummern und Fräulein Libi Mediz ebenfalls, d. h., die Letztere schaute aus dem Fenster und suchte mit müden, verschlafenen Augen — was? Madame b'Dro trat etwa zwei Stunden später aus ihrem Zimmer, sah aber sehr unausgeschlafen aus, ja es schien, als ob sie gemeint habe. Aber über was in aller Welt konnte sie Thränen vergossen haben? Sie selber sagte, sie habe nur einen Schnupfen bekommen und wolle nun spazieren gehen und sich die Stadt anschauen. Die Stadt anschauen? Fräulein Libi war ganz bereit dazu,

lachte aber dabei wie närrisch. "Ich habe seit zwei Stunden durch's Fenster geguckt und fand keine Stadt!" —

"Keine Häuser?" —

"Ach, Häuser wohl — aber keine Menschen!" —

Das wäre eben recht meinte die junge, kleine, zarte Frau. Sie gingen durch den Ort. Es war kein angenehmer Tag. Der Himmel war trübe und wie gepeitscht — in Strichen lagen die Wolken über den Hügeln und Häusern.

Die Einwohner von St. fand Libi Mediz ungemein drollig. Alle hatten ein so viereckiges Aussehen — "man sieht, daß hier kein Militär liegt!" sagte sie. Die Frauenzimmer würden sonst nicht so gemüthsruhig gehen, als ob sie sicher wären, daß kein einziger Blick auf ihnen ruhe, an dem Einem was gelegen sein kann! Ich weiß nicht wie es kommt, aber dieser Ort erinnert mich an einen andern komischen Ort und an etwas Drolliges. . ."

So plauderte sie, während sie vom Hauptplatze aus durch eine an Zuckerbäckerläden überreiche Gasse gegen die Brücke gingen. Dabei fühlte sie, wie der Arm Madame b'Dro's in dem ihrigen zitterte.

"Sie haben kalt, gnädige Frau?" sagte sie.

Und die gnädige Frau sagte: "Ja". Aber dabei schaute sie herum, als ob auch sie sich an irgend etwas erinnert fühle durch diese Stadt. . . aber an nichts Komisches, und an nichts zum Lachen.

Sie schritten am Schlosse vorüber, zu dem der Aufstieg durch einen mittelalterlichen Thorbogen führt. Da blieb Madame b'Dro stehen und es spielte wie ein Lächeln um ihre Lippen. Libi Mediz wollte schon fragen, was da so drollig sei? Aber in demselben Augenblicke sah sie, daß in den Augen der Dame Thränen blühten.

An der Straßenecke blieben sie stehen und lasen die Affichen. Ein englischer Niggerfänger war da angekündigt und ein englisches Chansonettenweib

„mit einem lebendigen Papagei“. Und auf der Brücke, da saßen sie eine reizende Perspective von kleinen Häusern, gleichsam an die Uferküsten hingeklebt, wie bei einem Krippenspiel. „Das erinnert mich ganz an das Weihnachtsspiel in Kratau!“ — rief Fräulein Libi. „Nicht?“ fragte sie ihre Dame.

Die hatte einen langen Blick hinausgethan auf die Ufer. Und Fräulein Libi hatte wiederum das Gefühl, daß auch sie hier an etwas erinnert werde — aber nicht an etwas Entferntes, sondern an etwas Dertliches. Sie gingen zur Pfarrkirche hinauf, die von Grabsteinen umgeben ist. Dann besuchten sie die Gewehrfabrik. Dabei rief die Gesellschafterin lustig, wie sie über die schneehaubende Brücke d'rüber durch den kohlen-schwarzen Roth der Fabriksgassen schritten, „davon muß mir schon einmal geträumt haben! Aber es ist ein so schrecklicher Traum. Ich finde, St. ist unmöglich; lauter Fabrikсарbeiter und kein einziger Fabrikbeamter, wie es scheint. Und vor Allem gibt es hier schrecklich viel Kinder und gar keine Eltern! Ich begegnete noch keinen einzigen interessanten Menschen . . . Eine Gesellschaft von Mädchen, und ich wette, auf Bällen müssen hier die Damen mit Gewehrläufen tanzen . . .“

Madame d'Dro, die in ihre Gesellschafterin eingehängt war, sagte matt lächelnd. „Ja, Sie haben Recht, St. erinnert Einen an so Vieles, aber an nichts Angenehmes. Wir fahren noch heute Abends weiter.“ Und sie fuhrn weiter, noch an demselben Abende bis Linz.

In Linz logirten sie im Hotel Zeininger, mitten auf dem Hauptplatze, der auf einer Seite die Urfahrbrücke, auf der andern die Karmelitergasse überseht. Sonntag war der nächste Tag und alles wimmelte des Morgens auf dem Platze. Bauern, Damen in adartigen, taillenlosen Mänteln, Offiziere und Leute, denen man den klei-

nen pensionirten Provinzadel ansah. Alle Straßenecken waren mit Theaterzetteln, Volksgartenaffichen, Ballannoncen bedeckt. Fräulein Libi schien Ling entzückend zu finden. „Das wäre eine Frühlingsstation!“ rief sie, das Fenster weitauf der Morgensohne öffnend, trotzdem der Pöhlingsberg noch ganz schneeig hereindräute. „Hier ist doch ein wenig Bewegung und Lärm. Und Nachmittag Militärarmusik, wie die Affiche dort d'rüber herüberbrust und Abends die „Nachtwandlerin“ im Theater. Wollen wir hier nicht ein Weilchen rasten?“ —

Madame d'Dro saß bei ihrer Toilette und die einft in „nicht umfänger Wiege“ gelegene Locken hatte eben die Frisur derselben beendet und sich entfernt. Das Wort „Nachtwandlerin“ hatte die kleine, elfenhafte, hilflose Madame d'Dro wieder seltsam erregt gemacht. „Die Nachtwandlerin!“ rief sie.

„Nun ja. Wir sollten doch in's Theater gehen. Eine Signora Chiomi aus London singt die Titelpartie in italienischer Sprache.“ —

„Die Nachtwandlerin!“ wiederholte Madame Thea leise und schaute wie scheu auf die Wände des Zimmers und dann schaute sie finmend aus dem Fenster des Zimmers auf den lauten bewegten Platz hinaus. „Und gerade hier und — heute . . .“

Mit einem raschen Entschlusse wandte sie sich zur Gesellschafterin.

„Nein. Ich möchte nicht hier bleiben, Fräulein. Ich bin vielleicht recht nervös und launisch. Aber eben hier ist meine Laune vielleicht gerechtfertigt und ich möchte sie Ihnen sagen. Ich litt in früherer Zeit an somnambulen Zufällen. Aber das ist längst vorbei. Und hier — eben hier in diesem Gasthose, wenn auch nicht in demselben Zimmer hatte ich die letzte Mahnung dieses Unwohlseins. Ich schlief — schlief mit offenen Augen und er — er erschrad über mich. Er auch! Ich hatte mich stets davor gefürchtet,

daß er mich so sähe und daß er sich darüber entfesse . . .“

„Aber entfesse? Warum? Das Nachtwandeln ist ja reizend romantisch . . . besonders mit Bellini's Musik?“ lachte Fräulein Libi kindisch.

„Es mag sein. Aber ich mag doch nicht hier bleiben. Ich dachte, ich hätte all' diese Dinge schon überwunden und vergessen — aber ich fühle jetzt, meine Vergangenheit ist noch nicht todt und verstorben in mir, und fühle, daß mich das Erinnern noch schmerzen kann.“

„Barbon — es war also wohl Herr d'Oro?“ warf die Gesellschaftsrin unbefangen ein.

Madame d'Oro erröthete wieder mit ihrem Mädchenlächeln. „Natürlich. Uebrigens, Fräulein, haben Sie die Gefälligkeit, den Leuten zu sagen, daß wir heute Abends noch weiterfahren.“ —

„Wollen wir nicht wenigstens ein paar Tage hier zubringen? Es scheint recht lustig zu sein hier?“ sagte Fräulein Libi ein paar Stunden später.

„Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich mich hier recht krank gefühlt habe und daß ich deshalb die hiesige Atmosphäre fürchte. Und das Gebenken bringt jenes Träumen leicht zurück.“ —

„So!“ sagte Libi. Sie saßen dabei in einer Bank der Carmeliterkirche, die trotz der Märzsonne draußen in diesem Augenblicke feuchtbunzel war, und wo außer ihnen und einem murmelnden Beichtvater mit seinem murmelnden Beichtkinde keine zweite Lebensgruppe athmete. „Und was träumt man wohl in Mondnächten mit offenen Augen?“ — Madame Thea d'Oro hatte ihre Blicke auf ein großes, düsterbewegtes Altarbild gesetzt und die Hände fest im Schoße gefaltet, wie sie leise antwortete: „Was man da träumt? Ja, man schläft da mit offenen Augen und die Leute reden zu uns, und wir sehen und hören sie nicht. Ich habe in meiner Jugend daran gelitten; aber nur

zweimal im Leben ist mir's klar geworden. Die andern Male hat mir's Niemand gleich gesagt, weil man mich von selber erwachen ließ. Das erste mal war's, da ritt ich aus auf wildem Rosse, und wie es sich flaute und mich abwarf, da erwachte ich und wußte erst, daß ich's aus dem Stalle gezogen, gefaltet und geritten hatte. Und das zweitemal, da — da stand er vor mir, mit finstern, erregtem Blicke und sagte mir, ich hätte ihn angestarrt und hätte ihm doch nicht geantwortet. Und dann erst wurde ich ganz wach und fühlte mit einemmale, was es gewesen sei, und wollte fast vergehen und meinte und fühlte, er möge mich nun nimmer so lieb haben wie sonst . . .“

„Ihr verstorbener Herr Gemahl, Herr d'Oro?“

Madame Thea schaute ihre Gesellschaftsrin jäh an und fast hochmüthig, „ich meine, das versteht sich von selbst“, sagte sie.

„Wie seltsam das ist! O gnädige Frau, von heute an liebe ich Sie um so inniger!“ machte das rasche Geschöpf sanft und innig. „Und nochmals, was träumt man eigentlich?“ —

„Was man träumt!“ fuhr Madame Thea fort, leise, als durchwandle sie einen Friedhof der Vergangenheit und lese die Aufschriften von Gräbern. „Ich träumte damals, daß er mich nicht lieb habe. Er führte mich nicht zu seinem Vater. Er machte mich nicht mit seinen Lieben bekannt. Es war, als ob Welten zwischen uns lägen. Er war gut, aber so ganz anders, so ganz fremd zu mir. Mein Wesen mißfiel ihm. Ich fühlte, er müsse bereuen, mich an sich genommen zu haben. Ich war so kindisch und er war so ernst! Und des Abends, da suchte er sich seine Herzensfreunde zusammen und mir gönnte er kein Plätzchen dazwischen. Ich gab ihm recht. Aber ich fand mich auch so verlassen und verstoßen. Die Stadt war mir so fremd und einsam —

ohne ihn. Ich ging nach Urfahr hinüber. Die Donau rauschte so heftig unter der Brücke, als wollte sie sagen: „Schau, da bist Du stets willkommen. Auf der Welt oben brauchen sie Dich nicht.“ Aber ich schritt über die Brücke. Und drüben waren Gassen ohne Pflaster — Gassen bergan und Gassen bergab — ohne Ziel und ohne Ende . . . Ein schrecklicher, trostloser, nachtdunkler Ort! . . . Er sah fröhlich zwischen Fröhlichen, und ich war so verlassen, der Wind umheulte mich und die Nacht hatte keinen einzigen Stern —! Und da sah ich plötzlich sein Gesicht vor mir, und seine Augen schauten dunkel, und ich war daheim, und hatte geschlafen, und meine Haare waren feucht . . .

Nein. Ich gehe fort von hier. Wer kann verlangen, daß ich hier bleibe? Und ich dachte, das Alles sei begraben, längst begraben!“ flüsterte die junge schöne Frau und neigte ihr Gesicht in ihre gefalteten Hände.

4. Capitel.

Fräulein Ildi will ein Räthsel lösen.

Das Städtchen Wels lag ganz kimmernd da im Märzsonnenlichte. Der Schnee der Hügel ringsum thaute und glitzerte in breiten Wässern in die Niederungen herab.

Die Ebene selber war schon ganz schneefrei und zwischen dem braunen Grün des vorigen Herbstes auf Wiesen und Rain guckten frischgrüne Halme auf mit weißen Köpfchen.

Der Himmel gar abgrundtief und hellblau und der ganze freundliche Ort mit seinen weißen Häusern, breiten Gassen und schmucken Thürmen triefte förmlich von Sonnenlicht. Es war ein wonnevoller Tag, eine wonnevolle Stunde und ein charmanter Ort. So still und doch nicht einsam, so weltverloren und doch nicht traurig.

Erde und Himmel dufteten und glänzten ineinander.

„S i e r bleiben wir!“ athmete Madame Thea und es lag auf ihren Wangen wie Freude an dem Tage.

„Gott sei Dank!“ lachte Ildi Mediz! Und der schwarze Krainer hifzte mit Behagen die Koffer vom Wagen und in den Gasthof „zum goldenen Abler“ hinein und selbst Ramsell Lokschi sah aus, als ob an ihrer Wiege doch dann und wann von freundlichen Lippen ein fröhliches Liedchen gefungen worden wäre.

An solchem Tage, wo man dem Frühling alle Fenster öffnet, pflegt alle Welt laut, froh, hoffnungsvoll zu sein. Die Kinder auf der Gasse machen fröhlicheren Lärm als sonst, die Bekannten, die einander treffen, sprechen einander an, die Kaufleute stellen sich vor die Thüren ihrer Gewölbe und nickten selbst denjenigen ihrer Kunden zu, die ihnen etwas schulden.

Madame Thea lebte förmlich auf, hingerissen von der Helligkeit des Tages und vielleicht auch von dem leichtesten, fröhlichen Geplauder ihrer Gesellschafterin. Ja, hier wollte man Posto fassen. Der Hotelier war freundlich, die Wirthin gemüthlich, der Zimmerkellner hatte ein Gesicht, das Fräulein Ildi zum Lachen brachte, die Zimmer waren lustig, sympathisch, im Hause selber war um zwei Uhr vollständige Table d'hôte von Beamten und Officieren und Reisenden, so daß man nicht allein diniren mußte, und kurz, Alles war hier charmant. Es war einer jener Tage, wo der liebe Gott gleichsam aus jedem Wölkchen lächelt und ruft: „Freut Euch doch, Kinder! Ist die Welt nicht schön? Und hofft nur auf morgen!“ —

Ildi Mediz machte ihre lauteste Straffentoilette und schlug gleichsam mit den Flügeln vor Uebermuth. „Wir müssen noch umherlaufen vor dem Essen, gnädige Frau, nicht wahr? Es drängt mich förmlich, das reizende Nest zu inspiciren, das heute aussieht,

wie ein wohlgerathener Pfannkuchen, der glänzend und schmorend in der Pfanne dieser Ebene liegt!" —

Und Madame Thea sagte nicht „nein“. Sie war heute beinahe so jung, wie ihr wirkliches Alter. Aber sie legte doch ihr dunkeltes Straßenkleid an und hüllte ihr hübsches, hochgoldenes Köpfchen in ihren welken, schwarzen Witwenschleier.

O, die hübsche, originelle, kleine Stadt! Da gab es lange Gassen, wo ein Gasthaus nach dem andern kam, oder wo vielmehr jedes Haus ein Gasthaus war; es wimmelte da von Bären, Dörsen, Ablern, Lämmern, Hirschen, Rehen. — „Eine wahre Arche-Noah!“ lachte Libi Mediz. — Und alle diese Thiere sind von „Gold“. — Und alle Häuser hatten außerdem ihr Heiligenbild, so daß man in einer großen Kapelle zu wandern meinte. „Klein Jerusalem!“ nannte es Fräulein Libi. „Wir bekommen hier noch die ganze heilige Schrift zusammen.“ — Und in jedem der schattigen, tiefen, altätherischen Thorwege lagen Hunde — Hunde von allen Größen und Racen, und blinzelten in die Sonne. Ein Circus war auch da, ein Circus Fumagalli mit einem Plafondgeher — mit einem Plafondgeher, dessen Affiche-Porträt die Reisenden schon seit vielen Tagen verfolgte, so daß es schien, als nehme er dieselbe Route wie sie, stets vor ihnen her — aber nur mit den Füßen nach aufwärts.

Dann war die Stadt zu Ende. Die Stadt, aber nicht die Gebäude. Mitten auf den Feldern, an denen die Landstraße vorüberführte, stand eine große weiße Kaserne, eine ungeheure Kaserne. Zwei, drei Soldaten in rothen Weinkleidern und rothen Holzmützen und blauen Blousen kamen ihnen entgegen. Den Einen fragte Fräulein Libi, was hier liege? Der Soldat erwiderte: „R... Dragoner.“

Nun verstehe ich, weshalb der Ort frischer ist als die andern!“ lachte

Libi Mediz frauenhaft. „Wollen wir um die Kaserne herumgehen?“ —

Madame Thea war zu Allem bereit.

In dem riesigen Hofe d'rin klopfen Soldaten Kittel und Uniformen, Rozen und Pferdebeden aus. Ein Scheerenschleifer hatte sich vor eine kleine Seitenthüre postirt, und schiff und schärfte sämmtliche ärarischen Tassenmesser und Chargen-Gattinnen-Scheeren. Vor dem großen Thore saß eine Gruppe von Officieren in der Sonne auf Stühlen, die sie sich aus der Cantine hatten herausholen lassen. Sie saßen bequem da, manche den braunen Mantel über der Schulter und lasen Zeitungen oder medisirten und disputirten.

Sie schauten den beiden fremden Damen nach. „Eine lustige Lante mit einer verschühterten Nichte!“ sagte ein großer Blonder mit einem Vollbart, so laut, daß Libi Mediz es hörte. Die lachte leise auf. „Schön!“ flüsterete sie Madame Thea zu, „wir haben jetzt schon unsern Charakter; mich halten sie für die grämliche Lante einer scheuen, hübschen Nichte!“ —

Sie sagte das leise lachend, aber mit dem Lachen jener Ermüdung, die sie so seltsam rasch überkam. Und Madame Thea lachte entgegen, aber ihre hellen Augen schauten nicht nach der Gruppe zurück, sondern vor sich nieder, als ob die ganze Welt nichts wäre gegen das, was sie begraben zu haben glaubte und was ihr wieder mächtiglich lebendig geworden war im tiefsten Herzen.

„Ich möchte nur wissen, ob es wirklich das Grab ihres Gatten, des Herrn d'Dro ist, welches ihr die ganze Welt verbüffert?“ fragte sich Fr. Libi, sie beobachtend. Sie hatte augenscheinlich ihr eigenes Leben abgethan, trotz ihres lauten Wesens, und vegetirte so weiter, indem sie das Leben ihrer Nebenmenschen anschaute, wie man einem Schauspieler zusieht.

* * *

Der Speisefalon im ersten Stocke des goldenen Adlers war zur Table d'hôte-Zeit voller Leute und Bewegung, und ebenso der Corridor, der zu demselben führte. Officiere speisten dort, auch einige Bahnbeamte und Reisende in verschiedenen Artilen.

Die beiden Damen hatten ihre gewöhnliche Toilette gemacht. Libi Mediz hatte sich an den unwahrscheinlichsten Stellen mit primelgelben Massen „rehauffirt“ und Madame Thea hatte ihre schwarze Spitzenmantille auf die Schultern herabgelassen. Libi Mediz schritt voraus die Treppe hinab. Madame Thea hatte droben im Corridor noch einige Fragen der Mamsell Lofski zu beantworten.

Im Gange vor dem Table d'hôte-Saal, wie sie eben ihre Handschuhe zuknöpfte, wurde die Gesellschaftsdame von einigen Officieren eingeholt, die in's Dinerzimmer eilten. Der Eine derselben blieb jählings stehen und schaute ihr in's Gesicht. Es war ein auffallend prächtiger Mann mit dunkelkastanienbraunem Haar und Vollbart. Das Fräulein starrte zurück und wurde plötzlich wieder sehr alt — aber ein seltsames Lachen spielte um ihre Lippen. Er hob die Hand salutirend zu seiner Kappe. Sie faßte diesen grüßenden Arm und ihre tiefe Altstimme klang heiser, hastig, dringend, aber fast lustig, wie sie sagte: „Bitte, Graf Edmund, wollen sie mich nicht kennen! Ich habe meine Gründe. Ich selber bin todt und begraben. Die Dame, die jetzt mit ihnen spricht, heißt Libi Mediz und ist — Gesellschafterin. Ich frage gar nicht, ob ich mich auf Sie verlassen kann. Sie sind stets ein echter Edelmann gewesen. Aber Sie hier zu treffen!“ — Sie machte noch eine rasche Bewegung des Schweigens. Er wiederholt sein Salut und folgt den Kameraden. An der Thür des Speisesaales wartet Libi Mediz auf ihre Dame. Sie stand ganz im Dunkel und erschien also vollkommen gefast. Sie hatte ihre Handschuhe endlich

zugeknüpft. Madame Thea kam leichten Schrittes zu ihr. „Warum laufen Sie so, Fräulein?“ sagte die junge Frau. „Ich hätte nie den Muth, allein einzutreten! —

„Eine Witwe?“ machte Libi Mediz mit ihrer gewohnten Neckerei im Tone. Aber sie klang nicht sicher, diesmal.

Sie traten ein. Der Hotelier wies den Damen die freigelassenen Ehrensitze à la tête der Table d'hôte an. Madame Thea sah augenscheinlich keinen Einzelnen der Anwesenden. Sie wurden von den Herren begrüßt und dankten. Madame Thea mit der vollkommenen Manier der guten Gesellschaft, Fräulein Libi mit ihrem frauenhaften, aimablen Air, dem der scharfe, seine Blick nicht fehlte, mit welchem sie die Reihen musterte. Auf dem braungefärbten Officier, der sie draußen gegrüßt hatte, blieb ihr Blick nicht haften.

Augenscheinlich kannte sie keinen Andern. Denn sie besand sich nach ihrem raschen Rundblicke vollkommen comfortable.

Nicht so Madame Thea. Die nahm ihre Suppe und plauderte dabei ganz mädchenhaft und mit halber Stimme zu ihrer Begleiterin, als sie plötzlich eine Art Seufzer ausstieß und die Hand Libi's mit krampfhaftem Griffe hielt. Ihre Augen waren weitauf irgenbwohin gerichtet.

Libi flüsterte ihr entsetzt und besorgt eine Frage zu. Aber Madame Thea hatte sich bereits erhoben und athmete nur: „Au nom du ciel — allons-nous en!“ Fräulein Libi war stets Herrin der Situation. Mit einigen erklärenden Worten zu ihren nächsten Nachbarn entschuldigete sie die Reisemigräne ihrer Begleiterin und verließ mit ihr den Speisefalon.

Zitternd, erschreckt schleppte sich Madame Thea neben ihr in ihr Zimmer. Sie hatte Kopfschmerz, sie war unwohl. Sie hatte seit Jahren ihr Herzleiden. . Sie hatte Schwindel.

„Ah!“ fragte sich Libi Mediz. „Sie kennt also auch Einen hier? Das wird ja pikant! Aber wen denn? Ich dachte sie lebe nur im Grabe ihres Vatten?“

Madame Thea faßte sich mit aller Macht. Es wäre nur ein Schwindel, sagte sie. Aber das Klima hier sei ihr ebenso schädlich wie das Letzte. Und morgen wolle sie den Ort verlassen; überhaupt diese Route. Jrgendwohin nach Tirol oder Böhmen wolle sie. Sie habe das freilich wissen können. Für jetzt aber wolle sie allein bleiben. Fräulein Libi solle zur table d'hôte zurückkehren, wenn sie wolle. Sie selber brauche jetzt nur Ruhe, dringend Ruhe und dann — weiterreisen.

Fräulein Libi ließ die junge arme Dame allein und sandte nur Mamsell Lofschitz zu ihr. Sie selber lehrte auch nicht zur table d'hôte zurück, allein sie ließ sich ihre Speise auf ihr Zimmer bringen und dachte dabei: „Es scheint doch kein Mond jetzt. Und diese Gegend soll nun plötzlich gänzlich verlassen werden? Weil man Jemanden erkannt hat? Ich glaube, der selige Herr d'Dro liegt nur allzuruhig in seinem Grabe und die Gedanken seiner kleinen, blassen, sanften Witwe haben ihn noch nicht ein einzigesmal gestört!“

5. Capitel.

Verlängerte Raft.

Aus dem strahlenden Lenzvormittage war nach Tisch ein ungemüthlicher, mürrischer Nachwintertag geworden. Ein jäher Wind hatte dicke, riesige Wolken über den Himmel gejagt, bald blaugrau, wie eine alte Jägersoldatenuniform, bald schweflicht wie eine Blocksbergillumination. So laut brauste und zürnte und winselte der Wind, so zornig, und er setzte Alles fort aus den Straßen des Städtchens in die Hausthore hinein. Die Frohesten mußten da bekommen werden und an ein Ende ihres Glückes

glauben, und der Unglückliche und Traurige konnte nichts thun, als verzagen. Sanguinische Gemüther macht ein solcher Wetterumschlag aus dem Frühling in den Winter ernst, lebertranke macht er zornig und wüthend.

Madame Thea d'Dro war raslos, ruhelos, vibrirend. Trotz ihres Kopfweh's lag sie nicht auf dem Sopha. Denn wie Fräulein Libi Mediz ihr Fenster öffnete, um einen Blick den Platz entlang zu thun, sah sie, daß die kleine zarte Patientin aus ihrem Fenster weit hinaus geneigt war, ihr hochblondes, seidenweiches Haar allen Winden preisgebend, nur wie um ihre Wange und Stirne zu kühlen.

Sobald Madame Thea sich entdeckt sah von ihrer Gesellschafterin, blieb ihr nichts anderes übrig, als sie zu sich herüberzubitten.

Die Piecen der beiden Damen gingen durch Thüren zusammen, und Madame Thea hatte nichts zu thun, als von ihrer Seite aus aufzusperren und ihre Gesellschafterin hereinzulassen.

Zu jeder anderen Zeit würde Libi Mediz ihrer Dame vorgestellt haben, daß es eine Selbstqualerei sei, morgen schon wieder fortzufahren; aber nach dem, was sie nun wußte und bemerkt hatte, und was sie von dem armen haltlosen, hilflosen und sanften Wesen Thea's erfahren hatte, that sie das nicht. Vielleicht auch war ihr selber nicht einmal am Bleiben gelegen.

Sie spielte nun den Nachmittag hindurch die graue Schwester bei ihrer Dame, die wirklich entseztlich unwohl und nervös aussah. Sie rieth zu Medicamenten, aber Thea wollte von nichts wissen. Trotzdem ließ Fräulein Libi eine Flasche Chartreuse bringen durch den Kellner und rebete der Fiebernden ein, einige Tropfen dieses Specificums würden ihr Ruhe verschaffen; kurz, dieselben seien ein echtes Aequivalent des Chinins bei nervösen Naturen. Und zum Beweise dessen nahm sie als echte Polin einige Gläschen nach einander — als

Medicin — um sich gegen diesen abscheulichen wimmernden Spleen-Wind in Stimmung zu versetzen.

Thea d'Oro, die launisch vor ihrem Spiegel stand und ihre Locken gleichkämmt (obwohl sie den festen Vorsatz geäußert hatte, heute nicht mehr ihr Zimmer verlassen zu wollen), warf einen Blick auf die Flasche, die Libi Mediz über ein kleines Gläschen geneigt in der Hand hielt, und sagte zum Erstaunen Libi's: „Bleiben Sie mir da mit vom Selbe, Fräulein. Ich will ja an all' die Güte und an die Erfolge des Chartreuse-Liqueurs glauben, aber doch nur an die des echten! Ich hasse alles Nachgemachte, Verfälschte. Und dieser hier ist nicht echt!“

„Nicht echt?“ fragte Libi Mediz mit einem Blick auf die Flasche, die alle Anzeichen der Originalität und alle Stigmata eines heiligen Alters hatte.

„Nun freilich“ — machte Madame Thea ungeduldig und deutete auf die Flasche. „Die Etiquette ist täuschend nachgemacht der echten Chartreuse; aber da sehen Sie nur: D. O. M. Bei diesem O ist ein kleines, kaum bemerkbares Strichlein, welches dasselbe in ein Q metamorphosirt. Und hier bei dem Monogramm.“

Damit fuhr sie fort, der erstaunten Libi Mediz ganz kleine Unterschiede zu zeigen, welche eine unechte, wenn auch noch so respectable Chartreuse-Flasche von einer echten unterscheiden, und zu denen die Nachahmer des Privilegiums wegen gezwungen werden.

„Ach, das ist ja hochinteressant!“ rief Libi Mediz und ihr Ausruf bezog sich ebensowohl auf diese Notizen, als auch auf die Thatsache, daß Madame Thea eine so genaue Kenntniß derselben habe. „Ich dachte immer, wenn nur überhaupt der Name des Erfinders Dom Luis Garnier auf der Flasche angebracht wäre . . .“

„Dom Luis Garnier der Erfinder?“ sagte Madame Thea achselzuckend.

Dem armen guten Manne ist es niemals eingefallen, dergleichen zu erfinden. Er war einfach Mäxner, Kirchenbiener im Kloster, und sein Prior befahl ihm (da doch ein Etiquette-Name nöthig war und es nicht tactvoll schien, einen Mönch dafür zu wählen), seinen Namen herzugeben. Der arme Garnier, ein verunglückter Detonom aus Lissac, wurde aus ganz praktischen Gründen Mäxner und hat sich nie im Leben mit Chemie befaßt, und war schon froh, manchmal ein Gläschen seiner Erfindung „kosten“ zu dürfen!“

„Ah, ah!“ — meinte Libi Mediz höchst interessirt. Aber weniger über die Details der Chartreuse-Erfindung, als über ihren Gedanken: „Bei Gott, meine kleine elsenhafte Dame ist mir ein Räthsel! Woher weiß sie das alles? Sie muß entweder eine Verehrerin des Liqueurs sein oder eine unerwiederte Liebe für den Grafen Alfred Potocki im Herzen tragen, der die größte Spirituosen-Fabrik des Universums besitzt und ganz Galizien unter Schnaps setzt . . . Ob ich wohl jemals diese hübsche, offene, mädchenhafte, schüchterne Witwe ergründen werde? Meiner Seele, sie interessirt mich jetzt wirklich — und auch lieb hab ich sie gewonnen. Ich muß darauf kommen, welches Skelet sie in ihrem Leben hat . . . denn ein Geheimniß umhüllt sie, und ein Geheimniß drückt sie! Wenn ich nur wüßte, wer sie heute Mittags so erschreckt hat? Leider werde ich das nie inne werden, denn sie will ja nicht mehr unter die Leute hier, und morgen früh geht's wieder weiter!“

* * *

Während dies in dem Herrschaftszimmer vorging, jammerte der Krainer (schwarzlodiger, frischgaugiger und süßlächelnder als je) zu Masell Lofski (die ein Reifelleid plättete), es sei entsetzlich, so nie und nirgends Raft zu finden! Man könne niemals aufathmen mit einer solchen Herrschaft!

Viel lieber sei ihm ein Herr, der ihn täglich durchprügeln, als eine so unfrähe Dame! — Dabei puhte er heftig an Mamsell Lofski's Kothstiefletten, wie um ihr Herz für sich selber mürber zu machen. Anders wäre es freilich (meinte er weiter), wenn er mit einem Stubenmädchen diene, welche auch Gefühl habe, und mit der man sich in Sachen der Seelen verstehe — getheilter Schmerz sei halber Schmerz . . .

Mamsell Lofski ließ ihr Plättchen ruhen und hob ihre unglückseligerweise sehr stumpfe Nase tragisch in die Luft und sagte mit dem näselnden Tone, den sie immer annahm, wenn sie dem Krainer den Abgrund klar machen wollte, der zwischen ihnen Weiden lag. „Wenn Sie, Herr von Mugel, damit sagen wollen, daß Sie es für möglich halten, in meiner Seele jemals Empfindungen hervorzurufen, welche sich dem Gefühle der Intimität nähern, so muß ich Sie wiederholt daran erinnern, daß es mir nicht an der Wiege gesungen wurde, ich müsse jemals zwischen dienenden Leuten leben. Wie können Sie daher glauben, daß ich zu Domestiken, welche nur durch Zufall an meine Seite gedrängt werden, in nähere Berührung kommen könne?!“

„Aber Mamsell Lofski!“ plaidirte der Krainer. „Ich habe Sie doch in Venezia unten ganz gut mit einem Corporal der Verzaglierte einen Kuß wechseln sehen!“

Die dicke Nase Mamsell Lofski's rümpfte sich zu unmöglicher Erdäpfelform.

„Ein Corporal, Herr von Mugel, ist ein Diener der Majestät und hat als solcher die Aussicht, sogar General werden zu können, wenn's gut geht!“

„Wenn's sehr gut geht!“

„So wie's mit dem General Baron Goppert gegangen ist, der ein Bauerssohn war,“ fuhr Mamsell Lofski hochtrabend fort. „Eine Uniform, Herr von Mugel, entadelt ein Weib nie!

Nicht das Dienen macht den Rang, sondern die Livrée!“

„Also wenn ich heute Corporal würde?“

„Aber nur bei der Cavallerie!“

„Dann —?“

„Dann — würden wir sehen.“

* * *

Damit kam der Abend heran. Ein Abend, so windlaut und trübe und ungaslich, daß ein Passagierzimmer dadurch zu einem wahren Verliese wurde. Die Lampe brannte düster und Lidi Mebiz kämpfte mit dem Schläfe, wie sie der Dame aus einer Novellenzeitung vorlas.

Madame Thea überraschte sie nicht wenig, wie sie plötzlich in die Lectüre hineinsprach: „Fräulein Lidi!“

„Was —?“

„Ich finde, es ist nicht auszuhalten, so in seinen Zimmern — und auf den Sturm zu hören . . .“

„Ich dachte, Sie hörten auf mein Vorlesen, gnädige Frau?“

„Wenn auch. Finden Sie nicht, daß man an solchen Abenden den Spleen bekommen kann — so ganz allein — zu zweien?“

„Jedenfalls finde ich, daß Gesellschaft freundlicher ist.“

„Selbst wenn sie uns nichts angeht?“

„Besonders dann.“

„Und da wir morgen früh ohne dies abreisen —“

„Ja, da wir morgen früh ohne dies abreisen . . .“

„So denke ich, wir nehmen unser Souper im Gastzimmer unten?“

Lidi Mebiz schaute groß auf. Aber ganz froh. „Oh, oh!“ murmelte sie für sich. „Mir scheint, die Auflösung folgt eher als ich dachte!“

Und die Damen nahmen ihr Souper im Gastzimmer unten. Man saß da nicht mehr an der Table d'hôte; die Beamten saßen an einem eigenen Tische, und die Officiere auch, und ein paar

Reisende auch, und die beiden Damen ebenfalls.

Sämmtliche Officiere grüßten die Damen als Tischgenossen von Mittag. Sie nahmen einen kurzen Imbiß. Madame Thea war sehr hochgemüth und gleichsam froh. Fräulein Libi befand sich ebenfalls in besser Laune. Aber es wunderte sie doch, als Madame Thea ihr beim Hinaufgehen in ihre Zimmer sagte: „Wissen Sie was, liebes Fräulein? Ich denke, das Wetter ist doch zu abschleulich, um gleich weiterzureisen. Wir bleiben hier — wir bleiben, bis es einmal schöner wird. Was meinen Sie?“

„Aber ich meine natürlich dasselbe!“ — lautete die Antwort Libi's, wobei sie aber dachte: „Bravo! Wenn ich heute nur überhaupt hätte sehen können, daß sie Jemanden besonders angesehen habe oder von Jemandem angesehen worden sei! Graf Edmund könnte mir vielleicht auf die Spur helfen. . . Aber mit dem mag ich lieber nicht Details reden. Besser bewahrt als beklagt. Er war so tactvoll, mich heute Abend gar nicht wiederzuerkennen. Aber diese kleine Witwe scheint mir eher alles Andere, als untröstlich zu sein —? Und dabei ist sie aufrichtig scheu, prüde und erschreckt? — Armes Ding!“

* * *

Am andern Tage Vormittags war Mamsell Lofsché sehr erstaunt, als sie den Befehl erhielt, zwei Promenadenkleider für die Damen auszupacken; sie theilte die Neuigkeit allsogleich dem Krainer mit, der jubelnd ausrief: „Endlich einmal eine Raft von so lange, daß man vielleicht doch ein Weiberherz erobern kann! Die kleine schwarze Conditörin scheint mir voll Gemüth zu sein — und ein paar Augen hat sie!“ Eine Rede, welche Mamsell Lofsché in eine ganz grundlose Aufregung brachte, so daß sie sich sogar herabließ, Herrn „von“ Mugel eine lange Rede zu halten über den Nachtheil von

Conditörinnen und die Vortheile von Personen aus guter Gesellschaft — eine Rede, die der Krainer bloß mit einem Achselzucken beantwortete, und mit der kalten Frage: „Ja, was nützt das Alles, wenn die Person aus gutem Hause hochmüthig und die Conditörin ein liebes Mäuschen ist?“

Fräulein Libi machte unendlich viel Lärm und Jank mit Mamsell Lofsché über die beiden Promenadenkleider, die sich wirklich in üblem Zustande befanden. „Es ist nicht möglich, daß wir so auf der Mittagspromenade erscheinen!“ — rief sie ihrer Dame zu. „Alle Welt wird dort sein. Das Alles muß noch Vormittags in Ordnung gebracht werden. . . Lofsché muß plätten, ich pliffite. . .“

„Sie wollten wirklich?“

„Natürlich!“ — rief Libi Mebig. „Schon um meinetwillen!“ fügte sie ehrlich lachend hinzu.

So entschloß sich denn Madame Thea zuerst allein auszugehen — nur nebenan in die Kirche; es war ihr wie dankbar, hoffnungreich und ängstlich um's Herz. Sie hatte das Verlangen, zu beten, wie sie sagte. Und sie nahm ihren schwarzen Schleier um, hüllte sich in denselben und ging durch den morgenlichtigen Corridor.

Es war ein wirklicher Zufall, daß sie Einen der Officiere daselbst begegnete. Denn obwohl die Meisten hier ihr Déjeuner nahmen, so hatten sich doch schon alle enifernt und nur der Eine war zurückgeblieben beim Wirthes und hatte sich nach ein paar Passagieren erkundigt. Es war Graf Edmund.

Madame Thea b'Dro dankte auf seinen Gruß und wollte an ihm vorüber. Ihr blondes Haar wehte ihr dabei über die Stirne und sie sah lilienweiß aus, zwischen den Falten ihres schwarzen Spitzenschleiers. Er hatte bloß höflich gegrüßt. Aber es schien, als ob er doch nicht vorübergehen könne an der jungen schönen

Frau — so fremd, und ohne zu sprechen. Er grüßte im Geheh, und blieb stehen.

„Gnädige Frau“ — sagte er, und seine Stimme klang heiser, obwohl sie ruhig blieb.

Sie hielt an. Ohne zu zögern. Es war wie ein Gehorsam in ihr. Ihr helles, großes Auge schaute zu ihm auf — ruhig auch, aber verschleiert, so wie ihre Stimme war. „Graf?“ sagte sie.

„Sie verzeihen, wenn ich Sie anspreche,“ entgegnete er. „Das Zusammentreffen ist zu seltsam, als daß es mich nicht drängen sollte, das selbe zu benützen.“

„In der That seltsam,“ sagte sie. „Daß ich in diese Gegend kam, war ein Zufall. Und es wäre nicht geschehen, wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, daß Sie hier weilen könnten — eben hier. Und daß Sie wieder die Uniform trügen! Ich dachte Sie in Galizien etablirt und jetzt höchstens auf Reisen irgendwo in der Welt.“

„Das mußtun Sie wohl denken. Sie haben sich ja so lange nicht um mich gekümmert,“ sagte er.

„Wie sollte ich auch?“ fragte sie einfach.

„Freilich. Sie haben recht. Wir haben uns einmal im Leben getroffen und wieder verloren. Daß unsere Wege sich noch einmal kreuzen, möge uns beiden nicht leid thun. Wir wollen nicht fremd sein gegeneinander. Sind Sie's zufrieden, gnädige Frau?“

„Ja,“ sagte sie ehrlich, und ihre blassen Wangen bekamen einen rosigen Schimmer, der ihr einen wunderbaren Reiz verlieh. Aber sie reichten einander nicht die Hände.

„So ist es also abgemacht,“ fuhr sie fort. „Ich freue mich, daß ich Sie wieder sah, und Sie —“

„Und ich freue mich über Sie,“ sagte er. Und es that augenscheinlich

beiden wohl, freundlich miteinander sprechen zu können, freundlich und unbefangen.

„Ich werde Sie also heute beim Speisen wiedersehen?“

„Wahrscheinlich. Ja. Heute noch.“

„Sie wollen schon wieder fort?“

„Jawohl!“ — sagte sie fast tröstend.

„Ich bin hier nur auf der Durchreise.“

„Sie fliehen aber wohl nicht vor mir?“

„So wenig, als ich Sie gesucht habe, Graf. Aber Sie begreifen, daß Alles so besser ist. Und jetzt muß ich in die Kirche. Adieu. Und ich bin herzlich froh,“ setzte sie einfach und lächelnd hinzu, „daß wir so gut miteinander gesprochen haben. Ich möchte dem lieben Gott dafür danken. Sie lachen nicht?“

„Worüber sollte ich lachen.“

„Sie nannten das ja doch sonst Götzendienst?“

Er lächelte so ernst. „Vielleicht jetzt nicht mehr.“ Und er grüßte.

Sie dankte und ging die Treppe hinab.

* * *

Sie verschwand unten in die Sonnenluft hinaus. Er hätte ihr eigentlich folgen können, aber er that es nicht. Er wartete, bis sie verschwunden war. Dann schritt er langsam die Treppe hinab, seine Handschuhe zutnöpfend. Sein Säbel schleppte von Stufe zu Stufe laut klirrend nach. Er grüßte stumm und ernst die Leute, die ihn grüßten auf der Gasse. Er war Reitmeister bei den Dragonern, ein Brummofticier, wie es keinen Zweiten gab. „Er hat einmal aus Versehen einen fünften Act verschluckt“ meinten seine Kameraden spaßweise über ihn.

* * *

(Schluß folgt.)

Hier auf dieser Strassen hat mich Gott verlassen.

Eine Erzählung von P. A. Kofegger.

Eine, die aus Allgäu herüber kam, hatte am Stamme der Antlistanne den weissen, rindenlosen Fleck zuerst gesehen. Und als sie hinzutrat, zu schauen, wieso man diesen schönen Baum geschädigt habe, bemerkte sie auf dem Splint die Schrift: „Hier auf dieser Strasse hat mich Gott verlassen.“

Was bedeutet das? Und als sie in das finstere Geäste der Tanne emporsah, stieß sie einen Schrei aus, der wild an's Gestämme schlug und lief davon und schrie es von Haus zu Haus, was sie auf dem Baume gesehen.

Jetzt, mein Leser, ist es noch früh genug, daß du diese Blätter ungelesen wendest. Denn die Geschichte trifft grob und Mancher wird fluchen über die Menschen, über Gott und über den Erzähler. Daß es keine Dichtung ist, das entschuldigt wohl den Erzähler, aber sonst Niemanden.

An einem jener Tage war es, da die Menschen des Dorfes nicht arbeiten wollen, aber auch nicht ruhen, der Tag zum Beten und Sündigen.

Der Küsterssohn Anasii, ein kräftiger, gebräunter, rabenlockiger Mann von sechsundzwanzig Jahren, liegt hingestreckt auf dem Rasen, im Schatten des Obstgartens. Aus seinen Augen funkelt die Gluth, die in ihm loht, der schwarze Bart auf seiner trotzig geschärften Oberlippe ist wie eine Warnungstafel: Weiber mit Feuer sollen nicht zu nahe kommen.

Doch nein, jeztund wird nicht mehr gesündigt. Anasii hat eine Braut, in kurzen Wochen ein Weib. In der Kirche zum heiligen Wolfgang sind sie

heute das erste mal aufgeboden worden, er und die schöne Gratina, die einzige Tochter des reichen Spornthalers. Das Glück ist doppelt und dreifach herrlich, weil er weiß, daß ihn Alles darum beneidet. Aber von der Gratina ist es nicht zu verwundern, daß sie eben gerade den Anasii erwählt hat: er ist zwar der Küsterssohn, aber er ist ein Mann. Seine Kraft dient nur seinem Willen und sein Wille entspringt wie ein elektrischer Funke aus den heißen Nervenströmen seines kühnen, stolzgebauten Körpers. So ist Einheit in seinem Wesen und jene rücksichtslose Entschlossenheit, welche die Weiber an den Männern mehr lieben, als die edelsten Eigenschaften der Seele.

Auch Gratina besitzt alles das, was ein Weib dem Manne so sehr wünschenswerth macht — und so steht hier ein Leben zuvor, wie sich's der dem Teufel Verschriebene nicht vollendet bestellen könnte und in welchem man nebstbei noch Ehrenmann sein kann. Ein Windhauch bläst die Blüthen der Apfelbäume wie rosige Schneeflocken nieder auf den Ruhenben, der im Gedanken an die Zukunft schwelgt, so gut das eben bei einem Manne gehen mag, der nicht durch Schwärzerei gewohnt, zu lieben ist.

„Anasii!“

Der Mann hebt sein Haupt und sieht zwischen Buschwerk über den Gartenzaun ein blondes Mädchenköpfchen wiegen.

Suschen! Das schöne Kind des bestverachteten Mannes in St. Wolfgang. Ihr Vater ist zwar ein ehrlicher Mann, sein Gewerbe ist zwar keine

Schande, aber ein Spott — er schafft die verendeten Thiere abseits. Das müssen schon die Großherzigeren sein, welche sich herbeilassen, diesen im Gemeinbewesen unangenehmsten Dienst zu leisten. Meister Gottlieb war auch gar nicht gedrückt darüber. Er waltete seines Amtes und lebte. Seine zwanzigjährige Tochter Susanna besorgte ihm den Haushalt; sie stand recht gut in dem Ansehen der Leute, obwohl die Männer, denen sie gefiel, nicht recht mit ihr anzubinden wagten, sie wußten selbst nicht warum. „Die ist zu heiß!“ sagte Einer und der Andere. —

„Anasti!“ flüsterte sie jetzt über den Gartenzaun.

„Was willst denn?“ fragte sie der Küstersohn.

„Dich will ich,“ antwortete sie.

„Warst Du heute nicht in der Kirche?“

„Freilich wohl.“

„So solltest Du's wissen, daß meine Sach' mit der Spornthaler-Tochter richtig ist.“

„Deine wäre schon richtig, Anasti, aber meine nicht. Steh' nur auf und komme zum Jaun her; wirf' Dich doch nicht fürchten vor mir?“

Er that einen Laacher und ging zum Jaun.

„Wirst doch nicht schon vergessen haben, daß Du mich auf dem Weg bei der Antlistanne so gern gehabt hast?“ sagte sie.

„Dummheiten.“

„Vorgestern ist's gerade zwei Monat gewesen, Anasti.“

„Mag ja sein, wer wird denn so was aufmerken.“

„Ihr Männer freilich nicht; wir Weibskleute haben halt einen Kalender nach dem Mondschein. Und Mondschein ist bazumal gewesen, das wirft wissen.“

„Das weiß ich.“

„Seither hat er nimmer gescheint, und es ist schon zwei Monate vorbei.“

„Geh' heim und rede nicht so albern.“

„Nein, Anasti, ich geh' jetzt nicht heim und Du bist nicht so dumm, daß Du nicht auch das alberne Neben verstehen solltest.“

„Du fängst mit wieder selber an!“

„Nein, ich verlang' heute nichts von Dir, ich melde mich nur. Und wenn ihr gleichwohl vergessen habt auf die Susi, sie wird doch zu eurer Hochzeit kommen, aber noch vor der Copulation.“

„Susi!“ rief er aus.

„Ja“, gab sie zur Antwort.

„So bist Du mir?! Jetzt kenne ich Dich! Hast ich Dich verführt? Wie eine Schlange bist Du mir nachgeschlichen am Ostersonntag durch den Wald. Habe ich Dich angesprochen? Wer hat sich denn an jenem Abende an mich gehängt, weil er sich allein nicht durch den Wald zu gehen getraut? Wem ist denn so um's Rasten gewesen bei der Antlistanne?“

„Das weiß ich nimmer“, antwortete sie, „das Rasten ist auch nichts Unrechtes, wenn man müb' ist.“

„Es hat sich aber gewiesen, daß Du gar nicht müde gewesen bist!“

„Bist ja Du auch nicht müde gewesen und hast Dich doch auch gesetzt und weit näher zu mir, als es hätte sein müssen. Das ist eine Schmach für Dich, daß Du jetzt so unschuldig thust.“

„Ich thu' nicht unschuldig, aber ich weiß auch, daß Du mir vormachen kannst, was Dir beliebt; Du mußt erst sehen, ob ich Dir's glauben will oder nicht, daß es ich allein bin, zu dem Du das Vertrauen gehabt hast, daß er Dich durch den Wald nach Hause führt.“

„Ob Du es glauben willst oder nicht, mein lieber Anasti, das ist gleichviel, wenn's nur die Andern glauben.“

„Susi!“ Er stieß mit der Brust an die Bretter und krampfte nach ihr die Finger, sie trat zwei Schritte vom Jaun zurück.

„Schau, wilder Bursche, so bist Du immer“, sagte sie, „ob Du Eine

gern haßt, oder umbringen möchtest, gleich allemal mit ganzer Gewalt. Ich sehe, daß heute mit Dir nicht zu reden ist und es hat auch Zeit. Ich gebe Dir's nur zu bedenken, Anasti, ob Du selber bei den Spornthaler-Leuten absagen willst, oder ob ich es thun soll. Bilde Dir nur nicht ein, mein Lieber, daß ich zurückstehe!"

„Kannst mich zwingen, Schinder-dirn, daß ich Dich heirate!"

„Das nicht. Ich will nur, daß Dich auch die Andere nicht soll haben. Und wie ich den Spornthaler und seine Tochter kenne, wird's mir gar nicht schwer, daß ich meine Sach' durchsetze. Behüt' Dich Gott, Anasti!"

Sie ging davon. Er sah ihr knirschend nach. — Das ist der Teufel von einem Weibe! —

Dann vergingen die nächsten Tage. Ueberall wurden Vorbereitungen getroffen zur großen Hochzeit. Gratina lebte in stillem Glücke. Sie hätte den feinen Verwalterssohn von Oberlahn heiraten sollen. Lange hatten Ehrgeiz und Liebe in ihr gekämpft, endlich hatte letztere gesiegt und sie entschloß sich für den armen Küsterssohn, dessen Herzhaftigkeit sie bestochen hatte, von dessen Liebe sie überzeugt war, auf dessen Treue sie schwor. Ihr Vater ließ ihr in der Angelegenheit freien Willen und war überzeugt, daß seine vernünftige Tochter einen vernünftigen Schluß fassen werde.

In diesen Tagen leitete der Anasti das Gespräch mit ihr einmal auf die Unbeständigkeit in der Liebe, wie solche so häufig vorkäme. Da erfuhr er denn allsogleich, wie seine Braut über dieses Kapitel dachte: sie verdamnte die Treulosigkeit des Weibes und sie verdamnte die Falschheit des Mannes. Sie würde lieber sterben, als untreu sein; und einen treulosen Mann würde sie nicht erst zur Rede stellen, sie würde sich sofort von ihm scheiden lassen. Daher nehme sie Einen, der vor ihr noch kein Verhältniß gehabt, von dem

sie die Ueberzeugung haben könne, daß sie seine erste und seine letzte Liebe sei.

Der Anasti machte sonst nicht gern viele Worte, aber hier sagte er, daß es doch auch viele Weiber geben solle, deren Liebe zum Ehemanne so groß wäre, daß sie manchmal lieber durch die Finger sehen, als an eine Trennung dächten.

„Freund!" antwortete sie darauf, „solltest Du auch mich zu diesen zählen, so könntest Du dich grob täuschen. Ich will mit Leib und Seele dazuthun, daß Du ein rechtes Weib hast; und so verlange auch ich es von Dir."

Das war recht klar gesprochen. Und die Tage vergingen, die Hochzeit war kaum eine Woche mehr fern. So wußte Anasti in einem Winkel von St. Wolfgang wieder einmal das Suschen zu treffen. Er hatte sich vorgenommen, sie beim Herzen zu packen.

„Hast Du mich noch ein wenig lieb, so wirf mir kein Hinderniß in den Weg!"

Sie lachte ihm in's Gesicht: „Eben deswegen, weil ich Dich zu gern habe, lasse ich Dich keiner Andern. Vielleicht daß Du das Kunststück verstehst: die Eine gern haben und die Andere heiraten — ich nicht!"

„Liebeleie ist bei euch Weibskleuten das Erste und das Letzte und ihr meint, sonst gäb's an nichts mehr zu denken."

„Bei euch kommt zur Liebeleie noch die Falschheit dazu, da braucht man freilich einen Kopf."

„Nach unserm Kopf fragt ihr gewiß nicht, schon eher nach unserer Hand, die euch das Brot erwerben soll; aber ganz gewiß und allemal und auf alle Weise sucht ihr Das an uns, von dem ihr nicht sprechen könnt, weil ihr kein Wort wißt, das groß genug wäre, dies euer Erstes und Letztes zu nennen."

„Da gebe ich Dir schon Recht. Euch geht das, was Du meinst, blutwenig an, nur daß für euch der Spaß dabei ist. Aber unser Glück und Un-

glück ist daran und was ihr Lust habt, das müssen wir tausendfach leiden. Die Sünde, die an euch hängt, müssen wir büßen mit Verberben und Sterben."

"Glaub's ja, glaub's ja", beschwichtigte Anafi, "nur können wir nichts dafür. Ich verhoffe, Susi, daß Du mich nicht in's Unglück stürzen wirst. Wenn es der Strafen an der Antlistanne wegen ist, so bist dabei Du so gut zu Theil gekommen, als wie ich."

"Oh, viel besser noch!" rief sie, "und just deswegen bist Du mein".

"Was ich an Geld thun kann, daß will ich mich ja nicht entschlagen."

"So!" sagte sie, "eine Solche bin ich Dir? Oh nein, mein junger Mann, um Geld verkaufe ich Dich nicht. Zwar schätze ich Dich heute lange nicht mehr so hoch, wie einstmal, wo ich mich selber für Dich habe ausgespielt. — Von mir, mein Bübchen, kommst leicht nimmer los!"

"Du bist mir tausendmal verhaßt!" schrie er.

"Das glaube ich! Wir wollen nur sehen, wer diesmal härter ist, ich oder Du. Hast Du gemeint, ich wäre so Eine, wie die meisten Anderen — Du wirst gewiß Viele kennen — so bist in einem Irrthum. Haben will ich Dich einmal; ob ich Dich mit meinem Umarmen für mich lebendig mach' oder erwürgen muß, das ist mir jetzt schon Alles eins."

"Untersteh' Dich, Dirn! Du kennst mich nicht!" rief er, blaß im Gesicht und mit funkelndem Blicke.

"Zwei Tage laß' ich Dir noch Zeit, Anafi. Heute ist Mittwoch, am Freitag um zwölf Uhr Mittags melde ich mich im Spornthalerhof."

"Kannst es thun", sagte er mit umflorter Stimme, "nur rathe ich Dir, daß Du früher beichten gehst."

"Warum ich?"

"Man kann nicht wissen, was geschieht."

Am nächsten Tage schrieb Anafi einen Brief an Suschen, er bitte sie

um Leben und Sterben, sie solle ihn nicht zum Aeußersten treiben, denn das möge sie wissen, bevor er sich von der Spornthalerheirat abbringen lasse, geschehe ein Unglück.

Es kam auf diese Zeilen keine Antwort.

Am Freitag früh sah er Susi in der Kirche. Sie war wirklich am Beichtstuhl gekniet und nun stand sie lange und unbeweglich vor dem Hochaltare. Sie schien sehr andächtig zu beten; man sah es ihr jetzt nicht an, welche Bosheit sie im Herzen trug. Vielleicht jedoch hatte sie sich besonnen, oder bat jetzt um Gnade, ihre Leidenschaft überwinden, ihm zu Liebe der Rache entsagen zu können.

So dachte Anafi, der es sich gar nicht vorstellen konnte, daß nicht die ganze Welt sich um das Glück seiner Person drehen sollte. — Daß dort in der Gestalt des blonden Mädchens ein unlösbares Anrecht, eine ewige Forderung stand an sein Leben und an sein Himmelreich, das kam seiner selbstsüchtigen Natur nicht zu Sinne.

"Heute bist Du schon gar ein Andächtiger, Anafi!" lispelte ihm plötzlich eine Stimme zu und eine Hand legte sich auf seine Achsel, "Du kannst Dein Auge ja vom Altare gar nicht wenden!"

Gratina, seine Braut stand neben ihm!

Er ging mit ihr aus der Kirche. Sie kehrten im Wirthshause zu, denn Anafi ließ sich neben dem schönen Mädchen aus dem Großbauernhofe gern sehen; und gleichwohl Alles in der Leute Mund kreiste, was an Eheelsucht zu kreisen hat, wenn ein benedenswerthes Paar zusammenheiratet, so genoß Anafi doch schon jetzt all jene Ehren, die ihm ja in wenigen Tagen als dem vielvermögenden Spornthaler gebühren werden. Und einem Menschen, wie dem Küsterjohn, der nicht viel wohlhabender war, als wie die

Mäuse seiner Kirche, thun allerlei Auszeichnungen über alle Mäsen wohl.

Nach dem Wirthshause begleitete der Anasti die Braut hinauf zu ihrem Hofe. Derselbe stand eine Stunde weit im Hochthale oben und der Weg dahin war gut gepflegt, nur menschenleer und ein bischen romantisch. An einer schattenreichen Waldbänge stieg er hinan und in der Tiefe brauste der Scharnbach. Dort, wo hinten das Thal sich zu breiten und das Bestizthum des Spornthalerhofes sich zu dehnen beginnt, ist ein förmliches Felsenchor. Die Schlucht mit dem Bergbache gähnt finster zwischen dem fast senkrecht aufsteigenden Geseße; der Weg ist in die Wand eingegraben und ein massiges Holzgeländer schützt vor dem Sturz in die Tiefe. Ueber dem Wege prangt ein Bild der Mutter Gottes, deren Herz von einem Schwerte durchstochen ist. Nach diesem Bilde heißt der Punkt an der wilden Schlucht „zur schmerzhaften Mutter“.

Als sie zu dieser Stelle kamen, sagte Gratina: „Da mag der junge Spornthaler auch gleich was anwenden lassen. Wie ich sehe, wird das Geländer schon morsch. Früher ist viel geschehen bei der schmerzhaften Mutter; aber während meines Vaters Zeiten hat sich kein Unglück zuge-
tragen.“

„Freilich muß was angewendet werden“, antwortete Anasti und legt wollen wir schauen, daß wir weiter kommen.“

Sie hätte dort an dem Geseße gerne gerahtet. Sie hat ihren Willen, daß er ihr einen Geseßschneide; sie wolle ein Andenken haben an das heutige Nachhausegehen mit ihm. Er that's mit Eile und mit einem einzigen Schnitte war der schönste, schlankste Stab gelöst.

„Vor Allem, das sehe ich schon, muß ich Dir einen bequemen Taschenvettel kaufen“, bemerkte sie, „Du tragst ja gar ein ungeschicktes Messer bei Dir.“

„Bisweilen kann man's schon brauchen“, antwortete er und sie gingen weiter.

Im Hofe war große Beschau. Der Jungbauer wurde in den Ställen, Scheuern, Vorrathskammern herumgeführt; Alles strokte vor Fülle. Schließlich ließ ihn Gratina durch die nur ein paar fingerbreit geöffnete Thür in's Schlafgemach bliden. Es war völlig fertig. Er wollte einen Schritt hinein thun, um Alles bequem sehen zu können; allein sie zog schalkhaft die Thüre zu.

Als es zum Mittagessen kam, entschuldigte sich Anasti, er könne bei demselben heute nicht bleiben. Er habe noch wesentliche Vorbereitungen zum Hochzeitstage zu besorgen, komme vielleicht am Nachmittage wieder.

Er ging, aber nicht um Vorbereitungen zu treffen, sondern vielmehr um ein Hinderniß zu beseitigen, wenn es nöthig sein sollte.

Wenn sie Wort hält und kommt, so ist jetzt die Zeit dazu. —

Er ging hinab gegen die Thalenge der „schmerzhaften Mutter“. Hier müßte sie kommen. — Hier vorbei darf sie nicht und wenn ich sie auf den Armen nach Wolfgang zurückschleppen muß. Ich will es hoch einmal mit Güte probiren. Ist sie eine Schlange, so muß sie mit Verheißungen beschworen werden, ist sie ein Stein, so muß sie mit heißer Luft geschmolzen werden, der kein Weib widersteht. Ich set'

alles dran, daß sie sich bleibt. Es ist schon fast Mittag vorbei; sie hat sich wohl wohl bestimmt. Sie ist besser als ich thut; so wird sie auch für ihr Leben einen Freund an mir haben.

Zu dem Geseßnisse unter dem Bilde legte er sich auf einen Haufen von geschlagenen Steinen. Er starrte hinüber in das gegenseitige graue Geseß, um welchem der Wasserlauf empottthäute von den Wellen des Scharnbaches, die unten zwischen den Wänden und Blöcken hin und hergeworfen wurden.

Plötzlich schritt Suschen heran.

Er erhob sich rasch und vertrat ihr den Weg. So blieb sie stehen und ohne erschrocken zu sein, blickte sie ihn höhniſch an.

„Das habe ich mir gedacht, daß dahier Einer auf mich warten wird“, sagte sie. „Ich rathe Dir gut, Anasti, laß' mich meinen Weg gehen!“

„Wenn Du zum Hof willst, so ist das Dein Weg nimmer!“

„Das will ich sehen!“ rief sie und hob eine Pistole.

Er wich einen Augenblick zurück.

„So willst Du mir?“ zischte er und fiel wüthend über das Mädchen her. Der Schuß krachte. „Mein Lieb' Dirnbl!“ schnaufte er und rang mit ihr.

„Stich mich nieder!“ höhnte sie.

„Das brauch' ich nicht. So ist's besser!“ Und schleuberte sie mit einem wilden Satz über das Geländer.

Ein einziger Schlag unten im Gestein — und das Wasser brauste fort und fort.

Anasti lief wegabwärts und bann den Gang hinan in's Dickicht.

Zwei Bauern schritten rasch heran.

„Da ist der Schuß gefallen und da ist Einer in's Gebüsch gesprungen.“

„Blutspuren seh' ich auch. Es ist was geſchehen. Wir müssen den Wicht fangen.“

Anasti entkam. Sein Halstuch wand er um die blutende Hand, die der Schuß gestreift hatte, damit die rothen Tropfen seinen Pfad nicht verriethen. Aber er sah, daß nun Alles aus sei.

Im Walbhäuschen einer alten Muhme sprach er zu, schrie ihr einige Worte des Schreckens in's Ohr, trennte mit einem Schnitte das Tragband von dem Holzkorb der Alten — eilte damit davon.

An demselben Tage noch fand ihn ein wanderndes Weib aus dem Allgäu im Geäße der Antikstanne leblos.

Und auf dem weißen Splint des Stammes standen die Worte, die noch heute nicht verwaschen sind:

„Hier auf dieser Straß'n
Hat mich Gott verlassen.“

Viebeswiedersehen.

Von Alfred Friedmann.

Des Mondes Silber floß in Strömen nieder,
Wir sahen am Clavier und sangen Lieder,
Die brachten uns vergang'ne Zeiten wieder!

Wie war so mancher Silbermond verschwunden
Seit jener Stunde, da wir uns gefunden,
Nun kam uns wieder eine jener Stunden!

Wie vom Focal, durch blendend weißes Linnen
In eine Schale junge Weinkluth rinnt,
Durch Klärung Cluth und Goldglanz zu gewinnen,
Um traumhaft dann die Sinne einzuspinnen. —

So durch das Reh, das uns ein Mondstrahl spinnt,
Fühl' ich zu mir des Wohltauts Goldklang rinnen,
Indeß mein Herz im Stimmeneinlang sinnt,
Wie es der Herzen Einlang rückgewinnt!

Meister Gottfried's Morgengang.

Eine Erzählung von Hans Malser.

Meister Gottfried war der Welt ergeben — der Welt, ihrer Schönheit und ihren Freuden. Er war selbst schön an Gestalt und wußte Freuden zu spenden — nicht allein seinen Geliebten, sondern aller Welt durch die Werke, die sein Künstlergeist erschuf.

Aber seine Seele hatte einen Flügel, der höher emporstrebte — weit über die Kunst und über das Leben hinaus. Er konnte nicht ertragen, den Verfall zu sehen von dem, was der Menschenschuß gebat, die Menschenhand gestaltete. So sehr war sein Wesen von Lebensgluth durchgossen, daß er an Alles glaubte, nur nicht an das Sterben. Er sah auf dem Gottesacker die Gräber, und doch leugnete er den Tod. Auch glaubte er nicht an das Dogma vom „Kreislaufe des Lebens, und daß der gestorbene Mensch in den Elementen weiter lebe, theils als Wassertropfen, theils als Blume, theils als Luft u. s. w.“ Dieses Dogma war ihm zu armselig, wußte er doch, daß der Wassertropfen wieder verdunsten, die Blume verwelken muß, und was Anderen in dieser Lehre ein ewiges Leben dünkt, das war ihm ein ewiges Sterben ohne Sinn und Zweck. Sein Wesen lebte nach einer ewigen Unsterblichkeit, nach einem Verwandeln und Aufgehen in dem herrlichsten Ideal, das er sich zu denken vermochte, kurz und gut: Meister Gottfried war ein religiöses Gemüth.

Er war erzogen zu dem Bekenntnisse der Evangelischen, und da seine Künstlernatur für jeden Sinn und Begriff eine Gestalt suchte, so lebte er den Kultus der Gläubigen mit.

Eines Junitages ging er in der morgenden Sonne dem Gotteshause zu. Um ihn Laub, Blumen und Knospen, welche die Nacht begossen hatte mit ihrem Thau. Aus dem Thale, wo über dem Walde von Eichen eine schlante, gezackte Thurmspitze aufschimmerte, klangen drei Glocken in Harmonie, und hin über die grüne Au zog eine Proceßion mit Fahnen, Kränzen, Bildern, Kerzenflammen und Musik. Der Chor der Priester hallte zwischen den Klängen. Unter einem Balbachin funkelte ein goldenes Tempelchen, vor demselben zogen weißgekleidete Jungfrauen und streuten Blumen.

Meister Gottfried blickte fast schwermüthig hinab auf den finnenberückenden Umzug, fuhr sich dann über die Stirne, als wollte er mit seiner Hand verlöschen, was die Gedanken in seinem Haupte eben aufgeschrieben hatten. Hierauf schritt er dem Tempel seiner Confession zu, der still und schlicht zwischen den Kiefern stand. Er trat in das Innere und ein frostiger Hauch wehte ihm entgegen. Die Wände waren kahl und ungeschmückt; auf dem Altare stand das Kreuz und standen sechs Leuchter. Der Priester in schwarzem Talare murmelte eintönig ein Gebet, nach demselben sang die Gemeinde auf Angabe einer schwarzen Tafel ein melancholisches Lied, welches von dem Tone einer Orgel dumpf begleitet wurde. Hierauf stieg der Pastor auf die Kanzel und las Stellen aus der Bibel vor, und sprach dann in gut berechnetem Pathos über solche Bibelstellen weiter. Die Verse klangen traut, weil sie von Kindheit auf gehört

wurden, aber die Nutzenanwendung des Predigers stimmte selten mit den Bedürfnissen der Herzen und mit den Verhältnissen des Lebens. Geistvoll war der Vortrag, aber gemüthslos, und leidenschaftlich wurde er dort, wo von „den römischen Irrlehren, vom Formentram der Katholiken“ die Rede war.

Meister Gottfried suchte sich vergebens zu erbauen. Jeder Haber an dieser Stelle, zu der er kam, um Frieden zu suchen, war ihm verhaßt. Selbst der Name „Protestant“ gefiel ihm nicht, weil er auf Widerpart und Streit deutete. Sein Vater gab ihm als erstes Geschenk des Christenthums den Namen „Gottfried“, hinweisend auf den Frieden Gottes, den er in der Religion finden sollte. Ihm war nur das Religion, was das Herz erquickt und den Geist zum Idealen hebt, zu jenem Ideale, das über alles Werden und Vergehen dieser Welt erhaben steht. Und heute, nachdem er den kirchlichen Festzug der Katholischen auf den grünen lichten Matten gesehen hatte, muthete ihn der lutherische Tempel wie eine öde Vorhalle an, wie das Heilige vor dem Eintritte in das Allerheiligste. — Schon oft war ihm zu Sinne gekommen: Wenn dir, mein Herz, der religiöse Cultus ein Bedürfnis ist, so halte es mit dem reichsten, glänzendsten und großartigsten, mit jenem, dem die Künste dienen, in welchem sich demnach dein irdisches Glück mit der himmlischen Hoffnung zusammenfindet. — Er wies aber den Gedanken stets zurück. Unter allen Propheten war Christus sein Liebling. Die Evangelischen hielten seine Lehre rein. Christus brach das Brot zum Gedächtnisse, die Evangelischen genießen das Abendmahl zum Gedächtnisse, während die katholische Kirche in diesem Punkte in's Unendliche weiter gegangen ist, und in ihren Sacramenten das größte Wunder dieses ist, daß Millionen aller Völker und aller Menschenklassen auch Dogmen glauben,

die mit den sonstigen Begriffen des Geistes in unglücklichstem Widerspruche stehen.

Dann sagte sich Gottlieb wieder: Was willst du denn? Mit natürlichen Dingen hat das Glauben und Hoffen an ein besseres Jenseits niemals was zu schaffen, willst du diese Ideale dennoch pflegen, so mußt du dir auch die wider- oder klingt es dir besser, übernatürlichen Mittel gefallen lassen, die sie nähren. Mit der Logik, wie sie die Welt führt, kommst du zu nichts — ihr letztes Glied ist das Ende.

Protestantischer Christ, katholischer Christ! wer die finstere Klust übersprungen hat von einem zum andern, der wird des Gefühles der Bodenlosigkeit, das er während des kurzen Sprunges empfand, sein Leben lang nicht mehr los.

Wenn aber dort früh an den Decembertagen die Adventglocken klangen, wenn in der Christnacht die Gläubigen mit Fackeln herbeiströmten aus ihren Wohnungen und im hell-erleuchteten Gotteshause die Freudenlieder tönten, während im evangelischen Bethhause die Leere und die Dornen war, da sehnte er sich hinüber. Wenn zu den Festen der Heiligen und Kirchenpatrone dort sich frisches, fröhliches Leben entfaltete, und wenn zu den Frauentagen heitere Mädchen die Bildsäulen auf den Straßen, die Kapellen im Walde bekränzten, so sehnte er sich hinüber. Mit Rosenkränzen und funkelnden Ketten verbindet die katholische Kirche die Erde mit dem Himmel. Und jeden Einzelnen verbindet sie von der Taufe bis zum letzten Dele durch den sinnreichen Cult der Sacramente immer wieder neu mit der Gemeinschaft der Gläubigen und der Heiligen, während der Protestantismus in nüchternem Starkeitsgange und weibliche Blicke hinübersehend über den Sündenflur des Christenthums, sich Neuhäuserische Gedanken das Schwärzliche

Kopfen, desto eifriger suchte er sich der Arbeit und der Kunst zu ergeben. Er hatte wohl Stunden, wo es ihm schwante, das Bild des am Kreuze peinvoll ausgepannten Heilandes könne ein Gegenstand der Kunst niemals sein. Hingegen sah er in dem jugendlichen Körper des aus dem Grabe zum ewigen Leben aufstiegenen Gottmenschen eine Glorie, wie sie von dem Kunstideale der Hellenen nicht erreicht worden ist. Und gerade in diesen Gegenständen des Sekreuzigten und des Auferstandenen sah Gottfried einen die beiden Confectionen bezeichnenden Umstand. Die Evangelischen begehen den Charfreitag mit ausbrudvollster Festlichkeit, während die katholische Kirche an diesem Martertage des Heilands ihr Haupt verhüllt, sich in die dunkelsten Nischen ihrer Tempel zurückzieht und erst am Osterfesten ihren vollsten Pomp zur Entfaltung bringt. So wäre also der Protestantismus der laute Bekenner des Kreuztodes, der Katholicismus der Verkünder der Auferstehung!

Und immer mehr, und immer lebhafter zog es den Meister zum herrlichen, reichgeschmückten Dome, in welchem bei festlichem Chorale von Weihrauchwolken leicht umschleiert ein Sternenhimmel von Kerzenflammen leuchtete.

Und als er nun an diesem Morgen des Pastors herbe Worte vernahm gegen das Heidenische der katholischen Kirche, gegen ihre Silberanbetung, gegen die Proclamation der Göttlichkeit ihres Oberhauptes — während der evangelische Cultus im Grunde genau aus denselben Wurzeln trieb, Gottes und des Teufels Bild so wenig entbehren kann als der Katholicismus, seine Autorität für so unfehlbar hält als der römisch-katholische die seine: da war Meister Gottfried zum Entschluß gekommen. Er forschte nicht mehr weiter, welcher der beiden Ringe der echte sein könne — er langte nach dem glänzenbsten. Er verließ den trostigen Tempel der Protestanten und

ging hinüber zum prangenden Gotteshause der Katholiken.

In diesem wird eben das Frohnleichnamsfest gefeiert. Einem großen Musikers unsterbliches Meisterwerk, eine Messe von Haydn, erschallt durch das hohe Schiff der Kirche. Der Altar prangt wie in einem Garten von lebendigen Blumen, aus welchem die ungezählten Feuerknospen der Kerzenflammen emporwachsen. In einer Monfranze, aus gebiegenem Golde herrlich gearbeitet, ruht das Gedenknis des Himmels und der Erde — der unsterbliche Gott leibhaftig in Brotsgestalt. Durch die Kirche wehen Siegesfahnen — daß die Idee gesiegt hat über die irdische Weisheit, die Idee, welche den Gläubigen schon in diesem Leben vereint mit dem ewigen Gott, von dessen Herrlichkeit voll sind Himmel und Erde.

Ueber dem Altare steht — eines begnadeten Bildners lieblichstes Werk — die Gestalt Mariens der Mutter und Jungfrau. Ihr Fuß ruht auf dem Erdball und auf dem Raden der Schlange. Ihr hehres Haupt umkreisen zwölf Sterne. Unergründlich ist die Tiefe des Symbols; was das Menschenherz träumt und wünscht, in dieser Tiefe kann es Alles, Alles finden. — Und über der Jungfrau im Bilde des Vaters, des Sohnes und des Geistes thront — Eins ist Drei, und Drei sind Eins — der Kirche seltsam Einmaleins.

Dem guten Meister Gottfried war in der Herausgung des Künstlers zu Muth, als wäre er nun eingegangen ins ewige Reich, das er in den holdesten Träumen seiner Kindheit geschaut hatte.

In einem strahlenden, klingenden Ring umgab ihn das Schöne — hier in der Baukunst, in der Bildhauerei, in der Malerei, dort in den erhabenen Dratorien und in der Dichtung. Im weißen Kleide und der rosenrothen Stole — in den Farben der Freude und der Liebe — bestieg der jugend-

liche Priester die Kangel und sprach von den Offenbarungen des Johannes. Eine fast dämonische Gewalt liegt in der Apokalypse; sie betäubt den Hörer. Und um ihn, der das A und das O ist, die Dreieit in der Einheit, das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt nahm — kreisen mit ewigen Lobgesängen die Chöre der Engel und die Heiligen. Ein Schutzengel ist dir gegeben, der dich führen und bewahren will auf allen deinen Wegen. Und wo Gottes Gerechtigkeit die Hilfe und Rettung versagt, bittest du für dich die Heiligen, faltet für dich ihre Hände die Gebärdin Gottes, die Königin des Himmels.

Diese Ideen sind einzig in ihrer Wunderbarkeit und in ihrem Troste. Und Meister Gottfried rief: „Herr, ich danke dir! Diese Lehre ist die erhabenste, die göttliche auf dem Erdenrund.“

Als der Gottesdienst veräußert war und die festlich geschmückten Menschen in den Tag herausströmten, begab sich Meister Gottfried auf den Weg zum Pfarrhose, um den Uebertritt zur katholischen Kirche anzubahnen. Ein Fußsteig dahin führte am Friedhofe vorbei, der am Abhange des Hügels lehnte und reich an symbolischen Darstellungen war. Außerhalb an der Kirchhofsmauer am Raine waren Erle- und Haselbüsche, aus diesen hervor hörte Gottfried ein erbärmliches Wimmern und Stöhnen.

Er bog das Strauchwerk auseinander, um zu sehen, und erblickte ein Mädchen auf dem Boden liegen, die frisch aufgeworfene Erde mit Thränen nezend.

Der Meister beugte sich theilnehmend zu ihr nieder und fragte: „Welches Unglück ist denn?“

„Da haben sie meinen Bruder verscharrt“, antwortete sie und ihr Weinen wurde noch heftiger.

„Wie so, wie so, mein Kind?“ Er ahnte sogleich, daß hier etwas Besonderes dahinter sein müsse, da das

Grab ganz abseits vom Kirchhofe lag. Er wußte nicht, was er sagen sollte.

„Glauben auch Sie Schlechtes von ihm?“ fragte das Mädchen, indem es sich aufrichtete und die Haare aus dem Antlitze strich. „Mein Bruder ist kein Bösewicht gewesen! Und dennoch auf dem Schindanger begraben. Es kann nicht sein, daß ein gerechter Gott im Himmel lebt, sonst geschieht ein solches Unrecht nimmer.“

„Thut es Dir wohl“, sagte der Meister zum Mädchen, „so versichere ich Dir, daß ich eine herrliche Theilnahme empfinde für das, was Dich hier bewegt. Ich weiß es nicht, welch' ein Verhältniß hier obwaltet; doch wenn Dir ein Trost von Menschen möglich ist, ich werde ihn zu bieten suchen.“

„Kein Mensch kann's glauben, wie ich den Franz lieb gehabt habe“, versetzte sie, „und daß er es selbst nicht einmal wußte, das thut mir so viel weh. Ich habe es ja auch mit denen gehalten, die ihn peinigten, denn auch ich habe gemeint, es war ein Unrecht, was er that; jetzt, da ihn die Erde bedekt, weiß ich, wer das Unrecht that, und wer es litt.“

„So ist es wohl immer“, sagte Meister Gottfried, „aus stummem Munde kommt die lauteste Anklage, die wirksamste Selbstvertheidigung.“

„In seinem Leben habe ich kein Wort der Klage und auch keines der Rechtfertigung von ihm gehört“, sagte sie, „das Einzige, was er stets verlangt hat: die Leute sollen ihn in Frieden lassen. — Sind Sie nicht von diesem Orte, Herr? — Mein Bruder war Tischlermeister dahier, aber noch jung und nicht verheiratet. Ich war bei ihm, wir sind von unserer Familie die einzigen, welche übrig blieben — alle Andern liegen da oben. — Ich will meinen Bruder nicht loben. Fragen Sie wen Sie wollen; jeder in unserer Gemeinde wird es wissen, was er für ein reblücher, wohlthätiger, arbeitsamer Mensch gewesen ist. Aber wie jeder

Mensch schon seinen Fehler hat, an hohen Festtagen hat er nicht in die Kirche gehen wollen. An gewöhnlichen Sonn- und Feiertagen ist er wohl in seinem Kirchensstuhl gesessen, aber am Christtag und am Oftertag ist er immer in der freien Weid' herumgegangen ganz allein, und man hat nicht gewußt, was er sich denkt. — Am letztvergangenen Oftertag hat er das Buch bei sich getragen.“ Sie zog ein dünnes Büchlehen aus ihrem Busen. „Ich kann nichts Schlechtes d'rin finden, aber dieses Buch ist sein Verderben gewesen. Wie er Mittags vom Berg herab kommt, geht ihm der Pfarrer zu und fragt: Lieber Franz, was sähest denn Du für einen absonderlichen Gottesdienst im Walde draußen? Wolltest Du mir nicht Dein Gebetbuch zeigen? — Ich bitte wohl schön um Verzeihung, Herr Pfarrer, sagte hierauf mein Bruder, ich kann halt allein unter freiem Himmel viel andächtiger sein, als wie im Menschengedränge, und dieses Buch erbaut mich, ich lese es alljährlich am Oftersonntag, Sie werden gewiß auch Ihre Freude d'ran haben. — Der Pfarrer beschaut das Buch und sagt: Franz, Du bist auf bösem Wege; gehe eilends heim und wirf dieses Buch in den Ofen. — Er hat es aber nicht gethan, hier ist es noch. Schauen Sie hinein, ist es denn gar so schlecht?“

Sie reichte das Büchlein. Meister Gottfried schlug es auf. Nathan der Weise von Lessing.

Er legte es in ihre Hände zurück: „Ich kenne es. Ich habe es oft und oft gelesen. Aber nun erzähle mir weiter von Deinem Bruder.“

Sie haben dieses Buch auch gelesen?“ fragte sie, „und wissen Sie, daß der, welcher es liest, nicht auf den Kirchhof kommt, wenn er stirbt?“

„Stehe auf von der Erde, Mädchen, und erzähle weiter.“

„Meinen Bruder hat es verdrossen“, fuhr sie fort, „daß er dieses Buch, welches ihm so an's Herz gewachsen

war, verbrennen sollte, er hat es den Schulmeister lesen lassen und gefragt, ob denn der etwas Unrechtes darin finde. Der Schulmeister sagt: Das glaube ich gern, daß unserm Pfarrer dieses Buch nicht gefällt, steht es doch d'rin, daß jede Religion die rechte ist, wenn man brav und gewissenhaft lebt.

— Das ist es gerade, was mir so gefällt, sagt mein Bruder, und das wird doch auch unserm Pfarrer recht sein. — Franz, sagt der Schulmeister d'rauf, ich sehe, Du hast Deinen Katechismus vergessen. Alles ist verdammt, was nicht Katholike heißt. — Darauf geht mein Bruder schwerfönnig herum und ich bitt ihn zu tausend Gotteswillen, er solle nicht über so heilige Sachen simuliren. — Das komme ihm zu wichtig vor, gibt er zur Antwort, es hänge Zeit und Ewigkeit d'ran und er müsse in's Reine kommen.

— Hernach war unglückseliger Weise im Wirthshause einmal die Rede davon, sie streiten um den Glauben, und außer dem katholischen wäre keiner was nutz. Mein Bruder wird hitzig und sagt: Wenn's so ist, wie der Pfarrer meint, so kommt mir der katholische Christ ja gerade vor, wie der Pharisäer, der sich zum Altare drängt und ausruft: Herr, ich danke dir, daß ich besser bin, als wie die Andern. — Und bald darauf ging das Gerede um, der Tischlermeister wäre vom Glauben abgestanden, und die Leute beschimpften ihn und wichen ihm aus. Ich hab' ihm zugesetzt auf alle Weise und hab' gemeint, ich müßte ihn wieder bekehren. — Laß' das gut sein, Marie, gibt er mir einmal zur Antwort, mit seinem Gott hat es Jeder selbst auszumachen. Wenn es so wäre, wie die Leute reden, sage ich, so müßte ich mir einen andern Platz suchen, ich könnte bei keinem schlechten Christen verbleiben, und wenn's mein eigener Bruder wäre. — Thue, wie Du's verantworten kannst, gibt er mir zurück. Die Leute sagen auch, ich solle bei einem solchen Men-

ſchen nicht bleiben, und ſo habe ich ihn verlaſſen.“

Neuerdings brach ſie in Schluſſen aus. Meiſter Gottfried faßte ihre Hand und ſuchte ſie zu beruhigen.

„So tief“, fuhr das Mädchen enblich fort, „ſo tief iſt's ihm zu Herzen gegangen, daß ſich Alles von ihm gewendet hat, ſogar ſeine eigene Schweſter — daß er in eine ſchwere Krankheit verfallen iſt. Der Pfarrer beſucht ihn und fragt, ob er Troſt wünſche. — Den hätte er in ſeiner Lage wohl vonnöthen, ſagt mein Bruder. — Aber, hierauf der Pfarrer, die Kirche könne ihm ihren Troſt nur in dem Falle angedeihen laſſen, wenn er den Ausſpruch im Wirthshauſe widerruſe. — Den, vom Phariſäer? ſagt mein Bruder, das kann ich nicht widerruſen, ſo lange die Kirche die tauſend und tauſend Millionen Menſchen verſucht, die nicht mit ihr ſein können. — Alſo die Kirche ſoll vor Dir widerruſen? ſagt der Pfarrer, Franz, Du warſt ſonſt immer ſo gutmüthig, ſei in dieſem Punkte nicht haßförrig; bedenke, Du liegſt vielleicht auf dem Todbette! — Und wenn ich auch auf dem Todbette liege, ſo kann ich nicht anders ſprechen, als es mein Gewiſſen zuläßt. Mein Gott iſt immer ſo gütig gegen mich gewefen, wie könnte ich ihm jetzt bei meinem Sterben zumuthen, daß er ein Gott der Ungerechtigkeith ſei! — Einem Sterbenden, der bei guter Vernunft ſo ſpricht, ſagt der Pfarrer, müßte die Kirche die letzte Wegzehrung und die geweihte Erde verweigern. — Thue ſie, was ſie muß, ich auch! mit dieſen Worten hat mein Bruder dem Geiſtlichen die Hand hingehalten, als ſolle deswegen keine Feindſchaft ſein. — Am darauffolgen-

den Morgen wird mir erſt die Nachricht hinterbracht, daß mein Bruder ſchwer erkrankt ſei, und daß er mich ſehen wolle. Ich eile ſogleich zu ihm. Es iſt ſchon zu ſpät. Kalt und ſtarr liegt er auf ſeinem Bett; kein Menſch iſt bei ihm gewefen über Nacht, als er geſtorben.“

Rasend vor Schmerz warf ſie ſich auf die Erde und rief: „Mein Franz, verlaſſen in Deiner größten Noth!“

„Er war nicht verlaſſen“, entgegnete der Meiſter, „ein gutes Gewiſſen iſt der beſte Freund im Sterben, und die wahre Religion.“

Sie unterbrach ihn: „Ich will nichts mehr wiſſen von einer Religion, die es mit allen Glocken und Muſikſpiel ausſchreit, ſie hätte die ganze Lieb' Gottes gepachtet, bieweil ein Menſch, der mit ganzem Herzen Gott geſucht hat überall, da unten wie ein Thier verſcharrt wird.“

„Steh' jetzt auf und komme von dieſer Stelle fort“, ſagte der Meiſter. „Ich wollte in den Pfarrhof hinüber; nun habe ich nicht mehr dort zu thun. Wir beide gehören, wie Dein nun verklärter Bruder, zu jener Gemeinde, die eines religiöſen Cultus bedürftig iſt, aber keinen für ſie findet und deren Religion in der Sehnsucht nach dem Höchſten beſteht. — Marie, trockne Deine Augen.“

Mit den getrockneten Augen ſah ſie ihn an und küßte: „Sie ſind gut.“

Und er ſagte zu ihr: „Du biſt ſchön.“

Gut und schön! In dieſen zwei Eigenſchaften allein ſchon liegt das ganze Materiale zum Aufbaue einer Religion, die menſchlich iſt und zugleich göttlich.

Handwerkergeschichten.

Von J. A. Hofegger.

Ein reisender Handwerksbursch...

Auch der lange Christian muß aus alter Erinnerung endlich hervor geholt werden.

Der schob eines Tages die Thür unserer Meisterstube so weit auf, daß er seinen kleinen Kopf hereinstecken konnte: „Ein reisender Handwerksbursch bittet gar schön . . .“

Der Meister steckte alle zwei Hände in die Hosentaschen und fragte: „Was ist Er denn?“

„Ein wandernder Schneidergesell, bitt' ich.“

„Wesweg steht Er nicht in Arbeit ein?“ sagte der Meister und die rechte Hand fuhr unverrichteter Dinge aus dem Sack zurück.

„Ich bitt', weil ich keine krieg'. 's ist schon überall Alles voll Schneidergesellen.“

Jetzt kam auch die Linke des Meisters, auf die alle Hoffnung gesetzt war, leer aus der Tasche und der Meister sprach: „Wenn Er will, bei mir hat Er gleich Arbeit. 's ist der Winter da, die Leut' brauchen Gewand.“

Der Handwerksbursche sah, daß er aufgenommen war, mit saurem Gesichte trat er in die Stube; er war länger, als dem hereingesteckten Kopfe nach vermutet werden konnte, und es hing an dem ältlichen und gutmüthig aussehenden Kopfe ein ziemlich zerfetzter Schneider. Der Meister selbst schien von dem Aussehen seines neuen Gehilfen etwas überrascht zu sein. Das Wanderbuch war aber befriedigend, es stand zwar wenig Arbeit d'rin, aber diese wenige war durchaus belobt.

„Wo hast denn Deinen Ranzen, Christian?“ fragte jetzt der Meister.

„Meinen Ranzen? Warum?“ versetzte der Geselle mit Bestrebung, „brauch' keinen.“

„Du wirst doch eine gute Klust (guten Anzug) bei Dir haben?“

„So weit ja“, sagte der Andere und blickte an sich hinab bis zur Zehe, die aus dem Stiefel hervorguckte, „bin zufrieden, bin allerweil zufrieden.“

„Rud', Lehrbub, daß er sich setzen kann!“

Diese Worte des Meisters waren zu mir gesprochen, und einige Augenblicke später saß der schlottrige Geselle an meiner grünen Seite und sah den Meister ungewiß an, als wollte er fragen, welcher Hausbrauch hier herrsche, ob der Lehrjunge gelegentlichen Falles bei den Haaren oder bei den Ohren zu fassen wäre.

Als er später die gutherzige Weise merkte, in welcher mein Meister mit mir verkehrte, fing auch er an, collegial zu sein, heißt das, er bemängelte mir gegenüber die Pflege, welche man uns angebeihen ließ und belustigte sich über den Meister, wenn dieser abwesend war. Ich war für solche Beweise des Vertrauens dankbar, hütete mich aber, dieselben zu entgegnen, sondern that, wie einem Lehrjungen geziem: hielt die Ohren offen und den Mund zu.

Nur die Nächte waren nicht ganz ohne Conflict. Zuerst hieß es, ich möchte mit dem neuen Gesellen mein Bett theilen; nur zu bald stellte es sich heraus, daß er nach Gutdünken mit mir theilte, aber so, daß der größte Theil mit Leintuch, Decke und Kopfkissen ihm zusiel. Er lag an der Wand, nur zu Regenzeiten tauchten

wir die Plätze, weil an der Wand das Wasser herabrann.

So lange ich wachte, beschied ich mich, aber während ich schlief, thaten Arme und Weine im Kampf um's Dasein Manches, was hernach von Seite des langen Schlaggefellen ein anderer, ganz unschuldiger Theil des Körpers atg entgelten mußte.

Trotzdem waren wir stets gut Freund, was mir umso erfreulicher schien, als die Erhaltung dieses schönen Verhältnisses ganz in meiner Hand lag. Gab ich in Allem nach, so war es gesichert und er verlangte nichts Unbilliges von mir, denn im Leben eines Lehrlings ist Alles billig. Zudem besaß der lange Christian einen unschätzbaren Vorzug, nämlich er log — und log, daß es eine Passion war. Wer nie sein Brot als Schneider aß, wer nie die halben Winternächte bei Schafwoll' und beim Zwirne saß! — — Was da ein gutes Plaudermaul für ein Kleinod ist! Der lange Christian hatte den Krimkrieg mitgemacht, hatte bei der Revolution eine Rolle gespielt und das keine kleine, denn er war Kossuth's Stiefelwischer gewesen. Denn warum? Er hätte es zu ganz was Anderem bringen können, aber der Kossuth hatte gesagt: Loß ich nicht aus, Schwob. Brauch ich zum Wischen.

„Sei jetzt still und thu' nah'n!“ verwies ihm der Meister bisweilen solch' biographische Darstellungen.

„Warum soll ich's denn nicht sagen?“ meinte hierauf der Christian immer, „es ist ja so Alles nicht wahr.“ Und hub wieder von Neuem an.

„Und wenn ich auch hätte dabei sein können“, fuhr er fort, „ich hätte nicht einmal mögen. Da mag Einer sagen, was er will, mir geht das Reisen über Alles. Das Reisen als Schwaller, natürlich.“

„Jetzt sei still und thu' nah'n!“ gebot der Meister streng. Da war er still und that nähen, und ich ermaß traurig, wie hier die schönsten Reisen und alle Weltwunder schönste

unterdrückt wurden. Ein Gefühl der Bitterkeit wurde in mir gegen den Meister wach. Wenn dieser aber abwesend und wir in der Werkstatt uns selbst überlassen waren, dann wurde Alles nachgeholt; bald wurde ich inne, daß der lange Christian auch bei der Entdeckung Australiens dabei gewesen war.

Auf einem Luftballon wären sie hingekommen. — „Geht auf einmal nieder. Auf den Bäumen lauter Schlangen und Parabeläpfel; Weinberge, wo auf den Reben die Kaffeebohnen wachsen und der Wein rinnt in Brunnen unter der Erde heraus. Löwen und Tiger, selbstverständlich alle besoffen, darum sind die australischen nicht gefährlich. Und sind auch große Pappeln, denen auf und auf die Wolle wächst und müssen im Frühjahr und im Herbst geschoren werden. Das ist die Baumwolle. Und lauter so! Die Leut' sind alle schwarz über und über und brauchen daher keine Kleider. Was ist denn das für ein Land? fragen wir. Antwortet ein Schwarzer: I bitt', das ist Australien.“

Als ich anfangs an Einzelnem zweifelte, rief er: „Na ja freilich, bei euch heißt allerweil: erlogen, erlogen! Das Wiffel erlogen wird Dich doch nicht geniren! Wenn's d'netta Alles wahr sein sollt', na bedank' mich, da möchtest saubere Sachen hören. So tapfer wie der Christian, der ich neben Deiner schneidert, hat Keiner gefochten!“

„Soldat?“

„Soldat! Gott sei Dank, nein. Ein Fachtbruder bin ich gewesen und wollt', ich wär' es heute noch!“ Er seufzte und zog melancholisch einen langen Faden vom Zwirnknäuel.

Meine Bemerkung darauf mußte der Stimmung des Augenblicks nicht ganz gerecht gewesen sein, denn er beugte sich weit gegen mich vor und sagte nachdrücklich genug: „Du bist ein junger Luder, daß Du's weißt!“

Ließ ihm's gelten und so waren wir wieder einig.

„Bist erst ausgelernt, wirst es auch treiben“, versicherte der Christian, „was ein ordentlicher Handwerksburſch ist, der geht sechten. Blizdumm seid's ihr Jungen anfangs schon dabei, das ist richtig und wenn man euch nicht aus Erbarmen zeitweilig was thät schenken, ihr mühtet verhungern wie die jungen Kälber, wenn sie nicht genudelt werden.“

„Möcht' nur wissen, weßweg man euch Alten was schenkt, wenn nicht aus Erbarmen!“ erlaubte ich mir zu bemerken.

Er krächte laut auf und rief dann: „Das kostet mir einen Lacher! Uns aus Erbarmen, wie einem Bettler! Junge, Dir fehlt es an Unterricht! Wenn wir Handwerksburſchen sechten, so heißt das nagelst nicht anders, als wir heben unsere Gebühr ein. Es ist ein Recht von Alters her. Sie alle, die Herren Professionisten, die heute prächtige Häuser stehen haben an der Straßen, sie alle haben einstmal's gefochten und tüchtig gefochten. Und wenn Du nicht weißt, wozu sie an ihren vornehm geschmückten Hausthüren die Klinken haben, so will ich Dir's sagen: daß Unserer d'rausdrucken kann, so wie's neuzeit Hausstelegraphen gibt, wo der Herr nur zu drucken braucht und die Dienerschaft steht da. Wenn wir dabei den Gut in der Hand halten und freundlich bitten, so ist das Höflichkeitssache, denn der Sechtbruder muß Schwalier sein!“

„Nedlich gesagt aber“, fuhr der lange Christian fort, „die Professionisten, die selbst haben schnallenbrückt, das sind die schmutzigsten. Zu hart Kräften ein ganzer Kreuzer, wenn sie keinen halben im Sad finden, und verstaten sich des lumpigen Kupferlings wegen schon das Recht, das Wanderbuch eine Weil' durch ihre feisten Finger zu wuheln, oder gar etlich' Sottissen loszulassen, als wär' ein ehrlicher Burſch just ihrer Grobheiten

willen auf der Länderpaffier. — Ueberhaupt, Lehrbub, merk' Dir's: was an der Straßen steht, heißt nicht viel. In die Seitendörfer muß Einer sich schlagen, in die Berggräben muß man hinein, es lohnt sich. Kannst das Mundstüdel brauchen, machst den Weibern was vor — lebst wie ein Prinz. Aber nur nicht vergessen, den Finger schön in's Weißbrunnfessel tauchen, wenn Du bei der Thür hineingehst. Steht vor dem Haus, wo die Leut' vom Fenster hinsehen, ein Crucifix, oder so was, nur fleißig den Mund d'rausdrucken. Frummheit lohnt sich immer. Bleibst über die Nacht und sitzt auf der Ofenbank, so verzählst was; je größer die Lug ist, desto lieber glauben sie's, desto gewisser laden sie Dich zu ihrem Nachtmahl ein. Mit dem Bauer hebst für's Erst' vom Wetter an; ist trockene Zeit, so gibst's guten Kornbau, ist Regenwetter, so geräth das Futter für's liebe Vieh. Der Köchin vertraust, Du hättest auch schon Etwelches verkostet auf dieser Welt und wüßtest, was gut sei, aber so ein Schmalzmuß, oder Gaidenferz, oder was es eben ist, wär' Dir bislang noch nicht in den Mund gekommen. Wirst sehen, nach solcher Red' wird Dein Essen zusehends vermehrt und verbessert. Sind Knaben im Haus, so machst ihnen Vogelfallen, Fischfangen und so was. Mit den Mädeln, und sind sie auch erst halbgewachsen, kann man vom Heiraten reden, allzeit vom Heiraten. Mahest Dich tagelang aus und wirst sehen, wie erträglich die Zeit vergeht.“

Darauf erwiderte ich einmal dem langen Schneider: „Freilich vergeht die Zeit, wenn der Reisende so von der Strafe abweicht, aber wann kommt er nachher an's Ziel?“

Er ließ die Nadel stecken, wo sie stal und fragte: „An welches Ziel?“

„Wo er Arbeit kriegt.“

Jetzt stützte er seinen spitzen Ellbogen auf's spitze Knie und sagte: „Was glaubst denn Du eigentlich von

einem Handwerksburschen? Meinst, er passirt die Länder, daß er Arbeit sucht? Für was stünd' er denn drei Jahr' und länger in der Lehr und ließ sich zum Fußhabern brauchen, wenn er nachher kein reisender Handwerksbursch' werden wollt'? Jetzt haben wir die Eisenbahnen. Nichts leichter, als an's Ziel zu kommen und Arbeit finden. Aber kannst Du Dir einen reisenden Handwerksburschen denken, der auf der Eisenbahn fährt? Für was, möcht' ich bitten, werden denn neben den Eisenbahnen hin die alten kostspieligen Landstraßen erhalten, als wie für den Handwerksburschen? — 's ist ein Plaisir, kann ich Dir sagen, wie kein zweites auf der Welt. Und schon gar in einem Ort, wo an jedem End' die Tafel steht: Hier ist das Hausiren verboten! — Wie sich's da ficht! Lehrbub, Du weißt noch nichts."

"Weshalb ist denn der Christian hernach bei uns eingestanden?"

"Das eben ist's ja!" flüsterete er, „hab' ich's denn vor der Thür wissen können, daß ich vor einer Schneiderswerkstatt steh'? So gescheit wäre ich schon gewesen, daß ich alsdann mein Weg als Tischler oder Schuhmachersgefell angeklopft hätt'. Und just dasmal ist's nicht erlogen gewesen, accurat, daß ich ein Schneider muß sein! Dein Meister hat mich frei so viel, als in meinen eigenen Worten gefangen. Anderstheils, weil jetzt Winter ist und der Mensch seinem Brot nicht gut nachkommen kann, will ich's auf etliche Wochen gleichwohl aus halten. Ein rechter Bursch' muß Alles probiren auf der Welt."

— Auch das Arbeit! hatte er in Gedanken sicherlich beigelegt. Uebrigens war der Christian in der Arbeit sink, wenn auch zuweilen ein kleiner Schlendrian mit unterließ. Letzteres rügte mein Meister eines Tages nur indirect, indem er sagte: „Lehrbub, für Geschwindigkeit nimm Dir ein

Beispiel am Christian, für Genauigkeit an mir."

Abends während der Lichtfeier — das ist die Stunde der Dämmerung — war der lange Christian unsichtbar. Erst knapp vor dem Lichtanzünden erschien er wieder und ging mit frischer Luft an die Arbeit.

Da stupfte einmal der Bauer, bei dem wir auf der Ster saßen, meinen Lehrmeister an der Seite, er möge so gut sein, ein „Randel" mit in's Nebenstübel zu kommen, er habe ein Klein wenig was zu reden. Und im Nebenstübel soll denn der Arbeitsgeber zum Meister folgender Weise gesprochen haben: „Wenn euch Schneidern bei uns die Kost zu schlecht ist, so thut's es nur sagen, ist mir lieber, als wie wenn ich vor der Nachbarschaft zu Schanden gemacht werde."

"Wie denn das?" entgegnete der Meister und sah den Bauer groß an, „die Kost zu schlecht? Bei Dir? Doch gar keine Neb' von so was. Alles gut und genug."

"Ja", sagte der Bauer, „zuweg geht denn nachher Dein Gesell zwischen der Lichten in die Nachbarschaft betteln?"

Der Meister wurde ganz blaß vor Schreck.

"Sie reden schon überall davon, daß der Niederberghofer seine Schneider verhungern ließe, und der Gesell, wenn's dunkel wird, mit dem Brotsack ausschleicht. Wenn's so ist, hab ich'r bei mir aufgearbeitet."

Ohne ein Wort der Entgegnung, rief der Meister den Christian in's Stübel.

"Möcht's frei wissen, Christian, was Du zwischen der Lichten allemal machst?" fragte er mit düsterem Ernste.

"Zeh? — Ein Bissel in der Nachbarschaft geh' ich um, daß ich mich nach dem langen Sitzen eppas auspring'."

"Und trägst den Leuten das Brot stückweis aus dem Haus!" sagte der Bauer.

„Warum denn nicht“, antwortete der lange Christian, „ich bitt' ja schön d'rum und nachher verschenk' ich's wieder. Bei Dir, Niederberghofer, hab' ich's Gottlob nicht von Nöthen.“

„Zuwas thust es denn nachher, Du alter Steinesel?“ rief der Meister mit allem Zorne, dessen er fähig war.

„Weil's mich g'freut“, sagte der Geselle, „und wenn's dem Meister nicht recht ist, so kann er sich's recht machen. Wir sind nicht zusammen verheiratet.“

Mit diesen Worten sagte er die Arbeit auf.

Voller Innigkeit nahm er von uns Abschied, nachdem er mich noch eingeladen hatte, mitzukommen. Ich begleitete ihn bis vor das Haus und sah ihm nach. Schon an der nächsten Thür drückte er die Klinkenieder und mit einem Gesichte, das vom Glücke erhellt war, murmelte er sein: „Ein reisender Handwerksburch' bittet gar schön . . .“

— 's ist reine Liebhaberei; wer soll's verdenken!

Vom Gesellen Wenzelaus.

Ein andermal hatten wir einen Gesellen, der hieß Wenzelaus Kragerl — sein Name siehe nun einmal schwarz auf weiß, da er doch so oft weiß auf schwarz stand — an der Tafel beim Hauerwirth, beim Kreuzwirth, beim goldenen Löwen, beim grünen Baum u. s. w. Der Wenzelaus Kragerl war ein Kieselal der Wirthshäuser.

Er arbeitete bei meinem Meister über ein Jahr; er war ein geschickter und fleißiger Kleidermacher; der Meister überließ ihm oft das „Zuschneiden“. Er konnte wochenlang, selbst ohne Unterbrechung an Sonn- und Feiertagen auf Einem Fleck sitzen und arbeiten; wenn es ihn aber doch einmal drängte, eine heilige Messe zu hören, so verfehlte er gottsunselig die Kirche, kam in's Wirthshaus hinein und blieb auf

Einem Sitz tagelang brinnen, bis der letzte Kreuzer vertrunken war. Er trank Wein, zuerst ohne, später mit und schließlich wieder ohne Wasser; ganz zum Schlusse versickerte die Sache in Schnapsgläschen, zu deren Frommen, wenn es darauf ankam, er sich seines Taschenmessers, seiner Sacktücher, seiner Halsbinde und dergleichen überflüssigen Dinge entäußerte. Hernach suchte er wohl wieder die Werkstatt auf und war an den ersten Tagen etwas mißmuthig, man wußte nicht recht, ob über das vertrunkene Geld, oder über das vermiste Weinglas. Indes munterte ihn die Arbeit und dadurch die neue Anwartschaft auf neue Freuden bald wieder auf, er war leutselig, stets zufrieden mit Kost und Pflege und oft, während der gute Meister wegen mißlicher Zubereitung der Speisen über verschiedenerlei innere Beschwerden ächzte, sang und erzählte der Geselle Kragerl die lustigsten Pöffen. Und so wußte sich der brave Schneider beim Wirth und bei den Arbeitgebern beliebt zu machen und Alle, die ihn kannten, ehrten ihn ob seiner Beharrlichkeit.

Eines Montags früh schickte der Meister den Gesellen und mich zum Bauer unter der Alm. Das war das letzte Haus oben auf dem Berge, es stand wie ein Wärgchen auf hoher Stirne, darüber filzte sich schon das braune Gelocke des Gezirms und noch weiter oben breiteten sich die Glazen der kahlen Kuppe von Stufled. Von diesen Höhen nieder war mancher Schrund, manche Schlucht durch Wetter und Wasser in den Erdboden gerissen und das Haus unter der Alm stand unheimlich eingefriedet von solchen Gräben und Riefen, in welchen Wässerchen rieselten. Im Hause selbst war es recht wohlhlich und die Leute empfingen und behandelten uns, die wir aus dem Thale kamen, aus der Weltgegend, wo eine Kirche stand und ein ganzes Dorf voll aller Herrlichkeiten, mit Ehrfucht und suchten uns

mit Allem, was sie vermochten, zu entschädigen dafür, daß wir aus der großen Welt in die Enge hinaufgestiegen wären, um ihnen Hosen und Zoppen zu machen. Und da sagte Wenzelauß Kragerl einmal zu mir: „Lieber im letzten Häusel der Erste, als im ersten Dorfe der Letzte sein!“ Er hatte nämlich zur selben Stunde bereits Erkundigung eingezogen und in Erfahrung gebracht, daß gegen die Rättenegger Seite hin, eine Stunde von unserer Ster ein Holzmeisterhaus stehe, in welchem Tabak, Wein und Brauntwein zu haben wäre. Er gedachte zur Stunde vielleicht kaum mit dem Hause in Verbindung zu treten, doch die Nähe und Möglichkeit besetzte ihn, das äußerte sich in dem schönen Schwünge, welchen er in den Zuschnitt der Lobenkleider legte.

Zur Zeit der Lichtfeier ging ich gerne um's Haus herum, erstens, um — wenn im Thale kein Rebel lag — mit den Augen die Punkte der Häuser aufzusuchen, an welche sich holbe Erinnerungen knüpften, zweitens, um mir die Höfing des Almhauses zu betrachten, mit irgend einem Jungen zu rangeln, eine Magd zu necken, oder ähnliche Ergötzlichkeiten eines halb-übermüthigen, halb schwärmerischen Schneiderlehrlings zu treiben. Auf solchem Rundgange um das Haus bemerkte ich eines Tages oben auf dem Dache einen großen hölzernen Hammer, welcher durch Schnüre mit einem der Wassergräben in Verbindung stand. Ich fragte den Bauer, was diese Vorrichtung bedeute.

„Das ist der Nachtwächter“, antwortete der Bauer, „wenn's ein Gewitter gibt, so haben wir allemal so viel Wasser; ja ein' solchen Laster, man glaubt's nicht! Seit ich beim Haus bin, hat's uns zweimal den Stall weggerissen und das liebe Vieh vertragen. Mächtig Stund' is's da; bis das Gebäude kracht, daß man's wahrnimmt und in die Hosen findet und zu Hilf' kommen kann, ist schon

Alles gefahlt. So hab' ich mir da ein Z'ammg'richt gemacht. Dort oben im Wassergraben ist eine Wehr und gleich, wie das Wasser ein Stüchl höher steigt, als wie für gewöhnlich, richtet's ein Kabel an, die Schnur zieht und der Hammer auf dem Dach hebt rechtschaffen zu klöckeln an, daß wir munter werden. Auf solches Wecken sind wir auch noch allemal früh genug hinauskommen, eh' der Schwall ist dageswesen, und daß wir geschwind haben können vorarbeiten.“

Leuchtete mir ein. Das Handwerkerbett stand auf dem Dachboden, gerade unter dem Hammer; somit schienen wir vor der Gefahr des nächtlichen Ertrinkens im Schlafe gesichert zu sein.

„Eh we, das Wasser,“ bemerkte der Geselle Kragerl, „das hab' ich ohnehin im Magen, daß ich's gar nicht sagen kann und allerweil kommt's mir vor, die Wasserscheu wird noch einmal mein Tod sein.“

Eines Tages sprach ihm der Tabak aus. Gegen Abend sagte er mir, daß er gehört habe, drüben im Holzmeisterhause sei Tabak zu bekommen und er wolle sich welchen holen. Ich erschrak instinktiv über dieses Vorhaben und bot mich an, ihm um die Lichtfeierzeit Tabak holen zu wollen. Er entgegnete, daß er diesen Dienst nicht annehmen könne, da er wisse, daß ich — ohnehin nur eine einzige Stunde des Tages frei habend — dieselbe gerne mit dem Hausgesinde auf dem Arger oder in der Scheune zubringe; zudem fühle er sich selbst durch das viele Sitzen so verkrümmt und eingetrodnet, daß ihm das kleine „Sprügel“ zum Holzmeisterhause hinüber gar nicht schaden werde.

Solch doppeltem Beweggrundwiderstand ich nicht. Der Wenzelauß ging und kehrte nicht zurück. Ich schlief dieselbige Nacht allein unter dem Hammer und schlief die folgende Nacht allein. Des Tages über nähte ich mit

Fleiß, wurde aber von Stunde zu Stunde trübsinniger.

Man fragte, wesweg der Geselle nicht da sei? Ich theilte meine Vermuthung mit und arbeitete. Man legte der Abwesenheit keine Bedeutung bei und überhäufte mich, dem treulich Verharrenden, mit um so größeren Auszeichnungen. Sie ahnten nicht, daß diese Auszeichnungen für mich von Stunde zu Stunde drückender wurden; sie ehrten in mir den Vollenbeten und ahnten nicht, wie nahe ich der Grenze meines Wirkens stand. Das Zugeschnittene war fast aufgearbeitet; sollte ich es gestehen, daß ich noch Lehrling sei, der zum Zuschneiden weber berechtigt noch befähigt ist? Ober sollte ich gehen, den Wenzelaus zu holen? Aus Erfahrung wußte ich, daß Letzteres nicht thunlich sei. Einfiel, als mich der Meister geschickt hatte, den Gesellen aus dem Wirthshause zu bringen, hatte mich der Mensch anfangs zwar mit Jubel empfangen und zu seiner Tränke treiben wollen, dann aber, als er mein Begehren hörte, mich davongejagt. Er wußte eben keinen Raum auf Erden, in welchem er sich als freier Mann, ja als Herr fühlen konnte, als das Wirthshaus; und so war er im Zeichen des Weinzeigers ein gar rabiatier Geselle. Demnach entschloß ich mich, wenn der Wenzelaus am Abende des zweiten Tages nicht komme, dem Herrn Arbeitsgeber höflich zu gestehen, daß ich mit der zugeschnittenen Arbeit fertig und somit pentschirt wäre. Der Abend kam, der Wenzelaus nicht; so habe ich denn meine Mittheilung gemacht.

„Hu — hu!“ stieß der Bauer unter der Alm hervor und machte ein faures Gesicht, „das ist rar.“

Ich machte wohl den Vorschlag, daß ich's versuchen wolle, irgend ein neues Stück zuzuschneiden, wenn sich Ein's wollt' anmessen lassen.

„Ist halt eine zuwidere Sach',“ meinten sie Alle, „von einem Lehrlingen was zuschneiden lassen; wenn

der Loben verschnitten, der Zanter vermacht wird, — wer steht mir gut dafür?“

Was ich dazumal litt! Wie ich den Gesellen verfluchte — selbst meine eigene, so unselige Existenz verwünschte!

Da war ein Mädchen im Hause — ein schon betagtes — welches meine innere Pein geahnt haben mußte.

„Wenn er keine andere Arbeit mehr hat, der jung' Schneider,“ sagte es, „ich bin froh, wenn er mit mein Föppel annimmt und macht; wird schon recht werden, ein Faltel mehr, oder eins weniger, da bin ich nicht so heikel.“

Wahrlich, in demselben Augenblicke hatte ich auch dem Mädchen alle Fältchen verziehen, die auf seinem so wohlwollenden Gesichte tagten. Kann nicht sagen, wie dankbar ich war. Ich maß ihr das Föppel an und verständigte mich mit ihr in schönen Ehren, in welcher Form, wie weit, wie lang sie das Ding haben wolle. Darnach machte ich im Messfaden meine Knöpfe, achtend darauf, daß ich später auch wisse, was jeder Knopf zu bedeuten habe. Denn möglich wäre es bei einem solchen Lehrling mit einem solchen Faden an einer solchen Zoppe für einen solchen Kunden — daß das gottverlassenste Zeug zu Stande käme.

Dann nahm ich die große Meisterschere des Gesellen zur Hand und schnitt im Namen Gottes in den Loben.

Daß ich die nächste Nacht kaum ein Auge schloß, ist denkbar. Ich fühlte mich gedrückt und gehoben zugleich von der Wucht der Aufgabe, die ich auf mich genommen hatte. Die Theile waren geschnitten, das Los gefallen, aber morgen erst sollte es sich zeigen, in welcher Weise. Als ich endlich einschlumerte, hatte ich die schrecklichsten Traumbilder. Ich sah das Mädchen, das betagte, mit der neuen Zoppe. Ein Ungeheuer war's. Dem reiheten sich noch andere Bilder an, sehr verschiedenen Gehaltes, das eine ängstigte mich, das andere versöhnte mich wieder. — Plötzlich hub es über

meinem Haupte an, zu hämmern, daß es hallte und schallte. Ich sprang auf und rief laut: „Leute, eilends, eilends! Das groß' Wasser ist da!“

„Was hat denn heut' der dalkete Schneider?“ sagten die Leute aus ihren Winkeln, „wie wird jetzt ein groß' Wasser sein, ist ja draußen schöne, sternhelle Nacht!“ Dierweilen hörten sie aber auch selbst das Hämmern und standen doch auf und gingen um nachzusehen, was denn vom Poltern des Hammers auf dem Dache die Ursache sei.

Und haben diese Ursache auch gefunden.

Oben in der Wehr lag der Benzelaus. Der hatte durch seinen Körper den gewöhnlichen Abfluß des Wassers verhindert und daselbe auf das Signatrad geleitet. Und der gute Hammer auf dem Dache pocht nicht allein, wenn Wasser kommt, sondern auch, wenn ein Schneider in den Bach fällt. Bald war der Schneider aus dem

Wasser gezogen. Es war kein Leben in ihm. Der Bauer knetete ihm den Magen, rieb mit aller Gewalt an der Herzgrube, stellte ihn auf den Kopf und das war dem Benzelaus denn doch zu arg. — Er kam zu sich und war sehr erstaunt, daß er heute gleichwohl so viel Wasser getrunken habe. Mittlerweile war auch der Rausch, der ihn auf dem Heimwege in den Bach geworfen hatte, verflogen und er war wieder ein Schneidergeselle, wie vor und eh, nur daß er noch ein par Tage gepflegt werden mußte.

Endlich war meine Zoppe fertig geworden. Klopfenden Herzens half ich nach, als sie das Mädchen anprobirte; sie war gerathen, nur — und das that mir selbst am meisten leid — über dem Busen war sie zu weit.

„Dafür kann der Schneider nichts,“ sagte Benzelaus. Und mit diesem Worte hat er meine Verzeihung, meinen Respekt und meine Liebe wieder erobert.

Herbstblumen

von G. Ritter von Leitner.

Kuß.

Geistig beinah ist der Kuß, der die Stirne, jungfräulicher Unschuld
Heiliges Lilienblatt, leis' wie im Hauche berührt;
Wonnig berauscht der Kuß, wenn entflammend von Lippe zu Lippe,
Zuuner Sehnsucht-Bluth zuckt mit gewitt'rigem Strahl;
Aber ein zärtlicher Kuß auf das hold aufblickende Auge
Küßet den schönen Leib, küßet die Seele zugleich.

Licht.

Kühn, um zu rauben das Licht, klomm auf zum Himmel ein Mensch einst;
Liebvoll bracht' uns Gott selbst es herab als Geschenk.
Schmach nur erlitten sie beide; zur Straf' an den Felsen geschmiedet
Jener von Göttern, zum Dant dieser von Menschen an's Kreuz.

Klärung.

Was einst dem Jüngling galt für heilig,
Verwirf als Mann nicht allzeitig;
Sonst muß der Greis den steifen Rücken
Nach einst Verwor'nem mühsam büden.

Innere Zustände der Steiermark seit der Reformationszeit.

Von Dr. F. Kronek.

Wir sind gewohnt, bei dem Namen Reformationszeit zunächst an die große kirchliche Bewegung zu denken, welche gleich einem lange angesammelten Gewitter über die europäische Welt hereinbrach, um das Leben der Staaten und Völker in seinen tiefsten Grundlagen aufzuwühlen, einen heißen, aber fruchtbaren Kampf gegnerischer Geister und Gemüther zu entfesseln und eine neue Welt- und Lebensanschauung vorzubereiten, die den eigentlichen, den bleibenden Gegensatz zwischen dem abgibt, was wir Mittelalter und Neuzeit zu nennen belieben. In der That bildet der Kampf um den Glauben und das Kirchenthum, um die religiöse Ueberzeugung an sich und um die Herrschaft der sich äußerlich darstellenden Formen einen Grundzug des geschichtlichen Lebens im 16. und 17. Jahrhundert, bis ihn dann im 18. eine neue geistige Revolution, die Aufklärungsepoche, zerlegt und verflüchtigt.

Wenn aber schon dem tiefer blickenden Zeitgenossen der Reformations-epoche nicht entging, daß die Religions- und Kirchenfrage nur Einen Charakterzug im Leben des Staates, der Kirche und Gesellschaft jener Tage darstelle, daß jene Frage mit andern gewichtigen materiellen und psychologisch-ethischen Fragen zusammenhänge, von ihnen abhängig sei und auf sie wieder zurückwirke; daß sich auch auf dem Gebiete der Staatskunst und Staatsverwaltung, des ständischen Wesens, des bürgerlichen Daseins, in Gewerbe, Handel, Wissenschaft und Kunst, mächtige Veränderungen anmeldeten und ebensoviele Signaturen der Zeit abgeben, so muß sich dem wissenschaftlichen

Auge der Gegenwart, vor welchem das Reformationszeitalter als etwas Abgethanes, ruhiger, allseitiger Untersuchung Zugängliches liegt, dasselbe weit mehr noch als eine politische und sociale Entwicklungs-epoche darstellen.

Im Kreise der Stammländer unseres Staates ist die Steiermark fürwahr nicht das Letzte an Bedeutung für die Geschichte des Reformationszeitalters, vielmehr der Reigenführer Innerösterreichs. Frühzeitig zittern die Schwingungen protestantischer Lehre, des „neuen freien Evangeliums“, wie man sie nannte, durch die deutsche Steiermark und erfassen mächtig theils die Ueberzeugung gläubiger Seelen, theils die allem Neuen zugängliche Empfänglichkeit; — erfüllen bald das Gemüth, fesseln bald das Interesse der „Landschaft“, des adeligen Ständethums und nicht minder das der Bürgerschaft landesfürstlicher Städte. Vorher tritt jedoch der gemeine Mann, der Erzknappe und Bauer des Oberlandes in den Mann der religiösen und socialen Sturm- und Drangperiode; der große deutliche Bauernkrieg des Jahres 1525 zieht das Ennsthal, den Erzboden, in seine verhängnißvollen Wirbel. Erquicklicher als dieses blutgetünchte Bild ist das Schauspiel der reformatorischen Bewegung im politischen Leben der Landschaft, der Kampf des katholischen Regierungsprincips, mit dem des Protestantismus und der Autonomie des Städtethums. Bedeutende, starke Charaktere stehen an dessen Spitze und streben eine feste Einigung mit den gesinnungsverwand-

ten Ständen der beiden innerösterreichischen Schwesterländer, Kärntens und Krains und der andern deutsch-habsburgischen Provinzen, Oesterreich und Tirol an; die wachsende Türkengefahr läßt dazwischen ihren ehernen Tritt erdröhnen und mahnt an die gemeinsame Gefahr und ebenso an die Nothwendigkeit gemeinsamer Abwehr, gegenseitiger Hilfe. So gestaltet sich aus der zwingenden Macht religiöser, politischer und materieller Interessen ein gesamtstaatlicher Verband; denn seit 1526 traten auch die ungarische und böhmische Ländergruppe in den Kreis reger Wechselbeziehungen und gemeinsamer Interessen. — Aber auch von der andern Seite wird auf das Lebendige und Wirksamwerden der Gesamtstaatsidee hingearbeitet; — es ist die Aufgabe Ferdinands I., der mit fester Hand und klarem Auge den jungen Großstaat zu bilden und zu festigen hat, zu dessen wichtigen Gliedern die Steiermark zählt. Die wachsenden Bedürfnisse und Nothlagen der Habsburgerpolitik zwingen ihn zum klugen Verschleiern seiner katholischen Empfindungen, zum Dulden und vorsichtigen Eindämmen der protestantischen Bewegung, — denn er bedarf des guten Willens der Ständeschast, welche sich bald in ihrer großen Mehrheit protestantisch geworden zeigt und an dem Vürgethum der Vororte des Landes einen Gesinnungsgenossen zählt. Er fühlt bei all den wiederkehrenden Strafverordnungen gegen die Glaubensneuerung die Unmöglichkeit, das Rad der Zeit gewaltsam zurückzuwenden, die Geister zu fesseln; auch ist er nicht blind gegen den tiefen Verfall des alten Kirchenthums. So versucht er es denn mit der Hebung des Letzteren, er eröffnet dem Jesuitenorden den Weg zu einer anfänglich geräuschlosen, aber immer nachhaltigeren Wirksamkeit, welcher aber in seinen Tagen unser Land verschlossen

bleibt; andererseits aber hofft er auf die Hebung des Glaubenswiefalles durch ein allgemeines, durch das Trienter Concil. Wie ernst er es mit dem Ausgleich meint, wie stark das Staatsinteresse seine religiösen Empfindungen beherrscht und nieder kämpft, beweisen die im Schoße der Regierung erwogenen Vorschläge an den römischen Stuhl er möge den Laienkelch und die Priesterehe gestatten, beweist die Thatfache, daß im Rathe der Krone entschiedene Freunde und Gönner des neuen Glaubens sitzen; ich brauche nur einen seiner einflussreichsten Günstlinge, den reichen, angesehenen Landstand Frh. Hofmann von Grünbüchel zu nennen, denselben, der im Jahre 1519 die Huldigungsbotschaft der Steiermärker an den Habsburgerhof in Barcelona überbrachte, zur Seite des berühmtesten Sprossen der steiermärktischen Herbersteiner, Sigismunds, des namhaften Diplomaten und wissenschaftlichen Entdeckers Rußlands, des moskowitzischen Czarenreiches. Das Jahr 1564 legt ganz Innerösterreich, mit Steiermark als Hauptlande und Graz als Amtssitze der Centralbehörden in die Hände des jüngsten Sohnes Ferdinands I., Erzherzog Karls. Ferdinands I. Hoffnungen auf den kirchlichen Ausgleich waren gescheitert; sein streng katholischer Sohn, Gemahl einer Fürstentochter, die ihn an Glaubenseifer noch übertraf, sieht der protestantischen Steiermark gegenüber. Denn auch in die slovenischen Gebiete hat die Reformation Eingang gefunden; die Literatur der Slovenen knüpft sich an das protestantische Bibelwerk eines Truber und Dalmatin, denen die Energie und das materielle Vermögen eines Mannes von klangvollem Namen in der Ständeschast der Steiermark, des Herrn von Ungnad, die Wege im Auslande ebnet. Und mit diesem protestantischen Auslande steht schon seit Ferdinands I. Tagen die Steiermark in enger, geisti-

ger Wechselbeziehung. Die adeligen Junker des Landes uehmen nicht bloß ihren Weg an die Uniuersitäten des wälſchen Landes, nach Pavia und Padua; ſie beſuchen auch die proteſtantiſchen Hoſſſchulen Deuſchlands; wohlhabende Bürgerſöhne folgen ihrem Beiſpiel. Von draußen aber haben Hunderte von Hofmeiſtern oder Erziehern, Prädikanten und Schullehrern den Zugang in die Steiermark auf die Edelſiße, in die Herrenhörter, in die Städte des Landes gefunden; die landſchaftliche Schule in Graz wird eine Colonie ausländiſcher proteſtantiſcher Lehrkräfte, aus deren Mitte ſich ſpäter wie eine himmelanſtrebende Palme aus niederem Geſtrüpp ein Johannes Kepler erhob.

Aber ſchon iſt auch der Höhepunkt des proteſtantiſchen Lebens der Steiermark erreicht. Das *Bruder Libell* vom Jahre 1578, ein von der Gewalt der Umſtände erzwungenes Zugeständniß Erzherzog Karls, für eine beſchränkte öffentliche Geltung proteſtantiſcher Glaubensübung — und jedenfalls ein Erfolg, zu deſſen Verewigung die Stände der Steiermark eine Denkmünze mit dem bedeutungsvollen Sprüchlein: *Gaudet patientia duris*: die Ausdauer ergößt ſich an harten Ertrungenſchaften, prägen ließen — das *Bruder Libell* iſt bereits der Wendepunkt. Wohl vermag der Landesfürſt nicht, die katholiſche Gegenreformation zu Ende zu führen; noch iſt der Widerſtand des andern Glaubenstheiles zu feſt geſchloſſen, Rückſicht auf äußere Gefahren geboten; aber die katholiſche Kirche, nunmehr die ſtreitende überall dort, allwo, wie in der Landeshauptſtadt der Proteſtantismus das herrſchende Bekenntniß iſt, beſiße an dem Sedauer Biſchofe Brenner, an dem Lavanter Oberhirten Stobäus von Palmburg, an dem Stainer Propſte Koſolenz, bedeutende, im Rathe des Erzherzogs maßgebende Gegner; an dem Jeſuiten-

collegium in Graz und an der neuen Landesuniverſität, einer Stiftung Erzherzog Karls mit Genehmigung des Papſtes und Kaiſers — wichtige geiſtliche Pflegeſtätten der jüngern katholiſchen Generation des Adels und Bürgerthums; an dem Thronfolger Ferdinand jedoch den mündig gewordenen Gönner von rückſichtsloſer, unbeugſamer Feſtigkeit, der binnen weniger Jahre 1599—1602 das Programm der katholiſchen Reſtauration unſeres Landes in ſeinen weſentlichen Zielen durchführt.

Der Kern der proteſtantiſchen Abelsopposition muß, wenn er ſich dem Zwange neuer Verhältniße nicht fügen will, auswandern; das gleiche Loos trifft den proteſtantiſchen Bürger in gleichem Falle. Zunächst laſtet jedoch die ganze Schwere der landesfürſtlichen Mandate auf den „Prädikanten“ und „Magiſtern“, den Seelſorgern und Lehrern proteſtantiſchen Glaubens; ſie ſind die Erſten, welche zum Wanderſtabe greifen müſſen, oder im ungarischen Grenzgebiete, verborgen auf Schlöſſern und Edelſißen des Landes, vergebens eines günſtigeren Umſchwunges harren. Auch ein Kepler betritt den Weg der Selbſtverbannung, denn wie ſehr auch die ſiegende Partei, der wieder zur Alleinherrſchaft gelangende Katholicismus, die milde, verſöhnliche Glaubenshaltung und das wiſſenſchaftliche Anſehen Keplers anzuerkennen ſich gebrungen fühlt, für dieſen Mann, der Kopf und Herz am rechten Fleck trug, bot ſich kein Halt mehr im Steierlande. Er verläßt es, hart geſchädigt in ſeinen beſcheidenen Lebensverhältnißen, als Familienvater, mit ſchwerem Herzen, denn die Jahre ſeines Grazer Daſeins ſollten die beſten bleiben, die kommenden Schlimmeres bieten.

Unſer Auge haſtet in der Vergangenheit gerne an bedeutenden Einzelgeſtalten, als willkommenen Ruhepunkte in der reißenben Strömung der Thatſachen, und das gemeinſchaftliche Gefühl des Mitleids gibt

das Geleite all' denen, welche der große Umschwung mit eiserner Hand faßte und auszuwandern zwang, um das oft bittere Brod der Fremde essen zu lernen.

Aber nicht dieses Mitleid allein läßt uns die Geltung und Uebung des allen damaligen Staaten gemeinsamen Grundsatzes: „Wem das Land gehört, dem gehört auch der Glaube“ — beklagen; mit diesem Mitleid Hand in Hand geht auch die Ueberzeugung, daß Tausende fleißiger Hände und fähiger Köpfe der physischen und geistigen Culturarbeit des Landes verloren gingen und nur schwer einen Ersatz finden konnten; es verknüpft sich mit dieser Ueberzeugung eine weitere, nicht minder belangreiche Erkenntniß, daß fortan durch die Niederwerfung der protestantischen Ständeopposition die Kraft des ständischen Lebens überhaupt unterbunden wird und die geistige Absperrung der Steiermark von dem Auslande nicht geringere Nachteile im Besolge haben mußte, als wir solchen durch die Rückwirkung materieller Nothlagen: der ununterbrochenen Türkengefahr, der durch Opfer an Menschen- und Geldkraft brüclenden Kriegslast, der fürchterlichen Pestjahre, der Verödung der Handelsstraßen und des Lahmliens des Gewerbes neben schweren Schädigungen der Landwirthschaft — leider nur in allzu reichlichem Maße begegnen. Denn der Kampf um das Recht auf gesetzlichen Boden, mit gesetzlichen Mitteln, frommt dem Rechte selbst und die geistige Absperrung eines Landes gebiert die gleichen Nachteile wie ein Pestcordon, ohne dessen Berechtigung und greifbaren Vortheil für sich in Anspruch nehmen zu dürfen.

Wohl zeigt bereits das erste Decennium des 17. Jahrhunderts die Hauptaufgabe der katholischen Gegenreformation vollendet, ihr Werk gesichert. Die große Mehrheit des Landadels bequemt sich den neuen Verhältnissen; denn für so Viele ist die

Haltung des Hofes, der Gedanke, es da zur Geltung zu bringen, leitend und bestimmend. Aus dem Kreise der Convertiten gelangt der weltkluge Jh. Hanns Ulrich von Eggenberg allgemach auf den ersten Platz im Rathe des Fürsten, um dann, nachdem Erzherzog Ferdinand II. Universalerbe Oesterreichs und Kaiser geworden, als dessen Principalminister von unbeschränkter Geltung und Begründer des fürstlichen Ranges und Besitzes des eigenen Hauses aufzutreten.

Die landesfürstlichen Städte sind retholisiert und ebenso die Landgemeinden, die jüngere Generation aller Stände in anderen Anschauungen aufgewachsen und festgehalten als ihre Väter.

Aber „die Natur gestattet keinen Sprung“, sagt schon bedeutungsvoll der Wahrspruch der Alten, und wie im physischen, so ist es auch im geistigen Leben. Nur langsam lebt sich die Vergangenheit aus, ihre Wurzeln haften tiefer als der oberflächliche Blick vermeint. Auf den Schlössern und Obeliskn wird noch tief in das 17. Jahrhundert hinein der protestantische Glaube gepflegt und still geübt; noch gibt es eine protestantische Ständeschaft der Steiermark so gut wie Kärntens und Krains, welche, begünstigt von der wirrevollen Zeit der Jahre 1606—1620, den Anschluß an die glaubensverwandten Landschaften Nieder- und Oberösterreichs und der böhmischen Gebiete sucht; im Jahre 1619 einen bezüglichen Bundesbrief ausstellt, — allerdings ohne Erfolg. Noch wurzelt das alte Glaubensgefühl in den Bürgerchaften, — und nicht bloß im Innsthal, auch anderorten beharren Landgemeinden im Lutherthum. Tausende aber der Bauern in den abgelegenen Gräben und Winkeln des Landes sind zum Scheine katholisch geworden, innerlich protestantisch geblieben, hüten in ihren Schränken die lutherischen Bibeln, Postillen und Kalender; die alten Leute, Kinder der Reformationsepoch, denken und sprechen

noch inmitten der jüngeren Generation und erzeugen in deren Köpfen und Herzen ein seltsames Gemisch protestantischer und katholischer Anschauungen, das nur langsam sich ausgleicht. Der dreißigjährige Krieg zeigt neben seinen traurigen Wirkungen auf den bürgerlichen Wohlstand der Steiermark auch die einzelnen Fäden eines Zusammenhanges mit dem protestantischen Auslande, der uns selbst noch im 18. Jahrhundert, in den Tagen Maria Theresia's und Karl's VI. begegnet.

Damit ist der große Rahmen der innern Verhältnisse der Steiermark seit dem Reformationszeitalter geschlossen. Diesem Rahmen ein gleichmäßig ausgeführtes Bild der einzelnen Verhältnisse einzufügen, wäre für die engen Grenzen unserer Aufgabe eine Unmöglichkeit.

So wollen wir denn nur das Wesentlichste dieser Verhältnisse skizziren, den Einfluß der Staatsgewalt auf die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens der Steiermark seit dem Reformationszeitalter und mit besonderer Rücksicht auf daselbe.

Die Wirksamkeit des Staates oder, richtiger gesagt, der landesfürstlichen Macht, als der das bürgerliche Leben nicht bloß beherrschenden, sondern auch regelnden und bevormundenden Gewalt ist auch eines der wesentlichsten Merkmale des Reformationszeitalters; gewissermaßen die Vorstufe der staatlichen Wirksamkeit im 18. Jhrh., im Zeitalter der Aufklärung und der Verwaltungsreformen. Die Quellen für unsere geschichtliche Kenntniß bilden allerdings kein so bequem geordnetes Ganze von Gesetzen und Verordnungen, wie wir es heutzutage gewohnt sind; sie ruhen verstreut in den sogenannten Landhandvesten, in der wachsenden Fülle von Gemeinbesatzungen, korperschaftlichen Rechten und vorzugsweise in den landesfürstlichen

Mandaten, Patenten oder Verordnungen.

Zunächst sei der landesfürstlichen Gebote im Bereiche des geistlichen Wesens oder Kirchenthums gedacht, denn in ihm ruht ein Grundton des Reformationszeitalters; überdies gewahren wir den Staat vielfach in die Verhältnisse regelnd eingreifen, die wir jetzt der ausschließlichen Wirksamkeit der Kirche überwiesen sehen. — Strenge lauten da — im Geiste der damaligen Zeit — die Mandate gegen den neuen Glauben, gegen das Luthertum, die Wiedertäufererei, die Sectirer aller Art. Aber auch die moralischen Mißschulbigen der Glaubensneuerung, die Drucker und Buchführer, „welche mit legerlichen Büchern handeln“, gehen einer scharfen Ahndung entgegen. Ferdinand I. Mandat vom 24. Juli 1528 gebietet, sie zu erkaufen und ihre Waaren zu verbrennen. Doch der erschütternde Eindruck dieser Strafrazungen schwindet, wenn wir wissen, daß sie meist auf dem Papiere blieben. Wenngleich nicht selten wiederholt, übten sie gerade die entgegengesetzte Wirkung, ließen die verbotenen Früchte um so begehrllicher erscheinen.

Andererseits bemüht sich die landesfürstliche Gewalt, dem gesunkenen Ansehen, dem auch vom römischen Stuhle erkannten Verfall des katholischen Kirchenwesens aufzuhelfen. Im gleichen Jahre (16. Jänner) gebietet Ferdinand, es mögen die geistlichen Vorgesetzten allen Mißbräuchen steuern, die mit Geld- und Gutforderungen zu Gunsten der Kirche (gotsrechten, opfern, selgeraete) — getrieben, das Aergerniß und die Klage des gemeinen Mannes erwecken. Es wiederholen sich immer nachdrücklicher die Mandate zur Visitation der Landkirchen und Klöster, zur Abstellung der hier eingerissenen sittlichen Gebrechen. — Die Staatsgewalt trifft aber auch Verfügungen über die Anlage von Registern zur Evidenzhaltung der

Beichtgänger in der Osterzeit (1532, 17. Februar), — auch als Moment in der Geschichte der Volkszählung von Bedeutung — sie gebietet Buße, Beichte und Fasten, Kreuzgänge, Processionen, Gebete zur Abwehr der Türkengefahr (z. B. 1532, 1535, 1537, 1542). Sie wahrt aber auch ihre Interessen durch Mandate an die Seelsorger, das Kircheng Einkommen besser zu verwalten, gute Kaffeeführung und Rechnungslegung sich angelegen sein zu lassen (1542); sie nimmt Kirchenkleinodien, Kirchenzehnten für den Türkenkrieg wiederholt in Anspruch und läßt es nicht an Mandaten fehlen, welche das Recht, Schenkungen, Stiftungen und Verkäufe an die Kirche zu machen, wesentlich beschränken und jederzeit an die Zustimmung der Regierung und Landtschaft binden sollen (1517, 1524...). Im Interesse des katholischen Wesens, und zwar der Gegenreformation verbietet das Mandat Ferdinands II. (1626, 30. April), daß Landeskinde auswärtige Protestanten = Orte und Universitäten besuchen, Kindstaufen, Versprechungen und Hochzeiten an sectirerischen Orten gehalten und Waisen mit nichtkatholischen Vormündern (Gerhaben) versehen würden.

Wenden wir uns dem weltlichen Wesen zu. In einer kriegerischen Zeit mögen auch die landesfürstlichen Verordnungen in Bezug der Landesverteidigung den Reigen eröffnen.

Den Mittelpunkt des ganzen Verteidigungswesens bildet das landesfürstliche Aufgebot, auf den Landtagen vom Fürsten gefordert und von den Ständen meist unter Beschränkungen bewilligt. Die Grundlage des Aufgebotes war das landschaftlich taxirte und verkaupte Gütererträgniß der weltlichen und geistlichen Grundherren als Stände des Landes, und die Mafseinheit das den ganzen officiellen Verkehr beherrschende Pfund Pfennige in seinem wechselnden

Werthe, am nächsten gleichkommend dem gemeinen Gulden, so daß sich später der Ausdruck Guldenpfund angewendet findet. Der Ausdruck „Gült“ hat in Bezug auf das Kriegswesen die Bedeutung einer Erträgnisseinheit von 100 Pfund Pfennigen; das war die sogenannte „ganze Gült“, die immer mehr in Anspruch genommen wurde, während die Erträgnisseinheit von 200 Pfennigen folgerichtig die „halbe Gült“, auch Herrengült hieß. Denn wenn je 100 Pfund Einkommen zur gleichen Leistung verpflichteten, wie sonst 200 Pfund Pf., nämlich die Stellung eines Reifigen zu Pferde oder eines Gültpferdes, so erschien die Leistung im ersten Falle als eine ganze, im letzteren als eine halbe, d. i. um die Hälfte erniedrigte. So erklärt sich auch der Ausdruck, „den Mann in's Pfund schlagen“, d. i. die Stellungsmannschaft nach dem Einkommen in Pfunden veranschlagen; ferner die Bezeichnung „Gültbuch“ der Landtschaft. Der wichtige Landtag vom Jahre 1564 verfügt die Stellung eines gerüsteten Reiters von 100 Pfund Pfennigen, also eine ganze Gült als Maßstab des Aufgebotes; unter fünf Reitern (Pferden) soll sich eine Adelsperson befinden. Dies Aufgebot muß für zwei, im Nothfalle auch für drei Monate aus eigenem Säckel im Felde unterhalten werden; für längere Dienstleistung entfällt dann ein Sold aus der allgemeinen Bewilligung, Kriegsteuer oder Contribution. Diese letztere, immer mehr die eigentliche Seele der Kriegsführung, wurde z. B. 1564 für zwei Jahre auf 150.000 fl. veranschlagt, welche Summe von den Grundunterthanen aufzubringen war und zwar durch die Verdopplung der gewöhnlichen Grundsteuer. Johann der Täufer und Martin (der heilige Mert) gelten als die üblichen Kalenderpatrone der beiden schlimmen Steuertermine. Außerdem erscheint ein nach dem Bedürfniß der Kriegsfahrt bemessenes Aufgebot des drei-

figsten oder selbst des zehnten und fünften Mannes. Im Landtage v. J. 1564 wurde der dreißigste Mann gefordert. Ueberdies sollten sich die Herren und Landleute (d. i. der landsässige Adel) zum persönlichen Zugzuge oder Ausmarsche bereit halten.

In der Alternative, den dreißigsten Mann oder 2000 Büchschützen aufzubieten, wie sie der angeführte Landtagsbeschluss enthält, verräth sich deutlich das, was längst in Uebung war und später immer mehr zur Regel wurde, die Aufbringung kriegsgeübter Söldner: deutscher Landsknechte, Arkebusierer und Reiter für das Geld der Landschaft, an Stelle des für Kriegszwecke immer weniger genügenden persönlichen Aufgebotes.

Die Landschaft bestellte altersher „Mustermeister“ zur „Musterung“ des Aufgebotes an bestimmten „Musterplätzen“; die „Rüstmeister“ haben mit der Bewaffnung und Waffenübung des Aufgebotes, die „Zeugmeister“ mit dem „reißigen Zeug“, mit dem Geschützwesen, zu thun. Die Bedeutung des Namens „Proviandmeister“ liegt offen zu Tage. Da die Landesvertheiligung in der Regel nach den Landesvierteln gegliedert erscheint, so begegnen wir den Felzhauptleuten der einzelnen Landesviertel mit einem obersten Felzhauptmanne an der Spitze. Klöster und Stifte mußten, um ihrer Aufgebots- und Rüstpflicht zu genügen, einerseits die güttenmäßig auf sie entfallenden Rüstpferde und Fußknechte stellen; andererseits für deren „Rüstung“, d. i. Ausrüstung und Befehligung Sorge tragen, Hauptleute und Rüstmeister dingen und mit benachbarten, meist lehenspflichtigen Edelleuten Dienst- und Solbverträge abmachen, um die nöthige Mannschaft in gehöriger Verfassung in's Feld stellen zu können. Um durch ein concretes Beispiel die Vertheilung der Rüstpflicht unter den ersten Familien des Landes zu zeigen, führe ich an,

daß 1564 die meisten Gültpferde und Büchschützen von den Stubenbergern, nämlich 52 Reiter und 162 Schützen zu stellen waren. Ihnen schlossen sich in Bezug dessen die Windischgraz, Saurau, Hofmann, Zäckel, Herberstein, Reisenstein, Teuffenbach, Bräuner und Trautmansdorf zunächst an, was zugleich eine Abschätzung ihres Gültbesitzes gestattet.

Keine untergeordnete Rolle spielen die Alarmsignale, insbesondere der Türkengefahr gegenüber. Auf Waldböden haben Feuer Signale (die Kreibfeuer, Gereut- oder Krautfeuer) ihren Platz; Alarmschüsse (Kreibschüsse) und Glockenzeichen verkündigen das Nahen des Feindes.

Uebergehen wir zu dem bürgerlichen Leben und vor Allem zu dessen Hauptnerv — dem Geldwesen. Wenn der heutigen verwöhnten Welt der Abschied von dem Conventionsfuße und der Uebergang zu der österreichischen Währung sauer wurde — was sollte die damalige Zeit erst sagen, wo es eine ganze Fluth von Münzwährungen und Münzgattungen gab, jeden Augenblick der Münzwert von Schwankungen und Veränderungen bedroht erscheint und landesfürstliche Mandate in ziemlicher Länge mit Werthbestimmungen (Valvationen) und Verboten (Verurufungen) von Münzsorten, den Gewerbe- und Handelsmann sogut wie den Kapitalisten in grausame Schwülstlichkeiten brachten. Denn trotz der 1524 gesetzlich zur Herrschaft gelangten kölnischen Silber-Mark, die sich zu der in Oesterreich gebrauchten Wiener Mark wie 5 : 6 verhielt, trotz des Münzpatentes für die deutsch-österreichischen Länder v. J. 1535, die den 60 Kreuzer-Fuß und den Rechnungsgulden feststellte, trotz der Reichsmünzordnungen von 1551 und 1559 (und dem entsprechenden Patente für Oesterreich) der Münzordnung Ferdinands von 1560 für die österreichi-

schen Länder, welche das Verhältniß zwischen Gold und Silber regelte, trotz der Reichsmünzordnung von 1566, die den Reichsthaler, Ducaten und Goldgulden normirte — trotz all und allem blieb das Chaos im Geldverkehr herrschend, die Ueberskuthung mit Geldsorten zweifelhaftesten Werthes permanent und — zufolge der wachsenden Geldverschlechterung durch den geldarmen Staat — insbesondere beim Beginne des dreißigjährigen Krieges — litt der heimische Geldverkehr ungemein, vor Allem unter dem Einflusse der fremden Agiotage.

Auch verstand man sich schon vortreflich auf die unehrenhafte Kunst des gemeinschädlichen Bearbeitens der Münzen. In dem Patente vom 6. Mai 1573 und 1. Mai 1577 erscheint „alles betrügerische, eigennützig und vortailliche Münzen-Preschen, Granalieren, Säigern, Ringern, Beschneiden, Schwächen, Waschen, Abgießen, Answiegen und Aufwecheln“ scharf geahndet. Daß die Falschmünzerei blühte, je schlechter die Münze wurde, ist selbstverständlich.

Einer Hausfrau der Gegenwart wäre gewiß die Memorirung des Münzpatentes vom 4. Mai und 24. Juni 1542 nicht willkommen mit seinen 19 Sorten Gold- und 24 Gattungen Silbermünzen. Da erscheinen die „Engelloten“ (Doppelgulden), der „doppelt kaysersche Schafgulden“, der Klammergulden“ im Werthe von 12 Bagen, der Gelberische, Arnburger und Deventerische „Schnaphahn“ „mit aim Hund oder Schüttel vor dem Pherbt“; der Schreckenberger (9½ Kreuzer werth), der Lübecker und Hamburger „Blaumäuser“ (ein Doppelschilling), der Schlangen- oder Straßburger Blappart, der brabantische Doppelpfeiler; der Monzanigo oder Doppel-Marzell (16 Kr.), der Detschierer (Meraner Münze) — und als Proletarier unter den Scheidemünzen der „Butschändl“, der ein Drittel, oder der

„Katerfint“, der gar nur ⅙ des normalen Kreuzers beträgt. Zum Ueberflusse werden noch 12 Arten von Halb- und 16 Arten von Ganz-Bagen verzeichnet.

Zunächst möge jetzt das Steuerwesen an die Reihe kommen. Der fatale Ernst, der für die Gegenwart alles athmet, was Steuerfassion, Steuerarten, Steuerzuschlag, Steuerexecution u. dgl. heißt, war auch der damaligen steuerzahlenden Welt geläufig. Auch sie lag nicht auf Rosen, ja sie zahlte verhältnißmäßig noch mehr Steuern als jetzt; denn die Ordinariesteuern lasteten zu einseitig auf den nichtprivilegirten Ständen und trafen doch auch empfindlich die privilegierten, da diese als Grundherren an die Zahlungsfähigkeit der Grundholden selbst gewiesen waren und deren Ruin mitempfanden; überdies war Baargeld weit spärlicher als heutzutage und nur um unverhältnißmäßig hohe Zinsen aufzutreiben; die Pfändungs- oder Executionsmandate ließen nicht auf sich warten; die Extraordinari-Steuer, Zuschläge u. dgl. blieben nicht aus und der Kreis der indirecten Steuern oder der Gefälle erweitert sich immer mehr, je weiter der Umfang der Staats- und Kriegsbedürfnisse wird. So spielen z. B. schon frühzeitig die Einkommensteuer-Bekanntnisse (Patent von 1557, 10. October) ihre Rolle. Die Besteuerungs-Grundlagen: Feuerstätten oder Herde, Rauchfänge u. A. wechseln ab, die Stände oder Rangclassen tauchen als Steuerkategorien ebenso wie im 15. Jahrhundert auf. Auf dem Brucker Landtage von 1578 wird unter Anderem der 40. Theil des Vermögens als Abgabe bewilligt.

Am reichsten wird die Auswahl an Steuern seit dem dreißigjährigen Kriege. 1644 wird die doppelte Contribution, die Leibsteuer und der Zinsefsgulden gefordert, 1659 eine Extraordinari-Beihilfe als Beamten- und Dienststeuer neben der allgemeinen

Contribution, Ende d. J. eine Gehalts- und Lohnsteuer, 1661 eine Standessteuer.

Die Mauthen und Zölle verschiedener Art, andere Gefällssteuern, z. B. das Ungelb, oder die spätere Tranksteuer, Verzehrungssteuer (Accise, Ziese, Tax) erben sich schon vom Mittelalter her. Zu ihnen treten in der Schlufshälfte des 17. Jahrhunderts die Stempelpapiere, der Spielkartenstempel, das Tabakmonopol, dessen Verpackung (oder das „Appalto“) Kaiser Leopold I. den Herren Bischofthün und Donadoni von fünf zu fünf Jahren überließ.

Unser besonderes Interesse erwecken aber die Polizeisakungen der Staatsgewalt, die landesfürstlichen Befehle, welche die Allgemeine Sicherheit im weitesten Sinne betreffen. Da sind besonders häufig die Mandate gegen das vielnamige Landstreicher- und Vagantenthum. Schon Maximilian I. ließ auf das umherstchwärmende Zigeunervolk fahnden (1517); sein Nachfolger Ferdinand I. gebietet (1525) die Ausweisung des herrenlosen Gefindels, die Abschaffung der Zigeuner, Bettler, Vaganten und herumziehenden Landsknechte, die Abstrafung aller betretenen „müßiggelenden“ und „muthwilligen Leute“, „aufrührerischer Nablshführer“ u. s. w., denn es war die schlimme Zeit des Bauernkrieges. Es gesellen sich dazu Verbote der „feuerschlagenden“, „selbstzündenden“ und anderen Büchsen, der Kreuz- und Wurfschaken; die Beschränkung des Gebrauchs der „Zilpüchsen“ auf die Städte (1528—1534) u. s. w.

Die Mandate gegen die unbefolbet dienstlos umherstchweifenden Söldner bilden eine statische Sammlung im eigentlichen Reformationszeitalter, dann vor und nach dem dreißigjährigen Kriege, aus welchem ein noch jetzt dem Volke geläufiger Schimpfname „Marobibruder“ (Marobebruder, Marobeur) sich erhielt. Immer und immer hatte man mit der Landplage

und Bauernschinderei durch die „vagirenden, hausirenden, rottirenden“ Landsknechte zu schaffen, die sich gern bei den Hecken und Bäumen als wahres Räubervolk herumschlugen, oder wie man es damals hieß, „auff der Gart“ zogen und darum auch „gartirende Knechte“ oder kurzweg „Gartirunden“ hießen.

Man nannte die gefährlichen Bagabunden oder Landstreicher, welche ausdrücklich in Acht und Bann (bando) gethan wurden, Banniten oder Vanditen. Für sie und andere Galtgenvögel war der Landprofoß bestellt.

Die Staatsgewalt sorgt für das leibliche Wohl der Landesangehörigen durch Gewerbe- und Handelspolizei; sie arbeitet gegen den Furtkauf (Vorkauf), sie sucht Maß und Gewicht zu regeln und zu sichern, in welcher Richtung die sogenannten Hans v. Handgrafen als Obrigkeiten beschäftigt waren; sie ordnet Preistaxen an, Lohnsakungen, welche das Publikum vor Uebervorteilung schützen und auch Lohnstreiten vorbeugen sollen; allerdings wie immer mit sehr zweifelhaftem Erfolge. Sie regelt und verbietet den Viehautrieb, den Salz- und Eisenhandel, ächtet unbefugten Gewerbe- und Handelsbetrieb im Interesse der privilegirten Städte. Eine Verordnung vom 27. Mai 1580 verbietet das Brennen des Branntweins aus Getreide; eine zweite vom 26. October 1584 macht dagegen den Handel mit Del, Süßrüchten und Mustern — abgabefrei.

Viel hat auch die staatspolizeiliche Thätigkeit mit der Hintanhaltung der Pest-Einschleppung und Weiterverbreitung, mit dem ganzen Sanitätsapparate, der sogenannten Infectionsdrukungen, zu thun, über welche uns ein heimisches (Dr. Peinlich's) jüngst erschienenes Werk reichliche Aufschlüsse bietet. Ihre häufige Erneuerung im 16. und 17. Jahrhundert insbesondere ist der traurigste Beleg für die Häufigkeit der Pestschreden.

Noch müssen wir Einen wichtigen Zug dieses Zeitbildes anbringen, der, je fremder der Gegenwart, desto charakteristischer für die Vergangenheit erscheint; da er die gesellschaftlichen Anschauungen oder Begriffe jener ferneren Tage, unter der Regide der Staatsgewalt, abspiegelt, die sich bis in das achtzehnte Jahrhundert — wenngleich immer abgeschwächter — forterbten.

Seit den Tagen des Mittelalters hatte jeder Stand sein eigenes Recht, sein eigenes Gesetz; es gab keine staatsbürgerliche Gleichheit vor dem Gesetze. Eine lange Reihe von Beschäftigungen oder Gewerben galt als unehrlich oder rechtlos. Nicht bloß beim Scharfrichter oder Henker, Abdecker oder Schinder war dies der Fall, auch den Hirten und insbesondere den Schäfer freiste dies Vorurtheil. „Schäfer und Schinder — Geschwisterkinder“ — lautet ein altes Sprichwort. Spielleute oder Musikanten waren nicht besser daran, desgleichen Gaukler und Poffenmacher, das leichte Völkchen der Komödianten. Noch tief in das Jahrhundert der „Aufklärung“, in das achtzehnte hinein, haftete an dem Schauspieler der Makel der Unehrllichkeit; man nahm Anstand, einen Todten aus diesem Kreise in geweihter Erde zu bestatten. Zöllner oder Mauthknechte standen in keinem guten Ruf, ebenfowig Todtengräber, Nachtgräber, Thürmer und Gerichtsdiener (Schergen, Büttel). Ja selbst Vaber und Barbierer, Leineweber, Seiler, wenn sie Galgenstricke anfertigten, galten nicht für „ehrlich“. Gehängtwerden heißt darum auch bildlich: Des Sailers Tochter (die Hansschlinge) heiraten“. Ein k. Patent vom Jahre 1597 stellt die „Spiller“ (Musikanten) auf eine Linie mit den „Vanditen und anderem herrenlosen Gesindel“. Thatsächlich gehörten auch die Meisten dazu, denn das Vorurtheil gegen diesen Stand mußte die anständigen Menschen abschrecken, ihm anzu-

gehören. Was Alles unter dem Ausdrücke „Spiller“ oder „Spielleute“ damals zusammengefaßt wurde, zeigen die Patente des 16. und 17. Jahrhunderts am besten. Gab es doch für ihre und ihrer ganzen Sippchaft Ueberwachung ein eigenes k. Amt, das sogenannte „Spillgrafenamt“. Nach einem solchen Patente (z. B. vom Jahre 1665) rechnete man hieher: Turner (Thürmer), weil sie vom Thurme herab die Stunden bliesen und auch mit Gesang den Stundenwechsel zu begleiten pflegten, Organisten, Positiver (die das Positiv d. i. die kleine Orgel spielten), Kleinzimblen (Zimbalschläger), Lautenschläger, Hårdpfler (Hardspieler), Geiger, Pfeisler, Hackbrettler.

Das Spillgrafenamt hatte jedoch auch unter sich: Freysechter (die sich als Fechter produzierten oder als Kaufbolde verbtingen), Glückhaffner (die mit Glückhasen oder Kleinlotterien auf den Märkten herumzogen, oder hausriften), Komöbianten, Gaukler, Seilsahrer (Seiltänzer), Trummelschläger, Leyrer (Leierkastenpieler), Bären-, Affen- und Hunds-Tanzmacher, Schwertsänger (die mit bloßen Schwertern Kunststücke aufführten), Freysinger und Freysingerinnen (männliche und weibliche Wankelsänger auf Märkten und in Gasthäusern), Würfel- und Taschenspieler, Schalksnarren und Narrinnen (Poffenreißer) u. s. w. — Eine recht zahlreiche und bunte Gesellschaft!

Aber auch eine andere Klasse von Verordnungen fesselt unsere Aufmerksamkeit. Die strenge Sonderung der Ständeclassen schien die Vorschrift einer bestimmten Tracht notwendig zu machen. So begannen früh schon die sogenannten Kleiderverordnungen aufzutauhen. Noch im Jahre 1671 und weiterhin plagte sich die Staatsgewalt mit solchen schwer zu handhabenden Vorschriften. Sie unterscheidet acht ständische Rangclassen und schreibt ihnen die Kleidung vor. Eigen-

thümlich ist die Zusammenwürflung bei der 5.—8. Classe, welche sich der hohen Geiftlichkeit, dem hohen Adel und der grundbesitzenden Ritterschaft, sodann den landesfürstlichen höheren Beamten und Hofbediensteten, Doctoren der Rechte und der Medicin, Burggrafen und landesfürstlichen Bürgermeistern, als den vier obersten Ständen anschließen. Zu der fünften Classe zählen nämlich: Adelige ohne Grundbesitz, Oberbuchhalter, Rechnungsräthe, Fouriere, Hofmusiker, Amtschreiber, Secretäre, Magister der Philosophie, öffentliche Notare, Bürgermeister und Räte grundherrlicher Städte, Handelsleute und — Kammerjungfern. Der sechsten gehören an: Buchhalter und Concipisten, Kanzellisten, Tafelbedier, Zimmerwärter, Kammertrabanten, Hoftrumpeter und Wagenmeister, vornehme bewegliche Handelsleute, Künstler u. zw. Maler und Bildhauer, Buchdrucker, Goldbläuer, Perlflechter, Wachsbouffirer, Kupferstecher, Petschirer (Siegestecher und Graveurs), Pfleger der Landleute (Beamte der Grundherren), Factoren, Kaufmannsbdiener. — In der siebenten Classe finden wir beisammen: Falkner, Jäger, Vereiter, Hoffattler, Sesselträger, Thorsteher, Borreiter, Einspanner, gemeine Bürger und Handwerksleute, Mehner, Küchenbdiener, Heizer, Handwerksgefelln, Köche und Köchinnen — während in die achte und letzte Classe: Inleute, Tagwerker und das andere „gemeine Volk“ untergebracht werden.

Gleichzeitig mit diesen Kleiderordnungen, welche allerdings einen vernünftigen Kern bargen, das Streben der Staatsgewalt, bei den niedern Ständen der Selbstüberhebung, dem Hinauswollen über die Grenzen der eigenen Mittel — im kostspieligen Kleiderluzus zu steuern, erscheinen die Luxusgesetze anderer Art, Verbote, welche gegen den übertriebenen Aufwand im Essen und Trinken,

ein Erbübel der damaligen Gesellschaft, gerichtet waren. In der That, wer die leidige Völlerei der damaligen Hochzeitstafeln, der Taufgelage oder „Kindelmahle“, und der Leichenschmäufe, das Schlemmen in den Warmbädern selbst und die sonstigen Gelage — allen damaligen Mäßigkeitsvereinen, den h. Christophbruderschaften und den schönsten Predigten zum Trutz — vor Augen hat, wer da weiß, wie nicht selten blutige Schlägereien damit Hand in Hand gingen, und der leidige Wettstreit in dieser Genußsucht den Sädel minder bemittelter Leute über Gebühr in Anspruch nahm — findet die abwehrende Fürsorge der Staatsgewalt in dieser Richtung nicht unangemessen. Leider ging es mit diesen Luxusverbotten, welche z. B. die Zahl der Schüsseln oder Gänge solcher Mahle standesgemäß zu regeln bemüht waren, schlimmer noch als mit anderen Verbotten. Sie schienen nur zu bestehen, um — übertreten zu werden und beanspruchten, wenn sie durchgeführt werden sollten, ein die Privatfreiheit und das Hausrecht beleidigendes Denunciations- und Zwangssystem.

Wir hätten noch so Manches auf dem Herzen, müssen aber schließen. Doch mag das Gebotene genügen, um die Physiognomie einer Zeit in den Grundzügen festzustellen, welche schon — um so zuzagen — Fleisch, Blut und Athem mit der gegenwärtigen theilt, nur sind die Formen gröber, das Blut dicker und träger, der Athem gepreßter. Es ringt gewissermaßen noch das Mittelalter mit einer siegenden, neuen Zeit und läßt seine letzten Zuckungen verspüren. Für uns allerdings sind diese Anfänge der Neuzeit „längstvergangene“ Zeiten — allein, daß wir sie nicht als die sprichwörtlich „guten“ betrachten und unsere Väter darum beneiden müssen, zeigt die Leuchte geschichtlicher Forschung auch auf dem Boden der Steiermark.

Unser Land im Osten.

Von Dr. Anton Schlokar.*)

Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Fülle und der Kraft.

Siebenbürg. Volkslied.

Im äußersten Osten unseres Kaiserstaates liegt ein Land, das, wiewohl an Größe die meisten Kronländer Oesterreichs übertreffend, dennoch bis in die jüngste Gegenwart außerhalb seiner Grenzen fast ganz unbekannt war, und jetzt noch kennen die meisten derjenigen, welche vielleicht mit Interesse die wechselvollen Schicksale der Nationalitäten in Siebenbürgen verfolgen, das Land selbst selten aus eigener Anschauung. Und doch ist es ein so schönes Stückchen Erde; eingerahmt von mächtigen Bergen, durchrauscht von gewaltigen Flüssen, besetzt mit dichten Wäldern, aber auch mit blühenden Städten und lachenden Fluren bildet Siebenbürgen den Grenzwall gegen die noch heutzutage ziemlich rohen Völker des Westens und Südens. — Die Zeit ist längst vorüber, welche den lateinischen Namen Transsylvania, die ungarische Bezeichnung Erdely orszäg (Waldbland) erfand, das Land ist nicht mehr „fast ein einziger undurchdringlicher Wald“, wie es vor Zeiten gewesen, der Name selbst hat sich erhalten, die Ursache seiner Entstehung wird vielleicht in wenig Jahrhunderten vollständig verschwunden sein, den ersten Eisenbahnen im Lande werden bald andere folgen und die Art wird in den dichtesten Wäldern dröhnen und die stolzesten Bäume fällen zur Nahrung für das feuerfrohne Dampfrohr.

Daß Siebenbürgen ein merkwürdiges, noch lange nicht genau

durchforschtes Land ist, ergibt sich von selbst, wenn man die Resultate der seltenen dort angestellten Forschungen zusammenfaßt; der Geologe und der Numismatiker, der Archäologe, der Botaniker und Mineraloge, der Historiker, alle finden dort ein ihrer Thätigkeit keine Schranken setzendes Gebiet. Es sei hier als ein Beispiel nur das einzig und allein in Siebenbürgen vorkommende Tellur erwähnt, ein Mineral, das trotz aller angestellten Versuche selbst in den transatlantischen Ländern bisher nicht vorgefunden wurde; es sei ferner hier angedeutet, daß man einzelne römische Münzen, besonders aus der Zeit des in der siebenbürgischen Geschichte der ältesten Periode eine so merkwürdige Rolle spielenden dacischen Kaisers Decabalus, aus der Zeit Trajans, dessen Kriegszüge in Dacien jene bekannte Siegessäule verewigte, nur in Siebenbürgen gefunden und dadurch so manches interessante Streiflicht auf die uralten historischen Zustände geworfen wurde. Aber auch der Nichtgelehrte, der das Land besucht, wird entzückt durch die bunte Abwechslung von Berg und Thal, durch die pittoresken Gegenden, durch die sich an manchen Stellen überraschend zeigende Fruchtbarkeit, kurz durch alle die Schönheiten, welche die Natur im vollsten Maße hier gespendet. Was soll man sagen von dem Golde, das in einem Betrag von 3—4000 Mark jährlich ausgeführt wird? Was von

*) Die nachfolgenden Zeilen suchen eine Skizze zu geben, von jenem auch heute noch wenig gekannten Lande, in dem der Verfasser eine lange Reihe von Jahren zugebracht hat, weshalb er auch die Ursprünglichkeit der eigenen Auffassung jener Zustände und Verhältnisse wenigstens verbürgen kann, alle diese Zustände schildert er nach der persönlichen Anschauung, die er gewiß so objectiv als nur möglich wiedergegeben.

dem trefflichen Weine, der sich kühn dem Rheinweine zur Seite stellen kann? Was endlich von den vielen Heilquellen, von den Mineralbädern und Salzbergwerken, die sich in Siebenbürgen finden.

Unter den berühmten Männern aber, die in Siebenbürgen gewelt, ist wohl einer der merkwürdigsten Martin Dpitk, der Dichter der deutschen „Poeterey“, dem wir die Regeneration der ganzen deutschen Dichtkunst der Folgezeit zu verdanken haben. Er wurde im Jahre 1621 von Gabriel Bethlen, dem Fürsten von Siebenbürgen, an die damals so bedeutende Fürstenschule in Weissenburg — die Stadt heißt heute Karlsburg und ist zugleich Festung — berufen, um an jener Gelehrtenanstalt Seneca und Horaz zu erklären. Hier auf dem classischen Boden des alten Daciens sammelte der deutsche Poet und Gelehrte römische Inschriften, hier erhob er in lateinischen Gedichten seinen „gnädigen Herrn“ den Fürsten, hier bereitere er sogar sein größeres Werk über die Geschichte des Landes vor. Sein idyllisches Leben in dem schönen merkwürdigen Lande zeichnet seine Ode: „Zlatna oder von der Ruhe des Gemüths“, wobei uns der Name Zlatna an das noch bestehende Zalatna, einen Markt in der Nähe von Karlsburg im südwestlichen Theile des Landes erinnert, der heute noch durch seine Bergwerke bekannt ist, die Gold, Silber und Quecksilber schon seit vielen Hunderten von Jahren bieten. In Zalatna nahm Dpitk seinen Landaufenthalt

im Fall er unterzeiten
der Schulen schweren Staub kann werfen
auf die Seiten

denn es

lachet sonderlich vor andern Dertern allen
Mich euer Zlatna an und pflegt mir zu
gefallen.

Nur das unbezwingbare Heimweh war es, das den Dichter aus dem schönen Lande drängte.

Zwei Hauptflüsse durchströmen das Flachland von Siebenbürgen, der eine, die Marosch, schon den Römern

unter dem Namen Maris bekannt, in seiner Hauptrichtung nach Westen, der andere, der Alffluß oder Muta gegen Süden abströmend und in die Donau einmündend. Die Ausläufer der transylvanischen Alpen, welche das ganze Gebiet nach allen Richtungen hin durchziehen, bilden östlich das „Gazeger Gebirge“, vom Durchbruch des Alfusses an weiter unten das „Fogarascher Gebirge“, im Südosten, bei Kronstadt erhebt sich das „Schülergebirge“ und der mauerartige, zerklüftete „Königsstein“ blickt mit seinem kahlen Haupte weit hinein in's Land. Früher ganz unzugängliche, jetzt aber auf bequemen, mitunter kunstvollen Straßen, theils zu Pferd, theils zu Wagen leicht übersteigbare Gebirgspässe, wie z. B. der Altschanzer, Törzburger, Tömöscher Paß bilden ebensoviele Eingänge in das Land. Weinade im Centrum Siebenbürgens aber liegt, sich 12 Meilen in die Länge und 10 Meilen in die Breite ausdehnend, ein fruchtbarer, aus einem fortgehenden Hügelcomplex bestehender Landstrich, die Mezöség (sprich: Mä-söjheeg) der Stolz seines Bewohners, schon durch den Namen — das ungarische Wort bezeichnet ein fruchtbares Gefilde — als ein ergiebiger, Landstrich gekennzeichnet. An bemerkenswerthen Seen besitzt das Land den Gobofer und den St. Annensee, letzterer weniger durch seine Größe, als durch die wundervolle Lage und durch die Klarheit seines Wassers eine der hervorragendsten Naturschönheiten des ganzen Landes. Die übrigen kleineren Gebirgsseen, welche die Einwohner so bezeichnend „Meeraugen“ nennen, zeichnen sich zumeist durch eine pittoreske Lage inmitten der hohen, oft noch mit Urwald bedeckten Berge aus. Die drei größten Städte des Landes: Hermannstadt, Kronstadt und Klausenburg kann man als Repräsentanten der drei Hauptnationalitäten Siebenbürgens ansehen, während in Hermannstadt das deutsche Element,

die andern bei weitem überwiegt, finden wir in Kronstadt, wohl auch wegen der nahen Grenze Rumäniens, besonders viele Rumänen, und Klausenburg ist der Sammelplatz des ungarisch-siebenbürgischen Adels. Sonderbar bleibt überhaupt die Vertheilung der verschiedenen Nationalitäten im Lande, jede derselben hat seit den ältesten Zeiten meist einen ganz bestimmt abgegrenzten Landstrich inne und auf diesem Stück Land hat sich Sprache und Sitte, in welchen wir oft so bedeutende Abweichungen bezüglich der einzelnen Nationen finden, meist unverändert erhalten. Ein solches Gebiet ist die dem Namen nach Vieslen wohlbekannte Háromszék*), welche von dem Stamme der Szekler bewohnt wird, ein solches Gebiet ist auch das sogenannte „Burzenland“, eine 4—5 Meilen lange und etwa 4 Meilen breite, von Südosten nach Nordwesten sich abdachende, fruchtbare, reichbewässerte, tafelförmig ausgebreitete Ebene, welche von ihrem am Königstein entspringenden und von Südwesten gegen Nordosten die Ebene durchziehenden Hauptflusse: Burzen, den Namen führt und durch ihre reiche Cultur, ihre trefflichen Straßen und stattlichen Ortschaften als einer der blühendsten Theile ganz Siebenbürgens sich zu erkennen gibt. Der Thätigkeit der Sachsen hat es das Burzenland zu danken, daß es das geworden ist, als was es jetzt erscheint: der kultivirteste, am besten gepflegte und deshalb auch fruchttragendste Theil des ganzen Landes. — Es ist eine auffallende Erscheinung, daß der Süden Siebenbürgens in cultureller Beziehung den Norden übertrifft, nicht nur, daß die geistige Cultur ihren Sitz im südlicheren Theile stets behauptet hat, nicht nur daß die Sachsen, die Hauptträger der Bildung, meist südlich ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben, auch das Klima des Landes selbst ist nicht nur milder und wärmer, diese Vorzüge einer südlichen

Lage verstehen sich wohl von selbst, aber es ist das ganze Terrain, je südlicher gelegen, desto ebener, desto weniger von dem mitunter epidemieartig auftretenden Fieber heimgesucht; eine Ausnahme bildet nur die oben erwähnte in der Mitte des Landes liegende Mezöség. Wir wenden uns jetzt der Landesbevölkerung zu, die in Siebenbürgen so viel des Eigenthümlichen und ungewöhnlichen darbietet.

Am Bemerkenswertheften ist in dieser Beziehung die bekannte, schon angebeutete Dreitheilung der Nationalitäten in Rumänen (Walachen), Ungarn und Deutsche (Sachsen).

Die Rumänen bewohnen nicht ein Hauptgebiet des Landes, sondern sie sind allerorts zerstreut und nur in der südöstlichen Ecke finden wir sie mehr zu einem Ganzen vereinigt.

Wiewohl von den andern Nationen früher mit einer Art von Verachtung betrachtet, haben sich die Rumänen, wir sprechen natürlich immer nur von denen, die Siebenbürgen bewohnen, in der letzten Zeit auf eine höhere Bildungsstufe aufzuschwingen versucht, der thätigen Unterstützung des Bischofs Schaguna gelang es nicht nur an Orten, an welchen eine größere Anzahl von Rumänen lebte, Humanitätsanstalten zu errichten, sondern dieser treffliche Mann suchte auch in anderer Weise auf Geist und Gesittung seiner Landsleute einzuwirken. Dennoch wird der Rumäne und besonders der aus der untersten Volksschasse nie seinen eigentlichen südlichen Charakter verleugnen, der angeborene Hang zur Lässigkeit und zum dolce far niente läßt es nicht vergessen, daß sein eigentliches Vaterland jener Süden, wo Citronen und Orangen gedeihen, ist, seine Tapferkeit kann Niemandem zum Muster hingestellt werden, nur wo Hinterlist und Schlaueit im Spiele sind, weiß er gar trefflich dieselben zu fördern. Bis in die jüngsten Jahre noch hatten die Rumänen eine gewisse

*) Sprich Haaromszeg, der Name deutet auf die alte Eintheilung in drei Stühle.

Untermüßigkeit allen andern Nationen gegenüber bewahrt, eine Untermüßigkeit, welche aus der Zeit stammt, wo noch die Weisten dieser Nation, von harter Knechtschaft bebrüct, die niedrigsten Dienste leisten mußten und so mit Fug und Recht die „Sklaven“ genannt werden konnten. Bis heute sehen wir fast in allen Theilen des Landes zu harten Tagelöhner-Arbeiten die Romänen verwendet, nicht nur, weil sie daran gewöhnt, alles willig verrichten, sondern auch weil sie mit geringem Lohne zufrieden sind; wie sie überhaupt von wunderbarer Genügsamkeit mit einem Stück Maisbrod und einem Schluck Wasser mehrere Tage lang ihr Leben fristen können. Derjenige würde sich jedoch arg täuschen, welcher glaubte, daß diese von außen oft ärmlich genug auftretenden Leute nicht mitunter wohlhabend seien, nicht nur daß einer und der andere von ihnen, welcher früher ein armer Schafhirt gewesen, jetzt Besitzer von 4—8000 Hammeln und Schafen ist, die im Gebirge droben ihrem Futter nachgehen, auch anderweitig verstehen es die Romänen, aus den unbedeutendsten Dingen Geld zu schlagen und mancher der den „armen Bauer“ an Wochentagen bebauert hat, wird denselben Bauer, wenn dieser Sonntags festlich geschmückt mit seiner gepuzten, reichlich mit Schnüren aufgereicher Doppeldukaten behängten Eehälfte vorübergeht, mit neidischen Blicken betrachten und wohl dabei überlegen, wie oft er schon einen wirklichen goldnen Dukaten sein Eigen zu nennen so glücklich gewesen. — Die Dörfer, es gibt viele in Siebenbürgen, die nur von Romänen bewohnt sind, diese Dörfer zeigen nichts von Reichtum; Strohbücher bedecken die niedrigen Lehmwauern, in denen zwei oder drei oft nicht einmal verglaste Oeffnungen, kaum mit dem, was wir Fenster nennen, eine Aehnlichkeit haben; der Rauch, welcher sich auf dem oft die Hälfte des Gemaches einnehmenden Herde entwickelt, muß seinen Abzug

durch die Thür und die freilich oft großen Spalten des Daches suchen. Die einzige Räumlichkeit beherbergt meist Menschen und das kleinere Vieh, Schweine, Schafe, Hühner, Enten, Gänse leben mit dem Hausbesitzer und seiner Familie in gemüthlicher Eintracht zusammen. — Der hervorragendste Bau in einem romanischen Dorfe ist gewöhnlich die Kirche und allenfalls das Haus des Pfarrers, an dem auch ein luxuriöser Rauchfang bemerklich wrd. — Dem Fremden mag es wohl sonderbar vorkommen, wenn er, gegen Abend durch ein solches Dorf reisend, einer mächtigen Heerde von Büffeln, die ihre Heimwanderung von der Weide antreten, begegnet. —

Die Verbreitung der Büffel, dieser „siebenbürgischen Kühe“ im Lande scheint mit der Einwanderung der Romänen daselbst im Zusammenhange zu stehen, wiewohl noch nichts Genaueres darüber bekannt geworden ist; Thatsache aber bleibt es, daß über ganz Siebenbürgen diese außereuropäische Thiergattung verbreitet ist und alle Bewohner mit der nöthigen Milch, mit Butter und Käse versorgt. Letzterer bildet nebst dem auch hierlands unter dem Namen Primjen bekannten Schafkäse einen der bedeutendsten Handels- und Ausfuhr-Artikel des Landes.

Wir wenden uns nun dem zweiten Hauptcontingent der Bevölkerung, den Ungarn zu; sie haben hauptsächlich den Norden und den Osten Siebenbürgens inne, besonders die schon genannte Haromjöl, in der sie seit den ältesten Zeiten unter dem Namen Szekler vorkommen. Die Szekler sind eigentlich Ueberreste der ersten im 4. Jahrhundert stattgehabten Einwanderung der Ungarn, die „durch irgend einen Zufall in diese östlichen Gebirge verschlagen, hier zurückblieben, als ihre Stammesgenossen auf einige Jahrhunderte das Land räumten. Sie haben den Urtypus des Magyarenthums sich reiner als die Ungarn selbst zu bewahren gewußt.“ — Es sind frei-

fige, wenig Anspruch auf Luxus machende Leute, die, ebenfalls in Dörfern zusammenwohnend, meist von Feldarbeiten und vom Verkaufe des Holzes und der roh aus Sägemühlen geschnittenen Bretter ihre Lebensbedürfnisse sich zu verschaffen suchten; der größte Theil der Szekler bekennt sich zur römisch-katholischen Religion. Was die übrigen Ungarn betrifft, so scheint hier eine Betrachtung ihrer Zustände und Gewohnheiten umsoweniger am Platze zu sein, als die Beschreibung der bedeutendsten in Siebenbürgen wohnenden Nation etwas genaueres Eingehen erfordert.

Es war im Jahre 1143, als König Geisa Deutsche aus Flandern, vom Niederrhein, aus Thüringen und aus der Harzgegend nach Siebenbürgen berief, er räumte ihnen bedeutende Vorrechte ein, ertheilte ihnen eine eigene Nationalverfassung und gab ihnen freies Grundeigenthum*). Nach einer Ansicht soll die Rechtspflege dieser neuen deutschen Ansiedler zuerst an sieben Gerichtsstätten verwaltet worden sein und von diesen der Name „Siebenbürgen“ herrühren. Andere leiten die Benennung von den zuerst hier gegründeten sieben festen Plätzen (Burgen), welche dieselben Ansiedler gegründet haben sollen, ab, und wieder Andere, unter ihnen der scharfsinnige österreichische Historiker Franz Kroneš, von der Burg am Zibin (Sibinburg), deren Stelle heute die Stadt Hermannstadt am Flusse Zibin einnimmt. Dem ersten deutschen Bewohnern des Landes folgten bald andere. Weniger Zeit, als ein Jahrhundert war verfloßen, da erging von dem in der Geschichte Siebenbürgens ewig denkwürdigen König Andreas II. aus Ungarn an die deutschen Ordens-

ritter, welche eben allerorts Ansiedlungen zu stiften und Cultur und Humanität zu verbreiten begannen, die Einladung: „das wüste und bis dahin nur wenig bewohnte“ Burgenland im Südosten Siebenbürgens, terra devastata et incolita, wie es in der betreffenden Urkunde heißt, als ein Lehen der ungarischen Krone in Besitz zu nehmen“. Der deutsche Orden nahm das Geschenk an und seine segensreiche Thätigkeit übte bald nicht nur auf die jetzt neu berufenen, sondern auch auf die noch von der ersten Einwanderung unter Geisa herrührenden Colonisten ihre wohlthätige Wirkung, ja sogar auf das ebenfalls erst seit kurzer Zeit bestehende Szeklerland. Gleich im Anfange hatten die Colonisten eine schwere Aufgabe: wilde Kumanenhorde verwüsteten durch häufige Einfälle das Land, nicht selten ihre Spuren für lange Zeit zurücklassend. So sollten die Berufenen einen Schutzwall bilden gegen die rohen Völker des Ostens und Nordens. Und sie thaten dies wader und tapfer und sie schlugen alle Angriffe zurück und es entwickelte sich der eingepflanzte Same der Cultur. Blühende Städte, Dörfer und Märkte entstanden nun in kurzen, aufeinanderfolgenden Zeiträumen, feste Burgen zum Schutze gegen die rohen Kumanen- und Mongolenhorde thürmten sich empor, die theilweise, wie z. B. die Lörzburg, die Rosenauer Burg, die Schwarzburg, sich bis heute fast vollständig erhalten haben. Forschen wir in den Chroniken jener Zeit, so ergibt sich eine später nochmals erfolgte Einwanderung. Man bezeichnet die zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts abermals in Siebenbürgen eingewanderten Deutschen gewöhnlich mit dem Namen Flandrenses, so nannte man aber im Mittelalter die Bewohner jener großen Landstrecke an der Nordsee, deren westliche Grenze durch das Meer selbst bis zur Schelde gebildet wurde. Das Land selbst bot seinen Bewohnern durch Dammbücke

*) Ich mache an dieser Stelle auf die interessante und wichtige Arbeit Dr. K. Reissenbergers: Die Forschung über die Herkunft des siebenbürgischen Sachsenvolkes (abgedruckt im Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde, Band XIII, Heft 3) aufmerksam.

nur Gefahren an Leib und Leben und an ihrer Habe und so entschlossen sich die hier ansässigen, dem deutschen Stamme Angehörigen häufig dazu, ihr Land zu verlassen und suchten das ferne, aber sichere Siebenbürgen auf, auf welches durch den Ruf des Königs Andreas schon die Aufmerksamkeit gelenkt war. Das waren die Urahnen der heutigen Siebenbürger Sachsen und der echt nationale, durch und durch deutsche Sinn hat sich in ihnen, wie vereinzelt sie auch unter fremden, rohen Völkern stehen, nicht nur erhalten, sondern auch noch gekräftigt. Es ist kein kleiner Ruhm dieser im fernsten Osten wohnenden Nation, daß die Wissenschaft dort ebenso gehegt und gepflegt wird, wie in den Metropolen deutscher Bildung und daß sich z. B. die sächsischen Unterrichts-Anstalten kühn den besten in Deutschland zur Seite stellen können. Dies ist nicht etwa seit der jüngsten Zeit so, es war schon vor Jahrhunderten der Fall und der Forscher kann beispielsweise im achtzehnten Jahrhundert die Bemerkung machen, daß schon damals die Schulen der Sachsen einen hohen wissenschaftlichen Rang einnahmen. Im Jahre 1773 verschmähte es Josef II., der große Monarch, nicht, bei seinem Besuche Siebenbürgens die sächsischen Schulen genauer Beobachtung zu würdigen. Es existirt der Bericht eines Augenzeugen, welcher den Besuch des Kaisers an dem Kronstädter Gymnasium beschreibt und die eingehende Betrachtung, welcher der Regent die ganze Anstalt nebst der Bibliothek, dem Seminarium der Protestanten und aller dazu gehörigen Hilfsquellen unterzog, „Wie Allerhöchstdieselben“, schreibt der Berichtersteller, „in die Schule hinein und geradeß Weges in das Auditorium gegangen waren, so geschahen dafelbst mehrere Fragen: Gehn alle, die hier studiren, auf Universitäten? Was für Universitäten pflegen sie zu beziehen? u.“, welche

der sammt allen Præceptoribus den Kaiser empfangen hatte, beantwortete. Wir entnehmen dieser Antwort, daß schon damals meist auswärtige deutsche Universitäten es waren, die Derjenige, welcher die Anstalt verließ, bezog. Und dies war bei allen siebenbürgisch-sächsischen Gymnasien damals der Fall, wie es bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Josef II. äußerte es auch: „Ich weiß nicht wie es kommt, ich finde allhier Alles anders, die Gymnasia sind ganz anders beschaffen. Die Lernenden sehen bald ihren Meistern gleich.“ —

Die Cultur hatte in dem Siebenbürger Sachsenlande also schon in jenem Jahrhunderte Wurzel gefaßt, das allerdings für das ganze damalige Oesterreich als das Jahrhundert der Aufklärung bekannt ist, diese Aufklärung war aber in die östlich gelegenen Länder noch lange nicht gedungen und nur wie Inseln ragten in geistiger Beziehung die deutschen sächsischen Territorien aus dem Dunkel der Unwissenheit, welche noch über dem Lande gelagert war, hervor. Sachsen gaben damals den Anstoß zum culturellen Leben in den Städten Siebenbürgens. So finden wir im letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts schon drei Zeitungen, welche in Hermannstadt allein erschienen, nämlich den schon seit 1787 begründeten „Hermannstädter Kriegsboten“, welchen der tüchtige Buchdrucker Martin Hochmeister zuerst anlässlich des Türkentrieges herausgab; ferner die „Siebenbürgische Quartalschrift“ und ein ungarisches Blatt: „Az erdélyi magyar hir-vivöröl“ (Der ungarisch-siebenbürgische Bote), auch diese beiden Blätter von Hochmeister herausgegeben, der überhaupt für das geistige und materielle Leben der Sachsenstadt von großer Bedeutung geworden. Hochmeister unternahm damals auch auf eigene Kosten den Bau eines wohl-eingerichteten Schauspielhauses, in dem schon im Jahre 1790 jeden Sonntag, Dienstag, Donnerstag und Samstag

gespielt wurde und in dem auch musikalische Akademien nicht selten abgehalten wurden. Selbst für Välle im Fasching war dieses Schauspielhaus eingerichtet. — Hochmeisters Name ist in den Annalen Siebenbürgens auch als der eines unternehmenden und geschickten Verlegers vaterländischer Werke bekannt. Und heute noch ist dieser Name im Siebenbürger Sachsenlande unvergessen geblieben. Ein treffliches Werk von Adolf v. Hochmeister, dem Sohne des Genannten, verfaßt und im Jahre 1873 in Hermannstadt erschienen, gibt über die culturellen Bestrebungen Martin von Hochmeisters umfassende Nachricht.

Wir wenden uns nun wieder der lebendigen Gegenwart zu. Nicht etwa nur der Stadtbewohner, dem dazu von allen Seiten Gelegenheit geboten wird, hat sich zu einem solchen Bildungsgrade emporgeschwungen; auch der Landmann, der Bauer und Dorfbewohner weiß, was Sitte und Humanität ist und steht in dieser, sowie in jeder andern Beziehung hoch über dem Landmann einer andern der genannten oder nicht genannten, im Lande wohnenden Nationen. Ein sächsisches Dorf macht auf den Reisenden den angenehmsten Eindruck, die geraden Gassen, die regelmäßig und gleichmäßig erbauten, wohnlich aussehenden Häuser, deren Giebelwand gewöhnlich der Straße zugekehrt und mit dem Namen des Besitzers, sowie mit irgend einem frommen Bibelspruche versehen ist, lassen auf den ersten Blick die Ähnlichkeit dieser Dörfer mit denen ihres Stammes im fernem Nordwesten in's Auge fallen. Die Bewohner dieser Dörfer sind arbeitslustige und deshalb fortwährend thätige Leute, die, groß gewachsen und intelligenten Aussehens, auch sogleich an ihre deutschen Brüder erinnern, so wie die ganze Gestalt die deutsche Abkunft nicht verkennen läßt. Schon sein Selbstbewußtsein kennzeichnet den sächsischen Bauer in Siebenbürgen. Davon nur eine kleine Anekdote:

Als im Jahre 1852 der jetzt regierende Monarch Oesterreichs, Kaiser Franz Josef, die Rundreise durch die schönen Länder seines Reiches machte, erfreute sich auch Siebenbürgen des hohen Besuches. In der Nähe von Hermannstadt empfing der Richter des Dorfes Gierelsau den Monarchen mit den Worten:

„Herr Majestät! es freut uns, daß Sie auch in unser Land kommen sind.“ Es heißt, daß der hohe Herr lächelnd darauf erwidert habe: „In Euer Land? ich dachte das Land wäre mein.“

„O, Herr Majestät“, entgegnete der Bauer, „dieses Land hat uns der König Geyza geschenkt und wir haben's urbar gemacht und gebaut bis auf den heutigen Tag.“

„Ja, aber wir haben's vor zwei Jahren erobert“, warf der General-Adjutant Graf Grünne ein.

„Mein Sohn war auch dabei“, war die Gegen- und Schlußbemerkung des Bauers.

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, der vielen, besonders im Landvolk eingebürgerten Sitten und Gebräuche zu erwähnen, welche sich seit der ältesten Zeit erhalten und eben bei der Landbevölkerung die Originalität des ganzen Sachsenvolkes so recht hervortreten lassen. Das schon mehrmals erwähnte Burzenland, dann die Gegend um Hermannstadt mit Kronstadt als Centralpunkt, im Norden die Gegenden um Wisitritz und Schäßburg sind die Hauptgebiete, welche von Sachsen bewohnt werden und diese Orte sind auch die blühendsten des ganzen Landes.

Eine besondere Beachtung verdient an dieser Stelle noch die sächsische Sprache. „Die Sprache, sagt man, sei der Spiegel der Seele einer Nation. Sie ist die von einem Volke im Laufe der Jahrhunderte mit seinem nach unabänderlichen Vernunftgesetzen wirkenden Tacte gebildete und abgerundete Form, in welche sich seine Ideenwelt

in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit am naturgemähesten darstellen läßt.“ Wie die politischen, socialen, religiösen, klimatischen und sonstigen äußern Verhältnisse eines Volkes auch seine eigenthümliche Geistes- und Gemüthsrichtung bebingen, so paßt sich hinwieder auch die Nationalsprache in ihrer Wortbildung und Wortfügung, jener besonderen Ideenphäre auf das Genaueste an, welche die betreffende Nation vor andern charakterisirt. Die Siebenbürger Sachsen sind der einzige deutsche Stamm im Lande und vielleicht eben diese Einzelstellung hat ihrer Sprache die ursprüngliche Originalität bewahrt. Eine Art Plattdeutsch, das in den Stammprovinzen der Siebenbürger Sachsen in Deutschland wohl deshalb vergebens gesucht wird, weil es im Laufe der sieben verfloffenen Jahrhunderte sich dort wesentlich verändert hat, besitzt die sächsische Sprache etwas Derbes und Breites, aber auch eine Fülle der treffendsten und bezeichnendsten Idiotismen, so wie nicht minder Kernigkeit, Gebiegenheit und Gemüthlichkeit.

Die sächsischen Sprachgelehrten Siebenbürgens, und es gibt deren sehr be deutende, haben die Verwandtschaft ihrer Volksdialekte insbesondere mit den Dialekten, welche am Niederrhein gesprochen werden, schon vor mehreren Jahrzehnten dargethan; sie haben in ihren Heimatsmundarten westphälische, holländische und alemannische Sprachspuren nachgewiesen und damit auf die Urgeschichte der Sachsen sehr bezeichnende Lichter geworfen. --

Man unterscheidet je nach der Lage der betreffenden Bezirke verschiedene Mundarten der Sprache selbst. Diese Mundarten kann man in drei sich nahe stehende Gruppen einteilen, in den Hermannstädter Dialekt, welcher insbesondere in dem Gebiete der ehemaligen sächsischen Stühle vorherrscht, dann in den Burzenländer (Kronstädter) Dialekt, endlich in den Dialekt von Bistritz, der von den genannten ganz

verschieden ist und mit fränkischen Stämmen viele Aehnlichkeiten aufweist. Auch diese Dialekte selbst zerfallen in Unterabtheilungen, auf die hier nicht weiter einzugehen ist. Alle sächsischen Dialekte aber gehören dem wiederdeutschen Sprachstamme an, alte Ausdrücke und Eigenthümlichkeiten haben sich oft in wunderbarer Weise in den Dialekten erhalten und geben zahlreiche Beispiele zur Entwicklungsgeschichte unserer Sprache. Es ist merkwürdig, wie sich die alten, seit Jahrhunderten bestehenden Ausdrücke der sächsischen Volksmundart unverändert erhalten haben und wie sie insbesondere in sprachwörtlichen Nebenarten mit Ausdrücken in andern deutschen Dialekten innige Verwandtschaft nachweisen; so seien als Beispiele einige Idiotismen in Schäßburger Mundart angeführt. Enem est eangder de Ros räden (einem etwas unter die Nase reiben); Enem am Moge hun (einen im Magen haben); Enem det Noajojr ofgemännen (einem das Neujahr abgewinnen, d. h. über ihn die Oberhand gewinnen); Jwer dat hun de Hane getret (über das haben die Hähne gekräht. Wenn Jemand viel getrunken (schief geladen), so hat er „schlām geladen“ und wenn er viel ist, so hat er im Volksmunde „en Mogen māt em Auszug“ (einen Magen mit einer Auszuglade) u. s. w. — Aber auch dem poetischen Ausdrucke widerfährt in jener Mundart sein Recht. Vom Abend sagt der s. Sachs: De San git himen (die Sonne geht heim) und vom Morgen: Der Dag enjangt sich (entzündet sich). Von et grean wit (wenn es grün wird) ist das Frühjahr, won em Kukuruz driht (wenn man Kukuruz — Mais — driht) der Sommer, won der Bäsch der wirt (wenn der Busch dürr wird) der Herbst, endlich — sehr bezeichnend — won em Schwenj ofbit obder Wurft macht (Schweine schlachtet oder Wurft macht) der Winter da.

Meist ist es etwas mehr Breite ober veränderte Position der Vocale

oder wohl auch Bezeichnung besonderer Ausdrücke durch Ibiotismen, welche das Unterscheidungsmerkmal der einzelnen Dialekte bilden. Zur Probe

Rah wühl!

Rah wühl af deinjer Düde'bont,
Et äs verba! — bäst nömi kron!
Dö Bläd, sü frenklich, kloor uch hell,
Äs starr uch graf, deing Herz äs ställ,
Und nömi zadt et na dö'r Wieh,
Ä' froade' schliet et nömmernieh!

Rah wühl! rah wühl, ta Pöjzer mä'd,
Rah rühl af deinjen schwarzn' bät!
Doo schleefft te lang, do drümk'te vill
Äf deinjer Säster Küse'pill:
Dwoß Lävleßs Räng um Fenjer toalt,
Verforg' n' gat! — et folgt der boald!

E' Kloo'e'blömchen Hömmelbloo,
Stiebt af dem Klönen Häffel doo,
Doot niegt und biegt sich bäs an Ärr'n,
Äs häw et d'en doo angde'gern:
Und klängt der Sangichklootnkloang,
Rockt uch det Blömchen tongolong.

Derjenige, welcher sich die Mühe nimmt, Worte aus dem obigen sächsischen Gedicht mit Worten der plattdeutschen Sprache, etwa aus Fritz Reuter's Gedichten zu vergleichen, wird auf den ersten Blick sehen, daß beide Sprachen viel miteinander gemein haben. —

Es ist eine traurige Thatsache, daß der jede Bildung ersüßende und zerstörende Nationalitätenhaß auch auf die Sachsen Siebenbürgens seinen Einfluß ausgeübt hat und schon hat die sächsische Nation Manches ihr Eigenthümliche theils freiwillig, theils gezwungen abgestreift. Aber, wenn es auch gelingen sollte, noch einen Theil von Deutschthum aus dem äußersten Osten des österreichischen Kaiserstaates

finde hier noch ein sächsisches Originalgedicht in Hermannstädter Mundart*) mit beigelegter deutscher Uebersetzung seinen Platz.

Ruh' wöhl!

Ruh' wöhl auf Deiner Todtenbant,
Es ist vorbei! — bist nimmer krank,
Dein Blid so klar in Ernst und Scherz
Ist nun so stier; still ist Dein Herz
Im Weh nicht zuckt es, noch so schwer,
In Freuden schlägt es nimmermehr!

Ruh' wöhl! ruh' wöhl Du Pilger mein,
Ruh' wöhl in Deinem schwarzen Schrein!
Da schläfst Du lang, da träumst Du viel
Auf Deiner Schwester Rosenpfühl,
Hast Liebchens Ring am Finger kalt,
Verforg' ihn gut, es folgt Dir bald!

Es steht ein Glodenblümlein blau
Am Grabeshügel auf der Au,
Das neigt und beugt zur Tiefe sich,
Als liebt's den unten inniglich:
Und klingt der Sonntag Glodenklang,
Läutet des Blümleins Grabesang.

hinauszubringen; wenn auch manches Gute und Schöne, was sächsische Thatskraft bewirkt, noch vernichtet werden sollte; eines wird doch ewig bleiben, es ist das Bewußtsein, was deutsches Wirken und Wollen selbst unter den ungünstigsten Einflüssen vermag und wie wir noch stolz sein können auf unser großes Vaterland, das ja geistig nie zerstückt und zertheilt werden kann. —

*) Gedicht und Uebersetzung sind der im S. 1862 erschienenen Sammlung W. Kästner's: „Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart nebst freier metrischer Uebersetzung in das Hochdeutsche“ entnommen. Die Orthographie gibt freilich die eigentliche Klangfarbe des Originals nur oberflächlich wieder, doch suchte ich sie so klar als möglich für meinen Zweck zu formuliren.

Unser tägliches Brot

und dessen Verhältnis zu unseren modernen Bestrebungen, Zuständen und Krankheiten.

Von Dr. Franz Bissler.

Die Gelehrten aller Zeiten haben sich mit allem Möglichen beschäftigt; sie forschten in den Gestirnen und berechneten den Einfluß derselben auf die Schicksale der Menschen; sie suchten die Geheimnisse der Natur zu ergründen, Gold zu machen und den Stein der Weisen zu finden; sie verwendeten jahrelanges Studium an die Auslegung dunkler Stellen der Apokalypse; sie tritten über metaphysische Geheimnisse und schrieben Bibliotheken über religiöse Streifragen; sie vertieften sich in philosophische Forschungen über Gott und die Natur: nur die Art und Weise, wie der Mensch körperlich gedeiht, wie er seiner äußern Structur nach wird, wie er sich ernährt und welchen Einfluß diese Ernährung auf Körper und Geist des Einzelnen, auf Völkerverhältnisse und Culturgeschichte überhaupt übt, blieb ihnen bis in die neueste Zeit völlig gleichgültig.

Erst der geistvolle englische Geschichtsforscher Thomas Butler, von welchem eine neue Ära der Geschichtsforschung datirt, begann diesen Einfluß zu würdigen, ihm folgte der deutsche Physiolog Tiedemann mit einer im Jahre 1836 erschienenen Schrift: „Untersuchungen über Nahrungsbedürfnis und Nahrungstrieb des Menschen“ und in hervorragender Weise wurden endlich diese Anregungen fortgeführt durch die Werke des berühmten deutschen Chemikers Justus Liebig und durch jene des Dr. Klenke, welcher in populärer Form alle das leibliche und geistige Wohl des Menschen betreffenden Fragen in zahlreichen Büchern behandelt.

Liebig hat zuerst den bedeutsamen Satz aufgestellt, daß der Hauptzweck der Landwirthschaft, welche insoferne die Basis einer jeden Civilisation bildet,

als sie nothwendig feste Wohnsitze voraussetzt, auf der größtmöglichen Production von Nahrungsmitteln auf einem gegebenen Raume der Erdoberfläche beruhe.

Nicht alle Producte der Landwirthschaft wirken aber im gleichen Maße und in gleicher Richtung nährend. Man hat daher die Nahrungsmittel nach dem Einflusse, den sie durch die mit ihnen eingeführten Stoffe auf den Körper haben, in verschiedene Classen eingetheilt. Albuminate oder Blutbildner nannte man die eiweißreichen Nahrungstoffe, auf welchen hauptsächlich die Ausübung der Kraft beruht, respiratorische oder fettbildende Nahrungstoffe sind die kohlenstoffreichen Speisen, für welche Birchow neuerdings den Namen Heizstoffe einführte. Die Nahrungsmittel der Menschen und Thiere enthalten aber noch eine dritte Classe von Nährstoffen, bekannt unter dem Namen der Nährsalze.

Ueber die wichtige Rolle dieser Nährsalze sagt Liebig: Die Albuminate und Heizstoffe sind ganz unermügend, zur Ernährung zu dienen und das Leben zu erhalten, wenn die Nährsalze nicht dabei sind und mitwirken, ohne die Nährsalze sind sie eben nicht nahrhaft. Der Begriff von einem vollkommenen Nahrungsmittel schließt also folgende drei Bedingungen in sich ein: es muß eine gewisse Menge von Albuminaten, sodann ein gewisses Verhältnis von Heizstoffen und Nährsalzen enthalten.

Man kann demnach von Fleisch, Milch und Brod, in welchen diese drei Bedingungen vereinigt sind, als von Nahrungsmitteln sprechen; aber Albuminate, Stärkmehl, Nährsalze allein sind keine Nahrungsmittel, sie sind Nährstoffe, ebenso unentbehrlich

für den Lebensprozeß als Luft und Wasser es sind, aber jedes für sich ist unvermögend, ihn zu erhalten. Da alle Vorgänge im Organismus, alle seine mannigfaltigen Lebensäußerungen durch die Speisen, Luft und Wasser vermittelt werden, so ist es klar, daß der Zustand des Körpers, den wir Gesundheit nennen, von dem richtigen Verhältnisse und dem richtigen Zusammenwirken dieser drei Erfordernisse abhängig sein muß.

Zum Objecte meiner gegenwärtigen Betrachtungen will ich nur die Speisen machen; den Einfluß von Luft und Wasser auf den menschlichen Organismus zu schildern, würde wohl zu weit führen und ich beschränke mich demnach auf die Beantwortung der Fragen: Was soll man essen, wie und wann soll man essen?

Ganz richtig bezeichnet es Klenke als eine Kunst, richtig zu essen und zu trinken. Es handelt sich dabei namentlich um die richtige Wahl der Stoffe, welche zur Nahrung dienen sollen und über deren zweckmäßige Verbindung miteinander zur Tagesdiät. Je mehr der Mensch die Würde der Cultur erreichte, umso bewußter und damit auch um so selbstbestimmender, wäherlicher und gefeßmäßiger soll er auch gegen seine eigene organische Selbsterhaltung verfahren. Werfen wir aber einen Blick in die Wirklichkeit, betrachten wir unsere Lebensweise, schauen wir in unsere Küchen, so werden wir die fast beschämende Wahrnehmung machen, daß wir, die fast auf allen Gebieten des Lebens gewaltige Reformen eingeführt haben und überall dem Fortschritte huldigen, in Bezug auf unsere Ernährung noch immer an alten Irrthümern und überlieferten Vorurtheilen hängen, daß wir mit zäher Hartnäckigkeit an dem Hergebrachten festhalten und die Lehren der Naturwissenschaft auf diesem Gebiete völlig ignoriren. Diese Irrthümer und Vorurtheile beziehen sich ebensovohl auf die vermeintliche Nährfähigkeit

mancher Speisen und auf irrationelle Zubereitung, als auf die Quantität und die Zeit des Genusses. Es ist in der That seltsam, wie schwer die Aufklärung gerade in den wichtigsten Fragen der Lebenserhaltung zur Geltung zu bringen ist, während doch Jeder mit Bangen an sein Ende denkt und Alles lieber über sich ergehen läßt, als Krankheit und Siedthum. Reformen in der Mode oder in Vergnügungen brechen sich schnell Bahn; wo aber von Entsagung oder Einschränkung, vom Aufgeben süßer Gewohnheiten, mit einem Worte vom Gehorsam gegen das Naturrecht des Organismus die Rede ist, da stößt man meist nur auf taube Ohren.

So kommt es denn, daß trotz der gegenwärtigen Weltherrschaft der Naturerkenntniß, trotz der Vortheile, die Chemie und Physik überall bieten, und trotz der allgemeinen Anerkennung, daß ohne naturwissenschaftliche Einsicht keine wahre Bildung mehr möglich wird, dennoch die menschliche Küche zurückgeblieben ist und die alten Gewohnheiten und Vorurtheile immer noch in voller Blüthe sind.

Alles Mögliche lernen unsere Frauen und Mädchen, Jahre werden verwendet, um vielleicht einen Walzer auf dem Piano richtig herabspielen oder einen französischen Roman ohne Lexikon lesen zu können, — nur jenes Ressort, das ihnen ausschließlich, wenigstens in unserem Mittelstande, übertragen ist: die Küche, wird als Aschenbrödel, als ein nothweniges Uebel betrachtet, dem man möglichst geringe Mühe und Aufmerksamkeit zuwendet. Einige Wochen, bevor das Mädchen vor den Traualtar tritt, wird gewöhnlich erst daran gedacht, daß die junge Frau ja doch auch ein wenig von der Kochkunst verstehen solle und in aller Eile wird nun das Versäumte nachgeholt und ein wenig oberflächlich lochen gelernt. Wo aber lernt man kochen? Im Hause, von der Mama? — Diese hat selbst meist nur recht primitive Kenntnisse,

welche im Laufe der Jahre eher als jugenommen haben. Die Aufziehung der kleinen Kinder, die Sorgen für Wäsche, Kleidung u. s. w. haben in den meisten Fällen die Frau so sehr in Anspruch genommen, daß sich in der Küche ein gewisser schläfriger Schlenbrian einbürgerte, der nur darauf bedacht ist, den Mittagstisch mit solchen Speisen zu versorgen, deren Bereitung die geringste Arbeit und Mühe in Anspruch nimmt. Da sieht denn dieser Tisch jahraus, jahrein stets dieselben Gerichte und Variationen treten nur bei dem Wechsel der Köchinnen ein, von denen jede eine oder die andere eigene Leibspeise der Familie aufocroyirt. Kochen, im eigentlichen Sinne des Wortes, geschmackvoll, nahrhaft und dabei billig kochen können übrigens diese Köchinnen, die fast ohne Ausnahme nichts lernen und nichts vergehen wollen, auch nicht. Ohne Interesse für die Sache, ohne Verständnis und ohne Geschmac vollenden sie ihr Tagewerk, meist nur darauf bedacht, bei dem Einkaufe der Lebensmittel einen Gewinn für sich herauszuschlagen oder vom Braten ein Stück als zarte Liebesgabe für irgend einen meist bemaffneten, stets aber Appetit habenden Freund, Bruder oder Vetter in Ersparung zu bringen.

Wo endlich könnte das Mädchen kochen lernen, wird man fragen und ich bin nicht in der Lage, diese Frage zu beantworten. Eine Art gastronomischer Hochschule war bis in die letzte Zeit die Prälatenküche, aber seit die Einkünfte der geistlichen Herren ebenfalls wesentlich geschmälert wurden, haben auch diese ihre Haushaltungen reduziert und ihre Tafelfreuden eingeschränkt, ebenso hat man in unseren Tagen aus anderen Gründen Bedenken erhoben, die Mädchen in die Küchen der Geistlichkeit zu senden. Es bleibt also schließlich gar keine andere Auswahl, als die sogenannte Hotellküche. Erfahrungsgemäß aber liefert die Hotellküche dem bürgerlichen Haushalte selten eine

taugliche Köchin. In den großen Etablissements dieser Art ist nämlich eine solche Theilung der Arbeit durchgeführt, daß eine Candidatin nur zu einseitigen Kenntnissen gelangt. Sie wird vielleicht eine taugliche Mehlspeise präpariren oder eine zierlich aussehende Torte herstellen können, jedoch keine Ahnung haben, wie man aus einem Stück Rindfleisch eine gesunde, nahrhafte und wohlgeschmeckende Speise macht, ganz abgesehen von einer guten Suppe oder einem rationell zubereiteten Gemüse, welche zwei Speisegattungen in fast allen Gasthausküchen mit weitgehender Mißachtung behandelt werden. Endlich verliert eine Gasthausköchin durch die stete Beschäftigung mit großen Quantitäten die für einen kleinen Haushalt notwendige Oekonomie und gelangt zu der Anschauung, daß aus Wenigem überhaupt nichts Anständiges herzustellen sei. Es erübrigt also noch das Kochbuch. Hier will ich gerne zugeben, daß in der letzten Zeit ganz tüchtige Arbeiten dieser Art im Buchhandel erschienen sind; aber ich meine, daß praktische Thätigkeit und Erfahrung unbedingt nothwendig sind, um von den Recepten eines Kochbuches den richtigen Gebrauch machen zu können. In den Händen mancher jungen Dame aber kann ein Druckfehler im Kochbuche lebensgefährlich werden.

Nach dieser dem Leben entnommenen Darstellung wird man mir einerseits sicherlich nicht Unrecht geben, wenn ich über die Einseitigkeit in der weiblichen Erziehung klage und andererseits wird man sich nicht mehr wundern, wenn die eine Hälfte der dem sogenannten Mittelstande (Beamte, Lehrer, Officiere) angehörenden Familien blutleer und die andere magentrank ist. Bei aller Achtung und Anerkennung für die wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Mädchen halte ich demnach ein Lyceum, wo das Mädchen gut und zweckmäßig kochen und waschen lernt, kurz, wo es sich zur echten Hausfrau bildet, für mindestens ebenso nothwendig, als jenes,

wo die Mädchen allerdings die Geheimnisse des gestirnten Himmels zum Gegenstande ihrer Studien machen, darüber aber leicht vergessen, daß sie auf diesem Planeten, „Erde“ genannt, wandeln und ihrer hier ein schöner Beruf und ernste Pflichten warten.

Oder glaubt man wirklich, daß die Küche so ganz nebensächlich und bedeutungslos ist, daß es sich nicht lohne, ihr eine mehr als oberflächliche Beachtung zu widmen? Fast scheint es so, denn sonst könnte man den Leichtsinne nicht begreifen, mit welchem man Kraft und Arbeitsfähigkeit, Gesundheit und Leben vertrauensvoll der größten Unwissenheit, der gedankenlosesten Indolenz überläßt. Die Küche ist in materieller und praktischer Bedeutung eine chemische Werkstätte, in welcher der Mensch mit Hilfe von Feuer und Wasser die Stoffe der drei Naturreiche in jener Weise verbindet und verändert, daß sie den complicirtesten aller Organismen, den menschlichen Körper, in seinen Functionen ungehört erhalten oder mit anderen Worten ihn ernähren und zwar so ernähren, wie dies die vorgeschrittene Cultur und die mit ihr verbundene Veränderung unserer Verdauungskraft erfordern. In der Küche greift der Mensch in die chemische Natur der Körper ein, er wendet chemische Kräfte an und bewirkt chemische Veränderungen in den Bestandtheilen der Körper. Nun aber hat die Hausfrau oder Köchin keine Ahnung, woraus die Körper bestehen, wie sie auf einander einwirken, wie sie sich in ihren Bestandtheilen verändern, welchen Nahrungswerth sie haben und wie sie sich gegenseitig ergänzen, und trotzdem fungirt sie in ihrer chemischen Werkstätte und bereitet die das Leben erhaltende Nahrung für Alt und Jung.

Dr. Hermann Klenke, dessen ich früher schon gedacht habe, sagt in seinem chemischen Koch- und Wirthschaftsbuche, das ich als zweckmäßigen Rathgeber für Frauen und Mädchen bestens empfehlen kann, über die Wich-

tigkeit der Küche Folgendes: Ist die Küche das chemische Laboratorium der Hauswirthschaft, so muß eine der Küche vorstehende Hausfrau nothwendigerweise eine gewisse Einsicht in die Chemie des Kochens und der Nahrungsmittel sich eigen machen, wenn sie der Bildung der Zeit genügen und mit Bewußtsein handeln, aber auch sich und dem Haushalte reell nützen will; es sind ferner noch andere wichtige Naturprocesse vorhanden, welche ihre große Rolle in der Hauswirthschaft, sowohl in Speisekammer und Keller, wie in der ganzen Anlage der Wintervorräthe, auf Gesundheit, Ruhen, Genuß, Ersparung und Wohlstand geltend machen. Diese Gründe dürften wohl ausreichen, um die Küche in ihrer directen Abhängigkeit von der Chemie und damit in ihrer materiellen praktischen Bedeutung als die chemische Werkstatt der Hausfrau zu würdigen und als solche zu begreifen. Sie hat aber auch noch eine andere, eine culturhistorische, sittliche Bedeutung. Aus dem Zustande der Küche kann man berechnete Schlüsse auf den Culturzustand eines Volkes und auf den Grad der Bildung des einzelnen Menschen ziehen. Und wenn man den Einfluß der Nahrungsmittel auf gewisse geistige Functionen des Menschen erwägt, wenn man bedenkt, daß sich die seelischen Formen den körperlichen sozusagen anschniegen, jedenfalls aber von ihnen beeinflusst werden, wenn man endlich bedenkt, daß die Nahrung dem Keuferen des Menschen ihren Stempel aufdrückt, so kann man wohl mit Molechott und Feuerbach sagen: „Der Mensch ist das, was er isst.“ Das feinere oder gröbere Material, was er zur Erhaltung seines Körpers wählt, woraus sein Blut, sein individuellster Lebenssaft gebildet wird, der sein ganzes Nervenleben durchdringt, auf seine geistige Frische und seine seelische Stimmung den directesten Einfluß hat und auch seine äußere Erscheinung aus den Elementen der

Nahrung aufbaut und erhält, dieses Material, das durch Speise und Trank aufgenommen wird, ist der Mensch selber in seiner Erscheinung.

Die Wichtigkeit, welche die Zubereitung unserer Nahrungsmittel für uns besitzet, wurde oft genug, namentlich in neuester Zeit, wo man mit gewissen, übertrieben idealen Anschauungen gebrochen hat, eingehend betont, und ernste Männer hielten es nicht für unwürdig, sich mit der Kochkunst zu beschäftigen. Von dem berühmten Romanschriftsteller Alexander Dumas dem Vater wird erzählt, daß er sich jahrelange mit der Zbee getragen habe, den fünfhundert Bänden seiner sämtlichen Werke als letztes ein Kochbuch anzureihen. Im Sommer 1869, somit zwei Jahre vor seinem Tode setzte er sich in der That an die Arbeit und schon im nächsten Jahre übergab er seinem Verleger das umfangreiche Manuscript des „Dictionnaire de Cuisine,“ welches interessante Werk als literarisches Vermächtniß des großen Romanciers vor einigen Jahren im Buchhandel erschienen ist. Dumas' Wahlspruch lautete: Der Mensch nährt sich nicht von dem, was er genießt, sondern von dem, was er verbaut. Von unserer Geburt an stehen wir unter dem Gesetze, täglich dreimal zu essen, damit wir jene Kraft wiederersetzen, die wir durch Arbeit oder durch den chemischen Umstellungsproceß in unserem Organismus verlieren.

Somit bin ich bei Beantwortung der Frage, wann und wie oft man essen solle, angelangt. Wenn wir auf physisches Wohlbefinden, auf geregelte Verdauungsthätigkeit, welche nach dem Aussprüche eines französischen Philosophen, die Quelle alles irdischen Glückes ist, einen Werth legen, so müssen wir eine feste Regelmäßigkeit in unseren Mahlzeiten uns zum Gesetze machen und auch das jedesmalige Quantum dieser einzelnen Mahlzeiten festhalten. Untersuchungen über die nothwendige Quantität von Nahrungs-

mitteln haben ergeben, daß ein erwachsener Mensch in einem Tage nicht mehr als ein Pfund fester Nahrung bedarf, um den Gesetzen und Forderungen der Natur, die Erhaltung seines Körpers betreffend, vollständig zu genügen. Diese Quantität ist nun in zweckmäßiger Weise auf die drei täglichen Mahlzeiten so zu vertheilen, daß die Hauptmahlzeit auf die Mittagsstunde fällt. Die natürlichste Zeiteintheilung des Essens geschieht in Pausen von 5—6 Stunden, so daß, wenn man etwa Morgens um 7 Uhr frühstückt, man um 12 oder 1 Uhr zu Mittag und um 6 oder 7 Uhr zu Abend und zwar zum letztenmale vor dem Schlafen essen soll. Alle Zwischenmahlzeiten, wie das beliebte zweite Frühstück oder die Kaffeejaufe sind üble Gewohnheiten und verschwenden nur Zeit und Verdauungssäfte, Magen-thätigkeit und Nahrungsmittel. Entschieden ungesund ist das Essen unmittelbar oder doch kurz vor dem Schlafen. Die Folgen davon sind gewöhnlich ein schwerer Schlaf mit beängstigenden Träumen, am Morgen Verstimmung des Gemüthes und Schwerefülligkeit des Geistes, Magensäure und schlechter Geschmack im Munde.

Die Frage, wie viel man essen solle, läßt sich nur annähernd beantworten. Hier gilt die biätische Regel, man esse niemals so lange, bis das Sättigungsgefühl während des Essens eintritt. Ein altes Volkssprichwort zeigt uns auch hier den richtigen Weg. Es lautet: „Man höre auf, wenn es am Besten schmeckt.“ Der mit Vernunft begabte Mensch, dem das Leben mehr und höher als ein flüchtiger Genußrausch, ein momentaner Sinnenspiegel gilt und dem die Gesundheit auch in gesunden Tagen nicht gleichgiltig ist, soll eben nicht nur die Mahlzeiten nach einer richtigen Zeit eintheilen, sondern auch, wie schon erwähnt, die Quantität auf ein richtiges Maß beschränken. Ein unregelmäßiges, an keine Zeit gebundenes Essen macht den

Menschen, wie Klenke sagt, zu einem stets verdauenden Wiederläufer und läßt ihn wegen der ununterbrochenen Magenfunction für andere eblere und nützliche Lebensverrichtungen nicht die nöthige organische Leichtigkeit und seelische Disposition gewinnen; wer oft und viel ißt, wird immer träger, stumpf im Geiste, müde im Gemüthe, schwerfällig in der Arbeit. Ein rühriger, nach That und Nützlichkeit strebender Mensch, dem es Bedürfnis ist, der geistigen Welt mehr als der leiblichen anzugehören, wählt nicht nur die möglichst einfachen Speisen, deren chemische Wirkung auf einander schon der gewöhnliche praktische Verstand zu beurtheilen gelernt hat, sondern er beschränkt auch das Maß auf ein den organischen Anforderungen entsprechendes Verhältnis.

Ich gelange nun zu der Frage: Wie sollen wir essen? Auch hier gibt uns die in Sprichwörtern sich ausdrückende Volksweisheit die Anhaltspunkte. Eines dieser Sprichwörter sagt: „Wer gut verbaut, lebt lange“, ein anderes: „Wer langsam ißt, ißt lange.“ Beide ergänzen sich und sagen nichts anders, als daß wir so essen sollen, daß die Verdauung möglichst gefördert werde und das richtige Mittel hiezu bestehe eben in dem langsamen Essen.

Ein sehr wesentlicher Factor zur Verdauung ist nämlich der in den Drüsen der Mundhöhle sich entwickelnde Speichel, welcher während des Kauens hervortritt und mit den Speisen sodann in den Magen gelangt. Bei raschem Essen wird diese Verbindung gehindert und die Verdauung erschwert.

Es ist eine erfahrungsgemäße Thatsache, daß alle Schnelleßer früher oder später an Magenschwäche leiden, ebenso wie jene Personen, deren Speicheldrüsen krank sind oder die den Speichel anderwärts, wie spuckende Raucher, vergeuden. Die Magenverdauung soll übrigens als wichtigster Act und Anfang der chemischen Umwandlung der

Speisen in Ernährungsstoff bei jedem Gebildeten Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit sein.

Der Magen soll nicht überladen, nicht mit unverdaulichen Stoffen besetzt und nicht durch solche Substanzen und Getränke gestört werden, welche die chemisch auflösende Kraft des Magensaftes schwächen. Der Magen soll aber auch in seiner begonnenen Arbeit nicht durch neue Zufuhr von Speisen belästigt werden, die in den Act der ersten Verdauung hinzukommen und den Magen zwingen, immerfort und ohne Erholung zu arbeiten.

Ich komme schließlich zu der Frage: Was sollen wir essen? Diese Frage im Detail zu beantworten, würde den mir zugemessenen Raum ebenso überschreiten, wie meine Fachkenntnisse, ich begnüge mich daher mit der Bemerkung, daß man jene Nahrungsmittel zu sich nehmen soll, welche in ihrer Verbindung das dem Organismus nothwendige Quantum von Albuminaten, fettbildenden oder Heizstoffen und Nährsalzen enthalten. Deshalb empfiehlt sich eine aus vegetabilischen und animalischen Stoffen gemischte Nahrung; denn der reine Vegetarianismus, also die bloße Pflanzenkost ist ebensowenig zu empfehlen, wie die aus Fleisch allein bestehende Nahrung. Bei einer nur aus Vegetabilien bestehenden Kost erhält der Organismus zu viel Kohle, bei der animalischen Nahrung allein, zu viel Stickstoff. Die moderne Diätetik empfiehlt als zweckmäßigste Nahrung gebratenes Fleisch und frische Gemüse.

Der Stoff, den zu besprechen ich mir vornahm, ist mit den Andeutungen, die ich geben konnte, keineswegs erschöpft, aber wenn es mir gelungen ist, den Leser über dieses wichtige Capitel in unserem materiellen Leben zu eigenem Nachdenken und zu weiteren Forschungen durch Lectüre von Fachschriften anzuregen und den Arzt bei seinen diätetischen Rathschlägen zu unterstützen, so ist mein Zweck erreicht.

Von der göttlichen Gesellin.

Eine Plauderei.

Einer der überschwänglichen Dichter des vorigen Jahrhunderts hat eines Tages so gesungen: „O Phantasie des Menschen! Dein unbegreiflich rascher Flug ist ein hohes Wunder der Schöpfung. Du bist ein Nebel der rauhen Wüste, der erst drüben im elyrischen Blumenlande als lautere Quelle hervorstromen wird. Wahrlich, Dein Vaterland liegt nicht im Raume; Dein Name ist Unermesslichkeit. Wem diese unermessliche Anlage im Bau einer menschlichen Phantasie nur für ein irdisches Menschenleben aufgeführt scheint, der ist kein Mensch und der wahren Menschheit unwürdig.“

Mit diesem Liebe Ernst Wagner's sind wir heute — da wir schon in den Schulbänken empirische Psychologie treiben — schlechterdings nicht mehr einverstanden.

Wir wissen, die Phantasie hängt nur von den sinnlichen Erfahrungen ab. Je reicher und mannigfaltiger diese Erfahrungen sind, desto mächtiger und üppiger ist die Einbildungskraft. Ein Nordländer und ein Südländer, oder ein Bergmann und ein Seefahrer, welche durch ihre Verhältnisse zu der Natur grundverschiedene Eindrücke empfangen haben, werden gewiß nicht die gleichen Bilder träumen. Der nordische Barde Ossian hat — wie wir wissen — ganz anders gebichtet als Dante in seiner südländischen Feiesgluth. Wenn Dante's Phantasie uns Himmel und Hölle schafft, vor deren seltsamer Gewalt wir uns entsetzen, so vermag uns das nicht zu täuschen; er schuf sie doch mit irdischen Mitteln und für unser irdisches Begriffsvermögen, denn sonst

könnten wir ihm in seiner Dichtung nicht folgen — und übernatürliche Dinge, wenn sie überhaupt denkbar wären, müßten uns stets farb- und wesenlos erscheinen.

Unsere Phantasie scheint nur dann aus dem Bereich des Natürlichen zu springen, wenn sie unlogisch wird. Unlogisch aber ist durchaus noch nicht übernatürlich und im Realen wird jede Unlogik von der Natur zerstampft und zernichtet. Die Phantasie ist stattheraft; sie weiß dem Materiellen auf Augenblicke oder auch auf eine längere Weile zu entkommen, spielt jedoch mit irdischen Dingen und wie ein übermüthiger Kobold wirft sie Alles durcheinander, was nicht zusammen gehört. Uns ist es ein Leichtes, an Dinge und Zustände zu denken, die nicht möglich sind, aber wirkliche Bestandtheile müssen wir dazu haben. Wir können uns ein frei in der Luft schwebendes Haus vorstellen, aber wir bedürfen zu dieser Vorstellung eines Hauses und eines freien Raumes. Wir vermögen uns vielleicht einen Baum zu denken, der so hoch ist, daß sein Gipfel die Sonne berührt; wir würden aber zu dieser Einbildung vollständig unfähig sein, wenn wir nie einen gewöhnlichen Baum, nie den Sonnenstern gesehen hätten. Der berückigte Pater Kochem hat mit mehr Ernst und Absicht als je Einer uns die „andere Welt“ zu schildern versucht; er hat selbst daran geglaubt, da er seine Phantasien für Offenbarungen Gottes hielt. Trotzdem hat er sein himmlisches Zion, die goldene Stadt der Auserwählten, und sein unterirdisches, 50 Geviertmeilen großes

Höllengewölbe mit dem grobkörnigsten Materiale gebaut. Wohl kennt er z. B. ein ewiges, stets loberndes und quälendes Feuer, das keinen Schein hat — Flammen, die man im Finstern nicht sieht — aber hierin ist er eben schon an die Grenzen gelangt, wo alles Bildliche und somit in uns auch alles Interesse dafür aufhört.

Es gibt eine Alltags- und eine dichterische Phantasie. Wenn wir auf einem grünen Kornfelde im Geiste ein wohlgerüstetes Kriegsheer sehen und den Lärm der Schlacht vernehmen, so ist das auch Phantasie, aber sie ist aus dem Gedächtnisse hervorgegangen und reproducirt ein Bild, das einst thatsächlich geschaut oder anderwärts erfahren worden war — es ist die reproducirende Phantasie. Wenn aber der Evangelist Johannes in seiner Apokalypse hoch in der Luft einen Reiter sieht, dessen Pferd lobernde Flammen speit, oder ein Seeungeheuer mit sieben Köpfen, so ist das die zügellose, die schöpferische Phantasie, die durch Zusammensetzung bekannter Dinge ein völlig neues Bild formt, das sich freilich in's reale Leben herein niemals reimen wird.

Diese schöpferische Phantasie ist eine der schönsten Gaben, welche die Natur den Menschen je verleihen kann. Zwar meint Ernst Raupach, es wäre ein schlimmes Zeichen, wenn die Bilder der Phantasie gespenstisch außer uns sich sehen ließen, denn das deute auf einen Zwiespalt zwischen Geist und Körper, der leicht zum offenen Bruche führen könne. Und Leopold Schefer sagt: „Die Phantasie hat ihre eigenen Leiden. — Der wahre Tag ist werth, daß Du ihn lebst, die Wahrheit ist das göttlichste Gedicht.“ Hingegen redet Jean Paul der Phantasie warm das Wort und warnt nur, die Phantasien nicht für Wahrheiten zu halten.

Unstreitig führen geistigbegabte Menschen durch die Macht der Phantasie ein höheres und wahrlich auch

inhaltsreicheres Leben, als gewöhnliche Leute je zu ahnen vermögen. Die Güter und Genüsse dieser Welt — sie mögen in Reichthum, Schönheit, Ehre, Macht u. s. w. bestehen — haben insoweit doch bloß einen imaginären Werth, als sie nur Den beglücken, der sich von denselben beglücken lassen will. Der von einer Welt fetirte Millionär ist von dem Augenblicke an, da er sich einbildet, nicht glücklich und zufrieden zu sein, unglücklich. So häufig finden wir bei dem armen Manne das seiner selbst unbewußte Bestreben, in Phantasien zu schwelgen. Er liebt die Sagen von vergrabenen Schätzen, die Märchen von heldenhaften Prinzen und schönen Prinzessinnen und von goldenen Palästen. Er freut sich an seinen nächtlichen Träumen und sucht sie auf ein künftiges Glück zu deuten. Er wagt oft seinen letzten Zehner im Lottospiel, um acht Tage lang in der Hoffnung auf einen Terno zu schwelgen und sich das Leben auszumalen, das für ihn mit dem Treffer kommen wird. Und schlägt ihm Alles fehl auf Erdb, so hat er sich ja in seinem Geiste ein Reich aufgestellt, in das er einst eingehen wird, um zur ewigen Herrlichkeit erhöht zu werden, weil er hier erniedrigt war.

Wenn nun die Phantasie im Stande ist, in dem geistesträgen Mann aus dem Volke solche Bedeutung zu erlangen, um wie viel mächtiger und triumphirender wird sie erst in erfahrungsreichen, bewegsamem Geistern wirken können. Der Künstler bildet in der Phantasie die Ideale. Er verleiht den Musterbegriffen, denen in der Wirklichkeit nichts entsprechen will, die Gestaltung. — „Nirgend in der natürlichen Welt“, sagt G. A. Lindner in seiner empirischen Psychologie so richtig, finden wir den „wahren Freund“, den „vollkommenen Staat“, den „moralischen Charakter“ so, wie sich unsere Phantasie diese Gegenstände vorstellt. Dessenungeachtet gibt es Men-

schen, die sich als wahre Freunde zu bewähren und als moralische Menschen zu bethätigen suchen.“ Und dieses Bestreben hat seinen Grund in dem Drange nahezu kommen dem Ideale, welches geschaffen worden von der geläuterten Phantasie, über die unser Altmeister so dankbar ausruft:

Laßt uns Alle
Den Vater preisen,
Der solch' eine schöne,
Unverwelkliche Gattin
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen!

Die Phantasie ist besonders in der Jugend thätig, gleichwohl sie im erfahrungs- und eindruckreichen Alter viel mehr Stoff dazu hätte. Aber zu den Erfahrungen gehören eben auch die Enttäuschungen und diese haben den Schiller'schen Ausspruch: Ewig jung sei nur die Phantasie! lügenstrafend, dem feurigen Rosse einen herben Zaum angelegt. Die Enttäuschungen vermindern die Zuversicht und den Glauben an Ideale und wohl auch den Genuß des Lebens und die Freude an den Schönheiten der Natur.

Die Naturschönheiten — und bei diesen wollen wir weilen — sind zwar in ihrer Art so vollendet, daß sie unsere Phantasie nicht zu vervollständigen vermag. Wohl aber in gewisser Beziehung zu überholen. Der Pegasus der Phantasie läßt sich von der Vernunft nicht gerne Zügel anlegen und so geschieht es häufig, daß z. B. Reisende mit lebhafter Einbildungskraft sich gerade von den berühmtesten Gegenden und Gegenständen, welche sie das erstemal sehen, enttäuscht werden. Die begeisterten Beschreibungen, die man über Neapel liest: („Der schönste Punkt auf Erden!“ „Neapel sehen und sterben!“) haben manche Phantasie derart überspannt, daß Mancher etwas erwartet, was in der Natur platterdings nicht möglich ist. Ähnlich ergeht es mit der Peterskirche in Rom. Das ist der größte Tempel

auf der Welt, wohl an, so lassen wir ihn wachsen über alle Vergleiche, wir haben ja die Mittel dazu und dann stellen wir den Stefansdom mitsammt dem Thurm in eine Altarnische hinein. — Schließlich ist's ein Menschenbau, wie andere Menschenbauten auch sind, nur macht ihn uns die übertriebene Erwartung für den ersten Augenblick kleiner, als er wirklich ist.

Ueberschwängliche Reisebeschreiber und Dichter haben uns so viel von „himmelanstiegenden“ Felswänden, von „erhabenen“ Gipfeln, die „über die Wolken hinausragen“, von „donnernden Wasserfällen“, die „aus der Himmelsweite selbst herabzustiegen scheinen“, von „gigantischen Felssthoren und Untermelzspforten“, von „unergründlichen Klüften“, von „Eismereen“, von „Eisthürmen“ gesprochen. Wir lesen das, gehen hierauf voll von hochgespannten Erwartungen in die Alpen und sind enttäuscht.

Ähnlich ist es mit den „rollenden, thurm hohen Wogen“ des Oceans, mit den Schrecknissen der Wüste in Afrika. — „Wir Schriftsteller und Künstler“, sagt J. G. Kohl in seinem vortrefflichen Buche über die Alpen, „welche diese Dinge darstellen, verlieben uns während der Arbeit in unseren Gegenstand; wir wollen doch etwas recht Würdiges und Außerordentliches hinstellen, das Gemüth unserer Leser erschüttern, und gehen daher mit unseren Worten etwas über das Maß der Wirklichkeit hinaus. Die Leser aber, deren Phantasie gleich der Phantasie aller Unerfahrenen unendlich willig und regsam ist, gehen nun auch ihrerseits, wie junge Mädchen, die einen Romanhelden studiren, noch über das Bild des Autors hinaus, und so gestaltet sich denn in ihnen ein Phantasiemalbe von der Gebirgswelt, das alle wirklichen Leistungen der Natur um ein paar tausend Ellen übertrifft, und das sie auf einer wirklichen Reise in den Bergen, wie die Jugend ihre Kinderschuhe erst

abtragen müssen, bevor sie zu der rechten Erkenntniß und Würdigung und zu dem wahren Genusse des Erhabenen gelangen können.

Solche Täuschungen finden meistens nur bei dem Großen, Kolossalen statt; weit seltener bei dem Anmuthigen, Jbylischen und Zarten. Der Montblanc, die Jungfrau scheinen in der Wirklichkeit keinem Reisenden so hoch, als wie er sie sich dachte. Die Felssthore sind nie tief, die Abgründe nie klastend genug. Der Monte Rosa ist viel zu niedrig, der St. Gotthard viel zu zahm, die Wasserfälle haben zu wenig Schaum und Gischt. — Wie die Kinder sich von den Königen einbilden, daß sie immer mit der Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der Hand erscheinen, und sich dann wundern, wenn sie eine Majestät im Ueberrod erblicken, so denken wir Leute aus den Niederungen uns die Gletscher mit ihren ewigen Eiskronen und sonnenbestrahlten Gipfeln, und so wundern wir uns, wenn wir sie dann viel alltäglicher finden.

Das Erhabene in der Natur liegt bisweilen auf einer ganz andern Seite, als die ist, an der wir es sehen wollen. Es fällt nicht gleich in die Augen; es ist nicht so grell und dick aufgetragen, nicht so handgreiflich, wie Unerfahrene meinen. Auch die Größe muß entdeckt werden und wir müssen unsern Blick darauf einüben.

Kommt ein Neuling in die Berge, so trägt er anfangs eine hochfahrende Verachtung für Felswände und Abgründe zur Schau. Es sind keine Schreden da! — Der Respect gegen die Gebirgsnatur kommt erst später.

Vor Allem muß sich das Auge an eine richtige Beurtheilung der Größenverhältnisse gewöhnen. Wo Alles kolossal ist, dort müssen wir uns erst einen Maßstab suchen. Steht man unten am Berge, so erscheint die Höhe in der Verkürzung; der Gipfel steigt erst mit uns selber empor. Die fer-

nen Spitzen erscheinen uns zu wenig plastisch, alle Abgründe geebnet; erst wenn man sich hinein begibt, zerfällt vor dem staunenden Auge Alles in seine ihm eigene, wilde Zerklüftung. Dann sieht man schauernd die Wildniß und die Schreden und kommt zur Ueberzeugung, daß kein Naturschilderer noch der Natur genug gethan hat.

Und dennoch gibt es einen Umstand, in welchem es scheint, als hätte unsere Phantasie der wirklichen Natur einen thatächlichen Vorsprung abgewonnen, und als wäre die Welt, hätte sie der Mensch erschaffen, ganz anders und noch großartiger ausgefallen, als wie sie eute sich uns darstellt.

J. G. Kohl hat uns aufmerksam gemacht auf Dinge, die wir von der Natur haben möchten, die sie aber nicht geschaffen hat. — Man denke sich einmal ein kleines Gebilde, wie es etwa ein Stück lockeren Brotes oder Schwammes mit allen seinen Löchern und Gängen und Höhlen darstellt, millionenmal vergrößert, so daß ein Berg von gleicher Form daraus wird. Ein solcher Berg müßte in der That ein achttes Wunder der Welt sein. Er kommt aber in der ganzen Natur (unseres Planeten) nicht vor, obwohl man doch nicht sagen kann, daß es der Natur unmöglich gewesen wäre, ein solches Gebilde herzustellen; denn, vermochte sie es, einige Höhlen zu bewerkstelligen, so hätte sie es ja auch vermocht, einen Berg so mannigfaltig zu durchlöchern, wie es ein Wespennest ist. — Oder man denke sich einen natürlichen Tunnel von kolossalen Dimensionen, mit mehreren hundert Fuß hohen Wänden und einer Länge von einigen Stunden. — Aber ein solcher Höhlengang kommt nirgendts vor.

Wie interessant wäre es, wenn einmal die Gebirgswand, welche zwei Thäler trennt, von einem hohen Thorwege durchbrochen wäre, durch dessen beide Eingänge man in zwei

verschiedene Thalwelten hinausblühte! — Was würde man zu einer drei Ellen hohen Cascade sagen, die aus dem Gipfel eines freistehenden Berges wie der Wasserstrahl aus dem Schädeld eines Walfisches hervorschöpfe in einem hundert Fuß hohen Bogen? — Sie würde gewiß alle Reisenden befriedigen. Und wäre sie eine Unmöglichkeit? Es dürfte nur ein großes, stets wohlgenährtes Wasserbassin auf einem benachbarten, noch höheren Berge existiren und aus diesem Bassin eine unterirdische Röhre in die Spitze des ersten Berges hinaufführen, so wäre der schäumende, spritzende Wasservulkan da. Aber so großartig hat die Natur nicht gedacht und gearbeitet.

Ober was sagt man zu folgendem Bilde? Ein mächtiger Wasserstrahl kommt von einem hohen Bergplateau herabgeschossen. Am Abhange liegt ein enges, tiefes Thal, über das er, von der Gewalt des Falles beflügelt, hinüberseht. Der gegenüberliegende niedrige Berg ist so gestaltet, daß er ihn aufnehmen und auf seinem abgewendeten Rücken hinabgleiten lassen kann. Wir in der Tiefe des Thales sehen über uns den perlenden, kry stall'nen, schäumenden Bogen, ohne daß ein Tropfen zu uns herabkommt. — So etwas wäre der Mühe werth gewesen. — Auch möchte ich einmal einen Berg sehen, der so gerade durch auseinandergehauen wäre, wie etwa die Kreuzritter in der Schlacht zuweilen die Türken auseinander gespalten haben wollen, von dem Scheitel bis auf die Fußstehen. —

Und auf der See! Wie wäre es, wenn irgendwo auf dem Meeresgrunde ein tausend Geviertklaster großes Loch entstände und das Wasser plötzlich in den Bauch der Erbkugel sich zu gießen begänne? Welch' ein brüllender Wirbel auf der Oberfläche; Welch' ein tolles Tanzen der Schiffe viele Meilen weit! — Das wären ja Möglichkeiten und wie interessante! — Aber die Natur ist so schwerfällig und gesetzt, und Extreme, die allenfalls da sind, scheint sie immer mehr ausgleichend zu wollen, anstatt den Ansprüchen unserer Phantasie nachzukommen.

Astronomen behaupten, daß in der Zeiten Lauf am Himmel Sterne verschwunden und neue erschienen wären. Wie schön, wenn einer dieser himmlischen Wanderer seinen Weg nahe an unserer Erde vorübergenommen hätte! — Die Offenbarung prophezeit den Untergang der Welt durch das Feuer.

Die Welt durch Feuer vernichtet! In dieser Idee hat die menschliche Phantasie ihren Culminationspunkt erreicht.

Ein solches Ende der Welt ist nicht möglich, sagen die Naturforscher, gleichwohl sie anderseits nicht bestreiten möchten, daß die Natur wohl Mittel habe, Alles, was sie durch ihren eigenen Weg im Organismus des menschlichen Gehirnes zu denken gestattet, thatsächlich auch zu vollführen.

Dann freilich wäre der Ausgleich hergestellt; dann wäre auch unser phantastischer Traum von einer der einstufigen Vollkommenheit des menschlichen Geschlechtes der Erfüllung zü-

3.

Kleine Laube.

Klinginsland.

Von August Silberstein.*)

Beim Menschenmunde
Verbleibt im Grunde
Das Beste zu wissen,
Von wegen dem Küssen!

Mit Einer Zunge
Da ward die Lunge
Genügend versehen,
Doch Lippen sind zween.

Deshalb beim Schabe
Nur einfach schwabe —
Doch laß' es nicht missen
An doppelten Küssen!

Das Allermeiste in der Welt
Richtet doch das Rad aus,
Kein Stab, der steht und fällt,
Bewirkt so viel geradaus.
D'rum soll man stets sich ründen,
Daß man nicht eckig wachse —
Und soll sich wacker finden
Stets an der richtigen Achse!

Nachts wenn Alle schlafen gehen
Und das letzte Licht versunkelt,
Wird gar helle vor Dir stehen,
Was der Tag Dir hat verdunkelt.

Ein Mord im Walde.

Was nur der Auflauf bedeutete!
Der ganze Platz war voll von Hinzueilenden und Davonspringenden. Sie drängten und wogten hin und her, sie stießen in der Hast aneinander; die nicht schnell weiter konnten, wurden niederbedrückt, ja, hie und da lief sogar

Wehe, wenn Dir Dein Gewissen
Nicht die Bilder hold verschönet;
Kimmer, trotz der Ruhelissen,
Kommt der Schlaf, so heiß ersehnet
Nichter ist die Nacht, die stille,
Donnernd Urtheil spricht ihr Schweigen,
Und die farbenlose Hülle
Schleicht sie um den grellen Keigen.
Deine Augen zuden, brennen,
Und vom peinelad'nen Wesen
Nur vernichtend Selbstbekennen;
Und die Keue kann Dich lösen.
Wenn die Thran' dann leis' zerdrücket
Und die Kraft bestegt das Bangen —
Tracht', daß Du ein Herz beglucket
Eh' die Sonne untergangen!

Stark ist der Löwe, der jedes Kämpfen wagen
kann,
Stärker der Stein, den nimmer ein Löwe zer-
nagen kann,
Noch stärker das Eisen, das auch kein Stein
zer schlagen kann,
Am stärksten aber das Menschenherz, das
ertragen kann,
Was weder ein Wort noch Menschenmund
je sagen kann!

Eins über den Leib des Andern hinweg. Ich ragte wie ein Ungeheuer über der erregten Menge, und zwar so hoch, daß die kleinen Augen selbst mittelst eines Fernglases kaum im Stande gewesen sein würden, mein Haupt zu erblicken. So bückte ich mich, um zu sehen, was denn dieser Auftritt der Ameisen auf dem sandigen Waldweg bedeute.

*) Aus dessen demnächst erscheinendem Büchlein „Klinginsland“, auf das wir unsere Leser schon heute angelegentlich aufmerksam machen.

Und sah es bald. Es war der Kampf der Ameisen mit einer Kieferraupe. Diese mochte träge ihres Weges gekrochen sein, vielleicht durchdämmert von religiöser Ahnung eines zukünftigen Schmetterlingslebens, vielleicht auch nur im Hunger nach Materiellem, saftige Föhrenzweige heischend. Da mochten die Straßenräuber hervorgebrochen sein aus dem kleinen Laubgehölze des Heidelbeerkrautes und die Wallerin übersallen haben. Den ersten Anfall hatte sie mit geschickten Wendungen und scharfen Bissen parirt, ihre braune Behaarung steifte sie zu einem Panzerhemde und Eine und die Andere der Angreifenden trat sie fogar mit ihren Pfoten zu Grunde. Aber immer mehr der Ameisen sprangen herbei und packten die Raupe von hinten und vorn. Sie richtete sich in der Mitte zu einem Bogen auf, da liefen Einige unter den Bauch, Andere stiegen rasch auf den emporstrebenden Rücken und drückten ihn nieder und sie setzten ihre Zähne in's Fleisch des hilflosen Thieres. Der Hinterleib der Raupe war bereits ganz umklammert, da bäumte sie sich noch mit dem Vorderkörper zur Höhe, wie ein unstättes Pferd und schlug mit dem Haupte wild um sich. Alsogleich schossen ein paar Ameisen unter ihre Brust und versetzten ihr mit den Fühlern wüthende Stiche, wobei die Raupe noch einmal mit dem ganzen Körper empor-schnellte und ihre Angreifer über den Haufen warf. Nun griffen diese noch hitziger an, ihrer zwanzig rangen mit dem Wurme, stachen, bissen und schlugen ihn und spritzten unter den ver-zweifeltsten Zudungen des Thieres ihr heißes Gift in die Wunden.

Mein Ergöhen an dem Kampfe ging nun in Mitleid über, für die arme Raupe, die von aller Welt verlassen gegen eine Unzahl von Feinden sich mit unerhörter Tapferkeit ihres Lebens wehrte.

Rasch riß ich einen steifen Nispenhalm ab und versuchte mit demselben die kleinen Würger von der in Todes-

angst sich windenden Raupe wegzuschieben und wegzustechen; nun wollten die erbitterten Ameisen aber auch mit mir den Kampf beginnen; hastig kletterten sie den Halm empor bis zu meinen Fingern, die bald das Brücken ihres scharfen Saftes zu spüren bekamen. Die Andern aber klammerten sich so fest an das unterliegende Thier, daß ich den schwachen Halm gegen einen dürren Baumzweig vertauschen mußte, um die Raupe mit Gewalt von den Räubern zu befreien. Es war jedoch zu spät. Als die Ameisen fortgeschwächt waren, brach die Raupe zusammen und regte sich nicht mehr. Rother Tropfen standen auf ihrem braunen, stellenweise stahlblau schillernden Körper. Nun that es mir leid um das Thier, das in einem rechtlosen Streite, nur weil es der Schwächere war, sein Leben lassen mußte, und mir kam zu Sinne, die strafende Vergeltung zu spielen und die hin und wieder schwärmenden Ameisen, ja ihr ganzes, nur wenige Schritte entferntes Raubnest mit einigen Fußstritten zu zerstören. — Da kam mir, ich weiß nicht wie, der prächtige Kalbsbraten in's Gedächtniß, welcher mir Mit-tags zuvor so trefflich gemundet hatte; zwei Tage früher hatte ich gesehen, wie der Fleischhauer das Kalbchen von seiner Mutter weggerissen und zur Schlachtbank geführt . . .

Ich ließ nun die Ameisen gewähren. Sie nahen sich sofort wieder der hingestreckten Raupe; diese, von Neuem angefaßt, hob noch einmal ihr Haupt, es knickte aber wieder ein und war todt.

Die Menge hatte sich verlaufen. Die wenigen Zurückbleibenden besaßen sich mit dem Fortschaffen der erlegten Beute. Aber sie vermochten den Körper, der eine Ameise wohl dreißigmal überwog, nicht von der Stelle zu bringen. Da lief eine davon und brachte bald Gefährten zur Hilfeleistung. Nun sahen sie die todtte Raupe an beiden Seiten an, einige krochen unter den Körper hinein, als wollten sie diesen heben und tragen und bald bewegte sich

die Last weiter. Es ging recht rasch über den glatten Boden hin. Jetzt erwachte in mir noch einmal die Bosheit, oder wenn es besser klingt, der Gerechtigkeitssinn. So ohne jegliches Hinderniß sollte die Unthat doch nicht abgehen. Ich legte ein flaches Steinchen auf die Raupe. Für den ersten Moment allerdings einige Verwirrung und Verlegenheit unter den Ameisen. Aus der Wucht, unter welche sie zum Theile selbst gekommen, hatten sie sich bald wieder und unversehrt hervorgearbeitet. Nun umkreisten sie den Stein, stiegen auch darüber hin, prüften die Last und schienen dann Rath zu halten, wie ihre Beute unter dem Steine herauszutragen wäre. Der Versuch, den Stein wegzuwälzen, erwies sich als vergeblich. Das etwa ein Achtel Pfund schwere Stückchen regte sich trotz aller Anstrengung nicht von der Stelle. Was thaten sie nun? Sie sangen an, den Boden zu unterminiren, gruben einen kleinen Kanal unter dem Stein, höhsten um die Raupe und unter derselben das Erdreich aus, was ich für den Augenblick zwar nicht beobachtet konnte, jedoch später sah, und nach einer Viertelstunde zogen sie den Leichnam unter dem Steine hervor.

Die That erfüllte mich mit Respekt und ich legte den kleinen Wesen nichts mehr in den Weg; unge säumt schleppten sie die Raupe dem Ameisenhaufen zu, wo sie dieselbe in eine der Vorrathskammern transportirt haben mögen.

In wenigen Wochen werden Kiefernspinner aus dem Geschlechte der ermordeten Raupe den Ameisenhaufen umgaulen und in ihrem Fluge höhrend niederblicken auf die krabbelnden Wesen. So geht das Spiel im Kreise der Natur; wir Menschen stehen nicht außerhalb desselben.

F. A. Rossegger.

Ein Jahr aus dem Leben einer Dorfschönen.

Zu Papier gebracht von F. A. Rossegger.

XI.

Am Dreifaltigkeit-Sonntag ging das Mischerle in den Markt und zum Adlerwirth. Dort ließ er sich ein Achtel Wein geben, damit er im Gastzimmer sitzen und auf den Herrn Adlerwirth warten konnte. Als dieser erschien und den Gästen sein grünes Käppchen lüftete, stand das Mischerle auf, trat so nahe als möglich zum Wirth und gestand ein, daß er noch nicht zahlen könne: „Von wegen dem, daß dem Herrn Vater sein Herr Kutscher uns von Zell hat heimgeführt.“

„Kindisch, Mischerle!“ sagte der Wirth und klopfte ihm auf die Achsel, „dafür bist nichts schuldig. Ist ja recht geschickt gewesen, daß ihr den Wagen nicht leer habt zurückfahren lassen. Na, na, zahlt sich nicht aus, mich freut's, Mischerle.“

Dieses wollte aus Dankbarkeit wenigstens Handlüssen, aber auch darauf ging der wackere Adlerwirth nicht ein. „Will's schon noch einmal abstratten, Herr Vater, weil wir so viel froh sind gewesen.“

„Was macht denn Dein jung' Weibel?“

„Meins? Rechtschaffen gesund ist's“, antwortete das Mischerle und ging heim, um immer wieder neu zu erfahren, was seine Kundl für ein gesundes Kind war.

„Hat mir gar nicht einmal was geraitet (gerechnet) — für's Heimfahren — der Herr Adlerwirth“, erzählte er ihr.

„So!“ antwortete sie, „raiten soll er Dir auch noch was? Ist dumm genug gewesen, daß Du mit dem dalkerten Fahren die ganze Kirchfahrt verdorben hast.“

„Verdorben? Wie so denn das?“ „Gleichschauen thut's Dir, daß Du nicht einmal weißt, daß man auf dem Wallfahrtsweg nicht fahren darf.“

„Ist eh wahr auch“, gab das Mischerle zu.

Innsgeheim aber fühlte die Kundl doch eine Art von Dankbarkeit, daß sie von Mariazell so glücklich wieder zurückgekehrt war; sie wollte dafür was opfern, und als für die Hinterbliebenen der im vergangenen Winter auf dem Lahnfattel verunglückten Holzschlägerleute die Sammlung war, spendete die Kundl auf eine gute Meinung auch ihr Scherlein. „Dieses Scherlein“, sagte davon der würdige Pfarrer von der Frein, der die Gaben in Empfang nahm, „ist zu vergleichen mit dem Pfennig der Wittwe im Evangelium...“

Die Arbeitstage haben in der Lahn-dorfergegend zur Sommerszeit höchstens vierzehn Stunden, aber das Mischerle dehnte sie auf sechzehn. War sein Schleibergütel verfertigt, so ging er in's Tagewerk aus und war dann am Abend, wenn er heimkehrte, immer noch munter für allerlei kleine häusliche Arbeiten, die er der Kundl aus der Hand nahm, damit sie sich leichter geschehen lassen konnte. Sie commandirte scharf mit ihm herum, und er zeigte ihr immer sein gutmüthiges Gesicht.

Einmal hatte das Mischerle schon auf den Lippen, seine junge Ehemirthin zu fragen, wie sie eigentlich im Ganzen mit ihm zufrieden sei, denn für ein einzig Lobeswörtel aus ihrem Munde hätte er gern ein ganzes Jahr seines Lebens gegeben — und wäre es selbst ein Schaltjahr gewesen. Aber er schluckte seine Frage wieder hinab, er fand sie unbescheiden.

Im Juli war heuer zwar keine heiße, trodene Zeit, aber eines Tages begann, entzündet von dem Brandbrennen der Feldreuter, drüben in den Mitterbergen der Wald zu brennen. Anfangs wurde dem Weitergreifen des Feuers im Gestrüppe keine Bedeutung beigelegt und als es das Gestämme ergriff, war es zu spät. Der Wald gehörte dem Ablerswirth. Es arbeiteten nun viele Leute Tag und Nacht, jedoch, das Feuer griff langsam, aber unaufhaltfam weiter und die Mit-

terberge waren sammt und sonders in Rauch gehüllt.

Das Schleiber-Mischerle sah von Lahnndorf aus die Sache mit Kopfschütteln. Als es nun hörte, es wäre des Ablerswirths Wald, der im Feuer stünde, da machte er daheim, es war am Samstag den 13. Juli, früh Feierabend. — Zum „Balbierer“ wollte er gehen.

„Jetzt, das ist aber schon eine Hof-fart auch“, meinte die Kundl, „hast Dich nicht erst vorig' Samstag balbieren lassen?“

„Ist halt sid Zeit wieder nachge-wachsen“, sagte er.

„Wenn's allemal wieder nachwächst, so hilft das ganze Balbieren nichts“, versetzte die Kundl und hatte Recht. „Nur, daß Eins das Geld hinaus-wirft.“

„Und vom Balbierer“, sagte das Mischerle, „hab' ich nachher ein bißel wollen nachschauen gehen, wie es denn hergeht beim Waldbrand.“

„Ja freilich! nachtschlafend' Zeit in der Weiten umsteigen, das geht Dir jußt noch ab, nachher hast alle Untugenden beisammen.“

„Nachher ist's recht“, meinte das Mischerle gutmüthig lächelnd, „die Thür laßt mir offen, gelt?“

„Das mußt erst sehen.“

„Ist auch recht, sonst klöpfel' ich halt.“

Und war fort.

Am selbigen Abend ging am Schleiberhäusel ein junger Nachbar vorbei. Als er die Kundl im Garten sah, wie sie die Nesselstämmchen an die Stöcke band, setzte er sich auf den Zaun, schmauchte seine Pfeife, sah ihr zu und schmunzelte. — Sauber ist sie immer gewesen und jetzt schon gar. Ein solches Weibel zu haben, das wär' ein Gusto! —

„Na, Kundl, wo hast denn heut' Deinen Alten?“ fragte er in den Garten.

„Was frag' ich da barnach?“ war ihre Antwort.

„Hast auch recht, der ist in's Wirthshaus 'gangen. — Magst mir kein Ragerl schenken für meinen Gut?“

„Um ein Ragerl ist mir jußt auch noch Keiner fei“, war ihre Entgegnung, pflückte ihm das schönste, hellste Doppelpelnkchen und brachte es zum Jaun. Anstatt des Blümchens faßte er ihre Hand an, zog sie an sich und kispelte ihr schmunzelnd was in's Ohr.

„Daß Du's weißt, was sich d'rauf gehört!“ sagte sie und verfezte ihm Eines.

Der junge Nachbar taumelte vom Jaun und ging schimpfend seines Weges.

Es wurde finster; die Kundl ging zu Bette, verschloß aber früher die Hausthür. Sie blickte noch einmal zum Fenster hinaus in das von Rauch durchzogene Thal und hinüber gegen die Mitterberge, über denen stellenweise ein schwacher Schein lag. Und zog dann die Decke über ihr Gesicht.

Erst zur Zeit des Morgengrauens klopfte es an die Thür. Sie hörte es, aber meldete sich nicht. Das Klopfen verstummte bald wieder, denn der Ablerswirth ging zum Höllerbauer und berichtete, was vorgefallen war. Als die Kundl aufstand, hörte sie in der Kammer, wo die alten Schleiderleute schliefen, ein Gemurmel von verschiedenen fremden Stimmen; das kam ihr gleich nicht recht vor, und als die alten Leute in lautes Weinen ausbrachen, erschraf sie so sehr, daß ihr finster vor den Augen wurde.

„Michel! Michel!“ rief sie heftig und rasch nacheinander. Da trat der Ablerswirth ein, verstört und blaß.

„Dein Mann liegt in meinem Hause“, sagte er, „der Michel hat sich so viel beschäbigt — beim Feuer. — Was wird er denn schuldig sein für den unglückseligen Wagen! Ich habe ihm's mehrmals gesagt, aber er will abbiennen und vermeint, daß er beim Waldbrand seinen Mann stellen muß. Bejhnmal mehr Wald soll hin sein, wenn nur das nicht geschehen wäre.“

Die Kundl hatte sich auf eine Bank niedergelassen und blickte den Ablerswirth starr an.

„Verzählt's nur. Ich ertrag Alles“, sagte sie ruhig.

„Zu weit vorgewagt hat er sich“, berichtete der Ablerswirth. „Noch das umgehauene Dickicht hat er wollen bei Seite schaffen, dieweilen auf der Höhe schon die Stämme brennen. — Ist nicht rathsam, Michel, schreit noch Einer, da schlägt ihn schon ein stürzendes Ast zu Boden. Wir können kaum geschwind zu ihm hin. Laßt's mich nur liegen, ruft er noch, daß nicht euch auch was geschieht. Mein Weib laß' ich grüßen. — Wie wir ihn herauskriegen, ist's schon hell vorbei. Er lebt nimmer.“

Die Kundl war todtensblaß. Nun wischte sie sich mit der flachen Hand den Schweiß von der Stirn und sagte: „In Gottesnamen.“

Später sah man sie über die Felder gehen und wieder zurück und etwa, damit es nicht ausseh'n sollte, als ginge sie zwecklos so herum, brachte sie einen Strauß von Erdbeeren mit, den sie unter die Kinder des Dorfes vertheilte.

Dann trat eine Nachbarin zu ihr und fragte sie, weshalb sie mit den alten Vaterleuten nicht zum Michel hinabgegangen wäre?

„Ich mag ihn nicht mehr sehen, ich mag ihn nicht mehr anschauen!“ rief sie und verdeckte ihr Gesicht und sprang davon.

Gegen Mittag gesellte sich eine Jugendgenossin zu ihr, die wollte gerne trösten, wenn sich nur erst eine Trostbedürftigkeit zeigte.

„Aber daß Du's gar so leicht nimmst, Kundl“, sagte sie, „es ist ja ein Glück, aber ich an Deiner Stell' müßt' mich zu todt weinen.“

„Närrin, Närrin!“ rief die Kundl, „wenn ich weinen kunn! Mein Blut tropfenweis' wollt' ich mir bei den Augen herausweinen. — O mein Gott in Deinem Reich, wie mir hart ist!“

Und nun ging sie in der Einsicht um oder verschloß sich in ihr Häuschen, während die Lahndorfer im Markte waren, um das unglückliche Schleidermischerle mit seinen Brandwunden todt auf dem Brette liegen zu sehen und dann zu begraben. Sie hörte die Glocken klingen über den Hügeln her durch die stille, sonnige Luft. — Und als Alles vorbei war, schlich sie auf Umwegen jenem Kirchhofe zu; und als Alle davon waren, auch der Todtengräber mit seinem Spaten, da ging sie zum frischen Grabe und sank mit einem lauten Schrei: „Er ist für mich in's Feuer gegangen!“ auf dasselbe nieder.

Und weinte nun und weinte so bitterlich und so wild, daß die Leute auf den umliegenden Aedern aufhorchten und ebenfalls nasse Augen bekamen.

Es war der Schmerz der Liebe nicht allein, es war der Schmerz der Reue, und jedes harte Wort, das sie ihm gesagt, es kam jetzt in ihr Herz und brannte heißer, als je der glühende Baum brennen konnte, der ihn erschlagen

So oft, so oft, daß erst am Grabe die Lieb' ihren rauhen Mantel abwirft! Dann, du armer Ueberlebender weinst ihm nach unaufhörlich, und mit tausend Thränen mußt du von seinem Andenken waschen jedes Unrecht, das du ihm zugefügt. Wie oft mit Lust hast du ihn kränken wollen, da er doch so sanft war und so gütig! Wie oft mit Widerwillen hast du es gethan, es war dir selbst nicht wohl dabei, Du hast die Kränkung sogar mit ihm gefüßt und du hast ihm doch mit Absicht weh gethan.

Und Gott weiß, du hast ihn geliebt, denn es gibt eine Gattung von Liebe, deren Zärtlichkeit in Härte und Troß besteht. Vielleicht ist es die schlechteste nicht. Aber besser wäre es gewesen, Kunigunde, du hättest es deinem treuherzigen, dankbaren Mischerle bisweilen wissen lassen — wie gut du ihm warst.

Im Spätherbst, wenn die Blätter fallen, oder im Novemberschnee hoffst du, daß er wieder lebendig wird, auf daß du ihm deine ganze Liebe zeigen kannst.

Hoffe es!

Wie der Herr Christof ein Schwagerbruder ist worden.

Herr Christof war nach der Sommerfrische ein Anderer, als vor derselben. Er hatte sich erholt, Gott sei Dank, aber er hatte eine Gewohnheit mitgebracht, die seine Frau für ein Laster, seine Freunde für eine Tugend hielten. „Gib nur Zeit, ich werde mir sie schon wieder abgewöhnen“, sagte er zu seiner Frau; „die neue Lebensweise schlägt mir recht gut an“, sagte er zu seinen Freunden. Die Gattin wendete all' ihre Mittel an, den Herrn Gemahl des Abends zu rechter Stunde nach Hause zu locken — ein leckeres Nachtmahlchen, ein feines Glas Wein, ein gut durchwärmtes Zimmer und alle nicht zu unterschätzenden Vorzüge eines wohl eingerichteten Schlafgemaches.

Und es war doch vergebens — Herr Christof blieb bei den Wirthshausbrüdern sitzen; er, der sonst der Erste gewesen, der aufstand und nach Hause ging, wartete nun als der Letzte, bis der Kellner höflich mahnen mußte, daß die Sperrstunde geschlagen habe.

Das fiel seinen Mitgenossen selbst auf und sie fragten ihn einmal, worin die so vortheilhafte Aenderung denn eigentlich ihren Grund haben möge, ob es die Unterhaltung sei, oder der Wein, oder das Rauchen, was ihn so sehr fesselte.

„Es ist bloß die Gewohnheit“, antwortete Herr Christof aufrichtig „und ich gestehe es gerne, wie ich sie mir angeeignet habe. Kellner, noch eine kleine Flasche Nubdorfer!“

„Ober-Abelsberg, wo ich, wie ihr wißt, aus Gesundheitsrücksichten den Sommer zugebracht habe, ist ein großes Dorf, in welchem noch die alte, landesübliche

Gemüthlichkeit herrscht. Am Abende kommen die Bürger, an Sonn- und Feiertagen auch die Bürgerinnen im Wirthshaus zusammen; ebenso finden sich im Wirthshause die Sommerfrischler ein, und die Gesellschaft verträgt sich mit- sammen in brüderlicher Heiterkeit. Meine liebe Frau, das wißt ihr, war in Linz bei ihrer kranken Mutter auf Besuch; so ließ sich für mich das Wirthshaus nicht umgehen. Und ich hatte es — Dank meiner Selbsthilfe — auch kaum zu bereuen. Schon am ersten Tag wurde ich mit den Wirthshausbesuchern vertraut, sie kamen mir so treuherzig entgegen, boten mir in uneigennütziger Weise ihre Dienste und verschiedenerlei Vortheile; der Kaufmann stellte mir Wasser von seinem besonders guten Hausbrunnen zur Verfügung, der Schmied seine schattige Gartenbank, der Zimmermeister seinen Wald zum Spazieren- gehen, der Amtschreiber sein Conversationslexicon, der Wirth Küche und Keller, der Bürgermeister seine Kofz und Wagen, der Schulmeister seinen Feldstecher, der Sattlermeister seine Tochter. Der Feldstecher wäre mir wohl vonnöthen, sagte ich, was jedoch die Tochter anbelangt, so wäre ich in einer Lage, verbindlichst dafür danken zu müssen. — Alles, was mein Herz verlangte, war da; sie stießen mit mir die Gläser an: Auf gut Freundschaft! und wahrlich, ich fühlte mich wie unter Brüdern. Trotzdem wich ich von meiner Tages- oder vielmehr Nachtordnung nicht ab, wie gewohnt, mit —

„Mit dem Schläge neun zahltest Du Deine Zeche und gingest.“

„So war es. Ich gratulirte mir aber zu dem gemüthlichen Kreise, den ich gefunden und des andern Abends saß ich zeitlich wieder im Wirthshause. Alles empfing mich, wie einen alten Freund, und der Kaufmann sagte, daß sie gestern nach meinem Fortgehen noch lange von mir gesprochen hätten. Ich fühlte mich sehr geschmeichelt. An diesem Abende ging's noch unterhaltlicher zu, als am ersten; ein Handelsreisender war

da, der erzählte allerlei Späße; ein Professor aus Wien, ein in weiten Kreisen berühmter Mann, hatte um seinen Tisch eine Runde von dankbaren Zuhörern gesammelt, denen er in seinem wissenschaftlichen Eifer populäre Erörterungen über Wald und Feld, Wasser und Erdbreich hielt; Schätze verschwendete er in seinen Worten, Alles war Ohr, und der Ortschreiber, ein kleines, weißköpfiges Herrchen, wadelte in einwärts zustimmend und sehr begreifend mit dem Kopfe. Bei einem andern Tische wurde gesungen und der Herr Curat wußte die tollsten Schelmeliedchen. Der Professor aus Wien mochte gewohnt sein, nicht länger als eine Stunde zu dociren. Er war der Erste, welcher sich nach allen Seiten verneigend höflich empfahl und nach Hause ging.

„Gimpel!“ sagte der Ortschreiber, „als ob es Unserer nicht schon längst wüßte, und Gott sei Dank gründlicher wüßte, was Der als funkelnagelneu aus der Stadt zu bringen glaubt. Man hat auch studirt.“

„Und wie verzwickelt er dabei geschaut hat“, versetzte ein Anderer, „wie er bei seinem Predigen nach Luft geschnappt hat! Ich habe fortan gesüchz- tet, er beißt sich in die Nasenspitze.“ Ein schallendes Gelächter.

„Thun thut er, als wie wenn er weiß was für ein hochgelahrter Mann sein thät“, bemerkte ein Dritter, „Rector und Director!“

„Und Hector!“ warf vom nächsten Tische her der Schneider ein. Hierauf unauslöschliches Gelächter.

Nun nahm der alte Ortschreiber das Wort, und um den Leuten zu zeigen, wie ein ganz anderer Kerl er sei, als so ein Professor, begann er nicht bloß über Wald und Wiese, Wasser und Luft, sondern auch über Philosophie und Politik ein Langes und Breites zu salbadern, was den Zuhörern sehr zu imponiren schien. Kaum war er jedoch aus der Stube, so beglückwünschte sich der ganze Tisch, daß

der alte Kannegießer endlich einmal fort sei, nannte ihn einen eingebildeten Maulhelden und Windbeutel, der seine ganze Geschicklichkeit mit alten Schartelen und mit Zeitungsblättern nähre und nicht einen einzigen selbstständigen Gedanken im Kopf habe.

Mittlerweile schickte sich unter allgemeinem Bedauern eine Frau Hofrätthin an, nach Hause zu gehen. Man bestürmte sie, noch zu bleiben, da man sich bei ihren munteren Gesprächen so einzig unterhalte. Als sie sich aber trotzdem freundlich verabschiedete, küßten ihr mehrere der Herren die Hand und becomplimentirten sie in liebenswürdigster Weise.

Als sie fort war, stockte die Unterhaltung.

„Gätte sie doch Einer nach Hause begleiten sollen, die Frau Hofrätthin“, sagte nun der Kaufmann.

„Die wohl Hofrätthin, die!“ äußerte der Wirth, „ihre Zecher sieht nicht danach aus. Da gehen so Leute auf das Land, um groß zu thun und zwicken sich um jeden Kreuzer die Fingernägel stumpf.“

„Wahr ist's!“ bestätigte der Greißler, „der war anfangs bei mir der seine Emmenthaler zu schlecht, heute kauft sie nichts als Quargl, weil er wohlfeiler ist.“

„Bei mir hat sie's mit Zucker und Kaffee genau so gemacht“, rief der Kaufmann.

„Kommt nur der Herr Hauptmann wieder auf Besuch“, bemerkte der Tischler, „da wird sie schon ausdrücken!“

„Ich vermein', die rückt schon beim Lieutenant aus!“ versetzte der Curat und lachte seinen Witz selbst zu Grabe. Denn die Anderen lachten bereits wieder über was Anderes, über einen Hohn, den man auf irgend eine abwesende Persönlichkeit gemünzt hatte. — Bei solcher Unterhaltung war es im Fluge dreiviertelzehn geworden. Fast mit Gewalt mußte ich mich von meinen lieben Zechgenossen losreißen; sie blieben alle noch sitzen.

Am nächsten Abend schaarnten sie sich wieder in anhänglichster Weise um den Professor, und die Frau Hofrätthin, auch der alte Schreiber war wieder in Ehren und die Herrschaften waren stets neu entzückt von der gutmüthigen Zuthunlichkeit und Offenheit der Leute. Raun sie aber wieder fort waren, begann derselbe Tanz von stechenden Nachreden und armseligen Wägen über die Abwesenden, wie gestern. Ich blieb instinktmäßig sitzen, noch länger, als den Abend zuvor. Der Kaufmann entfernte sich; da wickelte man über den Schacherer und Zübler, über seinen guten Profit und über seine schlechte Waare. Der Agent war fort; da sprach man von seiner Gedenhaftigkeit und von seinen Schulden. Der Curat war fort; da machte man sich lustig über seine Schnaderhüpfeln, er solle sie lieber daheim der Köchin vorsingen. Den Schneider hatten sie gehalten, so lange als möglich, hatten sich begastet an dem von ihm in Jubel aufgetischten Wein; nun war er fort, da besprachen sie im Tone mitbürgerlicher Theilnahme, wie es für den Mann weit vernünftiger wäre, er thäte für seine Familie, die zu Hause am Hungertuche nage, ein Stück Rindfleisch kaufen, als das Geld im Wirthshause verjagen.

Schon war es eilf Uhr, aber immer noch war so viel Publikum versammelt, daß es mir gewagt schien, die Stube zu verlassen. Ein muthiges Aufraffen, ein kühner Schritt vor die Thür; doch lange, und als ich schon im Bette lag, immer noch fühlte ich es heiß und kalt über meinen Rücken laufen, als ob, wie man sagt, der Tod über's Grab schritte. — Am nächsten Tage ging ich freilich wieder in's Wirthshaus, weil mir erstens das Abendessen und zweitens die heitere Gesellschaft Bedürfniß war. Aber je öfter ich sah und hörte, wie man mit den Fortgegangenen und den Abwesenden umsprang, wie die scharfen Lasterzungen jedes gute Haar an ihnen wegrasirten, daß sie reine Schelme wurden — desto weniger

konnte ich mich zum Nachhausegehen entschließen. Wengleich ich mich an dem Wettkampfe im Verlästern und Ehrabschneiden weder beteiligte noch demselben Einhalt zu thun versuchte, so hütete ich durch meine Anwesenheit doch wenigstens meine Person und deren Reputation. Bei solchem Wachtdienste trank ich selbstverständlich einen Schoppen um den andern, war nebstbei fröhlich mit den Fröhlichen und sah und hörte Einen um den Andern scheiden und ausläuten, und blieb und blieb, bis ich der Letzte war im Wirthshause, oft spät nach Mitternacht. Auch dem Wirth und der Kellnerin traute ich noch nicht, hielt daher aus, bis Eins und das Andere in einem Winkel eingenickt war. Nun erst sprang ich leichten Herzens auf und floh vermittelst den Zehenspitzen zum Tempel hinaus. — Und auf solche Weise, meine lieben Freunde, habe ich mir's angewöhnt, bis spät in der Nacht im Wirthshause zu sitzen." —

M.

Zwei Gedichte

in der Egerländer Mundart von Graf
C. Bedtwih.

Sua is ma reaf.

's git schäina Maidla gwief gnouch imaralln,
Awa sua wöi di mai' thout ma Kaina niat
gfalln.

Zwegn wos ihs sua lei ho, ih foa's niat
balkogn,
's is a foa' Ghaimniß, ih foa's enf scho'
sogn.

Sie is ma niat z'grauß u sie is ma niat
z'foa',
Sua da' ih zan Schmaßn gout da' langa
foa'.

Sie is ma niat z'did u sie is ma niat
z'dinn,
Nau Did'n u Moga'n dau stäißt niat ma
Sinn.

Sie is ma niat z'scheich u sie is ma niat
z'schäin,
Sinf kannt ma an Andra am Frai za' ihr
gäißn.

Sie is ma niat z'gung u sie is ma niat z'old,
's Gunga is z'fair, an Alta is z'old.

Sie is ma niat z'dumm u sie is ma niat
z'gschaid,
Sie waißt wöi ma imgäißt mit allahand Lat.

Niat z'raich u niat z'arm, is grod reat fua'
an Roa',
Sua da ma anana neg füs'chmaiß'n foa'.

Drum is ma Maidl grod reat wöi sie is,
Wenns annascht wa' möcht ihs niat, sell is
schon gwief.

Sua is's ma niat reaf.

Ma Kachba u ih hobn a Zebra a Bai,
Min Kachban da sai' awa tauschat ih glai.

Ih wia' enf glai sogn a d'la'sach warum,
Zwegn wos 's ma wa' löiba, ih bin niat
sua dumm.

Die Mai' is ma z'grauß u ma Kachbri is
foa',
U wüll ra a Schelln gebn, sua lang ih niat
droa'.

Ma Bai deis is düa' und ih stauß ma blou
Flegß
U d'Kachbri is wuplat, dau wa'n sie glai
wegß.

Ma Bai dö's is scheich u ma Kachbri is
schäin,
Drum möcht ih scho' löiba za Kachbari gäißn.

Ma Kachbri is gung u scho' old is ma
Bai,
Dau wa' ih ban Taufsch maina Söll glai
dabai.

Die Mai' is wul gschaida wei 'n Kachban
sa' Bai,
Dafua' haut dafell mit iah' foa' Kairai.

Ih ho ma Bai gnumma, wals haut sua büll
Söld,
Ih nahm sie fai' nimma im alls in da
Welt.

Sua gäißts awa imma, dö's wos ma niat
haut,
Dö's schmedat ain beffa wöis aigana Braud.

Bücher.

Saffener Novellen. Von Heinrich Koß. Wien, Pest, Leipzig, W. Hartlebens Verlag. Koß, der oft gerühmt, mit scharfem Auge erfassende und treu schildernde Tourist unserer Alpenländer, erschließt uns hier „Lebenserscheinungen“ aus der Gebirgswelt der „Hohen Tauern“, aus der Region des ewigen Eises, aus einem eigenartigen, wunderlichen Volke, das draußen im Geräusche der großen Welt wohl noch gänzlich unbekannt ist. „Meine Geschichten“, schreibt der Autor im Vorworte, „schildern den kämpfenden Menschen im Vordergrund einer magisch mitspielenden Natur.“ Und er hätte wohl mit Recht ergänzen dürfen: Sie schildern ihn in seinem geheimsten Thun und Treiben, in lebensvoller, lebengewinnender Treue, plastisch vor dem geistigen Auge des Lesers ersehend, inmitten seiner exotischen fremden, geheimnißvollen Baubewelt. . . In den „Denkwürdigkeiten eines Erzsuchers“ zeigt uns der Dichter das Sinnen und Denken, Empfinden und Handeln eines im Salzbirger Gebirge, in den vereisten Höhen oben nach Gold suchenden Bergmenschen zu Ende des verrauchten Jahrhunderts. Und wie uns in ihrer Ulgewalt die Majestät der Gletscherwelt immer mächtiger und überwältigender erseht, mit all' den vereinzelt braunen Hütten und dem urreigen Leben seiner Bewohner, so wird uns darin ein gar getreues Bild, ein Culturbild im schönsten Sinne geboten, das uns von den unerträglichen Steuern, den blutigen Gesetzen, der religiösen Verfolgungswuth der Erzbischöfe spricht, welche zu jener düsteren Zeit Herren des Landes gewesen sind. Eine tiefdunkle Geistesnacht lag über jenen Bergen und Thälern und heute noch weih der unbegrenzte Einfluß der „schwarzen Perle“, das volle Licht des Tages nicht wenig von den urwüchsigem Bergbewohnern ferne zu halten. . . „Etwas von der Schirmtanne“ gewährt uns Einblick in das Leben jener riesenstarken, mit übermenschlicher Kraft und Ausdauer ausgerüsteten Tauern-Menschen; die „Verirrungen“ führen uns zur Zeit der Sonnenwende nach dem Hochgebirge, mitten hinein in die Welt der Hirten und Sennen mit ihren Gaisen und Kindern und zeigen uns die Auswüchse der Liebesleidenschaft hoch oben am Rande des ewigen Eises. . . „Ein Abenteuer auf dem Goldberge“ endlich läßt uns schauernd die Gefahren des hiebreren Knappenvolkes der Berge miterleben, denen namentlich während dem Wüthen der Winterürme tausendfacher Tod entgegengähnt. . . Wer einmal diese gewaltigen Menschenerscheinungen, wenn auch nur im Geiste, aus diesem Buche etwa, vor sich aufsteigen sah, wird sie sicherlich nimmermehr vollends vergessen können. . .

Ernst Keller.

As da Haimal. Humoristische Gedichte in Egerländer Mundart. Von Graf C. Ledt-witz. (Halsenau 1877, Verlag von W. Doran-th). Dieses liebenswürdige Büchlein, welches ebenso gewissenhaft in der Behandlung der volksthümlichen Form, als finzig und humorvoll in seinem Inhalte ist, können wir allen Freunden von Volksmundarten auf das Beste empfehlen. Jeder wird sich ein vergnügtes Stündchen damit bereiten. Volkstümlichen Kreisen bietet es treffliche Declamationsstücke. Wir versagen es uns nicht, den Lesern dieser Zeitschrift an anderer Stelle ein paar kleine Proben von Ledt-witz's Gedichten vorzulegen.

Der alte Praktikant. Eine bairische Dorfgeschichte von Hans Hopfen. Kunstvoll componirt und mit einer Fülle der originellsten, lebenswahren Figuren regt dieser neue Roman des allgemein beliebten Autors die Theilnahme des Lesers mächtig an, zuerst durch die Persönlichkeit des alten Praktikanten und die ihn umhüllende Dorfgeschichte, welche den handlungreichen Roman eröffnet. Dann tritt das Großstadtleben mit seiner verfeinerten Cultur, seinen höheren Zielen und gesteigerten Lebensforderungen in den Rahmen der Dorfbühne. Die merkwürdige Figur der jüngst verstorbenen Doctorbäuerin Hohenecker in Mariabrunn bei München und das Treiben in ihrer Anstalt gibt den fesselnden Hintergrund der Erzählung. Im den alten Praktikanten, eigentlich ein jugendlich frischer, liebenswürdiger Mann, gruppiert sich allmählig die leidenschaftliche Liebesgeschichte, so reich an wunderjamem Räthseln des Seelenlebens, der Beziehungen des Herzens und des Geistes. Dieser in hohem Grade spannende, farbenreiche Roman ist eine Perle unserer Erzählungsliteratur.

„Wiener-Neustadt.“ Historische Darstellung von E. H. In dieser Weise wird das Erscheinen eines der Specialgeschichte Oesterreichs zugehörigen Werkes angekündigt und liegt uns die soeben erschienene erste Lieferung desselben brochirt in eleganter Ausstattung vor. Der interessante Geschichtsstoff ist von dem Verfasser mit großem Eifer und Fleiße bewältigt und reich an bewundernswerthen Thaten, welche populär erzählt, von der Entstehung dieser Stadt bis auf die neueste Gegenwart, dem Werke einen seltenen Reiz verleihen.

Die von Ernst Eckstein redigirte, im Verlage von Joh. Fr. Hartknoch in Leipzig erscheinende „**Deutsche Dichterkalender**“ bringt in ihrer 12. Nummer folgenden interessanten Inhalt: Gedichte von Conrad von Wittwiz-Gaffron, Friedrich Wook, Wilhelm Denzen,

Hieronimus Form, Max Kalbed, Wilhelm Cappilleri, August Sturm. — Max Kalbed's Nächte. Besprochen von Albert Roeder. — Wilhelm Senses Fragmente. Besprochen von Conrad Telmann. (Schluß.) — Song. Von E. E. — Vermischtes. — Bibliographie. — Offener Sprechsaal. — Briefkasten. — Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, daß die „Deutsche Dichterballe“ nicht nur den anerkanntesten Größen unserer Literatur, sondern auch solchen Dichtern und Schriftstellern von Talent offen steht, die einen Namen sich erst erwerben wollen.

Von der illustrierten Prachtausgabe von Schiller's Werken (Hallberger, Stuttgart) sind uns Heft 21—26 zugekommen. Dieselben enthalten „Don Carlos“ und „Wallenstein“ und zeichnen sich durch besondere Pracht und Feinheit der Bilder aus. Viele dieser Bilder gehören zum Vollenbesten, was die deutsche Illustrations-Kunst bisher geleistet hat. Wir freuen uns, daß Schiller endlich zu einer so würdigen Ausstattung gekommen ist.

Die Hallberger'sche Verlagbuchhandlung in Stuttgart veranstaltet eine neue Subscription der so beifällig aufgenommenen illustrierten Prachtausgabe von Schiller's Werken, um Vielen, welche in das Abonnement noch einzutreten und das Werk nach und nach zu beziehen wünschen, Gelegenheit hiezu zu geben.

Cornelia. Eine Herzengeschichte in Versen von Anton Schloßar. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. Eine der anmutigsten Liebesgeschichten voll innerer Wahrheit, reich an Poesie in der Schilderung des Menschenherzens und der Natur, getragen vom Idealismus des echten Dichters und lieblich in der Form, das sind die Hauptcharakterzüge dieses gemüthreichen Büchleins — dieser überraschenden Gabe eines Gelehrten, den die Leser des „Heimgarten“ bisher fast nur als gewissenhaften Ethnographen und Cultur- und Literaturhistoriker kennen und schätzen gelernt haben.

Die böhmischen Bäder. Geschildert von Lucian Herbert. Mit 17 Initialen, 17 Abbildungen und einer Karte. 1878, A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. Ein Buch, welches alle fünfundzwanzig Bäder

und Lustcurorte Böhmens zusammenfaßt und in lebendiger, anschaulicher Weise schildert. Von Prag ausgehend, das Herbert in seiner Neugestaltung eingehend dem Leser vor Augen führt, unternimmt er eine Rundreise durch alle Bäder Böhmens, die ihm zugleich Gelegenheit gibt, eine Reihe deutschböhmischer Städtebilder vor dem Leser aufzurollen. Und wie von Stadt zu Stadt, so von Bad zu Bad. Wer die böhmischen Bäder, wer überhaupt Böhmen und speciell Prag kennen lernen will, kann keinen verlässlicheren Führer finden als Herbert's Buch.

Vom Lieferungswerte: „Die Sahara, oder Von Oase zu Oase“ ist bei A. Hartleben in Wien bereits das 12. Heft ausgegeben worden.

Postkarten des Heimgarten:

E. L. Wien: „Vater und Sohn“ zu düster. Hingegen selbstsam bewegend Ihre „Verlassene“:

Daß der Herr mich doch erlöse,
Denn die Menschen sind so böse —
Alles schießt mich!
In der Kammer so alleine,
Siß' ich kummerdöll und weine —
Keiner schießt mich!

Und ich scheu' mich vor den Leuten,
Dieses böse Fingerröthen,
Das sie haben!
Hinter jener Kirchhofsmauer
Läß' ich gern' mit meiner Trauer
Schon begraben!

St. Kriek: Die Stelle vom „Waterlande des Oesterreichers“ finden Sie in „Wallenstein's Tod“ von Schiller.

M. Pl. Wien: Für Ihren Zweck machen wir Sie aufmerksam auf die demnächst erscheinende, durch Dr. A. Schloßar herausgegebene Sammlung von Briefen des Erzherzogs Johann von Oesterreich an den Freiherrn von Kalchberg.

Für die Hinterbliebenen der Verunglückten am Sahnfallt weiterd bis uns eingelaufen: Aus Dresden-Plauen: „Wenig mit Liebe“ 5 fl.

Heimgarten

Heft 12.

September 1878.

II. Jahrg.

Geschichten vom Prinzen Johann.

Einen der reizendsten Bäume aus dem Leben des in den Alpenländern unvergesslichen Erzherzogs Johann erzählt man an der Salza.

Dort lebte ein armer Kleinhäusler, welchen sie den Hollar-Wafl hießen, weil sein Häuschen ringsum von Hollundersträuchen bewachsen und damit fast bedeckt war, so daß im Juni zur Blüthezeit der kleine Bau wie von Schneeflaum umhüllt schien und die weißen Dolben fast zu den Fenstern hineinragen. In Steiermark ist es Sitte, daß am Sonnenwendtage, als am Feste des Täufers Johannes, solche Hollarblüthen zur Bereitung einer Eierspeise, der Hollartrauben, verwendet werden. Es wird nämlich die gepflückte Blütenbolbe in Eierteig getaucht, so daß sie sich mit diesem überzieht, und dann in heißes Schmalz gethan. Nach wenigen Minuten zieht man sie gargebräunt als eine Kuchenraube wieder heraus. Der Blüthenduft macht ein solches Eiergericht zur köstlichsten Speise.

Genug davon, vorläufig ist uns der Hollar-Wafl wichtiger als die Hollartrauben. Zu jenem Sonnenwendtage hörte also der Wafl, daß der Prinz Johann in der Gegend sei. Sofort fiel es ihm ein, daß der Prinz sicherlich an diesem Johannedtage sein Namensfest begehe, und er sann auf Mittel, dem geliebten kaiserlichen Herrn zu seinem Namensfeste eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Das ist nun bei hohen Herren schwer und muß es nur der gute Wille ausmachen, mit dem etwas geboten wird. Der Hollar-Wafl traf es aber nicht übel, er schickte dem Prinzen in einem grünlackirten Thonbecken drei große, schöne Forellen, die er eigenhändig gefangen hatte. Es war im Grunde zwar eine wunderliche Sache, denn das Fischwasser gehörte dem Erzherzog; doch hatte es Johann den armen Leuten der Gegend gestattet, daß jeder Fisch, den sie ohne Vorrichtung nur mit der bloßen Hand aus dem Wasser fingen, ihnen zu eigen gehören sollte.

Er wußte wohl, wie geschieht die Leute das anstellten, aber er wußte auch, daß verbotene Frucht so sehr reizt und unsittliche, erlaubte aber die Leidenschaft kühle, wie wirklich auch seit der Verstattung die Fische mehr geschont wurden als früher.

Johann war überrascht, als da drei stumme Forellen anrückten, um ihm zu seinem Namenstage Glück zu wünschen. Dann war er so fein, den Irrthum des gutmeinenden Spenbers nicht richtig zu stellen, sondern die gute Meinung freundlich zu entgegnen. Der Prinz kannte das Häuschen unter den Hollarbüschen, und wußte auch, daß Holzhauer, zu denen der Wastel gehörte, des Nachts einen gesunden Schlaf haben, und deren Weiber und Kinder ebenfalls, und so ließ er den lustigen Streich spielen.

In stiller Nacht zündeten mehrere Männer in der Nähe des Hollarhäuschens ein Feuer an, naheten mit schmorenden Schmalz- und Eierteigpfannen den Büschen, ließen jede Blüthe so lange hineinhängen, bis der fertiggebäckene Kuchen um die Dolbe sich geschlossen hatte. Das Geschäft währte mehrere Stunden, ging aber in aller Stille ab.

Am Morgen, wie das Weib des Hollar-Wastels aus dem Fenster schaut, schreit sie: „Uh Jesu! wer hält uns denn heut' schon eine Strauben zum Fenster herein?“

„Eine Strauben?“ fragt der Wastel und springt aus dem Bette.

Und wie sie vor die Thür gehen. meinen beide, sie wären stocknarrisch geworden. Alle Zweige des Hollarstrauches hängen schwer nieder, und anstatt der Blüthen gängeln lauter köstlich strogende Kuchenstücke daran, daß die ganze Luft erfüllt ist von dem Dufte dieser seltsamen Hollarfrucht.

„Das wird ein Sonnenwendtag, heut'!“ sagte der Wastel voll inneren Jubels, und weckte die Kinder auf. Das Weib wollte keinen Bissen essen,

es hielt das ganze Ding für einen Hexenspul der Johannisnacht. Aber als nun in der hellen Morgenfrühe der Prinz Johann mit mehreren Herren an dem Häuschen vorüber ging und freundlich über den Zaun grüßte, da dachten sich's die Leuten bald, welcher Zauberer hier gewaltet hatte, und ließen sich denn diese Bescheerung trefflich schmecken. Sie luden alle Nachbarn dazu ein, auch den Wirth vom Kreuzwege, dem der gute Gedanke kam, daß zu den fetten Hollartrauben auch etwas Kellernatz nicht schaden könne, und so war das eine Mahlzeit beim Hollarhäusel, desgleichen die Leute weder früher, noch seither jemals gesehen hatten.

Das Hollarhäuschen ist heute zerfallen, aber die Hollarsträucher stehen noch frisch und lebendig an dem Gemäuer. Sie tragen keine in Schmalz gebackene Frucht mehr, aber sie heißen im Volksmunde der Prinzenholler, bis auf den heutigen Tag.

Die Stiftungsurkunde des Brandhofes am Fuße des Hochschwab in Steiermark leitete Erzherzog Johann mit folgenden Worten ein:

„Im vierzigsten Jahre meines Lebens, nach gemachten reichlichen Erfahrungen in einer vielfach bewegten Zeit, beschloß Ich, Johann, Erzherzog von Oesterreich, in den schirmenden Alpen mir ein Haus der Ruhe, der Thätigkeit, dem Frommen meines kaiserlichen Herrn und Bruders, und seiner unerschütterlichen Bergvölker gewidmeten Zurückgezogenheit, sowie auch als Beleg, wie sehr jederzeit mein Gemüth ehrgeizigem Streben fremd war, — einfach und prunklos zu erbauen.“

Diese Worte sind für den Stifter bezeichnend. Der Brandhof, 1818 als einfacher Bauerhof gekauft und 1822 in der jetzigen Gestalt vollendet, ist denn auch des Erzherzogs Lieblingsitz geworden. In demselben lebte und

wirkte er selbst als schlichter Landmann, von demselben aus streute er seine reichen Wohlthaten über das Land.

Ein Beweis von dem großen Interesse, das er nicht bloß an den volksthümlichen Arbeiten, insoferne dieselben vom wirtschaftlichen Standpunkte aus beachtbar sind, sondern auch an der Denk- und Gemüthsweise des Volkes nahm, sind die von ihm veranstalteten Sammlungen von Volksliedern, Volksausdrücken und Volksliedern. Eine erste Besprechung darüber führte er mit dem Oberlehrer von A. Diesen veranlaßte er, eine Sammlung von Liedern zu versuchen, welche dann ins Archiv des Joanneums zu Graz niederzulegen wäre.

„Ich werde das meine thun, Hoheit“, meinte der Lehrer, „bitte jedoch zu bedenken, daß Ein Schulmeister noch kein Archiv macht. Nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten wären alle Schul- und Pfarrämter des Landes mit solchem Sammeln zu betrauen.“

„Wenn mir die geistlichen Herren nur nicht lauter Buß- und Kirchenlieder liefern!“ warf der Prinz ein.

„Nicht zu fürchten, Hoheit, gerade die geistlichen Herren singen die weltlichsten Liedeln. Ist auch kein Wunder, müssen mit dem Singen zufrieden sein, sagt man. — Ober noch besser, wenn die Beamten der Kreis- und Landämter solche Sammlungen in die Hand nähmen?“

„Sie sind ein praktischer Mann“, sagte der Prinz, „Ihr Rath ist gut, und ich ernenne Sie zum Oberst-Sammelmeister.“

Und eines Tages legte der Herr Oberlehrer zu A. dem Erzherzog eine Sammlung von Bierzeisigen vor. Der Prinz machte sogleich eine Stichprobe und las:

„Dirndl, dei Schönheit
Rimmt a noh an End,
Wia a Kösel im Gortn,
Das da Meis zsamabrennt.“

„Wenn es in der Volkspoesie eine classische Abtheilung gäbe, so wie in der Kunstpoesie“, bemerkte der Erzherzog, „dieses Liebchen würde ich in dieselbe einreihen.“

Ein Weiteres:

„Mei Voda hot Antn,
Mei Muada hot Gans;
Mei Voda muh mi gwandn,
Sist kriag i ta Mensch.“

Der Petrus hats gsgagt
Und da Paulus hats gschriehn,
Mit ana Reichn is s guat roasn,
Und a Schöni is guat liebn.“

„Schulmeister“, rief der Prinz, „von diesem Liebchen, scheint mir die letzte Zeile gefälscht zu sein. Der Bauer hier zur Lande sagt nicht liebn, sondern liabn; das aber reimt sich nicht auf gschriehn.“

„Kaiserliche Hoheit“, antwortete der Schulmeister, „ich will es nicht leugnen, daß ich die letzte Zeile, zwar nicht in ihrem Sinne, wohl aber in ihrer Form corrigirt habe. An der Stelle des Wortes liebn stand z. B. das Wort: liegn. Das letztere gab ebenfalls keinen guten Reim, machte aber das Liebchen so anflößig, daß mir aus naheliegenden Rücksichten die kleine Umschreibung wünschenswerth erschien.“

„Diesmal unpraktisch, mein Lieber“, sagte Johann, „wenn wir derlei Aeußerungen des Volkes nicht in ihrer ganzen Echtheit und Ursprünglichkeit geben wollen, welcher andere Werth bleibt an ihnen für uns übrig? Ich denke, es werden in einer gewissenhaften Sammlung, welche ihren Zweck erfüllen soll, ganz andere Dinge vorkommen, als das liebenswürdig naive Geständniß, daß es bei einer Schönen gut liegen ist.“

„Hoheit werden verzeihen, daß ich als Pädagog —“

„Na, na, lieber Freund“, sagte der Prinz, dem Lehrer auf die Achsel klopfend, „arg ist nicht gemeint. Ich bestimme die Liebchen nicht zum Gesangbuch für die Volksschulen. Daher

bitte ich in Zukunft kein Blatt vor dem Mund; — auch kein Feigenblatt.“

Im Ennsthale lebte ein Bäuerlein, der Krefz-Hiesel genannt, mit dem Johann häufig verkehrte. Der Hiesel war eine Art Naturphilosoph und der Erzherzog ließ sich zuweilen mit ihm in ein ernstlicheres Gespräch ein.

So sagte Johann eines Tages in einer kleinen Mißstimmung zum Hiesel: „Ich wollte, es wäre der Bonapart noch am Leben.“

„Wie so denn der?“ fragte das Bäuerlein.

„Daß es wieder Händel gäbe auf der Welt. Krieg! Das Leben wird schon wieder sauer.“

„Halten zu Gnaden“, sagte der Hiesel, „der Krieg wäre schon recht, wenn nur die Sauren allein dran müßten. — Wenn sich ein armer Teufel beklagt, nimmts mich nicht Wunder, aber so ein Herr da, wie der kaiserliche Herr einer ist, der Alles haben kann, was gut und theuer ist: man darf sagen, es ist eine Sündhaftigkeit, wenn so Einer verzagt wird und sich giftet (ärgert).“

„Alles, was gut und theuer ist!“ lachte der Erzherzog, „so geschreibt ist Keiner, auch der Krefz-Hiesel nicht, daß er nicht bisweilen ein albernes Wort zu Weg brächte. Meinst vielleicht es wäre ein Unsinn, wenn ich sage, daß gerade große, reiche Herren die Nothleidenden sind auf dieser Welt?“

„Wäre mir schon eine rechte Neuigkeit“, versetzte der Hiesel. „Ist das kein Uebel, wenn einer hungrig ist und nichts zu essen hat?“

„Freilich, freilich, aber sobald er zu essen kriegt, ist ihm geholfen. Wie hingegen, wenn Einer essen möchte und keinen Appetit hat; keine Lust und keinen Genuß, an Allem satt und übersatt, was das Leben geben kann. Wie ist einem Solchen zu helfen? Der Mensch will empor, sowohl in seinen Fähigkeiten, als auch in seinen Genüssen, sobald es abwärts geht, ist

er elend. Darum ist der besser dran, der unten geboren ist, als der, welcher sich oben postirt findet.“

„Schaut ganz so aus, als wie wenn es wahr wäre, Hoheit“, meinte der Bauer, „aber ich glaub's doch nicht.“

„Von mir glaube es nicht, Matthias, da hast Du recht. Zu dieser Gattung von Unzufriedenen gehöre ich nicht. Ich sehe unten meine Freude und Lust, aber mir ist verboten hinabzusteigen.“

„Wenn's reblich wahr ist“, meinte der Hiesel, „daß der Herr die Postmeisterische gern sehen und der Kaiser laßt nicht heiraten, nachher isß auch zum Giften.“

Es war in Baden. Erzherzog Johann war von seinem Bruder Anton zum Speisen eingeladen. Es waren viele Gäste hohen und höchsten Ranges angesagt, es sollte groß dabei hergehen. Johann verlangte von einem Mahle ein einfaches, aber gut zubereitetes Essen und eine ungezwungene, fröhliche Gesellschaft. Bei Bruder Antons Tafel aber vermuthete er, daß die Speisen und die Gäste zu gekünstelt sein würden, oder daß von Seite des Gastes aus Rücksicht auf dieß und das auf die Köstlichkeiten des Tisches zu wenig Gewicht würde gelegt werden können. Um in geistiger Beziehung dafür entschädigt zu werden, dazu waren derlei Kreise nicht immer angethan. Erzherzog Johann war nicht der Mann, sich der Etiquette wegen einen Mittagsbraten verderben zu lassen, fand aber anderseits auch keinen Grund, sein Nichterscheinen zur Tafel zu entschuldigen.

„Wann wird heute borten gespeiß“, fragte er seinen Diener.

„Um fünf Uhr, kaiserliche Hoheit.“

„Schön. Jetzt haben wir vier. Lassen Sie mir sogleich ein Stück Schweinsbraten mit Zwieback in Wein bereiten; ich pfeife auf denen ihre Rocherei.“

Er ließ sich das bestellte Mahl schmecken und als er satt war, sagte er zum Diener: „Jetzt lassen Sie einspannen, wir fahren zum Diner.“

Bei derselbigen Mahlzeit soll der Erzherzog ein Muster von Liebenswürdigkeit gewesen sein.

In Neuberg lebte ein Bäuerlein, welches dem Erzherzog jedesmal, so oft dieser in die Gegend kam, seine Aufwartung machte. Auch Johann hatte den gutmüthigen Mann lieb und wußte ihn stets mit einem freundlichen Worte zu begrüßen.

„Na, wie geht's, wie siets, Lehbauer!“ rebete ihn der Erzherzog einmal an, „hab' gehört, der Lehbauer hätte geheiratet?“

„Wird schier nicht viel anders sein.“

„Schon vielleicht was Kleines da?“

„Mag so ausschauen, Hochheit“, versetzte der Bauer treuherzig, „hab' schon zwei Prinzen.“

„Schau“, lachte der Prinz, „und ich hab' erst e i n e n Duben.“

Vom Erzherzog Johann wird eine Geschichte erzählt, welche, verbürgt oder nicht, jetzt, zur Enthüllung seines Denkmals in Graz, dem Leser des „Heimgarten“ zur Ergözung wiedergegeben sein mag.

Für's erste lehren wir bei der schönen Kathrin in der Sennhütte ein. Sie kocht das Abendbrod und singt dabei das Lied vom „Prinzen Johann“. Hinter dem Herde steht eine possierliche Gestalt, ein junger Burtsche mit einem ansehnlichen Kropf am linken Halse. Die rothen Bartstoppeln seines Gesichtes sind so steif und verstruppt wie die Drahthäkchen an einer alten Wollenkraue. Das ist der Almbub, der Kaiser — steht an dem Kübel und soll Butter rühren.

„Kasmodl, laß' mir die Buttermühl nicht stehen!“ mahnte ihn die Kathrin.

Darauf entgegnete der Burtsche: „Sennin! Keine Arbeit ist mir zu schlecht, alsdann; aber alleweil Kasmodl, Kasmodl, dasselb' mag ich nicht heißen. Denn warum? Weil ich bei der Gard' bin eingeschrieben gwest, als der Zsibor Hieronymus Tipel.“

Auf das achtete die Kathrin nicht. „Was meinst denn, Kasmodl?“ sagte sie, „was werden wir denn machen, wenn uns der Förster die Gaisen von der Weid' wegtreibt, weil er sagt, sie thäten die Secklinge zernagen? Was wirst denn sagen, wenn uns die Jager die Rüche auf der Wiese ausmelken?“

„Die Höllsaggra!“

„Und was werden wir denn essen, wenn uns der Gase den Salat frist?“

„So fressen wir den Hasen.“

„Und wenn uns der Hirsch das Kraut packt?“

„So packen wir den Hirschen, ist die Zuspeiß' gleich dabei.“

„Du hast leicht reden“, rief die Sennin, „Du verlangst Dein Essen und fragst nicht darnach, wo man's nimmt.“

„Mit so!“ beehrte der Kasmodl auf, „denn ich bin z' Wien bei der Freiheit gwest, und wir von der Gard . . .“

„Geh' hör' mir auf mit Deiner Freiheit und mit Deiner Gard'! Oder haben wir leicht was davon? Zum Kuschen haben wir die Freiheit allerweil gehabt. Wäret ihr Sturmhanfen nur auf die Alm kommen — bei uns anstatt der Gard' die Bert'; — hätt' was auszupeitschen geben. In jedem Winkel sikt so Einer, auf den Wänden treiben sie herum, wie die Geier. Bist nicht gar vernagelt, so wirst wissen, wen ich meine. Laut darf man's nicht sagen, sie haben die Rücken abgerichtet zum Spioniren.“

Ein Fremder trat in die Hütte. Der trug Jagdgewand und war ein Mann in den besten Jahren, gleichwohl sein Schnurbart schon in's Graue schlug.

„Gefegne Gott das Nachtmahl!“ grüßte er.

„Bedanken uns schön!“ versetzte das Mädchen schneidig, und für sich: Hab gemeint, es müßt' heut' der Sebald kommen; jetzt ist's ein Hasenschreder. „Na, da kommt Eins eine Freund' haben!“

„Ist's erlaubt?“ fragte der Fremde, im Begriff, sein Gewehr abzulegen.

„Schau, das ist was Seltsames“, antwortete das Mädchen, „jetzt fragt einmal Einer, ob's erlaubt ist.“

Der Kaszmoibl trillerte:

„Af der Olma, af der Olma,
Do hobn ma Kna und Kolma,
Do hätt' ma Kas und Butla gna,
Nba freßn ihuats da Zagabua.“

Als sich der Fremde jedoch über diesen Spott nicht zu ärgern schien, wurde der Bursche noch anzüglicher und rief in die Wand hinein: „Rausen möcht' ich heut'! Ich bin kein Jagerbua! Denn, weil ich bei der Gard' bin gwest. Haben scheibenschießen lassen auf unsere Brust, denn warum?“

„Zur Zeit, als ich bei den Kaiserlichen diente“, bemerkte der Fremde mit Schalkheit, „da haben wir den Tornister auf den Rücken geschwallt; neuzeit tragen sie ihn auf der linken Seite.“

„Warum nicht gar!“ rief erstaunt der Bursche, welcher die Anspielung auf seinen Kropf nicht verstand, „alsdann auf der linken Seiten? Schau, daß Einer halt auf die Alm herauf gar nichts erfährt. Denn, weil ich schon sieben Monat wieder daheim bin.“

„Bist bei der Nationalgarde gewesen?“

„Ja freilich, sonst hätten mich die Kaiserlichen genommen. Denn warum? Gewachsen bin ich sauber. Nur das Bissel dicken Hals da.“

„Kropf ist besser wie Loch!“ rief das Mädchen drein.

„Ja, Baken! Das Loch hätten sie mir geschossen. Und eher, als wie das — zehnmal lieber Kaszmoibl!“

„Geh', scheer Dich nicht und rühr' Dich!“ sagte die Sennin, „ich brauch' noch Butter vor dem jüngsten Tag.“

„Rausen möcht' ich! Und wissen soll er's, daß seit Neuzeit für die Jagerskleut' auch ein Herr ist. Denn wir, was wir bei der Gard' sein gewest . . .“

„Jetzt hör' mir auf zu rechten. Das brauch' ich nicht!“ schrie die Kathrin und schlug mit beiden Händen in die Hüften. Der Kaszmoibl schlich zu seinem Butterkübel.

Der fremde Jäger hatte sich des Rauches wegen so niedrig als möglich auf einen Holzblock hingesezt. Es dunkelte der Abend. Die Kathrin kam dem Fremden nicht in die Nähe; erstens hatte ihr Kittelschen keine Neigung, die hohen Buntschuhe zu verdecken, und Kathrin wollte doch nicht zeigen, daß es Mannschuhe waren. Sebald's Schuhe; der Bursche trug an seinen Füßen vielleicht die Strümpfe, die sie gestrickt — weil die Zusammengehörigkeit und Wechselseitigkeit solcher Leute eben schon bei den Behen anfängt.

Wie die Kathrin nun so herumhantirte, sang sie:

„So an guatn Herrn
Wurd ma nit bol triagn,
Kunt ma suachad ah
Oli Berg ostiagn,
Wia da Hansel is —“

„Der Hansel, das ist wohl Dein Herzliebster?“ sagte der Jägermann.

Entrüstet über solches Dreinreden versetzte die Sennin: „Dort im Schaff steht frisches Wasser, nehm' Er einen Schluck in den Mund. — Ich denk' derselb' Hansel, von dem ich das Lied sing', ist freilich wohl unser Herzliebster! Dumm genug, wenn er vom Brinzen Johann noch nichts hätt' gehört. Wer ein rechter Steirer ist, der thut bei dem Liebe lustig mit, oder, hat er keinen Stimmstock — hört fleißig zu. Wahrlich meiner Seel', da bringt mich Einer gleich in die Gall'!“

Jetzt sind wir im Fahrwasser dachte der Kasmodl und kam hervor: Von wo er — der Fremde — her wäre? Ob das Steirerland nicht noch liegen thät unter den Füßen, hätte es alsdann nicht der Johann in die Hände genommen? Ob wir ohne ihn solche Land- und Eisenwerkwirtschaften hätten? Ob wir zu Graz ein Joanneum hätten? Denn warum? — Der Kasmodl versung sich in seinen Athem und schnaufte.

„Geh', Du Narr, verzuck' Dich nicht!“ rief die Kathrin und schlug mit der flachen Hand mehrmals auf seinen Rücken, um ihn vom Hustkrampfe zu befreien. Will einer die Gutthaten vom Prinz Johann erzählen, muß er einen längeren Athem haben als wie Du.“

Der Kasmodl stieß mit beiden Fäusten gegen seine Brust: „Da drinnen thät ich's wohl haben, aber halt außer mag's nicht. Ein guter Herr! Wissen möcht' ich nur wie er aussähet.“

„Geh' und bring' die Rüh' heim!“ befahl die Sennin, und schob den Amburschen zur Thür hinaus.

Der Fremde lächelte. In demselben Augenblick polterte zur Thür Ersatz für den Kasmodl herein. Es war ein junger, kräftiger Bursche in der gewöhnlichen Tracht der Holzhauer. Er hatte ein todtens Rehbock über der Achsel und darüber einen Lodenmantel geworfen. So stürzte er verwirrt herein? „Kathrin, ich weiß keinen Ausweg, ich komm' zu Dir!“

„Du einfältige Dreifaltigkeit!“ rief die Sennin, „Sebalb, ja, was hast denn?“

„Ich hab' nichts, aber sie haben mich! Die Jäger sind mir am Rücken.“

„Jesus Maria!“ Und das Mädchen schielte, dem Burschen stumme Zeichen gebend, gegen den Fremden.

Sebalb achtete nicht darauf. „Drei sind ihrer!“ rief er, „Einer hat schon den Stußen auf mich angelegt, und duck' ich mich nicht geschwind hinter

die Wand, so bin ich hin. Wie sie's meinem Vater haben gemacht, diese Hölleufel! Hast denn keinen Winkel für mich?“

„Mein armer Narr, so vertrieb' Dich ins Bettstroh, oder hupf' eilends auf die Dachschupfen!“

„Ein alter Spaß. Just daß sie mich um ein Vaterunserlang später haben. Um ein Vaterunserlang feilsch' ich nimmer!“ Der Bursche ballte knirschend die Fäuste; jetzt erst bemerkte er den Fremden. „Ha, ha, sie haben mich ja schon!“ lachte er auf. „Aber Eins will ich noch rechnen! Nicht als schlechter Mensch will ich dastehen. Diesen Rehbock verantworte ich vor Gott. Das Wild ist herrenlos, springt über eine Grenze um die andere, ist überall daheim, gehört, dem es anspringt.“

Der Fremde erhob sich. Seine scharfen Augen rollten, wie zwei Bleikugeln in der Gluth. „Dem es anspringt? Wo steht das geschrieben?“

„Auf dem Papiere nicht, das glaub' ich. Ist einer auf die Welt gesetzt, so will er auch seinen Theil davon.“

„Aber die Welt, lieber Freund, ist planmäßig vertheilt; Jedem steht es frei, sich auf rechtmäßigem Weg sein Theil zu holen.“

Darauf versetzte Sebalb: „Wenn ich durstig bin und komm' zum Bach, so frage ich nicht erst: wem gehört das Wasser? Hin leg' ich mich und trink'! Wer den Durstigen niederschlägt am Quell —! Herr Jäger — auch meines Vaters Blut schreit zum Himmel!“

„Habe ich Deinem Vater Leides gethan?“ fragte der Fremde den wild aufgerichteten Burschen.

„Leides gethan? Nein, gar nicht. Bloß umgebracht haben ihn die Jäger; und leicht gehört der Herr auch zu der Bande, die lieber auf den Wildschützen zielt als auf den Hirtschen.“

„Jünger Mann,“ sprach der Fremde mit Nachdruck. „Du begehst mit solchen

Reden ein Unrecht. Du kennst vielleicht so gut, wie ich, die Pflicht der Wildhüter. Du weißt auch, was rechtlich erworbenes Eigenthum heißt, aber Du willst das Gewissen verleugnen, weil Du Dich davor fürchtest. Und Dir ist bekannt, daß weber der Wildhüter noch der Jagdherr den Wilddieb eigenmächtig strafen kann; dazu sind die Richter mit dem Gesetze da.“

„Bei meinem Eid!“ rief der Bursche „was weiß der Jagdherr, der Prinz Johann, wie sie's treiben, seine Knechte, mit uns armen Leuten. Der ist seit lang' schon nicht mehr in der Gegend gewesen. Vom frischen Vatersgrab weg hab' ich wollen in die Wienerstadt reisen, daß ich's dem Johann hätt' erzählt, wie es gewesen ist. — Wenn wir auch ein Bauerngütel haben, 's ist all von Stein und rother Erden. Die Amerei ist unfer Erwerb, jagt uns nicht der Jäger die Gaisen von den besten Weiden weg?“

„Das wird wohl nicht sein dürfen“, bemerkte der Fremde.

„Alles darf sein!“ rief der Bursche. „Meinen Vater haben sie erschlagen, weil er ein Reh geschossen hat. Der Wilddieb ist auch ein Dieb! selber hat er's gesagt, und so lang bis ihm und uns kleinen Kindern der Hunger bis zum Hals ist gangan. Das Weib ist krank gelegen, er hat keine Arbeit gehabt. So ist er mit der Büchse ausgegangen in der Morgenfrüh', und zur Abendstund haben wir ihn gefunden. — Zermartert, voll Mart und Blut!“ schrie er auf und verhüllte sein Gesicht, als wehre er von sich ab das Bild seines gemordeten Vaters.

„Geleugnet ist's worden!“ fuhr er dann fort, „aber wenn mich heute Gott im Himmel drum fragt, so ist meine Antwort: Die Jäger haben es gethan.“

Die Kathrin suchte ihn zu beruhigen.

„Ich bin damalen ein halb erwachsener Bursch gewesen“, sagte er, „hab' den Prinz Johann wollen auf-

suchen und hätte ich mir die Füße müssen abgehen bis auf die Knie. Aber der Verwalter hat gesagt, ich sollt' gescheidt sein, es thät mir nichts nutzen. — Bin ich halt gescheidt gewesen — hat mir auch nichts genutzt.“

Der Fremde war nachdenklich geworden, und der Sebald fuhr fort: „Deut' hab' ich meine Mutter und meine unmündigen Geschwister zu versorgen. Die Noth leiden lassen, das kann ich nicht, und paßt auf, mir geht's wie meinem Vater. Sie werden gleich da sein.“

„Kaltes Blut, Bursche!“ sagte der Fremde, „für heute sollst Du nichts zu fürchten haben. Vorge mir Deinen Wettermantel und siehe zu, daß Du auf den Dachboden kommst.“

„Das wär' ein rechtes Glück!“ rief die Kathrin, „aber so hupf, Balbl, aber so schlupf, Balbl!“

Sebald kletterte über die Holzleiter in den finstern Dachboden. Der Jägermann hüllte sich in den Wettermantel.

„Erkenntlich thäten wir schon sein“, meinte das Mädchen, „Butter und Brennloch hätt' ich, wenn's gut wär'. Ich kindische Grebl, jetzt thu' ich aber doch gleich den Rehbod beiseit.“

Laß' ihn liegen, Kind, der gehört mir zu“, gebot der Fremde und machte sich mit dem Thiere zu schaffen. Da stürzten wild stuchend zwei Jägerbursche in die Hütte.

„Ah, da ist er ja!“ schrien sie, als sie den Mann mit dem Wilbe bemerkten, „der saubere Wettermantel mit dem Rehbod!“ und sie schmächten ihn, so viel aus den Mäulern ging.

Da leuchte ein dicker, rothhärtiger Mann herein, der Oberförster: „Gabt ihr ihn? Nur gleich hinlegen und hauen, daß die Fegen fliegen!“

„Oho!“ sagte der Fremde im Wettermantel, „das müßte auch mir recht sein. Bin ich ein Wilderer, so wird mich das Gesetz bestrafen.“

„Was?“ darauf der Rothhärtige, „das Gesetz bestrafen, hat er gesagt? Drei Teufel übereinand, das wäre

schon das Rechte! Ein wenig in den Kotter stecken, daß sich so ein ver-luderter Gauch recht kunnst austrafen. Sind ohnedies oft kaum zu erwischen, thät man nicht die Bohnen nachschicken. Das Gesetz bestrafen, hat er gesagt? Ah, leßt thät er für seine Diebereien zu Lohn ein Federbett auch noch ver-langen. Haut ihn, und wenn mir jeder Streich einen Silbergroschen kostet!“

„Du,“ kispelte ein Jägergehilf zum andern, „einen Silbergroschen! Mehr kann sich Einer mit dem Zuchtschlagen nirgend's verdienen.“

„Untersteht Euch und rührt mich an!“ rief der Mann im Wettermantel, „jeder Streich drei Jahre Zuchthaus.“

„Wie sagt er? Drei Jahre Zucht—?“ gurgelte der Dicke, „das ist mir ein possierlicher Schelm. Packt ihn!“

Die Kathrin erhob ein Angstgeschrei: „Kaufen ihun sie auch noch! Ihr heiligen vierzehn Nothhelfer! Ist denn Keiner da?“

Die Jäger wollten eben zugreifen, da sprang der Sebald mit geschwungenem Dachbalken vom Boden herab und über die Jagdburfschen:

„Du dreidoppelter Morgenstern übereinander, die Weltkugel hau' ich euch um die Schädel! Her, wer sich traut! Der Wildschütz bin ich!“

Sie griffen nach den Gewehren, aber der Fremde drängte sich mit starken Armen dazwischen und warf den Mantel ab.

In demselben Augenblick fuhr der Oberjäger stöhnend zurück.

„Der Prinz Johann!“

„Ah, heilige Maria!“ kreischte die Sennin. Dann war es still, daß man fast die Hühner schnarchen hören konnte, hätte jezt Einer an die Hühner gedacht. Helllauf fladerte die Herdflamme und beleuchtete das verwitterte, ungewöhnlich interessante Gesicht des Fremden.

Aus der in jenen Tagen bis zum tiefen Grunde bewegten Welt kam er heim ins grüne Land mit dem Felsen-

biadem und der eisernen Brust. Der Steiermark war er ergeben aus ganzem Herzen, was er diesem Lande gab, was er diesem Lande war, das steht anderswo geschrieben. Der Steirer hat ihn sehr geliebt und wird sein Andenken noch in späten Zeiten ehren. Der Prinz Johann ist, wie der heilige Josef ein Schutzpatron der Steiermark geworden.

„Ich merke!“ sagte nun der Erzherzog zu den Männern, „daß man Unkraut gesäet hat, während ich ferne war. Ich werde jäten! Wo ist die Gerechtigkeit, die ich meinen Leuten so strenge auf das Gewissen legte?“

Die Kathrin schmiegte sich zagennd an Sebald: „Nein, aber jezt heb' ich mich schon zu fürchten an.“

„Die beiden mutthigen Männer hier“, sprach Johann zu den Jagdgehilfen, „sind, scheint es, bisher dem Rekrutenmaße nicht in die Nähe gekommen, aber sie sollen mir Dank wissen, wenn ich ihnen eine Stelle in der Armee verschaffe, wo es vielleicht bald etwas zu hauen gibt. — Der Herr Oberjäger wird die Güte haben, zur Sicherstellung einiger Vorkommnisse mit Wilderern sich zu Gerichte begleiten zu lassen.“

Der dicke Nothbärtige fuhr bei diesen Worten erklecklich zusammen.

„Seine Stelle im Revier zu vertreten dürfte dieser junge Mann geneigt sein“, sagte der Prinz und blickte auf Sebald. „Aber zur Strafe für seine Wilderei nehme ich ihm diesen Rehbod weg. Sennin, kannst Du braten?“

Der abgedankte Dicke krümmte sich in Demuth, aber Johann sagte:

„Wir beide sind für heute fertig. Die Gewehre bleiben da!“

Der Dicke stahl sich davon. Bei Gericht ist ihm später schlimm er-gangen. Die Geschichte vom erschlagenen Wilderer that sich arg heraus.

Die beiden Anderen? Wie sie erst nach Hirschen geschossen hatten, so schossen sie später nach Menschen. Und erlangten das Verdienstkreuz. —

„Der neue Oberjäger hat sich bei Zeiten auf dem Brandhof einzufinden“, sagte der Prinz, „für heute mag er seiner Wege gehen.“

Seiner Wege gehen? Jetzt in der Nacht seiner Wege gehen? — „Ich denke, Kathrin“, sagte der Sebald leise, „Du thätest dem hohen Herrn die Hütte hübsch warm heizen und gingest schlafen auf die Breitegger-Schwaig.“

Die Sennin schürte Kohlen des Herdes, warf dann auf drei Finger Salz hinein — für die armen Seelen.

„Hat Er mit der Sennin zu schaffen?“ fragte Johann den Burschen. Versetzte dieser: „Sonst just g'rad völlig nicht gar recht viel — nur daß sie halt ein Bißel meine Liebste ist.“

„Ein Bißel ist zu wenig“, lachte der Erzherzog.

An der Thür stand der Kasmodel mit Schreden und Freuden, und der dachte so: Ich überlaß' ihm für die heutige Nacht mein Bettstattl im Stall, denn warum? Und rief es laut: „Der liebe Prinz Johann soll leben!“

Schifferlied.

Wenn der lichte Tag sich aus dem Wasser hebt
Und im Morgenwinde leiß' das Segel bebt,
Wenn die Welle golden walt um Kiel und Spriet,
Grüßt das Meer mein helles Morgenlied:
Ja glücklich kann
Preisen sich der Mann,
Der die frohe See zur Braut gewann!

Wenn das Sonnenrad sich in das Wasser senkt
Und sein Boot der Fischer müde heimwärts lenkt,
Wenn der Hütten Feuer glüh'n den Strand entlang,
Tönt zum Wellenschlag mein Abendfang:
Ja glücklich kann
Preisen sich der Mann,
Der die schöne See zur Braut gewann!

Wenn die Wolkenraube schwarzblau niederhängt
Und das Meer sich wirbelnd in die Höhe drängt,
Wenn die Raaken knarren und der Mastbaum stöhnt,
Hell in's Sturmgebrauß mein Lied ertönt:
Ja glücklich kann
Preisen sich der Mann,
Der die stolze See zur Braut gewann!

Wenn die Zeit gekommen, da von Licht und Luft
Mich zu langem Schlummer meine Braute ruft,
Wenn mit nassen Armen mich die Braut umschlingt,
Leiß' wie Schwanenfang mein Lied verklingt:
Ja glücklich kann
Preisen sich der Mann,
Der die stille See zur Braut gewann!

Rudolf Baumbach.

Gräfin Edmund.

Eine Novelle von E. M. Barano.

(Schluß.)

6. Capitel.

Aufgewirbelte Asche.

Und man reiste noch immer nicht. Die Table d'hôte war heute sehr belebt. Es war eine durchreisende englische Familie da, die sehr viel Lärm machte über die Speisen und unendlich viel Sauce mit Brod verzehrte, um den Braten compacter zu machen. Die beiden Damen von gestern waren heute hier schon fast „Bekante“. — Libi Mebiz war frohsinnig und sangene, Madame Thea befand sich vollkommen aufgeweckt und lachte gar und ward manchmal so reizend roth, daß sich die halbe Table d'hôte in sie verliebte. „Sie ist erst siebzehn Jahre alt!“ — behauptete der alte joviale Hauptmann Ricco. „Und schon Witwe? Sie muß rein schon in der Wiege verlobt worden sein . . .!“

Es kamen reizende Vorfrühlings-tage. Fräulein Libi „machte nichts dergleichen“, aber sie wußte, daß man nicht so bald fort fahren würde, und fältelte alle ihre Promenadenkleider glatt mit Hilfe Lotzsch's, welche seltsam unterwürfig und fast — bürgerlich geworden war, seit sie das Herz des Krainers in den Nezen der Schwarzäugigen Conditorin vermuthete.

Fräulein Libi bemerkte bei all dem gar wohl über ihre Kleider-Arbeit hinüber, daß Madame Thea an den nächsten zwei Vormittagen ihren festen Sitz am Fenster nahm und hinaus-schaute, schaute und schaute und nicht eher zusiedelte war, bis irgend etwas vorüberging. Aber dieses Etwas hatte Libi Mebiz noch immer nicht zu erfassen vermocht — so rasch sie auch auf jedes Anzeichen hin zum Fenster eilte. —

Man konnte die Fenster offen lassen, die Frühlingslüfte durchzogen das Zimmer mit einer Ahnung von Freiheit und Lust für jedes junge Herz. Kein Wunder war's da wohl, daß Madame Thea so heiter schaute wie eine frisch erblühte Rose, und daß Fräulein Libi manchmal recht alt und matt aus sah, trotz ihres lauten Wesens: denn herbstliche Treibhauspflanzen verlieren immer im Blühen der übrigen Natur.

Es gab aber auch Tage, wo Madame Thea so ruhelos wurde wie sonst, fast unglücklich. Das war an solchen Tagen, wo Das nicht vorüberkam, was sie erwartete. Aber ihren schwarzen Witwenschleier nahm sie nicht mehr um. Sie wählte jetzt leichte Kleider und manchmal brachte sie sich von einem Spaziergange eine frische Blüthe heim, die sie in's Haar steckte. Libi Mebiz hatte nie gedacht, daß ihre Herrin so reizvoll und bezaubernd und jugendlich sei. „Wen sie nur lieb haben mag, die Arme?“ fragte sie sich fast traurig. Und hatte das Räthsel noch immer nicht gelöst.

* * *

Und wie Madame Thea von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag hier mehr Wurzel zu fassen schien und gleichsam aufblühte, und froher, herzlicher, ruhiger wurde, da kam es über Fräulein Libi, das alternde, geschminkte, lachlaute, dienende Fräulein mit den sicheren Manieren, wie eine Offenbarung. Und sie wagte es eines Tages, als fünf Herren der Table d'hôte die Damen auf einem Abend-spaziergange getroffen und begleitet hatten, ihrer Dame vorzuschlagen, dieselben zu sich hinauf zu laden, um

den Thee einzunehmen. Es war das eine ganz einfache Sache, Niemand konnte etwa^s Gefährliches darin sehen — aber dennoch hätte die haltlose, prüde, ängstliche Madame Thea von vor acht Tagen gegen eine solche Insinuation entsezt protestirt. Die Madame Thea von heute jedoch sagte frank und gerne „Ja“. Sie fand nichts Seltsames an der Sache. — Es erschien ihr ganz plausibel und natürlich, ein paar Cavaliere zum Thee bei sich zu sehen. Libi Mediz fühlte dabei klar, daß Einer dieser Herren ihr das ganze erlaubt und naturgemäß machen mußte. Aber welcher war es? Thea war mit allen gleich freundlich. Nur hatte sie einmal einen Blick erhascht, den Graf Edmund auf Thea geworfen hatte — und der in den sprechenden Augen des ernstern Mannes mehr sagte, als lange Tiraben auf den Lippen anderer Cavaliere.

Genug an dem, die Herren nahmen bei den Damen den Thee. Es war ein herrlicher Abend — schwül, windlos, daß die Vorhänge an den weitgedöfneten Fenstern sich gar nicht regten. Hauptmann Nicco hatte seine Gattin, eine joviale, lustige Italienerin (die mit Madame Thea Besuch gewechselt hatte) mitgebracht. Es war ein echter Plauderthee. Nach Sonnenuntergang wurde eine Whistpartie arrangirt. Madame Thea und Graf Edmund hatten einander als Partner. Fräulein Libi machte die Honneurs der Zimmer mit vollkommener aisance, und setzte sich in einer Pause ihrer Pflichten in die tiefe Fensternische. Graf Edmund, der eben „todter Mann“ war, mußte wohl zu ihr treten. Der Mond schien strahlend durch das offene Fenster.

Libi Mediz lächelte ihm zu; „Sie sind verliebt in meine Dame, Graf!“ — drohte sie lustig und leise: „Don Juan! Flatterstun! Und Sie scheinen Glück zu haben bei ihr!“

Graf Edmund schaute jäh erstaunt auf sie. „Ah! Wie? Kennen Sie Ihre Freundin so genau?“

„Freundin, Graf? Ich bin als Gesellschafterin engagirt. Ich bin seit so und so viel Jahren schon Fräulein Libi Mediz kurzweg, und lebe von meiner Liebenswürdigkeit als Gesellschaftsdame. 's ist nicht süß, die Lage, aber was wollen Sie: 's ist doch einmal so. Und Sie werden mich darum hoffentlich nicht weniger achten. Sie sehen wenigstens daraus, daß ich mir früher nie durch Liebenswürdigkeit bei Herren ein Leben geschaffen habe, wie die böse Welt mir nachsagte!“

Graf Edmund verbeugte sich mit echter Höflichkeit. „Ich habe das nie geglaubt“, sagte er.

„Ich danke Ihnen. Aber halten Sie reinen Mund über mich. Solche Dpser der Calummie, wie ich bin, bleiben lieber todt und begraben. Und ich befinde mich ganz wohl in meinem Grabe. Um aber auf meine Dame zu kommen: sie war rastlos, wie ich zu ihr kam, und hier ist sie gefesselt — ich glaube seit heute, durch Sie, Graf; Ich habe das jetzt weg!“

„Und sonst nichts?“

„Nein. Und ist das nicht genug? Sie haben Glück. Die kleine Witwe ist wirklich ein Engel und scheint ihren verstorbenen Gatten um Ihretwillen ganz vergessen zu haben. Sie sehen, Sie müssen mich Ihnen geneigt machen: wenn Sie über mich schweigen, verspreche ich, Ihnen bei ihr zu helfen.“

Graf Edmund lächelte mit einem sonderbaren, halb traurigen, halb lustigen Lächeln. „Mir helfen bei ihr?“ sagte er.

„Warum nicht?“

„Nein, ich danke Ihnen“, meinte er kurz, und jetzt sehr ernst. „Ich will nicht, daß mir geholfen werde. Ich werde mein Glück schon selber finden — sobald ich oder Madame Thea von hier fort sind.“ — Damit kehrte er an den Spieltisch zurück.

Libi Mediz kannte den Grafen zu gut, um an einen bloßen Witz zu glauben. „Ah, bah!“ murmelte sie. „Das Räthsel complicirt sich. Und

ich dachte, sie interessirten sich für einander!“

* * *

Es war ein trüber, trüber Abend. Von den Hügeln herein trieben stahlblaue und graubraune Wolken auf Wolken, die einen spitzen, kalten Regen entsendeten, der Einen durch und durch fröstelte, als sei wieder Winterzeit da. Es sind das herzzerreißende Abende, trostloser als morgenfrische Sommerfürne, herbsteilige Sonnenlosigkeit oder winterliches Schneegewirbel. Es geht an solchen sturmhauenden Abenden wie ein Weinen durch die Welt, das uns mit fast menschlicher Stimme alles Leid wiederholt und erneuert, das in den Winkeln unserer Herzen begraben gewesen sein mag. Und es liegt eine Trostlosigkeit über der noch so jungen Welt, wie über dem Krankenzimmer eines hoffnungslos dahinsiehenden Kindes. Ein solcher Sturm- und Thauabend thut weh im Herzen, macht die Glücklichen gerne aneinanderrücken und die Einsamen verzagen.

Es war ein solcher Abend, als Lidi Mediz die Thüre ihres Zimmers öffnete, welches auf den Corridor hinausführte. Sie war im Begriffe, zu Madame Thea hinüberzugehen, da sah sie einen Officier durch den Corridor schreiten — nicht dem Speisesaale zu, es war auch lange noch nicht Souperzeit — sondern an ihrer Thüre vorbei nach den Zimmern ihrer Dame. Lidi Mediz schloß bei diesem Anblick rasch die Thüre, aber nicht so ganz, daß sie nicht durch eine kleine Spalte hätte hinauslugen können. „Graf Edmund!“ flüßerte sie, und das alte lustige, frauenhafte, ausgelassene Lachen bligte wieder in ihren Augen. — „Dieser Gato, dieser personificirte männliche Ernst scheint also doch einmal sein Herz decidirt verloren zu haben, und — an Thea d’Oro! Und sie . . . ? Daß die kleine Somnambule lieben kann, wußte ich wohl — und ich meine fast, daß eine brave, glückliche Liebe sie

von allen ihren Krankheiten befreien könnte — ein edles Mannesherz, an dem sie einen Halt fände, könnte sie gesund und froh machen und über alle Gattengräber der Welt trösten; aber ich hätte ihr nie zugetraut, daß sie den Muth hätte, ein solches Herz offen zu acceptiren und sich selber ihre Neigung zu gestehen! ? Sie ist mir als ein Ausbund von wahrhaft bemitleidenswerther Brüderie erschienen. Nun will ich sehen. . . da ist er vor ihrer Thür. Ramsell Lofski öffnet ihm. Er läßt sich melden. Ob sie ihn empfängt, und — allein, ohne nach mir zu senden?“

Lidi Mediz hielt die Thüre noch lange halb offen, aber Graf Edmund kehrte nicht zurück. Man hatte ihn empfangen. Und keine Lofski kam, um Fräulei Lidi zu melden, daß ihre Dame sie hinüberbitten lasse.

Lidi Mediz lächelte vor sich hin, trat discret an ihr eigenes Fenster, nahm ein altes mit Sportemblem verziertes Photographienalbum zur Hand und blätterte beim Tosen des Windes und beim Scheine des abscheulichen Abendregens draußen in ihren Erinnerungen.

Währenddem saß Graf Edmund im kleinen Gasthofsalon bei Madame Thea. Es war ein ungemüthlicher, kleiner Salon, mit Bildern, die der Wirth von Farbendruck-Agenten gekauft hatte und die nicht zu den Möbeln paßten, und mit Möbeln, die in ihrer reinen, unberührten, gleichsam gestrigen Eleganz die sonstige „Unbewohntheit“ dieser Piecen noch mehr hervortreten ließen.

Sein ernstes Gesicht war noch ernster als sonst. Er war ein wunderbar schöner Mann, dessen reines Profil den geborenen Cavalier verrieth. Madame Thea d’Oro schien jünger und mädchenhafter als je; sie war so blond, so erregt.

„Sie sind mir nicht böse, daß ich Sie mit einem Besuche belästige?“ — Er sagte das nicht mit Affectation oder wie um ihr einen höflichen Pro-

teft zu entlocken. Dazu war fein ganzes Wejen zu echt.

Und echt war auch fie, wie fie zu ihm auffchaute und fagte: „Böfe fein? Sie glauben das felber nicht, Graf. Wann wäre ich Ihnen je böfe gewesen? Was zwischen uns vorgegangen ift, daran hatten wir keine Schuld. Es hat fo fein follen. Und es mag wohl am beften fein, daß . . .“

„Daß es fo gekommen ift, wie es kam?“ —

Sie nicht ftill.

„Vielleicht“, fagte er.

„Nein“, fagte fie herzlich. „Gewiß! Ich bin nicht mehr fo — kindifch wie ich gewesen bin, Graf. Und ich fehe vielleicht jetzt vieles, was ich früher nur gefühlt habe. Aber ich weiß, daß Sie ftets wahr gewesen find und daß ich nie gelogen habe. Und fo war es ja einfach, daß es kam, wie es gekommen ift.“

„Sei es denn. Ich dachte nur, weil Sie geftern von ihrer Abreise gefprochen haben, daß ich Sie nicht gut fortlassen könne, ohne ein freundliches Lebewohl. Es thut in der Ferne wohl, an Leute, die man achten muß, mit dem Gefühl zu denken, daß kein Schatten von Groll zwischen uns und ihnen fteht. Sie wollen wirklich fort?“

„Wie können Sie fragen! Sollte ich hier bleiben? Nein, wirklich, ich freute mich, Sie wiederzusehen. Aber ein dauerndes Wiedersehen wäre doch nicht möglich, und — peinlich für uns Beide. Wie hätte ich aber auch denken können, daß Sie hier find — und wieder als Officier. Ich dachte Sie in Galizien und als Geschäftsmann.“

„Ich hatte keinen Grund, Geschäftsmann zu bleiben. Mein Vater ift todt, meine Schwestern glücklich verheiratet, und ich habe fonft keinen Menschen auf der Welt, der mir näher ftünde. So gab ich mein Unternehmen auf, und wurde, was ich früher war: Soldat und Reiter. Meine Reitkunft machte meinen Wiedereintritt leicht. Und hierher ging ich am liebften und

verlangte fogar darnach. Es ift mir — eine fo sympathifche Gegend. Aber nun vertreibe ich Sie von da?“

„Vertreiben?“ — fagte fie fauft. „Ich bin ja nitgens ftabil. Sie wiffen, ich nenne mich jetzt Madame Thea d'Or. Und ich lebe für mein Vergnügen. Könnte ich bei Verwandten fein, dann wäre es etwas Anderes. Aber Sie wiffen, ich kann meine Verwandten nur für ein paar Wochen vertragen; fie find fo — fo engherzig und felbftfich. Oder wenn ich mich tröften könnte durch Aventüren. Aber fo habe ich eben meine einzige Freude im Reifen gefunden. Ich habe eine sympathifche Begleitung und ich male mehr als je in Aquarell.“

„Und find Sie dabei glücklich?“ —

„Ja, glücklich und zufrieden.“ fagte fie langfam aber ficher. Er fchaute ihr in's Auge, aber ihr Blick war klar. Sie war ein muthiges und tapferes kleines Gefchöpf.

„Und Sie?“

Er erwieberte ihren Blick mit dem stolzen Mannesfchauen, wie es nur feine cielo di napoli-farbigen Augen finden konnten. „Und ich bin's auch. Gott fei gedankt, daß wir einander getroffen haben. Vielleicht mag Ihnen manchmal ein Augenblick gefagt haben, ich fei trift. Und weiß Gott, mancher Augenblick hat mir einreden wollen, ich hätte etwas verfhuldet an Ihnen. Aber nun wiffen wir beide, daß wir zufrieden find, und einander Freund fein können — aus weiter Ferne. Ich habe keine Schuld gegen Sie?“

„Und ich?“ —

„Gewiß nicht.“

„So danke ich Ihnen für diefen Befuch, Edmund. Ich möchte da auch noch eine letzte Bitte daranfnüpfen. Ich mag Ihnen wohl oft feltfam und ungeheuerlich und überfchwänglich und undantbar erfchienen fein. Ich habe damals — in der Zeit, wo uns das Schickfal ein Weifchen Seite an Seite leben ließ, Tag für Tag aufgefchrieben, was ich fühlte; diefes Geftelein — fo

albern es auch sei — mögen Sie jetzt nehmen. Ich bin jetzt nicht mehr so stolz, mich dessen zu schämen, da wir jetzt klar vor einander stehen und einander ein Lebenswohl sagen, das ernster ist als das frühere, weil es mit allem Bewußtsein der Thatfachen gesprochen wird. Ich möchte nicht, daß Sie mich für launenhaft oder schlimm halten. Ich weiß nun wohl, daß man Ihnen böse Sachen erzählt hat von mir, noch ehe wir uns trennten. Und ich weiß, daß ich recht kindisch und verzagt gewesen bin. Und — somnambül. Das ist aber eine Krankheit, und Krankheiten müssen ja vergeben werden. Nehmen Sie also das Büchlein und lassen Sie mir die Beruhigung, daß Sie gut und freundlich an mich denken.“

„Als an eine Zufriedene?“

„An eine Zufriedene und Genesene“, sagte sie tapfer.

Er reichte ihr die Hand und erhob sich, und sie sagten einander Adieu als gute Freunde. Sie lächelten dabei einander zu. Dann schloß sich die Thüre zwischen ihnen.

* * *

Ach, der entsetzliche Abend. So trostlos, regentriefend und windlaut. Madame Thea kam frostsitzend, erregt in das Zimmer ihrer Gesellschafterin, sagte ein paar Worte und sank dann auf das Sopha nieder, und fing an bitterlich zu weinen.

Lidi Mebiz warf ihr Sportalbum zu allen Teufeln und lief auf Thea zu, mit der echten Sorge einer Mutter schier, trotz ihres Rouge. Sie setzte sich neben sie, sie nahm die Schluchzende in ihre Arme, sie streichelte sie, sie befragte sie.

Aber Madame d'Dro schüttelte nur weinend den Kopf, ließ aber ihr Gesicht in den Armen ihrer Gesellschafterin ruhen. Sie sagte bloß dann und wann: „Lassen Sie mich weinen, Fräulein! . . . Es ist jetzt Alles aus.“

„Was ist aus?“ fragte Lidi Mebiz sanft. „Sprechen Sie doch, Thea!“

Madame Thea sah sie durch ihre thränenverschleierten Augen an. „Ihnen sagen!“

„Ja“, flüsterte Lidi Mebiz herzlich. „Bin ich Ihnen je falsch erschienen, gnädige Frau? Und wer weinen kann, muß klagen können. Oder halten Sie mich für herzlos und theilnahmslos für Sie? Ich kann nicht viel Worte machen. Und Sie können natürlich schweigen.“

Ein Etwas in dieser knappen, ehrlich gesprochenen Rede öffnete das Herz der armen kleinen Frau, und sie barg ihr hübsches junges Gesicht in die gefalteten Hände, lehnte sich an Lidi, deren Hand ihr sanft über das halbgelöste Haar fuhr, und begann zu erzählen — unaufhaltsam, wie man sich einem großen Schmerze hingibt auf Gnade und Ungnade; zu erzählen die Lösung des Räthsels ihres Lebens, das Lidi Mebiz nicht hatte errathen können, und das doch so einfach war.

So einfach, wie die Worte, welche in derselben Stunde Graf Edmond in den Blättern las, die ein kindisches, trotziges, verzogenes Herz vor langer Zeit aufgeschrieben hatte in dem Zimmer, den es an seiner Seite gebulbet hatte.

Und dieses Heftchen sagte:

7. Capitel.

Von Woche zu Woche.

Bin ich denn wirklich so glücklich? Oder ist Alles nur wie ein süßer Traum, der bald verfliegen mag? Nein, nein, es ist Wirklichkeit, es muß Wirklichkeit sein, dieses schöne, liebeliche Glück, sein Weib zu sein! Ist er ja doch eine Wirklichkeit, und seine Worte und das Zittern meines Herzens, wenn seine Hand die meinige ergreift, ist die erste, höchste, einzige Wirklichkeit, die ich je im Leben gefühlt habe. Ich denke ja erst, seit ich ihn sah, und ich lebe erst seit jenem Augenblicke, wo das Wort

des Priesters am Altare uns einander gab für hier und für die Ewigkeit — untrennbar! Ich sein, und er mein! Wie vermag ich das nur zu fassen! Als Kind und noch wie ich aus dem Kloster der filles du sacré-coeur kam, da war mir, als gehöre die ganze Welt mir. Aber wie wenig war die ganze Welt gegen ihn! Der Himmel, die Sterne, die Blumen, die Bonbons, das Singen, alles was meinem Auge wohlgefiel, schien mir zu gehören; aber die Freude an diesem eingebildeten Besitze war doch nur eine traumhafte Freude. Ich fühle es nun tief, tief im Herzen, daß man nur das sein Eigen nennen kann, dem man selber angehört ganz und gar. Ein einseitiger Besitz kann nie Befriedigung gewähren. Der einzig echte, glücksvolle Besitz ist ein Einanbergelören. Wie verstehe ich nun erst die Schönheit des Lebens zu schätzen und wie durchbringe und durchblicke ich erst jetzt die Allmacht Gottes!

Du lieber, süßer Gott, wie wurde ich verwöhnt, verhätschelt und verzogen von der ganzen Welt — ich, das kleine arme reiche Mädchen, das seit dem achten Jahre schon verwaist war und das nun alle Welt beschützen und an sich ziehen wollte. Jeder meiner Wünsche war den Leuten ein Befehl, jeder meiner Launen wurde gehorcht: war ich doch eine reiche Erbin!

Aber um wie viel schöner ist es, den Launen eines geliebten Mannes lauschen zu können, um wie viel schöner ist es, gehorchen zu dürfen und zu wollen, als gebieten zu können. Wenn ich etwas erfülle, was Er wünscht oder bestiehlt, bin ich tausendmal beglückter, als damals, da mir die unmöglichsten Capricen gewährt wurden. Das Letztere war nur eine Befriedigung, die zu neuen Launen Anlaß gab: das Erstere aber ist eine Wonne, ein süßer, demüthiger, heiliger Genuß!

Lieben und gehorchen können!

Ach, welch ein abscheuliches, arrogantes, selbstsüchtiges Geschöpf hätte ich eigentlich werden müssen, wenn der liebe Gott mich nicht zu den filles du sacré-coeur gerettet hätte. Dort lernte ich die Welt nicht in ihrem Egoismus, in ihrer Härte kennen, sondern in ihrer Poesie. Inmitten der frommen, sanften Schwestern ging mir ein Hauch von göttlicher Veröhnung durch die Jugend — der Duft der Lilien, die in unserem Garten blühten, durchzog mein erstes Leben, die Poesie war es, die mir das Herz demüthig und wahr erhielt und das ganze Dasein erschien mir in der wunderbaren Verklärung des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. —

Und als die Stunde kam, wo sich mir die Pforten meines Klosters öffneten und ich unter den Thränen der Schwestern und dem Angstzittern des eigenen Herzens in die Welt hinaustrat, scheu und erschreckt, und mit all meinen Sinnen zurückschauend nach dem Glücke des klösterlichen Friedens; als die Tinen von mir sagten, ich sei ein frömmelndes, überspanntes junges Ding und andere, ich sei ein verhätschelt, eigenwilliges Kind, da stand eines Tages Er vor mir . . .

Er war so — wie sage ich's nur? so Alles! So schön wie der Erlöser auf unserem Altarbilde. Ach Gott, weit schöner noch! Er war wirklich, wirklich wie ein Erlöser, der in mein Leben trat, klärend und befreiend und lenkend! —

Ein echter Mann. So ruhig, ernst, und wenn er lächelte, da war es, als ob die Sonne Sprache bekommen habe; es war ein ernstes Lächeln in ihm. — Ach, wie hätte ich hoffen können, ich junges scheues Ding, daß er je auf mich blicken würde? So viele Freier und Anbeter drängten sich an mich, und ich fand das natürlich. Aber Er! Ich erschien mir so klein vor meinem Edmund — (darf ich wirklich sagen: mein Edmund?) so klein, daß es mich athemlos machte, wie er mich

eines Tages ansprach. Und wie er mich abermals ansprach. Und wie ich ihm leid zu thun schien. Und wie ich dann fühlte, daß er nicht nur Mitleid mit mir hatte, sondern mich auch lieb haben mochte . . . Und als er dann eines Tages mich in seine Arme nahm und sagte: „Will die kleine Thea mein Weib werden?“ — da sagte ich ihm nur — Ja, weiß ich denn noch, was ich sagte? Ich weiß nur, daß ich mich im Stillen verwunderte, daß er mich überhaupt bemerke, und daß mir war, als sei ich in den Armen eines Engels und alles um mich herum sei Himmel. Allen Heiligen dankte ich und fürchtete nichts mehr in der Welt. Und er, den alle begehrt, der stolze Held in der goldblitzenden Uniform und mit den gebietenden festen Zügen, er schaute auf mich herab — auf mich vor allen anderen —

Und ich ward sein Weib. Ich bin sein Weib. Untrennbar für ewig.

Wie gut er ist, wie sanft, wie ruhig. Mein Leben im Glücke war anfangs ein stetes Vibriren — jetzt ist es in seiner Ruhe selber glanzvoll ruhig geworden, wie ein sonnenbeschienener See.

Er hat seine Officierscharge quittirt. Ich fragte ihn, warum er das thue, und er sagte mir: er sei eben Officier geworden, weil er ein passionirter Reiter sei und sonst ziemlich frei auf der Welt, außer für seinen alten Vater und seine Schwester sorgend. Jetzt aber sei es anders. Er müsse sorgen, sorgen für ein Heim, für ein Heim, wie ich es gewohnt sei von Kindheit an, und wie er es mir bieten wolle. Jetzt finde er Freude an der Arbeit, der ernstern, bürgerlichen.

Und ich hatte doch Geld genug für uns Beide. Aber er schüttelte den Kopf, und verließ den Dienst und will den größten Biqueur-Vertrieb errichten in Galizien, gleich nach dem der Fabrik des Grafen Alfred Potocki in Lancut.

Mir war es fast lieb, daß er die Uniform ablegte. — Ich habe Officiere stets als die Ideale aller Un-

ordnungen betrachtet. Sie haben kein rechtes Daheim, außer im Gasthaus- und Kasernenleben. Vormittags leben sie mit Bauernkerlen herum und die Damen, in deren Gesellschaft sie am meisten goutirt werden, sind naturgemäß meist solche, denen an ihrem Ruße so viel wie gar nichts mehr liegt.

In Krakau war er garnisonirt bei den Husaren, wo ich ihn während eines Besuchs bei Tante Zakreszanka kennen lernte. Die Freundinnen der Tante und ein paar alte Ministerialbeamte, die da in's Haus kamen, erzählten mir natürlich alle möglichen Liebesabenteuer des „Soldaten“ („zolmierz“, wie sie den deutschen und kaiserlichen Officier entros eux mit patriotischer Schärfe zu nennen pflegten). Ich lachte darüber. Sein Auge sprach wahrer als alle diese süßlichen, singenden Galizianer, und er hatte mich lieb. Er hatte mich lieb, obwohl er nicht viel Worte machte. Und ich wußte, daß die Anderen logen. Ich selber sah ja, wie Frauen nach Uniformen saßen. Die Stolzeften, die Hochmüthigsten just — solche, welche die werthvollsten und gediegensten Männer ohne Uniform mit hochnasigem Worte von sich gewiesen hätten, dieselben belästigen die armen Officiere förmlich mit Biletten, Jvuiten und Kofetterien. Und nicht etwa die besten Officiere — o Gott, nein, die albernsten, grotesken Stallmenschen — bloß weil sie einen Säbel nachschleppen. Wie verächtlich sind diese altgewordenen hochadeligen Circen, oder vielmehr: wie lächerlich. Und wie kann ihnen nur ein braves Frauenherz die Ehre anthun, auf sie eifersüchtig zu sein? Die armen Officiere können ja nicht anders, als ihren Einladungen nachkommen — wo sollten sie denn sonst ihre Abende zubringen? Aber mit welchem Efel, mit welchem Ennui, mit welchem Widerwillen sie das thun, das hat mir Edmund in seiner schlichten, kurzen Weise so deutlich geschildert, daß ich herzlich darüber gelacht habe.

Aber lieb war es mir doch, daß er die Uniform ablegte. Da gehört ein Gatte doch mehr uns allein. Und ich will nur für Edmund leben, wie er für mich. Ich liebe ihn unaussprechlich! — Ueber unseren Brautstand sperrte natürlich Alles die Augen auf und es gab ein Geschrei! Alle beneideten mich natürlich um ihn. Und schrien, ich sei zu jung!

Zu jung für's Glück! Wie albern doch die Leute sind. Soll man mit dem Glück vielleicht warten bis zum Herbst, wo nichts mehr in der Natur die Kraft hat, zu genießen und zu fühlen, wie schön die Jugend, der Frühling und der Lärchensang sind? Nein, Gott sei Dank, in unserer vollsten Jugend haben unsere Herzen sich gefunden: er ist die erste wahre, wolkenlos klare, reinerkannte Sonne meines Lebens, und ich — o heilige Jungfrau, ich bin das erste Blümchen, das er werth fand, sich zu pflücken und an seine Brust zu stecken und es hinauszutragen in die Jagd des Lebens, daß es ihm duften dürfe.

Wie glücklich bin ich!

Sie haben auch gesagt, ich sei überspannt und poetisirend. Er lacht wohl manchmal über meine Art und Weise, über Alles in Entzücken zu gerathen oder auch über Alles sich zu entsetzen und nennt mich kindisch.

Aber ich bin nicht mehr kindisch, gewiß nicht, ich fühle es ja selber, daß man an seinem Herzen nur zweierlei sein kann: vollkommen oder werthlos. Und Gott verhüte, daß ich jemals das zweite werden könnte, daß der Glanz seiner Liebe jemals verlöschen könnte —

Wie thöricht ich bin; das war jetzt wirklich kindisch gesprochen. Ich will Buße thun, und dafür jetzt nicht in sein Schreibzimmer laufen und ihm um den Hals fallen, wie ich's wohl möchte.

Ich würde ihn auch stören. Er schreibt. Wie schön er ist, wenn er sein ernstes Antlitz über das Papier neigt und schreibt. Er sieht aus wie ein Christus-

kopf Rafael's, den die vibrirende Abendsonne auf der alten Leinwand des Bildes wie lebendig erscheinen läßt. Nur schöner, herrlicher, göttlicher noch ist sein liebes Haupt! Wie schimmern seine dichten Locken, und wie athemlos macht mich sein Lächeln. Und es ist so prächtig, daß er so selten lächelt. Man weiß es dafür um so mehr zu schätzen.

Wir machen unsere Hochzeitsreise nach Oberösterreich, gegen das Salzkammergut hin; unsere erste längere Etape ist Gmunden. Er wird die Reise zugleich dazu benützen, Geschäftsverbindungen anzuknüpfen für sein Unternehmen.

Es ist schon Frühling, und doch noch nicht ganz. Es ist die Zeit der Schneeglöckchen und an allen Zweigen haben die Knospen noch dicke, weiße, sammtartige Pelzlein an, als ob sie einen möglichen Frost fürchteten, die armen Knospen! — Mein Herz braucht keinen zu fürchten — voll und furchtlos kann sich's der Sonne, dem Glück öffnen. O heilige Jungfrau, und du, lieber Gott, strafet mich nicht dafür, daß ich so selig bin!

Ich möchte sterben dürfen für ihn.

Später. ^{*} ^{*} ^{*} Es war so herrlich, wie wir in Gmunden eintraten. Es war in der frühesten Morgenstunde, als wir die Lambacher Bahn verließen und in einer bequemen Kalesse zwischen unseren Koffern und Schachteln dem Orte zufuhren — oder vielmehr dem See. Denn der See ist ja doch eigentlich der Ort. Weißer, dichter Dampf lag über Allem und Jedem — nur die allerhöchsten Gipfel der Berge sah man wie durch einen Schleier in ihren Umriffen, und auf dem höchsten derselben, da ruhte der volle, runde Morgenmond — er sah bleich, dunstig, unirdisch aus, er glück dem Gespenst einer Hostie, welche die Geisterhand eines verstorbenen Papstes über die Erde erhebt. Ich sagte das Edmund in meiner dummen Weise, und er lacht darüber — über meinen „Unsinn“, wie

er's nennt. Früher hat er das Kinderei genannt. Es ist nicht freundlich von ihm, aber er meint es gewiß gut. Im Kloster und in Italien unten, da nannten die Leute meine Art, für Dinge und Sachen eine malerische Bezeichnung zu finden, poetisch und genial.

Die schmeichelten mir also?

Ober sollte Edmund ungerecht sein? Aber wie könnte er das? Er muß mir doch gut sein — aber freundlicher könnte er sich wirklich zeigen.

* * *

Später. Es mag Menschen geben, welche die Welt mit ganz eigenen Augen ansehen — mit praktischen, nüchternen, klaren Augen. Aber die sollten doch den Gemüthsmenschen auch ihre Weise lassen, die Welt zu empfinden und nicht zu berechnen. Kann man denn dafür, wie man empfindet, und ist's denn nicht Alles Eins, wenn man nur nicht schlimm denkt? Ich habe mich immer entfremdet und es hat mich empört, wenn ich gesehen oder gehört habe, wie Leute, die nichts glauben, Andersgläubige für ihren Atheismus gewinnen wollten. Wie sie sich bemühten, ihnen alles Liebe, Gute und Schöne von ihrer Welt zu streifen, um ihnen dafür ihre eigene nackte erbärmliche Wirklichkeit aufzutroyiren. Wissen sie denn so gewiß, daß sie Recht haben? — Edmund ist der beste, ehrlichste, edelste Mensch den ich kenne, und mein Herz lebt und athmet nur in ihm —.

Nur ist er so hart gegen mich. Er lacht über Alles, was ich denke und sage und thue. Es ist vielleicht wirklich lächerlich, aber ich finde, er setzt eine gewisse Force darein, mir seine Mißachtung meiner Art und Weise zu zeigen. Wenn er mich wirklich lieb hätte, würde er mich doch nicht so abscheulich kränken, so tief kränken, wo ich doch alles thue, um so zu sein, wie er es wünscht — wo ich ja nichts verlange, als neben ihm ein wenig glücklich zu sein!

* * *

Später. Er thut es vielleicht — nein, gewiß! — weil er glaubt, für mein Bestes zu handeln.

Er weiß vielleicht nicht, daß ich krank bin — so krank im Herzen, und — o Gott gebe, daß er von dieser Krankheit nie etwas erfahre!

* * *

Später. Aber wenn er an mir Alles, was tabelnswerth ist, bekräftelt und verspottet, und er thäte das aus Sorge und Liebe — weshalb findet er alles schön und gut, was die erbärmlichsten Creaturen sagen und thun, wenn er mich mit ihrem Lobe kränken kann? Ein Wirth hier, ein gemeiner, verächtlicher Kerl, den man überall hinauslacht, ein Mensch, der es gar nicht verdient, daß Unserer ihn überhaupt beachtet — über den machte ich heute bloß die schwüchster Bemerkung, daß er eine Karrikatur sei — und Edmund sagte mir: „Ich finde ihn viel natürlicher als Dich!“ —

Mir war in diesem Augenblicke, als sei all meine Liebe wie todt zu Boden gesunken, und ich schaute entsetzt in das Gesicht des Mannes, dem ich mich gegeben hatte — weiß Gott! mit der vollen Liebe eines armen, hilflosen, dürstenden Wesens — vertrauensvoll — hilflos und ungebeten; und er versetzt mir Hieb auf Hieb, ohne daß ich etwas anders verschuldete, als daß ich existire! — Und jenen Menschen fand er vortrefflich, bloß weil er im Sommer ein Kaffeehaus errichten will und folglich eine Liqueurkundschaft werden kann. —

Ach, ich bin sicher ungerecht. Aber ich bin auch unglücklich. Wie ruhig er ist! Wenn er mich schlagen würde, ich wäre nicht so elend. Aber er schlägt mich nur mit Worten — wohlbedacht und absichtlich. Und wenn ich sanft bleibe und mich nicht wehre, dann sagt er: das langweilige Wesen sei ihm verhaßt, und geht in sein Geschäft. In sein Geschäft! . . .

* * *

Später. Welch' schöner Anblick das war! Im Hintergrunde der in der Vormittagssonne blühende Traunsee. — Die Berge waren noch alle schneeweiß bis auf den Fuß herab; aber der Himmel schon sommerlich abgrundtief und azurfarben. Die Ufer von rosigem und grünen Helleboris überblüht. Der Sonnenstaub und die Schneebünste bildeten einen dünnen Schleier, in dessen Mitte ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln wie unbeweglich in der Luft ruhte.

Ich begleitete ihn auf einem Geschäftsgange. Er schaute auf dies Bild mit seinen Augen, welche heute die Farbe einer schottischen Herbstnacht hatten; ich erzählte ihm von diesem Eindruck, der eigentlich eine Erinnerung war; er lachte nicht wie sonst über mich, er nannte mich bloß ernst und hart eine kleine Närrin; ich soll mich also über nichts mehr freuen dürfen — nicht einmal über die Bilder am Himmel? Bin ich wirklich so albern, oder hat er mich nie, niemals ein wenig lieb gehabt?

Wie hilflos bin ich! Und das Gebet, das mir immer geholfen hat, es läßt mich jetzt im Stich. Ich vertraue mich zu keinem Heiligen mehr aufzuschauen, seit Er mir einmal beim Kreuzeszeichen sagte: „das ist Götzenbienst!“

Ich erzählte ihm eine fröhliche Erinnerung aus meinem Leben. Er sagte: „Das ist eine alte Anekdoten!“ Für was muß mich dieser Mensch halten? Für Einen seiner Sippschaft wohl, die mit gelesenen Anekdoten wie mit eigenen Erlebnissen prunken? Er will mir zeigen, daß ich ihm zur Last bin. —

Warum verlasse ich ihn nicht! Warum treibt er mich nicht mit einem Worte fort? Ach, er wird mich nie wegzagen, aber er würde mich ziehen lassen heute noch, jetzt gleich, wenn ich die Absicht äußerte, ohne Zucken, ohne Erstaunen, ich fühle das. O Gott, warum muß ich denn so elend geworden sein? Und ich habe einen

solchen Menschen niemals lieben können! Und wie ist es möglich, daß ich ihn noch immer lieb habe! O Gott, so lieb!..

* * *

Ich fand den Himmel heute spinnwebenfarbig. Wie er das albern nannte und überspannt. Und ich jubelte über zwei Seiltänzerwagen mit Kaminen und mit Blumenstöckchen vor den Fenstern; unter dunklen Bäumen standen sie, die Pinienform hatten. Und ich sagte ganz froh: „Da sind wir ja in Italien.“ Denn Italien ist ja die Heimat der Pinien und der ewigen Vagabunden, und in mein Herz strahlte plötzlich die Sonne von Napoli. Ach, das gelangweilte, strenge scharfe Gesicht, das er mir da machte! Er schaute dabei wie ein schöner Tiger. „Daß Du in zwei alten Karren Italien siehst, das ist ebenso überspannt, wie Dein spinnwebfarbener Himmel!“ sagte er.

Da kam der Troß über mich und das Bewußtsein, daß man kein Recht habe, über Sachen abzusprechen, weil Einem eben das Verständnis dafür fehlt.

„Wie kannst Du über Spinnwebfarbe sprechen!“ sagte ich fest. „Wißt Du denn Maler wie ich? Kennst Du die Farbenshattirungen, die wir auf der Palette haben und die sich in der Natur wiederholen? Und wenn wir unsere Bilder für die Natur von den Tinten unserer Palette holen, ist es dann am Laien, dergleichen sinnlos zu finden? Ich glaube, die haben höchstens das Recht, uns unverständlich zu nennen — für Ignoranten!“ Ich sagte das nicht bitter. Aber er schaute mich erstaunt an. Gleichsam verblüfft, als ob ein Wurm, den er mit dem Fuße von sich geschleudert hatte, sich gegen ihn setze.

„Oh!“ sagte er in seiner alten, vaterhaften Art. „Ich habe auch schon in Aquarell gemalt.“

„So“, sagte ich, und das Weinen war mir nahe. „Aber Du hast dann sicher alle Farbennuancen vergessen über dem Teint des echten Absynth.“

Für einen Liqueur würdest Du je des
Beiwort entzückend finden.“

„Thea!“

„Weil es wahr ist!“ sagte ich.
„Du bist nur ein Egoist. Dem albernsten
Kerl lächelst Du zu und gibst ihm recht,
sobald eine Bestellung daran hängt.
Und alles, was ich sage, will, hoffe,
fürchte, Alles, woran vielleicht mein
Leben, aber sicher unser Glück hängt,
das findest Du unnötig, störend,
albern!“

Er sagte mir ein paar ruhige
Worte, aber ich fühlte mich doch elend.

Denn ungerecht ist er! Und nicht
ungerecht von Natur, denn er ist ja
ein göttlich ebler Mensch gegen alle
anderen, aber nur nicht zu mir, weil
er mich nicht liebt —! Er lacht über
meine vielleicht allzu italienische Art
und Weise, Allem einen Namen zu
geben und mich über Alles zu freuen;
aber kennt er denn Italien? Das
Land vielleicht! Das Land als Heim
der Cafetiers und Hôtels, die von ihm
Chartreuse und Rum beziehen werden.
Aber kennt er denn das Italien des
wirklichen, ohne Geschäftsauftrag
wandernden Reisenden? Das Italien
des Künstlers? Wenn er über die Ri-
pettastraße geht und es begegnet ihm
einer jener traurigen Züge, wo düster-
bekuttete Mönche eine blumengeschmückte
Mädchenleiche in einem offenen Sarge
tragen, auf den voller, reicher Sonnen-
schein des wogenden Sommerlebens
fällt . . . das würde ihm nur ein
Aufenthalt sein auf seinem Wege zum
nächsten Cafetier, der ihm mehr sein
wird als Sonne, Leiche und Schatten
und Himmel. Wenn ihn der Papst
mit freundlicher Greifenhand segnen
wollte, würde er sich verächtlich ab-
wenden — aber wenn ihn ein ab-
scheulicher Schnapsbesteller begnügen
wollte, würde er ihm förmlich zu
Füßen fallen! — Du lieber Gott, ich
verstehe ja, daß ein Mann sein Ge-
schäft ernst nimmt — aber ich ver-
stehe und glaube nicht, daß Einem ein

Geschäft Alles sein soll — so ganz
Alles! Daß er Alles in demselben
vortrefflich, und alles neben demselben
abgeschmackt und überflüssig findet. —
Ich begreife, daß ich vielleicht die
Welt nicht mit hausbadenen Augen
ansehen — aber könnte er mir nicht
meine Art des Anschauens lassen
und mich doch ein bißchen lieb haben?
— Hat er denn jemals die wunder-
baren Fontänen der römischen Paläste
gesehen, oder die prächtigen weißen
Statuen, die sich aus dem lichten
Klaziengrün Padua's, Ferrara's, No-
vigo's, Nepi's, Verona's herausheben?
Hat er jemals eine Idee erhalten von
dem wunderbaren Chaos von Blüthen,
Blättern, Engelsköpfen, die sich in den
Kirchen von Florenz über den Andäch-
tigen aufthürmen mitten im Geglühter
breiter Himmelsstrahlen voller Sonnen-
stäubchen, die quer durch die Kirche
fallen? Und darf man also Götzendienst
nennen, was Einem so natürlich scheint,
wie daß ich mein Kind lieben würde,
„selbst wenn es unartig oder sündig
wäre“?

* * *

Später. Mir ist wie der Pfirsich-
blüthe sein muß, die an's Licht ge-
drängt hatte, der Sonne zu, und die
in der ersten Nacht ihres Daseins schon
einem rauhen Frost begegnete, vor dem
die Sonne sie nicht zu schützen vermag.

Und ich liebe ihn! Ich kann nicht
anders, als ihn lieben: tief, innig,
über Alles! Oft ist mir in meinem
größten Stolze, als würde alles gut
werden in mir, und alles heilen, wenn
ich nur seine lieben Hände küssen dürfte!
Aber wie würde der strenge Mann
erstaunt schauen — für was würde
er mich halten —!

Wenn ich denke, wie glücklich ich
diese Reise begann. Wie wir noch
lachten, ehe wir auf die Eisenbahn
stiegen, im Hotel, wo wir den Nacht-
train erwarteten — über den be-
trunkenen Reichsgrafen von Rüfen-
maller, der um die Familienkleinodien
weinte, die seine Schwester dem Onkel

Barabas anheimgegeben hatte — d. h. der Pfanbleihanstalt! Wie deutlich steht jede aller kleinste Episode aus dem Frühling meines Glückes vor mir da. — Wie ausgelassen, stolz, selbstbewußt war ich damals! Und jetzt — ich getraue mich nicht einmal mehr zu sagen: „Die Sonne scheint heute so lieblich!“ Denn er würde darauf antworten: „Was geht mich die Sonne an?“ —

Später. Er muß eine Andere lieben. Aber wen? Jetzt kann er keine neue Liebe gefunden haben. Eine Erinnerung muß in seinem Herzen leben, daß er mich so verschmähen kann...

Denn er nennt mich langweilig, tobt, fade. Er schilbert mir täglich die wohlthuende Gesellschaft eines gewissen lustigen Kollegen, er freut und sehnt sich nach einer Zusammenkunft mit ihm. —

„Warum bist Du stets so still mit mir?“ habe ich ihn gefragt.

— „In heiterer Gesellschaft bin ich selber heiterer,“ war seine Antwort.

Ich getraue mich nicht zu sprechen, damit er nichts zu tabeln finde an mir.

Fast würde es mich nun trösten, wenn er bloß ein *Geldmensch* wäre. Aber ich fürchte, ich fühle, er ist ein Treulofer. Treulos wenigstens in seiner Vergangenheit und in seiner Sehnsucht. Es gibt ein Wesen, das er über Alles geliebt hat, und das er noch liebt.

Es gibt Augenblicke, wo ich ihn hasse.

Und es gibt Augenblicke, wo ich den Rest der Cigarre, die er weggeworfen hat, aufnehme und sie an meine Lippen drücke... es ist das wie ein Kuß! Wie ein Kuß, von dem er nichts ahnt. —

Später. Nun ist wohl Alles aus. Seit langer, langer Zeit hatte ich keinen Anfall meines nervösen Starrschlafes. Ober vielleicht hat man mir eben nichts davon gesagt.

Aber gestern — mir war so weh um's Herz, so namenlos weh! Er war in froher, verwandter und befreundeter

Gesellschaft und hatte mich allein gelassen — allein in der fremden Stadt Linz. Ich weiß es nicht, wie es kam, aber ich schließ im Abendbunkel ein in meinem Gasthofzimmer, in einem der Fauteuils. Mir träumte, ich gehe die Treppe hinab und über eine Brücke, unter der dickes, schmutziges Wasser durchrauschte — so langsam, und doch so reißend und feindlich und wild, so drohend, so unheimlich — und Nacht war's. Und ich ging weiter, weiter durch endlose, unheimliche Straßen bergan und bergab.

Da hörte ich ihn sprechen. Und sah seine Augen. Aber ich konnte nicht antworten, denn ich selber lag plötzlich im Strome und hatte keine Stimme und war tobt. So träumte mir. Aber nach und nach, da kam ich in die Höhe, und ich sah ihn deutlich und hörte ihn deutlich, und stand vor ihm aufrecht, mitten in unserem Gasthofzimmer, mit feuchten Kleidern und der Mond schien hell auf uns. —

Und er wußte, daß ich so seltsam krank sei, und er, der mich nicht lieb haben kann, wird mich jetzt hassen — Ich möchte sterben.

Später. Ich finde es ungemein komisch, wenn man neben einem langen dichten Walde eine endlose dünne Allee von Pappeln hinpflanzt, wie dies bei Lambach der Fall ist. Und wie man nur behaupten kann, daß der Traunstein von einer gewissen Stelle aus das Profil Ludwigs XVI. zeige!

Es ist eigentlich eine wunderbare Jahreszeit, in der wir reisen. Die Sonne scheint auf dunkelgrüne Nadelbäume, die noch im Schnee stehen. Vom Hochplateau des Lambacher Stiftes aus übersieht man ein wahres Meer von Bergen: den Untersberg, die zwei Brüder, den Hundstob, den Schafberg, den Traunstein, den hohen Brühl; dann die Paura, eine Kirche der Dreifaltigkeit im Thale unten, die im Dreieck gebaut ist, drei Thürme hat, drei Altäre, auf jedem derselben drei

Bilber und drei Lampen. Und sie hat 3333 Gulden 33 Kreuzer gelöst. Ein liebenswürdiger Bahnchef hat mir das Alles erzählt und erklärt. Es war ein reizendes Frühlingsbild, in das wir hinausblickten — die süßen, blaugrünen Farben in der Ferne . . .

Ich hatte Edmund an diesem Tage gesagt, daß es vielleicht besser wäre, wenn wir von einander scheiden würden. Es schien mir, als ob ich ihn störe.

Er schaute mich so seltsam an, und sagte: „wenn Du es glaubst, Thea, und wenn Du meinst, es sei besser für uns Beide . . .“

Was sollte ich darauf sagen? Er ist hart und unbeugsam gegen mich — hart wie ein Fels. Weiß er denn nicht, ahnt er denn nicht, wie hilflos, kindisch, verzagt ich bin? Wie ein süßer Ton, ein sanfter Blick, ein schmeichelndes Wort mich gefügig, zufrieden, froh machen kann? Aber nichts dergleichen findet er für mich.

Er ist ganz Geldmensch. Nicht die Natur existirt für ihn, nicht die Kunst, nur das Praktische.

Ach Gott, wie wenig brauche ich zum Glücke! Wie sein Hündchen folge ich ihm gern, warte auf ihn — seinen „Pluto“ habe ich mich selber lachend genannt. Wenn dann nur manchmal Stunden kämen, wo er sanft und froh zu mir wäre. Ich fände ja Interesse selbst an seinem Geschäfte; ich wollte ja die Kunst und Alles vergessen und praktisch werden mit ihm und von seinen Plänen reden. Aber er hält mich für zu albern dafür. —

Später. Ich soll schon an unserem Hochzeitstage genug eigenwillig und schlamm gewesen sein. Denn ich erinnere mich: der erste Kuß, den ich ihm gab, den begleitete ich mit den Worten: „Sei nicht mehr böß auf mich!“ —

Aber die Bitte hat nicht geholfen, und meine Demuth auch nicht. Ich bin recht unrettbar krank im Herzen. Und er hätte mich so gesund, so froh, so glücklich machen können, wäre er

nur halb so freundlich, schmeichelnd und besorgt um mich gewesen, wie alle Anderen! —

— „Wie schön ist die Nacht draußen!“ — sagte ich heute.

— „Du phantasirst immer! Was kümmert Einen die Nacht draußen, wenn man im Zimmer sitzt,“ war seine Antwort. Wenn ich ihm etwas erzähle, hört er gar nicht auf mich. Oft breche ich mitten in meiner Geschichte ab, und er merkt es gar nicht. Er fragt gar nicht weiter. Ich bin ihm nicht ein Wesen, dessen Worte man anhören kann, ich bin ihm nur wie eine Fliege, die ihm um die Nase herumjurt, und die ihm einen Gefallen thut, wenn sie ihn in Ruhe läßt. Und dabei wirft er mir vor, daß ich schweigsam und sentimental sei! Aber wenn ich lustig zu sein versuche, hört er es gar nicht. Aber wenn er in die triviale Gesellschaft kommt, da geht ihm kein Wort verloren, und er findet Alles köstlich, lustig und interessant und wunderbar!

Nein, es ist nicht möglich, daß er so ganz Geld, Geschäft und mein Feind und Verächter sei, ohne Grund. Er liebt. Er liebt!

Oh die Warner in Krakau, die Freunde meiner Tante, die ihn mir schilderten, sprachen wahr.

Ich kann ihm nicht mehr gut sein. So schrecklich das klingt, es ist doch wahr! Denn was habe ich ihm zu Leide gethan? Ich habe ihn lieb gehabt. — Ich habe ihm mein Herz geboten und gegeben, ganz und freiwillig; ich habe nichts dafür verlangt, als ein wenig Liebe und ein wenig Nachsicht und Sorge. Ach, nicht einmal das Alles: nur ein wenig Duldsamkeit!

Ich weiß nicht, woher mir eine Gewißheit gekommen ist — eine Kunde, die wie eine Offenbarung in mir lebt. Ich weiß seit gestern klar, deutlich, daß er eine Geliebte hat und wer sie ist: Gräfin Mimi Marbach heißt sie — ich habe von ihr schon in Krakau gehört. Aber woher kam mir plötzlich die Gewißheit, daß sie seine Liebe ist?

Und mir ist, als habe er Briefe von ihr — Briefe voll Bluth und Leidenschaft — in einem kleinen Ledertäschchen von Saffian in seinem Koffer versteckt. Gesagt hat mir's Niemand — mir ist, ich habe es heute Nacht geträumt. Wah, ein Traum! Träume sind Schäume. Aber wenn es dennoch wahr wäre? So deutlich las ich im Traume diese Briefe und ihren Namen — ich sehe noch jetzt ihre Art von schiefen, groben Buchstaben deutlich vor mir. — Kann denn ein Traum wirklich so sicher machen, und kann er Einem die verborgene Wahrheit zeigen —?

* * *

Später. Ich fand soeben den Schlüssel zu dem Räthsel seiner Abneigung. Die Briefe jenes schrecklichen Weibes. Mein Traum sprach also wahr . . !

Gräfin Mimi Marbach. Von der ich schon in Kratau hörte, über die sich alle Zirkel standalisirten. Die Stiftdame des scabrossten Damenstiftes in Oesterreich, die schon mit aller Welt Aventüren hatte. Und Briefe dieses Weibes fand ich bei ihm — ah, so wohl verwahrt in rother Saffianhülle, wie ich's im Traume gesehen hatte. Edmund war schnell abgerufen worden, und sein kleiner Koffer war offen stehen geblieben — er hatte eben darin gekramt — das rothe Päckchen lag auf dem Fußboden, und die Briefe quollen halb heraus. Ich mußte sie aufnehmen, und — ich las sie. Hatte ich doch das Recht dazu bitter genug erkauft! O sie lauteten wunderbar abscheulich!

Das ist also die ewige, die höchste Leidenschaft in dem Leben meines Gatten gewesen, meines Gatten? Rein. Von heute an ist mir Graf Edmund nichts mehr. Es hat einen Augenblick gegeben, wo er mich neckend ein kleines prüdes Ding genannt. Ach, konnte ich ihm denn sagen, wie lieb ich ihn habe, konnte ich ihm sagen, daß es mich glücklich mache, wenn ich seine liebe

Hand mit meinen Lippen berühren dürfte, konnte ich ihm meine ganze, volle Leidenschaft für ihn gestehen? Ich wäre ja vor Scham gestorben — selbst da ich schon sein Weib war. Aber ich begreife jetzt, wie albern und dumm und langweilig ich ihm erscheinen muß. Nur Geschöpfe wie die Marbach Mimi beherrschen stolze, echte Männerherzen gleich dem Seinigen. Und er ist doch der Besteiner — nein, er ist sicher der Beste! Das ist traurig zum Verzagen — zum Verzweifeln!

Später. Von den Briefen sagte ich ihm nichts. Aber ich fand Worte, um ihm zu sagen, daß ich mich elend fühle an seiner Seite; ich weiß nicht, welche grausame, harte, bittere, zorn-erfüllte, empörte Anklage ich gegen ihn gefunden habe: ich weiß nur Eins: daß er nicht nein sagte, und daß ich nun wieder frei bin.

Natürlich. Er wird dadurch, daß er mich ziehen ließ ohne ein Wort der Entschuldigung, ungenirt sein mit seinen Kameraden in Jöchl und auf allen Stationen, und er wird seine Gräfin Mimi Marbach wieder finden, und sich lustig durch's Leben spekuliren an ihrer Seite.

O es ist schmachvoll! . . Was habe ich denn verbrochen, daß ich so elend werden mußte? —

Wieder in Gmunden. Nun ist's wirklich zu Ende. Wir haben uns getrennt für immer. Ich werde nach Italien hinabgehen zu den Cousinen. Ich werde den Namen meiner Mutter annehmen — es würde mich empören, mit seinem Namen angesprochen zu werden. Ich werde dann für mich leben still und einsam, bis der Tod mich erlösen will von dem Jammer dieses Lebens. Der Ungetreue! . . Der Undankbare. —

In Gmunden hier schieden wir von einander.

Ach, was dieser letzte Morgenmond beschien! Wie anders war das, als beim ersten!

Es war im frühesten Tagesdämmern. Ueber dem Traunsee lagen die Nebel. Und der blasse Frühmond schien auf den Wagen vor dem Thore. Sein Gesicht zeigte sich manchmal hinter den Scheiben. Der Kutscher nestelte noch am Zeuge. Dann erscholl ein Rasseln über das holperige Pflaster, das den Seeplatz entlang führt. Dann war ein glänzender Schleier vor meinen Augen, und ein tiefes, tiefes, bitteres, verzweiflungsvolles Weh in meinem Herzen. Er war fort. Ich ging in die kleine dunkle Kirche neben dem Brückenthore. Jetzt durfte ich ja in eine Kirche gehen, ohne ausgelacht zu werden. O du kleine finstere Kirche mit dem einzigen rothen Lämplein im ersten Morgengrauen! Niemand war darinnen. Die Bilder der Dreifaltigkeit vom Sonntagberge und das Gnadenbild von Maria Lasterl zuckten manchmal auf in dem Flackern des blutrothen Lichtes. Und ich betete zum lieben Gott, ohne Wärme und ohne Andacht — ich dankte ihm für das Glück, das er mich hatte ahnen lassen an diesem Orte. Ich dankte ihm für die kleine Reise durch einen Traum von Seligkeit an seiner Seite, und ich bat ihn, mir in meiner jetzigen Verlassenheit den Frieden wiederzugeben — den glücklosen aber ruhigen Frieden meiner Mädchenzeit. Und mein Herz stand mir gleichsam still, ich sank nach vorn, und die Welt versank um mich. Wunderbilder hingen um mich herum, und sie liebten mich dennoch wieder erwachen —!

8. Capitel.

Gräfin Nimi Marbach erscheint auf dem Schauplatze.

Das, was das geschriebene Heft zum Schlusse von der Treulosigkeit des Grafen Edmund erzählte, das erzählte auch die leise, klagende Stimme der Madame Thea ihrer Gesellschafterin an diesem trüben Tage. Es war über sie gekommen wie ein Sturm, der sich aus-

schäumen mußte, und so hatte sie ihr Leid losklagen müssen an einem Frauenherzen. Und wie sie geendet hatte, senkte sie ihr blondes Haupt in die verschlungenen Hände, neigte es an die Schulter des Fräuleins und weinte lange, heftig und bitterlich.

Des Fräulein Libi Mebiz Gesicht war mit poudre de riz aufgesrichet; aber selbst durch dieses Verschönerungsmittel hindurch hätte ein Kenner während der Erzählung der kleinen elsenhaften Frau ein richtiges Roth aufflammen sehen auf dem scharfen, übermüthigen Antlitze der Gesellschafterin. Und wie Thea d'Oro ihre Klage und ihr Geständniß geendet hatte, da war wieder die seltsame Metamorphose gekommen über die lebenslaute, naivthuende Dame de compagnie; sie war wieder um zehn Jahre älter gemorden, ihr Auge war wie erloschen, ihre Stimme heiser, müde. Sie besuchte ihre Lippen mit der Zunge, wie sie sprach, das liebe blonde Haupt an ihrer Brust streichelnd mit der wachsfarbigen hageren Hand.

— „Gnädige Frau, ich meine, Sie haben ihrem Gatten unrecht gethan. Ich kenne jene Comtesse Nimi Marbach. Sie ist ein recht leichtsinniges Frauenzimmer gewesen in den Augen der Welt, und war ein recht armes Ding in der Wirklichkeit. Von hochadeligen aber verbummelten Eltern der Philipp-Marbach-Linie geboren, wurde sie als Kind in ein Stück Stammbaum-Pergament eingewickelt und an einen Hof geschickt. Dort krachte sie eine kleine Höheit in's Gesicht, kam in Ungnade, wurde dann in ein ziemlich flottes Damenstift gesteckt, wo jede der Damen ihre eigene scandalöse Art, das Leben zu nehmen, dadurch zu maskiren strebte, daß sie ihre Colleginnen schwärzer als schwarz machte. Nimi Marbach hatte nicht mehr Liaisons als andere Damen in ihrer Lage — aber sie war ungeschickter, d. h. ehrlicher. Sie lachte ihre Aventüren selber in die Welt hinaus. Und zuletzt, da kam über die arme verlästerte und ver-

fehnte Comtesse Marbach ein Malheur: sie liebte. Sie liebte — und war nicht mehr allzujung und allzubrav. Sie liebte einen jungen Officier von den Dragonern Namens Ramschütz — elle l'aimait d'amour. Er war ein ganz junger, chevaleresker Mensch voll Verve und Feuer, und liebte sie wieder. Sie hätte nun glücklich und eine brave Frau werden können. Das litt aber die Welt nicht, und am wenigsten die neidischen, sanften Gräfinnen von Krakau. Man schrieb dem Officier so viele Schmähbriefe über die Marbach-Mimi, man zischelte ihm so viel Insamien über sie in die Ohren, daß ihm keine Wahl blieb, als sie aufzugeben oder den Dienst zu quittiren und sich mit dem halben Officierscorps zu schlagen.

Er mußte das erstere wählen, denn er hatte Eltern, die für ihn eine große Carriere träumten und die er liebte. Die Sachen, wie sie gingen, waren ganz natürlich, aber traurig, herzbrechend traurig für die Marbach. Er nahm nicht einmal Abschied von ihr. Er schrieb ihr nur eine Zeile, und sie verschwand freiwillig, wo sie unmöglich geworden war. Die Briefe, die sie ihm geschrieben hatte, übergab er seinem Kollegen und Freunde, dem Rittmeister Edmund. Der fand aber erst später, viel später, nachdem er selber schon geheiratet hatte, Gelegenheit, dieselben an die Adresse der Marbach gelangen zu lassen, die sich freiwillig verborgen hielt vor der Welt.

Nicht an ihn waren also diese Briefe voller Zärtlichkeiten aus der Feder eines so verlästerten Geschöpfes gerichtet, sondern an den Grafen Eduard Ramschütz. Die Marbach selber war wie gesagt durch den Glanz ihrer so standalös zerstörten Brauttschaft unmöglich gemacht worden. Sie konnte und mochte nicht in ihr Stifft zurückkehren, in der „guten“ Societät zeigte man mit Fingern auf sie, und sie verschwand also. Sie verschwand, und findet seitdem ihr Leben als Dame de compagnie bei alleinstehenden Frauen

der guten Classe. Es ist wohl ein gar seltsamer Zufall, daß ich meinen letzten Dienst gerade bei Ihnen erhalten mußte, gnädige Frau, um Ihnen dieß Alles zu sagen und zu erklären. Hätte ich geahnt, daß Sie die Gattin des Grafen Edmund seien! War Alles das Zufall oder Schidung? Aber sei dem wie immer — jetzt ist hoffentlich Alles gut — für Sie. Jene Briefe an meinen Edi sind längst wieder in meinem Besitz. Daß ich Ihnen die Wahrheit gesagt habe, wird Ihnen jeder Officier der damaligen Garnison von Bohnia bezeugen. O jene Briefe! Ich habe sie seitdem oft gelesen und mich gefragt, ob es denn möglich sei, daß ich jemals so jung, kindisch, zärtlich und innig habe fühlen können! Wie dummglücklich war ich damals, wo ich liebte und glaubte, ich könne eine leichtsinnige Vergangenheit durch eine wahre Liebe verlöschen! —

Nun, es hat eben so sein sollen. Und es soll jetzt wieder sein, daß ich mein Suchen nach einer Stätte von Neuem beginne. Schade eigentlich. Ich besand mich bei Ihnen so wohl, und bin so müde, — so müde —. Aber Sie werden sich nun hoffentlich mit Ihrem Gatten versöhnen, und eine glückliche Gattin bedarf keiner Dame de compagnie, am wenigsten einer — Mimi Marbach. Verzeihen Sie nur, daß ich wider meinen Willen Ihr Glück gestört habe für einen Augenblick. Ich gehe nun wieder mit einem neuen Platz suchen; denn obwohl ich fertig bin mit meinem Leben, so dauert daselbe doch vielleicht noch lang —. Hart und bitter klangen die letzten Worte des Fräuleins Lidi Mediz. Darauf folgte eine tiefe Stille. Und wie die Gräfin Edmund aufschaute, wie aus einem Traum erwachend, da war die Stelle, wo ihre Gesellschafterin gegessen hatte, leer.

9. Capitel.

Schluszarie.

Der armen kleinen Thea war es um's Herz, als müsse sie selber zu ihrem Gatten eilen und ihn mit gefalteten Händen um Verzeihung bitten für ihren Veracht. Und Graf Edmund? Wie er zu ihr kam noch an diesem selben Tage, was fühlte da sein Herz? Verstand er sein kleines, kindisches Frauchen besser wie einft? Sagte er ihr, daß man sie ihm einft als überspanntes Romantköpfschen, als Frömmlerin, als ein verzogenes, nach allen, selbst den gefährlichsten Excentricitäten haschendes Wesen geschildert hatte, und daß er für ihr Bestes zu handeln gemeint hatte, indem er ihr nichts angehen ließ, was jene Eigenschaften hätte nähren können? Und sagte er ihr, daß er sie gesehen habe, des Nachts sich ankleiden, leise wie um ihn nicht zu wecken, und das Zimmer verlassen? — O Gott, wie da sein ganzes Glück in Trümmer sank. Er hielt sie nicht an, er eilte ihr nicht nach, er machte ihr keinen Vorwurf und sagte ihr nicht, daß sie entdeckt sei. Er hätte sie ja tödten müssen dabei! Aber sein Herz war gebrochen, und sie war todt für ihn; er vermochte es nicht mehr, ihre Lippen zu berühren oder ihr zu verzeihen. Er war entschlossen, sie einfach zu verlassen, als sie ihm mit diesem Vorschlage zuvorkam, der ihm Alles bestätigte; sie liebte einen Andern und war ein treuloses Weib. Und ein falsches Weib, das er des Nachts belauschte, wie sie in seinen Schriften blätterte und seine Sachen durchsuchte. So schied er von ihr und ging sein Leben einsam weiter. Sagte er ihr das Alles, und fügte er hinzu, daß er des Räthfels Lösung nun in ihren Klagen gefunden hatte und in der Krankheit, die sie, das zarte, elenhafte Wesen zu Zeiten einem Todeschlummer verfallen ließ, in welchem sie wie wachend handelte? . . . Nein, er

sagte ihr nichts von dem Allen. Er sagte ihr nur, daß er mit seinem Ernste ihr Bestes gemeint hatte, und sagte ihr mit dem zärtlichen Bienenstimmen der Liebe, daß er ihr nie treulos gewesen sei, und daß sie allein in seinem Herzen lebe und daß ihr Bild nicht gewichen sei aus demselben während der trostlosen Zeit ihrer Trennung. Und daß er nur deshalb Geldmensch gewesen sei, weil er seinen Erwerb mit ihrem Vermögen hatte in Einklang bringen wollen, und weil er noch für seine Familie zu sorgen gehabt hatte — die durch verunglückte Speculationen gesunken war. Warum konnte er ihr das jetzt Alles sagen, da es vorbei war und hatte damals darüber geschwiegen? Weil sie ein erschrecktes, sanguinisches kleines Geschöpf gewesen war, zart und nervös, und weil er sie zu lieb gehabt hatte, um ihr Kummer zu machen. O Gott, wie schluchzte sie an seinem Halse und bat ihm jeden zürnenden Gedanken ab, und schwieg dann wieder — denn er wußte ja doch schon Alles aus ihren thörichten geschriebenen Vorwürfen.

Sein Vater war jetzt todt, seine Schwester vermählt, und er war allein gestanden im Leben wie in einer Wüste. Für wen hätte er noch Geldmensch sein sollen und schaffen und sorgen? Er hatte sein Unternehmen aufgegeben und war wieder Officier geworden — Reiter, ein wilder, tollkühner Reiter, dem nichts am Leben lag? und hieher hatte er sich versehen lassen, in die Gegend, wo er einft sein Glück hatte beginnen wollen an ihrer Seite, und wo es nun wirklich begann. — Nicht zu spät. Gott sei Dank! Denn sie standen noch im Sommer des Lebens.

Und nicht herbiliche Marienfäden waren die glänzenden, schimmernden Bande, die sich um die beiden wiedervereinten Gatten spannen, sondern die Demantbande des echten Liebesglückes: die Bande des Glaubens und der Hoffnung.

Büchlein, wirst du ein Rekrut!

Eine Erinnerung aus der Jugendzeit von P. A. Rosegger.

Jenen Februarmorgen vergesse ich in meinem Leben nicht, er war vor-
auszusehen, und hat uns doch über-
rascht. Ich war ein wenig über zwanzig
Jahre alt; obwohl ich mich durchaus
schon als junger Mann fühlte und
auch bestrebt war, als solcher zu
handeln, so hielt ich mich doch noch
immer für ein Kind, weil ich von
meinen Eltern stets als solches behan-
delt wurde. Ich mußte mich schon
bücken, wenn ich durch die Thür ins
Haus trat, und wenn ich in der
Stube am Tischwinkel stand, so reichte
ich mit meinem Haupte hinauf bis
zu der heiligen Dreifaltigkeit, um
deren Geheimniß zu erspähen ich als
Knabe so oft Stuhl und Tisch er-
klettern hatte. Aber unsere Leute riefen
mich immer noch bei meinem kleinen
Kosenamen, und ich hörte noch immer
auf denselben — und so schlich in
aller Stille jener Februarmorgen heran.

Als ich erwachte, stand in der
Nähe des Bettes mein Vater, der
sagte, es wäre die höchste Zeit zum
Aufstehen, er hätte mit mir was zu reden.

Ich streckte mich nicht nach der Decke,
sondern nach allen Seiten weit unter
derselben hinaus. Ich gähnte frisch drauf
los und da der Mund schon einmal
offen war, so fragte ich meinen Vater,
ob ich es nicht auch liegend hören
könne, was er mir zu sagen hätte.

„Bist Du beim Bürscherwirth zu
Krieglach leicht was schuldig?“ fragte
er mich und harrete mit Spannung
auf eine Antwort. Aber ich fragte
meinerseits, weßweg er diese Frage
stelle; was ich beim Bürscherwirth ge-
trunken, das hätte ich allemal bezahlt.

„Hab' mir's ja auch gedacht.
Nur weil der Bürscher heut' ein' Zettel
schickt, der, mein' ich, Dir thät gehören.“

Er gab mir den Zettel; derselbe
war grau, und ich wurde roth. Der

Vater bemerkte das und sagte: „Mir
kommt's vor, es steht halt doch eine
Schand' drin!“

„Schand' keine“, sagte ich und
wendete mein Auge nicht von den
Zeilen, die zum Theile gedruckt und
zum Theile geschrieben waren, „da schon
eher eine Ehr'. Stelle n muß ich mich.“

Der Zettel lautete:

Vorurung. Rosegger Peter,
Haus Nr. 18. im Jahre 1843 ge-
boren, von der Gemeinde Krieglach,
hat behufs seiner Militärrwidmung am
14. März 1864 Vormittags 8 Uhr
am Assentirungsplatze zu Bruck rein
gewaschen und in gereinigter Wäsche
verläßlich zu erscheinen, widrigens er
als Rekrutirungssüchtling behandelt
werden und sich die diesfälligen gesetz-
lichen Folgen zuzuschreiben haben würde.
Kinberg, den 15. Februar 1864.

Der I. I. Bezirksvorsteher

Westreicher m. p.

Loos-Nr. 67. Altersklasse I.

Jetzt war schon auch die Mutter
da. Sie konnte es nicht glauben.
— Wie lang thät's denn her sein,
daß ich Kleber (kaum) ein Halterbübl
wär' gewesen. Und jetzt auf einmal
Soldat!

„Noch ist er's nicht“, sagte der
Vater.

„Laß nur Zeit. Und schau ihn
nur an. Den schicken sie Dir nicht
mehr heim. Jesus Maria, und die
Brust wachst sich jetzt auch aus. Dein
schmales Brüstel ist mir allerweil
mein Trost gewesen. Daß Du lezt'
Jahr aber gar so viel daher ge-
wachsen bist!“

Ich war aus dem Bette gesprungen,
mußte aber nicht, wie ich mich gegen
den Vorwurf der trostlosen Mutter
vertheidigen sollte.

Mein Vater sagte zu ihr: „Sei
froh, daß er gesund ist. Willst denn

ein Krüppel haben? Wär' Dir das lieber, als wie ein braver, sauberer Kaiserlicher?"

„Necht hast so wohl auch, Lenzel (Lorenz); wenn ich ihn nur bei mir haben kunnt! 'lest muß er gar noch vor den Feind. Ich darf gar nicht dran denken“. Sie meinte.

„Wärst liegen blieben noch“, sagte zu mir der Vater, „hättest ja noch liegen bleiben können, wenn's Dir taugt.“

Mir war nichts mehr um's Liegen. Mir war heiß in allen Gliedern. Ich hatte diese Vorrufung wohl insgeheim mit Angst erwartet; nun sie da war, fühlte ich was unendlich Angenehmes, Frisches in mir. Lust und Stolz empfand ich. Es hatte mich der Kaiser gerufen. Ich sprang vor die Thür, ich hätte es mögen ausschreien von Haus zu Haus, von Berg zu Berg: „Ich bin Rekrut!“

Bis zum 14. März waren noch mehrere Wochen. Die Mutter verlor sich in Sinnen und Plänen, wie sie mir diese Zeit, die letzte, die ich um sie sein sollte, angenehm machen könne. Sie besann sich auf all meine Lieblings Speisen. Sie sprach die Botengeherin an, daß sie ihr rothe Rüben und getrocknete Kirschchen verschaffe, Dinge, die meinem Gaumen damals zur Lust gewesen sind. Sie streute den Hühnern Hafer über Hafer vor und suchte ihnen zu bedeuten, daß ihnen den ganzen nächsten Sommer über die Pflicht entlassen sei, nur jetzt in dieser großen Zeit sollten sie Eier legen, sonst wisse sie sich nicht anders zu helfen, als Kopfabhacken, denn der Kaiserliche, wenn er keine Eier speise kriegen, so esse er auch gebratene Hühner, und wären sie noch so alt und zäh; man glaube nicht, was so ein junger Mensch, der just im Soldatwerden ist, für Zähne hat!

Geliebtes Mutterherz, so heiß einft und so treu! wie kann es möglich sein, daß du heute ein kühles Stückchen Erde bist! Wie strebe ich heute dir zu! wie bitte ich dich, daß du dich

von mir lieben lassest, so wie einft du mich gebeten hast. Du bist mir nun fast noch kühler, als ich damals zu dir. Ich habe nicht daran gedacht, wie viel unendliches Wohlwollen, wie viel Liebesfreundigkeit und Opfersehnsucht in den kleinen Gaben und Freuden verborgen war, die du mir bereitetest! Ich habe dich, Mutterherz, genommen, wie man den Morgenhauch, den Sonnenschein nimmt, ohne dafür zu danken.

So nahm ich damals, als die Rekrutirung bevorstand, die Güte der Mutter ziemlich gleichgiltig hin, und anstatt bei ihr zu Hause zu bleiben, ging ich in die Nachbarschaft und hatte Gemeinschaft mit den Burtschen, welche, wie ich, die Vorrufung erhalten hatten. Es waren welche darunter, mit denen ich sonst wenig zu thun hatte — ich hielt's nicht gern mit meinen Nachbarsburtschen, unsere Neigungen gingen allzustark auseinander — aber das gemeinsame Schicksal führte uns nun zusammen, wir gingen miteinander um, wir zechten miteinander in den Wirthshäusern, und weil ich ganz vom esprit de corps befeelt war, so gab ich mich nicht weniger ausgelassen, als die Anderen.

Jeder rauchte Tabak, und zwar jetzt nicht mehr aus den Pfeifen, sondern Cigarren, so daß die Leute meinen sollten, der Kaiser habe seinen jungen Rekruten schon Commistabak vorausgeschickt. Jeder strengte sich an, hübsch gerade und aufrecht zu gehen, es soll aber — wie ich später vernahm — etwas gespreizt herausgekommen sein. Ob Jeder sein Liebchen hatte, weiß ich so genau nicht; gewiß ist nur, daß jeder von seinem Liebchen sang. Die Lieder sind da, für Schöne und Häßliche, für Treulose und für Verlassene, für Begehrte und für Heißherzige, Lieder für den täglichen Gebrauch und für besondere Anlässe. Ich sang bei jedem Liebchen keddich mit, als ob ich Mädchen aller Gattungen besäße. Und doch war mir im Geheimen bange um den Rekrutenstrauß.

Hier diene zur Belehrung, daß jeder Bursche, der zur Rekrutirung muß, von seinem Liebchen einen bunten Strauß mit Bändern auf den Hut geheftet erhält. Die Bänder sind zum meist roth und flattern — wenn die Träger gerade recht Wind machen — wie Fahnen. Die Rosen und Knospen sind meist aus gefärbter Leinwand, oder aus Papier geschnitten — haben den Vortheil, daß sie immer hell und frisch bleiben und nicht gleich die Köpfchen hängen lassen, wie grüne Blumen, denn das Kopfhängerische taugt bei Rekruten einmal nicht.

Nur ein grünes Stämmchen Rosmarin ist dabei, das ist die Seele des Straußes und in diesem grünen Zweiglein redet die Liebste zum Liebsten, und was für Holbes und Süßes! So lange es die Liebste mit Rosmarin zu thun hat, ist noch Maien in der Liebe.

Von woher nun sollte ich meinen Strauß nehmen? Ein Liebchen! ich wußte eins, aber ich hatte keins; ich hatte nie daran gedacht, wie unerläßlich für den Rekruten das Liebchen ist.

Sollte ich nun — während Alle Anderen mit wallenden Sträußen von hinnen zögen — sollte ich „munfab“ (ohne Kopfschmuck) hinten drein täteln? Und was nützt mich das Fortgehen, und was nützt mich das Soldatwerden, wenn kein Mädels daheim weint?

Der Tag kam heran. Die Mutter that gefast, ja bisweilen sogar heiter, hatte aber immer rothe Augen. Sie bereitete mir die feinste Wäsche, die aufzutreiben war, es wurde aber nichts weiter von der Rekrutirung gesprochen bis zur letzten Stunde, da ich fortging, und da die Mutter mich bis nach Kriegslach begleiten wollte.

„Um Gotteswillen, nur das nicht!“ rief ich aus; wie hätte sich das gemacht, wenn ich an Muttters Seite dahergegangen wäre, und vor uns die Burschen mit tollen Spottknechten! — Ei, das hätte sich freilich übel ge-

macht; so sehr des Teufels ist oft die Jugend, daß es Zeiten gibt, in welchen das weichherzigste Mutter-söhnchen sich seiner Eltern schämt.

„Na, na, Alte“, sagte mein Vater zu ihr, „mitgehen kannst nicht; Du taugst nicht dazu, und den Buben thäten sie närrisch hänseln.“

Die Mutter sagte kein Wort mehr. Sie ging, um mich nicht etwa dem Spotte der Vorüberkommenden auszusetzen, nicht einmal bis vor die Hausthür mit mir. Drinnen in der Stube tauchte sie ihren Finger in das Weihbrunngefäß und machte damit ein Kreuz über mein Gesicht, und eilte dann in die Nebenammer, um die Thränen frei zu lassen. Ich spürte nur im Halse so ein sonderbares Zusammenschnüren, ließ es aber nicht überhand nehmen! und gut stehen will ich nicht dafür, ob ich im dunkeln Vorhause mit dem raschen Zug über die Augen nicht auch die feuchte Stelle des Kreuzzeichens ausgegilgt habe.

Beim Stodderwirth am Alpsteig kamen wir Alle zusammen. Jeder hatte, wie ich geahnt, seinen Hut voll Herrlichkeiten; nur mein Haupt war glatt, wie das eines armseligen Bockleins, dem noch keine Hörner gewachsen, das mit den langen Ohren allein zufrieden sein muß. Demnach war ich noch beim ersten Glase tobtesunglücklich, beim zweiten fiel mir schon der Czako ein, auf dem der Kaiseradler prangt, und der mir so sicher war, als den Andern.

Es waren saubere Kerle darunter, aber auch elendigliche Knirpse, denen die mächtigen Bänder Höcker, den Kropf und — wenn ich ein wenig über-treiben darf — fast auch die Säbel-beinigleiten verdecken sollten. Wo die nur ihre Liebchen hergenommen hatten, daß sie zu den stolzen Sträußen kamen? Alle hatten ihre Hüte auf, nur ich hatte den meinen in einen Winkel geworfen, um den Hohn zu vermeiden, mit dem sie mich schon früher überschüttet hatten.

Als wir endlich aufbrachen und ich meinen Hut doch wieder hervorholen wollte, fand ich ihn nicht. Denn an seiner Stelle war ein anderer mit prächtigem Strauß und mit zwei Bändern, das eine roth, das andere weiß; und ich sah es nun, daß es doch mein Hut war, der von unbekannter Hand so glorreich zu Gnaden gekommen. — So hatte ich denn doch vielleicht ein Liebchen? ich besann mich, aber es fiel mir keins ein, dem ich es zutrauen wollte, daß es mich, den „Trauminit“ gern hätte. Der Stodewirth hatte schöne Töchter, aber sie waren alle schon verheiratet. Die alte Stodewirthin war einer Sage nach auch einmal jung gewesen, aber aus diesen Zeiten konnte der Strauß und der wunderbar zarte Rosmarinstamm in demselben unmöglich rühren.

Die alte Wirthin hatte aber keinen andern Antheil an der Sache, als daß sie mir zulispelte, es wäre am Hause Eine vorbeigegangen und die hätte mir den Buschen zugespant.

Nun, ich hatte ihn einmal, und er stand schöner und üppiger als wie alle der Anderen. Was ich mir nun unter diesem Strauß den Kopf zerbrach! that aber den Andern gegenüber, als ob ich recht gut wisse, von wem ich ihn hätte, und brachte es auch so weit, daß ich selbst an eine Bestimmte dachte, glaubte und schließlich überzeugt war, welche es sei, die ich liebte. 's ist nicht zu sagen, wie sehr eine solche Gewißheit gleich mannbarm macht! Ich war nun der Herlebigste unter Allen, und Mehrere waren dabei, die sagten, sie hätten es nicht gewußt, daß der „Lenzische“ ein solcher Teufelskerl sei. Desß habe ich mir nicht wenig eingebildet.

Einer der unzähligen Späße war, daß wir „den Eisenbahnzug zum Stehen“ brachten. Wir stellten uns vor der Bahnstation auf und riefen dem einfahrenden Zug ein gellendes: „Halt, stehen bleiben!“ zu. Blieb er

denn stehen und wir lachten. Immergingß so harmlos nicht ab.

Als wir schon auf der Eisenbahn saßen — der Gemeindevorstand in Kriegslach hatte uns das Fahrgeld angewiesen, welches, wie wir glaubten, geradeswegs vom Kaiser geschickt kam — warf einer von uns, der Zedel-Benz, den Vorschlag auf, wir sollten einmal all unsere Rosmarinsträucher untersuchen; wessen Stamm in's Welken gehe, der sei zu öftest im Arm der Liebsten gelegen. — Und da stellte es sich heraus, daß der grüne Zweig auf meinem Hute sich ein wenig müd und welk an die rothen Leinwandblumen schmiegte. Mich versetzte das innerlich in neue Unruhe. Sollte denn dieser Rosmarinbusch mehr von ihr und von mir wissen, als ich selber? Sollte ich denn wirklich schon glücklich gewesen sein? — „Ja, ganz selbstverständlich!“ lachte ich auf, und that mir Manches darüber zu Gute.

Aber, statt damit zu imponiren, zog ich mir Spott zu. Sie sprachen vom Wiegenholzführen, und knüpften an das Welken des Rosmarins allerlei Vergleiche, bis ich endlich aufbegehrte. — Wen das was angeht? fragte ich schneidig, wem's nicht recht wäre, der solle nur hergehen! — Denn sofort war es mir eingefallen, ein echter Nekrut dürfe sich nichts gefallen lassen, müsse wild werden können und zu guter Zeit einen Kaufhandel anheben. Und so polterte ich, bis ich mich wirklich in den treuherzigsten Zorn hineingepoltert hatte, mit den Füßen stampfte, mit den Armen herumsucht und glücklich eine Fensterscheibe zertrümmerte.

Jetzt war der Conductor da: Welcher das Glas zerschlagen hätte?

„Der Lenzisch!“ krächte Einer, aber die Anderen schrien, es wäre nicht wahr und es würde nicht gesagt, wer es gethan hätte.

„Von euch brauch' ich keine Vertuscherei!“ fuhr ich drein, „ich hab'

die Scheiben zerſchmettert, was koſtet der Bettel?"

„Das wollen wir in Bruch miteinander abmachen“, entgegnete der Conducteur, „werd' mit dem Hauptmann ſprechen; wirſt ſchon zahm werden, Bursch', beim Militär.“

— Jetzt ist's aus, dachte ich bei mir, Lenzischer, jetzt bist Soldat. Hierauf soll ich recht ruhig geworden sein, als hätte mich die Winterluft, die durch das zerbrochene Fenster strich, hüßlich abgekühlt.

Auf dem Bahnhofe in Bruch war von der Glasſcheibe keine Rede mehr, und als wir die Stadt durchjohnten, ſchlang ich meine Arme um die Nacken meiner Nebengehenden und fühlte Dankbarkeit, daß sie mich als den Thäter hatten in Schutz nehmen wollen.

Von den Fenstern der Häuser ſchauten Stadtfräulein auf unser tolles Treiben herab, und wir waren überzeugt, daß sie alle in uns verliebt sein müßten, und daß, je ungeberdiger wir thaten, und je wilder unsere Gutbänder flogen, desto glühender ihre Liebe noch werden müße. Wir hatten ein bißchen Ahnung davon, daß so ein vor Troß und Uebermuth wiehernder Bauernbursch' aus dem Gebirge, der als Ritter des Vaterlands ausmarschirt, für das Stadtweib immerhin ein kleines Interesse hat.

Schon von Corporälen geleitet, zogen wir auf der anderen Seite wieder zur Stadt hinaus und einem alleinstehenden Gebäude zu. Da hinein. Jedem von uns war ein wenig wirr, Keiner wußte, als was er wieder aus diesem Hause gehen werde. Und hier in der Stadt sah sich das Soldatenleben nicht mehr so glorreich an, als daheim in den stillen Wäldern. Die Meisten von uns — die wir sonst nicht die Frömmsten waren — seufzten, als wir die Stiege hinanpollterten, ein „in Gottesnamen“.

Wir kamen in einen großen Saal, der fast Wehnlichkeit mit einer Scheune hatte, und wo schon über hundert

junge Männer versammelt waren, so daß es ein wunderliches Gekurre und Durcheinanderhüpfen und einen sehr seltsamen Anblick gab. Einige hüpfen und sprangen des Galgenhumor's voll in bloßen Strümpfen oder barfuß drüber und brunter; Andere banden ihre Kleider zusammen und setzten sich auf die Bündel und waren todes- traurig. Wieder Andere lehnten und standen an den Wänden herum wie geschnitzte Heilige und der Angstschweiß stand ihnen auf der Stirne. Gerade von den Zwergen und Krüppeln könnte man sagen, daß ihnen das Herz am tiefsten in die Hosen gefallen wäre, wenn sie noch welche angehabt hätten.

Ich ging im Saale herum, meinte es mit Jedem gut, wollte aber mit Keinem reden; sie wunderten sich, daß ich so gleichgiltig sein konnte; von der sehr großen Aufregung die in mir gährte, habe ich nichts merken lassen.

Plötzlich wurde die Eingangsthür geschlossen, so daß Einer murmelte: „Schaut's, jetzt ist die Fuchssallen zugeknappt!“ Dafür ging eine gegenüberliegende Thür auf, ein paar Soldaten — das waren aber schon fix und fertige — flogen unter uns um und beförderten Einen um den Andern durch die Thür in den inneren Raum. Zur Zeit habe ich die blassesten Gesichter gesehen in meinem Leben. Die Meisten schritten übrigens recht tapfer durch die verhängnißvolle Pforte. Wir waren aber nummerirt. Damit an einer und derselben Altersklasse in der Reihenfolge der Vorurufung keine Willkürlichkeit herrschen konnte, indem es für den Rekruten gewöhnlich vortheilhafter ist, einer der Letzteren zu sein, so wird die Reihenfolge einige Wochen früher stets durch das Loos bestimmt, welches jeder Stellungspflichtige persönlich ziehen, oder durch beliebige Personen ziehen lassen kann. Für mich hatte der Kriegslacher Vorstand gezogen, und zwar die günstige Nummer 67.

Die Nummern bis 30 hinauf lehrten fast zur Hälfte nicht wieder. Ein Feldwebel holte ihre Kleider. Wir wußten, was das zu bedeuten hatte. Die aber zurückkehrten, brachten ein um so vergnüglicheres Gesicht mit, kleideten sich so rasch als möglich an, oder nahmen aus Furcht, daß es die Herren drinnen gar noch reuen könne, sie laufen gelassen zu haben, eilig die Kleider unter den Arm und entschlüpfeten durch irgend ein Loch ins Freie.

Von Nummer 51 bis 65 lehrte Jeder wieder zurück. Die Nummer 66 erschien nicht mehr; der Feldwebel kam um ihren Anzug. So wurde endlich nach Nummer 67 gerufen. Ich schritt mit möglicher Gemessenheit — eher zu schnell als zu langsam — in die Löwenhöhle.

Was war denn da Besonderes? Drei oder vier Herren in schwarzen Röcken mit funkelnden Knöpfen, silbernen Halskrügen, rasselnden Säbeln und martialischen Schnurbärten. Zigarren rauchten die Räuze. Mein erster Gedanke war, ob sie nicht durch ein höfliches „Guten Morgen“ zu besprechen wären. Aber ich hatte von meinen Vordermännern gehört, daß die Herren auf solchen Gruß gar nicht gedankt hätten; wir waren nichts, als eine Sache, und wer wird denn mit einer Nummer 67 einen Gruß tauschen? Ich biß also die Zähne zusammen und schwieg, und warf den trogigsten meiner Blicke vor mich hin.

Sofort wurde ich an eine aufrechtstehende Stange gestellt. Einer der Officiere dirigierte mit sachtem Händedruck die Brust hervor, die Kniee zurück und sagte: „Vierundsechzig ein halb!“

Ein Anderer schien das aufzuschreiben.

„Brust frisch; Muskeln bildungsfähig.“

„Noch ein Jahr laufen lassen“, sagte ein Anderer.

„Geh' und zieh' Dich an!“

Das war der ganze Vorgang. Ich wußte kaum, wie ich wieder in den

Vorsaal gekommen war. Beim Ausgang an der Treppe hielten die wachhabenden Soldaten das Bajonnet vor den Weg; das ist eine Bitte an die Glücklichen um Trintgeld. Es bedürfte des Bajonnetes nicht, Jeder gibt: ist es doch der Moment, in welchem er aus dem verhängnisvollen Hause und seinen oft harten Folgen wieder in die liebe Heimat zurückkehren darf.

Die „Geliebten“ dürfen zumeist auch noch einmal heimgehen, und dort die Einrückung abwarten; aber heute werden sie in Gewahrsam gehalten, bis die Herren mit der Afsentierung fertig sind; dann werden sie zu den Regimentern getheilt und haben den Fahnezeit zu leisten und nun sind sie — Soldaten.

Wir erwarteten sie in den Wirthshäusern von Bruck, sie wurden mit lautem Geschrei empfangen und sie wurden gefeiert mit Wein und Gesang, und wenn mancher der „Behaltenen“ ins Brüten wollte versinken darüber, daß er heute sein heiteres Jugendleben in den grünen Bergen hatte verloren und nun fortmarschiren sollte vielleicht in ein fremdes Land, vielleicht auf's weite Feld und daß er — er lebte so gerne, wie die Andern — sein junges Blut sollte einsehen: so weckte ihn das Gejohle der Zechgenossen immer wieder zu neuer Wirthshausluft, und endlich war in allen eine Stimmung, als wäre nur dieser eine Tag, aber er hätte kein Ende, er versinke nur in die Nacht und die Nacht in Wein.

Aber es kommen und vergehen die Stunden und es kommen und vergehen die Räuße. Am andern Tage sondernten wir uns, und nach Krieglach-Alpel ging, was nach Krieglach-Alpel gehörte. Aus unserm Schode waren zwei Mann zu Soldaten geworden: ein blutarmer, aber bildschöner Kohlenbrenners-Sohn und ein Bauernknecht. Der Bauernknecht stellte sich lustig und fast ausgelassen und wollte mit manchem Straßenwanderer, der uns begegnete, Händel anfangen. Der

Rohlenbrenners Sohn war tief traurig. Wir wußten nicht, was denn er durch das Soldatenleben verlor, er wußte es auch nicht — er schaute die hohen Berge an und die schönen Waldbäume . . .

Um so mehr sorgten wir Anderen und die Wirthshäuser am Wege, daß die tolle Rekrutenlust nicht einschlafe. Den Strauß und die Bänder behält nach der Väter Sitte nur der als Soldat zurückkehrende Rekrut auf dem Gute. Wir aber machten es heute anders, wir behielten Alle die Sträuße auf, um damit umsomehr Aufsehen und Respect zu erzielen.

„Schau, schau, 's wird 'leicht wohl Krieg werden“, meinte manch ein Bäuerlein, „weil sie jetztund Alle behalten — gleich Alle nach der Reih' her. Wird wohl wahr sein, was die alten Leut' haben gesagt, daß die Weibskente um den Stuhl raufen werden, auf dem einmal ein Manneder ist gefessen.“

Hinter dem Dorfe Frefniß erreichten wir einen Bettelmann, der einen Leierkasten auf dem Rücken trug. Sogleich forderte ihm einer den Drehhebel ab, und während ein Zweiter den Alten voranführte wie ein Baumroß, werkelte ein Dritter auf dem Rücken des Bettelmanns alle Weifen, die im Kasten staken, und wir Uebrigen tanzten und hüpfen auf der gefrorenen Straße. Solchen Aufzuges kamen wir nach Krieglach wo wir unser musikalisches Gespann ins Wirthshaus mitnahmen. Der Alte war gar sehr vergnüglich und versicherte uns, daß wir Engel von Rekruten wären, gegen jene zu seiner Zeit. Er hatte es auch getrieben, und wenn sie einmal einen Bauer, der im Wagen saß und sich von seinem Esel den Berg hinanziehen ließ, an die Deichsel gespannt und dafür den Esel in den Wagen gesetzt hätten, so wäre das noch nicht das Rechte gewesen. Er ließ uns leben und pries die alte Zeit.

Ueber den Alpsteig wurde viel gungen. Ich möchte die Lieber nicht

wieergeben; wir sangen uns warm, wir sangen uns heißer. Als uns an der oberen Reihe eine Hausfiterin, die Eier-Mirzel aus dem Jockellande, begegnete, welche im Korb die Dingelchen, von denen der Volksmund singt: „'s ist ein länglichrund Kastel, hat kein Thürl und kein Ael, ist eine Kaiser-speiß' drin“, nach Würzzuschlag beförderte, kam mir das Wort aus: „Vene Eier wären gut für die Heiserkeit!“

„Das werden wir aber gleich sehen!“ riefen die Anderen, nahmen dem Weibe den Korb ab und tranken ihre sämmtlichen Eier aus. Der Köhlers-Sohn trank auch mit — ich ebenfals.

Die Eier-Mirzel konnte in ihrer Entrüstung sonst kein Wort hervorbringen, als: „Zhr seids Lumpen!“

„Das macht nichts“, antwortete ihr der Zedel-Zenz, „wenn wir einmal Geld haben, zahlen wir.“

Siekehrte nun mit ihrem leeren Korbe um und äußerte brummend ihre verschiedenen Ansichten über uns und unser Gehaben. Wir huben wieder an zu singen und die Eier thaten ihre Schuldbigkeit.

Beim Stoderwirth ließen wir's noch einmal toll übergehen. Ich unterließ es nicht, hier neuerdings nach der Straußpenderin zu forschen, und war fest entschlossen, dieses Mädchen, wann und wo ich es auch ergrieffe, mit ganzer Herzensseligkeit zu lieben.

Die alte Wirthin zwinkerte viel-sagend mit den kleinen, grauen Auglein, aber Näheres habe ich bei ihr nicht erfahren.

Vor dem Wirthshause trennten wir Burschen uns in dem unerschütterlichen Bewußtsein, nach diesen Tagen der Gemeinsamkeit uns gegenseitig die zusammenhaltigsten Kameraden zu bleiben. Für den Tag wenn die beiden Gebliebenen fort müßten, wurde noch ein Abschiedsfeß beim Stoderwirth bestimmt.

Nach verrauschter Lust fast öde war es in meinem Innern, als ich hinaufging gegen mein Heimathsaus.

Zu jedem Fenster sah schon ein lachender Kopf auf mich heraus. Der Vater ging mir langsam entgegen und schlug mir mit dem Arm den Hut vom Kopf, daß die Bänder rauschten in hartgefrorenen Schnee.

Ich wußte im ersten Augenblicke nicht, was das zu bedeuten hätte, aber mein Vater ließ mich hierüber nicht lange im Ungewissen.

„Macht Dir das nichts“, sagte er, „daß Du mit einer brunnrothen Lug auf dem Hut heimkommst? Von wem Du den Besen hast, davon werden wir später noch reden. Jetzt frag' ich Dich nur, wiejo Du Deiner Mutter das anthun kannst? Wie hart ihr um's Herz ist in der Angst, daß sie ein Kind kumt verlieren, das weißt Du hundsjunger Laß freilich nicht. Aber daß Du uns so hättest erschrecken mögen! Von Dir hält' ich's nicht vermernt. Wenn nicht just die Eier-Nirzel gottsgechicht daher kommt und uns erzählt, daß Du dasmal doch glücklich drauskommen bist, so hättest Du mit Deinem verdankleten Buschen eine saubere Geschichte aufheben können. Wo die Mutter eh allerweil tränklich ist! . . .“

Ich zitterte am ganzen Leib. Der Rekrutenbusel war weg, ich sah plötzlich meine ganze Niedertracht. Mein Herz that einen Schrei nach der Mutter. Und dieselbe Eier-Nirzel, die wir auf der Straße — ich sage den rechten Namen — ausgeplündert hatten, war in ihrer Gutmüthigkeit vorausgelaufen, um den Meinen, von denen sie manche kleine Wohlthaten empfangen hatte, zu sagen, daß sie sich vor dem Soldatenstrauß, mit dem ich wahrscheinlich heimkommen würde, nicht erschrecken möchten, ich wäre glücklich davongekommen.

Der freud- und liebevolle Händedruck der Mutter vergrößerte noch meine Berknirschung. Da hielt mir schon der Vater den Strauß vor die Nase: „Und jetzt, Bub', mußt wohl so gut sein und mir sagen, woher

Du das schöne Geblümel hast! Ziehst mir gar schon etwa mit Einer um? Das muß ich wissen!“

So Vieles und Süßes von hübschen Dirndln ich in mir dachte, so gern ich davon mit meinesgleichen sprach, vor dem Vater sah das Ding ganz anders aus.

Ich versicherte, daß ich noch mit Keiner umziehe und daß ich nicht wisse, wer mir den Strauß gegeben hätte. Er lachte auf, dann fuhr er mich zornig an, von wegen „der dummen Redheit, ihm so was vorlügen zu wollen“.

Die Mutter kam dazwischen und sagte, man könne froh sein, daß ich wieder daheim wäre, und man solle mich nicht erst hart schelten.

„Du machst ihn in seiner Schlechtigkeit noch stark?“ rief er, „wenn er mir hell ins Gesicht lügt. Oder ist Dir so ein Halbnaar schon vorgekommen, der nicht weiß, von wem er den Buschen auf dem Hut hat?“

„Jetzt muß ich lachen auch noch“, sagte die Mutter, „dasmal kann's der Bub' freilich nicht wissen, weil ich selber ihm den Strauß heimlich auf den Hut stecken hab' lassen, daß er doch auch was Färbig's haben soll, als wie die Andern.“

Heimlich hat sie's gethan, weil sie geahnt hat, ihr Sohn verlange nach fremden Rosen und könne die Spende der Mutter leicht verschmähen. Sie hat ihm seine Undankbarkeit schon im vorhinein verziehen. — Und der heimkehrende Sohn hätte sie mit demselben Strauß ins Herz treffen können! —

Die Geschichte ist aus; der Vater schwieg und ich auch — ich habe mir meinen Theil gedacht.

Daß die Kinder nur immer so ins Weite und ins Fremde streben, nach Liebe hungern und nach Liebe haßchen, die sie doch so rein und reich und unendlich nimmer finden, als daheim an der ewigen Liebe Quell — am Mutterherzen!

Eine Studentenwirthschaft.

Aus den nachgelassenen Schriften von Adalbert Stifter.

Wir heben diese drei besonders heraus, nicht als wollten wir von ihnen etwas ganz Besonderes sagen, was von keinem andern gilt, oder gar ihre Lebensgeschichte erzählen, sondern vielmehr darum, weil sie gerade die ganze Gattung darstellen.

Sie waren Landsleute und erst in die höheren Studien auf die Wiener Universität gekommen, nachdem sie die Weltweisheit (Philosophie) auf einem Landlyceum des Gründlichsten erlernt hatten.

Wir wollen es versuchen, ihre Ankunft und ihr akademisches Leben zu schildern, weil der echte Student Wiens gerade nur durch solche Ankömmlinge repräsentirt wird, indem ein solcher in Wien, abgetrennt von Familie und Verwandtschaft, rein und allein Student sein muß, der abstracte Student, sich durchschlagend durch alle Fährden und Abenteuerlichkeiten seines poetischen Standes, bis er endlich absolvirt ist und Philister wird, schmähhch entkleidet von aller Glorie und allem Schwunge seines vorigen Standes.

Der Eingeborne hingegen, wie er auch Studentengenie besitze, vermag sich doch nie zur wahren Studentheit zu schwingen, weil ihm doch immer die Farbe seiner Familie und Verwandtschaft anklebt, und weil er außer dem Studenten auch ein Sohn ist, ein Vetter, ein Nefse, ein Wiener, ein lieber Mensch — indeß der echte Menschensohn, gleich einem abstracten Begriffe, nur er selber ist, ein Ding, das jenseits aller andern Menschheit liegt, die alle Unterschiedliches zu thun

hat, er aber zehn ganze Monate nichts, als daß er Student ist, und dann eine Prüfung macht, daß er Glied einer unsichtbaren Republik ist; er ist kein Bürger dieser Welt, außer wenn er Schulden hat; er ist kein Landsmann, kein Eingeseffener, kein Stand, kein Familienglied, nicht einmal ein Liebhaber, weil er immer wechselt; sondern er ist nur ein Quartaner, ein Quintaner, Jurist, Philosoph, und in den Ferien eine Zugschwalbe, ja manche treiben diesen Cynismus der Abstraction so weit, daß sie auch keine Studenten sind, sondern gar nichts mehr, so daß ihnen alle Tage das Unglück begegnen kann, wie einst einem lustigen Vetter von mir.

Der Vetter zog nämlich eines Nachmittags Handschuhe an, und ging auf die Universität. Unten in den kühlen Gassen derselben fragte er einen wildfremden gesetzten, ältlichen Mann, wo denn der anatomische Saal sei. Der Mann aber fragte seinerseits wieder, was er in dem Saale wolle. „Meine anatomische Jahresprüfung machen.“ Der gesetzte Mann lächelte seltsam und sagte: „Kommen Sie mit mir, ich will Ihnen den Saal zeigen, denn ich bin der Anatomieprofessor und prüfe eben dort.“ Der lustige Vetter riß seinen Hut vom Haupte, und es wäre ihm in dem Saale schändlich ergangen, wenn er nicht zufällig vorher sehr viel Anatomie hineinstudirt hätte.

Glückselige Studentenzeit! Wenn du nur das ganze Leben dauern könntest — aber da vergeht sie, wie der Rauch auf den Bergen, und der kahle Broterwerb steht da. Einige sind frei-

lich so glücklich, daß das akademische Moos fingerdick auf ihnen wächst; aber auch diese müssen endlich vorüber, wenn es nicht etwa mit einem von ihnen das Schicksal so gut meint und so weit treibt, daß es ihm einmal mit eins einen Schlagbaum vor den Verstand wirft, was die Leute überschnappen nennen, so daß er von nun an nicht mehr hinaus zu gehen vermag in's Philistertum, dem wir andern doch unerbittlich entgegenzereist sind, und daß er sofort das Schauspiel eines ewigen Studenten darbietet. So sehe ich noch immer Finen in den Universitätshallen auf- und niedergehen, den ich schon in meiner Knabenzeit eben so gesehen hatte, emsig auf- und abschreitend, mit braunem Nocke, wie damals, dünnen Leibes, vorgebeugten Rückens, voll Bartstoppeln, ein schwarzes, kleines, schmutziges Büchlein mit eingelegtem Finger tragend, einen Claffiker, den er zuweilen aufschlägt und dicht vor die Augen hält. Gealtert ist der bemoopte Bursche seit meiner Zeit gar sehr, weil ich auch alt geworden bin und sein Auge ist noch unfrüher als damals; aber er geht noch immer herum unter den Pfeilern, gerade so wie seine blutjunge Mitschülerschaft um ihn, die da in den Jahren kommt und geht — nur er, wie ein ewiger Jude unter der Studentenwelt besteht, ja er ist sogar der einzige Student, der auch während der Ferien in den Universitätshallen herumwandelt, Mutterfeelenallein, so daß seine Schritte unheimlich in den weiten Gewölben hallen mußten, wenn nicht seine Fußbekleidung immer in einem solchen Stande wäre, daß man seine Tritte nie hören kann. Vor fünf Jahren verkaufte er Federkiele, jetzt aber studirt er bloß wieder. Glückselige Studenzeit, wie gut ist es, daß auch du vorübergehst, wie alles andere an dem flüchtigen Menschen!

Laßt uns nun von dieser Abschweife lung und Sachbesinnung wieder auf

unsere drei Freunde zurückkommen und ihre akademische Biographie aufnehmen, wie folgt.

Auf jenem Landlyceum aber gingen furchtbare Sagen über Wien und das Leben daselbst. Wenn man nicht mit unerhörten Geldern dahin komme, so müsse man in einem dumpfen Loch wohnen und sich in einem schmutzigen Speisehause aushungern und die Unschuld wird gleich am ersten Tage verführt.

Dieser Ansicht zum Troste wagten es unsere drei Schälke dennoch, obwohl sie hinlänglich wenig Geld besaßen und von ihrer Unschuld auch nicht wußten, wie feuerfest sie sei, da sie bisher noch niemand in Versuchung geführt, außer ältere Collegen zu einigem Trinken und verbotenem Tabakrauchen. Sie wagten es aus dem Grunde, weil es vor ihnen auch manche gewagt hatten und unversehens Herren und Staatsdiener geworden waren.

Ihr Plan aber war dieser: Anlangend das Geld, so hungert zwar niemanden so oft und so umfassend als junge Studenten; aber niemand auch erträgt Entbehrungen so lustig, als die Jugend, und niemand ist so sehr alles, als der Student! — Anlangend also das Geld, so beschlossen sie selbes sehr zu schonen, und anlangend die Unschuld, so war ihnen dafür nicht bange, weil sie riesenhaft gute Vorsätze hatten und überdies zur Sicherheit den Vertrag eingingen, daß einer über den andern wachen sollte und ihm jedes Mißfällige so gleich in den Bart sagen, der allen dreien zu wachsen anhub.

Zu diesem Ziel und Ende wollten sie auch zusammen wohnen, sehr wohlfeil speisen, vielleicht gar selbst kochen, in der Zeit aber sich um Gelegenheit zum Unterrichten umthun, daß sie sich eine glänzende Studentenlage gründen möchten.

Freilich ging auf jenem Landlyceum auch die Sage von der trau-

rigen Ungeſundheit der zuſammengepropten Reſidenzſtadt, aber mit der rieſenfeſten Geſundheit der Jugend, und mit einem Magen im Leibe, daß er Sohlenleder und Korkſtöpsel verdauen könnte, glaubt man an allerlei Warnungen nicht; für die Jugend gibt es keinen ungeſunden Ort, und im Gefühle des innigſten Lebens ſind ihr Krankheit und Tod platte Unmöglichkeiten — und es iſt auch ſo; — wenn nicht ein Leviathan von einem Miasma kommt, ſo verwindet es der Kloß von einem Körper, und es gebeißt ihn, während die andern daran mühselig hinſterben. Ueberdem hatten ſie gegen alle Warnungen und Schreckensbilder noch einen heimlichen Grund und Troſt im Herzen, nämlich den, der der Menſchheit ſo oft beiſpringt: „Wer weiß, ob es wahr iſt.“

Sie hatten es alſo gewagt.

An einem ſehr ſchönen Octobernachmittage (damals als unſere drei Freunde gen Wien fuhren, waren die großen Ferien noch im September und October) — an dieſem ſehr ſchönen Octobertage ſtiegen ſie in Rußdorf aus und ſahen ſich ſogleich nach dem bicken Luſtbrodem um, der immer über der Stadt brüte und Krankheiten aushecke, — allein ſie fanden ihn nicht, ſondern rechts waren ſchöne grüne Berge und links ſchöne, grüne Auen, und aus dieſen ragte ein ſonnenbeglänzter, grauer, feinzackiger Thurm empor — der Thurm von St. Stephan; ſchmucke Spaziergänger gingen an ihnen vorüber; Wagen fuhren kreuz und quer mit ſchönen weißen Nummern auf dem Kaſten, ſchöne Herren und Damen ſaßen darin, und an den Geſichtern der Kutfcher ſchien nicht das geringſte Anzeichen von dieſiger ungeſunder Luſt bemerkbar, ſo ganz beſonders gut ſahen ſie aus.

Allen Dreien war es ſo gewiß unſäglich und ſeltſam, ſo wie es uns allen iſt, wenn wir uns einem merkwürdigen und einflußreichen Fleck der guten alten Mutter Erde nähern, und

dort die Entſcheidung unſerer ganzen Zukunft erwarten. Nur das, was gerade das Natürlächſte war, ſchien ihnen das Unbegreiflichſte, nämlich daß es hier gar nicht anders ausſähe, als auf jedem andern Plage der Erde. Daß ſie an der großen, merkwürdigen, weltberühmten Hauptſtadt Wien ſtanden, ſchien ihnen gar nicht glaublich, denn da rinnt ja das bekannte Donauwaſſer wie in Linz, und Bäume und Auen ſtehen dabei, wie ſie ſie ſchon tauſendmal ſahen, und auch die Leute ſchauen ſo aus, als hätten ſie mit jedem von ihnen ſchon geredet. Auf Unerwartetes war jeder gefaßt, das Bekannte brachte ſie nun außer Faſſung. Das Selbſamſte aber war noch, daß man von der ganzen Stadt nichts als den grauen Thurm ſah und ein paar Häuser, ſo unſcheinbar, als wäre es eben nur ein Meierhof. „Den Koffer, meine Herren,“ tönte des Kauführers Stimme neben ihnen, „können Sie ſich morgen am Schanzel abholen, jezt aber mit dem Geſellſchaftswagen in die Stadt fahren, oder auch zu Fuße gehen, wenn es beliebt; denn es iſt kaum eine halbe Stunde bis zur Linie.“

Freilich wußte keiner das Schanzel, aber deswegen hatten ſie keine Sorge, ſondern begaben ſich auf die Straße, welche nach dem grauen Thurm zuzuführen ſchien.

Aber der Leſer weiß ja noch gar keinen Namen.

Der Candidat der Rechtsgelehrſamkeit, Franz Xaver Pfeiffer, ſchritt voran und hinter ihm, ſtarke Studentenſtöcke in der Fauſt tragend, die angehenden Heilkünſtler Urban Schmidt und Heinrich Quirin. Sie gehörten alle drei jener ſtöchiſchen Sorte an, die lauter Füße hat, ausgenommen noch zwei täppige Hände, die ſie ſtets ungeſchickt herumwarfen — man verüble es ihnen nicht, wir waren ja alle ſo in unſerm geſegneten ſiebzehten und achtzehten Jahre. Nur der Pfeiffer trug bereits breite

Schultern und einen Ansaß zu einem felsennächtigen Brustkasten, den er lech der Luft entgegen, und bei der Rußdorfer Linie hineinschob — die zwei anderen folgten — und nun waren sie wirklich und leibhaftig in der großen Kaiserstadt, von der sie ihr Leben lang so viel gehört, und in der Geographie eine ganze klein gedruckte Seite auswendig gelernt hatten — sie waren nun wirklich da. Die einigen unansehnlichen Häuser, die sie bei ihrem Herannahen gesehen hatten, entwickelten sich nun zu einer langen Gasse, in die sie immer tiefer hineingerietben, aber auch hier war es ja nicht anders, als seien sie in Wels oder Braunau, oder sonst in einer bekannten Stadt, ordentlich heimisch, nur die Häuser etwas größer und statt dessen, daß man in Wels durch jegliche Gasse schnell auf den Marktplatz gelangt, setzte sich hier die Gasse immer fort, gleichsam als setze sich die Stadt immer an sich selber an, wie jenes närrische Teppichpaar in der Stadt Hirschau, das man dem römischen Kaiser, als er einmal das Rathhaus besuchte, bergestalt unterbreitete, daß, als er auf dem vorderen schritt, man den hintern wegnahm und wieder flugs vorne anlegte, wobei sie sich sehr sputen mußten, was denn freilich zur Folge hatte, daß sie einmal zu früh anrissen, und den Kaiser ganz und gar niederwarfen. Es soll Friedrich der Rothbart gewesen sein. — Als aber unsere drei Freunde immer wieder fortschritten, dehnten sich freilich die Häuser zu immer ansehnlicherer Größe empor und gewannen an Glanz, daß die Aehnlichkeit mit Wels und mit Braunau stets geringer wurde, auch das Gedränge und Getriebe wuchs überraschend, allein auch ihr Muth; so daß Urban (seines zärtlichen Wesens halber nannten sie ihn stets bei dem Taufnamen), so daß Urban beinahe so lech gewesen wäre, vor einem Generale den Hut zu ziehen, wenn er nur gewußt hätte, warum denn derselbe hinten auf dem Wagen stehe.

Der Pfeiffer las alle Inschriften, und machte bereits Späße darüber. Quirin war eigentlich seines Herzens der größte Schelm und Schalk unter ihnen; allein er hatte so eine Art und gesehtes Wesen, daß man ihm den Spitzbuben nicht ansah, daher er auch heute so gesittet und mit städtischen Manieren einherging. Der ehrliche Pfeiffer, obwohl der tüchtigste unter ihnen, und daher auch bei allen Unternehmungen der Führer, wurde doch am öftesten von ihm gehänfelt, während der stille Urban immer Verschlagenheit genug besaß, auf seine Lockungen nicht einzugehen, inbeß Pfeiffer alljogleich biederherzig aufsaß, so oft es der andere wollte, aber er lachte immer selbst mit, oder puffte den Quirin ein klein wenig ab, während Urban sich immer entseßlich in seinem Innern abzürnte, so oft er in eine Falle gegangen; denn er fühlte sich untergeordnet, während Pfeiffer gar wohl wußte, daß er selber es eigentlich sei, der die Firma des Hauses aufrecht erhalte.

Deswegen fragte ihn auch keiner von den zwei andern, was er denn im Schilde führe, als sie ihn wie einen Goliath immer rüstiger in die Wildniß der Stadt hinein schreiten sahen, sondern sie folgten ihm und dachten, er werde es schon wissen — aber im Grunde wußte er es doch nicht, sondern es schwebte ihm dunkel der Gedanke vor, man müsse vorerst das Terrain recognosciren, dann werde sich schon ein Plan ergeben. Ohne zu fragen, gingen sie daher durch allerlei Gassen in der Richtung, in der sie gekommen waren, immer fort. Häuser rechts und links, schön und mächtig, und immer schöner und mächtiger, je weiter sie kamen — Menschen in Hülle und Fülle, alle vornehmer gekleidet, so daß sich Urban schon seines Rockschnittes zu schämen anhub, und Wagen rollten hin und her, glänzend polirt und mehr an Zahl in dieser einzigen Gasse, als sie sonst ihr ganzes Leben lang gesehen hatten. Hin

und wieder an den Hausthüren hingen Zettel, „Wohnungen zu verlassen“, stand immer darauf, statt zu vermieten, was Pfeiffer zuerst nicht begreifen wollte, aber als es ihm endlich einging, so dachte er in seinem Herzen: Wo wird nun in diesem Ocean von Häusern der Zettel sein, der, wie eine Taube mit dem Delblatt im Schnabel, uns die Arche anzeigen wird, in die uns einzufahren bestimmt ist — wo wird er sein? — Siehe, da ist ja nun mit einemmale der Plan, auf dessen Eingebung er ja gehofft hatte. — Sofort wandte er sich nun zu den Zweien, die nachschlenderten und an den Häusern hinangriffen, und sagte zu ihnen, daß er vorschläge, sich durch alle diese Gassen bis zur eigentlichen Stadt durchzuhauen, dort die Universität zu erkunden, und von da aus gerade der zunächst gelegenen Vorstadt zuzugehen, um dort, wo möglich heute noch, eine Stube zu mietten, in der sie sich dann morgen sogleich einrichten könnten. Die Bill ging durch und nach Verlauf von einer halben Stunde und nach vielfältigen Fragen standen die drei seltsamen Gesellen auf dem Universitätsplatze und starteten das massive Gebäude an, von dem ihnen Heil und Segen ausgehen sollte, und das mit feinen Frontsäulen und dem ruhigen Plätschern der zwei Brunnen ernst hernieder sah auf die drei neuen, erotischen, bezauberten und abenteuerlichen Burschen. Das sah Urbanus gleich ein, wie er sich und die zwei andern hier stehen sah, daß eine gänzliche Umgestaltung mit ihnen vorgehen müsse, wenn sie sich nur einigermaßen der Kultur und Civilisation annähern wollen, die in dieser Stadt herrschen; denn wie elend standen sie da in ihren schleppenden, hängenden, überlangen Röcken gegen die Eleganz und Pflichtigkeit, mit welcher jedem der Vorübergehenden seine Kleider sahen, als wäre er ein Genie. Auch in Quirins Herzen mochte etwas Ähnliches vorgehen,

denn sein Angesicht sprach sichtlich Verlegenheit aus, wenn er merkte, wie sie alle drei von den gelegentlich Vorübergehenden neugierig angeschaut und gemustert wurden — aber mit Pfeiffer wird da wohl schwer etwas anzufangen sein, denn er stand da, ohne die geringste Ahnung der Gefühle seiner Freunde, und sein unendlich grüner Rock hing ihm am Körper wie eine Standarte hernieder — und dieser war sein schönster; denn im Koffer hatte er nur mehr einen von Loben, der zwar nicht lang, aber so zottig war, wie das goldene Vlies.

Noch ein anderer Gedanke brüdete dem Urban ängstlich auf die Seele: ob ihm dieses mächtige Gebäude ein Tabor oder eine Schmelzstätte werden würde; denn er dachte bellemmt an die vielen, dünnen, ersten Classen, die er im Mänzlein trug und die er sich doch oft mühsam auf dem Lyceum erworben hatte; aber auch hierin war Pfeiffer unangreifbar, denn er vermaß sich, ganze Heuwägen hineinzu studiren, wenn er sich nur einmal recht niederseze und das rechte Niedersetzen nahm er sich sehr ernstlich vor, also war keine Furcht. Nach gebührlischem langem Anschauen des Aeußern des Gebäudes gingen sie auch beim Hauptthor hinein und gelangten in eine geräumige Halle mit Pfeilern versehen, welche als Sammel- und Spazierplatz dient, aber da die langen Ferien noch nicht zu Ende gegangen, so waren die Hallen leer und verödet, nur eine einzige fremdartige Erscheinung war da, ein alter Mann, der auf einer der hölzernen Wandbänke saß und in der Kühle ausruhte. Mit Vorahnungen gingen sie halb schüchtern, halb listig herum und betrachteten verbüßt die hohen, dunkelbraunen, verschlossenen Thürflügel, die zu verschiedenen Sälen führen mochten, und die zwei Treppen, die breit und vornehm einander gegenüber in die höheren Stockwerke empor leiteten; allein sie stiegen nicht hinauf, sondern traten wieder

auf den lichten Platz hinaus, um an das Geschäft der Wohnungsschau zu gehen. Die Sonne stand schon ziemlich tief, denn die Universitätskirche und die zwei Thürme warfen bereits ganze Massen von Schattten auf die Gebäude und durch die zwei Gassen zu beiden Seiten der Universität gingen schon abendlich rothe Lichtströme nieder; deshalb schritten sie ungesäumt von dannen und zwar, ohne zu fragen, gerade aus.

Ihr Stern führte sie zum Stubenthore und dann über zwei Brücken durch eine Allee hoher Pappeln in eine freundliche Vorstadt, auf deren erstem Hause der Name Landstraße stand, und sie beschloßen, sogleich in dieser heitern Stadt eine Wohnung zu suchen.

„Elf Zimmer mit Vorzimmer, Küche, Boden und Keller“ — „Zimmer und Kabinet“ — „Vier Zimmer mit der Aussicht auf die Gasse nebst Zugehör auf Georgi zu verlassen“ — „Wohnung mit neun Stüd“ — „ein Keller auf hundert Eimer Wein“ — „möblirtes Monatzimmer, drei Herren werden nicht genommen“ — also weiter — Wohnungen, Magazine, Gewölbe, möblirte und unmöblirte Monatzimmer — alles genug, rechts und links in der Gasse, nur keine Stube für sie, außer sie hätten recht viel Geld, und obwohl sie die lange Straße fast bis zur St. Markuslinie, die gegen Ungarn führt, abgegangen, so fanden sie doch nichts und schlugen, da es bereits Nacht zu werden begann und kein Zettel mehr lesbar war, den Rückweg ein. Ermüdet bis zum Tode, melancholisch und betrübt durch das fortbraufende Getöse, an allen Gliedern zerschlagen wie die Knappen Rolands, langten sie endlich, von ihren Kreuzzügen zurückkehrend, im Gasthose „zum rothen Hahn“ an und verlangten ein Nachtquartier. „Nr. 43 auf die Gasse“; und als nach langem Warten Nr. 43 aufgesperrt wurde, eine große, stätliche

Stube, und sie sich dort ein wenig von allerlei Reiseanhängeln befreit hatten, ihre Röcke gebürstet, ihr Haar geordnet, so gingen sie hinunter in die Gastzimmer, wo es wieder unerhört vornehm und schön war, so daß sie sich an den bescheidensten Platz setzen wollten, wenn nicht schon Pfeiffer, der früher als die zwei andern mit seinem Anzuge fertig geworden war, in seinem grünen Flauserock am lichtesten und schönsten Tische vor einem großen Glase Bier gefessen wäre; auch brachte man ihm, bevor die andern eben solche Biere bestellt hatten, einen Roßbraten, so mächtig, daß er fast allseitig zum Teller hinabging. Urbanus und Quirin sahen kaum die heutige thatsächliche Aufhebung des erst vor Kurzem so feierlich gegebenen Armengesetzes, als sie, von dem Dufte des Bratens gänzlich verblendet und abtrünnig gemacht, allsogleich ihre Einwilligung dadurch nachtrugen, daß sie auch eben so buftende und eben so große Roßbraten bestellten und sich an des essenden Pfeiffers Seite niederließen. Wie viel Semmeln sie schon vor Erscheinen des Bratens gegessen haben, weiß man nicht mehr, aber das ist gewiß, daß sie endlich dachten: Ei, was soll denn schon der erste Abend in Wien ein muffiger, elender Anaufebart sein, und daß sie sich mit diesem Grunde den Gewissensvorwürfen zu entwinden suchten, während Pfeiffer schon rasch im Essen vorwärts schritt und keine Spur von Gram in seinem Angesicht zeigte — was er aus Kraft that, thaten die andern aus Schwäche — ist doch auf der ganzen Gotteserde nichts so süß für ermüdete, todt hungrige Jugend, als ein tüchtiges Abendessen, und dann ein Spaß — aber so ist die Hinfälligkeit menschlicher Dinge und Reiche — das Armengesetz gerieth endlich in solchen Verfall, daß sie sämmtlich Wein zu trinken anhoben, und schon muthig und gesprächig da saßen, als sich die Zimmer mit den schönsten, glänzend-

sten Gästen zu füllen begannen, die da ihren täglichen Wein und ihr tägliches Gespräch zu sich zu nehmen gewohnt waren, und daß sich Quirin bereits das Herz nahm, einen dicken Herrn mit schimmerndem Gesichte und feinem Rode anzureden, während Pfeiffer längst schon mit seinem Nachbar im eifrigen Gespräche war und ihm offen erzählte, was es mit ihm sei, und daß sie eigentlich im Grunde drei lustige arme Teufel seien, die nur heute den ersten Abend in Wien feierten, worüber sich Urbanns in der tiefsten Seele schämte, weil er eben nachrechnete, wie lange es noch dauern möge, bis er auch so schön gekleidet und so angesehen, wie alle diese Herren, werde da sitzen können und in Ehren sein Gläschen Wein trinken — ja, damit ich alles sage, so weit war es mit ihnen an jenem Abende gekommen, daß sie noch am Tische saßen, Gesundheit tranken, mit den Gläsern anstießen und kein Lächeln und Gähnen der Kellner achteten, da bereits kein einziger Gast mehr in den Zimmern war. So wie sie die ersten gewesen, so waren sie nun auch die letzten. Endlich gingen sie auch schlafen, und auf dem Wege nach Nr. 43 mochte es schon manchem von ihnen dunkel aufdämmern, wie sehr es ihn morgen reuen werde, daß er heute die Stadt Wien und sämtliche zukünftige Professoren so oft habe leben lassen — aber zur Reife konnte ein solcher Phislistergebanke doch heute nicht gelangen, und so verplauderten und scherzten und lachten sie noch eines, bis sie einer nach dem andern entschliefen, und eine selige, ruhige erste Nacht in den Mauern Wiens hatten.

Als sie am andern Tage erwachten, und Quirin den dichten Lockenkopf aus den Kisseln hob, wollte es ihm freilich in Kopf und Stube wüst dünken, und da Pfeiffer das Fenster öffnete, um auf den Platz vor dem Hause hinauszusehen, so sah er unten nichts als Nebel und Weintrauben und Marktweiber — er

that ein paar Züge der frischen, feuchten Herbstmorgengluft und schloß den Fensterflügel wieder zu.

Da sah er nun, wie die Stube im grauen Morgenlichte all den wüsten Anblick und Unordnung und Verwirrung darbot, den nur immer drei übernachtende, reisende Junggefallen zu machen im Stande sind. Die zwei Andern waren in der vollen Arbeit des Anziehens begriffen. Urban stand vor dem Spiegel und wühlte in den Haaren, um ihnen doch einigen Schwung und Anstand zu geben, wie er es gestern fast bei allen gesehen, die ihm begegnet waren; Quirin blies den gestrigen Staub von seinen Stiefeln und fuhr pfeifend in dieselben hinein, während Pfeiffer folgenden Vorschlag that: er selber wolle ausgehen und nicht eher rasten, bis er eine Wohnung für alle drei gefunden hätte: Quirin sollte das sogenannte Schanzel auskundschaften, und für ihre gemeinschaftliche, fahrende Habe Objsorge tragen; Urbanus aber müsse sich auf die Unversität begeben und dort Zeit und Ort erforschen, wo jeder von ihnen sich in die betreffenden Fächer könne einschreiben lassen, und wenn sich jeder seines Amtes entlebiget, so wollen sie wieder beim Hahn zusammenkommen und das Weitere besorgen. Man nahm den Vorschlag einhellig an, und da sie endlich mit dem Anzuge fertig waren (freilich trugen sie dem Wirthse einige Bettfedern auf ihren Röcken davon), und als sie mit Schmerzen ihr gestriges Abendmahl bezahlt hatten, so standen sie trübselig im feuchten Morgennebel unter dem Thorwege, und trennten sich, damit jeder seinem Geschäfte nachkäme. Urban und Quirin gingen miteinander der Stadt zu, Pfeiffer aber blieb ganz allein auf der Gasse stehen, und sah ihnen so lange nach, bis ihre Gesalten im Nebel und Getriebe der andern Menschen verschwanden, dann aber schüttelte er sich die Haare ans dem Gesichte, schlug mit dem Stocke auf

das Pflaster und schloß in die erste Seitengasse hinein.

Da die Chronik, aus der wir diese Geschichte nehmen, nichts über die Irrfahrten meldet, die jeder von ihnen an diesem Vormittage that, so können wir den Faden unserer Erzählung erst wieder da aufnehmen, wo sie zusammen kommen, nämlich ungefähr um ein Uhr Nachmittags in der Gaststube des Gasthauses zum rothen Hahn. Aber auch da können wir nichts weiter berichten, als daß Quirin und Urban schon längst da saßen und warteten, bis Pfeiffer mit erleuchtetem Antlitze daher kannte und erklärte, er habe für sie einen wahren Palast um ein Spottgeld gemiethet, und daß sie dann aßen, und daß fast wieder das Armengesetz in Verfall gerathen ist, daß auch die Andern in ihren Forschungen glücklich gewesen, und daß sie beschloffen, allsogleich in ihr neues Tusculum einzufahren. Es lag dasselbe, und liegt heut zu Tage noch in einer Seitengasse der Vorstadt Landstraße, jetzt ist es sehr verbaut, damals aber lag es einer Masse von Gärten im Schoße und war vom Schicksale prädestinirt zu einer Studentenwirthschaft; denn seinem früheren Charakter nach war es eigentlich ein Fürstenpalais gewesen; es hatte aber seinen Herrn gewechselt, und stand nun wie eine verwitwete Ritterburg da; die Säle des ersten Stockes waren groß und unheimlich; in den vielen Gast- und Bedienten-Zimmern des zweiten Stockes war längst das Lachen und Scherzen verstummt, und in den Wagenschuppen und Stallungen der Seitenflügel begannen mantelgroße Spinnenweben zu wachsen — bis wieder, wie auf einem umgewandelten Planeten, neue Bewohner kamen, und zwar in die Prachtzimmer dieser oder jener vornehme Reisende, oder Einer, der den Sommer in reiner Gartenlust zubringen wollte, in die Einzelzimmer des zweiten Stockes aber ein ganzes Volk von Studenten und Junggefeßen, worunter auch un-

tere drei abenteuernden Freunde waren. — Auch die Stallungen und Schuppen wurden wieder lebendig, ja blühender, ruhiger und mannigfaltiger als je; denn außerdem, daß wieder Pferde und Wagen kamen, die da untergebracht wurden, erschienen auch noch Kühe, die da residirten, und ihre Milch in die Nachbarbezirke spendeten; dann eine Reitschule, eine Ziegenfamilie und mehrere Hühner, selbst die niedern Vetter der Küstchen fanden sich ein und besetzten die geeigneten Plätze, vom schweren Leiterwagen an bis zum zweirädrigen Karren und dem einrädrigen Schubkarren. Hinten an das Haus stieß ein großer Garten, aber in welchem Zustande war er! Die ehemaligen Sandwege hatten große Spalten und Risse; hölzerne Stiege mit Blechtäfelchen und den schönsten Namen exotischer Pflanzen standen da; aber mitten im Grafe; auch geschah es, daß wohl im Sommer oft mitten unter dem frech wuchernden Löwenzahn mit der rothgelben Farbe eine edle Tulpe der vergangenen Zeit emporspokte, oder eine verkommene Hyacinthe, — die Platane war noch da, die Traxinus pendula, der Schneeballstrauch, dann jene mit den großen, schlanken, weißen Glockenblüthen, nebst allen Gattungen lustig treibenden Hollunders, und allen deutschen, in dieser wilden Freiheit köstlich treibenden Bäumen. Daß das alles ohne Gärtner wachsen mußte, begreift sich. Gegen rückwärts stieß an diesen Gartenwald ein zweiter Garten, jetzt von einer Doppelzeile schöner Häuser besetzt, damals ein wahres Birrsal von Gesträuchen und Unkraut, und mitten daraus stieg ein Tempel empor, dessen Marmorsäulen schon so gewaschen und verschunden waren, daß hie und da bereits das Holz heraus sah; der Fußboden bestand aus Marmor, Ziegeln und Brennesseln. Alle Käser und Falter summten und flatterten in diesem Eldorado, und alles, was Federn und eine Kehle hätte, sang und piff in den Wipfeln; denn

jenseits der Gartenmauer lagen weiterhin wieder weitere Gärten. Die Benützung dieses Gartens, d. h. das Spazierengehen und Studiren in demselben (wohl auch das Herumtummeln und Liegen im Grase) hatte Pfeiffer nebst der dreieckigen Stube von der Besitzerin dieses Zauberschlosses erhandelt — und um vier Uhr desselben Nachmittags fuhr ein Schubkarren mit einem Koffer, zwei Hutschachteln und einem leinernen Kasten, in dem allerlei verschlossenes Studirzeug war, den schlecht gepflasterten Hofraum des Palastes einher, und die drei Landstudenten schritten hoffnungsvoll daneben.

Freilich wäre es jetzt unsere Pflicht, zu sagen, wie sie sich auf ihrer Stube eingerichtet haben, aber sie richteten sich gar nicht ein; denn sie bewunderten die Aussicht und die Schönheit der andern Häuser und vergaßen ihre Stube, so daß sie selbst ohne Licht schlafen gehen mußten. Pfeiffer legte seinen Rock auf den langen gepolsterten Sessel, Urban den seinen auf den Rohrstuhl und Quirin den seinigen auf den eichenen; Tabak geraucht haben sie aber diese Nacht noch sehr. Als sie die folgenden Tage etwas bekannter in der Umgegend geworden, wurde es freilich anders, und sie trugen so zu Neste, daß selbst wohnlicher wurde. Es darf frei gesagt werden, daß Pfeiffer den Quirin zwang, zwei blecherne Leuchter, eine Papierscheere und einen blinden Spiegel von dem ausgekundschafteten Tandelmarke bei hellem Tage nach Hause zu tragen; aber fast schäme ich mich, zu bekennen, daß er selber schon am zweiten Tage in der Abenddämmerung unter seinem grünen Rocke einen unerhört großen Nachtopf nach Hause trug, der dann Nachts (echt republikanisch, daß keiner zu weit habe) mitten ins Zimmer gestellt und mit einer kreisgebundenen Flötenschule zugebedt wurde. Den Befehl bestritt Urban, aber er gab einem Jungen neun Kreuzer, daß er ihn in die Wohnung brachte und

fastete dafür Abends. Da die Hausfrau bloß ihre Zimmer vermietete, ohne sich weiter zu kümmern, und da im ganzen Palaste kein bienendes Wesen existirte (ber aus andern Zeiten übrig gebliebene rothnasige, hagere Portier war unverheiratet), so beschloß unser Triumpvirat, sein eigener Diener zu werden, und zwar so: die Geschäfte wurden eingetheilt in die staubigen und flüssigen. Letztere zerfielen wieder in die reinen und unreinen. Die staubigen bestanden bloß im Auskehren und im Bergen des Kehrstrichs in irgend einem unverfänglichen Winkel der Stiegen oder Gänge. Die reinen flüssigen betrafen das Holen des Wassers von dem Pumpbrunnen des Hofes. Es stand dem Betheiligten frei, Abends kein Wasser zu holen, wenn auch nicht ein Tropfen zu Hause war, aber des andern Tages früh mußte es zum Waschen da sein, und wenn einer bei der Nacht Durst hatte, so waren die Rechte so streng, daß der Verpflichtete bei ärgstem Sturm in Finsterniß, bei Frost und Föhnklappern unten zu stehen und schöpfen hatte. Die unreinen flüssigen Geschäfte — sie wurden sehr gefürchtet, weil man so leicht gesehen werden konnte — bestanden im Wegtragen eines gewissen Gefäßes. Diese drei Geschäfte als solche, die das Allgemeine betrafen, wurden zum erstenmale verlost, dann gingen sie der Reihe nach herum. Die einzelnen, als da sind: Aufbetten, die Kleider bürsten u. s. w., besorgte jeder für sich, und da stand es ihm wieder echt republikanisch frei, so viel Staub auf dem Rocke und den Stiefeln zu lassen als er wollte, und das Bett so weit zu vernachlässigen als er es nur noch zu seinem Gebrauche tauglich finden mochte, was freilich nicht viel sagen will, da es in späterer Zeit, als einmal madere Kameradschaft und Commerce in Aufnahme kam, oft geschah, daß, wenn schon zwei auf jedem Sessel saßen oder ritten, der Koffer von dreien besetzt war, und die auf

der rothen Steinplatte des gemeinsamen Schubladenkastens keinen mehr zu sich hinauf ließen, die andern sechs oder zehn in den Betten saßen oder lagen, derer gar nicht zu gedenken, die auf dem Fensterbrette hingen und mit den Stiefelabsätzen die Mauer zerstampften und färbten. Von dem Tabakrauchen, dem Lachen, dem Witze und dem Singen bei solcher Gelegenheit will ich gar nicht einmal reden. Die Aemter konnten übertragen werden, wenn sich einer dazu verstand, ein dem andern lästiges gegen ein Aequivalent zu übernehmen. Schön war die erste Zeit; denn wie es einst in der alten römischen Zeit war, daß ein Dictator jetzt hinter dem Pfluge ging, jetzt aber die Feinde schlug, so geschah es auch hier, daß Pfeiffer auslehrte, und dann hinging und ein glänzendes Examen bestand; aber da, wie ebenfalls in den alten heidnischen Reputablen die Aemter nicht besoldet waren, so ging es endlich wie damals: als nämlich die Einfachheit der Sitten nach und nach verloren ging, ja schon einiger Wohlstand und Luxus einriß, so fing Urban an, die unreinflüssigen Geschäfte immer zu verhandeln und beim Auskehren eine Schürze umzunehmen, ja später gar die Fenster zu verhängen, während Pfeiffer alles noch in der alten Einsicht und in der klassischen Naivität der Vorzeit verrichtete — ja endlich setzte es die Faction Quirin und Urban durch, daß eine rüthige Hausmeisterin der Nachbarschaft gedungen wurde, den Staat zu reinigen, wie einst ein Pistratos und Cäsar kam — und die schöne Zeit war dahin, selbst feines Tuch kam ins Haus, Fräcke, ja so weit kam es, daß selbst Pfeiffer so tief sank und so schwach war, daß, als es immer mehr und mehr Sommer wurde und die Hitze zunahm, und Sommermode erschien, und einmal ein Freund auf Besuch kam, ihn derselbe dabei übertrastete, wie er eben seinen treuen, alten lobenen Rock abschor und ab-

schnitt, wobei er ihn kläglich wie einen Pudel zerschund, und daß er, da er beim Abschneiden das Lineal zu Rathe zog, statt des Circels, das Elend erzielte, daß er vorne mit den Zipseln trübselig herabhing, hinten aber mit einem Kreisabschnitt lächerlich emporgasste. — Selbst Liebe riß endlich in dem zerrütteten Gemeinwesen ein. —

Doch wohin gerathe ich? Diese Zeiten liegen eigentlich ferne, während mir doch obliegt, den Beginn ihrer Wirthschaft und ihres Akademielebens zu schildern.

Also, da sie in den alten Palast eingezogen waren und die weite Stube mit ihren Geräthschaften besoldkerten, aber freilich nicht ausfüllten, da bereits das Heimweh sich zu mildern begann, schlug endlich die Stunde des ersten Collegiums. Man war förmlich und richtig eingeschrieben worden, und begab sich nun zusammen auf die Universität — aber wie war das stille, ernste Gebäude, welches sie vor ein paar Wochen, als noch Ferien waren, mit beklemmenden Vorgefühlen betreten hatten — wie war es verwandelt! Einen wimmelnden Ameisenhaufen trafen sie heute an. Schon unter dem Schwibbogen, der von der Wollzeile auf den Universitätsplatz führt, standen Gruppen härtiger und unbärtiger Leute, sämmtlich als Musensöhne erkennbar, und lasen die ungeheuren angeklebten Zettel, auf denen Kost, Wohnung, Unterrichts, Theater, Meerfchaum, verlorene Gelder, Lehrbücher, verlaufene Hunde, Välle und Concerte angeschlagen waren; die nicht lasen, neckten sich, oder rauchten gar Cigarren. Der Gang rechts an dem Schwibbogen wimmelte schwarz und grau von denen, die die Philosophie bezogen und sich eben Pfeifen und und Röcke und die wichtige Miene angeschafft hatten, weiter hin auf dem Plätze standen oder wandelten ganze Partien solcher, die in die höhern Fächer rückten, und da unsere Freunde die Hallen betraten, schlug erst das rechte Draußen über ihnen zusammen,

als wären sie in den Bauch eines ungeheueren Resonanzkastens gekommen; dicht und schwarz drängte sich die Menge durcheinander, das Schallen von tausend Fußtritten, das Gewirre, die Stimmen, das Klappern der Stöße, das Rufen, das Lachen, alles wie ein Chaos, wälzte sich durch die Räume, die Saalthüren standen offen, es strömte aus ihnen aus und ein, und trieb sich auf den Stiegen auf und nieder, der alte Studiosus bewegte sich leicht in seinem Elemente, und ließ es den Neuling fühlen, daß er hier zu Hause sei und poltern dürfe, während der andere verduzt und schüchtern auftrat und glockte; ein Professor schreitet hie und da durch die Menge, und die Hüte flogen von den Häuptern in der Gegend, wo er ging — die fröhlichen Gesichter, die zuversichtlichen Mienen, die leichte Haltung, die dem Großstädter eigen ist, die prächtigen Kleider, die grimmigen Bärte — das alles machte einen solchen Eindruck, daß selbst Pfeiffer leinlaut zu werden anfing, und er wollte sich in der That recht dumm vornehmen unter all diesen, die da so rasch auftraten, und gewiß das Glänzende leisten werden. Nur durch den festen Vorsatz, ungeheuer studiren zu wollen, um nicht zurückzubleiben, konnte er seiner gedrückten Stimmung ein wenig aufhelfen — wie hätte es ihm auch ahnen können, daß er nach kaum anderthalb Jahren auch so dastehen werde: eine Cigarre im Munde, und selber den ungeheuersten Bart, und daß er aus den Panbetten disputiren werde, ja, daß er sogar lech aus dem Barte heraus sagen werde, es sei gar nicht so außerordentlich viel mit Justinians Sachen, und sie seien eitle Casuistik — jetzt stand er einstweilen im grünen Flause da, wie ein Specht, und schaute verwundert unter der Stirne hervor. Endlich leerten sich gemach die Hallen, und die Säle füllten sich. Da gab es nun darinnen ein Rufen, ein Grüßen, ein Steigen über die Bänke, ein Zu-

sammenschlagen der Stöße, ein Suchen der Plätze, daß jeder den ihm tauglichsten erhalte, welcher freilich nicht immer der vorderste war — ja es gibt eine Art Weltbürger, die sich aus freier Wahl um die hintersten umthun, weil sie dort am besten ihren kosmopolitischen Ideen und Thaten nachhängen können, als da sind: Tarotspielen, Schlafen, Romane lesen, gar nicht da sein zc. Alle unsere drei Freunde geriethen unter diese kosmopolitischen Clubs, nicht aus Factionsgelüste, sondern aus purer Bescheidenheit — leider müssen wir aber berichten, daß sie sich nicht ganz rein von diesem Geiste erhalten konnten, und sich nachgerade recht wohl auf jenen Grenzgebieten fühlten.

Endlich legte sich der Tumult nach und nach; ein bedeutend großer Saal saß voll Menschen, die Thürflügel thaten sich auf und — Stille überall — denn der Professor war hereingetreten. Da wir jedoch nicht des Professors Biographie, sondern die der Studenten schreiben, ein ruhiger, hochender Mensch aber ein schlechter Gegenstand für einen Schriftsteller ist, so werden wir nicht nur diese, sondern alle künftigen Vorlesungen unbeschrieben vorübergehen lassen, nur das erwähnen wir, daß unsere drei Freunde wacker aufhörten und gewissenhaft nachschrieben.

Die erste Vorlesung war vorüber, Pfeiffer ging durch den großen Universitätsaal des ersten Stockes, dessen mächtig große Thürflügel geöffnet waren, um das allzu große Gedränge auf den Treppen zu lichten, und nachdem er die Großartigkeit des Baues und die schwere, alterthümliche Malerei bewundert hatte, trat er die breite Mittelstiege hinab, wieder in die untern Hallen und staunte, sie eben so belebt zu finden wie zu Anfang der Vorlesungen, aber er wußte damals nicht, daß, da zu allen Stunden aus allen Fächern Vorlesungen sind, die Atria der Gelehrsamkeit stets von

Kommenden und Sehenden bevölkert sind, deren gar nicht zu gedenken, die sich lieber in den Gassen herumtreiben, als da sitzen und hören — ja, daß jenes Fluthen von Menschen sich trotz der so großen Bevölkerung der Stadt sogar in die ferneren Umgebungen der Universität ergieße, und dort merkbar werde. Aber wie beim ersten Anblick dieses Gewirre niederdrückend und melancholisch auf ihn gewirkt hatte, so fing es allgemach an, einen belebenden und erhebenden Eindruck auf ihn zu machen, namentlich, da es so kräftigend auf jedes Herz wirkt, lauter junge, frische, strebende und meistens schöne Männer zu sehen, lauter heitere Gesichter, glänzende Augen und all das lustige Funkeln und Flackern des eigentlich beginnenden Lebens, und das Ganze noch gehoben durch die Thatfache, daß, obwohl Wien ordentlich wimmelt von schönen Mädchen, es im Durchschnitt doch noch viel mehr schöne Männer als Damen gibt.

Mitten im Schwarme stand Quirin, und da ein sonniger, feltam warmer Herbsttag war, so gingen sie mit einander zum erstenmale in den Prater.

Und immer mehr und immer mehr streifte die Stadt und die Akademie ihr anfangs befremdliches Wesen ab, und ehe noch der lustige weiße Winter über die Dächer wirbelte, war schon in Haus und Akademiewesen unserer Freunde ein gut Theil jenes Studentenwizes und Leichtsinnes eingelehrt, der dieses Leben so köstlich macht und so unvergeßlich. Der schöne, schmale Gesichtskreis ihres Landlebens erweiterte sich; ungelannte, reizende Genüsse stellten sich ein, — jenes bezaubernde, grüne Luch, dem kein Studentenherz widerstehen kann, das Billard — durch Roth und Sturm wurde in ein fernes Vorstadt-Kaffeehaus gewadet, weil sie dort die Ersten waren, was ihnen sonst nirgends gelang — das Anschaffen eines schönen Meer Schaumkopfes — Besuchen und Erwerben

von Freunden, — und leider auch Unruhe und Lachen im Collegio, und die unwiderstehliche Sucht — (eine Krankheit, die nie ausgerottet werden wird, so lang es Professoren und Studenten gibt) — die Sucht, diesem oder jenem ihre Herren Professoren und oft dem geliebtesten und geehrtesten, hier und dort eines anzuhängen, wodurch er lächerlich wird, der arme. Um von vielen nur eines anzuführen, so war es den ganzen Winter hindurch ein stehender Witz, daß ein der Thüre zunächst Sitzender täglich den obern Riegel des einen immer geschlossenen Thürflügels löstete, wodurch es geschah, daß, wenn der gute, alte Herr hinein ging und die Thür zumachte, dieselbe mit dem losen Flügel klapperte, worauf er ruhig und ernst den obern Riegel zuschob, aber regelmäßig hiebei den Mantel von der Schulter zu gleiten bekam, welchen dann der Spatzvogel ehrerbietig auffing, worauf eben so regelmäßig von Seite des Professors ein tiefes, sonores: „Ich danke Ihnen, mein Freund,“ und von Seite des Auditoriums ein unterbrücktes Richern erfolgte. Leider ist auch das menschliche Geschlecht so schwach und der Bosheit verfallen, daß es gerade da am liebsten und über Lappalien lacht, wo es am wenigsten lachen sollte, wegen Ernst und Heiligkeit des Ortes. Es gehe das geringste Komische, was im Wirthshause keinem Menschen auffällt, z. B. in der Kirche vor, sogleich ringt die ganze Gemeinde mit dem Teufel der Lachlust, und so ist es gerade in den ernstesten Collegien. Freilich geschah dem Pfeiffer etwas dieser Art, was ihm selbst mancherlei Verlegenheiten zugezogen hat. Weiß Gott, welcher Dämon gerade den übermüthigen Grafen Braun neben, und den langen, bünnen, fadenscheinigen Stubiosus Springer vor Pfeiffer zu sitzen gebracht hat, aber gewiß ist es, daß der Graf eines Tages im Collegio Weichseln aß, und daß er, während er

durch eine Papierbüte die Kerne in Springers Rocktasche geleitet ließ, die Stengel künstlich und mühsam in die lange, lodere Rückennaht des Springer'schen Rockes einsteckte, wodurch der Besizer dann leider wie ein schwächertiger, herabgekommener Eber voran saß, mit der dünnen, pallisadenartigen Reihe der Rückenborsten, die sich wie ein Fächer ernsthaft kräufelten, sobald er sich niederbückte, um einen bedeutungsvollen Satz nachzuschreiben (denn er war ein sehr fleißiger Student), die sich aber sogleich wieder ruhig neigten, und wagrecht wegstanden, wenn er sich der Länge nach aufrichtete und horchte, — da schoß nun jener Teufel in das Pfeiffer'sche Nervensystem und zwang ihn, ungebändigt zu lachen — freilich knebelte er mit Riesenanstrengung seine Stimme im Schlunde, daß sie nicht losplakete, aber in seinem Gesicht wurde desto mehr alles in tausend Lineamenten sichtbar und veranlaßte den docirenden Professor zur ruhigen Frage, was denn ihm, dem fünften in der achten Bank, so lachenswerth erscheine — aber Pfeiffer, weil er weder den Grafen Braun ins Unglück stürzen, noch auch den reblichen Springer lächerlich machen wollte (welches ehrenwerthe Gefühl alle Gentlemen der Umgebung theilten), schwieg hartnäckig, was die Drohung zur Folge hatte, daß, falls er sich wieder solcherlei zu Schulden kommen lasse, er sofort auswandern und entfernt dem menschlichen Verkehr sich in der letzten Bank niederlassen müsse. Ins Auge aber war er seit der Braun-Springer'schen Frage schon einmal gefaßt und wurde alle Augenblicke um seine Ansicht gefragt und sonst angelassen, und bei der Semestralprüfung wäre er fast gehunzt worden, hätte er sich nicht durch die schönsten Antworten das glorreichste Lächeln und Wohlwollen des alten Herrn erworben, der die Hand schwenkte, und ihn mit der Vorzugsklasse entließ.

Das häusliche Leben dehnte sich, wie das öffentliche aus. Kaum waren die Erbpäpfele zu Hause, die Quirin auf dem Schanzel entbedt hatte, als er nach dem Koffer geforscht, und die er als sehr taugliches Winternahrungsmittel angeschlagen hatte; kaum war der alte Taubenschlag vom Boden herab transportirt, um für den Winter das trefflichste Heizmittel abzugeben, und kaum hatten sie sich recht in ihrer Stube eingepuppt, um das zurückgezogenste Leben zu führen, so begannen sie auch schon ein sehr nicht zurückgezogenes zu führen. Der zweite Stock ihres Palastes nämlich verwandelte sich in einen Bespenkock von Studenten, die wie Adler von allen Weltgegenden herbeigeslogen kamen, um in der alten Burg zu horsten; in wenig Tagen entspann sich unwillkürlich ein Bekanntwerden, Gespräch und Umgang, und bald entbedte es sich, daß die Stube unserer Freunde die größte der alten Burg und mithin die tauglichste zu einem Versammlungslocale und Gesellschaftszimmer sei, und obwohl jeden Abend mit einem hölzernen Krüge und mit einem Klöppel im Gange geläutet wurde, daß jeder sich rüsten könne, der heute Lust und Neigung hätte, ins Brauhause zum Neuling zu gehen, so geschah es doch öfters, daß man an regnerischen und sonstigen Tagen Abends sich bei Pfeiffer versammelte, die schönsten Lieder heulte, und von dem Gasthause gegenüber Bier kommen und auf den Tisch stellen ließ, — ja, da sich die Civiliste des Triumvirats bedeutend besserte, erfand man die lieblichsten Flagen, die zum Fenster hinausgehängt, vom Kellner gegenüber verstanden wurden, der dann das vertragsmäßige Bier, Würste und solche Utensilien brachte, und dafür zu Anfang jedes Monats eine zu große Rechnung vorwies. Jeder trieb eine Kunst. Pfeiffer malte in Del, aber man wußte nicht, zu welcher Race seine Menschenfiguren gehörten; Quirin raufte Abends mit einem Bassettel

oder Schnob Flöte, und Urban war kunstreich in Pappe. Dazu wurden Knochen und Todtenköpfe jeder Gattung ins Haus geschleppt, um daran zu studiren, und Pfeiffer bedeckte Kästen und Tisch mit Landkarten und statischen Tabellen. Ein Pudel war im Stode, aber man wußte endlich nicht mehr, wem er gehöre, weil er allen aufwartete und apportirte, und, wie ein mißtrauischer Tyrann, jede Nacht in einem andern Zimmer schlief. Lärroffarten, Schachbretter wurden angeschafft, gegen den Frühling auch von dem Stode ein Piano in gemeinschaftliche Miethe genommen und in das Gesellschaftszimmer gestellt. Ein schlancker Techniker sang Schubert'sche Lieder, die eben damals herauskamen; ein Mediciner hieb die Begleitung, die andern trommelten auf Tisch und Kästen und streuten Tabakasche auf den Fußboden. Im Sommer wurde im Garten studirt, gebalgt, gefochten, gerungen, im Schatten geschlafen, gebort — ja Pfeiffer und sein Zimmernachbar beschworen einmal in Uebermuth in dem verfallenden Tempel Nachts den Teufel, aber er kam nicht. An allen Enden und Orten standen die Flegeljahre in Blüthe — Glück und Freude keimte allermwärts — ewige Freundschaften wurden geschlossen, ja Liebesahnung schaute bereits herein; denn man wußte eine Zeit, wo sich Quirin den unsichtbaren Bart immer wachste, und wo Pfeiffer sich die Haare mit einer Papierseere brennen ließ; — man weiß gar nicht, wie weit sich noch alles gesteigert hätte, wenn nicht zwei Dinge gewesen wären, die dem

Dithyrambus ein Ende gemacht haben. Erstens wurde man leider von Tag zu Tag vernünftiger und kälter. Urban ließ sich zuerst einen sehr schönen blauen Frack machen und verbrannte drei Bände der herrlichsten Vaterlands- und Liebeslieder, die er in Geister- und Weifestunden verfertigt hatte, — zweitens vergingen ja die Studienjahre von selber, und man wird leider etwas im Reiche der Menschheit, aber schon früher hatte das Geschick den Bund getrennt. Es trat nämlich eines kalten Wintertages, da Pfeiffer im dritten Jahre war, ein reicher Graf mit seiner Gemahlin ein, da Pfeiffer eben Knödel kochte, und trugen ihm die Erziehung ihres Söhnleins auf, weil er ihnen empfohlen worden sei — Pfeiffer stand hochroth in der Schürze vor ihnen und sagte stammelnd zu — und des dritten Tages war er schon auf seinem parkettirten Zimmer des gräßlichen Hauses, und gedachte schmerzlich der verwitterten Burg.

Aber auch die Zeit der Andern ging endlich vorüber, und alles wurde zerstreut. Viele von ihnen haben jetzt Kinder und Kahlköpfe, einige Geld, einige keines und Pfeiffer ist Verwalter auf einer großen Herrschaft seines Grafen und hat bereits fünf Buben, mit bester Aussicht auf deren noch einige — er wechselt Briefe mit Quirin, dem geehrten Arzte zu **** und sie besuchen sich öfter und lieben sich noch immer. Ihre Frauen wurden Freundsinnen und theilen sich Kochrecepte und Romane mit. Urban ist ein Studier geworden.

Was mir bei einer Hellseherin begegnete.

Von Robert Hamerling.

In den Jahren 1864—1865 bot sich mir zu Triest wiederholt Gelegenheit, öffentlichen Productionen von reisenden Sonnambulen beizuwohnen, d. h. von Frauen, welche ihr Reisebegleiter und Magnetiseur vor dem versammelten Publikum in einen magnetischen Schlaf versetzte, während dessen sie Proben ihres Hellsehens gaben.

Zuerst kam Herr Guidi mit seiner sonnambulen Gattin; ihm folgte Herr Meriggio mit seiner Hellseherin, zuletzt Herr Castagnola mit einer „Hellseherin ohne Maske“. Der Leser wird erfahren, was unter letzterem Ausdrucke zu verstehen war.

Um desjenigen willen, was ich hier erzählen will, ist es nöthig, daß ich zuvor einen Beweis für die völlige Unabhängigkeit und das entschiedene Skeptische meines Standpunktes in Sachen des Sonnambulismus liefere. Es fällt mir nicht schwer, diesen Beweis zu liefern. Ich hatte Veranlassung, mich über die erste Production des Herrn Guidi öffentlich auszusprechen, und ich that es mit den folgenden satirischen Zeilen:

„Um Herrn Guidi, den Magnetiseur, zu sehen“ — so schrieb ich — „begab ich mich gestern Abend in's Teatro filodrammatico und fand daselbst ein ungewöhnlich großes Publikum versammelt. Es ist eben ein günstiger Zeitpunkt für Solche, die ungläubliche Dinge produciren; die hochgetürmten Bastionen moderner Damenhüte hindern den Ungläubigen, die Künste des Wunderthäters allzuscharf in's Auge zu fassen, und das beständige Hüpfeln, Husten und Nauspern einer in Folge des rauhen Winters verschmupften Zu-

hörererschaft macht es dem Sachkundigen unmöglich, den Erklärungen, von welchen jene Productionen begleitet werden, mit kritischem Ohr zu folgen. Ich selbst muß aus gleichen Gründen darauf verzichten, zu bestimmen, welche Farbenschattirung zwischen Schwarz und Weiß die Magie des Herrn Guidi einhält und inwiefern sie etwa in's Dunstartige-Blaue hinüberspielt. Ich will mich ganz objectiv ans Factische halten. Die Sonnambule des Herrn Guidi folgt mit geschlossenen Augen sowohl ihrem Magnetiseur selbst, als auch Jedem, der sich mit diesem in magnetischen Rapport setzt. Herr Guidi vermindert oder verstärkt nach Belieben ihren Puls; er theilt ihren Armen oder auch ihrem ganzen Körper eine Steifheit mit, die sich nur brechen, nicht biegen läßt; er ruft Convulsionen in ihr hervor und besänftigt sie wieder; er sticht sie in den Arm mit einer Nadel, ohne daß sie davon eine Empfindung hat. So weit ging in der Production das „Positive“, wie Herr Guidi sich ausdrückte; nun kam — das Nicht-Positive? der „blaue Dunst“ vielleicht? Nein, Herr Guidi sagte, das Transcendentale“: die „Clairvoyance“ und die „Ekstase“. Die Clairvoyance bestand darin, daß die Sonnambule abwesende Personen charakterisirte, von welchen man ihr Briefe oder Ringe zeigte, oder daß sie beliebigen Herren aus der Zuhörererschaft auf Verlangen ihre Mütter beschrieb. In der „Ekstase“ begleitete sie musikalische Productionen und selbst eine Declamation mit vortrefflich studirten Attitüden, in welchen der Wille des Magnetiseurs sie zuweilen festzauberte,

wobei die Pupille des offenen Auges den vorgehaltenen Lichtern trotzte. Zu bemerken bleibt nur noch, daß die Sonnambulante des Herrn Guibi eine kräftige, intelligente Frau ist, der man viel zutrauen kann, und daß sie sich immer vor dem applaudirenden Publikum an der Seite des Magneteurs verbeugte, wie Jemand, der seine Sache gut gemacht hat. Was Herrn Guibi betrifft, so spricht er vor dem Publikum wie ein Mann, der von den Wundern des Magnetismus überzeugt ist. Daraus folgt freilich noch nicht, daß er auch an seine eigenen glaubt. Ist er aber im Stande, aus einzelnen Gegenständen, durch seine Sonnambulante das Bild der Person entwerfen zu lassen, von welcher diese Gegenstände herrühren, warum verwerthet der Wundermann seine Kunst nicht im öffentlichen Interesse zur Entdeckung von Mördern u. dgl.? Ohne Zweifel erwiese sich auch seine Fähigkeit, auf den Puls (also den Blutumlauf) zu wirken, ferner Convulsionen hervorzurufen und zu besänftigen, vielleicht auch seine Kunst, auf Nerven und Muskeln anzuspannend, „adstringirend“ zu wirken, in manchen Fällen als dankbar.“ —

Diese Bemerkungen klangen ironisch genug, und auch die bald darauf folgende zweite „magnetische Akademie“ des Herrn Guibi änderte an meinem Standpunkt nichts. Damals wie heute stand es bei mir fest, daß ein Unterschied zu machen sei zwischen den Wundern des Magnetismus, die den gelehrten Forscher beschäftigen, und denjenigen, mit welchen die Magneteure auf Reisen gehen. Bei den Nabelstichen, mit welchen Herr Guibi die Unempfindlichkeit der in den Banden des magnetischen Schlafes liegenden Frau beweisen wollte, dachte ich an Karl Vogt, der einmal in ähnlichem Falle der schlafbefangenen Dame unvermerkt einen Frosch in den nackten Rücken hinabschlüpfen ließ, worauf sie mit „Jesus, Maria, was ist das!“ aussprang, nachdem sie noch eben die erstaunlichsten

Beweise vollständiger Empfindungslosigkeit gegeben hatte. Ebenso stürzte mich bei den Beweisen des Hellsehens, welche Frau Guibi gab, immer der Gedanke, daß die große Summe, welche ein reicher Engländer für diejenige Sonnambulante erlegt hat, die durch das Couvert hindurch die genaue Zahl der hinterlegten Banknoten erblicken kann, bis auf diesen Tag noch unbehoben ist. Die Herren Magneteure, dachte ich, sind selber Schuld, wenn sie noch auf Ungläubige stoßen. Warum haben sie sich nicht angeboten, an's Licht zu bringen, wo der Nordpolfahrer Franklin hingerathen und was aus dem Afrika-reisenden Vogl geworden? Auf Herrn Guibi und seine Sonnambulante hatte ich ein scharfes Auge. Ich glaubte z. B. zu bemerken, daß, als die Sonnambulante mit ganz erstarrtem Leibe dalag, den Kopf auf den einen, die Spitze der Füße auf den andern Stuhl gestützt, und Jemand im Parterre bei einer Bewegung des Stuhls erschrocken rief: „Sie fällt!“ — daß da die Augenlider der „Bewußtlosen“ ein wenig zuckten. Wenn ferner Solche, die nach Herrn Guibi's Autorisation, nachdem sie mit ihm in magnetischen Rapport gesetzt waren, durch ihren bloßen inneren Willensact die Bewegungen der Sonnambulante bestimmen sollten, erklärten, sie habe sich z. B. nicht sogleich in dem Momente umgedreht, als sie es wollten, und Herr Guibi dies damit entschuldigte, daß zwischen Ursache und Wirkung doch immer einige Zeit verstreichen müsse, so schien mir dies nicht sein Ernst gewesen zu sein; hatte ich doch im Gegentheil die Wahrnehmung gemacht, daß, wenn er die Schlafwandelnde durch Handbewegungen aus der Entfernung lenkte, die Wirkung der Ursache zuweilen um einen Moment sogar vorausielte . . .

Nach Herrn Guibi, der sich im Jänner und Februar 1864 producirte, kam schon im Juli desselben Jahres Herr Meriggioni mit der Sonnambulante

Signora Filomena Gavazzi. Signora Gavazzi war ein Frauenzimmer mittlerer Größe, von zarter Gestalt und leibenden Zügen. Herr Meriggioli gab dem Publikum die Versicherung, Signora Gavazzi habe in Bologna den medicinischen Studien obgelegen und beschäme an gründlichem Wissen jeden Arzt.

Das Paar producirte beiläufig dieselben Künste und fast auch in derselben Reihenfolge wie zuvor Herr Guidi und seine Hellscherin. Im „zoo-magnetischen“ Theile der Vorstellungen (Katalepsie, Kraftvermehrung u. s. w.) leistete die Somnambule des Herrn Meriggioli nicht ganz so Erstaunliches wie ihre Vorgängerin, dagegen gelang ihr das eigentliche Hellschauen bezüglich des Inhalts verschlossener Etuis und Brieftaschen besser als jener. In der „musikalischen Ekstase“, dem harmlosesten Bestandtheil des magnetisch-somnambulistischen Repertoires, blieb der Vorrang wieder mehr auf Seite der plastischen Leiblichkeit, über welche Frau Guidi verfügte.

Als Herr Meriggioli am 22. des genannten Monats seine zweite Production im Teatro filodramatico gab, kam mir der Gedanke, die Fähigkeiten der Hellscherin persönlich auf die Probe zu stellen.

Herr Meriggioli pflegte die Zuschauer aufzufordern, festverschlossene Etuis, Schächtelchen und andere Behältnisse dieser Art auf einen Teller zu legen, mit welchem er umherging. War der Teller gefüllt, so wurde er vor die an einem Tischchen sitzende, in magnetischen Zustand versetzte Somnambule hingestellt. Diese nahm hernach eines dieser Behältnisse nach dem andern vor und bestimmte den Inhalt. Es geschah dies immer zur Zufriedenheit der Eigenthümer, und die Sache wurde so lange fortgesetzt, bis das Publikum derselben müde war und „basta!“ rief. Der Gedanke lag nahe, daß diejenigen, welche etwas auf den Teller gelegt hatten, mit dem Magnetiseur im Einverständnisse waren. Aber

ebenso lag es nahe, daß die Ungläubigen diese Gelegenheit benützten, der Hellscherin auf den Zahn zu fühlen. Ich zählte zu den letzteren.

Bevor ich mich in das Theater verfügte, in welchem die Production stattfand, verbarg ich ungesehen, und ohne irgend Jemandem auch nur die geringste Andeutung von meinem Vorhaben zu machen, in einem Schächtelchen aus festem Pappendeckel eine Haarflechte, herrührend von einem vier Jahre vorher verstorbenen jungen Mädchen. Um das Schächtelchen legte ich einen starken Bindfaden in mehrfachen Bindungen und steckte es zu mir.

Von dem Inhalte des Schächtelchens konnte nicht bloß Niemand eine Ahnung haben, sondern es war auch die Herkunft, ja das Vorhandensein des Gegenstandes, der den Inhalt des Schächtelchens bildete, Niemandem am Orte selbst bekannt.

Mit dem wohlverwahrten Schächtelchen in der Tasche ging ich zu Herrn Meriggioli's Vorstellung, und als nun wieder den Anwesenden Etuis, Brieftaschen u. dgl. zur Bestimmung des Inhalts abverlangt wurden, legte ich mein Schächtelchen auf den breiten, flachen Teller. Der Magnetiseur reichte der Somnambule den Teller und sie that einen Griff hinein, um einen von den Gegenständen zu nehmen und zu bestimmen. Da kam ihr mein Schächtelchen unter die Hände. Aber kaum hatten ihre Finger dasselbe berührt, so warf sie es mit Heftigkeit von sich. Sie nahm Anderes vor, bestimmte den Inhalt verschiedener Brieftaschen u. s. w., ohne auf mein Schächtelchen zurückzukommen. Was ich fürchtete, geschah: das Publikum bekam die Sache satt, bevor alle Objecte an die Reihe gekommen, schrie „basta! basta!“ und verlangte den Uebergang zu einer andern Nummer des Programms. Die Gegenstände wurden zurückgegeben. Ich wollte mich aber nicht umsonst bemüht haben. Ich ersuchte den Magnetiseur, mein Schächtelchen doch noch

einmal der Somnambule vorzulegen. Er entschuldigte sich mit Verweisung auf das ungebulbige Publikum. Da intervenirt ein Dritter zu meinen Gunsten; zögernd reicht der Magnetiseur der Somnambule das Schächtelchen. Raum aber hat diese dasselbe berührt, so schleudert sie es neuerdings mit einem gewissen Abscheu von sich, so daß es in's Parterre hinabrollt. Ich bestehe darauf, daß sie den Inhalt angebe. Nochmals wird ihr das Schächtelchen übergeben und nun erklärt sie, es seien Haare nebst einem Stückchen Papier darin. Herr Meriggioli löst den Bindfaden, öffnet das Schächtelchen, und nimmt die darin befindliche, an einem Stückchen Papier befestigte Haarflechte heraus. Ich bitte ihn, die Somnambule zu fragen, warum sie einen solchen Schauder vor den Haaren gezeigt. Sie antwortet: „Weil sie von einer Todten herrühren!“ —

Ich muß gestehen, nun war ich es, den ein gelinder Schauder überlief. Die Production nahm eine andere Richtung. Meine kleine Affaire war kaum noch beachtet worden. Natürlich! den Gläubigen im Publikum war sie ein „Wunder des Magnetismus“ gewesen wie die früheren, den Ungläubigen ein „Kunststückchen“ wie ein anderes. Aber was sollte, was konnte sie mir sein? Kein Wunder des Magnetismus, denn an Wunder mochte ich nicht glauben. Aber auch kein „Kunststück“; denn ich glaube auch nicht an eine „Kunst“, die es dem menschlichen Auge möglich macht, in verschlossene Taschen oder Schächteln zu schauen. Mitgetheilt konnte es der Somnambule Niemand haben, was in meinem Schächtelchen enthalten sei — weil Niemand es wußte, Niemand es auch nur ahnen konnte. Und wenn sie die Haare bloß errieth, wie kam es, daß sie auch das Stückchen Papier mitterrieth, auf welchem die Haare lagen? Und wenn sie nach dem Gewicht auf Haare schloß, wie konnte

sie nach dem Gewicht beurtheilen, ob die Haare von einer todten oder von einer lebenden Person stammten? —

Ein eigenthümliches Interesse bot mir auch noch ein anderer Fall bei dieser zweiten Production des Herrn Meriggioli. Die Somnambule besann sich einmal fast zehn Minuten lang, den Inhalt eines fest verschlossenen hölzernen Kästchens zu bestimmen. Endlich erklärte sie, in dem Kästchen befände sich eine Stahlfeder und eine Münze. Bei der Eröffnung fand man zwar die Stahlfeder, der zweite Gegenstand aber war keine Münze, sondern ein Stückchen schwarzes Holz oder Mineral, das die runde Gestalt einer Münze hatte. Sag hier kein heimliches Einverständnis zu Grunde — was nicht sehr wahrscheinlich ist, denn der Eigenthümer des Kästchens zeigte sich unbefriedigt und ließ sich mit Herrn Meriggioli in einen Wortwechsel ein — so konnte gerade der Irrthum etwas für ein wirkliches, wenn auch undeutliches Schauen beweisen.

Ohne meinen Standpunkt aufzugeben, fand ich das mir persönlich gelieferte Proßbüch von Hellsehertunst doch merkwürdig genug, und um nicht der Parteilichkeit geziehen zu werden, wollte ich denselben in dem öffentlichen Organe, in welchem ich über den „reisenden Somnambulismus“ meine Sarkasmen ausgegossen hatte, Erwähnung thun. Zufälliger Umstände halber unterblieb es damals, und erst jetzt mache ich öffentlichen Gebrauch von dem kleinen Erlebnis, dessen Erklärung ich nach wie vor dahin gestellt sein lasse, das mir aber der Mittheilung nicht unwertth scheint.

Ein Jahr nach den Herren Guibi und Meriggioli besuchte Trieste Herr Castagnola aus Sicilien mit seiner Gattin, und veranstaltete im Teatro filodrammatico eine Vorstellung, als deren interessantesten Theil das Programm eine Anzahl von Experimenten ankündigte, in welchen die von Magnetisirenden und Somnambulen producirten

Kunststücke auf ganz natürlichem Wege, d. h. eingestandenermassen im Wege natürlicher Täuschung, dargestellt werden sollten. Es handelte sich hier also darum, den Somnambulismus zu demaskiren. Herr Castagnola producirte sich zuerst allein mit einigen Experimenten der natürlichen Magie und erwies sich als höchst gewandter Vertreter seines Fachs. Sein Neuhäres und die Lebhaftigkeit seiner Ausdrucksweise verriet den Mann des Südens, er hatte ein pfiffiges Sicilianergesicht und war nicht ohne Humor. In der zweiten Abtheilung der Vorstellung führte er seine Gemalin Signora Concettina vor, und nun begann die eigentliche pseudo-magnetische Production. Nach einigen einleitenden Späßen durchstach Herr Castagnola den Arm seiner Gattin ganz ebenso mit einer Nadel, wie es die Herren Guibi und Merigioli gethan, und führte sie umher, so daß Jedermann von der gänzlichen Empfindungslosigkeit des durchbohrten Armes sich überzeugen konnte. Es wurden sodann Einige im Publikum aufgefordert, zu erklären, ob sie den Puls der „Somnambule“ beschleunigt oder stillstehend wünschten, und die Betreffenden fanden den beschülten Puls ihrer Willensmeinung vollkommen entsprechend. Weiterhin errieth die Somnambule nicht bloß die Augen der in weiter Entfernung von ihr gefallenen Würfel, sondern sie sagte auch auf's Genaueste v o r a u s , wie die Würfel

erst fallen würden. Großes Aufsehen machte dann die Bestimmung und Beschreibung einer Anzahl von Gegenständen, welche Signora Concettina unmöglich mit Augen sehen konnte. Einige Experimente mit dem Errathen aufgeschriebener Zahlen machten den Schluß. Mehr noch die rasche und gewandte Art und Weise, wie das Erwähnte producirt wurde, als die Production selbst, machten den Eindruck des Außerordentlichen, und nachdem eine kleine mißgünstige Partei zum Schweigen gebracht war, jubelte das Publikum mit gleicher Hingebung den frivolen anti-somnambulistischen Ausfällen des Sicilianers zu, wie früher den Herren Guibi und Merigioli und ihren Somnambulen.

Also auch Signora Concettina bestimmte und beschrieb Gegenstände, ohne sie mit Augen zu sehen.

Aber Herr Castagnola sah diese Gegenstände — und es ist kein Zweifel, daß Frau Concettina's Hellseherei auf einer Zeichensprache beruhte, welche Herr C. mit ihr führte. Ihr ein festverwahrtes Schächtelchen zu präsentiren, gab mir Herr Castagnola leider keine Gelegenheit und keine Möglichkeit. So weiß ich nicht, ob Signora Concettina wirklich leistete, was Signora Filomena geleistet hatte, und bin heute, nach 14 Jahren, so klug wie damals in Betreff desjenigen, was mir bei der Hellseherin des Herrn Merigioli begegnete.

Denkzeilen.

Vergebens? Nein, vergebens nicht
Die Freude wie die Qualen —
Nur mußt Du jeden Funken Licht
Mit Herzensnoth begahlen.

Erwarte Nichts — und Alles kommt —
Doch früher oder später —
Du weißt ja nicht, wann es Dir frommt,
Zu wohnen hoch im Aether!

So manches gibst Du auf und meinst:
Für immer sei's verloren,
Indes der Tag, den Du beweinst,
Dich aufweckt neugeboren.

Ludwig Foglar.

Vinea-Wien.

Geschichten aus einer versunkenen Stadt von Hieronymus Form.

3. Der gute Onkel.

Mehr als tausend und eine Nacht zählt die Finsterniß Wiens im Vormärz. Man hat jedoch die Märchen dieser langen Nacht nicht erzählt. Wohl erschienen Bücher in Menge darüber. Man hat bald mit politischem Ingrimme das zusammengebrochene Regierungs-System geschildert und verurtheilt, bald die allein hervorragenden Begebenheiten jener Epoche, die criminalistischen, zu Romanen verarbeitet. Allein der wahre Zustand eines bestimmten Cultur-Abschnittes prägt sich weder in den leitenden Grundfäden der Politik, noch in seltenen Ereignissen, sondern im Kleinleben der Alltäglichkeit und den unbedeutenden und regelmässigen der bürgerlichen Existenz aus.

Die Signatur, das Charakteristische Merkmal solcher Vorgänge war in Wien immer die „Gemüthlichkeit“.

Wien hatte allezeit und hat heute noch diesen Ruf. Nur hat eines der merkwürdigsten und vielleicht das verständigste von allen Sprichwörtern, welche 1848 ausgegeben wurden: „In Selbstsachen hört die Gemüthlichkeit auf“ auch mit einem Blick der Erkenntniß die Lustsicht der Gemüthlichkeit, welche Wien ganz und gar bedeckt, einigermaßen in Fesseln gerissen. Selbstsachen sind ja entsprechend der Entwidlung der neuesten Zeit auch in Wien ganz und gar zum Angelpunkt des Lebens geworden, und dadurch tritt der nackte Egoismus rascher und erkennbarer aus der allgemeinen Gemüthlichkeit hervor. Immer aber bleiben sich die Menschen gleich, und so läßt sich denn auch aus der Zeit, da das genannte Schlagwort noch unbekannt war, manche gemüthliche Geschichte erzählen.

Aus meiner Kindheit ist mir ein Herr von Schnecker erinnerlich,

ein zurückgezogener Weißwaarenhändler, der sein „von“ natürlich nicht durch einen Lebensbrief des Fürsten, sondern nach der abgeschmackten Sitte, die bis zum heutigen Tage in Wien vorherrschend geblieben ist, durch die Großmuth und Güte seiner Mitbürger zugetheilt erhalten hatte. Schnecker war der Urtypus der Wiener Gemüthlichkeit und diesen Eindruck, den er auf Leben machte, konnte auch der Umstand nicht widersprechen, daß er allein stand, wie ein Egoist, und daß er weder Weib noch Kind hatte. Denn er war Witwer, und seine „Selige“ hatte ihm kein Kind geschenkt, sondern nur das Vermögen, welches ihm das Zurückziehen vom Geschäft und das Leben eines Rentiers gestattete; sein Alleinsehen galt daher nur als eine beständige rührende Trauer und Treue und verstärkte so nur noch den Anschein der Gemüthlichkeit, den seine ganze Persönlichkeit trug. Selbst die Neugierde, die ihm für Alles, was sich in des Nachbarns Haus begab, inne wohnte, ließ diesen Anschein sehr wirksam als hingebende Theilnahme für die Interessen Anderer zu Tage treten. Schnecker's ganze Liebe, soweit sie nicht allen Menschen insgesammt zugewendet war, concentrirte er auf zwei Nessen, die nicht Brüder, sondern Vettern waren, Söhne von zwei in verschiedenen Provinzen lebenden Schwestern Schnecker's. Die beiden jungen Männer dienten als Commis in renommirten Wiener Geschäftshäusern und fanden an dem Onkel einen zweiten Vater. Er ging ihnen mit gutem Rath zur Hand und ließ sich sogar am Ersten jeden Monats von ihnen bewirthen, weil sie dies als die freudigste Ausgabe erklärten, die sie von ihrem Gehalte bestritten.

Einer der Jünglinge, Eduard, kam eines Tages unerwartet zum Oheim, nahm ihm die Meerfchaum-

pfeife aus dem Munde, um ihn zu küssen, steckte sie ihm wieder in den Mund und sagte: „Jetzt weiß ich nicht, soll ich lachen oder weinen.“

„Was gibt's denn?“

„Da lesen's den Brief, Herr Onkel; ich soll nach Hause in meine liebe kleine Heimatstadt. Der Vater übergibt mir das Geschäft, ich kann jetzt als eigener Herr schalten und walten.“

„Nun, das ist ja eine Freude.“

„Ja, aber der Abschied!“

„Von mir?“

„Auch —“

„Aha, ist noch ein Abschied zu nehmen! Und davon hab' ich, Dein guter Onkel, noch nichts erfahren? Ist das recht?“

Und Eduard gestand, daß er eine junge, zierliche Drechslerwitwe liebte, in deren Laden er sich täglich etwas zu schaffen machte, daß er noch nicht den Muth gefunden hatte, zu einem Geständniß. Wie sollte er ihn jetzt finden, in den Geschäften der Abreise und im Schmerz der Trennung? Wird ihn die geliebte Betty nicht vergessen?

„Laß gut sein“, sagte Schnedler, „ich werde die Verhältnisse prüfen, und wenn die Frau so brav ist, wie Du sie beschreibst, für Dich werben. Ich verstehe das, verlaß Dich ganz auf die Menschenkenntniß und Erfahrung Deines alten Onkels.“

Eduard stürmte fort, glücklich, als ob er einen Haupttreffer gewonnen hätte, und Schnedler trank an diesem Tage sein letztes Glas Wein mit dem Entschlusse, das erste des nächsten Tages nicht zu trinken, ohne die Herzensangelegenheit seines Neffen ins Reine gebracht zu haben.

Bevor er aber am andern Tage seine Wohnung verließ, stürmte sein zweiter Nefse, Josef, ins Zimmer und fiel ihm laut schluchzend um den Hals.

Was war geschehen? Sein Vater war gestorben. Schnedler, selbst sehr ergriffen, tröstete nach Kräften, aber die Thränen Josephs flossen noch

immer. Endlich kam es zum Bekenntniß, daß auch Josef die schöne Drechslerwitwe Betty liebte, sich ihr noch nicht erkärt hatte und fürchtete, er werde sie, jetzt gezwungen, Wien zu verlassen, gänzlich verlieren.

Schnedler erschrak nicht wenig, theilte aber dem Unglücklichen nicht mit, daß er einen Nebenbuhler an Eduard hatte, sondern sagte: „Ich werde das Herz der Frau prüfen, und wenn Du es bist, dem sie geneigt ist, so verlaß Dich auf mich.“

Josef reiste nach Hause, und Schnedler machte sich auf den Weg, um psychologische Forschungen anzustellen, deren Ergebnis entweder Eduard oder Josef lauten sollte.

Wie groß war die Freude Eduards, als er nach einiger Zeit, und nachdem ihn viele Briefe des Onkels auf Warten und Hoffen angewiesen hatten, von Schnedler die Zuschrift erhielt: Es ist Alles in Ordnung.

Eduard eilte nach Wien, und in das Hausthor seines Oheims tretend begegnete er Josef, der ihn freudig umarmte. „Ich komme eben in Wien an“, sagte Josef, „und eile zum Onkel, denn er schrieb mir, daß er meine Herzensangelegenheit geschlichtet habe.“

„Mir auch!“ rief Eduard.

Beide ließen sich nicht Zeit zu Erklärungen, sondern flogen die Treppe empor. In das Wohnzimmer Schnedlers gelangend, standen sie der Geliebten gegenüber. Sprachlos blieben Beide, und wer weiß, wie lange die Verlegenheit gedauert hätte, wenn nicht der Oheim erschienen wäre.

„Oh, meine lieben Kinder!“ sagte er, „nun seht, hab' ichs recht gemacht? Warum solltet Ihr Euch aus Neid und Eiferjucht gegenseitig das Leben verbittern? Ich war immer Euer guter, alter Onkel und so habe ich Euch die Ursache des Streites aus dem Wege geräumt und die Betty selber geheiratet. Ja, wir Wiener haben ein Gemüth!“

Zigeuner.

Von A. J. Schröder.

Die Zeitungen melden, der Stadthauptmann von Szegebin habe ein salomonisches Urtheil gefällt gegen wandernde Zigeuner, die immer wiederkommen. Er ließ einen halben Zug Saiduken aufmarschiren mit Schafscheren, die den Zigeunern die Haare scheeren mußten. Darüber waren nun die Zigeuner verzweifelt und schworen, nie mehr nach Szegebin zu kommen, und allen Zigeunern zu sagen, sie sollten Szegebin meiden. — Das wird nun als „probates Mittel“ von den Journalen abgedruckt und wird allgemein ergötlich gefunden. — Es fragt sich, ob es den Blättern nicht an der Zeit scheinen sollte, einmal diese Zigeunergeschichten von einem Anderen als dem humoristischen Gesichtspunkte in Erwägung zu ziehen?

Warum kommen denn Zigeuner immer wieder?

Wir sind die Menschen im Allgemeinen nie unliebenswürdiger erschienen als Zigeunern gegenüber. — „Es sind böse Menschen!“ sagen schon die kleinen Kinder, und wenn sie gefangen, gelegentlich auch geprügelt werden, „da geschieht ihnen schon recht“. — Spott und Hohn kann man selbst in ersten Verhören erleben, mit denen man in ihrer „Dummheit“ und „Schlechtigkeit“ sich weidet.

Nun ja, sie gehen darauf aus, uns auszubeuten, zu überlisten, unsere Schwächen zu benutzen (uns auch zu befehlen)! Aber sind die Armen denn mehr als verwilderte Kinder? — Erzieht sie doch von Staatswegen, lehrt ihnen gute Sitte und macht es ihnen möglich anders zu leben als bisher!

Diese schönen, geistvollen Gesichter, die hohe Begabung für Musik, die sie besitzen! und da hört man denn immer nur, wenn von ihnen die Rede ist, sie seien ein nichtsnutziges Gesindel, das dem Stehlen ergeben ist! — Von Noth und Hunger werden sie familienweise von Ort zu Ort getrieben und überall weiter „geschoben“.

Gewöhnlich sagen sie dann, wenn man sie fragt: warum sie gekommen sind und warum sie nicht weiter gehen: „Überall sagt man, wir sollen weiter gehen, wir sind aber ja keine Erbzaischen, die sich in die Erde vertriehen können!“

Dabei denke man aber nicht, daß sie etwa darüber Gram empfinden. Weltschmerz kennt der Zigeuner nicht. Auch socialdemokratische Gefinnungen kennt er nicht. Er ist ein Kind! Was unsere Dichter aus ihnen machen wollen, das sind oft sehr romantische, aber auch sehr unwahre, ja unmögliche Caricaturen. — Sie sind ein poetischer Gegenstand, das ist keine Frage, aber der Dichter, der sie schildern will, sollte sie kennen! — Die Meisten kennen sie nicht. Die Einen schildern sie mit lieblosem Haß, die Anderen dichten ihnen falsches Pathos an. Wie leuchtet auch in dieser Frage die Regierungzeit der herrlichen Maria Theresia durch ihre Humanität und Weisheit!

In Grisekni's Geschichte des Temesvarer Banats (1780) wird der dort seßhaft gewordenen Zigeuner gedacht. Da heißt es: „Da die Geseße ihnen den Eingang in die Städte und überhaupt alle mit Mauern versehenen Plätze verwehrten, so blieben sie zu dem irrenden Leben eben dadurch so

lange verurtheilt, bis die gloriwürdige Kaiserin und Königin (Maria Theresia) — auch ihnen erlaubte, ansässig zu werden, sich standhafte Wohnungen, zwar außer dem Umfang der Dörfer der übrigen Nationen, aber doch in der Nähe derselben, anzulegen und Ländereien zu besitzen. Sie haben nichts weiter als die gewöhnliche Contribution zu tragen und heißen nun *Neubauer*, um von ihrem vorigen Zustand auch nicht einmal den verhassten Namen übrig zu lassen.“

Und die unter Maria Theresia sesshaft gewordenen Zigeuner sind brave Bauern geworden, deren Nachkommen in Wohlstand leben, freilich nicht mehr als „Zigeuner“. —

Und warum wurde der schöne Anfang nicht fortgesetzt? Warum ist es den nachfolgenden Regierungen nicht gelungen, auch die Uebrigen sesshaft zu machen?

Weil man das Werk lieblos, ungefüm angegriffen hat.

Ein so verwildertes, außerhalb der staatlichen Gemeinschaft lebendes Volk muß erzogen werden wie Kinder. Hier hat der Staat eine humane Aufgabe zu erfüllen, zu der Ausdauer und Weisheit gehört. Es ist nicht genug, mit ihren öde Gegenden colonisiren zu wollen, man muß sie auch anweisen, wie sie es anzufangen haben.

Ich spreche zunächst nur von den Zigeunern unserer Monarchie; die anderen kenne ich zu wenig.

Schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts (1417) erschienen sie in Ungarn. Sie kamen aus dem nördlichen Vorderindien und scheinen durch die Kriege Timurlengs (1366—1405) nach Europa versprengt. Schon 1423 erwarb sich eine Truppe Zigeuner, die sich durch ihre Künfte nützlich gemacht, einen Schutzbrief des Königs Sigmund von Ungarn. — Sie waren geschickte Schmiede. Schon frühzeitig thaten sie sich hervor mit ihrer außerordentlichen Begabung für Musik. Schon 1525

auf dem Ratoschfelde, während des ungarischen Landtages, waren die Musikanten, die sich hören ließen, Zigeuner. — Indem sich in Ungarn andere musikalische Talente eben nicht besonders hervorthaten, begeisterten Compositoure Barna Michael, Bihary, Zigeuner, mit ihren hinreißenden Compositionen ungarischer Tanzweisen, das ganze Land! Welchen Ruhm sich einzelne Banden in ganz Europa erworben mit ihrem Spiel, braucht nicht erst hergehoben zu werden. Man begreift gar nicht, wie diese Menschen, ohne eine Note zu kennen, es so weit bringen, ganze Opern nachzuspielen.

Im vorigen Jahrhundert that sich sogar eine Zigeunerin unter den Namen Czinka Panna (d. i. Anna) als Dichterin hervor. Sie wurde um das Jahr 1775 die ungarische Sappho genannt! —

Und dieses arme Volk hat in seiner Sprache noch bis in unsere Zeit Trümmer bewahrt von jener heiligen Ursprache, aus der die Sprachen der indo-europäischen Völker hervorgegangen sind! Eine Menge von Wörtern haben noch, fast unverändert, die Form des reinen Sanskrit bewahrt. Manusch der Mensch, sanskr. Menuscha; angor die Kohle, sanskr. angara; dewa Gott, sanskr. déwas; mas Fleisch, sanskr. masa u. s. f.

In der Warscher Gespanschaft kam ich einmal zwischen Zedany und Pilsa durch einen Wald und wurde plötzlich von Zigeunern umringt. Ein Weib, ein ziemlich erwachsenes Mädchen, mehrere Knaben, ein alter Mann, ein junger Mann. Sie vertraten mir den Weg und schrien durcheinander in slowakischer Sprache: ich sollte nur einen Augenblick bei ihnen bleiben! In größter Schnelligkeit hatte der Alte sein Feuer von Schmiedehohlen angefaßt, in dem ein kleiner Amboss steckte. Ein Knabe kniete ihm gegenüber nieder und klemmte einen oben und unten zugebundenen Sack zwischen die Beine, den er sehr geschickt als Blasebalg ge-

brauchte, um die Kohlenhitze zu steigern. Der Alte hatte nur eine Zange in der Hand, mit der er ein gebrochenes Hufeisen hielt. In der andern Hand hatte er einen Hammer und fing nun an, das Eisen, das bald glühend ward, zu bearbeiten. — Ich war anfangs unwillig und wollte weiter gehen. Da mich aber die lebhaften Beschwürungen meiner Umgebung, „nur einen Augenblick zu bleiben“, rührten, auch die Arbeit des Alten interessirte, blieb ich stehen und sah ihn zu. Nun war großer Jubel. Ich verstand aus ihren lebhaften Reden etwa Folgendes: „D er weiß schon (nämlich der Alte), was die großen gnädigen Herrn nöthig haben! Zwei Tagereisen weit ist einer der so schön arbeiten kann!“ In zwischen fragten sie untereinander: „Was wird er uns geben?“ „Er wird uns schon wenigstens 3 Kreuzer geben! — Ich weiß schon, was er geben wird, wenn der sehen wird, wie schön der Szurkalo ist! Gewiß gibt er ein Tschidel.“ Ich hatte gerade kurz vorher zufällig gelernt, daß ein Tschidel, ein silbernes Sechskreuzerstück ist. —

Nun reichte mir der Alte das wirklich unglaublich schnell gefertigte Meisterstück: einen Pfeifenräumer von Eisen, noch ganz heiß. Der Griff schön verschönert, die Klinge kunstvoll gebreht. Ich gab ihm ein „Tschidel“ und eine Cigarre, den Uebrigen noch einige Kreuzer und ließ sie in großer Aufregung zurück. Sie riefen mir noch Dank und Segenswünsche nach. — Sind das nicht Kinder? — Hätten sie mich nicht überwältigen und berauben können? Dergleichen ist mir unter Zigeunern aber nie in den Sinn gekommen! — Ausbrüche der ergößlichsten Volkstronerie kann man unter ihnen allerdings erleben, aber nicht leicht eine Gewaltthat! — Auch was von ihnen manchmal von verübten Gewaltthaten erzählt wird, möchte ich bezweifeln und nur mit größter Vorsicht als wahr annehmen. Wenn der Zigeuner über sein Weib aufgebracht

ist, so kann es schon vorkommen, daß er schreit und tobt und sagt: er müsse sie jetzt augenblicklich erschlagen! Er sucht auch die Gade, sieht sich aber früher sorgfältig um, ob genug Zeugen vorhanden sind, um ihn von der Ausföhrung abzuhalten. Ist er dessen aber ganz sicher, dann schreit er noch einmal auf, erhebt die Gade und stürzt auf sie zu, um sich wunderbar schnell ent- waffnen zu lassen, indem er immerfort auf sein Weib hinblickt, um sich zu überzeugen, welchen Eindruck er her- vorgebracht!

Das Ideal einer Zigeunersfamilie ist der Besitz eines Schweinchens, das sie füttern und großziehen, nicht um es zu schlachten und zu essen — sie essen Feldmäuse, Erdbeischen, Alles, was ohne Geld zu haben ist — nein, um es zu verkaufen. Die Gulden, die er für das Schwein einnimmt, heben die ganze Familie. Dafür wird die Wirthschaft erweitert und Puz gekauft. Einige bunte Tücher für den Sonntagstaat, womöglich für den Herrn des Hauses eine abgelegte rothe Huzarenhose. — Man muß einen Zigeuner sehen, wenn er eine solche Hofe erschwungen und ausgezogen hat. Er steigt stolz damit auf und ab, betrachtet sich von oben bis unten, beguckt die Hofe von allen Seiten und jauchzt dann gelegentlich im Entzücken hoch auf, indem er ebenso hoch in die Höhe springt. —

Wenn man fragt, woher das Schweinchen ist, kann man freilich erleben, daß sie Einem aufbinden wollen, sie haben es „gefunden“, und man kann sich dazu denken, was man will. — Aber sind diese Menschen nicht bei alledem doch Kinder? Was wissen sie viel von einem Sittengesetz, von einem Christenthum? — Die Taufe hat für sie nur das einzige Interesse, daß man damit ein Puthengeschenk irgend einem Wohlhabenden abgewinnen kann. Sie lassen daher ihre Kinder, so oft es nur angehen will, taufen. — Bei alledem, wenn

man sie oft in tiefergreifenden Tönen spielen hört, muß man die Anlage zu den höchsten Erhebungen der Seele zugeben, wenn der Zigeuner auch niemals im Stande ist, etwas in Worten auszusprechen, was solchen Empfindungen nur entfernt nahe kommt.

Das Schicksal eines Zigeuners machte einst — es mag vor 40 Jahren etwa gewesen sein — in Ungarn peinliches Aufsehen. Er hatte sich zu ziemlichem Wohlstande aufgeschwungen. Hatte ein Haus im Dorfe, einige Acker und einen Hausgarten sogar. Sein Haupterwerb war aber doch der, den er mit der Geige gewann. Er spielte auf Märkten, bei Hochzeiten und hatte sich bei Allen, die ihn kannten, eine gewisse Achtung erworben. Er lebte mit dem Weib und den Kindern sehr glücklich und besuchte selbst die Kirche regelmäßig alle Sonntag. — Nun sandte einmal der Gutsherr nach ihm, er sollte ihm zur Tafel Musik machen. Das Weib ließ sagen: ihr Mann wäre verreist; bei einer Hochzeit. Der Gutsherr schickte noch einmal: er solle augenblicklich kommen. Da das nicht möglich war, ließ er ihm befehlen, bei seiner Rückkehr sogleich zu erscheinen. — Der arme Zigeuner kam und stellte sich dem strengen Gutsherrn. Der erklärte ihm nun: er wolle ihn lehren, bei Hause bleiben, ließ Haibulen kommen, die ihn auf die Bank legen und ihm 25 Stockstreich geben sollten. Der Zigeuner flehte: man sollte ihm die Schande

nicht anthun, denn dann könnte er nicht weiter leben. — Es fruchtete nichts. Er erhielt die Züchtigung und ging und — erkannte sich in seinem Hausgarten. — —

Die Behörden sind nun allerdings in Verlegenheit, wenn eine Karawane Zigeuner auf einmal daher kommt. Sie machen in der That die Gegend unsicher, wenn sie auch nichts thun, als daß sie hie und da etwas „finden“, die Vorübergehenden anbetteln, sich in die Häuser drängen, um wahrzusagen u. dgl. m. Was kann man da Anderes thun, als sie fortschicken, dorthin, woher sie gekommen sind? Sie kommen freilich oft gar aus der Walachei, aus der Türkei und dann ist unser Staatswesen auch nicht an ihrer Verwilderung schuld.

Wir können nur erwägen: ob den im Lande Wohnenden nicht aufzuhelfen ist? Darin könnte gewiß Manches geschehen, besonders in Ungarn!

Im Allgemeinen müssen wir aber wünschen und hoffen, daß eine andere Ansicht über das seltsame Volk, eine humanere, an die Stelle der noch allgemein herrschenden trete, als ob diese Kinder der Natur das böse Princip selber wären! Daß wir nicht in ihrer Lage sind, ist nicht unser Verdienst, und jedenfalls größer ist das Verdienst eines Zigeuners, der aus seiner Wildheit heraus sich zum Meister der Geige emporSchwingt, so daß ihn unsere Künstler bewundern müssen.

Heimsuchen.

Eine Skizze aus dem Bauernhose von J. A. Hofegger.

Unser Städter fürchtet sich vor einer Heimsuchung; unser Landmann freut sich deren in der Regel. Ersterer versteht darunter ein Mißgeschick, eine schwere Prüfung, Letzterer den Besuch eines willkommenen Mitmenschen. — Visite, spricht der Städter, aber der Bauer, der leider nichts gelernt hat und sich also kaum deutsch auszubrüden versteht, sagt: „Heimsuchen“.

„Such' uns heim einmal!“ lautet die Einladung des Landmannes; und wenn er es sagt, so meint er es auch, weil er es nicht versteht, wie der intelligente Städter, durch das Wort den Gedanken zu verhüllen, sondern gerade im Gegentheile die Sprache mißbraucht, um seine Gedanken auszubrüden.

„Such' uns heim einmal!“ Wenn der Bauer das Wort sagt, der ist ihm auch willkommen. Er sagt es zu seinem entferntlebenden Verwandten, zu seinem Geschäftsfreund, zu Manchem, dem er dienlich war, oder der ihm dienlich werden kann. Zum Nachbar, zum Freunde sagt er es gar nicht, weil es ja selbstverständlich ist.

Die meisten Heimsuchungen kommen in der Schwäger- und Gevatterschaft vor, also in jener Art von Verwandtschaft, die man sich selbst macht. Heimsuchungen von Blutsverwandten sind nicht immer willkommen, gehts dabei anfangs auch auf die höflichste Weise her — und Bauernhöflichkeit kann gar berückend sein — so endet's doch häufig mit einer Schuldforderung oder Erbschaftsangelegenheit — mit Zank, Streit und Feindschaft. Heimsuchungen,

die sich ohne Einladung ereignen und wiederholen, haben auch sonst oft ihre besonderen Gründe. Wenn ein Diensthote für das nächste Jahr z. B. beim Grundbichler dienen will, so trachtet er in diesem Jahre beim Grundbichler möglichst viele Heimsuchungen zu machen, mit dem Bauer eine Art Freundschaft zu pflegen, bis sich der Leihkauf vollzieht. Wenn dem Bauer aber ein heiratslustiges Mannsbild wiederholt ins Haus kommt, so mag er einmal Umschau halten unter den Seinen, ob nicht ein hübsches oder wohlhabendes Mädchen darunter ist.

Im Ganzen gehts bei einem Besuch im Bauernhause recht gemessen zu. An dem Gruß erkennt man den Kommenden. „Gelobt sei Jesu Christi!“ 's ist ein alter Mann oder ein betagtes Weib, oder ein schüchternes Mädchen, oder ein befangener Junge. „Grüß Gott!“ Es ist ein Bürger aus dem Markt, oder ein Better aus den Vorgegenden, oder ein Fremder, der mit den Bauern umzugehen weiß. „Guten Morgen!“ Das ist schon ein „Herri-scher“, einer von der „Neuzeit“. Dann gibt es noch eine Unzahl anderer Bauerngrüße, die nur eben der Eingeweihte als Grüße erkennt, nimmt und in ihrem Geiste erwidert. J. B. „Fleißig, fleißig?“ oder: „Geh's in die Sonn' hinaus!“ „Will schon ein bißel in die Stuben gehen“ u. s. w.

Der Hausvater, die Hausmutter, oder wenn diese nicht zugegen sind, Eins von der Familie, dem Gekind heißt nun den Eintretenden willkommen: „Geh't's nur her!“ „Raft's ab

ein Sicht!“ „Daß Du Dich auch einmal zu uns her traut hast!“ Hier bemerke ich, daß man jüngere Leute mit „Du“, ältere, denen man Ehrerbietung schuldig zu sein glaubt, stets mit „Ihr“ anzusprechen pflegt. Es gibt Verhältnisse, in denen der junge Hausvater zu einem alten Knecht per „Ihr“ redet, während dieser Jenem gegenüber das „Du“ gebraucht. Fremde Leute, als: Hausfritzer, Bettler u. s. w. werden immer mit „ös“ angesprochen, während man nur vornehmeren Personen das „Sie“ bietet. Man sieht hierin die genaue Abstufung der Behandlungsweise, die sie verschiedenen Menschklassen entgegenbringen.

Nach der Begrüßung kommen, genau, wie bei den Städtern, die nichts-sagenden, oft abgeschmackten Redensarten vor über das Wetter, den Weg; der Besuchende lobt die schöne Stube, die Kinder, die er mit Semmeln oder Äpfeln beschenkt, und allerei Anderes, das ihn umgibt, lobt auch den Haushund, die Katz und die Bäuerin. Der Hausvater rührt sich, wenn ein Besucher kommt, nicht vom Fleck, geht dem Eintretenden mit keinem Schritte entgegen, 's ist viel, wenn er den Arm ausstreckt zum Händedruck und dazu das alte Wort: „Rumah!“ murmelt.

Der Ankömmling wartet meist nicht erst auf die Einladung, Platz zu nehmen, sondern setzt sich auf die erste beste Bank und kopft sich vielleicht die Pfeife. Den Hut thut er nur vom Kopf, wenn es Schweiß zu trocknen gibt, setzt ihn hernach aber sofort wieder auf. Eine Bauernstube hat nach der Bauart unserer Länder gewöhnlich zwei Eingänge, einen vom Hausflur, den anderen von der Küche. Heimsuchende Weiber oder auch Männer, die sich recht bescheiden geben wollen, wählen gerne den Eingang durch die Küche. Tritt Einer durch die Thür vom Hausflur, so ist schon ein Selbstbewußter, der auch erwartet, daß ihm ein bißchen Ehre angethan werde.

Sind die obligaten gleichgiltigen Worte gewechselt, so beginnt die Gastfreundschaft. Der Hausvater zieht die Portlade heraus, legt den Laib auf den Tisch, ein Messer dazu: „Geh Du, Wetter, kost' ein unserig's Brot. 's ist halt nichts gut, 's ist woltren braun. Schneib' Dir aber ein's.“ Der Gast: „Jo so! Beim Brot, da laß ich mich nicht lang heißen. Ein' Bissen Brot ist Einer gern. Habts aber ein recht'schaffes gutes Brot — vergelts Gott fleißig!“ Selbstverständlich verlangt es die Bescheidenheit, daß ein ganz dünnes Schnittchen genommen werde. Gehört der Besucher der ärmeren Klasse an, oder hat er einen weiten Weg zu machen, so nimmt der Hausvater selber den Brotlaib in die Hand und schneidet ihm ein schmerzliches Stück zum „Einschieben“ ab. Der Andere weigert sich, es anzunehmen: „Na, Du, ich hab' mir meinen Theil schon abageschnitten. Da dürst' ich nimmer kommen, das thät' zu tief greifen. Na, halt ja, ich greif' gleich an und sagt fleißig: „Vergelts Gott!“

Ist gerade Mahlzeit, so wird der Besucher stets zu Tische geladen. Ist's ein besonders „seltsamer“ (seltener) Gast, so wird ihm auch außer der Mahlzeit irgenb eine Eierpeise gekocht. In Obst- und Weingegebenen seht selbstverständlich der Krug nicht.

Groß gehts her, wenn eine entferntlebende, gutmüthige Rufme kommt, oder gar die Gewatterin, um einmal die kleine „Göbel“, oder den kleinen „Göden“ anzuschauen. O jerum! — „Das Bübel, das ist ja schon großmächtig! Und wie's wachsen thut! Die muthschönen Augen, die's hat und Zahneln auch schon! je, das ist doch gar! und das faist' Brödel schaut's an! Aber na! Micherl, ja, geht her zu mir? Seh, magst eine Birn?“

Das kleine Micherl ist bislang noch ein bißchen ungelüpft gegen die freundlichen Weiber. Um so glücklicher ist die junge Mutter. Jede Mutter ist dankbar, wenn man ihr Kind schon

und lieb findet, aber ein junges Weib, das den Erstling auf dem Arm trägt, ist selig, wenn es den Sprößling loben hört. Sie weiß zwar, es sind so Redensarten, sie selber hat deren ja bei mancher Gelegenheit schon angebracht; aber daß es diesmal ausnahmsweise ein ernstgemeintes und durch und durch gerechtfertigtes Lob ist, davon ist sie fest überzeugt.

Geht's doch dem Mann und Vater nicht besser, der hinter ihr steht und mit großem Behagen den Rauch der Pfeife von sich bläst. Nicht der Rauch ist's, der ihm so wohl thut — die Lobsprüche der Frauen sind's, die seinem Knäblein gelten. Selbst der Haushund, überhaupt ein dankbares Thier, gibt durch das zutraulichste Beschnüpfeln der jungen Muhme zu verstehen, wie sehr es ihn freut, daß der kleine Herr des Hauses schon so große Verehrerinnen findet.

Aber plötzlich wird die Mutter unruhig und auf der Stelle will sie den Michel aus den Händen haben. Der Vater gab ihn, er soll ihn nun wieder nehmen. Er thut's — aber das kostet seine mit Neusilber beschlagene Pfeife, die ihm der Junge fest aus dem Munde schlägt. Ich wette, Michterle, du wirst froh sein nach etlichen Jahren, wenn dir das der Vater nicht heimzahlt! —

Die Mutter stürzt in die Küche und ist im ersten Augenblicke unentschlossen, soll sie einer Henne an die Eier oder ans Leben.

An die Eier! Das kostet weniger Zeit. Und nun hebt ein Prasseln und Schmoren an, das in der Stube nicht unbemerkt bleibt und noch neue Schmeicheleien und Liebkosungen zur Folge hat, bis das Michterle sich fangen läßt und in den Armen der jungen Muhme oder der Gevatterin zappelt.

Mit dem feinsten Bienen deckt sich der Tisch — der Kuchen dampft mitsammt der Pfanne daher.

„Halt ein klein bißel was,“ meint die Bäuerin, „trau mich weiter hell

nicht recht damit für; 's ist gar ein Eißel anbreiten worden. Thut's es doch nur verkosten!“

„Geh', Du Narrisch!“ meint die Gevatterin, „das wär' schon gar zu viel. Aber so was! Na, desweg sind wir nicht da herkommen; gar kein Brösel, daß wir ein' Hunger haben. So Ertrigkeiten da! Eine Grobheit. Da müßt's wohl auch mithalten, allzwei. 's selb wohl, 's selb!“

Für einen Hunger wär's eh zu wenig, entgegnet die Bäuerin, sie thät auch allemal so viel essen, wenn sie zu der Gevatterin käm'. Sollten doch nur schauen, daß sie's möchten.

Gar gesittig machen sich endlich die Besucherinnen an das Mahl, und ganz kleine Bissen stecken sie in den Mund, gleichwohl es für größere weder an Raum, noch an Neigung fehlte. Mehr als die Hälfte der Speise lassen sie in der Pfanne, ein paar Stückchen auch auf dem Teller liegen, so verlangts die Art.

Hernach gibts noch allerlei Höflichkeiten; die Eheleute mitsammt ihrem Kleinen begleiten die Besucherinnen noch bis zur äußeren Thür und dort: „Ja, behüt' euch halt Gott, allzwei, und bleibts gesund und suchts uns ja sein bald wieder einmal heim!“

Es geht wirklich herzlich zu, nur daß es keine Küsse setzt, wie bei den Stadtleuten, die nach dem Abschiedskuß das Scheiden kaum erwarten mögen, um sich den Mund abwischen zu können.

Beim Schlegelbauer ist ein Halterhub', ein armes, ledig's Kind. Der will an einem Wintersonntag seinen Vater einmal heimsuchen gehen. Sein Vater ist der Großbauer auf der Brände. Er ist eine Jugendsünde vom Großbauer, weiß aber nichts davon, weiß nur, daß der Bränzbauer sein Vater ist, und freut sich schon wochenlang auf den Besuch. Der Junge kommt nun in den Bauernhof, tritt durch die Küchentür zagenb in die

Stube und murmelt seinen Gruß so still, daß er überhört wird. Der Bauer sitzt mit seinen Knechten am Tisch und spielt Karten. Der Junge bleibt hinter der Thür stehen, kein Mensch beachtet ihn. Nach einer Stunde ist es Zeit, daß er zu seinem Dienstherrn zurückkehrt, um bei der Abendfütterung im Stalle zu sein — er schleicht still davon — und so hat er seinen Vater

heimgesucht. Im Schlegelhofe fragen ihn die Leute, was er von seinem Vater, dem reichen Bräunbauer, Schönes bekommen habe. „Karteln hab' ich ihn gesehen“, ist die kleinlaute Antwort des Jungen.

Da möchte man doch schier meinen, nicht der Grobhauer, sondern der arme Halterbub' wäre heimgesucht worden.

Wallfahrt.

An stürzenden, brausenden Bächen entlang,
Welch' wonnelieblicher Wallfahrtsgang!
Es singet die Säge, es rauscht das Rad,
Ich ziehe jauchzend den Wiesenspad,
Und ferne verhallt der Wasser Getöse,
Wo der Weg sich schwingt zu den schweigenden Höh'n.

Sei begrüßet, du Alter im dunkeln Talar,
Du Riesengreis mit dem Silberhaar!
Wie mächtig von deinen Schultern wallt
Dein duftiger Mantel, der Lannenwald!
Dort flüstern Orakel von Baum zu Baum
Und rauschen und raunen in meinen Traum.

Der Wind springt auf, der jache Gesell,
Der lange geschlummert an heimlicher Stell'
Und spielt in den Windharfen sonder Zahl
Den wilden, gewaltigen Weltchoral.
Voll Andacht neigt sich der Bäume Schaar,
Es rauschet der Hymnus von Kar zu Kar!

Dann wird es so heimlich still im Grund,
Als würd' ein selig' Geheimniß kund.
Hernieder die strahlende strahlende Woge
rollt;
Es leuchten die Firnen in flüssigem Gold,
Als brächten sie betend auf lüchtem Altar
Dem Weltgeist ein flammendes Opfer dar.

Kun wird Offenbarung auf einmal mir hell:
O selige Gottesmutter von Zell!
Du waltest seit ewigen Zeiten im Land,
Einst schimmernde, liebliche Percha genannt.
Ich ziehe wallfahrend zu deinen Höh'n,
Um betend vor deinen Altären zu steh'n!

F. G. Adolf Weisk.

Nachtgedanken.

Oft in tiefer Mitternacht
Haft mich ein unendlich Bangen
Um die Tage, die vergangen
Und mich nicht an's Ziel gebracht.

Was ich jung umsonst gesucht,
Kann ich's alternd noch erringen?
An die ausgewachsenen Schwingen
Ding sich, ach, des Siechtums Buch!

„Wirf denn hin den Zauberstab,
Th' er Dir entflukt mit Schmerzen!
Nimm die letzte Bluth im Herzen
Ingefungen mit in's Grab!

Still, o still! Ich lern' es nie,
Stumme Tage klug zu weben;
Trostlos Darben war' ein Leben
Ohne Dich, o Poesie!

Nach dem Kranz, der vor mir schwebt,
Muß ich ringen Stund' um Stunde,
Wie der Kar, der flügelwunde,
Sterbend nach der Sonne strebt.

E. Geldel.

Kleine Laube.

Ueber das Fremdenbuch in den Alpen.

Eine der wunderlichsten Erscheinungen des modernen Schriftthums ist das Fremdenbuch. Nicht jenes Fremdenbuch, welches in Hotels kleinerer Städte die Polizei auflegt, um von den Fremden bisweilen hintergangen und gefoppt zu werden, sondern jenes Fremdenbuch, welches in Gasthäusern und Schutzhütten, bei viel besuchten Seen und auf hohen Bergen, an Wasserfällen und sonstigen Touristenzielen bereit liegt, um die werthen Namen, das Gemüth, den Geist und Witz und die liebe Eitelkeit der Gäste in sich aufzunehmen. Der Sohn der Civilisation hat den Drang, überall, wo er wirkt und wandert, eine Spur von sich zu hinterlassen; er ist stets bemüht, seinen Mit- und Nachmenschen zu zeigen, daß er da ist oder da war; und wie er für sich selbst den Mittelpunkt der Welt bildet, wie er unter allen Wesen der Erde sich selbst das interessanteste ist, so hofft er, daß seine Spur, und wäre es auch nur der Namenszug mit „manu propria“, auch bei Anderen einigen Werth haben werde. Der Eine schreibt sich auf die Felswand und geht dann still beglückt heim in seine Stadt; dort lebt er, einer der Unbedeutendsten, aber er denkt an das Monument, welches er sich im Gebirge gesetzt hat und welches seinen Namen in die nächsten Jahrhunderte tragen wird. Ein Anderer gräbt die Anfangsbuchstaben seines Namens in den Stamm der Buche ein und schneidet ein Herz

dazu — das ist ein Liebesbrief und ein Gedicht zugleich; aber allmählig rinnt Harz heraus, denn Bsch hat er mit seiner Liebe immer, er mag sich in das Herz des Mädchens graben oder in den Baumstamm. Wieder ein Anderer zeichnet seinen Namen gerne auf Kapellenmauern, Cruzifixe, Botivtaseln. Wer hat nicht schon auf der Brust eines schön geschnittenen Christus oder am Mantelsaum der heiligen Maria Magdalena, den Namen Johann Hartstapel gelesen? Er mag auch anders heißen, es ist gleich. Das ist rührende Frömmigkeit; aber noch rührender an Bescheidenheit sind Namen auf Sitzbänken, an Wänden von Heustadeln oder in stillen Zellen, die man ohne Noth nicht aufsucht. Kurz, das menschliche Bedürfnis, sich auszusprechen, ist nicht allein in den Buchläden, sondern auch auf allen Bergen und Stegen der Berge zu finden.

Wenn ich nun die Frage aufwerfe: Was haben die Fremdenbücher im Gebirge für einen Zweck? Sollen sie dem Gastwirth Namen und Stand seiner Gäste offenbaren, damit er wisse, welche Sorte von Höflichkeit und Rechnung er anzuwenden habe? Sollen sie den späteren Touristen zeigen, wer vor ihnen schon da war, und mit Klingendem Namen für die Naturschönheit Reclame machen? Sollen sie den vom Unwetter im Berghaufe überfallenen Wanderer durch ihre Lecture Ergözung und Zeitvertreib verschaffen? Oder sollen sie solchen eingeregneten Touristen durch die leeren Blätter Gelegenheit geben, sich mit sich selbst zu unterhalten, ihrer

Touristenlaune auf dem Papier freien Lauf zu lassen? — Alles zusammen. Aber das Erstere wird für den Wirth, das Letztere für den Touristen das Wünschenswertheste sein. Das Fremdenbuch ist ein leibliches Kind unserer schreibseligen Zeit und zwar — ein Mädchen für Alle und für Alles. Wie wohl muß es ihm thun, dem Sonntagsummler, der die Woche hindurch kein willig Ohr findet für seine rethorischen Ergüsse, vor dem jedes Blatt Papier zittert, daß er es nicht etwa mit seiner Weisheit und Gefühlseligkeit und mit seinem Wig belege — wie wohl muß ihm sein, wenn hier auf den Bergen, wo es keine Sünde gibt, das Fremdenbuch resignirt seine Arme aufthut: Hierher schreibe was du willst, ich bin auf Alles gefaßt! Und wenn er dann sein Mütchen kühlen kann.

Ich meine daß, das Fremdenbuch habe außer den oben angeführten Zielen auch noch eine andere Bedeutung. Wenn einst Einer kommen wird, um die Geschichte der Touristik zu schreiben (es wird geschehen, es muß über Alles „Geschichte“ geschrieben werden), aus welchen Quellen soll er schöpfen? Natürlich aus den Fremdenbüchern. Das mögen mitunter unlautere Quellen sein, aber entschieden die verlässlichsten, die charakteristischsten — sie werden zeigen, weswegen der heutige Tourist auf die Berge ging, die wilden Naturschönheiten suchte und was er dabei dachte oder empfand.

Die Durchschnittsnutzen der Fremdenbücher sind folgende:

„Abends * Uhr hier angekommen, bei den lebenswürdigen * Wirthsleuten gut zu Abend gegessen, hierauf ein prächtiges Bett bekommen und den Sonnenaufgang verschlafen.“

„Am * Juli 187* vom *berg Gottes herrliche Natur gesehen. Gegen Süden war die Aussicht etwas gerührt.“

„Der empfehlenswerthe Führer * hat uns in 4 1/2 Stunden auf die Spitze des Berges geführt; dort bei Sonnen-

aufgang das Frühstück eingenommen. Dann eine lebenswürdige Gesellschaft aus Wien getroffen.“

„Erlaube mir zu berichten, daß die *spitze nicht, wie es in der Generalstabkarte angegeben ist, 8693 Fuß, sondern 8689 Fuß hoch ist. Derlei Unrichtigkeiten sollten in Zukunft vermieden werden.“

„Am * August * bei herrlichem Wetter über den See gefahren, hierauf delicate Forellen gespeist. Sehr empfehlenswerth ist der Böslauer Rothwein.“

„Am * Juli im * Wirthshaus eingeregnet, von der fidele Frau Wirthin fein bedient, mit dem Wirthe Karnten gespielt, die Zeit prächtig vergangen. Der Abschied von der fesehen Resi wird mir schwer, auf der Alm gibt's la Sünd!“

Ich glaube, daß solcher Beispiele genug sind, um einen Einblick in unsere Touristenjenseelen zu gewinnen. Das sind die Durchschnittsurkunden der Durchschnittsmenschen, die eben auch auf den Bergen, diese mögen noch so hoch und an den Seen, diese mögen noch so tief sein, Durchschnittsmenschen bleiben.

Wie anders wirkt die Natur auf edle Geister! Diese erhöhen sich mit den Bergen, vertiefen sich mit den Abgründen. Und so gewinnt das Fremdenbuch manchmal ein paar goldene Zeilen reiner Poesie. Freilich macht sich nicht selten eine arge Nachbarschaft dran und beginnt ein „Sauglödenläuten“, wie der Volksausdruck sagt. Der Wirth sieht rathlos die Bescheerung; er weiß, daß morgen Damengesellschaft kommen wird, aber er darf die Zeilen nicht vertilgen, aus dem Fremdenbuch wird kein Blatt gerissen und es ist verboten, eine Zeile zu streichen.

Ein nächster Naturfreund fühlt sich durch das begonnene „Läuten“ ange-regt und er läute: weiter und läutet mit noch mehr Gloden und illustriert den Gesang gar mit Federzeichnungen. — Das sind die gelesensten Blätter, man spürt die Leser durch die schmutzigen, abgegriffenen Stellen.

Solchem alpinen Klingl-Tangl folgt dann das trost- und endlose Klingl-Klangl der Verfessgen, eine Naturbesingerei nicht warm und nicht kalt, ein Gereimel und Gebeimel, als wären die Nebel den Papierkörben aller Redactionsstuben entstiegen und hätten sich auf hoher Alpe entleert. — Und wie breit sich daneben die Namen der Verfasser machen, wie grauenhaft deutlich sie geschrieben sind! Und genau das Datum dabei, wann die Welt um den Gedanken reicher geworden, daß „die Natur Gottes Spur ist“, oder daß „die Berge bestehen und die Menschen vergehen“.

Derlei Blätter bleiben die unzugriffenen im Buche; ganz zu überflüssigen sind sie aber nicht, weil zwischen den Nebeln doch bisweilen ein Bösewicht sein Rautelein losläßt, das man nicht übersehen darf.

Im Ganzen kommt es so weit, daß der seltene Tourist, der doch einen Gedanken zu vergeben hätte, denselben gar nicht mehr in's Fremdenbuch schreibt, außer er will dem Vormann einen ausgiebigen Rippenstoß versehen, worüber die Nachmänner dann häufig eine Polemik fortspinnen, die an und für sich mitunter ganz ergötzlich sein kann, sachlich aber zumeist nicht in das Fremdenbuch paßt.

Wenn „Gottes freie Natur“ des Touristen Kirche ist, so ist das Fremdenbuch sein Beichtstuhl. Vor diesem legt er seinen Menschen dar, erleichtert sein volles Herz, bekennet seine Schwächen. Leider werden hier die Sünden nicht verziehen, sondern bleiben aufgeschrieben und ungetilgt. Und der Geschichtschreiber der Touristik hält darüber das Weltgericht.*) **S. Wasser.**

*) Wir glauben, daß über das Fremdenbuch in den Alpen noch Manches zu sagen wäre, ohne dem „Geschichtschreiber der Touristik“ unbillig vorzugreifen, daß zum Beweise oder Gegenbeweise des hier Gesagten ganz interessante Auszüge zu bringen wären und bitten den Autor, sowie andere Alpenfreunde, uns derlei drastische Auszüge aus Fremdenbüchern einzusenden.

Die Red.

Ein dreifach Glück zertreten.

Erlebniß aus jüngsten Tagen, mitgetheilt von
D. Pirt.

Wir fahren aus der Bahnhofshalle. Frei wird der Blick auf das Nebengebiet, welches die Bahn zu beiden Seiten bekrönt, frei der Blick auf die neben uns sitzenden Genossen der Fahrt. Schwer liegt auf uns der Abschied von der eben verlassenen Stadt, in der wir so viel Freude gefunden haben; diese Stimmung weicht aber, sobald wir durch die uns umgebenden Personen zu einem anderen Gedankenspiel angeregt werden. Ein altes Mütterchen im schmucken, sauberen Feiertagskleid, mit einer einfachen, dunklen Kopfbedeckung belleidet, die das kleine, freundliche Gesichtchen vollständig frei läßt, zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Aus dem Häubchen schaut's heute noch so neugierig forschend in die Welt, wie vielleicht vor 40 Jahre vordem. Und wie das voller Leben ist, wie das krant und packt und zwickt und zupft, als ob's zum Brautzuge ginge! Mein Nachbar, dem der Umgang mit der lieben Natur in Feld und Wald auf den frischen, sonnengebräunten Wangen geschrieben steht, stößt mich an im Interesse für die gute Alte. Ein feiner junger Herr, der ihr gegenüber sitzt, läßt sich die Gelegenheit nicht entgehen, die Alte nach dem Ziele ihrer Reise zu fragen. In gutmütigem Schwäbisch plaudert diese aus, daß sie noch nie auf der Eisenbahn gefahren sei, daß sie nach J. wolle und zwar, was wir ihr wohl bereits Alle aus den Augen gelesen, zu einer Festlichkeit — zur Hochzeit ihrer Tochter, die dort im Dienst gestanden habe. Mit wem die Tochter denn Hochzeit mache? fragte der junge Mann weiter, der gleich uns Gefallen gefunden haben mochte an dem freundlichen, muntern Wesen der Alten. — „Waisch nit.“ — „J, Mutterchen, Sie werden doch wissen, was für einen Mann Ihre Tochter bekommt? Was betreibt er denn für ein Handwerk?“ — „J jo, ä Schreiner isch e.“ —

„Wie heißt er denn?“ — „Waisch nit.“ — „Das wissen Sie nicht? Wo wohnt er denn, in F.“ — „Waisch nit.“ — Der naive Ton, mit dem die Alte die Antworten gab und das treuherzige Gesichtchen, das mitlachte über ihre eigene Unwissenheit, versichern uns, daß diese Frauenseele schwerlich etwas verschweigen kann, und daß es auch hier ihre Absicht nicht ist, uns Fremden, denen ja die Beziehung zu ihrem Schwiegersohne im Uebrigen ganz gleichgiltig sein kann, eine Antwort vorzuhalten. — „Sie werden in F. erwartet, Mutterchen, nicht wahr?“ setzte Einer von uns das Gespräch fort. — „Jo, meine Tochter hot g'schriebe, i schull heit kumme, sche wolle mi scho ermart.“ — Uns kam in diesem Augenblicke unwillkürlich der Gedanke: Gott, wenn durch irgend welchen Zufall das arme, hilflose Geschöpf nun verpaßt würde und mutterseelenallein in der großen Stadt dastände! Mein Nachbar raunte mir so etwas in die Ohren und meinem Gegenüber las ich's von dem bedenkllich in die Länge gezogenen Gesichte ab.

Unsere Unterhaltung wird abgelenkt. Ich lasse mir von dem jungen Manne die Erlebnisse seiner Schwarzwalddreise erzählen; sie setzen sich neben der Aufzählung einer Reihe von Ortsnamen und leiblichen Nüßsalen aus Schilderungen der so schlichten und gutherzigen wie kaisertreuen Schwarzwälder Bauern zusammen, wie diese in D. angesichts der Fremden ein Hoch auf den deutschen Kaiser ausgebracht hätten, wie sie in N. eilenden Laufes herzugekommen wären, um die Fremden nach dem Ergehen des geliebten, greisen Helden zu fragen.

„Sehen Sie nur, sehen Sie nur“, macht mich der Sprechende, plötzlich sich unterbrechend, aufmerksam, „wie die Alte die Nähe ihrer Tochter wittert, wie unruhig sie hin und her rückt, als wär' Quecksilber in ihre Glieder gefahren, wie ihre Augen leuchten, wie unverwandt sie hinausgah!“ Und wirklich,

das ganze Wesen zeigte die höchste Erregung. Konnte man ihre eingefallenen Wangen schon vormem nicht zu den verblühten zählen — so hatte Arbeit und Lebenslust sie noch frisch erhalten — so glühten sie jetzt hochroth auf. Bei jedem Häusercomplex, den wir vom Wagen aus gewahren, fragt sie, ob das noch nicht F. sei, und als ihr endlich bedeutet wird, daß der letzte Haltepunkt erreicht sei, packt sie ihre Siebensachen zusammen und hat nur noch ein Auge für das Außen. Der Zug hält in F. Wie eine Zwanzigjährige hüpfte sie vor uns hinaus, ohne unsere Hilfe abzuwarten. Aber da steht Niemand, der sie in Empfang nähme; kein liebevoller Arm streckt sich ihr entgegen. Rechts und links werden die Aufgestiegenen empfangen, jüngere noch als sie, die alte Frau steht einsam, hilflos, verlassen da. Wir trösten sie, ihre Tochter werde ja noch kommen, aber stumm reden ihre Züge schon die furchtbare Sprache der Verlassenheit. Der Zug, der uns hergeführt, wird inzwischen zurückgefahren. Wir sind die einzigen Menschen noch auf dem Perron. Nicht von der Stelle ist die Alte zu bringen. Die Thränen rinnen ihr über die vor Erregung sieberheißen Wangen. Es kommt auch Niemand mehr herauf. Mit Mühe reden wir ihr zu, daß sie uns in die Wartezimmer folgen solle. Zitternd, ihren Füßen keine Macht gebieten könnend, leistet sie endlich Folge. Wir unterstützen sie und führen sie in die Zimmer, wo der Anblick der vielen ab- und zugehenden Menschen sie wieder etwas zu ermutigen scheint. Wie eine Störchin nach den geraubten Jungen, blickt sie angstvoll nach der sich auf und zu bewegenden Ausgangstür. Wir warten, bis uns selbst die Geduld ausgeht. Die Alte im Stiche lassen, wir hätten es nicht über uns gebracht. So beschließen wir nach einer vollen Stunde Wartens, mit ihr den Weg in die Stadt anzutreten, nachdem wir uns nochmal darüber vergewissert haben, daß die Alte wirklich weder Namen noch Wohnung

ihrer zukünftigen Schwiegerohnes kennt, dem die Tochter bereits die Wirthschaft eingerichtet hat. Wir schleppen die Alte, deren lebendiges Temperament nunmehr längst einem apathischen Maß gemacht hat, mühsam zum ersten Polizeiamt; dort kann uns keine Auskunft erteilt werden. An uns vorüber laufen Hunderte von Menschen, nur nicht die rechten. Zur Zeit besinnen wir uns, daß das Aufgebot beim Standesamte bereits vollzogen sein muß. Wir fragen uns zum Standesamt. Dasselbe ist natürlich bei der vorgerückten Abendstunde längst geschlossen. Dort hängen aber in schwarzen, vergitterten Kästen die Aufgebote. Wir lassen uns Namen und Herkunft der Alten sagen und stöbern unter der großen Anzahl derselben umher. Ein Licht, das wir uns zu verschaffen wissen, muß uns bereits zu diesem Geschäfte leuchten. Keine Hoffnung, obwohl wir uns zu den am höchsten hängenden Bogen hinaufgelesen. Sollte das Aufgebot, als bereits abgelaufen, schon abgenommen sein? Da endlich — noch einen Kasten gegenüber haben wir übersehen, da hängt's. Es ist der letzte Tag, morgen ist's abgelaufen. Nun haben wir den Namen des Schwiegerohnes. Welcher Freudestrah! auf dem von Angst und Qual geblähten Gesichte! Sogleich nehmen wir einen Fiacier und fahren nach dem Haupt-Polizeiamt, um die Wohnung des Bräutigams zu erfragen. Man sieht uns prüfend an, ehe man sie aufschlägt. Zur Orientirung lasse ich einige Worte fallen. Straße und Nummer werden uns genannt. Derselbe Fiacier, welcher uns gebracht, fährt uns zur Stadt hinaus, an hundert schönen Villen vorüber, in die Vorstadt.

Nach halbständigem Fahren langen wir an. Zwei steile Treppen leuchten wir athemlos hinauf. Die Wohnung ist verschlossen. Von den anwohnenden Leuten wird uns gesagt, der Bräutigam sei gestern nicht zu Hause gekehrt, die Braut sei außer sich gewesen und habe den ganzen Vormittag nach ihm gesucht. Vor einigen Stunden habe sie plötzlich

Nachricht erhalten und sei stehenden Fußes fortgeeil, ohne zu hinterlassen, wohin. Andern Tags solle die Hochzeit sein und sei schon alles hergerichtet. Erschöpft sinkt die Alte auf einen Stuhl, der ihr freundlichst gebracht wird. Man beruhigt sie und spricht ihr freundlich zu. Ihr zukünftiger Schwiegerohn sei ein tüchtiger und fleißiger Arbeiter, der auch viel Geld verdiene, und wenn ihm sonst kein Zufall begegnet, wäre er selbstverständlich zur Stelle gewesen. Die Tochter habe gewiß in der Aufregung der Mutter Ankunft versäumt; auf jeden Fall sei ihre Anwesenheit zu jener Zeit anderweit notwendig gewesen. Die Alte solle nur das Beste erwarten und so lange da bleiben, bis die Tochter komme. Sie sei ja hier richtig an Ort und Stelle. Da meine Anwesenheit nunmehr überflüssig geworden, nahm ich Abschied, versprach aber der Alten — und das Versprechen wurde mir bei dem Interesse, das ich an der ganzen Sache genommen, leicht — Tags darauf mir die Aufklärung dieses Räthsels zu holen.

Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich am Morgen des kommenden Tages höre, daß die Tochter spät Abends heimgekehrt sei, die Mutter laut weinend begrüßt habe, darnach auf einmal zusammengesunken sei und noch kein Wort über die Lippen gebracht habe. Der Bräutigam sei auch noch nicht zurück. Ich eile schnell zum Arzt; derselbe constatirt eins der heftigsten Nervenfieber. Die Mutter ist unausgesezt am Krankenlager beschäftigt. Statt der erwarteten Hochzeitsfreude muß sie Krankenpflegerdienste verrichten.

Am Abend komme ich wieder, es ist noch dasselbe unaufgeklärte Räthsel. Der Bräutigam fehlt immer noch, von der Tochter ist noch kein Wort zu erwarten.

Am dritten Tage mußte ich F. in aller Frühe verlassen. Als ich während der langweiligen Fahrt die F.-Zeitung von vorn bis hinten durchlese, fällt mir auch der Polizeibericht in die Augen:

„Es sind am . . Juni verhaftet und in's hiesige Polizeigefängniß abgeliefert worden: der Mauergesell C., der Zimmermann B. und der Schreiner-gesell W. wegen Majestätsbeleidigung.“

Arme Braut! arme Mutter!

Der Wehrmann.

Nach einer Begebenheit erzählt.

Am Waldfaum draußen, wo das Dorf sich endet, steht ein Hüttchen still und halbverborgen; in seinem Fenster liegt der Abendsehein. — Am andern Rand des Thales ragt ein Schloß, durch dessen Fenster Luster schimmern. Es ist das stolze Haus des strengen Werksherrn, dessen Hämmer pochend haben längst schon die Idylle aus dem Thal geschleucht. Von diesen Hämmern her, der Hütte zu, geht rasch ein junger Mann im Arbeitsittel; er ist erregt, und finster starrt er drein. — Sein Weibchen mit dem Kind kommt ihm entgegen.

„Was fehlt Dir, Franz, daß Du nicht heiter bist?“

„Ei, laß das jezt, Du wirst es schon noch hören.“

„Mein lieber Mann, Du gibst mir Deine Freude, so will mit Dir ich auch den Kummer theilen!“

„Nun, wenn Du's wissen willst — ich bin entlassen — entlassen von der Arbeit! — Daß ich in früh'rer Zeit für meines Gleichen Lohn erhöhng habe angestrebt, der Werksherr kann mir's nicht vergessen, und rächt sich nun in arbeitsarmen Tagen, und stößt mich aus der Werkstatt, ja noch mehr — aus dieser Hütte stößt er mich mit Weib und Kind! In dreißig Tagen sind wir Bettelleute. — Jezt weißt Du's, Weib, jezt Klage oder lach' — oder fluch' dem harten Mann den Teufel an den Leib, wie Dir es besser dünkt!“ —

„Mein lieber Franz!“ sagt hierauf das Weib, ich Klage nicht, und fluchen kann ich nicht. Der Werksherr straft

Dich hart, doch Du an seiner Stelle würdest auch so handeln. Da gibst nicht eigene Wahl, das Muß bestimmt den Herrn, so wie den Knecht. — Sei ruhig nur, 's wird Alles wieder gut. Du bist ein braver, arbeitsamer Mann; ich hab gelernt zu tragen und zu sparen und unseres Kindes Wieg' ist unser Heim! —“

„Du bist ein herziges, ein treues Weib,“ sagt er und legt um ihren Nacken seinen Arm.

Schon tief ist's in der Nacht. Sie sitzen noch beisammen an des Kindes Wiege und trösten, laben sich an dessen sanftem Schummer, und süßer Frieden, den die Liebe gibt, ist eingezogen in ihr Herz. — Da hebt das Weib den Kopf und horcht. „War das nicht Hornsignal?“

„Du hast Dich wohl getäuscht?“ sagt er, „es schrillt der Wind, wir kriegen schlechtes Wetter.“

Da gellt durch stille Nacht ein zweiter Stoß in's Horn und „Feuer“ schallt es draußen auf der Gasse; die Fenster fliegen auf, die Thüren knarren.

„Leb wohl,“ sagt Franz und küßt das Kind, beruhigt noch sein Weib mit zuversichtigen Worten, und eilt davon als Mann der Feuerwehr, die frei und willig sich vor Kurzem erst zum Dienste der Gemeinde hat gebildet. Schon schlagen auf dem Thurme Glockenzeichen, die Leute fahren angstvoll durcheinander „Feuer! Feuer! O barmherziger Himmel!“ — Im rothen Scheine leuchten schon die Mauern, die Wolken schimmern glühend und die Funken schwirren durch die sturmbevegte Luft, aufgeschredte Schwalben kreischen, und die Thiere röhren in den Ställen, Männer schreien, fluchen, Weiber jammern durch die Gassen; von den Fenstern nieder fliegen alte Möbelstücke und auf das Ersparte wird vergessen in der Wirrnis. Horngeschmetter schrillt dazwischen, und die Eimer und die Spritzen rasseln und die schweren Wasserwägen knarren durch das Dorf hinaus, dem Schlosse zu, das in hellen Flammen lodert. In wilder Angst und Flucht ist Alles. Nur er, der Herr des

Schloßes, glaubt geborgen mit den Eichen sich im Gartenhause unter hohen Linden und blickt gelassen auf das brennende Gebäude, und murmelt mit Ergebung: „Der Himmel gab es, der Himmel nahm es! Er wird es wiedergeben, — 's ist gut assicurirt.“ Wohl anders denkt die Feuerwehr; Verlust ist ihr Verlust, trifft er Einen, oder trifft er Alle, was durch das Element zu Grunde geht, um das wird ärmer ja die ganze Menschheit. Und wacker, kühn, wie echte Männer handeln, ergreifen sie den Streit und kämpfen mit dem Feuer um jedes Brett am Dach, um jeden Giebel, an welchem schon die Flammen leden. Leitern knaden, Feuerhaken krachen, aus den Schlingen schießen Wasserprünge, und im Rabe prasselnd, zischen sie auf Dächer nieder; auf und unter, zwischen Feuer, zwischen Wasser, über Häuser, Steine, halbverkohlte Brände, klettern frisch die Männer, spielen kühn ihr Leben aus, für Gut und Heil des Nächsten. Da gestt vom Gartenhaus' ein schriller Schrei; die Frau des reichen Mannes vermißt ihr erstgebornes Söhnlein; es muß im Hause sein, im brennenden Gebäude. Wer kann — o Gott! sich jetzt noch in die Gluthen wagen, wenn Balken schon um Balken stürzen? Die Mauern wanken! — Und des Rauches wilde Wirbel um die Thürme wogen. „Wer wagt's, wer wagt's, das Kind zu retten? des Werksherrn Sohn? — Nicht an des reichen Werksherrn Sohn denkt Franz, nur die Mutter hört er schrei'n nach ihrem Kinde; so stürzt er rasch sich in das lodernde Gebäu', eilt unqualmt von Rauch, umsprüht von Flammen, durch die Gänge, Säle und Gemächer, eine Wanderung durch die Hölle, suchend nach der Mutter heißgeliebtem Kinde; und sieh', nach der Minuten langer Zahl fährt durch den Rettungsschlauch herab, des reichen Mannes Kind, — und er — der wackere Franz? — Krachend stürzt die Decke, das Gewölbe ein, und in den Schutt des Feuergrabes sinkt der Retter.

Eine Witwe mehr im Ort und eine Waife. — — Und nach dem Kirchhof

schwankt, von Kränzen überdeckt, der Sarg des braven Wehrmanns.

Ein einfach Kreuz steht heut' auf seinem Hügel, und trägt die schlichten Worte: „Er gab sein Leben für den Nächsten hin.“ —

Letzte Kunde von der Dorfschönen.

Im August und September sind die Bauern am ärgsten. Die wilde Ueppigkeit auf den Auen, in den Wäldern, die Reife auf den Kornfeldern und Obstgärten mag daran Theil haben. Die in den Sommermonaten gewonnene verjüngte Kraft, die in der gesegneten Erntezeit aufgebeßerte Nahrung, die erquicklichen, kühlen Herbsttage und die länger werdenden, lauschigen Nächte mögen Theil daran haben, daß der Bauernbursche im August und September am schlimmsten ist.

Der jungen Witwe wollen sie keine Ruhe lassen. Vielleicht geschah es aus dem christlichen Grundsatze, die Betrüben trösten — jeden Abend klopfen sie an's Fenster.

Die Kundl hörte es kaum, sie dachte nur an ihr Mischerle und sie träumte von ihm. Und einmal, es war just am Abende des Laurentzitag's, war das Mischerle draußen. Ganz daselbe Klopfen, ganz derselbe Fensterspruch, ganz dieselbe Gestalt. Hatte sie doch in jedem Abendgebete gefleht, daß ihr Mischerle nur noch einmal zurückkehren möge, sie wolle Alles gutmachen und ihm lieb sein überaus. Er reckte jetzt die Hand zum Fenster herein, die Kundl sagte sie, sie war kühl und fein und zart — das war nicht Mischerles warme, rauhe Hand, das war eine Stadtherrn-Hand. Vor Schmerz und Wuth biß die Kundl in einen der fünf Finger. Der Eigenthümer zog den Arm kreischend zurück und machte sich davon.

Ansonsten sagte sie es Jedem, der anfragte, zum Liebeln wäre sie nicht aufgelegt, eher zum Heiraten.

„Schöne Weißbilder sollen gar nicht heiraten“, belehrte sie einmal Einer, „sie sollen sein, wie die Sonnen und die Sonnen ist für Alle.“

„Und die ist für Dich allein!“ antwortete die Kundl, da hatte er eine Ohrfeige.

Schlagen ist grob, sagt ihr? Schöne Weiber auf dem Dorfe, wenn sie nicht grob sind, so sind sie auch selten brav. Es kann nicht anders sein.

Für arme Weiber ist Schönheit eine schwere Sach'. Und die Kundl war noch schöner, seit sie blasser Wangen und feuchte Augen hatte.

Es ist erzählt worden, wie sie vor zwei Monaten mit ihrem Manne nach Maria-Zell gegangen war. Nun ist es aber in der Lahnborfergegend auch Sitte, daß nach einem Todesfalle die Verwandten des Verstorbenen eine Wallfahrt nach Zell machen, wozu der Lahnborfer Verleumder nichts zu bemerken hat, als daß es bei Witibern, die ihr Weib verloren, zur schuldigen Dankagung geschehe. Das, von dem lachenden „Witiber“ ist ja der alte, platte Spaß, der eben zu schlecht ist, um vergessen zu werden. Der Witwer heiratet wieder, die Witwe macht es auch so, und das ist schließlich doch immer noch die aufrichtigste Trauer um den Verlorenen.

Zum großen Frauentage im August nahm die Kundl ihr Bündel und ihren Pilgerstab und ging gen Maria-Zell. Was sie bei dieser Wallfahrt ausstand! An jeder Stell', wo sie vor zwei Monaten dem guten Mischerle ein hartes Wort gesagt hatte, stand sie still und schluchzte, daß ihr ganzer Körper bebte. Mancher Vorübergehende fragte mit Theilnahme, was ihr fehle. Sie winkte ihn mit einer Handbewegung hinweg. Wie hatte das Mischerle über den Seeberg so schwer getragen! „Mann! Mann!“ rief sie jetzt, „so hart noch lange nicht, als wie ich heute trag' am schwereren Herzen!“

Als sie endlich zu jener Botivtasele kam, wo der Sohn eines im Wasser

verunglückten Vaters den Vorübergehenden die Worte zuruft:

„O lieb', so lang Du lieben kannst,
O lieb' so lang Du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo Du an Gräbern stehst und klagst.“

Da stieß sie die beiden Fäuste gegen ihre Brust und schrie: „Wahr ist's! Wahr ist's!“

Unter dem Schatten einer Esche setzte sie sich nieder und bedachte die jetzige Zeit und bedachte die vergangene. Im vorjährigen August war's, schier um solche Zeit, daß ihr im Traume fortweg zu Sinne kam, es thäte eine Veränderung mit ihr nehmen, ehevor das Jahr umgeht. Welche? das war dazumal die Frage. Heute hatte sie Antwort. — Sie war mit dem Schleiermischerle bekannt worden, sie war seinetwegen aus dem Dienst gegangen, sie war sogar etlich' Zeit in der Weiten umvagabundirt; das Mischerle war ihr nachgelaufen — närrisch war's von ihm! Hernach hatte sie geheiratet, darauf war sie Witwe geworden. Und das Alles während der kurzen Zeit, als im Gebirge das Winterkorn wächst und reift. — Wenn sie nun dort zum Bache ginge, der milchweiß über die Steine rauscht und gleich daneben wieder so still und klar ist, und könnte Alles von ihrem Herzen waschen, was sie brennt an Weh, und könnte Alles von ihrem Herzen waschen, was sie drückt an Schuld! — Sie steht im Grunde ja noch gerade so da, wie vor einem Jahre, fast so jung, so schön, so arm. — Von außen gesehen, ja; aber was ein Herz gewinnt, verbricht und verliert in einem Jahr, das ändert ein Leben. Es ist bei uns Andern auch so; etwa erträgt es das arme Dorfkind noch leichter als wir.

Kunigunde Pachner kam von der Wallfahrt gesaßt nach Hause. Und das hatte sie gelobt: sie will bei den alten Eltern des Mischerle verbleiben und für sie arbeiten und sie pflegen, wie es einer Tochter ansteht. Und wenn — was ihr täglich und täglich träumt —

das Mäherle doch noch einmal zu ihr kommt, und sollte es noch so klein sein, sie will es halten an ihrer Brust in heißer Lieb' und Treu, und ihn hüten und ihm wohl thun, so lang' sie bei ihm darf verbleiben . . .

So ist's recht und so wird's gut sein. — Und nun, Kunigunde Pachnerin, Gott behüte Dich! Bleib' gesund, und wenn es Dir wieder recht gut geht und Du noch einmal lustig wirst, so laß' es uns wissen.

Wer kriegt den Zwanziger?

Ein Volksschwank.

Der Schmitzer-Franz geht, sobald sich die Sonne ihr Bett zurecht macht, in seinen Keller. Heim aber — findet er nie, obwohl er seit vierzig Jahren täglich diesen Weg macht. Er übernachtet im Straßengraben. Wer ihn darob zur Rede stellt, dem antwortet er mit folgender Geschichte, deren historische Wahrheit und deren Moral übrigens nicht in allen Stücken zu unterschreiben wäre.

Einmal wandern unser lieber Herrgott und der heilige Petrus in der größten Hitze auf einer staubigen Straße. Da findet Petrus einen Zwanziger und freut sich rechtsschaffen darüber.

„Da kaufen wir uns in nächsten Dorf gleich ein Seidel Wein.“ (War noch die gute, alte Maß.)

„So“, sagt der Herrgott d'rauf, „Du willst das gefundene Geld ver trinken! Petrus, Petrus! Ueber zwei Jahre lang reis' ich mit Dir schon herum und Du hast Dich noch kein Brösel bekehrt! Gerade so, wie wir diesen Zwanziger gefunden haben, werden wir ihn wieder verschenken.“

Den Petrus hat diese Rede des Herrn sehr ergriffen.

Wie sie so weiter gehen, sehen sie auf einer Wiese zwei Kuhdirnen Gras mähen. „Schau“, wispelt der Petrus, dem Herrgott zu, „wie die Eine fleißig ist; die hat schon einen ganzen. Schiebkarren, die andere kaum eine Kreunze voll Gras. Willst Du, so gib ich dem

saubern, fleißigen Dirndl unsern Zwanziger, wenn er schon verschenkt werden muß.“

„Weileibe nicht!“ antwortet der Herr. „Die graßt deswegen so geizig, daß sie die andere beim Dienstherrn recht verschwärzen kann; und doch betrügt sie ihn mehr, als ihre ganze Graßerei werth ist. Die kriegt den Zwanziger nicht!“

Darauf schleichen sie still weiter. — „Gelobt sei Jesus Christus!“ keift eine Weiberstimme hinter einem Zaun hervor.

„In Ewigkeit Amen!“ sagen sie.

„Wo reisen denn die Herrschaften hin? Ich geh wallfahren nach Maria-Zell, bitt und bet' recht fleißig, daß einem unser Herrgott noch beisteht. Ich wollt', ich wär schon lang nimmer auf dieser gottlosen Welt. Jetzt ist's ja gar nicht mehr zum aushalten. Niemand glaubt mehr nichts, Niemand geht mehr in keine Kirche und Niemand mehr wallfahren. Wär's da ein Wunder, wenn unser Herrgott mit dem Donnerkeil d'reinschlagen thät? Geht's auch mit mir nach Maria-Zell! Drei Rosenkränz' geben mehr aus, als einer! Dürft nicht fürchten, daß mein Mann vielleicht nachkommen könnt; — ich hab' keinen — möcht auch keinen — will als reine Jungfrau sterben!“

Länger kann das der Herr nimmer anhören, er dreht sich um und geht. Da zupft ihn Petrus am Ärmel, zieht aus der Tasche den Zwanziger heraus, nickt dem Herrn bedeutungsvoll mit dem Kopfe zu.

„Untersteh' Dich!“

Petrus steckt den Zwanziger wieder langsam ein und tappt murrend nach. Mitten auf dem Weg bleibt auf einmal der Herrgott stehen und schaut Petrus mit seinen großen Augen ruhig an: „Du, diese alte Jungfer sollt' Dein Weiß werden, die thät' dich gewiß g'scheit machen!“

Wie sie dann zu einer Brücke kommen, sehen sie von weitem einen Kaufschigen näher trollen. Der singt ein lustig' Liedel.

„Heut' geht d' Uhr schon recht“,
denkt sich der Petrus, wenn der Herr
den sieht, wird er noch viel grantiger;
— und laut: „Ich laufe hin und sag'
ihm, er soll das Singen fein bleiben
lassen, 's ist eine Schande und ein
Spott!“

„Nein, wir setzen uns unter die
Brücke und hören ihm zu.“

„O Herrgott im Himmel,
Ersthaffer der Welt, hollidieh, hollidieh,
Geh, schick mir funfzig Gulden,
Ich brauch a kloan's Geld! hollidieh, juchhe!

Auf der Welt wär's wohl schön,
Auf der Welt wär's wohl z'bleib'n,
Wann's nur amal a Stündl
Nachte Zwanziger thät schneib'n!“

Gestern und heunt
Und morg'n an schön Kauf,
I geh mit kloan Kini,
Kloan Herrgott in Lauf.“

„Schau“, ruft der liebe Herrgott,
„solche Leute gefallen mir, die sind
zufrieden. Lauf' geschwind und gib' ihm
den Zwanziger.“ **A. Liebleitner.**

Schwänke eines osmanischen Gulen- spiegels.

Von Murad Efendi.

Der verfordene Kessel.

Unter'm Turban, unter'm Hüte
Steckt im Grund die gleiche Sorte,
Und der Schwank, den ich erzähle,
Voll bestätigt diese Worte.
Daß der Türken Gulenspiegel,
Chodja Kahraddin — so heißt er —
Seinem deutschen Bruder ähnlich
Auf ein Härchen, das beweist er.
Unser Chodja — das ist Lehrer,
Denn es hat ihm nichts verschlagen,
Was er selbst zur Noth nur wußte
Seinen Schülern vorzutragen —
Aber ohne weitem Umschweif:
Kahraddin hatt' einen Nachbar,
Einen kieselharten Geizhals,
Diesem war die Näh' nicht laßbar,
Aber lächerlich oft andern,
Denn des Schalkes Spürerblicke
Kreuzten dort, und immer sann er,
Wie er ihm am Zeug was fide.
Eines Abends kommt zum Nachbar —
Werden Ibrahim ihn nennen —
Kahraddin: „Mein werth'er Nachbar,
Dankbar würd' ich's anerkennen,
Wolltet Ihr für heut' mir borgen“ —
Ibrahim's Gesicht erblähte —

„Einen Topf zum Silabfuchen.“

Ibrahim sich wieder faßte.
Borgen? Borgen diesem Spötter?
Ja, 'nen Strick, daß man ihn hänge —
Aber weigr' ich's, bringt mit Nächstem
Er mich wieder in's Gedränge.
„Hier! doch bitt' Euch, tragt nur Sorge,
Daß der Topf nicht übel fahre,
Ist geknickt zwar aber werthvoll,
Eine kostbar theure Waare.“ —
Tags darauf erscheint der Chodja.
„Kom mein Topf etwa zu Schaden?“
„Ohne Sorge, Nachbar, dank Euch!“
Stellt zwei Töpfe in den Laden:
„Eure Töpfe.“ —

„Meine Töpfe?“
I w e i ? — Ja richtig — werd' vergehlich.“
„Mein, Herr Nachbar, dieser neue —
Was ich sage, ist verlässlich —
Ist das Junge von dem andern,
Ja, von eurem, der entbunden
Heute Nacht auf meinem Herde,
Und so hab' ich i w e i gefunden.
Falls ihr aber zweifelt“ —

„Zweifeln?“
Ihr bezeugt's, dann ist's auch richtig,
Zwar recht seltsam — aber zweifeln —
Euer Wort ist zu gewichtig. —
Bald kommt Ibrahim zum Chodja:
„Euer Dach strahlt Wunderregen —
Wenn ihr wieder was benöthigt —“
„Nein! — Doch sei's, nur Euretwegen. —
Leih' mir euren Messingkessel.“
„Gern! Befehlt doch auch die Kanne;
Ihr erfüllt mein Herz mit Freuden —
Rehmt! — Wär's doch 'ne Kupferwanne
Nist, bin nun an euch geteufelt
Mit des Dankes Eisenkessel!“ —
Eine Woche ist verfloßen.
„Nun, Herr Nachbar — und mein Kessel?“
„Ist gestorben.“

„Tolle Poffen“
„Ach und Weh! auch schon begraben!“
„Laßt die Schnaden!“

„Ganz im Ernste!“
„Mensch! den Kessel will ich haben!“
Und der Streit kommt vor den Kadi.
„Kann der Topf den Topf gebären,
Nun, so sann man einem Kessel
Auch das Sterben nicht verwehren.“
Ob das Ibrahim nicht billigt,
Hat's der Kadi doch bewilligt,
Und im Ort die Alten, Jungen,
Haben Kessels Tod besungen.

Der Chodja als Prediger.

Chodja's Dasein war ganz leidlich,
Läß' ihm nur nicht ob zu pred'gen;
Darin war es schwach — d'rum sann er
Deh' sich möglichst zu entled'gen.
Eines Freitags, in der Djami*),

*) Djami = Bethaus.

Als er nach den Festgebeten
Den Winbeer — so heißt die Kanzel
Bei dem Türkenvolk — betreten,
Sprach er dieses zur Gemeinde,
Reihe in dem Blick, den Mienen:
„Welchen Punkt wir heut' behandeln,
Kennt ihr ihn, o Mosleminen?“
D'rauf die andern: „Rein, o Chodja!
Laß uns hören!“ — Andachtsstille. —
„Kennt ihn nicht, o Glaubensbrüder?
Nun, so ist's wohl Allah's Wille,
Daß ihr es nicht wissen solltet,
Auch nicht sollt. D'rum laßt uns scheiden.
Was uns frommt, was nicht, weiß Allah,
Was nicht soll sein, laßt uns meiden.“ —
Und er freut sich, daß die Predigt
Er so mühlos heu'r erlebigt. —
Nächsten Freitag frug er wieder
In derselben Art die Frommen.
Diese, nun gewißig, dachten:
Deut' soll er uns nicht eukommen.
„Ja, o Chodja, wissen's, aber
Sprich — Dein Wort ist süß und flüssig.“
„Wißt ihr's? dann o Mosleminen,
Dann ist Wiederholung müßig.“
Und er freut sich, daß die Predigt
Er zum andern so erlebigt. —
Freitags d'rang in gleicher Weise
Ob der Chodja an zu fragen,
Doch man war nun vorbereitet;
Diesmal hat man ihn am Kragen.
„Ja, wir wissen!“ so die einen —
„Nein, wir nicht! laß, Chodja, hören!“ —
„Wohl, so mögen die da wissen,
Die Nichtwissenden belehren!“
Und er freut sich, daß die Predigt
Er zum dritten so erlebigt. —

Bücher.

Topographisch-statistisches Lexicon von Steiermark mit historischen Notizen und Anmerkungen, herausgegeben von Josef And. Janisch. 1. Band. Graz, Druck und Verlag von Leytam-Josefsthäl, 1878. Es ist nun schon lange her, daß das treffliche Karl Schmuß'sche historisch-topograph. Lexicon von Steiermark erschien. Es war dies der erste Versuch eines derartigen lexicallischen Werkes und zwar, wie man gleich bemerken muß, ein vorzüglich gelungener Versuch. Der Verfasser des umfangreichen Werkes hatte jahrelang in Archiven und Bibliotheken vorgearbeitet, er war eine Persönlichkeit, welche die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Johann, des hohen eifrigen Culturförderers in unserm Vaterlande, schon von Anfange seines Wirkens an auf sich gezogen, und mit seinem Lexicon von Steiermark hatte er ein Werk geschaffen, das seinen Namen für immer an sein Vaterland knüpfen sollte. Aber trotz der Trefflichkeit des Lexicons von Schmuß mußte dasselbe doch einem Geh-

ler anheimfallen, dem eben kein Topograph ausweichen kann. — Die Jahre zogen darüber hinweg und das Buch veraltete.

Solche Gründe machten daher die Herausgabe eines neuen topographischen Lexicons von Steiermark nothwendig und der großen Mühe, die Arbeit zu unternehmen, unterzog sich Josef Andreas Janisch.

Von diesem neuen topographisch-statistischen Lexicon liegt uns nun der erste Band vor, der die Buchstaben A—K umfaßt. Ueber jedes gesuchte Schlagwort, das sich auf Steiermarks Boden bezieht, findet man hier die detaillirteste Auskunft; die einzelnen Artikel sind von oft überraschender Genauigkeit, die inzwischen erschienene Literatur ist treu und gewissenhaft benützt und nicht nur trodene statistische und topographische Daten, sondern auch reichen historischen Stoff bietet uns der gewandte Herausgeber. Wenn wir ihm eine Andeutung geben dürften, so wäre es die, daß er zur Vervollständigung des historischen Materials noch reiche ungedruckte Quellen für manchen Artikel im steiermärkischen Landes-Archiv finden könnte.

Das vorliegende Werk hat vor seinem Vorgänger, dem Lexicon von Schmuß, außer den neueren Daten auch die größere Reichhaltigkeit überhaupt voraus und wird gewiß überall nicht nur zum Nachschlagen, sondern auch zur Lectüre der einzelnen sehr hübsch geschriebenen Artikel die besten Dienste leisten.

Eine sehr willkommene Beigabe ist das am Schlusse des ersten Bandes angeführte Verzeichniß der bei Abfassung dieses Lexicons benützten gedruckten Quellen, nicht uninteressant das ebendasselbst eingefügte Verzeichniß der Gönner, Mitarbeiter und Correspondenten des Werkes. — Der erste Band umfaßt 17 Hefte, wovon jedes zwei überaus sorgfältig ausgeführte lithographische Ansichten steiermärkischer Ortschaften enthält. Die Ausstattung ist eine tadellose — der Preis im Verhältniß zum Gebotenen sehr niedrig gestellt.

Franz Böckl.

Verkaufst. Novelle von Alfred Friedmann. Leipzig, Reclam'sche Universalbibliothek. — Diese Erzählung möchte uns fast classisch anmuten, auch wenn sie nicht unter und zwischen Classikern in der Universalbibliothek vor uns träte. Rein an Form, reich und gediegen an Inhalt. Ein wenig idealistisch, aber deshalb nicht minder wahr; ein wenig pathetisch, aber deshalb nicht minder geistvoll. Ein junger, thatendürftiger Mann sucht die Ideale, die Kunst und findet das Weib und findet im Weibe und sich die Welt. Das Büchlein liest sich im hohen Grade anregend und offenbart sich in demselben der Verfasser der „Biblischen Sterne“ auch als Meister der Novelle.

Dieses Heft bietet zwei köstliche Schwänke des osmanischen Eulenspiegel's Kaffeedin Ghodja, aus der Sammlung von Murad Efendi, welche in der Scholze'schen Hofbuchhandlung zu Oldenburg erschienen ist. Diese Gedichte geben bereitetstes Zeugniß von dem echten, ursprünglichen Humor in Efendi's Buch, welches eine der liebenswürdigsten Gaben der neuesten Literatur ist.

Nast alle europäischen Reisegebiete sind in Meyers so berühmt gewordenen Reisebüchern bereits vertreten, nur dasjenige, welches nächst der Schweiz jetzt das beliebteste Reiseziel geworden ist, entbehrt noch den Führer im braunen Rod. Diesem Mangel ist durch ein hübsches, soeben erschienenen Buch abgeholfen. **Meyers Reisehandbuch für die Deutschen Alpen: Oestlicher Theil**, umfassend Baprisches Hochland, Nord-Tirol, Vorarlberg, Oesthaler Alpen, Brennerbahn, Süd-Tirol, bearbeitet von Dr. Heinrich Roë. Mit 4 Plänen, 16 Karten, 11 Panoramen und 13 Ansichten. — **Oestlicher Theil**, umfassend Salzburg-Versteigesaden, Tauern, Fusterthal, Dolomiten, Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Küstenland, Dalmatien, bearbeitet von Franz Keil, Dr. Heinrich Roë und Prof. Dr. Frisch auf. Mit 9 Karten, 3 Stadtplänen, 8 Panoramen und 21 Ansichten in Stahlstich. (Verlag des Bibliographischen Institutes in Leipzig.) Besonders machen wir österröische Touristen auf die Abschnitte Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain zc. aufmerksam, welche aus der Feder Frisch auf's, des besten Kenners jenes Gebietes, hervorgegangen sind. Was speciell die Steiermark anbelangt, so sind wir durch dieses Buch freilich nicht um einen Schritt weiter gekommen, als wir bisher durch Frisch auf's zwar verlässlichen, aber viel zu wortlangen Führer gestanden. Während die Beschreibungen von Salzburg und Tirol geradezu glänzend ausgestattet sind, erfreut sich Steiermark nicht eines einzigen Bildes. Das Gefäuf, Auffer, Mariazell, die Sulzbacher-alpen u. s. w. scheinen für den Bildner noch nicht entdeckt zu sein. Steiermark, so reich und mannigfaltig an aturfschönheiten, bleibt das Aschenbrödel.

Die Alpenpflanzen. Nach der Natur gemalt von Josef Seboth, mit Text von F. Graf

Zur Beachtung. Mit diesem Heft beschließt der „Heimgarten“ den zweiten Jahrgang. Das erste Heft des dritten Jahrganges, welches schon Mitte September ausgegeben wird, bringt unter Anderem: **Das ewig Weibliche.** Eine Erzählung aus sturmvollem Lagen von B. K. Kofegger. **Aus der Mappe des Fabulisten.** Von Eduard Bauernfeld. **Heinrich Martin's denkwürdige Nacht.** Novelle von Alfred Meißner. **Ueber das Glück.** Von Robert Hamerling. **Poesien.** Von Ludwig Anzengruber und Rudolf Panmbach. **Die Gnädige im Extrazimmer.** Von Friedrich Schöllgl. **Einfeidler in den Alpen.** Von Ludwig v. Hörmann. **Weitere Geschichten, volkstümliche Mittheilungen** vom Herausgeber u. s. w.

und einer Anleitung zur Cultur der Alpenpflanzen in der Ebene von Johann Petrasch. 1. und 2. Heft. Prag 1878. Verlag von F. Tempsky. Dieses Werk, welches in 100 Blättern Abbildungen in Farbendruck mit Text besteht, kann besonders allen Freunden der Alpenkunde auf das Beste empfohlen werden.

Waldheim's Führer auf den österröischen Alpenbahnen mit Fremdenführer von Wien unter Mitwirkung praktischer Touristen redigirt von Heinrich Jacosen. (Wien 1878. Verlag von R. v. Waldheim.)

Postkarten des Heimgarten:

W. S. M. Leipzig: Das Blatt folgt dem jungen Künstler gerne als Gruß von der Heimat. Gut Heil!

F. D. in Modlan: Die „drei Palme“ gehaltvoll und passend, aber die Form nicht entsprechend.

Herrn Kleine, Haag: Bewusstes Buch ist übersezt und bearbeitet von D. R. Sch. Mehr ist auf dem Titelblatte nicht angegeben. Uebersetzungen aus dem „Heimgarten“ unter genauer Quellenangabe sind Ihnen gerne gestattet.

W. Prag: Ihre Hymne an den Schlaf ist so stimmungsvoll, daß uns bei dem Lesen derselben die Augen sanken.

St. M. X: Der Aufsatz: „Studenten-wirtschaft“ entstammt den nachgelassenen Schriften von Adalbert Stifter, welche Johannes Aprent bei Gustav Dedensast in Pest unter dem Titel „Vermischte Schriften“ erschienen ließ.

M. Innsbruck: „Nur die Frauen lieben's und sind Kenner — prüfen's äußerlich. Wiederum verstehen's nur die Männer — prüfen's innerlich.“ Was ist das? Stoff.

B. P. Wien: Das Gedicht sein, bis auf die Strophe: „Ja, Mädchen, mußt mir hundertmal einprägen Deine Lippen, sonst könnt' ich aus Versehn einmal an fremder Quelle nippen.“ Diese Drohung ist für ein Liebesgedicht viel zu grausam.

S. H. in Prag. „Gott dachte, da ward der Mann; Gott empfand, da ward das Weib.“ Diese Schöpfungsgeschichte ist aber nicht von Ihnen; den Gedanken hat F. M. Aren ausgesprochen.

~~AMBA~~

Princeton University Library

32101 042855435



